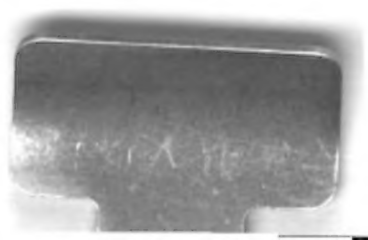


<36603052730017

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

1834.

Januar.

Wenn Geist mit Muth ihr einst, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.

das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Literatur-Blatt.

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . .

Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . 5 fl.

das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Erzählungen.

Reisen.

Länder- und Völkerkunde.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 26.

Nro. 27.

Nro. 28.

Literatur-Blatt.

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Literatur-Blatt.

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Literatur-Blatt.

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts" eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts" beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 1 — 3 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts" dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt" einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts."

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-" und „Literatur-Blatt", miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts", mit Einschluß des „Literatur-" und „Kunst-Blatts", würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-" und „Kunst-Blatts" ohne das „Morgenblatt" . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt" . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt" . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Kunst-Blatt.

Literatur=Blatt.

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Literatur-Blatt.

№ 1.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. Januar 1834.

Umwölkte Prinzen, herzbeklemmte Pairs,
Die diese schwere Last des Jammers drückt,
Hegt all' in eurer Lieb' einander nun!
Ist unsre Ernt' an diesem König hin,
So werden wir des Sohnes Ernte sammeln.

Shakespeare.
Richard III.

Karl X. und seine Familie im Schloss Buschtierad.

Der neueste, dreizehnte Band des Livre des cent-et-un enthält brüderlich nebeneinander die Beschreibung einer Wallfahrt zu Napoleons Grab von einigen enthusiastischen Verehrern des Kaisers, eine Anekdote vom Grafen von Artois, wie er kurz vor der Revolution in den Tuilerien Unterricht im Seiltanzen nahm, und einen Bericht des Vicomtes von Larochefoucauld über den Besuch, den er dem gestürzten Karl X. und seiner Familie in dem dem Großherzog von Toskana zugehörigen Schloß Buschtierad bei Prag abgestattet. Aus diesem Artikel, der stark mit der den neuen französischen Legitimisten eigenen Sentimentalität gefärbt ist, theilen wir Einiges mit, was die Leser in verschiedenen Beziehungen interessiren kann.

* * *

Ein altes, trübseliges, klosterartiges Gebäude, das eine hübsche, kraterförmige Schlucht beherrscht, zerstreute, im Laub versteckte Häuser, eine kräftige Vegetation, unten im Thal ein kleiner Teich mit alten Bäumen ringsum — dies ist der Ort, wo so viel Größe und Unglück haust, dies ist der bescheidene, entlegene Erdwinkel, auf den die Augen Europas, hier ängstlich, dort hoffend gerichtet sind, die Stelle, über welche der Himmel wacht, wobei man aber nichts versäumt, um alle Besorgniß ferne zu halten; denn zwanzig Mann, die sich täglich ablösen, versehen hier fortwährend den Ehrendienst. Wie weh that es dem französischen Herzen, Frankreichs legitimen König von Fremden bewacht zu sehen! Hier wohnt ein Fürst, den die Würde, mit der er die Schläge des Schicksals getragen, sehr hoch stellt, den nichts in der Welt sich unähnlich machen, nichts niederschlagen konnte. Karl X. hat sein Vaterland und die Zeit, in der er lebte, nie begriffen; seine Ansichten blieben unveränderlich, während das Jahrhundert vorwärts schritt, und so entstand denn zwischen Herrn und Land ein furchtbarer Bruch, ein arges Mißverständniß, dessen Folgen Allen verderblich wurden. Daß übrigens die von ihm unterzeichnete Abdankung unwiderruflich ist, weiß er so gut wie wir...

Karl X. lebt äußerst einfach, und in seinem Benehmen ist er immer höchst liebenswürdig und würdevoll. Er befindet sich ganz gut und hat in den drei Jahren weder körperlich, noch geistig im Mindesten gealtert. Sein Anzug besteht in einem blauen Frack ohne Orden, langen Tuchbeinkleidern und einer weißen Weste. Täglich geht er zwei, drei Stunden im Felde spazieren, und zwar ganz allein; er reitet fast nie und jagt nur höchst selten. Zu keiner Zeit war Karl X. in seinem

Familienkreise mehr geachtet, ja man könnte sagen gefürchtet. Er bestreitet den Aufwand des Hauswesens; die Dienerschaft geht im einfachen Frack und zeigt sich eifrig und anhänglich; ihre Anzahl ist streng nach dem Bedürfniß berechnet; es fehlt nirgends, aber Ueberflüssiges bemerkt man an keinem Ort.

Man hat viel von den Rathgebern Karls X. zu erzählen gewußt; in Wahrheit existiren sie aber gar nicht, und die Männer, die man gemeint hat, beklagen mit Frankreich die hinsichtlich der Erziehung des Herzogs von Bordeaux getroffenen Maaßregeln. Der König hat einen Willen, der die Frucht seines eigenen Ideenganges ist, und hält manchmal gar zu fest daran. Kardinal Latil bekommt den König nie unter vier Augen zu sprechen und hat sich darüber sehr laut ausgesprochen . . .

Um zehn Uhr versammelt sich die königliche Familie zum Frühstück und um sechs Uhr wird gespeist. Die fürstlichen Personen, Mademoiselle und den Herzog von Bordeaux nicht ausgenommen, präsentiren mit größter Gefälligkeit die vor ihnen stehenden Schüsseln; drei, vier Fremde werden außer dem Herzog von Blacas, dem Kardinal, den Stallmeistern und Hofdamen fast immer zur Tafel gezogen; es herrscht dabei ein sehr ungezwungener Ton und von strenger Etikette ist keine Spur zu bemerken. Die Speisen sind einfach, aber gut; der König richtet gewöhnlich an Jeden ein verbindliches Wort und geht den Gästen mit gutem Beispiel voran, indem er mit trefflichem Appetit ißt. Er sizt zwischen der Dauphine und Mademoiselle, der Herzog von Bordeaux neben jener, der Dauphin neben dieser. — Eine Stunde nach dem Frühstück trennt man sich und Jedes gibt nun den Personen, welche ihre Treue hergeführt, Privataudienz; um zwei Uhr fahren der Dauphin und die Dauphine allein aus, oder der Dauphin reitet neben seiner Gemahlin her, welche sich starke Bewegung machen muß, aber selten ausreitet . . .

In der Audienz, die ich bei Karl X. hatte, hieß er mich über dieses und jenes mit dem Herzog von Blacas Rücksprache nehmen, und sezte hinzu: „Von der Erziehung des Herzogs von Bordeaux brauchen Sie nicht mit ihm zu sprechen, denn diese geht ihn nichts an.“ Man sieht daraus, daß die Gerüchte von seinem Einfluß völlig grundlos sind; kein Mensch wagt es, irgend etwas zur Sprache zu bringen, wenn der König nicht die Erlaubniß dazu gegeben hat. Karl kam zu wiederholten Malen auf die Vergangenheit zu sprechen und sagte unter anderm folgende merkwürdige Worte: „Ich hielt es meiner, wie der Franzosen unwürdig, wegen der Promulgation der Ordonnanzen Vorsichtsmaaßregeln zu ergreifen; denn sie dünkten mir unnütz. Ich war auf Alles eher gefaßt, als auf diesen furchtbaren Widerstand, und konnte mich nicht überzeugen, daß er lange dauern werde. Noch jezt werfe ich mir nur Eines vor: mein zu großes Vertrauen; es bestand eine Verschwörung, und die Leute, die sich dessen gerühmt haben, können es jezt nicht leugnen. Ich wollte Frankreich und den Thron retten, und später hätten die Franzosen anerkennen müssen, daß es mir nie in den Sinn gekommen war, die von mir beschworne Konstitution umzustürzen.“ Karl handelt und spricht nach seiner Ueberzeugung; ist dieß nicht auch mit Lafayette der Fall? Beide träumen sich in sehr verschiedenen Sphären einen Zustand, dessen Realisation eine Unmöglichkeit ist . . .

Mademoiselle ist vierzehn Jahre alt, aber hinsichtlich der Entwickelung des Verstandes und Gefühls und nach dem äußern Anstand sollte man sie für achtzehnjährig halten. Wenn sie von Frankreich spricht, wenn sie über ihre und der Ihrigen Verbannung Thränen vergießt, so müßten, sollte man meinen, sogar ihre Feinde, oder vielmehr ihrer Familie Feinde mitweinen. Nein, Fürstin! Frankreich hat dich nicht verbannt! hat man doch Frankreich gar nicht um seine Meinung befragt! Ja, ein furchtbarer Riß war zwischen Karl X. und dem Lande entstanden; aber weiter dachte und wollte Frankreich nicht, und die Geschichte wird davon mehr zu sagen wissen, als ich. . .

Der Herzog von Bordeaux, Heinrich V., dieses Kind der Zukunft, das beim Antritt der Volljährigkeit als König begrüßt werden wird, dieser leuchtende Stern in der Finsterniß, dieses lebendige Prinzip, das einst berufen seyn wird, uns Alle zu einigen, ist für sein Alter auffallend vorgeschritten. Er ist sehr unterrichtet, aber auch in allen Leibesübungen äußerst gewandt. Er reitet trefflich, und zwar alle Tage zwei, drei Stunden; aus dem Schmerz macht er sich nichts, und er wußte nicht, warum man ihn bedauerte, als ihn das Pferd seines Gouverneurs geschlagen hatte. Er ficht sehr gut und zerschmettert mit der Pistole auf dreißig Schritte der Puppe den Kopf; er verräth Witz, Scharfsinn, Neigung zum Selbstdenken, dabei ist sein Geist sehr lebendig, sein Charakter kräftig und entschlossen; er gehorcht gerne, man sieht aber, daß er einst zu gebieten wissen wird; er erkundigt sich, hört schweigend zu und versteht es, Andere sprechen zu lassen. Groß ist er nicht für sein Alter, aber stark, und er hat in Bildung und Manieren viel vom Herzog von Berry. — Einst standen wir nach Tische im Gespräch in einer Fensterblende. Man schlug Monseigneur — wie gewöhnlich nach Tisch — eine Parthie Billard vor; er dankte; nach einer Viertelstunde wiederholte man die Aufforderung, da sagte er in festem Tone: „Ich glaube, Ihnen bereits gesagt zu haben, daß ich heute nicht spielen will.“ — Um acht Uhr zieht sich der junge Prinz zurück, und um halb neun Uhr verläßt auch Mademoiselle den Salon. Der Prinz trägt eine kurze runde Jacke, meist grün, eine weiße

Weste und weite, gewöhnlich weiße Beinkleider. „Sie sind noch ganz naß,“ sagte eines Tages die Dauphine, als er zum Essen kam. — „Meine andere Jacke ist noch nicht fertig,“ antwortete der Prinz unbefangen; „und was thut es auch?“ ..

Es ist wahr, ein Jesuite hat zwei Monate lang dem königlichen Kinde Unterricht gegeben; aber die Jesuiten hatten sich keineswegs des Hauses bemächtigt, wie man wohlgefällig nachgesagt hat; ihrer Leitung war nichts anvertraut, sie mischten sich, Eine Lehrstunde ausgenommen, in nichts, und war die Stunde vorbei, sprach man so wenig von ihnen, als ob sie gar nicht vorhanden wären. Wer glauben kann, man werde dem Herzog von Bordeaux mit leichter Mühe extreme Ansichten beibringen, mit denen Niemand gedient wäre, hat ihn nie weder gesehen, noch sprechen hören. Er ist immerhin gehorsam, er hat aber so viel Geisteskraft und Scharfsinn, daß es schwer fallen möchte, solchen Anlagen eine so ganz schiefe Richtung zu geben.

Reiseskizzen.

Von Karl Gutzkow.

Zweiter Artikel.

Die Straße nach Italien erhebt sich sogleich hinter Innsbruck zu einer ansehnlichen Höhe. Beide Postwagen befreiten sich zuweilen von ihrer fahrenden Last, und die Reisenden selbst zogen es vor, auf kürzeren Wegen zu Fuß die Gipfel zu erreichen. Schon am Fuße des Isels stieg ich aus, um noch einmal von Innsbrucks freundlicher Lage einen vollkommenen Ueberblick zu erhalten. Ich war so damit beschäftigt, die rechten Gesichtspunkte beim Steigen zu treffen, daß ich erst oben am Rande des grünen Hügels von den beiden Gesellschaftern, die sich mir anschlossen, Notiz nahm. Ihre sprechende Aehnlichkeit ließ sie bald als Brüder erkennen. „Ja!“ rief der Jüngere entzückt aus, „man fühlt es, daß uns nur noch eine einzige Scheidewand von den hesperischen Gefilden trennt! Sehen Sie diesen Kampf der lieblichen mit der schroffen Natur! Wie vortheilhaft scheint sich hier schon der Sieg der Erstern zu entscheiden!“ Ich erlaubte mir, in die Freude dieses Mannes mit einzustimmen, und sagte unter andern die Worte: „Man kann das Innthal mit seiner Verengung drüben zur linken Hand den Blättern einer dreigespaltenen Tulpe vergleichen. Das erste Blatt bildet drüben der Fluß, und die beiden andern die Thaleinschnitte, welche unter uns liegen.“ Aber wie verschiedenartig war die Wirkung dieses schwachen Vergleichs auf beide Brüder! Während der Enthusiast mir mit freundlichem Auge zuwinkte und die Umrisse meiner Rede mit den blühendsten Farben weiter ausmalte, schien es, als hätt' ich mir damit den ältern Bruder auf immer entfremdet. Er wich so weit zurück, als er mir zuerst nahe getreten war, und fürchtete jeden Augenblick, ich könnte ihm Anträge machen, die ihn peinigen würden. Die Aengstlichkeit des Mannes fiel mir auf, und ich fragte den Kondukteur, der mit seinem Wagen inzwischen nachgekommen war, mit wem ich es zu thun habe? Er flüsterte mit eine bekannte deutsche Buchhändlerfirma zu.

Beim weitern Verlauf der Reise konnte ich noch hinlänglich darauf rechnen, in den Charakter dieses Brüderpaars tiefere Blicke zu werfen, und ich sparte sie deßhalb zunächst für die Umgebungen der Natur auf. Die Gesichtsweite verengerte sich, der Weg verlor sich immer tiefer in Schluchten und Felsspalten, und führte uns in jedem Augenblick zu einer neuen Abwechslung der Gegend. Bald traten die Berge eng zusammen, so daß wir zweifelten, ob in jenem tiefen Kessel, in welchem nur der Schaum eines wilden Gebirgsbaches sichtbar wurde, noch ein Weg für die unermüdlich sich schlängelnde Straße Raum habe; bald lichteten sich auf einige Momente die Fernsichten und zeigten uns grüne, von einer Sonne, welche wir nicht sahen, beschienene Wiesenmatten, einen Kirchthurm, ein Dorf, Dinge, welche unsere auf's Neue verengte, schroffe Umgebung bald wieder zu einer Fabel machte. Einen ansehnlichen Bergrücken mußten wir noch auf der ersten Station von Innsbruck ersteigen, gewannen aber damit einen Höhepunkt, der uns die ganze Uebersicht dieser bergigten Natur frei gab. Es war Dämmerung, die Sonne funkelte nur noch an den höchsten Spitzen, und von unsichtbaren Kirchen trug die stille Gebirgsluft die Töne der Abendglocke zu uns herüber.

Die jezt hereinbrechende Nacht mochte auch dem Buchhändler zu großer Beruhigung dienen. Mein Gott, wie konnte man in seiner Seele lesen! Wie ängstlich beobachtete er meine Mienen, die Furchen, die sich zuweilen auf der Stirn zogen, wie erschrack er, wenn ich den Mund öffnete, und wie frei athmete er wieder, wenn ich nur von einer bessern Stellung unsrer Füße oder einer steilen Passage des Weges oder von andern gleichgültigen Dingen sprach! Woher kam seine Besorgniß? Ich hatte das Innthal mit den Blättern einer Tulpe verglichen; er hielt mich deßhalb für einen schlechten Dichter und fürchtete in jedem Augenblick, ich werde ihm ein Manuscript zum Verlag antragen. Elektrisch berührten ihn meine Bewegungen, und es ward ihm vollends unausstehlich, daß sein enthusiastischer Bruder den Mund nicht halten konnte, sondern sich in die ausschweifendsten Entzückungen über die Natur und ihre unbekannten Reize verlor. Wenn ich dann selbst bei dem Schwärmer Feuer

fing und seinen Freudeäußerungen zuweilen meine bescheidenen, aber gewählten Worte lieh, so lächelte der ältere Bruder und fand diese Reise, er wisse selbst nicht, recht spaßhaft.

Erst als wir in der Nacht den Brenner passirt hatten, öffnete sich bei Sterzing das Thal. Aber Schlaf und Nacht raubten uns den Anblick einer Gegend, die uns von Andern mannichfach empfohlen war. In der Frühe des Morgens hatte sich die Gegend schon wieder zusammengezogen, und wir erblickten eine Umgebung, die zwar noch eben so eng und schroff wie die des gestrigen Abends war, aber in vieler Hinsicht sich von ihr unterschied. Von der Lienzer Straße bog links die wilde Eisack in unsern Weg ein, und wir behielten sie fortwährend, bis sie von der Etsch abgelöst wurde. Ihr Ufer war steil und bestand aus mächtigen Kalksteinschichten, an deren Stelle zulezt ein Porphyrlager trat.

Eine Stunde von Brixen schon erregten viele Bauvorbereitungen, die wir in dem etwas sich erweiternden Thale antrafen, unsere Aufmerksamkeit. Wir erfuhren bald, daß wir an einem Orte uns befanden, dessen in den neuern Zeitungen mit der Nachricht, die Oesterreicher legen im südlichen Tyrol eine Festung an, schon öfter Erwähnung geschehen war. Eine gleichförmig fortlaufende Hügelkette eignete sich vortrefflich zur Befestigung; von den auf den einzelnen Höhepunkten gelegenen Thürmen ließ sich das mäßige Thal vollkommen beherrschen, und damit zugleich der Paß, welcher von Italien nach Deutschland führt, unzugänglich machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Die Vernunftheirath.

Vor Kurzem gab das Gymnase dramatique eine Benefizvorstellung zu Gunsten irgend einer unglücklichen Familie, wahrscheinlich einer Schauspielerfamilie; doch darum kümmert sich bekanntlich das Publikum wenig. Es waren vier Stücke angekündigt, sämmtlich von Scribe; er also machte eigentlich die Honneurs dieser Vorstellung, von sechs Uhr an bis beinahe Mitternacht. Es war auch sehr voll im Schauspielsaale. Zuerst gab man die „Vernunftheirath,“ ein Stück, das jezt auf fremden Bühnen beinahe so bekannt ist, als in Frankreich, aber wahrscheinlich nirgends so gut gespielt wird, wie hier, wo die Schauspieler für Scribes Stücke gleichsam gebildet worden sind. Mad. Pinchon wurde von Mad. Volnis gegeben, einer Schauspielerin, die auf der Bühne gewissermaßen auferzogen ist und vielleicht schon seit zwanzig Jahren spielt, obgleich sie kaum dreißig Jahre alt ist. Man wird sich noch in Deutschland einer wandernden französischen Schauspielerfamilie, Namens Fay, erinnern, worunter sich ein ganz kleines Mädchen, Leontine, befand, das durch sein kindlich naives Spiel sehr gefiel. Dieselbe Leontine ist die jezige Mad. Volnis. Am Gymnase dramatique hat sich ihr Talent in den Scribeschen Stücken erst recht entwickelt, und für die Vaudevillegattung ist sie eine vortreffliche Schauspielerin. Auch rühmt man ihr eine musterhafte Aufführung nach, was bei ihren Mitschwestern nicht immer der Fall ist; sie hat einen Schauspieler geheirathet, der aber nicht zu den ausgezeichnetsten gehört. Die Rolle der Mad. Pinchon gab sie sehr gut; jedoch habe ich sie noch besser von der reizenden Jenny-Vertpré geben sehen, die nach einer flatterhaften Jugend auch schon vor mehreren Jahren in den Ehestand getreten ist und dem Dichter Carmouche ihre Hand und hoffentlich auch ihr Herz gegeben hat. Wegen der „Vernunftheirath“ hat Scribe oft harte Vorwürfe in den kritischen Feuilletons der Tageblätter vernehmen müssen. Bekanntlich wurde dieses Stück mitten in der Restaurationszeit geschrieben, als die Bonapartesche Ansicht vom Kriegsruhme noch im Schwange war, und als die Bourbonsche Regierung darauf losarbeitete, die vorrevolutionären Gesinnungen und Gebräuche wieder zu Ehren zu bringen. Man war allgemein überzeugt, daß sie sich mit dem Gedanken trug, die Adelsvorrechte wieder aufzufrischen und die ihr verhaßte Gleichheit der Stände zu vernichten. Mitten unter diesen Umtrieben erschien nun das Scribesche Stück, in welchem ein General des Bonaparteschen Heeres die Nothwendigkeit predigt, den Unterschied der Stände und die Vorurtheile der Welt zu achten und keine Mesallianceen zu stiften. Ob Scribe gerade die Absicht gehabt habe, dadurch der Bourbonschen Regierung zu schmeicheln und ihr in die Hände zu arbeiten, ist wohl sehr zweifelhaft. Ein Schmeichler des Hofes ist Scribe nie gewesen, und er hat sich durch seine dramatischen Arbeiten in eine so unabhängige Lage gesezt, daß er den Hof wohl entbehren kann. Indessen hat man doch an ihm einen gewissen Hang bemerkt, herrschenden Gesinnungen, sie mögen nun vom Hofe oder vom Volke ausgehen, zu fröhnen; vielleicht unterliegt er unbewußt ihrem Einflusse und gibt sich beim Dichten demselben hin. So mag er denn auch bei dem Hinarbeiten der Regierung auf die Vernichtung der durch die Revolution entstandenen Gleichheit der Stände vor dem Gesetze unvermerkt auf den Gedanken gekommen seyn, gegen die sogenannten Mesallianceen ein Theaterstück zu schreiben. Zu gleicher Zeit war er unter dem Einflusse der damals noch herrschenden hohen Begriffe von der Würde eines Soldaten der Napoleonschen sogenannten großen Armee, und so entstand denn dieses Vaudeville in zwei Aufzügen, worin es als ein ganz außerordentlich vernünftiger Entschluß eines jungen Mädchens dargestellt wird, daß sie einen verstümmelten Sergeanten heirathet, statt des Sohnes eines Generals. Dieses Mädchen befindet sich freilich in einer abhängigen Lage; allein der Dichter hat sie doch auch nicht als eine Kammerzofe dargestellt, sondern als eine Waise, die in dem Hause der Generalin aufgenommen und erzogen worden ist, und daselbst zwar hülfreiche Hand leistet, aber doch keine gedungene Dienerin ist. Die Rolle wird noch unangenehmer dadurch, daß dieselbe von sehr jungen Schauspielerinnen dargestellt wird, die sich noch dazu auf's Beste schmücken, so daß man kaum begreift, wie die Verbindung eines so jungen und reizenden Geschöpfs mit einem Stelzfuße eine Vernunftheirath oder eine vernünftige Heirath heißen kann. Anders würden die Zuschauer urtheilen, wenn diese Rolle von nicht mehr jungen und auf's Schlichteste gekleideten Schauspielerinnen dargestellt würde.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 2.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. Januar 1834.

Du, den kein Zorn zu hart, kein Fluch zu tief verdammt,
Es sagt von dir sich los, was nur von Adam stammt;
Denn mehr als Ahab selbst, als Nero, Caracall,
Bringst du den Himmel auf durch deinen Sündenfall:
Die Erd', die dich gebar, von ihr sagst du dich los,
Wirfst schändlichen Verrath in ihren Mutterschoos.

v. Sternberg.

Die neuesten Fallversuche über die Axendrehung der Erde.

Dargestellt
von
Dr. Nürnberger.

Die neuesten, zu Freiberg in Sachsen angestellten Fallversuche über die Umdrehung der Erde, welche wir hier erklären wollen, sind von einer außerordentlichen Wichtigkeit für die Wissenschaft. Wir müssen aber, zum Behuf einer Erklärung des eigentlichen Sinnes dieser Versuche, um Erlaubniß bitten, etwas weiter ausholen zu dürfen.

Verfolgt man nämlich während einer heitern Nacht, und an einem Orte, an welchem man einer freien Aussicht genießt, das Schauspiel des Himmels, so sieht man, wie sich dasselbe jeden Augenblick ändert. Einige Sterne steigen höher, einige sinken; man sieht neue Sterne am östlichen Horizonte aufgehen und andere am Westhimmel verschwinden. Der ganze Himmel scheint sich um zwei feste Punkte, seine Pole, zu drehen, und bei dieser Bewegung das Universum der Sternenwelt, sammt Sonne, Mond und Planeten mit sich fortzuführen. Bei einigem nähern Nachdenken über diese „tägliche Bewegung," welcher alle Himmelskörper unterworfen sind, muß man alsbald die Existenz einer allgemeinen Ursache zugeben, welche diese wahre oder scheinbare Drehung bewirkt. Entweder das Firmament mit seinen zahllosen Sternen bewegt sich wirklich über uns hinweg von Osten nach Westen, oder aber die Erde dreht sich in entgegengesezter Richtung, von Westen nach Osten, und bewirkt dadurch den Schein jener Himmelsbewegung.

Ehe sich Copernikus zu der zwar schon von einigen griechischen Weltweisen geahnten, kühnen Idee erhob, der schweren Erdkugel wirklich eine solche Eigenbewegung von Westen nach Osten um ihre Axe beizulegen und dadurch die scheinbare Bewegung des Himmels in entgegengesezter Richtung zu erklären, hatte man kaum gewagt, dem sinnlichen Scheine eine solche Voraussetzung entgegen zu stellen. Die Erde liegt so fest unter unsern Füßen, sie ist so groß, so schwer, so gewaltig, sie scheint so bestimmt den Mittelpunkt des ganzen Himmelsgewölbes einzunehmen, daß es in der That einer außerordentlichen Verstandesanstrengung bedarf, um Copernikus Behauptungen gegen das Zeugniß der Sinne beizutreten.

Auch erhoben sich fast alle seine Zeitgenossen gegen die Meinung des preußischen Weltweisen; und selbst der große dänische Astronom Tycho-Brahe bezeichnet noch in einem Schreiben vom 21sten Febr. 1589 an den deutschen Mathematiker Rothmann *) die Idee, der schweren

*) Epist. astronom. S. 147.

Erde, gleich den Gestirnen des Aethers, eine Bewegung beizulegen, als eine Absurdität. Unter mehreren von ihm angeführten Gegengründen fragt er Rothmann besonders, wie es, unter Copernikus Voraussetzung von der Drehung der Erde gegen Osten, möglich sey, daß, wie die Erfahrung gleichwohl lehre, eine von einem hohen Thurme herabgeworfene Kugel genau am Fuße des Thurmes niederfalle? der Thurm sey doch während des Fallens der Kugel, bei Copernikus Behauptung, mit der sich drehenden Erde weit nach Osten fortgeführt worden, die Kugel habe dagegen in der Luft selbst keinen Antheil an dieser Drehung der Erde genommen, weßhalb sie nothwendig weit westwärts vom Thurme zurückbleiben und demnach auch weit westwärts von demselben zur Erde kommen müsse, wogegen, wie gesagt, alle Erfahrung streite. Leztere Einwendung schien bei dem damaligen Zustande der Naturwissenschaften ganz besonders schlagend; und unter Allem, was man gegen die Axendrehung der Erde vorgebracht hat, findet sich gerade diese Einwendung in immer veränderten Gestalten stets wieder hervorgehoben. *) Ja, Tycho-Brahe war von der Richtigkeit derselben so durchdrungen, daß er, ohne den Versuch angestellt zu haben, mit Gewißheit behauptete, auf einem schnell segelnden Schiffe werde sich Alles diesen seinen Vermuthungen gemäß befinden, und ein vom Mastbaum herabgeworfener Stein falle nicht am Fuße desselben nieder, sondern bleibe in dem Maße zurück, als das Schiff schneller segle.

Sonderbar genug mußte gerade diese, von einem so großen Astronomen und mit so großer Sicherheit vorgebrachte Behauptung gegen Copernikus Lehre, der Wahrheit endlich den Sieg über das Vorurtheil verschaffen. Ein anderer Philosoph jener Zeit, Gassendi, stellte nämlich jezt den obigen, von Tycho erwähnten Versuch wirklich an. Man ließ im Hafen von Marseille auf schnell segelnden Schiffen Kugeln von der Höhe des Mastbaumes fallen, welche, zur großen Beschämung der Gegner des Copernikanischen Systems, dicht am Fuße des Mastbaumes niederfielen, wie schnell das Schiff auch gehen mochte. Jezt ward Licht in den Köpfen und man sagte sich, zur Erklärung dieses Umstandes, Folgendes: „Wenn sich die Erde dreht, so dreht sie sich nothwendig mit Allem, was ihr zugehört, und die in der Luft schwebenden Körper sezen während des Falles oder Fortganges diese ihnen einmal eingedrückte Bewegung zugleich mit fort, was nicht verstattet, den Boden in Absicht ihrer als fortgeführt zu betrachten. Wenn man auf einem Schiffe, welches mit vollen Segeln geht, Kegel oder Billard spielt, so bleibt der Stoß nach jeder Richtung eben so in voller Wirkung, wie auf einem ruhenden Schiffe; ein von der Spitze des Mastbaumes herabfallender Stein fällt am Fuße desselben nieder, weil ihm außer der Fallbewegung zugleich die, allen auf dem Schiffe befindlichen Körpern gemeinschaftliche Bewegung ebenfalls schon mitgetheilt ist, und kein Umstand eintritt, welcher in lezterer eine Veränderung hervorbrächte.“ (Der Beschluß folgt.)

*) Buchanan, ein schottischer Dichter, welcher in dieser Zeit ein Gedicht, de sphaera, erscheinen ließ, trägt in demselben jenen Einwurf poetisch also vor:

„Ipsae etiam volucres tranantes aëra leni
Remigio alarum, celeri vertigine terrae
Abreptas gemerent sylvas, nidosque tenellâ
Cum sobole, et carâ forsan cum conjuge; nec se
Auderet zephyro solus committere turtur.“

Man sieht, wie schwer es selbst dem Dichter wurde, sich vom sinnlichen Scheine loszumachen. N.

Reiseskizzen.

(Fortsezung.)

Brixen ist ein freundliches, offenes Landstädtchen mit niedrigen Häusern und Dächern darauf, die so horizontal sind, daß sie schon Italiens Nähe verrathen. Der Enthusiast, welchem der Nachtschlaf besser gelungen war, als seinem Bruder, rieb sich die Augen und erstaunte, hier schon fremde Bäume, Kastanien und Feigen anzutreffen. „Trinken wir schon am Rande des Zauberbechers, den uns Italien an den Mund sezen wird!“ rief er entzückt und lüftete die Weste; „es ist nicht anders, die Bläue des Himmels ist dunkel wie das Meer. Sehen Sie jene Menschen, die Milch in die Häuser tragen, wie viel Ausdruck in ihren braunen Mienen!“ Doch wurde dieser Irrthum des verschlafenen Sanguinikers bald gehoben, als wir im Gasthofe unsern Morgenimbis zu uns nahmen, deutsche Laute hörten und deutsches Geld zahlten. Aber auf der fortgesezten Reise mochte er immerhin seinen italienischen Entdeckungen freien Lauf lassen; denn die Gegend öffnete sich wieder und ließ für Maisfelder, Wein und edlen Obstbau Raum genug. Der Weinbau gab dem Enthusiasten Gelegenheit, Göthes Sehnsucht nach Italien zu deklamiren; und wir alle fühlten, wie hier schon der Spruch, daß sich die Rebe um den Ulmbaum rankt, angewandt war. Aber der Bruder ertrug Alles, nur keine Gedichte. Er warf dem Deklamator die verweisendsten Blicke zu, auf welche jedoch dieser gar nicht Acht haben wollte.

Je mehr sich das Gebirge senkte, desto reizender schmückte sich die Ebene. Man sah, daß die Menschen schon nicht mehr die Thäler suchten, sondern aus diesen wieder auf die freien Bergspitzen hinanfklommen und dort ihre Wohnung aufschlugen. Viele Fremde haben in diesen Gegenden ihre Sommersitze. Der Feudalismus suchte sich wieder die seltenern schroffen Bergkanten aus, auf denen feste Burgen theils in Trümmern, theils noch bewohnbar lagen, und die Hierarchie sahen wir wieder

sorgfältig den Boden und den Luftzug und die Aussichten wählen, um ihren romantischen Klöstern wie immer die schönsten Lagen zu geben.

Die Sonne braunte mit den glühendsten Mittagsstrahlen und wir erfrischten uns gern an den wohlschmeckenden Pfirsichen, welche an jedem Hause auf der Landstraße feil standen, und wo die Pferde gewechselt wurden, da flüchteten wir in den kühlen Schatten der Weinlauben, in welchen sich die Häuser versteckten. „Hier sollten wir einige selige Stunden genießen!“ sagte der wonnetrunkene jüngere Bruder, aber der ältere schrack zusammen und betrachtete jenen mit ernster Miene und machte ihm sehr erinnerlich, daß das Postgeld schon bis Botzen unwiderbringlich vorausbezahlt sey.

Die Mittagshitze war so drückend, daß wir uns nach Botzen sehnten, wo uns die Posteinrichtung einige Rast gönnte. Um so willkommener mußte es daher seyn, als sich Jemand entschloß, für uns alle den Mund zu öffnen und einige Worte zu verlieren, die das Ausbleiben unserer eigenen ersezten. Wer war aber dieser großmüthige Märtyrer? der Buchhändler. „Nein,“ begann er höchst charakteristisch, während sein Bruder jede Erklärung mit Ja anfing; „nein, ich erstaune, hier noch überall die deutsche Sprache zu finden. Welche beträchtliche Strecke haben wir seit gestern Mittag zurückgelegt, und wollte Gott, in irgend einem Hause, das wir betraten, hätte ich ein gedrucktes Buch, wenn auch nur zwei Bogen stark, angetroffen! Soll man sagen, daß hier für den deutschen Buchhandel noch etwas zu gewinnen, oder schon Alles verloren ist? Ich fürchte das Leztere. Ich lebe freilich in einer Gegend, die miserabel ist. Nun, laß nur, lieber Bruder, ich geb' es gern zu. Ich sehne mich auch hinaus in eine angenehme Umgebung, und finde hier Alles recht schön, recht hübsch und ordentlich lieblich; allein man sollte das für sich behalten, man sollte sich nicht in jedem Wirthshaus auf der Landstraße niederlassen wollen, und diese Bank göttlich, jenen Brunnen im Hofe überraschend und wohl selbst das Essen untadelhaft finden. Müssen die hiesigen Bewohner darauf nicht stolz werden? Müssen sie nicht glauben, es gebe nichts Besseres mehr auf der Welt, ihre tausend Schuh Umkreis seyen das Paradies? Ich verdenke es auch diesen Leuten gar nicht, wenn sie den literarischen Erscheinungen an beiden Leipziger Messen durchaus kein Ohr leihen. Man sollte —“ Hier mußte der Redner, dessen Sätze uns bis jezt noch sehr verworren vorkamen, abbrechen, weil sein Bruder ihn schon mehrmal unterbrochen hatte. Aber auch dieser hielt fest an des Aeltern Ideengang, und man konnte deutlich bemerken, wie sich beide in die italienische Reiseliteratur verrannt hatten. Es schien in diesem Augenblicke nichts anders mehr für sie zu existiren, als Bilder, Skizzen, Briefe aus Italien, Spaziergänge nach Syrakus, Herbstreisen nach Venedig, Briefe in die Heimath; sie hatten alle die Kochbücher, die Handbücher für Bereiter, die Anleitungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, die stereotypirten Gesangbücher ihres Verlags vergessen. Ich mußte erst noch mehrere Entdeckungen machen, ehe ich die Absicht beider Brüder klar vor Augen hatte; ich werde sie mittheilen, doch erst zu ihrer Zeit. Was aber jezt der Jüngere gegen den Aeltern einzuwenden hatte, kam ungefähr darauf zurück: „Du irrst, mein Bruder! Nichts besticht die Eitelkeit, oder was sag' ich! die verzeihliche Liebe zu seinen liebsten Interessen, die jedem wohl ansteht, nichts besticht sie mehr, als das gedruckte Lob im Munde eines Andern. Hören wir in Reisebeschreibungen nicht am liebsten, was über Quedlinburg, Nordhausen, Eisenach, Aschersleben, Oerter, die wir täglich sehen können, von unserm Wohnorte aus geurtheilt wird? Ich versichere Dich, Länder- und Sittenschilderungen solltest Du nicht so unbedingt den Autoren zurückschicken, zumal da wir selbst—“ Hier brach der Entgegnende ab; denn der Andere sagte, er habe ja seine Tuchnadel verloren. Es war aber gar nicht wahr, sondern er wollte seinem Bruder nur den Mund damit zuhalten, daß er ihm einen unnützen Schreck einjagte. Wir werden jedoch die Ergänzung jenes abgebrochenen Satzes schon noch erfahren, nur in Botzen noch nicht, das wir jezt endlich erreicht hatten.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Drei Scribesche Vaudevilles.

Als zweites Stück wurde Scribes une grande aventure gegeben, ein Vaudeville, das mir unter seinen hundertachtzig Stücken ganz unbekannt war, und wahrscheinlich sich aus der lezten Zeit herschreibt, in welcher er den Einfluß der Theater- und Romanenfreiheit empfunden hat. Man hat nämlich die Bemerkung gemacht, daß Scribe seit einiger Zeit Vergnügen daran findet, mit seinem witzigen Pinsel die Verdorbenheit der Sitten leicht auszumalen, ohne jedoch die Absicht zu haben, sie zu bessern, was auch von einem Vaudeville nicht wohl erwartet werden kann. Er macht sich vielmehr über die Sitten lustig, als daß er dieselben rügt. Von dieser Art ist denn auch das „große Abentheuer,“ ein Stück, das sich übrigens durch eine eigene Anlage vor allen andern auszeichnet. Das Theater stellt ein Wirthshaus in einem mittäglichen Seehafen vor, das von einem drolligten alten Kauze, der zugleich Wirth und Barbier ist, gehalten wird. Wahrscheinlich haben dem Dichter hier die lustigen spanischen Figaros vorgeschwebt; allein sein Wirth ist ein Charakter sui generis, ein ächt französischer Barbier. Bouffé spielt diese Rolle meisterhaft. Gleich zu Anfang des Stücks schmollt der Wirth mit seiner Tochter, daß sie sich in einen jungen Taugenichts verliebt hat, der auch bald auftritt und in der That sich sehr lümmelhaft benimmt. Wir erfahren aus des geschwätzigen Wirths Rede, daß dieser Gaillardet ein Findelkind ist, daher er ihn später, als er ihm seine Tochter versagt und

ihn zur Thüre hinauswirft, einen citoyen anonyme schilt, der sich mit einem ansäßigen Bürger unmöglich messen und noch weniger verbinden könne. Man sollte glauben, dieser Auftritt sey in einer alten freien Reichsstadt geschrieben worden, als Spott über die pfahlbürgerlichen Anmaaßungen. Bald wird das Stück ernsthafter. Es sind zwei Reisende in dem Gasthofe; sie treffen zufällig zusammen und unterhalten sich. Der eine ist ein rachsüchtiger Korsikaner, der die Welt durchreist, um seine verlezte Ehre zu rächen. Er hat nämlich vor zwanzig Jahren vernommen, Jemand habe während seiner Abwesenheit seine nun todte Frau verführt. Diesem Verführer will er zu Leibe, ohne zu wissen, wie er ihn finden soll. Er hofft jedoch, in dem Gasthofe einigen Aufschluß zu erhalten, da er erfahren hat, die Wirthsfrau habe eine Zeitlang bei seiner Frau als Zofe gedient. Der andere Reisende, dem er alles dieses mit vieler Redseligkeit erzählt, weil ihm derselbe einen Wechsel eingelöst hat, scheint eben der Verführer zu seyn, den jener sucht, hütet sich aber wohl, es zu sagen, und auch der Dichter sagt es nicht bestimmt. Scribe ist nicht der Mann, der die Handlung und die Zuschauer einschlafen läßt. Der Korsikaner hat den Barbier nöthig, und sogleich ist der Wirth bereit, sein altes Amt zu verrichten. Er wird nun sehr geschwäzig, wie ein südlicher Bartscheerer, und erzählt von seinen Abentheuern, wie er einst in Italien, als Bader des Nachts aufgegriffen, in einem ihm unbekannten Hause als Geburtshelfer dienen müssen und dafür einen reichlichen Lohn bekommen. Der Korsikaner fragt nach Ort und Zeit. „Das war meine Frau!“ ruft er wüthend. Nun soll ihm der Wirth auch entdecken, was aus dem Kinde geworden sey. Dem Wirthe tritt der Angstschweiß vor die Stirne; er hat sich nie um das Kind bekümmert. In der Verlegenheit kommt ihm der Einfall, den Lümmel, der immer seiner Tochter nachschleicht, als die Frucht jener ehebrecherischen Verbindung anzugeben. Diesen Tropf nun will der rachsüchtige Korsikaner aufopfern; allein der andere kaltblütige und geheimnißvolle Reisende sucht bedächtig alles Unglück zu verhüten. Aus einigen Worten, die ihm entfallen, vernimmt der Zuhörer, daß er eine heimlich in der Stadt erzogene Tochter eben aufgesucht habe. Dieß muß wohl das ächte Kind jener heimlichen Liebschaft seyn. Damit aber der Bursche Gaillardet nicht als Opfer einer blinden Rachsucht falle, beredet er den Wirth mit geheimnißvoller Miene, ja für diesen Burschen zu sorgen, indem seine Eltern wichtige Plane mit ihm vorhätten. Nun wird der Wirth eben so höflich und herablassend gegen Gaillardet, als er zuvor rauh und hochtrabend war, und er ist nun sehr geneigt, ihn zum Eidam zu nehmen. Es entstehen durch diese Veränderung einige sehr lustige Auftritte. Um nun auch den Korsikaner ganz von seiner Spur abzulenken, bietet der zweite Reisende der Wirthsfrau 10,000 Franken unter der Bedingung, daß sie gestehe, die Niederkunft, zu welcher in jener geheimnißvollen Nacht der Barbier berufen worden, sey die ihrige gewesen. Als der Korsikaner sie daher ausfragt, sagt sie das ihr eingeflüsterte Mährchen her, und von nun an macht sich der besänftigte Korsikaner auf Kosten des gänzlich verstörten Mannes lustig, was denn wieder sehr komisch ausfällt. Er schifft sich ganz zufrieden ein, um anderswo den Verführer seiner Frau aufzusuchen. — Es liegt etwas Ironisches in diesem Stücke; man möchte es für eine wizige Satire auf die eheliche Untreue halten. Eben dieser Geist hat Scribe in mehreren andern seiner Vaudevilles beseelt, und deßhalb ist ihm in einigen Tageblättern mit vieler Bitterkeit vorgeworfen worden, er treibe seinen Hohn mit dem Unmoralischen und lache über das Laster, anstatt es zu züchtigen. Aus dem beschriebenen Vaudeville wäre es ihm ein Leichtes gewesen, eine ganz züchtige Operette zu machen; es ist schade, daß er es nicht gethan hat. Nach diesem zweiten Vaudeville wurde ein drittes gegeben, in einem ganz andern Genre, ein wahres Konversationsstück, wie nur Scribe sie zu schreiben versteht. Es heißt le chaperon, was eine französische Benennung für ein Frauenzimmer ist, das einem jüngern zur Begleitung und zum Schuze dient. In diesem Vaudeville ist le chaperon eine ältere Schwester, und der ganze Inhalt läuft darauf hinaus, daß die ältere Schwester nicht gestehen will, daß sie Jemand liebt, der ihrer jüngern Schwester den Hof macht, und daß dieser Liebhaber allmählig ihre Eifersucht und Eigenliebe anzuregen sucht, bis sie zulezt ihre Liebe gesteht, oder ihre Einwilligung zur eigenen Heirath gibt, wogegen ihre jüngere Schwester sich mit Jemand verlobt, dem sie mehr zugethan ist. Man rühmt es Scribe nach, daß er ein Vaudeville gleichsam auf eine Nadelspize zu stellen wisse also ohne Grund und Boden. So geschieht es auch hier. Das Stück bedeutet im Grunde nichts und besteht aus den wechselseitigen Unterhaltungen der beiden Paare, und dennoch ist dies Vaudeville interessant, geistreich und gefällig. Als Krone des Ganzen wurde ein viertes Vaudeville Scribes, in zwei Aufzügen, gegeben: les malheurs d'un amant heureux; wieder eine Ironie über das Sittenverderbniß. Ein homme à bonnes fortunes, das heißt ein Verführer, ist der Hauptheld; er ist der glückliche Liebhaber vieler Weiber; allein dieses Amt oder dieß Gewerbe, denn der Verführer gesteht, daß das Verführen bei ihm zur Gewohnheit geworden ist, wird des ewigen Herumtreibens müde; er langt bei einem Freunde in einer einsamen Wohnung in Burgund an. Dieser Freund lebt hier glücklich bei seinem Vater und seiner Schwester; der Vater hat einen komischen Anstrich; für ihn haben die Liebesabentheuer immer etwas Erhabenes gehabt, obschon er nie so glücklich gewesen ist, eines zu erleben; daher sperrt er Augen und Mund auf, als er von seinem Sohne vernimmt, der junge Mann, der ankommen soll, sey ein homme à bonnes fortunes, und er ergözt sich außerordentlich, als er von seinen Streichen hört. In eben diesem Schloß langt noch ein alter eifersüchtiger General mit seiner lockern jungen Frau an, die schon lange mit dem homme à bonnes fortunes im Einverständnisse lebt. Und nun tragen sich Abentheuer zu, wovon der schlichte Hausherr nichts ahnt, und wovon das Schlimmste ist, daß seine eigene Tochter durch den Liebeshelden verführt wird. Dieß wird im Vaudeville nur obenhin angedeutet; in diesen leichten Andeutungen, welche auf das Ganze so wesentlichen Bezug haben, beweist Scribe stets eine große Gewandtheit. Der zweite Aufzug geht in Paris vor. Der General und die Generalin sind bei einer Verwandtin angelangt, welche sie zu ihrer bevorstehenden Heirath eingeladen hat, ohne ihnen den Namen ihres Bräutigams kund zu thun. Jezt findet es sich, daß dieß eben der Verführer ist. Die Frau Generalin wird wüthend; nun kommt auch noch die schlichte Familie vom Lande hinzu, und hier findet sich ein verführtes, unglückliches, vor Gram hinschwindendes Mädchen. Das Stück nimmt jezt eine tragische Richtung; allein Scribe läßt es damit nicht weit kommen. Die Verwandtin, welche die saubern Streiche ihres Bräutigams vernimmt und ihn zärtlich liebte, thut nun Verzicht auf ihn, und man zwingt ihn, das unschuldige, verführte Mädchen vom Lande zu heirathen. Der General und der Hausherr vom Lande sind komische Figuren und verbreiten Heiterkeit über das Stück, das indessen nicht zu den besonders moralischen gerechnet werden kann. Darauf hat es auch Scribe nicht abgesehen. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 3.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. Januar 1834.

Das Leben ist eine Reise, Reisen ist das wahre Leben, und gut zu reisen, ist eine Kunst, wie gut zu leben.

Thümmel.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Botzen schwimmt in einem Meere von Weinfeldern, die unabsehbar von den Hügeln fast in die Stadt selbst hineinlangen. Die Bauart ist klein, niedrig, verdeckt, und erinnert namentlich in der innern Einrichtung, in den bedeckten Gallerien, den bewohnbaren großen Fluren mannichfach an die italienische. — Es war hoher Mittag, die Postbehörde hielt ihre Sieste, und es kostete mich einige Mühe, die Weiterreise bis Roveredo noch berichtigen zu können. Der unchristliche Gasthof zum Halbmond nahm uns in seine Schatten auf, die verschlossenen Läden, die bedeckten Gallerien des Hofes, die steinernen Treppen verbreiteten so viel Kühle, daß wir zur Einnahme des aufgetragenen Mittagmahls bald volle Behaglichkeit empfanden. Eine ältliche Schöne mit braunem Teint, braunen Augen und schwarzem Haar theilte sich mit einem Koche, der in Hemdermeln, mit großem Messer und mit schmutziger Nachlässigkeit auftrat, in das Geschäft, die schon italienisch zubereiteten Speisen zu serviren. Botzen hat sich in Oberitalien den Ruf der besten Confitüren zu erhalten gesucht, und auch uns gaben sie im Halbmonde eine Nachspeise, die Niemand vortrefflicher fand, als der Buchhändler. Es war auffallend, wie sehr dieser Mann den Genuß des Fleisches floh; er mußte vielleicht fürchten, dadurch zu heftigen Bluts zu werden und sich zu Unternehmungen hinreißen zu lassen, welche ihn später gereuen würden. Auch könnte, wer noch nicht in Italien gewesen war, hier die Vorstudien seiner blutrothen Weine machen. Und, da ich doch in sehr detaillirte Beschreibungen gerathen bin, wer saß alles noch am Tische? Ein österreichischer Kapitän, der schon in Neapel und Lemberg stationirt gewesen war, gegen Napoleon gedient hatte, nach dem Kriege in Heidelberg einquartirt war, und jezt nach Mailand zurückkehrte, wo sein Regiment stand; ein jüdischer Commis, der die Messe in Bergamo besuchen wollte, vortrefflich italienisch sprach, und es in der That noch schöner sang; ein Italiener, der lange in Deutschland gelebt hatte und nach Mailand zurückkehrte; ein Bankier, aus Galizien gebürtig, der in Leipzig kaufmännische Unterhändlergeschäfte trieb und Italien auf dem Fluge besuchte; ein bekannter deutscher Schriftsteller, der in halber Jahresfrist dieselbe Reise herausgegeben und sie besser verfaßt haben wird, als ich die meinige; ein zweiter Leipziger Bankier; ein junger sächsischer Adeliger, der auf Reisen ging, eh' er Kammerjunker werden wollte; das edle buchhändlerische Brüderpaar und ich selbst, um die Neunzahl abzurunden.

In einer Stunde hatten wir alle unsere Plätze wieder eingenommen. Welch paradiesische Umgebung an

Botzens Südseite! Zur Linken steile, schroffe Porphyrfelsen, auf welchen sich die Reste alter Schlösser zeigten, zur Rechten eine endlose grüne Weinlaubdecke, welche sich bis an die Ufer der Etsch zog. Und am jenseitigen Ufer des Flusses dieselbe üppige Vegetation, Maispflanzungen, Maulbeerbäume, welche der hier so lebhaften Seidenzucht dienen, und in immer reicherer Anzahl jede Gattung der edelsten Früchte. Rechnet dazu die bunter werdende Tracht der Menschen, die fremden Laute, sogar, um es nicht zu verschweigen, das weiße, gelbgefleckte, kolossale Zugvieh, die Landhäuser in Gärten versteckt, und ihr werdet es begreiflich finden, wie unser italienischer Enthusiast fast den ganzen Weg von Branzol bis Salura über das schönste Vierteljahr seines Lebens sprechen konnte, ohne sich vom ältern Bruder auch nur durch einen seiner unzähligen Winke davon abbringen zu lassen.

Es gibt gewisse Dinge, die sich ohne Entschuldigung nicht sagen lassen. Ein Reisebeschreiber wird jedesmal Scheu empfinden, wenn ihn sein Bedürfniß entweder zum Essen oder zum Schlafen zwang, und Umstände eintreten, daß er beides nicht verschweigen darf. Man wird um so besorgter vor dem Urtheil des Publikums seyn, je flüchtiger und schneller die Reise von Statten geht. Es heißt: nicht genug, daß du mit Windesschnelle an den interessantesten Dingen vorüberfliegst, und in deinen Schilderungen nur eben so schwache Eindrücke bei uns zurückläßst, als du selbst empfangen hast; nein, du gehst noch weiter, du gestehst uns, daß du die schönsten Gegenden verschlafen hast! So sprach der Leser, dem ich Folgendes erwidere: Man will für sein Geld nicht immer Alles, sondern nur das Beste haben. O ja, mein Vaterland, ich konnte für dich von Innsbruck bis Verona zu Fuß gehen, ich konnte alle hundert Schritte ein neues Panorama der Gegend in mein Portefeuille aufnehmen, ich konnte in der ersten besten Herberge übernachten, jedes Ding an der Wand in Augenschein nehmen, Genrebilder zusammenraffen und dir am frühen Morgen jedesmal die Zeche vorlegen. Ich konnte für dich noch mehr, mein deutsches Vaterland. Ich hätte jedes Landmädchen fragen können, wie hier die Strümpfe bereitet werden, ich hätte in den Küchen untersuchen können, ob die Speisen mit Zwiebeln zugerichtet werden, ich hätte nach alten Sagen, Hexen- und Gespenstergeschichten aus seyn können. Allein damit hätt' ich dir wahrlich keine Vortheile verschafft. Die Zeit jener schläfrigen Reisen, in der Postkalesche mit zwei Pferden, mit einem Bedienten auf dem Bock, mit den nöthigsten Betten, mit einer vollständigen Speisekammer und einem ambulanten Weinkeller, ist vorüber. Man reist nicht mehr so, wie zwei berühmte Männer noch vor einigen Jahren reisten, deren Tagebücher vor mir liegen. Der Bergrath und Naturphilosoph Schubert sagt dir z. B. in seinem Wanderbüchlein, daß er Botzener Pfefferkuchen für seine lieben Gevatterskinder daheim in Nürnberg gekauft habe, daß er hinter Brixen an den dicken Burgermeister in Bodenstein, der noch dazu ein Gerber war, gedacht, und hinter Claußen liebliche Morgenlieder gesungen habe, sintemal ihm so wohl und heimathlich geworden. Und der Regierungsrath und Geschichtschreiber der Hohenstaufen, Herr v. Raumer, bleibt dir in seiner Herbstreise nichts schuldig; er kauft sich in Botzen einen Hosenträger und lacht über seinen Bedienten, der sich vom Sitzen die manchesternen Beinkleider durchgerieben hatte. Er rechnet dir knausernd jeden Centesimo vor, den er dem Küster in Trident, oder dem Postknechte in Roveredo zu viel gegeben, ja Herr Schubert sagt dir sogar, daß ihn seine ganze Reise nur auf 74 fl. 13 kr. zu stehen gekommen. Aus diesen Reisebeschreibungen wirst du weniger Nutzen schöpfen, als aus der meinigen, wie detaillirt jene sich auch über jeden Postknecht und jeden Kellner, den sie in Hesperiens Gefilden zu beobachten Gelegenheit hatten, aussprechen mögen. Worin liegt der Reiz der Naturschilderung? In der plötzlichen Ueberraschung, in der neuen Abwechslung, nicht in den Uebergängen. Diesen Vortheil genießt aber nur der Schnellreisende, und nur er kann ihn wiedergeben. Die Phantasie und die Sehnsucht folgen ihm ungeduldig; kaum befriedigt, schwelgen sie schon wieder in neuen Anblicken und Veränderungen. Darum muß es zuweilen dunkel werden, darum muß ich in der Nacht reisen, darum muß ich sogar bei Tage zuweilen in die Ecke des Wagens sinken, und ich weiß, das Vaterland verzeiht mir jezt, daß ich das Leztere hinter Branzol in voller Muße that.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Fallversuche über die Axendrehung der Erde.

(Beschluß.)

So weit war man in dieser Materie gekommen, als der große Newton in Verfolgung derselben noch einen Schritt weiter ging. „Behält," schloß er, „in der That jeder fallende Körper während des Falles seine ihm durch die Umdrehung der Erde, in der Richtung von Westen nach Osten, mitgetheilte Schwungbewegung, so kann eine von einem hohen Thurme herabgeworfene Kugel gleichwohl nicht ganz genau am Fuße desselben niederfallen. Aber sie wird nicht, wie man sonst meinte, gegen Westen zurück bleiben, sondern sie wird vielmehr gegen Osten voraneilen und also etwas östlicher zur Erde kommen. Denn da die Spitze des Thurms weiter von der Erdoberfläche absteht, als der Fuß, so wird jene Spitze

bei der Drehung der Erde nach Osten auch eine größere Schwungbewegung haben als lezterer Fuß, indem sie in derselben Zeit einen größern Kreisbogen zu beschreiben hat. Dieser größere Schwung wohnt also auch der Kugel in, welche man von der Spitze des Thurmes herabfallen läßt, und es ist demnach nothwendig, daß sie östlich vom Lothpunkte des Punkts, von wo sie fällt, zur Erde gelangt." Lezteres ist der eigentliche Gegenstand der Fallversuche über die Umdrehung der Erde, mit welchen wir uns hier beschäftigen, und ich bitte die Leser daher zuvörderst, sich recht innig von der Richtigkeit des Newton'schen Raisonnements zu überzeugen.

Die Newton'sche Andeutung verfolgte auch wirklich bald nachher ein gleichzeitiger Mathematiker, Hooke. Allein da er nur eine geringe Höhe gewählt, vielleicht auch nicht alle die Vorsicht angewendet hatte, welche so delikate Versuche erfordern, so fielen dieselben nicht genügend aus. Später wurde der Gegenstand von einem jungen Bologneser Gelehrten, Guilielmini, wieder aufgenommen. Er hatte berechnet, daß die östliche Abweichung eines fallenden Körpers von der Verticallinie, bei einer Fallhöhe von 240 Fuß, unter der geographischen Breite von Rom *) einen halben Zoll betragen müsse; und um das Resultat dieser Rechnung mit der Erfahrung zu vergleichen, stellte er in den Jahren 1790 und 1791 Versuche an, deren Erfolg er in einer jezt sehr selten gewordenen Schrift: De diurno terrae motu, experimentis physico-mathematicis confirmato. Bononiae. 1792. 90 Seiten 8., mit Kupfern, beschreibt. Zehn Jahre nachher, im Jahre 1802, wiederholte unser wackerer Landsmann Benzenberg dieselben Versuche im Michaelisthurme zu Hamburg bei einer Fallhöhe von 235 Fußen. Dieses Mal wurde die äußerste Vorsicht aufgeboten: Benzenberg wendete nacheinander Kugeln von verschiedenen Materien an, und bediente sich, um zugleich die Fallzeiten und den Einfluß des Widerstandes der Luft mit der Theorie zu vergleichen, einer sehr genauen Tertienuhr von Klindworth. Er ließ 30 Kugeln fallen, welche im Mittel 3,99 Linien nach Osten abwichen. Gauß's Rechnung gab 3,95 Linien, so daß also der Unterschied zwischen der Rechnung und der Erfahrung nur 4/100 Linie betrug. Allein die Kugeln wichen zu gleicher Zeit um eine Kleinigkeit nach Süden vom Lothpunkte ab, was der Experimentator einem Luftzuge im Thurme zuschrieb, indem die Theorie eine solche Abweichung nach Süden nicht nachweist. Indeß ließ er sich doch zu einer neuen Reihe von Versuchen bestimmen, welche im folgenden Jahre in einem Kohlenschacht zu Schlebusch in der Grafschaft Mark, bei einer Fallhöhe von 260 Fuß angestellt wurden. Hier fielen die Kugeln, ganz wie es die Rechnung für die geographische Breite vorschreibt, im Mittel um 5 Linien ostwärts vom Lothpunkte nieder, ohne daß sich sonst eine nördliche oder südliche Abweichung ergeben hätte; *) und Copernikus Lehre von der Bewegung der Erde um ihre Axe hatte also eine neue und glänzende Bestätigung erhalten.

An diese Versuche nun schließen sich endlich die neuesten, in dem Dreibrüderschachte bei Freiberg in Sachsen angestellten Fallversuche über die Umdrehung der Erde an, deren Resultat jezt zur Kenntniß der gelehrten Welt kommt, und welche uns Veranlassung zu den gegenwärtigen Auseinandersetzungen gegeben haben. Diese neue Untersuchung eines so wichtigen Gegenstandes ist auf Anordnung des Oberbergamtes zu Freiberg, unter Leitung des Professors der Physik an der dortigen königlichen Bergakademie, Reich, mit aller nur ersinnlichen Genauigkeit ausgeführt worden, und wir haben über das Detail derselben einen eigenen Bericht zu erwarten. **) Die Fallhöhe in diesem Schachte ist sehr beträchtlich, denn sie beträgt 488 Pariser Fuß. Man stellte 106 Versuche unter den mannichfaltigsten Abänderungen an; besonders ward jede Vorsicht aufgeboten, um auch die kleinste Schwankung beim Loslassen der fallenden Kugeln zu vermeiden. Bei einigen Versuchen erhizte man die Kugeln zu diesem Behufe in kochendem Wasser, wodurch sie ausgedehnt werden, und legte sie auf einen Ring, durch den sie hindurchfielen, nachdem sie erkaltet waren; sonst hing man sie an Pferdehaaren auf, von denen sie mit Vermeidung der leisesten Schwankung getrennt wurden. Als endliches Resultat ergab sich, im Mittel, eine Abweichung des Fallpunktes der Kugeln nach Osten vom Lothpunkte = 12,6 Pariser Linien. Die Rechnung gibt, für diese geographische Breite und Fallhöhe, 13 Linien, also Unterschied zwischen Rechnung und Beobachtung nur 0,4 Linien. Die Abweichung nach Süden betrug 1,8 Linien, was von Fehlern beim Experimente herrühren mag, da die Theorie, wie schon gesagt, von einer solchen südlichen Abweichung nichts weiß, und 1,8 Linien eine Größe ist, für welche man bei einer so bedeutenden

*) Die geographische Breite des betreffenden Ortes kommt hiebei deßwegen in Betracht, weil die Größe des Parallelkreises, und also auch die Größe des Schwunges davon abhängt. M.

*) Der Experimentator hat das lehrreiche Detail dieser Versuche in zwei besondern Schriften: Versuche über das Gesez des Falls, den Widerstand der Luft und die Umdrehung der Erde, Dortmund 1804, und: Versuche über die Umdrehung der Erde, ebendaselbst 1804, beschrieben, wohin wir noch verweisen. M.

**) Dieser so gut geschriebene, als gründliche Bericht, unter dem Titel: Fallversuche über die Umdrehung der Erde, angestellt auf hohe oberbergamtliche Anordnung in dem Dreibrüderschachte bei Freiberg, und herausgegeben von Reich, Freiberg, ist unterdeß in die Hände des Referenten gekommen. M.

Fallhöhe nicht einstehen kann.*) Die bewunderungswürdige sonstige Uebereinstimmung dieser Experimente mit der Theorie ist ein neuer Sieg über Schein und Vorurtheil, wodurch selbst die Ptolemaiker, wie hartnäckig sie die Bewegung der Erde um ihre Axe läugneten, überzeugt worden wären. Endlich hat man vorgeschlagen, diese Versuche nochmals in dem Brunnen der Festung Königstein bei Dresden zu wiederholen, dessen Tiefe über 1000 Pariser Fuß beträgt, wornach die östliche Abweichung der Kugeln gegen 3 Zoll betragen müßte. Man brauchte das Wasser des Brunnens nur mit Brettern zuzulegen und eine Vorrichtung zum Schutze des Beobachters vor den fallenden Kugeln anzubringen, deren Geschwindigkeit freilich bei einer solchen Fallhöhe schon sehr groß wird, wie sehr sie auch der zugleich wachsende Widerstand der Luft mäßigt.

*) Unser Referent sucht die Ursache dieser südlichen Abweichung in einer Schwankung beim Loslassen der Kugeln, die, wenn sie auch ganz unmerklich ist, bei einer solchen Fallhöhe doch schon ein bemerkbares Resultat geben kann.
N.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, December.

Das Studium der Sanskritsprache.

Rußlands allseitiges Fortschreiten auf dem Wege wissenschaftlicher Ausbildung wird innerhalb seiner weiten Grenzen mit einmüthigem Dank und außerhalb mit Bewunderung anerkannt. Auch in diesen Blättern sind bereits mehrmals die literarischen und antiquarischen Schätze genannt und beschrieben worden, wodurch unsere gelehrten Anstalten mit entsprechenden Bildungsmitteln versorgt wurden. Nebst so manchem Andern, wodurch das Rußland unserer Tage sich vor dem der Vergangenheit so ungemein auszeichnet, verdient vorzüglich die sorgsame Pflege, deren sich die orientalischen Studien und die damit verbundenen Wissenschaften jezt erfreuen, der Erwähnung und Anerkennung. Wenn dieses Gebiet des Wissens in seiner jezigen erwünschten Ausdehnung und wissenschaftlichen Auffassung in Europa überhaupt noch ziemlich neu ist, so konnte auch in Rußland an eine frühere fruchtbare Bearbeitung desselben nicht wohl gedacht werden: wie aber unsere Regierung für alles, dem Ganzen, wie dem Einzelnen Ersprießliche Sorge trägt, so entging ihrem Scharfblicke auch der unberechenbare Vortheil nicht, der dem unermeßlichen Reiche, schon vermöge seiner geographischen Lage und unmittelbaren Grenzberührung mit den bedeutendsten Monarchien Asiens, aus der wissenschaftlichen Kultur der orientalischen Studien erwachsen muß. Rußland ist jezt auf dem Wege, zwischen dem übrigen Europa und einem großen, in literarischer Hinsicht noch wenig ausgebeuteten Gebiete des Orients dieselbe Rolle der Vermittelung, nicht bloß von materieller, sondern auch von wissenschaftlicher Seite, zu übernehmen, die England gegenwärtig zum Besten Europas in Beziehung auf Indien spielt. Natürlich kann dies für Rußland nur hinsichtlich der Länder Asiens Aufgabe werden, die mit ihm in geographischer Berührung und politischer Wechselwirkung stehen; daß folglich der Süden Asiens hievon ausgeschlossen seyn, oder wenigstens weit hinter jenen Gebieten zurückstehen muß, versteht sich von selbst. Um so augenscheinlicher aber offenbart sich der rein wissenschaftliche Sinn, mit dem die höchste Verwaltung zu Werke geht, wenn selbst die Sprache des alten Indiens, eine Sprache, zu deren grammatischer und literarischer Kenntniß wir nur durch englische Vermittelung gelangen können, ohne den Ruhm und den Vortheil ursprünglicher Ausbeutung zu genießen, eine Sprache, die für unsere diplomatischen und merkantilischen Verhältnisse durchaus keinen praktischen Nutzen hat, sich dennoch einer wohlwollenden Pflege von Seiten unserer Regierung erfreut. Schon der hochselige Kaiser Alexander, der Stifter so vieles Großen und Segensreichen, war auch der Gründer der orientalischen Studien in Rußland durch so manche Stiftung für dieses Fach. Und jezt, mitten unter den politischen Sorgen einer vielbewegten Zeit, verdanken wir einem wiederholten Beweise der allerhöchsten Fürsorge für die Ausbreitung der orientalischen Studien und der huldreichen Aufmerksamkeit, womit unser Kaiser jedes neue Streben in diesem Fache zu würdigen, jeden neuen Versuch aufzumuntern geruht, die Aussicht, bald die Sanskritsprache und Literatur, die seit einiger Zeit bereits in England, Frankreich und Deutschland mit so glänzendem Erfolge betrieben wird, auch in Rußland bearbeitet und einheimisch gemacht zu sehen. Ein bemerkenswerther Umstand dabei ist, daß es keines ausländischen Professors zu diesem Behufe bedarf, indem ein junger Mann aus der Mitte der Söhne Rußlands, Robert Lenz, es unter der Leitung des würdigen Professors Bopp in Berlin mit dem regsten Eifer und Fleiß so weit gebracht hat, daß er nach einigen Vorbereitungen im Stande seyn wird, das Studium und die wissenschaftliche Bearbeitung der heiligen Sprache Alt-Indiens in sein Vaterland zu verpflanzen, und somit nicht nur diesen wichtigen Zweig des morgenländischen Gesammtwissens zu kultiviren, sondern auch eben dadurch der vaterländischen Sprache und Literatur einen wichtigen Dienst zu erweisen und vielleicht eine neue Epoche derselben zu begründen. Denn seitdem die immer mehr durchgreifende Kenntniß des Sanskrit uns das Geheimniß der Sprachverwandtschaft aller gebildeten westlichen Völker enthüllt und unwidersprechlich dargethan hat, daß in Zukunft an keine wissenschaftliche Auffassung der Grundregeln nicht nur der lebenden europäischen, sondern auch der todten klassischen Sprachen zu denken sey, wenn man das Sanskrit dabei nicht zur Basis mache, seitdem es unumstößlich erwiesen ist, daß auch die slavischen Dialekte ganz vorzüglich in diese Kategorie gehören, seitdem wird wohl Niemand mehr den großen Nutzen in Zweifel ziehen, der aus einer wissenschaftlichen Vergleichung der Grundregeln dieser Dialekte mit denen des Sanskrit sich ergeben muß. Eine glänzende Probe seiner Kenntniß des Sanskrit und seines literarischen Fleißes hat Lenz bereits durch die Herausgabe der Urvasia geliefert, eines sanskritischen Dramas des berühmten alt-indischen Dichters Kalidasa (zugleich Verfassers der allbekannten Sakuntala); es ist im Originaltexte mit der lateinischen Uebersezung und vielen kritischen Noten in diesem Jahre in Berlin bei Dümmler erschienen. Damit er nun seine erworbene Kenntniß an den in England aufbewahrten literarischen Schätzen Indiens noch mehr bereichern und begründen könne, hat der Kaiser ihm zu einem zweijährigen Aufenthalte in England die großmüthigste Unterstützung gewährt, von welcher wissenschaftlichen Reise wir uns seiner Zeit die schönsten Früchte versprechen dürfen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 4.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. Januar 1834.

> Nous vivons dans un siècle où l'intérêt personnel semble le seul principe de toutes les actions des hommes, et quelle émotion, quel enthousiasme pourrait jamais résulter de l'intérêt personnel! Il est plus doux de rêver à ces jours de dévouement qui pourtant ont existé, et dont la terre porte encore les honorables traces.
>
> Md. de Staël.

Die heutigen Feste Roms mit dem Rückblick auf die Feste des Alterthums und des Mittelalters.

Die Volksfeste, die das heutige Europa feiert und deren Zahl und Bedeutung sich immer mehr vermindert, stammen aus dem Mittelalter oder sind, wenn sie der Naturreligion der germanischen Stämme ihr Daseyn verdanken, von dem religiös-christlichen Charakter des Mittelalters ergriffen und verändert worden. So sind manche Gebräuche, mit denen unsere Vorfahren den Anfang des Frühlings begrüßten, auf die Verherrlichung späterer Kirchenheiligen übertragen worden. Doch konnte der ursprüngliche Sinn des Festes dadurch nicht ausgelöscht werden. So brennen in manchen Gegenden zur Osterzeit oder am Tage Johannis des Täufers Feuer auf den Höhen, wie einst am ersten Mai zur Feier des Lenzes. So zündete man in den ältesten Zeiten, auf den römischen Hügeln, beim Beginnen der schönen Jahreszeit Feuer an, und die Hirten sprangen darüber, um sich und ihre Heerden zu entsühnen. Es geschah dies am Feste der Pales den ein-und-zwanzigsten April. An einen dieser Tage knüpft sich die Erinnerung der Erbauung Roms. Die vielen Feste, zu denen die Bekehrung zum Christenthum und die Taufe im Norden Veranlassung gab, sind freilich in den lezten Jahrhunderten vergessen worden; nur wenige haben sich erhalten und immer mit verändertem Charakter. Noch trägt man am Sonntage Lätare, im Mai, in einigen Gegenden des östlichen Deutschlands Puppen herum, die man dann in das Wasser wirft, um den Untergang der heidnischen Götter und die Einführung des Christenthums zu bezeichnen. Doch dauert dies nur noch in kleinen Städten fort. Dieser Gebrauch erinnert bei verschiedener Bedeutung an eine Sitte des ältesten Roms, Puppen aus Binsen geflochten in die Tiber zu werfen, um die Abschaffung der Menschenopfer zu feiern.

Manche Gebräuche der Naturreligion unserer germanischen Vorfahren gingen in die Feste der katholischen Kirche über und verloren sich erst spät und allmählig in dem geläuterten Kultus der Reformation. Die christliche Kirche umfaßte und beherrschte im Mittelalter das ganze Leben der Menschen in allen öffentlichen und häuslichen Verhältnissen. Es ist deßhalb natürlich, daß die meisten Feierlichkeiten, die irgend einen öffentlichen und allgemeinen Charakter an sich tragen, in den Ländern, wo jener Glaube herrscht, gefunden werden. Obgleich die Reformation jenen Erinnerungen nicht durchaus feindselig war, so wirkten doch ihre Kämpfe mit dem Katholizismus für dieselben zerstörend, und da sich aus der zerstörten religiösen Einheit kein öffentliches Volks-

und Staatsleben entwickelte, vielmehr die großen Religionskriege die Verminderung der kaiserlichen Macht und den Untergang der deutschen Freiheit zur Folge hatten, so verschwanden jene Feste und Gebräuche allmählig aus den Kreisen des Lebens. Die Epoche der sogenannten Aufklärung oder der Bekämpfung und Vernichtung alles dessen, was sich nicht auf unmittelbar anwendbare Grundsätze des Verstandes bezog, und die politischen Folgen der französischen Revolution vertilgten den alten Volksglauben in allen Ländern, die für jene empfänglich waren und von dieser ergriffen wurden. So ist die jetzige Zeit an öffentlichen Festen, die nicht von dem in den einzelnen Ländern herrschenden Kultus oder den daselbst eingeführten Gebräuchen durchaus geboten werden, ärmer als irgend eine vorhergegangene Epoche der Geschichte, und das Interesse, ihr Gedächtniß zu bewahren, und die Neigung, sie aufzufrischen und, wo sich noch Spuren von ihnen finden, sie zu beobachten, ist bei Einzelnen, im Gegensatz zu der Gleichgültigkeit der Menge, um so lebendiger geworden.

Auch Italien, ein Land, das durch seinen Glauben, das Alterthum seiner Städte und seine politische Apathie, alten Traditionen am meisten treu geblieben ist, hat dem allgemeinen Schicksale, der Zerstörung oder allmähligen Auflösung alles dessen, was aus dem Mittelalter an Gesinnung und Sitte in seiner Mitte sich noch erhalten hatte, nicht entgehen können. Der Einfluß französischer Bildung und später französischer Herrschaft hat hier ähnlich, wenn auch nicht so stark und tief gewirkt, wie die Reformation und die Religionskriege in Deutschland. Wo sind die politischen und religiösen Feste Venedigs geblieben, in denen diese Stadt, gleich denen des Alterthums, ihr eigenes Daseyn und ihre Größe anschaute, und den ganzen Reichthum ihrer Geschichte sich vergegenwärtigte, von der ersten Gründung in den Lagunen an und der ersten Eintheilung ihrer Kirchspiele, bis zu der Eroberung von Königreichen? Was davon übrig geblieben, ist eine trübe Erinnerung, eine Schale ohne Kern. Auf eben dieselbe Weise sind mit dem Untergange selbstständiger Einrichtungen in Genua, Lukka, Bologna viele Gebräuche und Festlichkeiten, die lebendigen Erinnerungen frühern Glücks, ausgelöscht worden, ohne daß hier die Gegenwart und deren Gestaltung einen auch nur vergleichbaren Ersatz geboten hätten. Jedoch hat Italien mit seiner Vergangenheit weniger als andere Länder Europas gebrochen. Die Herrschaft der Kirche, das Gedächtniß an die Einführung ihrer Lehren, die Verehrung ihrer Helden, der, wenn auch erschütterte, doch immer noch bestehende Glaube an jene Wunder und Legenden, die einst wie Flammen leuchteten, und von denen freilich heutzutage nur die Asche zurückgeblieben ist, haben mannichfaltige Erinnerungen und Gebräuche lebendig erhalten, die, in Verbindung mit dem natürlichen Schönheitssinne des Volks, der Lebendigkeit seines äußern Daseyns, der Bedeutung so vieler Bau- und Kunstdenkmale, noch großen Reiz gewähren, und in der Erscheinung des jezt oft Kleinen und Unbedeutenden an das Höchste und Lebendigste früherer Zeiten erinnern.

Unter allen Städten Italiens hat Rom vorzugsweise einen Rest früherer Eigenthümlichkeit bewahrt, dabei freilich auch am wenigsten von den Genüssen und Verdiensten der Gegenwart sich angeeignet. Hier ist das Volk durch den Charakter seiner Regierung und die Richtung, die ihm diese angewiesen hat, und in welcher sie dasselbe zu erhalten sucht, mit den Verhältnissen, Gebräuchen und Erinnerungen einer mit diesem kirchlichen Zustande zusammenhängenden, sonst überall verschwundenen Zeit noch am meisten befreundet. Obgleich auch das Leben der Römer durch eine, selbst den ältesten Ueberlieferungen und scheinbar bestimmtesten Verhältnissen inwohnende Neigung zu Wandel und Veränderung, namentlich aber noch durch den nicht abzuwehrenden Einfluß von Außen her allmählig neue Farben annimmt und in neue Bahnen überzugehen scheint, so hat sich doch hier, mehr als irgendwo, der Sinn des Mittelalters und eine gewisse Bestimmtheit der äußern Sitten und Gebräuche erhalten, die durch die festen Gewohnheiten der Kirche gehalten wird, und im Gegensatz zu dem wandelbaren Modeleben anderer Länder, wenigstens im Aeußern, originell und charakteristisch erscheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Was gewann ich dadurch? Die fabelhafteste Ueberraschung, als ich das Auge aufschlug und mich mitten in einer italienischen Stadt befand. Es war Abend. In einer norddeutschen Stadt würde man sich vor den Mücken sicher geglaubt, die Nachtmütze über die Ohren gezogen und sich draußen unter der Linde des Hauses Tabak rauchend niedergesezt haben, um über Krieg und Frieden einige nichtssagende Worte zu wechseln. Wir waren aber in Italien, vielleicht in dem kleinsten, unbedeutendsten Neste des Landes, in Lavis, und doch suchten sich die Einwohner den Anstrich einer großen Stadt zu geben. Die ganze kleine Bevölkerung war auf den drei oder vier Straßen, welche der Ort enthält, versammelt, lief Arm in Arm auf und ab und sammelte sich in den Kaffeehäusern, Gespräche mit so endlosem Eifer führend, als handelte es sich nicht um einen Gemüsegarten oder den Brunnen des Nachbars oder einen Esel, der nicht mehr

recht ziehen wollte, sondern um weit erheblichere Dinge. Auch in Kleidung, Haltung und Anstand suchte sich Alles ein nobles Ansehen zu geben, und Keiner von den die Kaffeebotega am Posthause umstehenden Männern wird uns haben abfahren sehen, ohne daß er darauf stolz gewesen wäre, wie er uns imponirt. Darauf muß man sich in Italien vorbereiten, im Adel Lumpen und in den Lumpen Adel zu finden.

Die angebrochene Nacht entzog uns den Kampf, in welchem sich die bergige Natur mit der Ebene befand, und der sich immer mehr zu Gunsten der Leztern entschied. Der jüdische Commis sang die schönsten Melodien von Bellini und Donizetti, worüber einige der Passagiere allmählig einschliefen. Nur eine Stimme benuzte diese geheimnißvolle Stille und flüsterte mir von der rechten Seite ins Ohr: „Mein Herr, Sie haben mir mannichfache Beweise gegeben, wie hingebend Sie auf den Geist der Natur lauschen, und aus den Uebereinstimmungen mit meinem Gefühle sehe ich, daß Sie ihn verstehen. Bleiben wir zusammen; Sie halten sich in Roveredo auf, ich bin es zufrieden. Sie machen einen Umweg, um nach Verona zu kommen; ich bleibe bei Ihnen. Wollen Sie?" Der Enthusiast hatte gesprochen; aber ehe ich noch antwortete, hörte ich schon auf der linken Seite: „Mein Herr, Sie haben mir mannichfache Beweise gegeben, wie sorgfältig Sie den Charakter dieses Landes prüfen, und aus der Uebereinstimmung Ihrer Ausgaben mit den meinigen, seh' ich, daß die Sparsamkeit eine Ihrer ersten Tugenden ist. Bleiben wir zusammen; Sie halten sich in Roveredo auf, dagegen hätt' auch ich nichts. Sie machen einen Umweg, um nach Verona zu kommen; ich bleibe bei Ihnen; Sie sind es zufrieden?" Es war der ältere Bruder, der hier Antwort haben wollte; doch noch ehe ich sie geben konnte, hieß es schon wieder auf der rechten Seite: „Mein Herr, Sie müssen sich meines Bruders wegen keinen Zwang auflegen. Er ist besorgt und weiß nicht, warum; er ist kalt, todt, die Natur peinigt ihn. Es gibt Augenblicke, wo er von der Hypochondrie furchtbar verfolgt wird und Alles schwarz sieht. Er hat sich einmal verleiten lassen, ein dramatisches Gedicht in Verlag zu nehmen, und nur drei Exemplare davon verkauft. Seitdem ist diese Düsterheit über seinen Charakter gezogen. Allein er meint es gut; wollen Sie sich durch ihn abschrecken lassen?" Ich wollte antworten; allein der ältere Bruder flüsterte zur Linken: „Mein Herr, Sie müssen sich meines Bruders wegen keinen Zwang auflegen. Er ist immer außer sich; wie Sie sehen, um Nichts. Er ist übersprudelnd Feuer, ein vernünftiges Gespräch und Gründe der Erfahrung langweilen ihn. Es gibt Augenblicke, wo er von seinem Enthusiasmus so geplagt wird, daß er Alles rosenroth sieht. Er ließ sich einmal verleiten, für unsern Verlag ein griechisches Wörterbuch anfertigen zu lassen; aber als es gedruckt war, wurde die Schule, wo es eingeführt werden sollte, aufgehoben, und der Verfasser starb, noch ehe er sich einen Namen erworben hatte. Ach Gott, das war ein großes Unglück! und seitdem ist dies Haschen nach phantastischen und flüchtigen Genüssen in seine Seele gezogen. Allein er meint es gut; wollen Sie sich durch ihn abschrecken lassen?" Nicht einmal für die eine Sylbe Nein! fand ich Zeit; denn auf der rechten Seite hieß es schon wieder: „Mein Herr, überlegen Sie noch? Im Grunde hat mein Bruder auch einen gewissen Grad von Poesie; denn glauben Sie nicht, daß er diese Reise bloß in der Absicht macht, um mich zu beaufsichtigen. Es liegt in seinem Interesse, für gewisse Dinge Sinn und Empfänglichkeit zu haben. Merken Sie denn gar nicht, warum wir diese Reise eigentlich machen?" Und der ältere sezte gleich dazu: „Mein Herr, überlegen Sie noch? Im Grunde hat mein Bruder auch einen gewissen Grad von nüchterner Vernunft; denn glauben Sie ja nicht, daß er diese Reise bloß in der Absicht macht, mich aus der Haut zu bringen. Es liegt in seinem Interesse, gewisse Dinge in ruhige und abwägende Ueberlegung zu ziehen. Merken Sie denn gar nicht, warum —" Nein, bis zu diesem Grade der Vertraulichkeit konnte der Buchhändler noch nicht kommen; er fuhr zurück, aber sogleich wieder so heftig hervor, daß er sich am gleichfalls hervorschießenden Bruder den Kopf stieß, und beide unter der ersterbenden Anrede: „Mein Herr!" die Ueberzeugung gewannen, daß ich nichts von ihren Anträgen gehört hatte, sondern schlief. Wenigstens stellte ich mich so, um Niemanden antworten zu müssen.

In Trient, das wir gegen zehn Uhr Abends erreichten, erlebten wir schon mancherlei Italienisches: ein dunkler Abend, erhellt durch die Laternen der Kaffeehäuser, ein Gastwirth, der uns mit zwölf Gerichten bedienen wollte und erklärte, daß er mit dreien nicht aufwarten könnte, der uns aber nachher, als wir auf unserm Willen bestanden, nachlief, sich zu sechs Gerichten verstand und für neun zahlen ließ, ein Balkon, von welchem aus sich die geheimen Promenaden verliebter Paare belauschen ließen. Hier hatten sich vor dreihundert Jahren die Kirchenfürsten versammelt, um die Grenzen zwischen Wissen und Glauben für alle Zeiten zu bestimmen. Hier wurde der Grundstein des jetzigen katholischen Lehrgebäudes gelegt, und die lezte Selbstentwickelung des katholischen Christenthums aus Satzung und Tradition auf ewig in die todte, starre Form gebannt, über welche es heute nicht mehr hinausschreiten darf, ohne sich an seinem Geiste zu versündigen.

Die Nacht hüllte Alles in dunkeln Schatten; es war still in den Straßen, wir sahen nichts, als durch

das Dunkel huschende Menschen, den Lichtschimmer, der aus den Bottegen fiel und die im dunkelsten Grunde leuchtenden Sterne des Himmels. Warum sollten wir uns nicht überreden, daß Trient am Tage die freundlichste Stadt sey? Die Reisehandbücher wollen aber das nicht Rede haben.

Es regnete, als wir um Mitternacht endlich das Ziel unserer diesmaligen Fahrt, Roveredo, erreicht hatten. Wir hüllten uns in unsere Mäntel und folgten dem Postknechte, der uns in einen Gasthof führte. Vor Ermüdung wußte ich kaum, mit wem ich mein Zimmer, ja, wer die italienischen, hoch aufgethürmten Riesenbetten kennt, wird ergänzen können — auch mein Bett theilte. Am nächsten Morgen mußte sich so vieles aufklären, der Reiseplan, die Gelegenheit zum Fortkommen, Roveredo, meine Gesellschaft, und vor allen Dingen das Wetter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, December.

(Fortsetzung.)

Studium des Sanskrit und des Mongolischen.

Als erster Schritt, der von Seiten unsers Ministeriums gethan wurde, um das Sanskritstudium bei uns in Aufnahme zu bringen, kann eine Sammlung indischer Manuscripte angesehen werden, die im vorigen Jahre in London aus dem Nachlasse des in Ostindien verstorbenen Obristen Stewart zum Besten künftiger Sanskritstudien in Rußland angekauft und einstweilen im asiatischen Museum der Akademie der Wissenschaften deponirt wurde. Diese Sammlung besteht aus 95 Nummern; obgleich nun die Zahlen, da sie von den Verkäufern herrühren, nicht gespart, und Kleinigkeiten von einzelnen Blättern, ja von wenigen Zeilen als besondere Codices numerirt worden sind, so geben doch die 50 bis 40 inhaltreichern Manuscripte dieser Acquisition einen, ihren verhältnißmäßig geringen Kaufpreis weit übersteigenden Werth. Die Handschriften sind, wie fast alle vorhandenen, nicht alt, die meisten aus der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mit wenigen Ausnahmen deutlich geschrieben und gewissenhaft korrigirt, zum Theil kalligraphische Meisterstücke, sämmtlich in Dewanâgarischrift, ausgenommen einige Kleinigkeiten, die mit Bengalicharakteren geschrieben sind. Sie sind, wie die Unterschriften bezeugen, aus verschiedenen Gegenden Indiens acquirirt. Einige sind eingebunden, mit Zeug überzogen, in Taschenformat und mit Malereien verziert; andere nach asiatischer Weise in losen, länglichten Blättern, zwischen Holzplatten, fast alle aber, wie es scheint, auf europäischem, dem Bedürfniß der Holzfeder gemäß geglätteten Papier. Sie erstrecken sich so ziemlich über alle Hauptzweige der Sanskritliteratur, mit Ausnahme der dramatischen und der Vedaliteratur im engern Sinne, die beide bisher nur in sehr wenigen handschriftlichen Proben nach Europa gekommen sind.

So sehen wir unter der weisen Aufsicht und Pflege derjenigen Männer, denen Rußlands Kaiser die Verwaltung der wichtigsten Staatsämter anvertraut hat, eine schöne Blüthe der Geistesthätigkeit nach der andern sich entfalten. So besizt Petersburg seit Kurzem eine bedeutende Sammlung von Alterthümern, welche die strengen Anforderungen des Kenners, so wie des bloßen Liebhabers gleich sehr zu befriedigen im Stande ist. Diese mit Geschmack und gründlicher antiquarischen Kenntniß veranstaltete Sammlung gehört dem Doktor Pizzati, der zur Befriedigung seiner Liebhaberei während einer Reihe von Jahren weder Mühe noch Kosten gespart hat. Sie besteht aus fast 2000 Nummern; darunter sind allein 900 hetrurische Vasen. — Unter den Söhnen Rußlands erblicken wir nicht allein Eifer und Trieb für dieses nüzliche Fach des Wissens, sondern sehen auch bereits die Früchte ihrer Bemühungen an den kürzlich neu errichteten Kathedern der mongolischen Sprache in Kasan. Schon vor sechs Jahren hatte der Kurator des Kasanschen Lehrbezirks dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts ein Gutachten über den Nuzen vorgelegt, der aus der Erlernung der mongolischen Sprache sowohl für unsere politischen und Handelsverhältnisse mit den Nationen, welche diese Sprache reden, als auch für die Wissenschaften überhaupt und vorzüglich für die Erforschung der Geschichte Ost-Asiens, besonders des Mittelalters, entspringen würde. Hierauf erhielt die Universität die Erlaubniß, zwei ihrer Zöglinge nach Irkuzk zu schicken, um sich daselbst zu Lehrern der mongolischen Sprache auszubilden. Nachdem diese beiden jungen Leute sich fünf Jahre lang in Irkuzk, Kiachta und unter den Burüten jenseits des Baikalsees aufgehalten hatten, begleitete der eine derselben die lezte russische geistliche Mission nach Peking, während der andere nach Urga, der Hauptstadt der chinesischen Mongolei, geschickt wurde. Beide haben sich mit Eifer und Beharrlichkeit der Erlernung der mongolischen Sprache gewidmet und darin die ausgezeichnetsten Fortschritte gemacht, wie aus dem Berichte des durch seine tiefe Kenntniß des Mongolischen rühmlichst bekannten Akademikers Schmidt erhellt, der, nach der kürzlich erfolgten Ankunft dieser jungen Leute in Petersburg, von der Akademie beauftragt war, sie zu examiniren. Die jungen Männer sind demnach als Adjunkt-Professoren der mongolischen Sprache bei der Universität Kasan angestellt worden. Diese Universität ist die erste in Europa, welche einen Lehrstuhl für diese Sprache erhalten hat. Für den Druck der zur Erlernung dieser Sprache nöthigen Handbücher wird die Universität die Buchdruckertypen von der hiesigen Akademie der Wissenschaften erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Wer sich auf dunkler B.
Umdrehet manchen H.
Und Wein trinkt ohne K.,
Der kommt gar leicht zum W.,
Kaum sey noch naß sein Z.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 5.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. Januar 1834.

Strenua nos exercet inertia.

Horat.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Als ich aufwachte, schien schon der hellste Tag ins Zimmer und zeigte mir den Buchhändler vor dem Spiegel, wie er sich einseifte und das Messer zum Rasiren wezte. Er gestand mir, daß er nicht immer das Geschäft allein besorgt habe, sondern erst seit mehreren Jahren dazu gezwungen sey. Er habe, sagte er, einen Barbier gehabt, der vortrefflich, und sogar in chirurgischen Studien fleißig gewesen sey. Das habe ihn gefreut und er den Burschen vielfach gelobt. Plözlich sey aber der Mensch auf den unglücklichen Gedanken gekommen, Schriftsteller zu werden; seit einigen Tagen nämlich habe er ihn immer sehr tiefsinnig gesehen und endlich gefragt, was er denn vorhabe. Der Barbier antwortete jedoch immer: Sie werden Alles erfahren! Und was sey dann endlich zum Vorschein gekommen? Ein Manuscript über die beste Art, dem Streichriemen seine Schärfe zu nehmen und die Barbiermesser vor dem Schartigwerden zu sichern. Der Verfasser habe ihm die Schrift angeboten, er jedoch, der Erzähler, sie rund abgewiesen. Seitdem habe ihn der Mensch abscheulich traktirt, vorsetzlich geschnitten, keine Warze berücksichtigt, sondern alle drei Tage auf seinem Gesichte eine wahres Blutbad angerichtet. Freilich habe er ihn entlassen, seither aber so viel Furcht vor den Badern bekommen, daß er sich nun immer selbst rasire. Diese Erzählung weckte die Bewohner des nächsten Zimmers. Wer waren sie? Der jüngere Bruder und der junge Leipziger Autor, den ich aber in meiner ferneren Reise aus Brodneid ignorire. Sie sprangen von ihren haushohen Betten herunter und entschieden sich gleichfalls dafür, daß wir (ich und der Buchhändler hatten darüber schon einige Worte gewechselt) den Gardasee gemeinschaftlich beschiffen wollten. Unsere Sehnsucht wuchs und Roveredo wurde uns dabei unter den Händen ein Ort, den man verlassen mußte, um einen bessern zu erreichen. Der Wirth pries uns Theater, Seidenfabriken, Schulanstalten, allein wir verlangten nur eine Gelegenheit, die uns nach Riva brächte. „Nach Riva? Was wollen Sie in Riva?“ — „Das Dampfboot abwarten.“ — „Es ist heute Freitag, meine Herrn, das Dampfboot trifft erst in einigen Tagen in Riva ein.“ — „Nun, so gehen wir nach Torbole, miethen eine Barke und lassen uns durch Schiffer hinunterführen.“ Mit vieler Anstrengung erlangten wir endlich einen Wagen, dessen Preis wenigstens unter Vettern, wenn auch nicht unter Brüdern billig war. Zwar begünstigte uns nicht die schönste Witterung; doch ließ sie sich ertragen, weil wir nicht ohne Hoffnung waren. — Der Gasthof, welchen wir verließen, besaß eine seltene Merkwürdigkeit. An den Wänden der

obern Hausflur prangte nämlich eine große Inschrift, sehr sauber auf Landkartenpapier verfaßt, welche anzeigte, daß die hohen Majestäten, der Kaiser von Oesterreich und Rußland hier übernachtet, als sie auf den Kongreß von Verona zogen. Vielleicht vertiefte sich der Buchhändler bei der Entzifferung dieser Inschrift; der Wagen stand schon lange im Hofe, und wir harrten nur noch seiner. Vergebens, er wollte nicht erscheinen. Ich eile die beiden Stiegen wieder hinauf und treffe ihn im Zimmer, das wir längst verlassen hatten, mit einer Arbeit beschäftigt, die ich nicht errathen konnte. Er hatte sich sorgfältig von der Thüre abgewandt und schien in seinem Tagebuche, das er immer sehr ängstlich bewachte, Notizen zu machen, sey es nun über die im Gasthof gehabten Ausgaben oder über die Merkwürdigkeiten der bisherigen Reise. Er schrack zusammen, vergaß sein Bleistift am Portefeuille ordentlich zu befestigen und eilte zu unsern harrenden Begleitern hinunter.

Wir wandten uns zur Rechten von der Veroneser Straße ab, der Etsch zu, welche wir auf einer Fähre überschifften. Die Sonne brannte auf einige Augenblicke sehr heiß und machte den Unterschied des Klimas, welches wir an dem jenseitigen Ufer antrafen, um so auffallender. Nachdem wir hinter einigen Gärten weggefahren waren und hie und da in kleinen, nicht weit von einander gelegenen Dörfern das süße Nichtsthun der uns nachgaffenden, vor den Häusern ausgestreckten Bewohner bewundert hatten, erreichten wir eine Gegend, die von den nächsten Ufern der Etsch seltsam abstach. Der graue Himmel deckte eine schroffe, todte Umgebung, in der sich kein Grün zeigte, nur rings wie von tausendjährigen Fluthen zerschieferte Felsblöcke. Ein so kalter Luftzug schnitt durch diese Verwüstung, daß wir es bereuten, uns mit leichter Kleidung versehen zu haben. Der Spiegel des Gardasees zeigte sich unserm Auge erst da, als wir ganz in seiner Nähe waren. Nichts Ueberraschendes; denn die felsigen Ufer des Sees sprangen so weit in ihn hinein, daß sich gleich in seiner ersten Station ein Vorgebirg bildete, welches seine ganze Länge dem Auge entzog. Doch je mehr wir in die Richtung kamen, seine nördlichsten Punkte zu treffen, desto mehr zog sich die Wand zurück, und wir gewannen endlich, als wir oben auf einem Hügel, der sich allmählig zu dem kleinen Schifferflecken Torbole hinuntersenkte, angelangt waren, den Ueberblick über die ganze Fläche, deren äußerste Grenzen allmählig in dem neblichten Horizont verschwammen.

Bei Torbole, einem armseligen, kothigen Flecken, bildet der See eine Art Hafen, welchen ein Steinwall umschließt und vor dem Andrang der oft sehr heftigen Wellen sichert. Gegen zwanzig leichte Nachen waren an diesem Damm befestigt und wurden von Schiffern umstanden, welchen Gesellschaften, wie die unsrige, willkommene Gelegenheit zum Verdienst boten. Man setze mir Torbole nicht herunter; es ist ein Hafen, so geräumig für seine Kähne, als Cadix für Goeletten und Fregatten. Man badet sich im See, wie in Triest im Meere. Ja selbst die Frauen fehlen nicht, welche dir, wenn du mit deinem Nachen in die See stichst, noch lange, lange nachsehen, mit dem Taschentuche winken und dir unvergeßlich bleiben werden. Ich rufe euch alle auf, die ihr damals mit mir in Torbole waret; tretet in einen Kreis zusammen. Klingen die fabelhaften Forderungen der Schiffer nicht jezt wirklich wie Mährchen an euer Ohr? Wie herrlich saß es sich im Angesichte des Sees zu Tische, wie emsig verfolgten den Leipziger Autor die Blicke der jungen Frau, welche von einem Theile des Hafens durch die Fenster gerade auf unsere Teller sehen konnte; wie erinnerlich ist noch jene Botzener Magd, die vortrefflich deutsch sprach und in der Liebe ein Haar gefunden hatte; wie spaßhaft der dramatische Auftritt mit der Wirthin, die uns eine Rechnung aufgesezt hatte, in welcher Salz, Pfeffer, Oel, Essig als eigene Posten figurirten! Allein es schlägt die dritte Nachmittagsstunde, wir eilen in das unten harrende Boot; es ist Zeit zur Abfahrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die heutigen Feste Roms mit dem Rückblick auf die Feste des Alterthums und des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

Ueberall, wo eine große Ordnung der Dinge herrscht, tritt auch eine Neigung der Menschen zur Oeffentlichkeit hervor. Nichts verbirgt sich, Alles drängt sich nach dem Licht, das von jenem allgemeinen Mittelpunkte ausgeht. Die Republiken des Alterthums, die freien Städte in Deutschland, Italien und den Niederlanden, die Turniere und städtischen Feste im Mittelalter zeigen dasselbe Streben, der innern Gesinnung in ernsten und heitern Aeußerungen eine freie und offene Bahn anzuweisen. Die katholische Kirche theilte diesen Drang jedes großen und in sich freien Gemeinwesens. Daher die Neigung, ihren Ursprung, ihre Macht und Würde der Welt in angemessenen Gebräuchen, in prachtvollen Geräthen und erhabenen Tempeln zu zeigen. So viel hiebei auch Aberglaube und Herrschlust mitgewirkt haben, so sind dies doch niemals die einzigen oder vorzüglichen Hebel dieser Kirchenordnung gewesen. Sobald man die katholische Hierarchie als ein großes Gemeinwesen betrachtet, ein Charakter, den man ihr schwerlich absprechen kann, so verstand sich diese äußere Darlegung ihres Werthes und

ihrer Gesinnungen von selbst. In Rom sind aber Kirche und Staat noch immer eins, obwohl zu ihrem beiderseitigen Verderben. — Darum hat sich auch hier eine gewisse Stetigkeit in den bürgerlichen Lebensverhältnissen erhalten. Es gibt hier, wo keine neuen Einrichtungen aufkommen können, sondern im Wesentlichen Alles, bis auf die Namen, sich in den alten Gleisen erhält, keinen plötzlichen oder auffallenden Wechsel der Sitten und Gebräuche. Die kurz dauernde Herrschaft der Franzosen war von keinem tiefen Einfluß, die Fremden und Reisenden bleiben von den Einwohnern getrennt, fremde Literatur findet wenig Eingang, und die Gesinnungen der Machthaber sind durch ihre eigenthümlichen Verhältnisse von der übrigen Welt zu getrennt und in sich zu bestimmt, um große Veränderungen zu erlauben. Daher ist das Leben der Römer in vielen wesentlichen Beziehungen, gleich dem unserer Vorfahren im Mittelalter, von kirchlichen Einrichtungen und Gewohnheiten bestimmt, und die Verbindung dieser beiden Elemente oder ihre regelmäßige Abwechslung ist ein eigenthümlicher Zug des hiesigen Lebens. Die religiösen Feste, die theils allgemein, theils nur in einzelnen Kirchen und Gegenden der Stadt begangen werden, wechseln regelmäßig mit gewissen weltlichen Vergnügungen ab, die nicht, wie bei uns öffentliche Lustbarkeiten, nur für die niedere Volksklasse bestimmt sind, sondern an denen hier alle Stände Theil nehmen. Es entstehen hier nicht, wie in andern großen Städten, plötzlich neue Anlagen, die der Spekulationsgeist dem Genusse darbietet. Die Zeiten wie die Orte, an denen sich der Römer vergnügt, sind im Ganzen bestimmt. Seine Sitten, Gewohnheiten, seine Art zu urtheilen, zu denken, kurz seine ganze geistige Welt bleibt, ungeachtet der sinnlichen Lebendigkeit des Volks, dieselbe; er schaltet innerhalb dieses Raumes sehr frei, es fällt ihm aber nicht ein, seine Grenzen zu erweitern. Auch hierin hat das Leben der Geistlichen den Einwohnern zum Vorbild gedient. Die Einförmigkeit klösterlicher Verhältnisse wird fast nur durch die verschiedenen Feste erheitert, durch die Vorbereitungen, die dazu erforderlich sind, den Zusammenfluß von Menschen, die mancherlei Beobachtungen und Verbindungen, die dadurch veranlaßt werden. Diese Feste kehren jährlich wieder, nach ihnen wird die Erinnerung und Hoffnung gerechnet, Dinge, die man an ihnen bemerkt hat, werden mit Theilnahme hervorgehoben, und sie bieten die Gelegenheit dar, ohne Mühe und Aufsehen Bekanntschaften zu machen und Verhältnisse anzuknüpfen, die sonst zu finden und einzugehen gefährlich oder unmöglich seyn würde. So sind auch für den weltlichen Römer Ostern, Peter und Paul, Mariä Himmelfahrt, Allerheiligen, Weihnachten die Zeiten, nach denen er zählt. Doch sind es nicht allein die großen, berühmten kirchlichen Feierlichkeiten, die die Aufmerksamkeit der Fremden verdienen, es gibt deren noch manche andere, die durch ihren Ursprung, das interessante Lokal, in dem sie begangen werden, und eine besondere Vereinigung anziehender Umstände, ein reizendes Bild gewähren. Bald ist es das Alterthum und die Lage der Kirche, bald ihre schöne Architektur, die Denkmale, die sie einschließt, der Zusammenfluß des Volks, oder alle diese Dinge zusammen, die einen solchen Besuch belohnen und einen empfänglichen Sinn poetisch anregen, der das Schöne nicht bloß in der Größe und Pracht der Umgebungen sucht. Vorzüglich sind es zwei Kirchenfeste dieser Art, der Tag der heiligen Agnes in ihrer Kirche vor Porta Pia, und der heiligen Cäcilie jenseits der Tiber, die eine besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Am 21sten Januar begaben wir uns bei herrlichem Wetter vor die moderne Porta Pia, in deren Nähe einst die alte Porta Nomentana war, durch die das römische Volk zog, als es sich nach dem heiligen Berge begab. Nach der Kirche der heiligen Agnes, die wohl eine Stunde entfernt ist, geht ein Weg, auf beiden Seiten durch hohe Mauern begrenzt, eine abscheuliche Sitte, die in Rom allgemein ist und, der herrlichen Natur zum Trotz, die Aussicht benimmt. Rechts und links befinden sich Villen, meistens ziemlich verödet; in ihrer Architektur zeugen sie aber von dem Reichthume derer, die sie einst erbauten.

Die Kirche der heiligen Agnes, eine Basilika von der reinsten und schönsten Form, liegt tiefer, als die Straße, die zu ihr führt. Man steigt eine breite Marmortreppe hinab; an den Wänden befinden sich griechische und lateinische Inschriften aus den lezten Zeiten des weströmischen Reiches, einige darunter aus der Epoche der Christenverfolgung, alle nicht ohne Interesse in Bezug auf Styl und Orthographie der sinkenden lateinischen Sprache. Beim Eintritt in diese Kirche wird man von den ungemein heitern und edlen Verhältnissen, die sie zeigt, überrascht. Zwei Säulenreihen übereinander geben ihr ein besonders leichtes und gefälliges Ansehen. Der Hochaltar steht isolirt, und ein Baldachin, der ihn bedeckt, wird von sehr schönen Porphyrsäulen getragen. Die Decke ist von Holzwerk, reich und geschmackvoll verziert.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

Neue Kupferwerke.

Abwesenheit aus der Hauptstadt und unabweisliche Arbeiten haben mich lange abgehalten, Ihnen zu schreiben; doch glaube ich nicht, daß Ihr Publikum viel bei diesem Stillschweigen verloren hat, da sich wirklich im Laufe des

Jahres wenig Wichtiges bei uns in denjenigen Fächern ereignet hat, wovon das Morgenblatt Kenntniß zu nehmen pflegt. Daher beschränke ich mich für jezt, um doch am Schlusse des Jahres noch einmal etwas zu berichten, auf einige Notizen.

Die Taschenbücher sind zwar nicht mehr so sehr in der Mode bei uns, als sie es in den ersten Jahren waren, nachdem Ackermann durch sein immer noch geschäztes Forget me not den Ton dazu angegeben; die meisten derselben enthalten aber noch mit jedem Jahre so herrliche Stahlstiche, daß sie stets viele Käufer finden. Zu den neuesten in Taschenbuchform herausgegebenen Werken gehört Montgomerys Messiade in Prachtdruck auf herrlichem Papier, in reichem Sammeteinband und mit illuminirten Zeichnungen geziert. Mehrere von diesen, von John Martin, sind, wie Alles, was dem Pinsel dieses genialen Künstlers entquillt, vortrefflich; manches Andere darin ist aber auch erbärmlich. Indessen ist das Buch doch für jeden Liebhaber seine 25 Schillinge werth. — Fishers Drawing Room Scrap-book ist für Viele interessant, obgleich die meisten der darin enthaltenen Stahlstiche bereits in andern Werken erschienen sind. Fisher hat nämlich Ansichten von Indien und dem persischen Meerbusen, eine Gallerie berühmter Britten und Ansichten von den Seen und den schönen Gegenden im nördlichen England herausgegeben, aus welchen Werken Vieles hier neu aufgelegt ist. Aber da die Abdrücke alle vortrefflich sind, und man einen schön gebundenen Quartband mit 34 Stahlstichen und einer poetischen Beschreibung von der bekannten Dichterin L. E. L. (Miß Landon) für eine Guinee erhält, so kann man sich gewiß nicht beklagen. Die leztgenannten Ansichten sollen in Deutschland ihrer Schönheit und Wohlfeilheit wegen so großen Beifall gefunden haben, daß der Verleger sich bewogen gefunden, eine deutsche Uebersezung von dem beschreibenden Theil des Werks zu veranstalten. Ich denke, seine Nationalgalerie sollte mit derselben Beihülfe nicht minder gut aufgenommen werden. Die Ansichten werden besonders in den nördlichen Grafschaften sehr geschäzt, was als ein Beweis für die Treue der Darstellungen angesehen werden muß. Man scheint überhaupt jezt eine große Vorliebe für die englischen Stahlstiche zu hegen, indem, wie man mich versichert, beständig eine große Menge von den „Illustrations“ zu Byrons, wie zu Scotts Werken, Findens Gallery of the Graces, Tomblesons Rhein und Themse, Barbers Insel Wight, the National Views of London u. s. w. auf das Festland gehen soll. Auch von Valpys schöner Ausgabe von Shakespeare mit den netten Stahlstichen zu seiner kleinen Nationalgalerie gehen viele hinüber.

Vor ein paar Tagen ist ein Kunstwerk in einem höhern Styl erschienen, welches, obgleich nicht für die Menge gemacht, ohne Zweifel von deutschen Kunstliebhabern gut aufgenommen werden wird. Es ist dies ein Kupferstich von Eastlakes schönem Gemälde, Byrons Dream, auf's Herrlichste gestochen. Der Reichthum des Blätterwerks auf beiden Seiten des Vordergrunds hebt die schöne Gruppe mit den Kameelen in der Mitte auf's Kräftigste, und das magische Licht, welches sich über die reizende Landschaft verbreitet, gibt dem Ganzen einen eigenthümlichen Reiz.

(Die Fortsezung folgt.)

St. Petersburg, December.

(Fortsezung.)

Mißwachs. Regierungsmaaßregeln.

Die ungewöhnliche Trockenheit und Dürre des diesjährigen Sommers hatte in einem großen, und zwar dem fruchtbarsten und getreidereichsten Theile Rußlands einen Ausfall in der Ernte zur Folge gehabt. In der Krimm und den dieser Halbinsel zunächst liegenden Gegenden herrschte eine Theurung, wie sie dort noch nie vorgekommen. Dort, so wie in vielen andern Gouvernements waren die Preise aller Arten von Getreide zu einer unglaublichen Höhe gestiegen. Auf Zufuhr zu Lande von solchen Orten, wo die Ernte reichlich ausgefallen, war auch nicht zu rechnen, wegen der schlechten Weiden und des Mangels an Futter für das Zugvieh; denn eine sehr bedeutende Menge Vieh ist verhungert aus Mangel an Graswuchs, der durch die ungeheure Hize ganz vernichtet worden, was für diejenigen Gouvernements, z. B. das Astrachansche, wo die Viehzucht einen der bedeutendsten Erwerbszweige bildet, von der höchsten Wichtigkeit ist. Mancher Gutsbesizer hat über die Hälfte seines Viehstandes verloren. Auf den dieserhalb der Regierung von den Ortsbehörden zugekommenen Bericht richtete Se. Majestät der Kaiser, im lebhaftesten Mitgefühl mit den seinen Unterthanen bevorstehenden Leiden, und mit dem Wunsche, zur Linderung derselben alle von der Macht der Regierung abhängenden Mittel anzuwenden, seine ganze Aufmerksamkeit auf diesen hochwichtigen Gegenstand. Aus dem Reichsschaze wurden sogleich für jedes Gouvernement, nach dem Grad seines Bedarfs für Brod und Saatkorn, bedeutende Summen verabfolgt, welche man so vertheilte, daß die wohlgemeinte Hülfe bei wirklichem Mangel nicht zur Beförderung des Müßigganges und der Sorglosigkeit dienen konnte. Später, um dem Mangel sowohl an Getreide selbst, als auch an den Mitteln, dasselbe anzuschaffen, zu steuern, ward zuvörderst die zollfreie Einfuhr desselben in den Häfen des schwarzen und asowschen Meeres und der Donau, wie auch zu Lande längs der Südwestgrenze erlaubt. Da nun aber der Aufkauf von Getreide im Innern des Reichs für die mittägigen Gouvernements nicht ohne Einfluß auf die Zufuhr desselben für die nördlichen bleiben konnte, so ward diese Maaßregel bald darauf auch auf alle andern europäischen Zollämter ausgedehnt, und der Kaiser erließ, während seines lezten Aufenthalts im Auslande, aus Münchengräz unterm 16ten September zu dem Ende einen besondern Ukas an den dirigirenden Senat, nach welchem bis zum Januar 1835 auch in allen Häfen des baltischen und weißen Meeres und längs der Landgrenze gegen Preußen die zollfreie Einfuhr von Getreide gestattet wird. Desgleichen darf jede Gattung Getreide aus einem russischen Hafen nach andern russischen Häfen auf ausländischen Schiffen während der diesjährigen Navigation und der des nächsten Jahres zollfrei eingeführt werden. — In den am meisten bedrohten Gouvernements ward die Strenge des Gesezes bei Eintreibung der Abgaben und Rückstände gemildert; die für dieses Jahr bestimmte Rekrutenaushebung ward auf eine günstigere Zeit verschoben; der Termin aller Rückzahlungen der von Privatpersonen bei den Kreditanstalten gemachten Anleihen ward um drei Jahre weiter hinaus verlegt; für eigens dazu angesezte Summen ließ die Regierung in den Süd- und Südwestgouverments die öffentlichen Arbeiten verdoppeln, um dem Volke neue Erwerbsmittel zu verschaffen; den auf Arbeit ausgehenden Leuten wurden ihre Pässe unentgeldlich ausgestellt; auch wurden in den Kantonnements des Militärs mehrere Veränderungen vorgenommen, um dadurch die Frage nach Getreide an den Orten, wo die Truppen so lange gestanden hatten, zu verringern.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 6.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, 7. Januar 1834.

Roms wundervoller Reiz liegt nicht allein in der Schönheit der Denkmale an sich, sie ziehen uns namentlich auch dadurch an, daß sie uns zu denken geben, und dieses Interesse steigert sich mit jedem Tage bei jedem neuen Studium.

Frau v. Staël.
Corinna.

Die heutigen Feste Roms mit dem Rückblick auf die Feste des Alterthums und des Mittelalters.

(Beschluß.)

Unter dem Altare in der Kirche der heiligen Agnes befindet sich eine Statue derselben Heiligen, oben aber in der Tribune sieht man auf Goldmosaik ihr Bild zwischen zwei männlichen Heiligen. Das Mosaikbild wird allgemein in das siebente Jahrhundert gesezt; uns interessirte hiebei besonders das Kostüm. Die beiden männlichen Figuren zur Seite der heiligen Agnes sind in antiker Kleidung, wie auf allen alten Mosaiken, und wie sie im siebenten Jahrhundert, wenn auch mit einigen Veränderungen, im Allgemeinen noch Sitte gewesen seyn muß; die Heilige selbst aber trägt ein Kostüm, das von antik griechischer oder römischer Sitte vollkommen abweicht und bald an den Orient, bald an das Mittelalter erinnert, obwohl es kleidsamer und anmuthiger ist als die Trachten jener Zeit oder jenes Welttheils. Wahrscheinlich war es die Kleidung vornehmer Frauen im siebenten Jahrhundert, wie sie zu Konstantinopel erfunden wurde und sich von da weiter verbreitete. Es sieht dieses Kostüm ungemein reich und vornehm aus. Der Kopf ist ohne individuellen Ausdruck.

Die heilige Agnes, die von jeher in Rom sehr verehrt wurde, hat noch eine andere prächtige Kirche auf dem Platze Navona; diese aber vor Porta Pia wird am heutigen Tage, außer ihrem hohen Alterthum, auch noch um einer seltsamen Ceremonie willen besucht. Diese Heilige, von der sich die Legende eine sehr zarte Vorstellung gebildet hat, wird, wie das ihr beigelegte Symbol eines weißen Lammes zeigt, als ein Ideal sittlicher Reinheit gedacht. Auch gehört sie in den Kreis jener Heiligen und Märtyrer der ältesten Zeit, welche die Kirche als Muster heldenmüthiger Aufopferung und makelloser Reinheit von jeher betrachtet hat. Der hohe Sinn jener ältesten Glaubenshelden zeigt sich bei aufmerksamer Vergleichung sehr verschieden von dem düstern und wilden Fanatismus so vieler Heiligen des spätern Mittelalters; man vergleiche nur das Leben der heiligen Agnes, Cäcilia, der Katharina von Alexandrien mit späteren, wie z. B. der heil. Katharina von Siena u. s. w. Jenes Attribut, das der heiligen Agnes als Symbol der Unschuld beigelegt wird, brachte die Päbste auf den Gedanken, die Lämmer, von denen die Wolle genommen wird, aus denen die Pallien gewoben werden, auf dem Altare über dem Grabe der heil. Agnes weihen zu lassen, um diesem geistlichen Schmuck schon in seinem Material eine Art Würde und Heiligkeit zu geben. Dieser Akt wurde heute, wie immer, am Festtage der Heiligen vorgenommen. Während der Messe hatten sich viele Fremde zusammengefunden, auch eine Menge Bewohner der benachbarten Weinberge und Gärten, darunter Mädchen von sehr glücklicher äußerer Bildung. Bald trat

ein Zug von Geistlichen, einen Bischof an der Spitze, mit brennenden Kerzen und zweien, mit Blumen bekränzten Lämmern aus der Sakristei. Das Geschrei der schneeweißen, hübschen Thiere erregte, troß des Ortes, an dem man sich befand, allgemeines Lachen. Die Lämmer wurden hierauf auf den Altar gelegt und der Bischof besprengte und beräucherte sie, indem er gewisse Worte, die auf die Verehrung und die Verdienste der heiligen Agnes gingen, dazu sang. Dieser Anblick machte auf uns einen sonderbaren Eindruck. Nichts konnte täuschender an die alten Opfer und den antiken Kultus erinnern, als diese seltsame, aber malerische Ceremonie. Der Bischof in seinem glänzenden Staate, die blumenbekränzten Lämmer, der Weihrauch, der emporstieg, der mit Lorbeern und Myrthen bestreute Boden, Alles erinnerte an die Opfer griechischer oder römischer Zeit.

Die Kirche St. Cäcilia, deren Fest am 22sten November gefeiert wird, liegt jenseits der Tiber und ist eine der ältesten in Rom. Unser Weg führte uns am Theater des Marcellus vorbei, über die alte Insel des Aesculap, auf den Ponte Graziano, an dessen Balustrade eine lateinische Inschrift verkündigt, daß er unter den Kaisern Valentinian, Valens und Gratianus erbaut wurde. Unter ihren Titeln prangt auch der eines Pontifex Maximus. Wir erinnerten uns hierbei, daß Gratianus, wie Josius erzählt, der erste christliche Kaiser war, der diese Würde verschmähte und das ihm dargereichte priesterliche Gewand nicht annahm. Auf dieser Brücke thut sich eine schöne, malerische Ansicht auf, wie sie selten im Innern einer Stadt gefunden wird. Dem Laufe der Tiber zugewandt, sieht man vor sich die Ruinen des Ponte Rotto, des alten Pons Palatinus, am Ufer erinnert man sich bei der Mündung der Kloaka massina an Tarquinius stolzes Werk und Roms frühe Größe, links liegt der Tempel der Vesta und im Hintergrunde der Aventinus. Wendet man sich dem Laufe der Tiber entgegen, so sieht man vor sich den ponto risto, einst pons janiculensis, und auf dem Janikulus oben das Kloster St. Onophrio mit der Eiche, unter der einst Tasso zu ruhen pflegte. Auf beiden Seiten der Tiber glänzen Orangengärten, die in Verbindung mit den Kirchen und Alterthümern umher einen reizenden Anblick gewähren. Der Weg nach St. Cäcilia führte uns bei St. Maria in Piscinula vorbei, einer kleinen, sehr alten Kirche, die auf den Grund des Hauses des heiligen Benediktus gebaut seyn soll. Die Kirche der heiligen Cäcilia ist sehr häufig restaurirt worden, in der lezten Zeit auf eine geschmacklose Weise, wie so oft in Rom. Außerhalb derselben las ich eine lateinische Inschrift in Hexametern, aus dem Anfange des siebenten Jahrhunderts, zu Ehren dieser Heiligen, die auf mich einen sonderbaren Eindruck machte, da man an ihr sehen konnte, daß so, wie damals in der alten lateinischen Sprache noch gedacht und empfunden wurde, in die alten Formen ein neuer, durchaus verschiedener Geist gedrungen war; denn die Verehrung der heiligen Cäcilia spricht sich in diesen Zeilen sehr zart und rührend aus. Wie sonderbar müßte einem klassischen Römer aus Ciceros Zeit ein so fremdartiger Inhalt in den gewohnten Formen erschienen seyn! —

Wir waren vor dem Anfange der Messe in diese Kirche getreten, es waren noch wenige Leute vorhanden, und wir hatten Muße, einige Grabmäler zu betrachten und deren Inschriften zu lesen. Vor Allem aber zog uns die schöne Statue der heiligen Cäcilia an. Diese befindet sich unter dem Hauptaltar und ist von einem reich verzierten Fußboden und einer prachtvollen Balustrade umgeben. Die Heilige ruht, auf die rechte Seite gewandt, den Kopf auf das Gesicht gelegt, die Arme neben dem Körper ausgestreckt, wie eine Schlafende, in einfacher malerischer Stellung. Dieses Werk, eine Arbeit von Stephan Maderna, ist eines der gelungensten, die moderne Bildhauerkunst hervorgebracht hat, nicht leicht ist ein anderes mit so viel Gefühl gearbeitet.

Man behauptet, daß das Haus der heiligen Cäcilia, die aus einer vornehmen römischen Familie war, auf der Stelle der jetzigen Kirche stand, und daß sogar ein Theil davon sich erhalten hat, nämlich eine Kapelle, die früher ein antikes Badezimmer war, dessen Einrichtung sich noch erkennen läßt. Noch laufen längs den Wänden Röhren hin, die zur Leitung des Wasser dienten, und auf dem Boden sieht man Inschriften aus der christlich-römischen Zeit. Gemälde, unter andern Landschaften von Paul Brill, die früher diese interessante Kapelle schmückten, sind leider erloschen. Man glaubt, daß die Heilige in dieser Kirche den Märtyrertod erlitt.

Als wir wieder in die Kirche traten, hatte die Messe schon begonnen, die, da die heilige Cäcilia die Patronin der Tonkünstler ist, an diesem Tage von vielen derselben mit Instrumenten und Gesängen begleitet wird. Dießmal sangen die Eleven des päbstlichen Hospitals von St. Michele, unter denen sich manche schöne Stimmen befanden. Das Grab der heiligen Cäcilia war von unzähligen Kerzen erhellt und mit Vasen besezt, in denen sich künstliche Blumen befanden, die von den Nonnen, denen diese Kirche gehört, schön und künstlich gearbeitet waren. Die Kirche war allmählig von Einheimischen und Fremden sehr voll geworden. Der Gesang, der von dem Chor erscholl, die Lichter und Blumen, die über dem Grabe einer Jungfrau glänzten, deren Tod noch immer gefeiert wird, vergegenwärtigten uns in einem lebhaften Bilde die außerordentliche Macht der katholischen Kirche in frühern Zeiten, welche so vielen sonst vergänglichen Erscheinungen, Thaten, Leiden und Triumphen, die in der weltlichen Geschichte sich nur in schriftlichen Ueberlieferungen erhalten, eine so bestimmte lokale Feier seit so vielen Jahrhunderten zu erhalten gewußt hat.

Eduard Arnd.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Vier Schiffer führten uns, zwei ältere, von denen einer eine ziemlich gewöhnliche, der andere eine schon geschliffenere Physiognomie trug, und zwei jüngere, der eine ein schöner Mann, der andere ein kräftiger Jüngling, der uns von den umwohnenden Mädchen des Gardasees mannichfach erzählen konnte. Der Leipziger lebte im Anschauen dieser interessanten Personen, der Enthusiast in der Hoffnung, die Umgebungen des Sees bald lieblicher und italienischer zu finden, und sein älterer Bruder in der Möglichkeit, bei einer so langen Fahrt seekrank zu werden. Man sorgte inzwischen trefflich dafür, daß uns nichts von den Sehenswürdigkeiten entging, sondern lenkte den Kahn an das rechte Ufer, wo wir einem ansehnlichen Wasserfall unsere Aufmerksamkeit schenken sollten. Es war eine kleine Bucht, so versteckt in dem kleinen Felsen, so dunkel und unzugänglich, daß ich als Novellist noch immer große Lust spüre, sie einmal in irgend einer wahren Erzählung figuriren zu lassen. Eine Wohnung war in den Felsen gebauen und diente dem Maulthiertreiber zum Aufenthalte, der hier seine Thiere zur leichtern Ersteigung des ziemlich schroffen Felsen bergab. Ein vom Regen und unreinlicher Haltung sehr unsicherer Damm aus Holzstämmen führte in mehreren Windungen zu dem Anfang des Wasserfalls hinauf. Wir mußten durch eine Mühle, über die Spiele kleiner Kinder, die von der Müllerin angerufen wurden, und einige schwankende Bretter, ehe wir einen engen Raum betraten, wo der etwa acht bis zehn Fuß breite Strom zum ersten Male stürzte. Der tosende, schäumende Fall ließ sich bis tief hinunter in den See verfolgen. Da hab' ich neben mir noch eine Blume, welche ich dort oben pflückte. Wie gern theilte ich einem jeden meiner Leser davon ein Andenken mit! Todte Blumen veranschaulichen noch immer mehr, als selbst lebendige Worte. Die Sonne war schon gesunken, als der Kahn wieder abstieß. Eine nebelhafte Dämmerung umschleierte die Ufer des Sees; doch gab die Sonne noch so viel Licht zur Farbenmischung her, daß die äußersten Säume im violetten Tone spielten. Welch friedliche Stille auf den dunkelblauen Gewässern! Die Schiffer arbeiteten rüstig dem am rechten Ufer gelegenen Limonengarten zu, den wir noch zu guter Stunde erreichten. Die Pflanzung ist terrassenförmig angelegt und durch Ueberbauten vor den schädlichen Einflüssen des hier noch ziemlich rauhen Klimas geschützt. Der Gärtner rechnete uns vor, wie viel dieser Garten seinem Herrn, einem in Brescia wohnenden Grafen, jährlich eintrage. Die Andenken, welche er uns auf die weitere Fahrt mitgab, besitze ich noch, obschon ich nicht zu den sentimentalen Reisenden gehöre. Man vergibt diesen kleinen Götzendienst.

Allmählig traten aus dem dunkeln Horizonte, der sich über beide Uferketten des Sees spannte, die ersten Abendsterne hervor; die Welle, von diesen glänzenden Punkten bespiegelt, ging ruhig, denn der Wind wartete noch die tiefere Nacht ab, ehe er sich erhob. Die Ufer schnitten sich immer weniger von der Dunkelheit ab, sondern hüllten sich in graue, mit dem Himmel verschwimmende Nebel. Ich sagte unsern Gefährten, wie viel wir durch diese Abendbeleuchtung gewännen; denn bei aller Erhabenheit der Eindrücke, welche wir vom See und seinen Umgebungen empfingen, sey doch nicht zu verschweigen, daß in den unlieblichen, schroffen Gebirgsgrenzen eine Monotonie liege, die um so schwerer zu verwinden sey, je weniger man sie hier noch erwarte. Man ist selten über die Schönheiten der Natur verschiedener Meinung, überläßt es aber gern dem Andern, die Bemerkungen zu machen, welchen wir vollkommen beipflichten. Selbst der Enthusiast, der uns seit dem Limonengarten unaufhörlich vom dunkeln Laub der Goldorangen gesprochen hatte, konnte nicht anders, als zu meiner Bemerkung wenigstens schweigen, und sein Bruder — Ich kann nicht angeben, was er that; allein er that etwas, das alle Aufmerksamkeit verdiente. Er blickte unverwandt nach einer und derselben Gegend und gab sich den Anschein der Zerstreuung, welchen ein so gesammelter und herausgegebener Mann, wie er, wenig verbarg; dann ergriff er, wie ohne Absicht, seinen Bleistift, blickte mich etwas verlegen an und trug einige Worte in seine Schreibtafel ein. Glaubt ihr, daß er Streckverse machte, daß er Aphorismen, Ein- und Ausfälle, Gedanken, kurze Bemerkungen auf langem Lebenswege, Blätter aus dem grünen Holze des Lebens aufschrieb? Gewiß nicht; spätere Erfahrungen gaben mir die volle Gewißheit, daß er nichts zu behalten und aufzuschreiben vergaß, was seinen Gefährten an dieser oder jener Stelle für Worte der Bewunderung oder des Mißfallens an den sich darbietenden fremden Erscheinungen entfallen waren. Ich darf keinen Zug an diesem Mann vorübergehen lassen, um dem Leser Dinge an die Hand zu geben, die er ihm nachher recht hart und bitter vorwerfen soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, December.

(Fortsetzung.)

Wohlthätige Maaßregeln der Regierung. Theater.

Der Kaiser, weit entfernt, sich mit allen diesen wahrhaft wohlthätigen Maaßregeln zu begnügen, hat in seinen Bemühungen, zu erfahren, was den am meisten vom Mißwachs heimgesuchten Gouvernements zum Nutzen gereichen kann, nicht nachgelassen, und als einen neuen Beweis seiner väterlichen Sorgfalt hat er die, in seinem Manifest vom

Juni d. J. angeordnete Revision noch auf einige Zeit ausgesezt. Ferner ist, wegen der Verlegenheiten, welche durch den in vielen Gegenden stattgefundenen Mißwachs für die untern Handelsklassen entstanden sind, und um ihrem Geschäftsgange durch einstweilige Ausnahmen von den Handelsgesetzen Hülfe angedeihen zu lassen, den Kaufleuten dritter Gilde die freie Ausfuhr aller Arten im Tarif nicht verbotener Waaren auf der ganzen europäischen Landgrenze bis zum Januar 1836 erlaubt worden. — Auch hier in Petersburg sind die Getreidepreise, wenn schon nicht in demselben Verhältnisse, wie an andern Orten, doch sehr bedeutend gestiegen; in Folge dessen wurden den ärmern Bewohnern der Residenz die in den Magazinen der Stadt im vorigen Jahre zu niedrigen Preisen gesammelten Vorräthe für denselben niedrigen Preis verkauft. Der Kaiser hat ferner befohlen, man solle den Nothleidenden auch aus den neuen, im laufenden Jahre angeschafften Vorräthen Getreide ablassen, ohne die Ankunft der noch zu erwartenden lezten Transporte abzuwarten, und für das zu verkaufende Getreide einen, den Auslagen der Krone angemessenen Preis festsetzen. Das Recht, Mehl in den Kronmagazinen kaufen zu dürfen, steht den ärmern Bewohnern der Hauptstadt, ohne Unterschied der Stände, zu, mit Ausnahme der Korn- und Mehlhändler und derer, die gebackenes Brod verkaufen. — Der Sinn der Wohlthätigkeit, dem Russen so eigen, hat sich in dieser Zeit allgemeiner Noth neuerdings bewährt. Ansehnliche Geldsummen und große Quantitäten von Getreide und Mehl sind in allen Gegenden des Landes von bemittelten Privatleuten, zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse ihrer nothleidenden Mitbrüder, dargebracht worden. Schon sehen wir, Dank der wohlthätigen und zeitgemäßen Fürsorge unserer Regierung, einer frohern Zukunft entgegen. Durch die bedeutenden Zufuhren vom Auslande fangen die Getreidepreise an, herunterzugehen, was natürlich auf die Preise aller übrigen Lebensbedürfnisse einwirkt, und so verzehrt denn der arme, genügsame Russe in seinem eisigen Barbarenlande sein Stückchen Brod zu einem, im Verhältniß viel niedrigern Preise, als der freie, glückliche Engländer, im Herzen den segnend, der ihm die Möglichkeit dazu verschaffte.

Obschon Frühling und Sommer nicht eben geeignet sind, die Freunde des Theaters zum fleißigen Besuche desselben einzuladen, indem dann Jeder es vorzieht, sich in Gottes schöner, freier Natur zu ergehen, und uns im hohen Norden die schönen Tage ohnehin schon kärglich genug zugemessen sind, so war dies in dem verflossenen Sommer doch anders. Die deutsche Bühne erfreute sich während desselben eines Zuspruchs, wie ihr hier lange nicht zu Theil geworden. Unsere vornehme Welt besucht das deutsche Theater im Ganzen nur wenig, zum Theil wohl aus Unkunde der Sprache, zum Theil auch, weil das Personal nur wenige vorzügliche Talente zählte. Wollte man daher eine zahlreiche Versammlung unseres höchsten beau monde im größten Glanze sehen, so mußte man in das französische Theater gehen. Doch, wie gesagt, im vergangenen Sommer und Herbst war das deutsche Schauspielhaus jedesmal mit Zuschauern, besonders auch aus der haute société, überfüllt. Im Frühjahr nämlich ward uns das Vergnügen, Herrn Krügers (vom Berliner Hoftheater) vielseitige Künstlerbildung in einer Reihe von Gastrollen zu bewundern. Zugleich wurde unter Andern Dlle. Neureuther aus München für die hiesige Bühne engagirt, so daß wir jezt eine recht gute Oper haben; unser Orchester ist vortrefflich und läßt nichts zu wünschen übrig.

(Der Beschluß folgt.)

London, December.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaften für Volksunterricht. Die St. Simonisten.

In allen Fächern der Literatur herrscht dermalen große Stille. Die jezige Zeit erzeugt — um mich eines Goethe'schen Bildes zu bedienen — wenig Saatkorn; man ist im Gegentheil damit beschäftigt, die Vorräthe, welche große Geister bisher davon aufgehäuft, zu vermahlen und als Gebackenes, nicht einmal immer als nährendes Brod, sondern oft als den Magen verderbendes Konfekt, unter der Menge zu verbreiten. Nebst vielen kleinen Privatanstalten haben wir drei große Bäckereien dafür, deren jede ihr Backwerk nach eigenthümlichen Ansichten und zu besondern Zwecken anders würzt. Der einen, der Gesellschaft für Verbreitung nützlicher Kenntnisse nämlich — wir lassen nun das Gleichniß fallen — ist es nur darum zu thun, daß das Volk recht viel wisse; ihre Stifter, Lord Brougham an der Spitze, Verstandesmenschen im eigentlichsten Sinne des Wortes, suchen Alles auf den Verstand zurückzuführen und durch denselben zu leiten. Die zweite, die Gesellschaft für Verbreitung religiöser Kenntnisse, von Bischöfen und andern Prälaten der Staatskirche gestiftet und geleitet, widerstrebt zwar den Ansprüchen des Verstandes nicht und sucht, wie die andere, alle wissenschaftlichen Erfahrungen zu verbreiten; aber sie erinnert zugleich daran, daß der Mensch auch Gemüthsbedürfnisse hat, und sucht dieselben (natürlich mit Rücksicht auf den Vortheil ihrer eigenen Kirche) zu wecken und zu befriedigen. Die dritte ist die Religions-Tract-Society, welche seit einiger Zeit, neben den bittersüßen Traktätchen, zu deren Verbreitung sie laut ihres Titels gestiftet worden, auch quasi wissenschaftliche Werke herausgibt, worin Naturgeschichte, Sternkunde u. s. w. auf die bunteste Weise mit den christlichen Mysterien, ja sogar mit gelehrten Diskussionen über Freiheit und Vorausbestimmung u. dgl. gemischt sind. Es versteht sich, daß diese Gesellschaft das Organ der frömmelnden Sektirer ist. Wären die Irvingisten nur zahlreicher und die Anhänger Carliles, Taylors und auch wohl Owens aus vermöglichern Klassen, so würden wir unstreitig die Wissenschaften auch so bearbeitet sehen, daß sie das Reden in unbekannten Zungen, die Unächtheit des Christenthums oder das System des Zusammenwirkens bekräftigen müßten.

Sie haben wohl vernommen, daß die St. Simonisten ihr Glück hier versuchten; aber theils waren schon die Personen, welche auftraten, nicht geeignet, Aufmerksamkeit zu erregen, theils war die Lehre von der Gemeinschaft der Frauen, oder, wenn man es gelinder ausdrücken will, der Unbeständigkeit des ehelichen Verhältnisses, welche diese Apostel als den Schlußstein ihres Systems darstellten, dem englischen Gefühle so völlig entgegen, daß sie von allen Partheien, ohne Ausnahme, niedergeschrien wurden und schon nach zwei oder drei Vorlesungen das Feld räumen mußten. Die Wenigen, welche von einer Erneuerung des gesellschaftlichen Systems träumen, erklärten, die Prophetin Johanna Southcote und Herr Robert Owen haben bereits alles Nöthige gethan.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 7.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 8. Januar 1834.

Herrsch' als Königin du, freundliche Gegenwart!
Halt' uns liebend umschlungen,
Bis Aurora den Zauber löst!

Matthisson.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

An dem linken Ufer des See's fanden wir für die Nacht eine Herberge. Die schwachen, hie und da spärlich durch eine Flamme erleuchteten Umrisse eines kleinen Fleckens traten allmählig schärfer heraus, als wir uns dem Ufer näherten. Eine Bucht, auf welcher mehrere Nachen lagen, nahm uns in ihren Schutz, und wir stiegen an der Hand unserer Schiffer im besten Gasthause von Malcesiri ab. Die Wirthin empfing uns mit der offensten Freundlichkeit, lobte die Deutschen mit vielem Eifer und erzählte uns, daß ihr Mann für gewöhnlich in Padua lebe und ihr Sohn dort auf die hohe Schule gehe. Wir wünschten ihr Glück zu den Studien des Leztern und, wenn wir ihr damit einen Gefallen thaten, die Rückkehr des Erstern, auf jeden Fall aber eine gute Nacht. Wenigstens zeigte der Buchhändler keine Lust, noch das große Abendmahl einzunehmen, womit sie uns drohte. Auch waren die übrigen mit den mäßigsten Portionen zufrieden, und wir blieben endlich in unserm, nach dem See hinaus gelegenen geräumigen Zimmer allein.

Die linde, stille Nacht lockte auf den Balkon, zu welchem eine Thür aus unserm Zimmer führte. Welche erhabene Schönheit! Der Spiegel des See's, nur von dem Flimmern der dichtgesäeten Sterne, die durch das leichte, auf ihm lagernde Nebelgekräusel brachen, magisch erleuchtet, einige blaue Umrisse in der Ferne, wo die Spitzen des jenseitigen Ufers den Saum des Himmels berührten, das gleichförmige Geräusch der an den Hafen schlagenden Fluth, die tiefe Stille des kleinen Orts, alles bringt mächtig auf die Seele ein. Es bedarf so wenig in der Natur, um eine Saite nach der andern unsers Innern anzuschlagen. Wir sahen nichts als Dunkelheit, wir hörten nichts als ein stilles Schweigen, und doch flossen aus dem Innern so viel Farben und Töne in dies Gemälde, daß seine Lebhaftigkeit bezauberte. Wie entfernt lag nicht diese Gegend vom Schauplatze der Ereignisse, die unsere tägliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen! Wie lange war nicht schon die Außenwelt eine Fabel für uns geworden, an die wir selbst zu glauben schon vergessen lernten! Welche reiche Fülle von Anschauungen lag nicht noch in der kurzen Ferne der nächsten Zukunft! „Sollte es denn wahr seyn, daß der Professor Wachsmuth Censor meines Blattes ist?“ fragte mich der junge Leipziger Autor, und ich antwortete ihm unwillkührlich: „Nein, nein, es ist unmöglich; denn auch die Schulden, welche Jemand in der Heimath stehen hätte, sind in diesem Augenblick eine unbezahlbare Lüge.“ Ja, so war es, wir zweifelten an dem Fürstenthum Lichtenstein, an den Bärenmützen der sächsischen Garde, an den

Dresdener Portechaisen, an dem Ruhme des Professor Gubitz, am dritten August, obschon heute der zwölfte war, und an vielen andern größern Dingen, deren Daseyn nur zu gewiß erwiesen ist. Es schien uns alles Fabel, bis auf den Gesang, den ein verliebter Sänger so eben unter dem Fenster seiner Schönen nicht weit von uns anstimmte. Wir ergriffen das Nächste, das die Wirklichkeit darbot, und hätten mit dieser schwärmerischen Canzonette gegen die halbe Welt gewettet.

Die Schiffer hielten ihr gegebenes Wort; um 2 Uhr schon weckten sie uns zum Aufbruch. Die Magd brachte mit verschlafenen Augen Licht und wir beeilten uns, keinen Lufthauch des sich erhebenden, unsere Fahrt sehr beschleunigenden Morgenwindes zu versäumen. Draußen lag noch tiefes Morgengrauen auf dem See, das von dem spärlichen Lichte des abnehmenden Mondes noch schwach erleuchtet wurde. Der Wind strich scharf über die Wellen und die Schiffer wickelten das Segel auf, befestigten es am Vordertheile des Schiffes und ließen es von dem Luftzuge, der stärker war als ihr Rudern, rund anschwellen. Sie selbst wünschten sich noch einmal gute Nacht und legten sich auf dem Boden des Schiffes nieder. Es war heftig kalt, wir hüllten uns in unsere Mäntel und musterten mit halben Blicken die Gegenstände, welche uns umgaben. Mehrere zur Linken und Rechten gelegene Ortschaften entzog uns die Dämmerung; doch weiterhin verschwanden die nächtlichen Nebel von den Ufern und zeigten uns die Veränderungen, welche mit ihnen seit dem gestrigen Abende vorgegangen waren. Sie hatten sich mit Oelbäumen, mit Orangen, mit Pinien bekleidet und boten einen Anblick dar, der immer reizender und lieblicher wurde. Inzwischen verschwamm auch die blasse Mondscheibe in den hellen, bläulichen Grund des Himmels, und auf der rechten Seite röthete sich der Raum, welcher über dem Saume der noch immer steilen Ufer lag. Das allmählige Aufsteigen des Feuerballs war unserm Auge entzogen, denn die Scheidewand, welche für uns den freien Blick nach Osten hemmte, war zu hoch; aber dafür sprangen die ersten Strahlen kaum über den Kamm der Ufer, als ihnen auch der ganze glänzende Stern im Augenblicke nachfolgte. Mit dem ersten Lichtstreifen, der über die dunkeln Wellen blitzte, schracken die Geister des Boreas von ihrem gewonnenen Spiele auf und flohen in die Höhlen der nördlichen Gebirge zurück. Die Schiffer aber richteten sich wieder auf, zogen das Segel ein und ergriffen die Ruder, von welchen wir jezt wieder Alles zu erwarten hatten.

Wenn man das reizend gelegene Vorgebirge St. Vigilio umschifft hat, öffnet sich die Breite des See's, und ein scharfes Auge vermag Peschiera am äußersten Ende eben so gut zu entdecken, wie auf der entgegengesezten Seite Salo sich ihm ganz offen darbietet. Garda lag an einen Kranz von Bergen gelehnt auf der rechten Seite, und Bardolino in der geraden Richtung, welche wir verfolgten. Der ganze Farbenton unserer überraschenden Umgebung mußte uns schon verrathen, daß wir in Italien waren. Der sanfte Schmelz, der den italienischen Landschaften so eigenthümlich ist, lag auf den sonnenhellen Ufern, ein Hauch, ein Duft, nichts von jenen frischen, schroffen, prangenden Farben, in welche sich die nordische Natur kleidet. Die Sonne vergoldet matter als die unsrige, die Bäume tragen ein dunkleres Grün, das wir nur an unsern Tannen kennen, nur der Himmel und die Welle sprechen frischer als bei uns, weil jener unbewölkter und diese klarer ist. In Bardolino trafen wir, obschon mancher Langschläfer jezt erst seine Fensterladen zurücklehnte, schon viel Lebhaftigkeit in den Straßen an. Es war Sonntag, und die Bewohner, von denen ein großer Theil das Fischerhandwerk treibt, ergingen sich in geputztem Aufzuge durch die niedern Häuserreihen. Wir eilten vor allen Dingen in eine Kaffeebottega, in welcher wir eine Auswahl von Erfrischungen antrafen, wie sie von Bardolino zu erwarten stand, aber einen Wirth in den Kauf bekamen, der so viel Grazie und vornehmen Anstand, ja selbst so viel Stolz entwickelte, als wären alle leeren Gläser, mit denen er seinen Laden besezt hatte, wirklich mit Confitüren und Getränken gefüllt gewesen. Es fehlte nur noch, daß unser Kaffetiere über jede Tasse an sein Comtoir gegangen wäre und die Einnahme unter Debet eingetragen hätte. Und allerdings that er das auch, wenn auch nicht schriftlich. Bei aller seiner Anmaßung, welche hundertfach größer war, als der Gegenstand, dem sie galt, konnte er die Freude nicht verbergen, in so früher Stunde so reichliche und übersezte Einnahmen zu haben, sondern rechnete unaufhörlich an den Fingern und ließ sich bei jedem Scheibchen Brod, das man noch verlangte, einen Freudenschrei in der Miene entfahren. Dennoch schien er sich auf der andern Seite wieder jeden Augenblick anheischig machen zu wollen, und auf Gold hinauszugeben, wenn es an kleinem Gelde fehlen sollte. Es war Alles sehr komisch an diesem Manne.

(Die Fortsezung folgt.)

Neue Beobachtungen über den Schimmel.

Jedermann weiß, daß der **Schimmel** aus kleinen Schwämmen besteht, aber wenig mehr. Die eigentliche Natur dieser Gebilde, welche in der Kette der Vegetabilien als eines der untersten Glieder erscheinen, und die Umstände, unter denen sie an den Körpern zum Vorschein kommen, waren bisher nur unvollständig bekannt. Die

Beobachtungen, welche der Chemiker Dutrochet am verflossenen 23sten December in der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgetragen hat, bringen uns in der Kenntniß dieses in physischer und ökonomischer Hinsicht gar nicht uninteressanten Gegenstandes einen ziemlichen Schritt weiter, und wir theilen das Hauptsächlichste derselben mit.

Die untereinander ziemlich verschiedenen vegetabilischen Gebilde, aus denen der Schimmel besteht, erscheinen im Allgemeinen als einfache oder verästete, sehr dünne Fäden, welche an der Spitze nackte, oder von einer durchscheinenden Fruchthülle umschlossene Saamen tragen. Der Schimmel bildet sich vorzugsweise an Substanzen, welche zu faulen anfangen, und beschleunigt die Zersetzung derselben. Die Art der Fortpflanzung dieser Vegetabilien war lange Zeit unbekannt; vielfältig galten sie aber als Hauptbeweis und vornehmstes Beispiel der sogenannten generatio aequivoca, d. h. der Erzeugung organischer Körper von selbst, ohne Saamen; allein bei näherer Untersuchung hat man sich überzeugt, daß sie sich, wie alle Gewächse, nur durch Saamen fortpflanzen, daß sie nur dann entstehen können, wenn ihre Keime durch die Luft den Körpern, an denen sie sich sofort entwickeln, zugeführt werden. Diese Keime sind überall in der Atmosphäre, wohl gar in den Säften der Pflanzen und Thiere verbreitet, und kommen aller Orten zur Entwicklung, wo die Umstände dieselbe begünstigen. Die Botaniker zählen gegen dreißig Arten des Schimmels von sehr verschiedenem äußern Charakter. Für das gewöhnliche Auge ist freilich jene grauliche, filzartige Substanz immer dieselbe, bewaffnet es sich aber mit einem guten Mikroscop, so entsprießt einem Raume von wenigen Linien ein ganzer Wald im Kleinen: lauter zarte, verästete Gewächse, an deren Kronen hübsche Früchtetrauben hängen; den hügligten Boden überzieht ein bunt schattirter Rasen, gelb neben grün, roth neben weiß, und hie und da schimmern in diesem Blumengarten kleine Wassertropfen gleich Edelsteinen. Nicht lange, so springen die kleinen Fruchtkapseln auf; in einer Wolke schnellt der Saamen heraus und verbreitet sich befruchtend weithin. Kleine Thiere ergehen sich im Forst und monströse Larven wühlen den Boden um. Sobald man das Auge entwaffnet, verschwindet die ganze Feerei, und man erblickt nichts als einen grauen Fleck auf einem Stück Brod oder halbverfaulten Käses.

Das Hauptaugenmerk des Beobachters war auf die Umstände gerichtet, welche die Bildung des Schimmels begünstigen oder dieselbe hemmen, und er ist zu wirklich sehr interessanten Resultaten gelangt. Die allgemeinste Bedingung zu Erzeugung des Schimmels ist organische Materie und Wasser. Wenn man nun in ganz reines Wasser eine gewisse Menge Eiweiß bringt, so bildet sich, so günstig auch sonst alle Umstände seyn mögen, niemals Schimmel. Sezt man aber dem Wasser auch noch so wenig (einen Tropfen auf die Unze) von irgend einer Säure zu, so sieht man den Schimmel in weniger als acht Tagen kräftig sprießen. Gleiche Wirkung haben Potasche und Soda, doch nicht so stark; denn in diesem Falle zeigt sich der Schimmel erst nach drei Wochen. Freie Säure oder freies Alkali scheint also zum Keimen dieser Vegetabilien ein wesentliches Erforderniß, und namentlich Säure ist ein kräftiges Beförderungsmittel desselben. In den Flüssigkeiten, welche an der Luft der Gährung unterworfen sind, namentlich in den destillirten Wassern, bildet sich bekanntlich sehr schnell Schimmel in großer Menge, und dies rührt augenscheinlich von den Säuren oder Alkalien her, welche sich durch die Gährung entwickeln.

Gibt es nun andernseits Substanzen, welche das Schimmeln ganz verhindern? Dutrochet hat diese Frage auf sehr überraschende Weise gelöst. Die kleinste Quantität eines Merkurialsalzes, die man irgend einer Flüssigkeit zusezt, läßt niemals Schimmel irgend einer Art aufkommen. So überzieht sich bekanntlich die Dinte, wenn sie, ohne umgerührt zu werden, an der Luft steht, bald mit Schimmel; bringt man aber ein paar Gran eines Quecksilbersalzes hinein, so erscheint nie auch nur eine Spur davon; die Keime werden gleichsam durch das Quecksilber vergiftet. Blei und Zinnsalze thun im Gegentheil der Keimung des Schimmels Vorschub; Kupfer und Nickel wirken wie Quecksilber, nur bedeutend schwächer. — So kommt denn in Zukunft nicht schimmelnde Dinte in den Handel, und es ist ein, wenn auch noch so kleiner Comfort weiter, daß ein Mann, der zu seinem längere Zeit verlassenen Schreibzeuge zurückkehrt, nicht nöthig hat, erst jene garstigen, grauen Massen zu entfernen, um der Feder Zugang zu verschaffen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Fortsetzung.)

Der neue Cagliostro.

Indem ich von Abentheurern schreibe, fällt mir ein, daß ich Ihnen eine merkwürdige Geschichte von einem solchen mitzutheilen habe, welche, da in unsern Blättern nur Bruchstücke von seinen Begebenheiten erschienen und manche im Publikum gar nicht bekannt geworden sind, in Deutschland wahrscheinlich ganz unbekannt ist. Im Mai vorigen Jahres hielt eines Tags vor dem ärmlichen Laden eines jüdischen Silberhändlers ein Wagen, und aus demselben stieg ein schöner langer Mann mit einem schwarzen Knebelbarte und in reicher orientalischer Tracht. Er sagte, er komme

eben aus Palästina, heiße Graf Rostopchin von Rothschild, sey jüdischer Abkunft, habe aber lange unter Christen gelebt, und wünsche nun vor allen Dingen wieder unter den Kindern Israels zu leben. Ein Israelite in Palästina habe ihn an Salomo gewiesen, und er wünsche entweder bei ihm, oder doch bei einem seiner Verwandten zu wohnen. Salomo war so sehr von dem Fremden eingenommen, daß er sogleich mit ihm zu seiner Schwester fuhr, wo er eine Wohnung fand, wie er sie sich wünschte. Er erklärte sich hoch erfreut, daß er von den Christen weg sey, und wünschte sogar, daß Mistreß M., seine Wirthin, ihre christliche Magd abschaffen möchte, was jedoch nicht geschah. Er sprach englisch wie ein geborner Engländer, und redete den ganzen Tag über mit solcher Salbung und Gluth von der Würde der Erzväter, der Größe Davids und Salomos und der Heiligkeit Israels, daß er der Familie vor Stolz, Juden zu seyn, beinahe den Kopf verrückte. Was seinen Worten noch mehr Gewicht gab, war sein schönes, männliches Aeussere, seine reichgespickte Börse und die Großmuth, womit er sie für jede milde Spende öffnete. Doch fiel es gleich Anfangs auf, daß all sein Gepäck, bis auf seine Hemden, erst Tags zuvor aus dem Laden gekommen schien und, obgleich der Besitzer geläufig von den Alterthümern des gelobten Landes sprach, unstreitig erst in England angeschafft war. Indessen ließ er einen gelehrten Juden kommen, mit dem er sich Tag für Tag Stunden lang vom Judenthume unterhielt, dabei aber solche Blößen gab, daß der Rabbine, obgleich gut bezahlt, nicht umhin konnte, zu sagen: „Herr Graf, es scheint mir wirklich, Sie wissen eben so wenig vom Judenthum, als vom Christenthum." Dies schien Se. Herrlichkeit zu beleidigen, und der Alte wurde verabschiedet. Was aber seine ganze Umgebung stutzen machte, war, daß er nicht selten Winke fallen ließ, als sey er der Messias, gekommen, Israel zu erlösen und das Königthum Juda in aller verheißenen Pracht wieder herzustellen. Nun waren die Juden, unter denen er sich befand, zwar ganz altgläubig und der Erscheinung des Messias gewärtig, dabei aber auch der festen Ueberzeugung, der Erwartete werde in solcher Pracht und Herrlichkeit und unter solchen Zeichen und Wundern erscheinen, daß ihn die ganze Erde zugleich erkennen und anerkennen müsse. Da sie nun geneigt waren, von ihrem Gaste nur das Beste zu denken, kamen sie zu dem einmüthigen Resultate, im Punkte des Messias habe er einen Sparren. Als aber der Graf seinerseits merkte, daß der Messias nicht anschlagen wollte (er soll sich sogar, wie sich von selbst versteht, ohne Erfolg, beim hiesigen Rothschild gemeldet haben), näherte er sich den vorher so sehr verachteten Christen wieder, besuchte einige Pferderennen, wo er hohe Wetten gelegt haben soll, verließ am Ende sogar sein jüdisches Quartier und nahm seine Wohnung im ersten Gasthof in Canterbury zur Rose. Er hatte jedoch immer noch einen jüdischen Diener bei sich, nannte sich einen Israeliten und wollte lange nichts essen, als was dieser ihm zubereitet hatte. Allmählig jedoch wurde ihm diese Maske beschwerlich; er fing an, bei Christen zu essen, indem er die christliche Maxime annahm, daß dem Reinen Alles rein sey. Dabei machte er sich unter dem Volke beliebt, unterstützte die Armen auf's Reichlichste, ritt die wildesten Pferde mit unvergleichlichem Anstande, warf einen Ochsen zu Boden, welcher in wildem Lauf ein altes Weib niederrennen wollte, fuhr bei einem Sturme in einem offenen Boote über den Kanal von Dover nach Calais, und als die allgemeine Parlamentswahl angekündigt ward, erklärte er sich auf einmal für Sir William Courtenay, Herrn von Powderham-Castle in der Grafschaft Devon, Maltheserritter und Beschützer des christlichen Glaubens, und trat als Kandidat für die Stelle eines Repräsentanten der Stadt Canterbury auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

St. Petersburg, December.

(Beschluß.)

Das neue Pensionsreglement für Schauspieler.

Durch das im August d. J. allerhöchst bestätigte Pensionsreglement hat unser Kaiser allen bei den kaiserlichen Theatern angestellten einheimischen und ausländischen Künstlern eine eben so neue, als unerwartete Wohlthat erwiesen. In Moskau vereinigten sich sogleich alle Künstler der dortigen Theater in der St. Georgskirche zu einem gemeinschaftlichen Gebete für das Wohl und die lange Erhaltung Sr. Majestät. Nicht weniger als die Russen, wo möglich noch tiefer gerührt waren bei dieser feierlichen Handlung die französischen Schauspieler, welche diese hohe Gnade des Monarchen nicht erwarten durften und sich, ohne Unterschied der Religion, zu dem gemeinschaftlichen Dankgebete mit den übrigen Künstlern vereinigten. Das erwähnte Pensionsreglement, welches sich nicht bloß auf die Schauspieler, Schauspielerinnen und Musiker, sondern auch auf die Wittwen und Waisen erstreckt, enthält unter andern folgende wesentliche Verordnungen. Die bei den kaiserlichen Theatern angestellten Künstler erhalten, wenn sie russische Unterthanen sind, nach einem zwanzigjährigen ununterbrochenen und tadellosen Dienst ihren ganzen, in den drei lezten Jahren vor ihrer Verabschiedung bezogenen Gehalt als Pension, d. h. wenn sie nicht über viertausend Rubel bezogen; denn im entgegengesezten Falle soll ihnen immer eine Pension von viertausend Rubeln ausgesezt werden. Die ausländischen Künstler erhalten nach einem zehnjährigen, ebenfalls tadelfreien und ununterbrochenen Dienst eine Pension von zweitausend Rubeln, wenn deren Gehalt diese Summe überstieg, dagegen aber nur tausend Rubel, wenn ihr Gehalt geringer als zweitausend Rubel war. Alle Zeit, welche die Künstler über zwei Monate in Urlaub zugebracht haben, ist von den Jahren, die ihnen eine Anwartschaft auf Pension geben, abzuziehen. Pensionirte ausländische Künstler verlieren ihre Pensionen auch während des Aufenthalts im Auslande nicht. Die Wittwen pensionirter Künstler erhalten, wenn sie nicht selbst für eigene Dienste Pensionen beziehen, nach den allgemeinen Grundsätzen die Hälfte der Pensionen ihrer verstorbenen Männer. Eine Künstlerin, welche für eigene Dienste eine Pension bezieht, verliert solche auch bei nachmaliger Verheirathung nicht. Die Kinder verstorbener Künstler genießen die ihnen zukommende Pension bis zu ihrem achtzehnten Jahre, oder bis sie in irgend eine Kronlehranstalt untergebracht werden. Den Wittwen und Kindern von Künstlern, welche vor dem Ende des Termins, der sie zu einer Pension berechtigt, sterben, wird ein für allemal der Jahresgehalt der verstorbenen Männer oder Väter ausgezahlt. Hat eine nicht für ihren eigenen Dienst pensionirte Wittwe minderjährige Kinder, so erhält jeder ihrer Söhne oder jede Tochter ein Drittheil der andern Hälfte der väterlichen Pension; sind aber mehr als drei Kinder da, so ist diese zweite Hälfte in gleiche Theile unter sie zu vertheilen. Bezieht dagegen die Wittwe selbst eine Pension, so wird, so lange sie lebt, den Kindern von der väterlichen Pension nichts ausbezahlt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 8.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 9. Januar 1834.

— Die Küste, seht,
Umpfählt die Fluth mit Männern, Weibern, Kindern;
Sie überjauchzen das tiefstimm'ge Meer,
Das, wie ein mächt'ger Marschall, vor dem König
Den Weg zu bahnen scheint.

Shakespeare.
Heinrich V.

Louis-Philippe und die Engländer in Cherbourg.

Das schaulustige Pariser Volk, das im September des vorigen Jahrs nach Cherbourg geeilt war, um den Bürgerkönig, nicht etwa dem Meere sich vermählen, sondern nur der Dame Britannia sich im Seekostüm zeigen und ihr ein paar freundliche, fragende Blicke zuwerfen zu sehen, kam um den besten Theil der angekündigten Schauspiele. Die Manövers der Escadre, das simulirte Seegefecht, die Illumination der Fahrzeuge auf der Rhede — aus alle dem wurde nichts wegen des schlechten Wetters. Und es war Schade, denn das sind lauter ganz außerordentliche Dinge, zumal für einen Pariser. Die Beleuchtung einer Flotte bei ruhigem Wetter, wenn die See schläft, wie ein breiter Strom, und in langen schimmernden Streifen, welche aufrecht zu stehen scheinen, die Lichter der unzähligen, an den Raaen hängenden Laternen wiederholt — das ist ein Schauspiel, wovon das nächtlicher Weile mit flammenden Guirlanden durchzogene und sich wohlgefällig in den Lagunen spiegelnde Venedig kaum einen entfernten Begriff zu geben vermag. Die funkelnden Pyramiden, die feenhaft hoch aus dem Meer emporsteigen, ohne daß man begreift, auf was sie stehen, machen einen ganz andern Effekt, als an Wänden vertheilte Lampen, hinter denen man sich immer das Gebäude denkt. Der Sturm, der das Wasser des Kanals aufrührte und so viel Unheil stiftete, erlaubte den Fahrzeugen auch nicht, zu den Manövern unter Segel zu gehen. Was aber das versprochene Scheingefecht anlangt, so konnten die Salven auf der Rhede, als der König am 2ten und 3ten September hinausfuhr, immerhin einen Begriff von einer Affaire vor Anker geben.

Bei alle dem war der Anblick wirklich prachtvoll, besonders am 3ten September. Im Augenblick, wo die Sphinx mit dem König und seinem ganzen Gefolge aus dem Hafen lief, begrüßte die Escadre, auf deren Schiffen die französischen, englischen und belgischen Flaggen wehten, die königliche Flagge auf dem Dampfboot. Der unaufhörliche Kanonendonner rollte weit hin durch die Furchen der hoch gehenden See und der weißgraue Rauch des Geschützes hob sich ab vom finster umzogenen Himmel; die Luft des Aequinoktiums pfiff im Takelwerk und schüttelte tüchtig die rauschende Seide der Flaggen; unter dem in Stößen auffallenden Südwest bäumte sich die See unwillig auf und ab, die Wogen säumten sich mit weißen Kämmen und schlugen brüllend gegen die Seiten der Fahrzeuge; die Wolken flogen schneller dahin, als die Möven, die in den Böen um uns tanzten; hie und da gleitete eine kleine Yacht auf den Wogenbergen an der Sphinx vorüber und begrüßte sie mit Geschrei und Geschützsalven; ein Dampfboot aus Havre, mit einem Theil der fahrenden Pariser Welt befrachtet, zog sein breites, schwarzes Rauchband nach sich, das mit dem

Pulverdampf der Kanonen und Caronaden verschmolz; zuweilen brach ein Sonnenblick durch den tiefgrauen Himmel — dies Alles vereinigte sich zu einer großartigen, im ganzen Eindruck und im Detail wahrhaft poetischen Feier.

Was mich sehr wunderte, das war die Beharrlichkeit, womit die Königin und die ganze Familie sich wirklicher Gefahr aussezten, um den König überall hin zu begleiten. Es war sehr schlimmes Wetter, als die Sphinx unter den Fahrzeugen der Escadre vor Anker ging; der König wollte die Fregatte Atalanta besteigen, auf welcher Admiral Makau seine Flagge aufgesteckt hatte, und die Königin schiffte sich mit ihm ein. Die Ueberfahrt geschah bei sehr heftigem Regenwind, wodurch es sehr schwer fiel, an Bord zu gelangen, und hernach hatte man wieder nicht wenig Mühe, von den Booten aus das Dampfschiff zu besteigen; wenn aber dabei Jemand schlimm gelaunt wurde, so waren dies die Seeleute, nicht die Königin und ihre Töchter, und doch waren sie ganz durchnäßt, schauderten vor Frost und sahen dicht neben sich die Wogen sich zornig bäumen, als wollten sie das königliche Boot verschlingen. Die Fahrt war sehr unvorsichtig, denn sehr leicht konnte ein Boot umschlagen; ist doch zwei Stunden darauf das Pilotenschiff verunglückt, was zwei Matrosen das Leben gekostet. Auf der Sphinx wieder angelangt, wurde die Königin seekrank; gleiches Schicksal hatten noch Andere, namentlich der Prinz von Joinville. Troz seinem Uebelseyn, und in welchem Maaße die Seekrankheit Körper= und Seelenkräfte lähmt, ist bekannt, stieg der junge Marinezögling auf Befehl des Königs hinauf in den Mastkorb der Sphinx, rasch, gewandt, keck wie ein Schiffsjunge. Keiner von uns hätte vielleicht sein Kind so dem gefährlichen Schlingern aussetzen mögen, zumal während des Uebelseyns. Der Prinz von Joinville bekommt übrigens immer die Seekrankheit; während seiner Reise auf dem mittelländischen Meere litt er fast fortwährend daran. Sein Eifer in Verfolgung der nobeln Laufbahn hat sich aber dadurch nicht abgekühlt; er will einmal Seefahrer werden und wird dieses Jahr eine weite Reise nach den Vereinigten Staaten, nach Brasilien und Rio de la Plata antreten. Der König will seinen Sohn alle Grade durchlaufen und an Bord wirklich Dienst thun lassen. So machte es der Kaiser mit Jerome, und aus diesem wurde ein ganz guter Schiffskapitän. Ob, wie man meint, im Prinzen ein großer Admiral steckt, weiß ich nicht, aber ein guter Seeoffizier kann immerhin aus ihm werden. Die Seekrankheit thut nichts; Lucas, der tapfere Befehlshaber des Redoutable bei Trafalgar, wurde krank, so oft es auf die hohe See ging, und dergleichen Beispiele gibt es genug.

Noch muß ich flüchtig aus diesem Seestück einen sehr malerischen Auftritt beschreiben, der namentlich unsern Parisern großen Spaß machte. Den Tag zuvor, ehe der König zum erstenmal auf der Sphinx auf die Rhede hinausfuhr, war große Bewegung im und am Handelshafen. Die Kauffahrer und die englische Yachtflotille waren mit Flaggen aller Farben aufgepuzt und ein ungeheures Gewühl ergoß sich aus allen Straßen der Stadt an den Hafen. Bunt durcheinander wirbelten im Menschenmeere die sehr verschieden gestalteten, zum Theil wunderlichen, zum Theil malerischen Hauben und Mützen der Weiber aus allen Kantonen der Normandie, die bebüschten Tzakos der Nationalgarden, die dreieckigen Hüte der Marineoffiziere, die runden Filze der Bürger und Bauern, sämmtlich mit der Nationalkokarde geziert. Man erwartete den König, es war heiß, die dreifarbigen Fahnen, womit jedes Fenster geziert war, prangten im lustigsten Sonnenschein und alle Welt war im Sonntagsstaat. Endlich verkündigten die Kanonen der Nationalgarde die Ankunft des Königs am grünen Triumphbogen bei Roulle, und nicht lange, so zeigte sich der Vortrab des Zugs, normännische Pächter und Bauern, lauter Maires und Gemeinderäthe aus den Ortschaften um Cherbourg, zu Pferd, jeder eine selbstverfertigte Fahne in der Hand und die Municipalitätsschärpe um die Lenden. Höchst interessant war diese bäurische Cavalcade, die weiten blauen Wämser, die derben, langen Lederkamaschen, die mächtigen, bäurisch aufgeschirrten Rosse mit langer Mähne und vollem Schweif, die in keinen andern Schritt zu bringen sind, als den Paß. Der Zug nahm sich wirklich sehr gut aus; nur Ein Reiter erregte überall in der Menge schallendes Gelächter, nämlich ein kleiner, verwachsener Kerl, etliche und fünfzig Jahre alt, mit langen fliegengen Haaren, einem breiten Hut, einer grauen Friesjacke und einem ungeheuern Buckel vorn und hinten, wobei die dreifarbige Binde gerade über die beiden Gipfel lief; er saß kurz in den Bügeln wie ein gravitätischer Türke, und wenn das Gelächter salvenweise losbrach, schwenkte er nur ernsthaft salutirend seine Fahne. Man kann sich keine burleskere Figur denken, als diesen Dorfrathsherrn. Ein paar Stunden nachher hatte ich Gelegenheit, ihn zu sprechen, und lernte in ihm einen Mann voll gesunden Verstandes und natürlichen Witzes kennen, der seiner Gemeinde als Maire gewiß gut ansteht. Dies machte ihn aber erst zum kompleten Widerspiel der hübschen, feingekleideten, trefflich berittenen Herrn im Bois de Boulogne zu Paris.

(Der Beschluß folgt.)

Reiseskizzen.

(Fortsezung.)

Der Buchhändler fehlte in der Taberne und war bei dem Schiffe geblieben, um unser Gepäck zu hüten. Er sagte, Bardolino könnte ein Freihafen seyn, und das

Recht des Freihafens fälschlicherweise von den Bewohnern so ausgelegt werden, als könnten sie mit Allem, was darin zu finden sey, frei schalten und walten wie sie wollten. Allein als ich ihn in seinem Hüteramt ablösen wollte, fand ich ihn mit einer ganz andern Arbeit beschäftigt. Er saß auf dem Steindamm des Hafens und zeichnete die unübertrefflich schöne Aussicht auf den See nicht mit Umrissen, sondern mit trockenen Worten und kalten Anschauungen. Ein Mädchen, das Wasser schöpfen wollte, zwang ihn, ihr Platz zu machen; über dieser Bewegung merkte er meine Annäherung. Er wollte seine Tafel verbergen, allein ich hatte sie schon in Händen und fragte ihn dreist, warum er mit seiner Liebe für diese Herrlichkeiten so versteckt sey? Er war gefangen und sagte mir überroth: „Sie sehen es ja, ich muß die Rolle meines Bruders übernehmen; da hat er nun schon seit zwei Tagen Migraine, sein Feuer ist verlodert, wie immer beim Sanguiniker. Er genießt Alles, kann sich aber für nichts mehr begeistern; der Zweck unserer Reise wäre gänzlich verfehlt, wenn nun auch, wie er die Augen, so ich die Hände in den Schooß legen wollte. Gründlichkeit ist für jeden Reisenden das Erste, zumal wenn er daran denkt, seine Entdeckungen öffentlich — Allein lassen Sie das bis Verona! Wie steht es mit dem Fortkommen von hier?" Die Schiffer trugen unser Gepäck in einen Wagen, welchen wir bis Verona gemiethet hatten. Sie waren sehr zufrieden mit der Art, wie wir uns abfanden, und versprachen, tausend Grüße an die schönen Augen im Hafen von Torbole, und eben so viele Verwünschungen für die theure, Salz und Pfeffer berechnende Wirthin auszurichten. Halb Bardolino gaffte uns beim Abfahren nach; die Leute konnten nicht begreifen, wie wir sie verließen, da es doch Sonntag war und am Nachmittage vor allen Thoren getanzt wurde.

Der Weg führte über Bussolengo nach Verona. Der See blieb uns noch lange Zeit zur Rechten und beschäftigte unsere Aufmerksamkeit, die wir später erst unsern weitern Umgebungen zuwandten. Die Straße war nicht breit, doch anmuthig, weil sie mitten durch die blühendsten Gärten führte. Es gab noch an verschiedenen Stellen Anhöhen zu erreichen, aber sie waren unbedeutend und kehrten nicht wieder, als mit einem, vielfach vorbereiteten, aber doch überraschten Blicke das ganze weite Feld der lombardischen Ebene endlich vor uns ausgebreitet lag: ein unabsehbarer, sonnenheller Teppich, durchwirkt von tausend Fruchtfeldern, Weindecken, Flüssen, Städten. Inmitten der Bergnatur schien uns Alles stumm und unbelebt, ein Vogel, ein fallender Stein überraschte uns; jetzt, da wir sie überwunden hatten, sprach uns Alles an, wie mit süßer, einschmeichelnder Rede, jeder Baum schien belebt und das weite Gefild wie von unzähligen Stimmen widerhallend. Wir glaubten das Murmeln ferner Ströme zu hören, und zählten die Städte auf, aus deren Mauern diese Töne verworren zu uns herüber kommen konnten. — Wir gingen nicht auf der großen Straße, welche nach Verona führt, und trafen daher weniger Reisegesellschaft. Nur ein Cabriolet begleitete uns fortwährend, und war bald vor, bald hinter uns. Ein Herr und zwei Damen wechselten gegenseitig ab, das steife, unansehnliche Thier zu lenken, welches die schlechte Führung gemerkt hatte und mit seiner Last nach Gutdünken verfuhr. Alle hundert Schritte hätten wir das Fahrzeug über den Haufen stürzen können; denn es hielt den Weg nicht und wich bald auf diese, bald auf jene Seite aus. Ein dritter Begleiter war ein ziemlich flinker Esel, auf welchem ein Herr saß, der zuweilen mit dem Fahrenden ablöste und diesem so lange sein Thier überließ. Diese Karavane, welche dadurch noch grotesker wurde, daß die beiden Damen abwechselnd anfaßten, um den müden Gaul in Trab zu bringen, machte uns vielen Spaß, obschon für den Italiener darin nichts Lächerliches lag. In Italien heißt es: Jeder sehe, wie er fortkomme! Auch später bestätigte sich immer die Erfahrung, daß die Italiener wenig Sinn für das Lächerliche haben. Sie ertragen sich weit leichter, als die Nordländer, und sind nicht gewohnt, von zufälligen äußern Umgebungen auf Stand, Vermögen und Aehnliches zu schließen. Die Natur zwingt sie, ihren Körper von Umhüllungen freier zu halten, und sie verlernen es, zu unterscheiden, ob die Blößen nur aus Armuth oder aus Bedürfniß nicht bedeckt sind. Es ist bekannt, wie gesunken in Italien der Wohlstand ist, wie viele der angesehensten Familien in den niedrigsten Sphären ihr Daseyn fristen; allein man wird überall finden, daß man dem Heruntergekommenen mit einer Art begegnet, welche wir nach unsern Begriffen zarte Rücksicht nennen würden, die aber bei einem Volke nicht auffallen darf, welches für eine zerrissene Nath am Rocke oder ein Loch im Ellenbogen niemals ein Auge gehabt hat. In dieser Region, in der Bettelwirthschaft, in dem pomphaften Aufzuge des Unvermögenden, der seinen Schmuck in den heterogensten Dingen findet, und täglich einen Rock, auf welchem sich alle Fäden zählen lassen, viermal bürstet, pflegen wir das Komische zu suchen. Die Grandezza auf dem Esel scheint uns eben so lächerlich, als der Petitmaitre, der noch die Schnallenschuhe und den Zopf des vorigen Jahrhunderts trägt. An beiden geht aber der Italiener vorüber, singend, zwar immer einen Blick, doch niemals eine Miene verlierend.

Verona, das wir in der heißen Mittagsstunde erreichten, kündigte sich durch eine Reihe von Befestigungen an, die nur der Merkwürdigkeit und eines eigenen Stolzes der Bewohner wegen noch erhalten werden. Unser

Vetturin, der in der Geschichte fest war und den Saz: Alles wiederholt sich nur im Leben, gewiß sehr erwiesen fand, behauptete, man könne nicht wissen, wozu diese Werke noch einmal gut seyen; es könne ja den Venetianern jeden Augenblick wieder einfallen, Verona unter ihre Herrschaft bringen zu wollen. Auf die Frage, wem denn Verona jezt gehöre, gab er die kurze Antwort: die Venetianer seyen schon einmal drinnen die Herren gewesen; und doch waren es Oesterreichs Soldaten, die uns zuerst in den Straßen der Stadt begegneten, und in jedem größern italienischen Orte werden sie dir zuerst in den Weg kommen, dann die Mönche, und zulezt erst die übrigen Bewohner.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Fortsetzung.)

Der neue Cagliostro.

Man suchte vergebens in der Baronettenliste nach dem Namen, den sich dieser Abentheurer gegeben; er behauptete, er hieße Sir William Percy; Honeywood, Courtney, Powderham und viele andere Güter, jezt im Besize mehrerer Personen, gehören sein, und er werde sie sich schon zur rechten Zeit zu verschaffen wissen. Unter der Hand aber gab er zu verstehen, dies sey nur ein angenommener Name; denn er sey eigentlich der Graf von Devon, welcher vor vielen Jahren, eines naturwidrigen Verbrechens beschuldigt, als Lord Courtney England meiden müssen. Jener Mann muß jezt 64 Jahre alt seyn, und obgleich dieser offenbar nicht über 33 bis 34 Jahre alt war, so fand er dennoch Glauben, und zwar nicht allein unter dem Pöbel, sondern bei vielen angesehenen Bürgersleuten und mehreren Gutsbesizern der Nachbarschaft, besonders aber bei Frauenzimmern. Uebrigens hatte er schon als Graf Rothschild angefangen, im Geheimen Geld zu borgen, und dieses sezte er auch als Baronet fort, obgleich er nicht weniger als zwei Millionen Pfund Sterling in der englischen Bank haben wollte, die er jedoch geschworen, vor einer gewissen Zeit nicht anzurühren. Aber er versprach großmüthig, für jedes Hundert, das man ihm leihen würde, Tausende zu geben, und auf diesen Glauben hin wurde ihm von mehreren Seiten geliehen, und gewiß mehr, als die jezt enttäuschten Tröpfe je eingestehen werden; denn er lebte und schenkte immerfort fürstlich. Sein Auftreten als Kandidat war so unerwartet, daß Freunde und Gegner vor Erstaunen wie versteinert waren. Erst am Tage vor der Wahl kündigte er seinen Entschluß an. Am folgenden fuhr er mit einem herrlichen Postzuge auf den Markt von Canterbury; der Wagen war offen, er stand in reichem orientalischen Anzuge, mit Säbel und Pistolen bewaffnet, aufrecht in demselben und dankte mit süßem Lächeln und den anmuthigsten Verbeugungen für die jubelnden Begrüßungen des Volkes sowohl, als für das Tücherschwenken der Fenster und Balkone füllenden Frauen. Beim Gerüste stieg er ab, und statt, wie andere Leute, die Treppe hinaufzugehen, sprang er vom platten Boden, über die Köpfe des Volkes weg, mit gleichen Füßen auf die Tribüne, und fing sogleich an, die Menge anzureden. Er erklärte sich für einen Feind der Gutsbesizer und der Geistlichkeit, welche er als Blutsauger schilderte, deren Herzen nur am Mammon hängen und kein Gefühl für die Leiden des Volkes haben. Am heftigsten aber sprach er gegen das Whigministerium, welches die Nation aus selbstischen Zwecken in einen Taumel für falsche Reformation gestürzt, um die Aufmerksamkeit von den wahren Reformen abzulenken, welche die Verdorbenheit der Aristokratie und der Klerisei so dringend erheischten. Vor Allem aber beharrte er fest darauf, die Minister seyen alle Abtrünnige von der wahren, allein seligmachenden Kirche Christi, und Unitarier im Herzen. Dies Alles, zwar unlogisch ausgedrückt, aber mit einer schönen, hellklingenden Stimme und in mitunter glänzenden Floskeln vorgetragen, wirkte eben so sehr auf die politischen, als die religiösen Gefühle des Volkes, auf das es wenig Eindruck zu machen schien, daß seine Gegner, welche ihr Verdienst in der Unterstüzung der Reformbill suchten, ihn als Tory verschrien, ihn, der weder Rang noch Stand gelten ließ, außer dem Könige, dessen Ansprüche auf Unverleztlichkeit er aus religiösen Gründen vertheidigte. Seine Lieblingsworte waren Wahrheit und Glauben, und mit diesen wußte er so geschickt zu spielen, wie ein chinesischer Taschenspieler sein Duzend Bälle wirft und fängt, daß einem dare über die Augen vergehen. Es kam zum Abstimmen, und es fehlten nur etwa hundert Stimmen, so wäre der unbekannte Charlatan, mit Ausschließung eines der zwei achtbaren und auch allgemein geachteten Gutsbesizer aus der Nachbarschaft, zu einem der Vertreter der alten Stadt Canterbury gewählt worden, obgleich man zur Zeit wußte, daß, wenn er wirklich der Graf Devon war — gesezt auch, daß man ihn des alten Verbrechens wegen nicht vor Gericht zog — das Unterhaus ihn als einen Pair des Reichs nicht in seinen Schooß aufnehmen konnte. Seine Niederlage dämpfte indessen die Begeisterung seiner Anhänger keineswegs; sie wurden vielmehr immer zahlreicher, so daß es wirklich schien, als vermöge er, was ich ihn selbst rühmen hörte, durch das Aufheben eines Fingers hunderttausend Mann in Kent zu bewaffnen. Er war immer in Bewegung, bald auf dem Lande, bald in der Stadt, besuchte Schulen und Kirchen, alle öffentlichen und Privatanstalten, sprach mit Jedem, und zwar mit scheinbarer Sachkenntniß, von seinem eigenen Geschäfte, mit dem Landmanne vom Ackerbau, mit dem Städter von Handel und Gewerbe, mit Soldaten von Feldzügen und Schlachten, mit Seeleuten von Reisen, Gefechten und Stürmen. Dabei wußte er in jedes Gespräch Religion und Politik zu verflechten, und selbst das Gemeinste ward ihm wichtig, wenn es sich in der Idee mit Menschenwohl und Gottesfurcht vereinigen ließ. Wo sich nur eine Gelegenheit darbot, sprach er über diese Dinge öffentlich, und wo sich keine ergeben wollte, wußte er sie zu machen. Zu diesem Ende begleitete er einen Mann, welcher auf satirische Vorlesungen im Lande herumreiste, nach Dover, Deal, Margate, Ramsgate u. s. w., und wenn sein Schüpling seine Vorstellung vollendet hatte, sprang er auf die Bühne und rhapsodirte über Wahrheit und Glauben, Pfaffendruck und den Unitarismus der Minister. Er verdammte Alle, die nicht an die Göttlichkeit Jesu glaubten, als arge Kezer; doch wollte er es dabei — merkwürdig genug — mit den Juden nicht verderben, und behauptete kühn, da Gott den Juden ein eigenthümliches Gesez gegeben, damit sie für ihn auf Erden zeugten, so sey es denselben gestattet, den christlichen Messias zu verwerfen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 9.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 10. Januar 1834.

Tyrrhenische Bilder, Marmor, Elfenbein,
Gemälde, Gemmen, Silber, Purpurzeuge,
Wie viele leben ohne alles das!

Wieland nach Horaz.

Die Neujahrswoche in Paris.

Von Depping.

Neujahr ist vor der Thüre; dies sieht man überall an dem regen Leben, das im Handel mit Luxuswaaren herrscht. Die Ausstellungen in den Buden bekommen schon ein ganz frisches Ansehen; es erscheint schon allerlei Ueberflüssiges, das sonst nicht da war und in der Form von ähnlichen Tändeleien sich unterscheidet. Almanache mit frisch vergoldetem Schnitte zieren schon die Läden der Buchhändler im Palais royal und anderswo. Ungeheure Lasten von Nürnberger Spielzeug sind angekommen und bieten einer Menge kleiner Krämer einen Erwerbszweig. Auf den Boulevards hat sich die Zahl der wandernden Buden im verjüngten Maßstabe unendlich vermehrt; fast ist kein Laden in Paris, der nicht etwas Neues, Frisches aufzuweisen hätte. Girours Haus wird schon seit Anfang Decembers von den Reichen besucht, welche schöne Neujahrsgeschenke machen wollen, besonders an Kunstsachen; denn in diesem Fache ist die Giroursche Ausstellung am reichsten und mannichfaltigsten in Paris. Daher besucht man sie auch wie eine Kunstausstellung. Man sieht da Gemälde von den berühmtesten lebenden Künstlern in Paris, Aquarellzeichnungen zu einigen tausend Franken, wie denn überhaupt die Liebhaberei für diese Zeichnungen in einen übertriebenen Luxus ausgeartet ist. Die Engländer haben die Pariser damit angesteckt, und es gehört nunmehr zum Bonton, daß in jedem großen Salon sich ein Album oder mehrere befinde, das heißt in Saffian gebundene, mit vergoldetem Beschläge versehene Bücher mit Zeichnungen von berühmten Meistern. Will man die allerberühmtesten haben, so kommt dieser Artikel sehr theuer zu stehen. Allein an Geld fehlt es in Paris nicht, und eine Ausgabe, die reichen Kunstgenuß gewährt und die Künstler beschäftigt, ist auch eben nicht zu tadeln. Nicht immer finden die Künstler Gelegenheit zum Absatz großer Gemälde; aber schöne Zeichnungen werden vom Publikum stets gesucht und gut bezahlt. Daher läßt es sich auch begreifen, wie eine so ungeheure Menge von Künstlern in Paris Unterhalt findet; nur muß sich der Künstler in den herrschenden Geschmack fügen, besonders wenn er nicht Originalität genug besizt, um selbst den Ton anzugeben.

Ferner besizt das Giroursche Haus allerlei Spiele, Spielsachen und andere Tändeleien, mechanische und nicht mechanische, welche eine Zeitlang die Müßigen belustigen, ehe sie in Vergessenheit gerathen, wie so Vieles vor ihnen; sodann eine Menge von Kleinigkeiten, womit hier die Gemächer der Reichen ausgestattet werden, und zwar von Erz, Elfenbein, seltenem Holze, kostbaren Metallen u. s. w. Der Mittelstand schafft sich noch etwas von diesem Luxus an, aber die arbeitende Klasse weiß gar

nichts davon und kann ihn vortrefflich entbehren. Die lithographischen Werke, die Giroux ebenfalls feilbietet, haben sich ins Unendliche vermehrt. Die Lithographie ist fast zum Handwerk herabgesunken, und so ist es möglich geworden, daß auch Unbemittelte sich jezt Ansichten, Porträts und andere Darstellungen anschaffen können, die sonst ihre Geldmittel weit übersteigen. Die Kunstläden sind daher eigentlich überschwemmt mit lithographirten Darstellungen, und diese Methode ist so leicht geworden, daß einige Tageblätter, l'artiste, le Charivari, la Carricature, täglich lithographirte Blätter geben. Freilich sind dies keine Meisterstücke, allein wie viele Meisterstücke gibt es denn unter den Kupferstichen?

Auch die Magazine der kostbaren Meubel verdienen um Neujahr besehen zu werden; denn um diese Zeit füllen sie sich mit dem Neuesten und Geschmackvollsten, was die Mode oder der Erfindungsgeist zu Tage gefördert hat. Wenn ich vom Geschmackvollsten spreche, so will dies heißen, was in dem Augenblick für geschmackvoll gilt; denn der Geschmack in äußern Formen hängt so ziemlich von der Mode ab. Zu Anfang dieses Jahrhunderts liebte man in der Verzierung der Häuser und Gemächer die geradlinigten, einfachen Formen der Alten. Dies dauerte ungefähr zwanzig Jahre lang, dann fing man an, das Gothische wieder hervorzuziehen, und hie und da erschienen Stühle, Tische, Schränke, Tafeluhren mit Reminiszenzen aus dem gothischen Verzierungsstyle. Dies gefiel aber nicht allgemein und wurde keine eigentlich herrschende Mode. Nicht lange, so verfiel man darauf, die Formen aus der Schnörkelperiode Ludwigs XV. hervorzusuchen, und nun erschienen wieder krummlinigte Verzierungen an Meubeln und an sonstigen Sachen, meistens in schlechtem, wahrhaft verdorbenem Geschmacke. Aus dieser Schnörkelmode, in welche man nur aus Langeweile über die vielen geraden Linien der vorigen Zeit gefallen seyn kann, ist man noch nicht ganz heraus, indessen bin ich überzeugt, daß man nicht lange mehr dabei verweilen wird; denn das Schnörkelwesen ist unserm Zeitalter gar nicht angemessen. Es verdient Erwähnung, daß die Meubelfabrikanten jezt das Mahagoniholz verlassen, welches so gemein geworden war, seitdem man es dahin gebracht hatte, es so dünn wie Pappeblätter zu sägen und die Meubeln damit auf wohlfeile Art zu bekleben. Für das neue Jahr haben sie ein seltenes Holz genommen von ganz dunkler Farbe, das sie Palissanderholz nennen; wo es herkommt, weiß ich nicht, und alle Conversations- und Zeitungslexika lassen mich hier ganz im Stiche. Wahrscheinlich kommt es wie andere seltene Hölzer aus den Tropen. Dieses Holz nun wird künstlich mit Elfenbein eingelegt und es werden die prachtvollsten Sachen aus demselben verfertigt. In einem Tageblatte wurde erzählt, als eine junge Ministersfrau, welche Meubeln von dieser Façon zum Neujahr bestellt, beim Nachhausefahren vernommen, eine Gesandtenfrau lasse ihre Meubeln mit Silber einlegen, sey sie sogleich zum Meubelhändler zurückgefahren und habe die ihrigen nicht mit Elfenbein, nicht mit Silber, sondern mit Gold einzulegen befohlen. Vielleicht ist die Frau Gesandtin, falls sie reicher ist als die Frau Ministerin, ihrerseits wieder zum Fabrikanten gefahren und hat eine Einlage von Edelsteinen bestellt. Allen diesen Luxus kann man sich übrigens wohl gefallen lassen; ohne ihn könnten Hunderte von Kaufleuten, Tausende von Arbeitern in Paris nicht bestehen. Luxusarbeiten sind es besonders, auf welche man sich in den Pariser Fabriken legt, worin die Pariser Handwerker und Künstler Meister sind und die den besten Absatz im Auslande finden.

(Der Beschluß folgt.)

Louis-Philippe und die Engländer in Cherbourg.

(Beschluß.)

Der Generalstab des Königs ritt insgesammt auf Bauernpferden, den oben beschriebenen in Allem ähnlich, was sich possierlich ausnahm. Als der König erschien, mischten sich die Hurrahs mit dem vive le roi! und hier zeigte sich nun die englische Courtoisie in ihrer ganzen Glorie. Auf den Wänden, in den Mastkörben, auf den Verdecken der Yachten stand Alles voll von Leuten, welche rufend und die Hüte schwenkend Louis-Philippe die Honneurs machten, wie einem Könige von England. Und das waren nicht etwa gemeine Matrosen mit ihren blauen Jacken, auf denen vorne die Namen der Fahrzeuge weiß eingenäht sind: the Arrow, Hariett, Falcon, Mary u. s. w.; nein, Kapitäns von Postschiffen, Majore, Obristen, Schifflieutenants, Lords, honorable-men; Lord Durham, Lord Exmouth, Lord Belfast u. s. w., die Schiffskapitäne Meynell, Forster, Codrington, die Herrn Lambton, Johnston, Congreve, Moore, Stanley, und wie sie alle heißen, kurz, der Kern des westlichen Yachtklubbs, die Besitzer der schwersten Geldsäcke, die Träger der schönsten Namen in Großbritannien. Die Herrn waren nicht in Uniform, sondern im Schiffshabit: eine kurze Jacke, farbiges Hemd, schwarze Halsbinde, weiße Beinkleider, ein Lederhut oder eine tuchene, goldgestickte Mütze. Sie paradirten als Matrosen auf ihren Fahrzeugen, nicht als Offiziere oder Gentlemen, sie salutirten im Takelwerk und erwiesen damit dem König der Revolution eine ausgesuchte Höflichkeit. Die fünfhundert berittenen Bauern und die vornehmen Matrosen waren das Merkwürdigste am Cherbourger Feste.

Die eben erwähnten Yachten wären von Seiten der Pariser Gegenstände der lebhaftesten Neugierde. Wir

besuchten mehrere und wurden überall aufs Artigste aufgenommen. Diese Yachten sind ein Luxusartikel, von dem man in der übrigen Welt nichts weiß, eine eigenthümliche Erfindung reicher Insulaner, welche gerne in der Welt herumfahren, und zwar comfortabel. Jeder wohlhabende Mann, wenn er nur ein wenig ein Freund vom Seeleben ist, hat, wie man sich Kutschen und Pferde hält, eine oder mehrere Yachten. Die Liebhaber sehen auf den zierlichsten Bau, das feinste Takelwerk, die bequemste Einrichtung, das eleganteste Ammeublement, und wenden sehr bedeutende Summen auf diese Lustfahrzeuge. Man muß aber auch sehen, wie man sie hält, wie man sie herausputzt, wie Alles darauf berechnet ist, daß das Aeußere recht seemännisch erscheine, während das Innere das feinste Boudoir vorstellt. Sind die Verdecke recht zierlich und rein? die Masten gehörig gerichtet, glatt und hoch genug? die Metallornamente und der Kupferbeschlag recht blank? sind die Divans auch breit und weich genug? hat man zu Tischen und Stühlen recht kostbares Holz genommen? ist die Bibliothek vor Allem schön genug gebunden und dann auch gut gewählt? sind die Vorrathskammern recht gespikt? ist der spanische Wein, der Bordeaux, der Champagner, gebranntes Wasser und Porter in gehöriger Menge und den rechten Sorten vorhanden? Alles ist aufs Beste bestellt. Das ganze Fahrzeug gehorcht dem Eigensinn der vornehmen Bewohnerin oder der sybaritischen Laune des Gentlemans, der es auf die Rennbahn bringt. Denn die Yacht rennt, wie auf dem Lande das Pferd; frisch geputzt, flüchtig und stolz, wie der Araber zu New-Market, schließt sie sich der Regatta an, durch Gewandtheit und List sucht sie den Mitbewerber zu schlagen, und zu ihrem Steuermann gehört noch mehr, als zum Jockey. Der Herr des Fahrzeugs hält für dasselbe eine eigene Equipage, die zu der Dienerschaft der edlen Rennpferde den Pendant bildet. Der Pferdeliebhaber besizt Porträts von seinen Rennern; der Yachtliebhaber läßt gleichfalls seine Schiffe, die Wettfahrten, die sie bestanden, ihre Abentheuer abkonterfeien. So sahen wir auf einem der köstlichen Kutter zu Cherbourg kleine Gemälde, welche Scenen aus der Regatta, die ganze Geschichte des Fahrzeugs, das Rennen, den Sieg vorstellten; eine sehr zweckmäßige Verzierung für einen solchen kleinen, höchst geschmackvollen Salon. Die zierlichste, vollendetste Yacht, die wir sahen, ist die Jenny, Master Windham zugehörig, eine Goelette, platt auf dem Wasser, schlank wie ein Aal, flink wie eine Schwalbe; die Seeleute konnten sie nicht genug bewundern.

Ein Londoner Bierbrauer, Perkins, hat mehrere Yachten, und seine Frau macht darin Spazierfahrten und Besuche, wie in der Kalesche. Noch nicht lange kam sie nach Cherbourg auf einer Yacht, um eine Dame von ihrer Bekanntschaft zu besuchen. Man kam im Gespräch auf Musik, auf irische Melodien, und Mistreß Perkins versprach, etwas Nagelneues, das großes Aufsehen in der musikalischen Welt mache, mitzubringen. Eines Tags erschien wirklich wieder die Yacht und Mistreß Perkins, mit einem Notenblatt in der Hand. „Sie speisen bei uns,“ sagte die französische Dame zu ihrer gefälligen Freundin. — „Unmöglich, meine Liebe, ich muß auf der Stelle weiter; ich habe der Gemahlin des Konsuls Sr. großbrittanischen Majestät zu Cadix einen Besuch versprochen; ich kann es nicht umgehen.“ Sie verabschiedete sich, ging unter Segel, machte ihren Besuch zu Cadix, und kam nach London zurück, als ob sie zur Luftveränderung in Richmont gewesen wäre.

Ich habe zu Cherbourg das elegante Paris gesehen; von Cherbourg aber, seinen beiden Häfen, seinen Magazinen, seinen Werften und Forts, hört und sieht man zu Paris das ganze Jahr nichts. Paris weiß nichts von der Marine, die Seine ist keine Themse, und dies ist nicht gut für Frankreich. Der Pariser geht nach Dieppe, Toulon, Cherbourg; aber kaum ist er wieder zu Hause, so denkt er nicht mehr daran. Der helle Troß der Schaulustigen kommt vom Kanal zurück, Iwanoff singt bei den Italienern, und Cherbourg ist rein vergessen. Es ist etwas Wundervolles um Iwanoffs Stimme, ein russischer Sänger oder ein singender Russe ist etwas höchst Merkwürdiges, ein Wunder; Ocean, Sturm, Kriegsschiffe, jene Hafenbauten, die, wie einmal ein anderer Russe sagte, nur Napoleons Adler mit seinen stahlharten Fängen zu Stande bringen konnte, sind freilich auch Wunder; sie müssen aber vor Allem einmal zu Paris in die Mode kommen, wenn aus der französischen Marine etwas Rechtes werden soll.

Antritt einer Winterreise.

Ade, ihr düstern Zimmer,
Du steinern, graues Schloß;
Ade, mich hältst du nimmer,
Du schwerer Büchertroß!

Das Gitter ist gehoben,
Der Vogel flattert frei;
Frei fliegt das Lied nach oben,
Die Seele ist dabei.

Zu lang saß ich gefangen,
Mein Pulsschlag war die Uhr,
Der Sinn war ausgegangen —
Nun endlich wieder Natur!

Willkommen, Reif und Regen,
Du Wald im greisen Haar;
Sie ist doch allerwegen
So lieb, so stark, so wahr!

Wenn ich mich je verloren,
War's daß ich sie gefloh'n,
Und nun hat sie geboren
Den schon verlornen Sohn.

Im Schooß, der mich getragen,
Nur da durft' ich mich freu'n,
Durft' ich mein Leiden klagen,
Da schlaf' ich auch wieder ein.

Hesper.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Beschluß.)

Der neue Cagliostro.

Kein Armer ging ohne Unterstützung oder doch ohne Trost von ihm, und wer nicht zu ihm kam, den suchte er auf; und so sehr wollte er alle Menschen als Brüder angesehen wissen, daß er einmal einen zerlumpten Matrosen, den er eben auf der Straße aufgegriffen, unter dem Arm faßte und in einer eleganten Gesellschaft einführte, welche ihm zu Ehren für den Abend ein Fest veranstaltet hatte. Sonntags besuchte er immer die Kirche, wo er sich in die Mitte vor die Kanzel hinstellte, und während er auf nichts um sich zu achten schien, Aller Aufmerksamkeit auf sich gefesselt hielt. Vor Allen aber beteten ihn die Weiber an, welche er auf ganz eigenthümliche Weise anzuziehen wußte; denn ohne irgend einem Frauenzimmer besondere Aufmerksamkeit zu bezeugen, behandelte er das ganze Geschlecht mit einer Verehrung, einer Schonung, einer Zartheit, wie ihm wohl nie von einem Manne bewiesen worden. Auch betrachteten ihn die Frauen nicht wie einen Mann, sondern wie einen Heiligen, einen Engel; ja, es ließen manche (wie ich aus sicherer Quelle weiß), welche sonst nicht für närrisch galten, Winke fallen, als sey er wirklich ein himmlisches Wesen, wohl gar der Herr Jesus selbst, der gekommen, zu Canterbury das tausendjährige Reich zu beginnen. Manche gaben ihm Feste, wobei keine andere Mannsperson zugelassen wurde; besonders eine vierzigjährige Jungfer, welche die bedeutendste Erziehungsanstalt für Frauenzimmer in der Stadt hatte. Sie ließ ihn auf ein Atlaspolster niederknien und von der schönsten ihrer Zöglinge zum König der Juden krönen; Alle mußten sich von ihm küssen lassen, und der ganze Auftritt soll so toll und so beleidigend für das englische Zartgefühl gewesen seyn, daß alle Eltern ihre Töchter aus dem Institut nahmen und die alte Närrin ihr Brod verlor. Ja, es sollen über diesem Menschen Gatten sich getrennt haben und Kinder von ihren Eltern verstoßen worden seyn. Ein Fall wenigstens ist mir genau bekannt, welcher alles Andere glaublich macht. Ein junger Mann, welcher als Waise von seinem Oheim, einem Wundarzte, erzogen worden war und bei demselben in der Lehre stand, wurde am Tage der Wahl so sehr von dem Fremden hingerissen, daß er unaufgefordert zu ihm auf den Wagen sprang und sich ihm auf Leben und Tod zum Gefährten, oder Diener, oder als was immer anbot. Da er auf diesem Entschlusse beharrte, warf ihn der Oheim zum Hause hinaus, und der junge Mensch, eine heitere, lebenslustige Natur, hielt bis zum lezten Augenblicke beim neuen Cagliostro aus, und soll vor Kurzem, von allen seinen Verwandten verstoßen, eine ältliche Wittwe geheirathet haben, die, troz allem Geschehenen, noch immer steif und fest an die hohe Würde des Sonderlings glaubt. Aus dem Gesagten haben Sie bereits abnehmen können, daß der Pseudo-Courtney auch viele Gegner fand, vorzüglich unter den höhern Mittelklassen, und besonders unter den Männern, welche theils politische Gesinnung, theils Eifersucht vor dem allgemeinen Schwindel bewahrte. Doch gab es auch unter diesen viele, welche religiöser Wahn oder Eigennuz zu manchen tollen Streichen, besonders dazu verlockte, daß sie dem Abentheurer Geld vorschossen. Einer von diesen, der seine ganze Habe dabei aufgeopfert, soll sich jezt in einem Tollhause befinden. Manche, die den Sonderling bloß aus Neugierde kennen zu lernen wünschten, begingen die Thorheit, ihn zu sich, oder zu öffentlichen Gastmälern einzuladen, was sogar die Offiziere eines dort stehenden Regiments thaten. Dies erhob den Abentheurer nur noch mehr in den Augen seiner Anhänger, steigerte aber im selben Maaße die Erbitterung seiner Gegner. Endlich machte sich leztere Luft; während halb Canterbury sich mit ihm beschäftigte, seine Farbe trug, Häuser und öffentliche Gebäude mit seinem Bildnisse schmückte, Backwerk und andere Luxusartikel nach seinem Namen nannte, wurde er eines Tages auf die Angabe des Oberkellners der Rose, er habe ihm unter falschen Vorwänden und betrüglicher Weise eine Summe von 2 bis 300 Pfund abgeborgt, verhaftet. Dies brachte Alles in Gährung; von allen Seiten wurden ihm bedeutende Summen angeboten, die er aber ablehnte; Damen kamen in ihren Equipagen angefahren und hinterließen den Schließern zur Verfügung des Gefangenen Geld, Geschmeide, und vor Allem einen solchen Vorrath von Lebensmitteln, daß man zum Theil den Gefangenen Wochenlang vergnügte Tage damit machte; denn er selbst wollte nichts für sich behalten. Das Schlimmste aber war, daß der Pöbel sich zusammenrottete und Miene machte, das Gefängniß zu stürmen. Um eine Bristoler Scene zu verhüten, ließ man daher in Eile Truppen von Dover und London kommen, deren Ankunft den drohenden Ausbruch verhütete. Inzwischen erlaubte man dem Gefangenen, sich unter der Obhut eines Polizeidieners nach London zu begeben, wo ihn die Richter gegen Bürgschaft frei gaben. Dies wurde aber von ihm und den Seinigen wie eine Freisprechung gefeiert, so daß er im Triumphe in Canterbury einzog. Bei dieser Gelegenheit nannte er sich Prinz von Arabien und Herrn der Zigeuner. Beinahe hätte ich das Wichtigste vergessen. Während er im Gefängnisse war, trat er auch als Schriftsteller auf, indem er jede Woche ein auf einer Seite gedrucktes Blatt herausgab, welches in Form und Styl vielleicht einzig genannt werden darf. In diesem Augenblicke habe ich leider kein Exemplar mehr zur Hand, und behalte mir daher vor, auf die Schriftstellerei dieses Menschen zurückzukommen. Nicht lange indessen nach jenem Triumphzuge ereignete sich ein neuer Vorfall, welcher ernstlichere Folgen für ihn hatte, und wodurch das Gaukelspiel zulezt ein schmähliches Ende nahm. Ein Mann nämlich, welcher als Schmuggler verhaftet worden war, ließ ihn eines Tages zu sich rufen und gab sich und seine Sache in den Schuz des großen Mannes. Am Tage des Prozesses erschien er demnach vor den Richtern und sprach nicht nur für den Angeklagten, sondern beschwor auch, daß er ihn zur Zeit, wo man ihn in einem mit Branntwein beladenen Schiffe gesehen haben wollte, viele Meilen davon an einem andern Orte gesehen habe. Dies war aber ein zu kühnes Wagniß; der Angeklagte wurde verurtheilt und der Zeuge des Meineids angeklagt.

Ich schließe hier, trage aber in Kurzem nach, was ich über den Abentheurer noch zu sagen weiß.

Beilage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 10.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. Januar 1834.

Ist das der Witz, bewundert weit umher? —
Ja, saubrer Witz, recht korpulent und schwer.

Shakespeare.
Verlorne Liebesmüh'.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Die Boardings. Der Diamantendieb. Wohlthätigkeit. Reise nach Philadelphia.

Mein Gemahl hatte mich nach Philadelphia bestellt, wo wir den Sommer zubringen und sodann im nächsten Herbst nach Süden ziehen und da unser Glück versuchen wollten. Ich hatte daher seit dem ersten Mai unsere Wohnung aufgegeben, und wir lebten in Kosthäusern, deren es unzählige gibt. Die Kosthäuser (Boardings) unterscheiden sich von Gasthäusern (Hôtels) nur dadurch, daß in einem Hause ersterer Gattung der gesellschaftliche Umgang der Gäste unter einander konventionell nicht für unanständig gilt, wogegen der gute Ton erheischt, daß in einem amerikanischen Hotel *) Damen und Herrn streng geschieden bleiben. Je vornehmer man thut, je klösterlicher ist die Absonderung, und hiedurch entsteht ein Wetteifer, der oft die lächerlichsten Auftritte veranlaßt. Die Damen bewohnen einen Flügel, ihre Gatten, Söhne, Brüder, Freunde den andern, zwei verschiedene Parlors dienen als Speise- und Gesellschaftszimmer. In Boardings ist ein vertraulicheres Verhältniß gestattet; ganze Familien, und oft die reichsten, leben aus Bequemlichkeit und andern Gründen Jahrelang in solchen Häusern und bilden, was man in Europa eine Coterie nennt. Hier ist es möglich, Bekanntschaften zu machen. In einem einzigen Parlor versammeln sich die Hausbewohner und sind da von Früh bis Abend beisammen. Die Damen bringen ihre Arbeiten mit, die Herrn kauen Tabak und lesen Zeitungen. Bisweilen ist ein Incroyable unter ihnen, der durch witzige Neckereien ein Gespräch einzuleiten weiß. Die Dame, die eine Arbeit mitbringt, verräth dadurch, daß sie zur Coterie gehört, und es ist dieß das Aushängeschild, daß man sie anreden darf, ja die Aufforderung, sie zu necken, wobei ein Gentleman von Welt es immer darauf anlegt, daß die Schöne durch Geistesgegenwart glänze, wogegen er von ihrer Dankbarkeit den süßesten Minnesold erwarten darf. Einige Uebung reicht hin, um in diesem geistreichen Ideenspiel große Kunstfertigkeit zu erlangen, weil immer der nämliche Gegenstand als Mittel zum nämlichen Zweck dient, das äußerst zarte Schaamgefühl einer amerikanischen Dame in Verlegenheit zu bringen. Gestrickt wird hier so wenig als in England, mit Stickereien und andern feinen Damenarbeiten überschwemmt Frankreich die Vereinigten Staaten dergestalt, daß sie sehr niedrig im Preise stehen und für gemein gehalten werden; aber der Arbeitslohn des

*) Das früher erwähnte französische Hotel gehört nicht in diese Klasse.

Weißnähens ist hoch, folglich in Ansehen, und somit in doppelter Beziehung eine anständige Beschäftigung für die hohen Herrschaften, welche nach dem Frühstück vorgenommen wird. — „Die Ladies sind heute sehr fleißig," sagt ein Fashionable, indem er vor den Spiegel tritt und sich die Beinkleider höher spannt; keine Antwort. „Unsere Reverenden sind doch recht gut daran; ich habe Lust und werde auch geistlich; denn ich bemerke eben, daß mir die Hosenträger anfangen die Hemden durchzuwetzen." Die Damen machen überaus ernste Gesichter, der Sprecher aber naht sich einer von ihnen und greift mit der Hand nach der Arbeit, die ihm hastig entrissen wird. „Das ist wohl ein Hemd für den Herrn Gemahl?" — „Nein, mein Herr." — „Also für den Reverenden —" — „Auch nicht, es ist Kirchenwäsche." — „Das kann immer seyn, aber ein Hemd ist es, das sehe ich doch." — „Sie irren sich, mein Herr; Sie sind heut gut bei Laune." — „Ich habe die Laune, zu wetten, daß es ein Hemd ist." — „Herr, Sie treiben den Spaß zu weit; Sie wollen mich in Verlegenheit bringen, aber ich will Sie beschämen; es ist weder ein Hemd, noch Kirchenwäsche, es ist eine Kopfzieche." Indem sie so sprach, zog sie die Aermel des Hemdes hinein, heftete schnell mit großen Stichen die Halsöffnung zu, sprang auf und hielt das Hemd am untern offenen Ende mit triumphirendem Angesicht der Gesellschaft zur Schau hin. Und ein wirbelndes Gepoche von mehr als dreißig Stiefeln „befreit aus aller Hörer Brust des Beifalls lang gehemmte Lust." Die Damen entluden ihren Neid in einem Spottgelächter, welches der Sprecher bescheiden auf sich bezog. Einen ganzen Monat lang blieb diese sinnreiche Ausflucht mit der Kopfzieche der Gegenstand des Gesprächs, der Bewunderung, der wenig modifizirten Nachahmung, der unermüdeten Wiederholung, und von der Zeit an war ein vertraulicheres Verhältniß zwischen dem witzigen Spötter und der Dame mit dem glücklichen Einfalle bemerkbar. Doch von den Mysterien, die in Boardings gefeiert werden, verlautet nie etwas jenseits der Schwelle des Tempels; selbst der Unbefangene und Unbetheiligte schweigt gewissenhaft über Dinge, die seiner Beobachtung nicht entgehen konnten, und diesem lobenswerthen Brauch will auch ich folgen.

Unter solchen Umständen kam mir der Ruf nach Philadelphia sehr erwünscht, denn dieses gemeinschaftliche Leben wollte mir gar nicht gefallen. Ich vermißte immer den eigenen Herd und den liebenswürdigen kleinen Kreis, den ich mir endlich geschaffen hatte und in dem ich die Erfahrung machte, daß es unter den Newyorkern auch treffliche Menschen und angenehme Gesellschafter gibt, die einen für die Uebel, denen man in Massen begegnet, schadlos halten. Je mehr Mühe es einen aber gekostet, sie aufzusuchen, desto schmerzlicher ist die Trennung. Daß es hier zu Lande so schwer hält, sich Freunde zu machen, wird übrigens jeder Billige natürlich finden; denn unter der Menge der Fremden, die jede Fluth anschwemmt, sind nur zu viele flüchtige Verbrecher und Glücksritter, die der Gaunerzunft angehören. Diese finden hier zwar eine Freistätte, aber der Ruf eines Fremdlings und der amerikanische Charakter erschweren ihnen gar sehr das Handwerk. Mit solchen Leuten in eine Klasse geworfen zu werden, ist ein unerträgliches Gefühl, die größte Marter, die man hier zu dulden hat, und daran ist zum Theil der Umstand Schuld, daß Niemand um einen Paß oder ein Certifikat gefragt werden darf. Der Amerikaner erblickt im Fremden einen Elenden, der durch seine Flucht das stillschweigende Bekenntniß seiner Schuld ablegt. In einem ganz andern Lichte betrachtet man die einheimische Industrie; die Handlungen, die ein Amerikaner aus Gewinnsucht begeht, glaubt er vor dem Gesetze, dem er sich nicht entzieht, rechtfertigen zu können, und hält sie daher für recht; im schlimmsten Falle hat er sich geirrt und das Spiel verloren, aber sein Gewissen bleibt rein wie sein guter Name; seine Absicht ist nie Betrug, sondern Gewinn, und darin liegt der Unterschied, den man auf alle Fremde sehr scharf anwendet. Es sind aber doch schon Fälle vorgekommen, deren Wiederholung hoffentlich nach und nach dem Verbrechen diesen ungeheuren Schlupfwinkel versperren und dadurch für andere Reisende ein angenehmeres Verhältniß herstellen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Neujahrswoche in Paris.

(Beschluß.)

Unter die neuen Luxusartikel gehört auch die Malerei oder Emallirung auf vulkanischem Stein aus Auvergne. Der Schmelz konnte bisher nur auf Metall angebracht werden, weil nur dieses der Glühhitze widerstand, wogegen Steine, auf welchen man den Schmelz anbringen wollte, von der Hitze so sehr angegriffen wurden, daß sie verkalkten und in Stücke zerfielen, oder doch barsten. Nun hat aber die Lava die Feuerprobe bereits dergestalt bestanden, daß nichts mehr daran zu verkalken oder zu schmelzen ist, und dieser Stein taugt daher allein zur Aufnahme des Schmelzes. Da nun die Natur die Provinz Auvergne in grauer Vorzeit mit Lavaströmen reichlich überschüttet hat und den jetzigen Bewohnern mehr Steinbrüche darbietet, als sie je erschöpfen werden, so hat man schon vor mehreren Jahren daran gedacht, die Lava zu industriellen Zwecken zu benutzen. Man hat Steinplatten aus den vulkanischen Brüchen Auvergnes

nach Paris kommen lassen, um die Fußwege auf beiden Seiten der Straßen damit zu belegen. Dazu sind sie aber nicht so tauglich befunden worden, als die harten Granitsteine aus Bretagne. Hernach hat man versucht, einen groben blauen Schmelz auf den Lavasteinen anzubringen, die Namen der Straßen darauf zu schreiben und die Steine an den Straßenecken anzuheften. Dieses ist trefflich gelungen. Dann ist man einen Schritt weiter gegangen und hat auch in der Kunst Nutzen aus der Lava zu ziehen versucht. Man hat die Steine zu Tischplatten zugerichtet und diese Platten mit niedlichen Verzierungen bemalt. Diese Malereien, wenn sie einmal die Feuerprobe bestanden haben, dauern so lange als der Stein selbst; so wird wenigstens versichert. In einem schön verzierten Salon nimmt sich eine solche geschmackvoll bemalte Tischplatte vortrefflich aus; freilich fehlt ihr der sonst dem Schmelze eigenthümliche Glanz; entweder hat man es noch nicht dahin gebracht, ihn im Feuer der Lava zu geben, wie dem Porzellan, oder die Eigenschaft des Steins läßt es überhaupt nicht zu. Da sich indessen die Farben auch ohne diesen Glanzfirniß sehr gut zu halten scheinen, so kann man ihn entbehren. An großen Kaminen nehmen sich die Lavaverzierungen sehr gut aus; Hittorf hat dergleichen am Foyer der italienischen Oper angebracht, wo sie zu den übrigen reichen Verzierungen des Saales trefflich passen.

Sollte diese Erfindung oder Mode Bestand haben, so würde es mich gar nicht wundern, einmal ein journal de l'émail sur lave entstehen zu sehen, wie jezt bereits ein journal des tissus besteht, ein Gewebejournal, das sich wahrscheinlich beständig um die Webestühle herumdreht. Ich sage wahrscheinlich, denn ich muß gestehen, daß ich so wenig von diesem als von einem Dutzend anderer speziellen Journale, die in Paris erscheinen, je ein Blatt habe zu Gesicht bekommen können. Das Schneiderjournal le Tailleur ist schon bekannter und verbreiteter, da es ans Modereich grenzt und sogar in dasselbe hinüberschweift, also alle männlichen und weiblichen Seelen interessirt, denen daran gelegen ist, nicht nach der Mode des vorigen Halbjahrs in der großen Welt zu erscheinen. Zwar verlassen sich in dieser Hinsicht die Gleichgültigen ganz auf ihre Schneider; diejenigen aber, welche ein eigenes Urtheil in dergleichen Dingen haben wollen, halten sich Modejournale und le Tailleur, und für die Professionisten ist le Tailleur, was das Gesetzbülletin für die Beamten ist, die Sammlung der allerneuesten Verordnungen. Das Spezialisiren im Fache der Journalistik ist überhaupt in Paris jezt weit gediehen; fast ist kein Stand, der nicht sein eigenes Journal hätte. Der geistliche Stand ist damit überschwemmt. Früher glaubte man alles Nöthige zu haben, als ein Journal catholique, le Protestant, L'ami de la religion, les Annales israelites erschienen. Jezt hat man ein Heer geistlicher Zeitschriften. Da ist z. B. ein Univers religieux; jedoch glaube ich nicht, daß sich die Lesewelt dieses Universums weit über den Horizont von Paris erstreckt; ferner eine Dominicale, Journal des paroisses, ein geistliches Blatt in weltlichem Gewande, mit Kupfern. Die meisten dieser geistlichen Blätter haben eine politische Schattirung, die sich entweder dem Ultramontanismus oder dem Liberalismus zuneigt. Solch eine Schattirung fehlt sogar den Modeblättern nicht. Dagegen sind le Tailleur und das Echo des Halles aux farines so weise und sprechen nur über Kleiderzuschnitt, über Korn und Mehl.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Savoyen, December.

Die Wiedereinsetzung der Kapuziner.

Verzweifeln Sie nicht an unserm Lande, es mag darüber bei Ihnen seit acht Monaten noch so Bedenkliches gesagt werden. Zwar haben uns die Franzosen in vielen Schriften haarklein bewiesen, daß wir nicht anders glücklich werden können, als wenn wir wieder mit ihrer belle France, mit ihrem glücklichen Lande vereint und so mit ihrer Seligkeit verschmolzen und amalgamirt würden. Da es aber mit dieser Verschmelzung noch einige Anstände und Schwierigkeiten hat, weil die neuesten Versuche dazu bekanntlich nicht gelungen sind, so müssen wir die Rettung und Seligkeit anderswoher erwarten. Sie kann uns auch gar nicht fehlen nach dem, was vor Kurzem in la Roche, einem Städtchen im Faucigny, geschehen ist. In Savoyen sind die Kapuziner wieder eingeführt. Ueber dieses weltgeschichtliche Ereigniß berichtet eine quasi-offizielle Zeitschrift des Landes, und wir wiederholen Einiges davon. „Die Diöcese von Genf besaß ehemals sechs Kapuzinerklöster. Das erste wurde 1595 bei Lebzeiten des Monseigneur Claude de Granier, Bischofs von Genf, errichtet, die andern später zu St. Julien, Rumilly, la Roche, Sallanches und Thonon, unter dem Episcopat und durch die fromme Sorge des heiligen Franz von Sales, der große Achtung und tiefe Verehrung für diese Religiosen hatte und bemüht war, sie in mehreren Diöcesen einzuführen. Der Revolutionssturm, der Ruinen auf Ruinen häufte, vertrieb auch diese frommen Bekenner der Armuth und der christlichen Niedrigkeit. Nach vierzigjährigem Exil sind sie eben jezt in der Diöcese des heiligen Franz von Sales unter den erhabenen Auspicien Seiner Eminenz des Herrn Bischofs von Annecy wieder hergestellt worden, und zwar in ihrem alten Kloster zu la Roche, das 1617 gestiftet ward. Nach den feierlichen Ceremonien in der Pfarrkirche ging der prachtvolle Zug nach dem Kloster, wobei der Weg mit jungen Tannen, Blumengewinden und Kränzen geziert war. Der Anblick dieses niedern Zufluchtsorts frommer Kinder des heiligen Franziskus von Assisi, die Lage des Klosters auf einem Felsen vor der Stadt, die Kleidung und Haltung dieser achtungswürdigen Repräsentanten der alten Cönobiten in der Wüste, die Worte voll Würde und Salbung, die dem Munde eines greisen Einsiedlers entflossen, dessen Haare noch mehr durch seine

Tugenden, als durch seine Jahre gebleicht sind, der Kontrast des geräuschvollen und eitlen Lärmens und Treibens unserer Zeit mit der Stille des einsamen Klosters, dessen Pforten sich nun hinter den Mönchen schließen sollten, die Gegenwart eines berühmten Geistlichen und der vielen Getreuen und Gläubigen um ihn her: Alles dies gewährte einen erhabenen Anblick in den Augen des Glaubens. Der Prälat segnete zuerst die Kirche und dann auch das Kloster. So wurden also in der Diöcese von Annecy die guten Mönche wieder eingeführt, von denen Franz von Sales an den Bischof von Belley schrieb: „Sie wissen, daß die Kapuziner im Volke ganz besonders geachtet und verehrt werden; ich ermahne Sie daher, Ihr ganzes Ansehen, Ihren ganzen Einfluß zur Einführung dieses Ordens aufzuwenden; Ihre Heerde wird großen Nutzen davon verspüren."

Was zur Zeit dieses trefflichen Bischofs, vor mehr als zwei Jahrhunderten, dem Volke taugen, was günstig auf dessen große Rohheit und Unbildung wirken konnte, das hat in unsern Tagen wohl seine Bedeutung verloren. Die Kapuziner mögen auch zu Franz von Sales Zeiten noch nicht so ausgeartet gewesen seyn, als kurz vor der Revolution. Die Regierung hat ganz Recht, daß sie ein Mittel sucht, günstig durch sittliche Lehre und frommen Sinn auf das Volk zu wirken, das von Frankreich herüber ein so entsetzliches Beispiel hat und unter dessen Einfluß steht. Da die Kapuziner unter allen Mönchsorden die innigste Verbindung mit dem Volke haben und am meisten in sein Leben eingehen, so hofft man, in ihnen ein Mittel gefunden zu haben, um das französische Miasma zu neutralisiren und ihm entgegenzuwirken. Ich glaube, der neue Versuch wird nicht glücken, die neuen Kapuziner müßten denn ihre Sendung recht begreifen, des Volks würdige Freunde, Vertraute und Leiter werden, ohne ihm, das seit 1790 bedeutend weiter in Nachdenken und Vergleichen, so wie in Bildung fortgeschritten ist, durch die alte Kapuzinerart lächerlich oder gar verächtlich zu werden. Der sittlichen französischen Propaganda ehemalige Kapuziner entgegenzusetzen, geht wohl schwerlich; Vermehrung und Verbesserung der Volksschulen und der Volksschullehrer, Herausgabe und vielfache Verbreitung von guten Volkszeitschriften und Pfennigsblättern u. s. w. dürfte wohl besser wirken. Nun, wir werden sehen; künftiges Jahr will ich wieder davon sprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 4:

Bahn ꝛc.

Räthsel.*)

Wer kann mir wohl die Durchlaucht nennen,
Ihr Reich reicht an der Erde Rand;
Es läßt sich nicht so leicht durchrennen,
Wie hoch zu Roß ein ebnes Land;

Sie hält den Panzer dem Verwegnen
Entgegen, der zu weit eindringt;
Er mag sich kreuzen und sich segnen,
Wenn ihm die Rückkehr noch gelingt.

Sie fürchtet nicht der Krieger Heere
Und ihren schwachen Donner nicht,
Ist unverwundbar ihrem Speere,
Den zischt sie aus, der mit ihr ficht;
Und ihrer größten Hasser einer,
Der sie mit Ruthen streichen ließ,
Wird heute noch verlacht, wie Keiner,
Den je man einen Narren hieß.

Wer ihr in Wurf kommt, wenn sie tollet,
Er ist ganz jämmerlich geprellt,
Und wird, wenn sie ihm ernstlich grollet,
An ihren Thürmen gar zerschellt;
Doch ist sie freundlich vielen Gästen,
Auch hat man euch ganz wahr erzählt,
Es habe sich mit Ring und Festen
Ein mancher Herzog ihr vermählt.

Treu ist sie denen nicht geblieben,
Manch Andrer hat gebuhlt allhie;
Sie kümmert sich nicht viel um's Lieben,
Nur raschen Muth begünstigt sie.
Viel hält sie auf den besten Schwimmer,
Sie gibt dem Kämpfer hart zu thun;
Der Sieger darf im Abendschimmer
Dann stolz an ihrem Busen ruhn.

Und überreich ist sie an Reizen,
Obwohl nicht ungebührlich jung,
Mit Schätzen braucht sie nicht zu geizen,
Für tausend Kaiser sind's genung,
Bewacht von Ungeheuern: Beben
Erfaßt in solcher Nähe dich;
Und wunderbar: die Sterne leben,
Die Brillianten regen sich!

Ihr Labyrinth hat keine Mauern,
Steht weithin übersehbar da;
Doch könnt ihr lang auf Menschen lauern,
Unwissend, wie sie euch so nah.
Dem Lebensfaden drohn die Parzen,
Wenn ihr darin den Weg verfehlt,
Ihr findet ihn, wenn ihr den Schwarzen
Im Kästchen euch zum Führer wählt.

Von fern hat ihre Feenschlösser
Manch kühner Wanderer gesehn;
Doch naht er, werden sie nicht größer,
Er sah sie in der Luft vergehn.
Noch andrer Wunder birgt sie viele
Vor eurem Blick in ihren Schooß,
Und Einem ward, sie half zum Ziele,
Unsterblichkeit durch sie zum Loos.

— J. G. M.

*) Gegenstück zu dem Gedichte von Friedrich Förster. Morgenblatt 1833. Nr. 95.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 11.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 13. Januar 1834.

> Die Erfindung der Fernröhre hat dem menschlichen Sinne eine Tiefe eröffnet, aus welcher er, wie ein Beobachter, der mitten am Tage aus dem Dunkel einer egyptischen Pyramide hinaus in die sonst nur den stillen Stunden der Nacht bekannte Sternenwelt schaut, einen Blick in eine zweite, höhere Potenz der Nacht zu thun vermochte.
>
> G. H. Schubert.

Verschiedenes vom Himmel.

Nach John Herschel.

Die Fixsterne.*)

Außer der Sonne, den Planeten und ihren Trabanten zeigt der Himmel eine unzählige Menge von Körpern, die man mit dem allgemeinen Namen Sterne bezeichnet. Obgleich nicht nur an Glanz, sondern auch in mancher andern Hinsicht untereinander ungleich, haben alle den gemeinschaftlichen Charakter, daß ihre scheinbare relative Stellung so ziemlich unverrückt dieselbe bleibt. Diesem Umstande verdanken sie den Namen Fixsterne, welcher Ausdruck jedoch nicht im absoluten Sinne genommen werden darf, indem es gewiß ist, daß mehrere, und wahrscheinlich alle Gestirne der Art in fortwährender Bewegung sind, welche uns jedoch, vermöge ihrer Langsamkeit, nur mittelst sehr sorgfältiger, eine lange Reihe von Jahren fortgesezter Beobachtungen merkbar wird.

Die Astronomen pflegen die Sterne nach ihrem scheinbaren Glanze in Klassen einzutheilen und diese Klassen Größen zu benennen. Die glänzendsten Sterne heißen sie Sterne erster Größe, und so fort bis zur sechsten und siebenten Größe, welch leztere die kleinsten noch für das bloße Auge in der günstigsten Nacht sichtbaren Sterne in sich begreift. Außer diesen Sternen zeigen uns jedoch die Telescope noch weitere von der achten bis zur sechzehnten Größe, und unter diesen weiß nur Bescheid, wer sehr kräftige Instrumente zur Hand hat. Es scheint kein Grund vorhanden, dieser abnehmenden Progression eine Grenze zu setzen; taucht doch, so oft in Folge der Fortschritte der Optik die Instrumente größer und kräftiger werden, eine Menge zuvor unsichtbarer Körper aus den Tiefen des Himmels auf. Und so ist denn, so viel die Erfahrung uns bisher gelehrt hat, die Zahl der Sterne in Wahrheit unermeßlich.

Diese Eintheilung der Sterne nach Größen ist indessen durchaus willkührlich. Unter einer Menge glänzender Körper, welche wahrscheinlich sowohl hinsichtlich des körperlichen Inhalts als der Lichtstärke wesentlich von einander verschieden sind und in ungleicher Entfernung von uns sich befinden, muß nothwendigerweise einer am glänzendsten erscheinen; ein anderer ist der zweite, und so fort. Sie müssen auf diese Weise eine Reihe bilden, die sich aber nur auf unsere relative Lage im Weltraum bezieht, und unsere in dieser, bis ins Unendliche abnehmenden Reihe gezogenen Grenzlinien sind rein Sache der

*) Auch diejenigen Leser, welche am Fixsternhimmel gut Bescheid wissen, werden mit Vergnügen den Sohn des großen Herschels diese höchsten Gegenstände des positiven menschlichen Wissen's dem allgemeinen Verständniß näher bringen sehen. A. d. R.

Convention. Die Beobachter weichen hinsichtlich der Eintheilung etwas von einander ab, im Allgemeinen zählt man aber nur 15 — 20 Sterne erster Größe, 50 oder 60 der zweiten, ungefähr 200 der dritten und so fort. Die Zahlen wachsen rasch, je weiter man an der Glanzscala herabkommt, und die Summe der bereits einregistrirten Sterne, bis zu der siebenten Größe einschließlich, beläuft sich auf 15 bis 20,000.

Da wir an den Sternen keine Scheibe unterscheiden und ihren Glanz bloß nach dem Totaleindrucke beurtheilen, den er auf das Auge macht, so hängt augenscheinlich die scheinbare Größe eines jeden Sterns von dreierlei ab: einmal von seiner Entfernung von uns, sodann von der absoluten Größe seiner erleuchteten Oberfläche, endlich von dem eigenthümlichen Glanze dieser Oberfläche. Da uns nun wenig oder nichts von all diesen Momenten bekannt ist und wir allen Grund haben, anzunehmen, daß jedes derselben bei verschiedenen Sternen im Verhältniß von mehreren Millionen zu eins verschieden seyn kann, so ist augenfällig, daß Schlüsse, welche wir etwa auf das numerische Verhältniß der Sterne bauen möchten, welche unsere künstlichen Klassen bilden, uns zu nichts führen können. Die Astronomen sind nicht einmal über das Prinzip einig, nach welchem die Größen photometrisch abgestuft werden könnten; unverkennbar neigt man sich indessen im Allgemeinen dahin, eine geometrische Progression anzunehmen, wobei jedes Glied die Hälfte des vorhergehenden wäre. Es ist aber wirklich sehr zu wünschen, daß man, jeder willkührlichen Eintheilung der Art entsagend, mittelst genauer photometrischer Versuche zu einer numerischen Schätzung des scheinbaren Glanzes jeden Sterns gelangte. Nur auf diesem Wege könnte man hinfort jeden genauer bezeichnen, nur so bekäme man einen Anhaltspunkt, um die Veränderungen zu beobachten, die an ihnen vorgehen mögen; denn daß sich manche wirklich verändern, wissen wir gewiß, und wir dürfen es bei allen als möglich voraussetzen. Die Lichtproportionen, wie sie Sir William Herschel nach seinen Versuchen an einer kleinen Anzahl eigens ausgewählter Sterne aufstellt, können als ein erster Schritt zu diesem Ziele gelten. Das Licht eines Sterns sechster Größe setzt er = 1, und nun wächst nach ihm die Lichtstärke bis hinauf zu den Sternen erster Größe in folgender Proportion: 5te Größe = 2, 4te = 6, 3te = 12, 2te = 25, 1ste = 100. Nach meinen eigenen Versuchen ist das Licht des Sirius (des glänzendsten aller Fixsterne) ungefähr 324mal so stark als das eines gewöhnlichen Sterns sechster Größe.

Die Vergleichung der scheinbaren Größen der Sterne mit ihrer Zahl führt also zu keinem positiven Schlusse; anders verhält es sich aber, wenn wir sie hinsichtlich ihrer Vertheilung am Himmel betrachten. Wenn wir uns dabei auf die drei, vier ersten Klassen beschränken, so werden sie uns über die ganze Himmelskugel so ziemlich gleich vertheilt erscheinen; nehmen wir aber alle dem bloßen Auge sichtbaren Sterne in die Betrachtung auf, so bemerken wir eine rasche Zunahme im Zahlenverhältniß, je mehr wir uns dem Rande der Milchstraße nähern, und gehen wir nun vollends weiter zu den Sternen, welche nur durch Telescope sichtbar werden, so sehen wir im Gebiete der Milchstraße und des Zweiges, der seitlich von ihr abgeht, ein Sterngewimmel auftauchen, das die Einbildungskraft erschreckt; denn alles Licht der Milchstraße rührt von lauter Sternen, welche im Mittel von der zehnten oder eilften Größe seyn mögen.

William Herschel hat dargethan, daß sich das Firmament unsern Blicken so darstellen muß, wenn die Sterne nicht nach jeder Richtung im Raume gleichmäßig vertheilt sind, sondern eine im Verhältniß zu der Länge und Breite nicht sehr dicke Schichte bilden, und wenn man sich die Erde gegen die Mitte der Dicke denkt, nicht weit von einem Punkte, wo die Schichte sich in zwei, ein wenig gegen einander geneigte Hauptblätter theilt.

Wie ungeheuer groß die Zahl der Sterne in manchen Regionen der Milchstraße ist, geht aus der einzigen Beobachtung W. Herschels hervor, nach welcher er auf einem zwei Grade breiten Abschnitt des Himmels in einer einzigen Stunde ihrer 50,000 durch das Sehfeld seines Telescops gehen sah.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Der bekannte Diamantendieb, der den Schmuck der Prinzessin von Oranien gestohlen, hatte sich auch nach Amerika begeben. Auf der Ueberfahrt wurde der Italiener, denn das war er seinem Namen nach, durch die Gespräche seiner Reisegefährten mit einigen amerikanischen Zolleinrichtungen, wie der strengen Durchsuchung, dem überaus hohen Zolle der Diamanten und dergleichen bekannt, was ihm in seiner Lage sehr unbequem däuchte, da ihm so kaum Hoffnung blieb, seinen Reichthum unbemerkt ans Land bringen zu können, und der Diebstahl sehr ruchbar und der Schmuck in vielen Zeitungen beschrieben war. Als das Schiff in Newyork landete, verbarg er den Schmuck, so gut er konnte, am Leibe, sprang im ersten Wirrwarr aus Land und eilte in ein Gasthaus. Bestürzt, als wären ihm die Häscher auf der Ferse, trat er in das Gastzimmer, übergab dem Wirth ein paar kleine Kästchen, bat, sie aufzuheben, und lief wieder zurück

auf das Schiff. Zufällig saß ein Zollbeamter im Gastzimmer, der den Vorfall bemerkte und sogleich Schmuggelei witterte. Er brachte daher den Wirth sammt dem Depositum auf das Zollamt, die Kästchen wurden geöffnet und der Schmuck aus den Steckbriefen erkannt. Als der Italiener seinen Schatz verloren sah, gab ihm die Verzweiflung Muth; er nahm einen Advokaten, ging aufs Mauthhaus und verlangte seine Juwelen zu verzollen. Dies wurde verweigert und die Waare für konfiszirt erklärt. Nun kam es zu einem Prozeß, der lange dauerte, viel Aufsehen erregte und sogleich durch den niederländischen Konsul nach dem Haag berichtet wurde. Alsbald schickte die dortige Regierung einen Kommissär hieher und verlangte die Auslieferung des Schmucks und des Diebs. Der Prozeß nahm jezt einen andern Charakter an und wurde vor den Kongreß in Washington gebracht. Die Auslieferung des Italieners erklärte der Kongreß für gesetzwidrig. Viel weitläufiger waren aber die Unterhandlungen wegen des Schmucks. Die Amerikaner hielten ihn als Contrebande für gute Beute, dawider protestirte noch immer der Italiener, und sein Advokat behauptete, der Streit darum sey eine Privatsache zwischen dem Italiener und der Prinzessin, der nicht hieher gehöre. Dessenungeachtet war man geneigt, das Recht der Prinzessin anzuerkennen, man wollte aber den Schmuck als Pfand bis zur Liquidirung einer ältern Forderung, die die Vereinigten Staaten noch an Holland hatten, zurückbehalten. Der niederländische Kommissär konnte das nicht zugeben, weil der Schmuck als Privateigenthum mit Staatsangelegenheiten nichts gemein habe; am Ende wurde nichts entschieden, und der Kommissär reiste nach Newyork ab, um sich von da wieder nach Europa einzuschiffen. Der Italiener begab sich auch nach Newyork, stieg trotzig im nämlichen Gasthaus ab, wo der Kommissär wohnte, und nahm seine Frau zu sich, die ihm unterdessen über das Meer nachgefolgt war und sich über die Gestaltung der Dinge nicht sehr freuen mochte. Der Kommissär beklagte sich beim Gouverneur, und dieser, empört über die Unverschämtheit des Diebs, ließ ihn auf der Stelle festnehmen, auf ein amerikanisches Schiff bringen und unter Begleitung eines Konstabels mit dem Kommissär nach Amsterdam einschiffen. Dies war nun zwar eine Eigenmächtigkeit und eine offenbare Verletzung des Gesetzes; man ließ es sich aber gefallen, und Niemand fiel es ein, sich im Geringsten dawider aufzuhalten, obschon die Zeitungen am nächsten Tage den Vorfall dem Publikum ganz trocken ohne allen Kommentar vorlegten. Die Wiederholung solcher Fälle ist sehr wünschenswerth, und es läßt sich dann hoffen, daß der Gebrauch sanktioniren und weiter ausdehnen wird, was durch Debatten nur schwer sich zum Gesetz erheben ließe. Ueberhaupt ist Gewohnheit oft stärker als Gesetz. So haben alle möglichen Polizeimaaßregeln das Gassenbetteln in Europa fast nirgends abgeschafft; dagegen rühmen sich die Amerikaner, daß man bei ihnen keinen Bettler sieht, und dies ist auch buchstäblich wahr, und hat seinen Grund einzig und allein in der Gewohnheit der Amerikaner, auf der Gasse nie in die Tasche zu greifen. Nichts in der Welt wäre vermögend, sie davon abzubringen; nur wider frechere Zudringlichkeit schützen sie sich durch ihr Gesetz, und wagt das Elend an ihrer Thüre zu klopfen, so öffnet sich augenblicklich das Gefängniß.

Ich habe viel gehört und gelesen von den wohlthätigen Anstalten, die es hier geben soll; mir sind nur wenige wahrhaft nützliche vorgekommen, obschon an sogenannten Wohlthätigkeitsvereinen, die sich unter dem Schutze der Damen gebildet haben, gar kein Mangel ist. Bei der Präsidentin eines solchen Committee of Charity versammeln sich wöchentlich zweimal die Mitglieder des Clubbs, welche sämmtlich als erste, zweite Vicepräsidentinnen, Sekretärinnen, Sprecherinnen, Aufseherinnen, Verwalterinnen u. dgl. Titel und Rang haben. Aus Philanthropie lassen sie sich herab, aus alten Resten Beutel, Busenschleifen, Käppchen von der barocksten Erfindung zu verfertigen. Manche opfert die Schulzeichnungen ihrer Tochter, eine Andere überbringt einen alten Kanarienvogel sammt einem dazu passenden Käfig. Alle diese schönen Sachen sollen zur Unterstützung der Armen verkauft werden; einstweilen begnügt man sich, die pomphafte Berichterstattung über die erfreulichen Resultate, nämlich die Anhäufung solch vielversprechenden Grundkapitals, ablesen zu hören. Dann empfiehlt die Präsidentin, nach Hülfsbedürftigen zu forschen, und hebt die Sitzung auf. Dieser Auftrag wäre leicht zu erfüllen; denn wenn gleich das Elend nicht auf allen Gassen umherläuft, so verkriecht es sich doch auch nicht in düstere Winkel; im Gegentheil, die Unglücklichen haben hier ihren Sammelplatz, und er ist der schönste und reizendste Fleck in Newyork.

Ganz am Ende der Stadt, gegenüber dem großen Hafenplatze, unter dem Schatten der Bäume auf dem frischen Rasen von Batterieplace, liegen zu Hunderten Menschen, die lange kein Stück Brod im Mund gehabt, Unglückliche, die, unbeweglich dahin gestreckt, das verzweiflungsvolle Auge grollend gen Himmel richten, und das an einem Orte, der, gewöhnlich Bowling-Green genannt, wirklich nur zum Lustwandeln geschaffen scheint. Doch für dieses Vergnügen haben die Amerikaner keinen Sinn, und man begegnet hier nie einem Spaziergänger, außer zuweilen einem Schreiber aus einem Kohlenminenamte oder einer Ländereiagentschaft, oder einem Dienstbotenprokurator, oder sonst einem Patrioten, der verstohlenerweise durch die Alleen

schleicht, um neue Opfer anzuwerben und die Existenz der schon ins Elend Gestürzten einige Tage zu fristen, indem man sie für ein paar Dollars verleitet, Briefe in ihre Heimath zu schreiben, welche den großen Lohn und die leichte Arbeit bei den Minen, den königlichen Zustand der Landbauern und das glückliche Loos der Dienenden, ihr angenehmes, freundliches Verhältniß zu ihren Brodherrn, oder, wie man sich hier ausdrückt, der Helfer zu ihren Verwendern, schildern. Ein einziges Schreiben der Art kann manchmal zwanzig und mehr Familien zur Auswanderung bewegen; nehmen wir nun mäßig jede zu fünf Köpfen an, so wirft ihre Landung einen reinen Ertrag von dreihundert Dollars für das Hospiz of refuge ab, und was sie sonst noch mitbringen, kommt eben auch dem Lande zu gute. Zugleich vermindert die Konkurrenz der Arbeiter den Lohn und steigert im selben Verhältniß den Nutzen vernünftiger Industrie. Doch auch ein Menschenfreund besucht diesen Ort; er ist der tägliche Spaziergang des französischen Konsuls, Baron de Staffart; vor allen sieht er sich hier nach seinen Landsleuten um; er bringt aber Hilfe und Trost, wo er kann, und ich könnte zahllose Beispiele seiner Großmuth anführen, wenn ich nicht fürchten müßte, seiner Bescheidenheit zu nahe zu treten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Savoyen, December.

(Fortsetzung.)

Sittlicher und politischer Jammer. Alpenreisende.

Vor einiger Zeit sagte Bonald in seinem berühmten Werke: de la justice divine sur la France: „Es bildet sich jezt in Frankreich eine neue Gesellschaft, die von dem Instinkt des Unrechts und von dem Geist des Bösen beherrscht ist. Es ist, als gehe dieser böse Geist vor ihr her, um ihr den Weg zu zeigen und ihre Schritte zu bestimmen. Aber nicht bloß die Religion, die Sitten, der Anstand und alle Elemente der Gesellschaft lösen sich auf und gerathen in Verfall durch diese böse, unterirdische Macht, auch die Literatur und Sprache wird unrein und unedel, beide nehmen etwas Gemeines, Triviales und Leidenschaftliches an, an die Stelle des Reinen und Schönen tritt das Fieberhafte und Zerrissene. Aber Alles dies ist nicht zu verwundern, denn wir sehen darin nur die Folge der traurigen Rolle, auf die jezt die Religion in Frankreich verwiesen ist. Bereits ist das Volk so weit gebracht worden, daß es glauben muß, die höhern und besser unterrichteten Stände wollen die Religion nur noch als ein Mittel der Regierung oder eigentlich der Polizei in Beziehung auf das Volk. Zu diesem schrecklichen Gedanken hat das oft in den höhern Ständen wiederholte Wort geführt: „Das Volk muß eine Religion haben, die Religion ist gut für das Volk.“ Durch diese Aeußerung ist Alles verloren, die Regierung, die Geistlichkeit, der Adel, ja das Volk selbst durch den verlornen Glauben, durch die verlorne Verehrung für seine Religion.“ Diese Worte Bonalds können jezt leider auch auf Savoyen angewendet werden, denn Frankreichs Beispiel und Zureden hat nicht bloß in politischer Beziehung, sondern auch in Religion und Sitten mächtig auf unser Volk gewirkt. Diesem Einfluß will unsere Regierung durch Wiedereinführung der Klöster entgegenarbeiten, deren Religiosen durch Lehre, Umgang, Eintritt in den Familien, Beichte u. s. w. Berührung mit dem Volke haben. Gelänge dieser Versuch, wäre es möglich, den Klöstern wahre Frömmigkeit, Einfalt und Sittenreinheit zurückzugeben, so würden sie zum zweitenmale Wohlthäter der Menschheit, wiewohl auf einem ganz andern Weg. Das erstemal sorgten sie für Anbau und Bildung, jezt würden sie gegen Ueber- und Afterbildung schützen.

Recht traurig haben die politischen Umstürzungsversuche in Piemont und Savoyen auf das Familien- und gesellschaftliche Leben gewirkt. Die alte Vertraulichkeit, Herzlichkeit und Gastlichkeit, wodurch sich noch vor Kurzem Chambery und die kleinern Städte auszeichneten, würde man jezt umsonst bei uns suchen. Eine große Kluft ist zuerst befestigt zwischen denen, die zu der Napoleonschen Zeit Stellen inne hatten oder sonst von Einfluß waren, und den Nicht-Napoleonschen, die in der Regel große Anhänglichkeit an die jezige Regierung und ihre Maaßregeln haben. Dies sind zwei Extreme, die sich nicht mit einander vertragen, zumal sich bei der Emeute und bei den Umtrieben in der Armee zeigte, daß sie ganz Napoleonsche Farbe hatten und nur von ehemaligen Dienern, Anhängern und Befreundeten jenes Regimes ausgegangen waren, die sich nur ein französisches Savoyen denken können, mit dem alten Pomp von militärischer gloire. Man kann unsere Regierung darum tadeln, daß sie bei der Untersuchung und Unterdrückung dieser Emeute so blutig zu Werk gegangen ist; daß sie aber schnell, kräftig und streng auftrat, wird ihr kein Billigdenkender verargen, der sich selbst im Fall der Gefahr seiner Haut wehrt. Durch alle diese Vorgänge ist Trauer, Mißtrauen und Haß in die Familien gekommen, und es werden wohl Jahre hingehen, bis sich diese Dissonanz wieder auflöst und die Leute des Napoleonschen Mouvements begreifen lernen, daß ihre Zeit gewesen und daß es ein unglücklicher Gedanke ist, sie wieder herbeiführen zu wollen, zumal ihnen die Masse des Volks gar nicht beistimmt, da es sich jezt materiell viel leichter und besser fühlt, als in der französischen Zeit. Man hatte der Regierung gerathen, diesen Sommer ein strengeres Auge auf die Fremden im Bad Aix und in Chamouni zu haben; dies geschah aber nicht, wenigstens wurde man nichts davon gewahr, und die Fremden hatten keinerlei Schwierigkeiten mit ihren Pässen, was um so auffallender ist, da in dem benachbarten Genf eine Menge verwiesene und geflobene Piemontesen leben und von da aus das Feuer in ihrem Vaterlande anschüren.

Das herrliche Sommer- und Herbstwetter zog zahlreiche Fremde nach Chamouni und in die umliegenden Alpengegenden. Die Lust zu Montblancs-Ascensionen scheint aber den Reisenden vergangen zu seyn, oder sie ist vielmehr nicht mehr Mode, besonders bei den Engländern, wo Alles, auch auf Alpen und Gletschern, fashionable oder Mode seyn muß, um unternommen und goutirt zu werden. Es ist unglaublich, wie weit hier das Lächerliche und die Fadheit geht, die alles weiland französische Modewesen weit hinter sich zurückläßt. Die reisenden Franzosen hingegen sind einfach und natürlich geworden, ja sogar die Pariserinnen streifen an die Liebenswürdigkeit an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 12.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 14. Januar 1834.

Schönheit selbst und Geschlecht verleiht der große Monarch Geld.

Horaz.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Die Reise nach Philadelphia ist an einem schönen Tage ein wahres Vergnügen. Man bezahlt vier Dollars und besteigt etwas vor sechs Uhr früh ein schön eingerichtetes Dampfboot, wo man immer zahlreiche Gesellschaft von Herrn und Damen in größter Toilette trifft; denn, wie schon gesagt, die Dampfboote vertreten die Stelle der Salons und sind eine Art von unmaskirter Redouten. Die Kajüte ist das Rendezvous der schönen Welt, und mithin auch der Verliebten, welch leztere hier gewöhnlich die Abentheuer anspinnen, die dann im Boarding völlig ausgesponnen werden. Jedes dieser Schiffe enthält außer dem mit einem zierlichen Zelte überzogenen Verdeck eine Kajüte für die Herrn, eine, diesen ganz unzugängliche, für die Damen, ein gemeinschaftliches Speisezimmer und ein paar Toilettezimmer, wohin diejenigen, die nicht ganz angezogen erscheinen, sich sogleich begeben, sich rasiren und frisiren lassen, wohl auch die Wäsche wechseln, und erst nachdem sie die möglichste Sorgfalt auf ihren Anzug verwendet haben, unter die übrige Reisegesellschaft treten. Das Gepäck wird auf dem Vordertheil des Schiffes in einen Haufen aufgeschichtet; es ist eines Jeden Sache, auf das Seinige zu achten, daher ist denn auch bei Landungsplätzen, wo Passagiere aus- und einsteigen, und besonders da, wo die Transportvehikel gewechselt werden, was die unangenehmsten Momente auf der ganzen Reise sind, das Gedränge auf diesem Punkt des Schiffes sehr groß, die Unordnung und der Lärm sehr stark, und eine Verwechslung der Bagage nicht selten. Diese Vertauschungen gleichen sich gewöhnlich, doch manchmal erst nach Monaten, wieder aus, denn es gibt fast kein Beispiel, daß absichtliche Entwendung die Ursache davon wäre. Nie habe ich von einem wahren Amerikaner gehört, daß er gestohlen hätte. Handlungen, deren Beurtheilung vor dem Gesetz unzweifelhaft ist, begeht er nie; höchst seltene Fälle von Ausbrüchen wahnsinniger Leidenschaft abgerechnet, bleiben bei ihm Wille und Absicht immer rechtlich in seiner Art, wobei freilich seine Moral nicht die eines Konfuzius ist; er ist aber auch zu eitel, um von Fremden, am wenigsten von einem Chinesen, etwas lernen zu wollen.

Da die Amerikaner begierig jede Gelegenheit ergreifen, sich auf ein Dampfboot zu setzen, so sind sie auf solche Reisen eingerichtet. Jeder hat seine ganze Garderobe in einem kleinen Reisekoffer, den man leicht unter dem Arme weg trägt; keiner hat mehr Wäsche, als höchstens ein Halbdutzend von jeder Sorte, und einen einzigen vollständigen Anzug. Es sind daher alle Koffer, bis auf

das daran befindliche blecherne Namensschild, ganz mathematisch gleich. Nicht ganz so einfach und natürlich sind die Amerikaner, wessen Standes und Geschlechts sie auch seyn mögen, rücksichtlich der Pflege, die sie dem Haupte widmen. Unerträglich sind ihnen die Verwüstungen der Zeit an diesem bloßgestellten Theil des Körpers, und so sieht man denn im ganzen Lande nur glatte Gesichter mit guten Zähnen und nie einen Kahlkopf. Barbiere, Zahnärzte, Friseurs haben einen guten, sichern Erwerb, sind beliebt und willkommen; Essenzen, Pommaden, Crème-céléste, Eau des Odalisques und besonders Haare sind die einzigen Artikel, bei deren Einfuhr man nichts wagt, denn ihr Verbrauch ist ungeheuer und die Verschwendung der Amerikaner kennt in diesem Punkt keine Grenzen, wenn die Waare ihrem Eigensinn entspricht. Ich weiß Gentlemen, die 200 Dollars für eine Titustour bezahlt haben, und kenne Ladies in Charlestown, die sich in Newyork frisiren lassen, das heißt, die mit den wöchentlichen Paketbooten von daher ihren Haarputz beziehen und ihn dort wieder auffrischen lassen, was im Jahre Manche an tausend Dollars zu stehen kommt. Sie werden freilich meinen, man könnte um diesen Preis die geschickteste Kammerfrau haben, allein deren gibt es hier durchaus keine; nicht als ob es an willigem Personal zu solchen Stellen fehlte, sondern weil sich solche Dienerschaft mit dem Wesen einer amerikanischen Haushaltung nicht verträgt und die Prahlsucht ihre Rechnung nicht dabei findet.

Kammerjungfern und Kammerdiener sind hier unbekannte Dinge. Bei außerordentlichen Gelegenheiten, großen Thee's, Gesellschaften und dergleichen besorgt der Friseur im Wesentlichen die Toilette der Damen, und zwar mehr davon, als ihm anständigerweise zukommt. Die Herrn lassen ihre Sachen in die sogenannten Ankleidezimmer tragen und werden in diesen Anstalten, je nach der Kostbarkeit der Essenzen und übrigen Verjüngungskünste, für einen halben bis zwei Dollars in möglichster Geschwindigkeit zu Narcissen umgeschaffen. Man hält sich höchstens einen faulen Neger und kann überdies nur noch Eine Magd brauchen, und auch diese fehlt oft. Zu solchen Zeiten sieht man dann die reichsten Ladies, mit einem zierlichen Schilfbesen im zarten, mit sammtenem Miton bekleideten Händchen ganz früh den Staub vom Pflaster in die Mitte der Straße recht nett in Häuschen zusammenkehren, während der Herr Gemahl in einem großen Korb Fische, Fleisch, ungeheure Krebse, Austern wie Suppenschaalen vom Markte nach Hause schleppt; und solche Leute leben nach hiesigen Begriffen auf einem sehr großen Fuß, wenn sie nur sonst das ganze Haus mit kostbaren Teppichen belegt haben und jährlich einige Tausende für frische Zähne und neue Haare ausgeben. Man hat hier Mitons, die sehr elegant sind und unter dem Namen Damenkehrhandschuhe in den Galanteriehandlungen bis zum Preise von fünf Dollars verkauft werden.

Es darf Sie nicht wundern, wenn ich bei Gelegenheit einer Reise wieder auf häusliche Gebräuche zu sprechen komme; denn man kann mit Recht sagen, und so betrachtet man es auch hier, daß die Amerikaner auf dem Dampfboote eigentlich zu Hause sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes vom Himmel.

(Fortsetzung.)

Wenn wir von der relativen Entfernung gewisser Regionen des gestirnten Himmels von einander oder von unserem eigenen Platze im Weltall sprechen, so drängt sich unwillkührlich die Frage auf: wie weit steht der nächste Firstern von uns ab? nach welchem Maaßstabe ist das sichtbare Firmament gebaut, und in welchem Verhältniß stehen seine Dimensionen zu denen unseres eigenen Planetensystems? Die Astronomie ist bis jezt noch nicht im Stande, diese Fragen zu beantworten, und was wir über diesen Gegenstand wissen, ist rein negativ. Man hat es durch genaue Beobachtungen und verwickelte theoretische Schlüsse erst zu einer richtigen Schätzung des Größenverhältnisses der Erde, und sofort, indem man die Erde zur Basis nahm, zur Kenntniß des Durchmessers der Erdbahn gebracht. Ausgehend von entgegengesezten Punkten der Erdbahn, ist man endlich mit diesem terrestrischen Maaße bis an die Grenzen unsers eigenen Systems vorgedrungen, und mit Hülfe dessen, was uns die Streifzüge der Kometen lehren konnten, haben wir ein paar Schritte jenseits der Bahn des entferntesten bekannten Planeten gewagt. Aber zwischen dieser entferntesten Planetenbahn und dem nächsten Sterne liegt eine Kluft, jenseits welcher wir nach keiner bis jezt gemachten Beobachtung einem Körper eine feste Stelle anweisen können, und wo wir nicht wissen, ob unsere Schätzungen, wenn sie die Weltkörper auch noch so ungeheuer hinausrücken, nicht weit unter der Wirklichkeit bleiben.

Bei der eben erwähnten Triangulirung unseres Planetensystems gab der Erddurchmesser die Basis des Dreiecks ab, nach welchem man die Entfernung der Sonne berechnet, und die Parallaxe der Sonne ist schon so klein, die auf dieses übel beschaffene Dreieck gestüzte Rechnung so verwickelt, daß nur in Folge der Kombination günstiger Umstände, wie der Durchgänge der Venus durch die Sonne, die Resultate derselben einigermaaßen probehaltig erscheinen. Aber der Durchmesser der Erde ist eine viel zu kleine Basis, um auch nur eine bis an die Grenzen unsers Systems reichende Triangulirung darauf zu gründen, und wir sind demnach, wenn wir so weit trianguliren

wollen, genöthigt, uns der **jährlichen Parallaxe** statt der täglichen zu bedienen, oder, was auf dasselbe herauskommt, unsere Rechnung auf die relative Geschwindigkeit der Erde und der Planeten in ihren Bahnen zu stützen. Der Gedanke war natürlich, daß, wenn man den weiten Durchmesser der Erdbahn zur Grundlage der Dreiecke machte, dies uns in der Triangulirung des Himmels einen guten Schritt weiter bringen würde; man konnte erwarten, unsere Versetzung von einem Punkte des Durchmessers der Erdbahn zum andern werde an den Sternen eine bemerkbare und berechenbare jährliche Parallaxe hervorbringen und wir auf diesem Wege zur Kenntniß ihrer Entfernung gelangen. Aber durch die raffinirtesten Beobachtungen konnten bis jezt die Astronomen über diesen Gegenstand zu nichts Positivem und Uebereinstimmendem gelangen, und es scheint somit ausgemacht, daß selbst bei den nächsten Fixsternen, die bis jezt mit der erforderlichen Genauigkeit beobachtet worden, die Parallaxe unter den accidentellen, bei jeder astronomischen Berechnung unvermeidlichen Irrthümern verschwindet. So weit hat man es aber in der Genauigkeit gebracht, daß, wenn diese Parallaxe nur eine einzige Sekunde groß wäre, d. h. wenn der Halbmesser der Erdbahn mit dem nächsten Fixstern nur einen Winkel von einer Sekunde bildete, dies zuverlässig bemerkt und allgemein anerkannt worden wäre.

Der Halbmesser der Erdbahn verhält sich zum Sinus einer Sekunde in runder Summe wie 200,000 zu 1. Demnach ist die Entfernung der Fixsterne von der Sonne zum wenigsten in dieser Proportion größer als die Entfernung der Sonne von der Erde. Nun beträgt leztere etwas mehr als 24,000 Erdhalbmesser, und der Halbmesser der Erde ungefähr 4000 englische Meilen. Die Entfernung der Sterne ist also größer als 4800 Millionen Erddurchmesser, oder mehr als 19 Millionen Millionen englische Meilen, und wir wissen nicht, um wie viel sie größer ist. Die Einbildungskraft verliert sich in solchen Zahlen, und wir haben nur Ein Mittel, uns solche Räume zu versinnlichen, nämlich die Berechnung der Zeit, welche das Licht brauchen würde, sie zu durcheilen. Nun durchläuft das Licht 192,000 Meilen in einer Sekunde; es würde also nach der niedrigsten Annahme 100 Millionen Sekunden, oder mehr als drei Jahre Zeit brauchen, den ganzen Raum zu durchlaufen. Wie groß muß aber alsdann die Entfernung jener unzähligen Sterne der untersten Größe seyn, welche uns nur das Telescop aufschließt! Nehmen wir an, das Licht eines Sterns jeder Größe sey just die Hälfte vom Licht eines Sterns der vorhergehenden Größe, so folgt daraus, daß man einen Stern erster Größe 362mal weiter hinausrücken müßte, wenn er wie ein Stern 16ter Größe erscheinen sollte. Demnach muß es nun aber unter der unermeßlichen Menge dieser nur durch Telescope sichtbaren Sterne welche geben, deren Licht wenigstens tausend Jahre gebraucht hat, um zu uns zu gelangen, und wenn wir ihre Stellung beobachten oder ihre Veränderungen aufzeichnen, so sehen wir buchstäblich nur, wie es dort oben vor tausend Jahren gewesen ist. Zu diesem Schluß wäre man nur dann nicht genöthigt, wenn man allen kleinen Sternen der Milchstraße eine eigenthümlich geringere Lichtstärke an sich zuschriebe. In wie weit eine solche Annahme wahrscheinlich ist oder nicht, werden wir besser abnehmen können, wenn wir erst andere Sternsysteme, welche uns das Telescop aufgeschlossen hat, werden kennen gelernt haben, wo dann die Analogie uns darauf hinweisen wird, daß die eben angeführten Berechnungen mit der Gesammtheit unsers astronomischen Wissens vollkommen in Einklang stehen.

Wenn wir jezt, das Feld der Muthmaaßungen verlassend, uns innerhalb der Schranken halten, die, wie wir gewiß wissen, noch zu eng gezogen sind, so können wir vielleicht mit dem, was wir negativ von der Entfernung der Sterne wissen, zu einem annähernden Begriff von ihrer wirklichen Größe gelangen. Direkt lehren uns die Telescope in dieser Hinsicht nichts. Die Scheiben der Sterne, wie wir sie durch gute Fernröhren sehen, sind keine wahren Scheiben, sondern bloß optische Täuschung. Wir können uns also rein an nichts halten, als an das Licht der Sterne. Nun hat Wollaston durch unmittelbare photometrische Versuche gefunden, daß das Licht des Sirius, wie es zu uns kommt, 20,000 Millionen mal schwächer ist, als das der Sonne. Es müßte also die Sonne 141,400mal weiter von uns entfernt seyn, als sie ist, wenn sie uns nicht glänzender erscheinen sollte, als Sirius. Nun haben wir aber gesehen, daß Sirius wenigstens 200,000mal weiter von uns entfernt ist, als die Sonne. Hieraus folgt, daß nach der niedrigsten Annahme das Licht des Sirius wenigstens doppelt so stark ist, als das Sonnenlicht, oder daß der Sirius in eigenthümlichem Glanze wenigstens zwei Sonnen gleich kommt, wahrscheinlich aber noch viel größer ist. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Die geographische Gesellschaft.

Vor einigen Tagen hielt die geographische Gesellschaft eine öffentliche Sitzung. Leider ist diese Gesellschaft nicht mehr, was sie war. Das Feuer, das die Gelehrtenvereine bei ihrem Entstehen in Paris beseelt, verraucht allzubald und der Eifer erkaltet, oder es entsteht Zwiespalt unter ihnen. Eines von beiden hat sich mit der geographischen Gesellschaft zugetragen. Anfangs flogen ihr die Beiträge, gelehrte und finanzielle, von allen Seiten zu; jezt kommen sie höchst sparsam herbeigeschlichen, und manche angesehene

Männer haben sich zurückgezogen. Auch war in der Sitzung wenig von den Arbeiten der Gesellschaft die Rede, desto mehr aber von den geographischen Unternehmungen anderer Leute. In den ersten Jahren hatte die Gesellschaft bedeutende Preise auszutheilen, diesmal keine. Es ist jezt ein deutscher Reisender, Karl Nebel aus Hamburg, hier, welcher gehofft hatte, für seine Entdeckungen in Mexiko einen Preis zu erhalten; allein schon in Amerika mußte er vernehmen, daß kein Geld zu Preisen mehr bei der Gesellschaft sey. Zum Glück hat der Herzog von Orleans, Sohn des Königs, einen Preis von 2000 Franken für diejenige Reise oder Reisebeschreibung ausgesezt, welche im Laufe des Jahres der Menschheit den größten Gewinn gebracht hat. Dies ist nicht sowohl eine geographische, als eine philosophische oder kosmopolitische Aufgabe. Es ist aber gut, daß sie gestellt wird, denn leider gibt man sich zu wenig mit den aus den Wissenschaften für die Menschheit zu erzielenden Vortheilen ab. Wir wollen sehen, wer diesen seltenen Preis verdienen wird. Die geographische Gesellschaft ist mit ihren Preisen nicht immer glücklich gewesen. So hatte sie vor zwei Jahren dem Reisenden Douville einen Preis wegen seiner geographischen Entdeckungen im Innern des afrikanischen Kongolandes zuerkannt; als aber die Reisebeschreibung erschien, wurde sie als ein Lügengewebe hart angegriffen. Einige behaupteten, Douville sey niemals in Kongo gewesen, Andere wollten wissen, er habe dort Sklavenhandel getrieben, allerlei Wahres und Falsches aufgegriffen und als seine eigenen Beobachtungen dargestellt. Ich für meinen Theil glaube, daß er wirklich Kongo durchreist, aber da er kein wissenschaftlich gebildeter Mann ist, sich in manchen Stücken geirrt und den Fehler begangen hat, nicht lieber zu gestehen, es habe ihm an den nöthigen Vorkenntnissen gefehlt, um die Sachen gehörig beurtheilen, ja beobachten zu können. Man wendete sich, nachdem man den armen Reisenden unbarmherzig zugerichtet hatte, an die geographische Gesellschaft und fragte, weshalb sie einen Reisenden belohnt habe, dessen Entdeckungen noch so zweifelhaft seyen. Sie zog sich dadurch aus der Verlegenheit, daß sie behauptete, sie habe nach den ihr vorgezeigten Dokumenten, nicht aber nach der erst später herausgegebenen Reisebeschreibung, für welche sie gar nicht verantwortlich sey, geurtheilt; diese Dokumente aber haben ihr der Belohnung werth geschienen. Douville hat sich unterdessen die ihm und der Gesellschaft gemachten Vorwürfe ernstlich zu Gemüthe geführt, und ist wieder nach Afrika zurückgegangen; der Leumund behauptet, es geschehe, um die in seinem Buche beschriebenen Entdeckungen zu machen; wahrscheinlich aber will er sie nur bestätigen und berichtigen, wozu ich und viele Andere ihn aufgemuntert haben. Deshalb hat er auch einen Zeugen mitgenommen. Ich weiß nicht, wer dieser ist; wenn es kein authentischer wäre, so würde dessen Zeugniß nicht viel helfen. Dies läßt mich befürchten, daß Douville das Ding wiederum nicht bei der rechten Seite angegriffen hat. Ueberhaupt ist der Mann jezt in übelm Rufe, und wird, wie alle Verrufenen, große Mühe haben, sich wiederum Kredit zu verschaffen. (Die Fortsezung folgt.)

Aus Savoyen, December.

(Fortsezung.)

Missionsberichte aus Siam.

Reisende ganz anderer Art sind die katholischen Missionäre aus Savoyen in fernen fremden Ländern, von deren Beobachtungen ich schon einigemal im Morgenblatt Auszüge gegeben habe. Solch ein Missionär schrieb kürzlich an unsern Bischof von Pignerol Folgendes aus Siam:

„Siam ist ein gar fruchtbares Land, und doch hat es nur geringe Bevölkerung und schlechten Anbau; obgleich größer als Frankreich, hat es doch zehnmal weniger Einwohner. Vergleicht man in einer Zeit von zehn Jahren die Zahl der Gebornen mit den Gestorbenen, so ergibt sich, daß die Bevölkerung jährlich um ein Neuntheil abnimmt. Dies Resultat habe ich in einem unserer christlichen Distrikte gefunden. So wäre denn Siam in weniger als hundert Jahren eine menschenleere Wüste, wenn die jährlich des Handels wegen hier ankommenden und sich ansiedelnden Fremden nicht das Defizit ausfüllten. Es leben schon jezt wohl so viel Chinesen als Siamesen im Lande. An dieser schrecklichen Entvölkerung ist Mehreres Schuld: zuerst die Polygamie, denn die Reichen haben vierzig bis fünfzig Frauen, der lezte König besaß deren gar tausend; ferner die große Menge Talapoins (Priester). Man kann sie in Bangkok und dessen Weichbild auf ein Viertheil der Einwohner anschlagen. Noch ein Grund ist die Unreinlichkeit der Leute. Ihre Häuser bauen sie auf einen Schmutzhaufen; überdieß leben sie in dem tropischen Klima mit ihren Schweinen, deren angehäufter Unrath einen fürchterlichen Geruch verbreitet. Fügen wir nun noch hinzu, daß die Siamesen eine Menge ungesunder Nahrungsmittel genießen, so ist es nicht zu verwundern, daß sie von vielen tödtlichen Krankheiten ergriffen und weggerafft werden, von Cholera morbus, Dissenterien, hitzigen Fiebern, von intermittirenden Fiebern, Koliken, Flechten, Geschwüren u. s. w. Die Siamesen sind besonders einer Krankheit unterworfen, die einen komischen Namen hat: vom Wind ergriffen werden. Leute, die einer trefflichen Gesundheit genießen, fallen auf einmal zusammen, verlieren das Bewußtseyn, und man hat große Mühe, sie wieder zu sich selbst zu bringen; stirbt aber der Kranke nicht in den ersten vier-und-zwanzig Stunden, so genest er bald wieder. Mehrmals wurde ich des Nachts zu solchen Windkranken gerufen, um ihnen die lezte Oelung zu reichen; aber sie überstanden die Nacht, und schon am folgenden Morgen fand ich sie bei einer großen Schüssel voll Fleisch und Reis. Aus dem Verein all dieser Umstände ist die schwache Konstitution der Siamesen zu erklären. Sie haben viel weniger Kräfte, als die Europäer; die geringste Leibesbewegung ermüdet sie. Darum wissen auch die chinesischen Aerzte einen Europäer aus hundert Asiaten herauszufinden, auch wenn sie ihn gar nicht sehen, bloß durch das Befühlen des Pulses... Die Einwohner Siams nennen sich nicht Siamesen, sondern Thai: „die Allerfreisten.“ Nirgends ist das Wort frei unpassender, als bei ihnen, denn alle Siamesen werden als Sklaven von Fürsten und großen Mandarinen geboren und sterben auch als solche. Die Siamesen stammen offenbar von den Birmanen ab, obgleich beider Sprachen verschieden sind und zwischen beiden jezt große Feindschaft herrscht. Die Birmanen fallen oft auf das siamesische Gebiet ein und verwüsten es; im vorigen Jahrhundert haben sie einmal den König von Siam mit seiner ganzen Familie gefangen genommen und fortgeschleppt. Wir Christen leiden unendlich bei diesen Zwisten, Kriegen und Revolutionen. Wir haben bei solchen Umständen keine andere Hülfe, als Jesu Christi Wort: der Vater im Himmel nährt die kleinen Vögel auf dem Felde, er wird euch also nicht verkümmern lassen. Ich könnte Ihnen Umstände genug anführen, um darzuthun, daß die göttliche Vorsicht oft wundersam für uns gesorgt hat; aber was sage ich dies einem Priester, wie Ihnen!“

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 13.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. Januar 1834.

Von diesen Sternen, seinem höchsten Werk,
Weiß Gott nur Zahl und Alter und Entfernung;
Die einen, schon gealtert, bleichen ab,
Verloren haben andre sich vom Himmel,
Noch andre heben lachend ihre Stirn,
Wie junge Blumen, die sein Athem küßt.

Lamartine.

Verschiedenes vom Himmel.

(Fortsetzung.)

Der Mensch fragt sich, zu welchem Zwecke so prachtvolle Körper in den Tiefen des Raums ausgestreut sind? Gewiß nicht einzig und allein, um unsere Nächte zu erleuchten. Das Licht der Planeten rührt von der Sonne, die Sterne aber können es nicht aus dieser Quelle haben. Nein, sie sind selbst Sonnen, und vielleicht ist jede in ihrer Sphäre der Mittelpunkt, um welchen Planeten kreisen, oder Körper, von welchen wir uns nach allem, was unser System unsern Sinnen darbietet, keinen Begriff machen können.

Es gibt aber Analogien, welche, weit erhaben über bloße Vermuthungen, auf eine Uebereinstimmung der in jenen fernen Sternregionen herrschenden dynamischen Gesetzen mit denjenigen hinweisen, welche unsere Planetenwelt regieren. Ueberall, wo man gesetzmäßiger Periodicität begegnet, das heißt, wo dasselbe Phänomen in demselben Zeitraum regelmäßig wiederkehrt, ist man berechtigt, an eine Achsendrehung zu denken. Es gibt mehrere Sterne, welche sich im Telescop von andern lediglich durch nichts unterscheiden, aber wechselsweise und in regelmäßigen Zeiträumen an Glanz zu und wieder abnehmen, wobei in einem oder zwei Fällen das Licht des Sterns völlig erlischt und wieder aufleuchtet. Diese Sterne werden veränderliche oder periodische genannt. Einer der merkwürdigsten ist der Stern Omicron (oder Mira) im Wallfisch, auf welchen Fabricius zuerst im Jahre 1596 aufmerksam gemacht hat. Er erscheint ungefähr 12mal in 11 Jahren, und seine Periode beträgt genau 334 Tage. Er behält seinen größten Glanz ungefähr 14 Tage lang und kommt alsdann in manchen Fällen einem schönen Sterne zweiter Größe gleich; von da nimmt er fast 3 Monate lang ab, bis er völlig unsichtbar wird; so bleibt er 5 Monate, alsdann wird er wieder sichtbar und nimmt nun in den lezten 3 Monaten seiner Periode fortwährend an Glanz zu. Indessen erreicht er nicht immer dieselbe Lichtstärke, auch beobachtet man weder im Wachsen noch im Abnehmen immer die gleichen Abstufungen. Nach Hevel erschien er in den vier Jahren zwischen dem Oktober 1672 und dem December 1676 gar nicht.

Algol oder β des Perseus ist ein anderer merkwürdiger periodischer Stern. Man sieht ihn gewöhnlich wie einen Stern zweiter Größe, und er bleibt so 2 Tage und 14 Stunden lang, nach welchem Zeitraum er plötzlich anfängt, an Glanz zu verlieren, und in 3½ Stunden zur vierten Größe herabgeht. Alsdann nimmt er wieder zu, und nach Verlauf von 3½ Stunden hat er seinen vorigen Glanz wieder erlangt; seine ganze Periode beträgt also

ungefähr 2 Tage 20 Stunden und 48 Minuten. Dieser merkwürdige Lichtwechsel drängt uns die Vermuthung auf, daß sich ein dunkler Körper um den Stern bewege, der, wenn er zwischen uns und Algol tritt, uns das Licht des leztern größtentheils entzieht. Dies ist schon Goodrickes Ansicht, welcher das merkwürdige Faktum im Jahr 1782 entdeckt hat. Es scheint übrigens um dieselbe Zeit von Palitzch, einem Landmann in Prolitz bei Dresden, einem Naturalisten in der Astronomie, bemerkt worden zu seyn. Bei seiner großen Lokalkenntniß des Himmels behielt er diesen Stern unter Tausenden im Auge und beobachtete seine Veränderungen. Der nämliche Palitzch war auch der erste, der den Halleyschen Kometen bei seiner Wiedererscheinung im Jahr 1759 entdeckte; er sah ihn fast einen Monat früher als alle Astronomen, welche, mit ihren Telescopen bewaffnet, ungeduldig seiner Rückkehr harrten. Es erinnert dies an die Zeit der chaldäischen Schäfer.

Seit dieser Entdeckung wurden diese und ähnliche Erscheinungen fortwährend beobachtet, doch nicht so sorgfältig, als der Gegenstand bei seinem hohen Interesse verdiente. Sie sind uns Fingerzeige, daß in Regionen, wo ohne solche Beweise für uns Alles starr und todt wäre, sehr reges Leben herrscht.

Man hat bis jezt mit Gewißheit fünfzehn veränderliche Sterne beobachtet. Noch unbekannte physische Ursachen scheinen auf die Dauer ihrer Perioden, gewiß aber auf die Dauer ihrer verschiedenen Phasen zu wirken. So haben wir bereits gesehen, daß der veränderliche Stern im Wallfisch vier ganze Jahre unsichtbar blieb, und so berichtet Cassini vom Stern χ im Schwan, daß er von 1699 bis 1701 kaum sichtbar gewesen sey, zu welcher Zeit er just am glänzendsten hätte erscheinen sollen. Diese Unregelmäßigkeiten führen uns über zu andern Wechselphänomenen am Sternhimmel, für welche bis jezt noch kein Gesetz der Wiederkehr gefunden ist, und die wir daher auf unserm jetzigen Standpunkt für rein zufällig halten, oder von denen wir annehmen müssen, ihre Perioden seyen so lang, daß sie in der Zeit, seit man Beobachtungen aufzeichnet, nicht mehr als Einmal zur Erscheinung gekommen sind. Wir meinen hier die temporären Sterne, welche von Zeit zu Zeit in verschiedenen Häusern des Himmels in ungewöhnlichem Glanze erschienen, und nachdem sie eine Zeitlang scheinbar unverrückt am Himmel gestanden, plötzlich spurlos verschwunden sind. Hieher gehört der Stern, der 130 Jahre vor Christi Geburt plötzlich erschien, und, der Sage nach, Hipparch veranlaßt haben soll, sein Sternverzeichniß, das älteste, von dem wir wissen, zu verfertigen; ferner der Stern, welcher im Jahr 389 unserer Zeitrechnung, beim α im Adler glänzte; er blieb während drei Wochen so glänzend als Venus und verschwand dann völlig. In den Jahren 913, 1246 und 1572 erschienen glänzende Sterne in der Himmelsgegend zwischen Cepheus und Cassiopea. Vergleichen wir die freilich mangelhaften Angaben über die Stellung der beiden ersten Sterne mit der schon genauer bestimmten Lage des leztern, bedenken wir, daß die Zeiträume zwischen diesen Sternerscheinungen so ziemlich gleich sind, so sind wir wohl zu der Vermuthung berechtigt, daß es ein und derselbe Stern war, der je nach etwa 300, oder, wie Goodrike meint, nach 150 Jahren wieder erscheint. Der Stern vom Jahr 1572 erschien so augenblicklich, daß Tycho Brahe, als er am Abend des 11ten Novembers von seiner Sternwarte nach seinem Wohnhause zurückging, sich nicht wenig wunderte, da er einen Trupp Landleute einen Stern angaffen sah, der, wie er gewiß wußte, eine halbe Stunde früher noch nicht dagewesen war. Er glänzte so stark als Sirius und nahm fortwährend an Glanze zu, bis er, da er am glänzendsten war, Jupiter übertraf und bei hellem Tage sichtbar ward. Er fing im Monat Dezember desselben Jahres an abzunehmen, und war im Monat März 1574 gänzlich verschwunden. Den 10. März 1604 erschien im Sternbild des Schlangenträgers eben so plötzlich ein sehr glänzender Stern, der bis in den Oktober 1605 sichtbar blieb. Aehnliche Sterne, obgleich weniger glänzend, hat man auch in neuerer Zeit beobachtet; hieher gehört der Stern, der 1670 von Anthelm in dem Kopfe des Schwans entdeckt wurde und als ein Stern dritter Größe erschien. Nachdem er bereits völlig unsichtbar geworden war, erschien er von Neuem, in den nächsten zwei Jahren schwankte sein Licht ein oder zweimal sonderbar auf und ab, er erlosch sodann gänzlich und ist seitdem nicht wieder gesehen worden. Wenn man den Himmel sorgfältig nach den Sternverzeichnissen durchgeht, so findet man, daß mehrere Sterne fehlen; nun ist zwar kein Zweifel, daß man öfters irrthümlich einen Stern eingezeichnet haben mag, in mehreren Fällen weiß man aber gewiß, daß der Stern wirklich beobachtet war und nachher verschwunden ist.

Es ist dies ein Zweig der praktischen Astronomie, der bisher noch zu wenig kultivirt wurde; gerade er aber ist Liebhabern der Wissenschaft, denen gute Augen und Instrumente von auch nur mittelmäßigem Umfang zu Gebot stehen, sehr zu empfehlen. Er verspricht eine reiche Ausbeute an Entdeckungen, und just diesem Gegenstande können eigentlich an Sternwarten angestellte Astronomen, ihrer gewöhnlichen Geschäfte wegen, sich meistens am wenigsten widmen. Sir W. Herschel hat, ausdrücklich um dergleichen Forschungen zu erleichtern, Verzeichnisse über den Glanz der Sterne in jedem Sternbilde verfertigt, und der Leser findet sie in den Philosophischen Transactionen vom Jahr 1796 und den folgenden Jahren.

Wir brechen hier ab und unterhalten die Leser ein andermal von Doppelsternen und Nebelflecken.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Etwas mehr Raum versperrend als das Gepäck der Herrn ist das der Damen, weil man eine gewisse Eitelkeit darein sezt, eine große Anzahl Hutschachteln bei sich zu haben. Den schönsten oder eigentlich den einzigen tragbaren Hut hat Jede auf, wenn sie das Verdeck betritt. So wie sie aber in die Kajüte hinab geht, so packt sie ihn sorgfältig in die dazu bereit stehende leere Schachtel, und wäre es auch nur auf fünf Minuten. Es ist unglaublich, wie oft ein Putzhut hier aus- und eingepackt wird, und wie viel Zeit man mit dem Aufsetzen und Wiederverwahren hinbringt. Die Ladies können keine Schachtel sehen, ohne unwillkührlich versucht zu werden, geschwind ihren Hut hinein zu stecken.

Schlag sechs Uhr wird zur Abfahrt geläutet; das Schiff stößt vom Stapel, bald hat es die äußere Bai durchschnitten, und pfeilschnell windet es sich nun durch die labyrinthischen Krümmungen des Meerkanals, der die Insel Staten-Island vom Staate Neu-Jersey trennt. In diesem engen Raume weichen sich, wie im Flug, die einander begegnenden Schiffe mit einer Gelenkigkeit, mit einer Leichtigkeit aus, die von der Schwalbe entlehnt scheint. In dem Augenblick, wo zwei Dampfschiffe gegen einander rennen und der erschrockene Neuling schon sieht, wie das eine mit seinem Vordertheil gleich einer Katapulte dem andern die Flanke spalten wird, und ehe er es noch gedacht, sind schon beide weit auseinander geflogen, und ehe man sich über den sorglosen Gleichmuth der darauf befindlichen Menschenmenge wundern kann, ist das vorbei geeilte Schiff schon dem Blick entschwunden. Mit Vergnügen richtet sich das Auge auf die entzückenden Landschaften beider Ufer, die mit allerliebsten Landsitzen geschmückt sind; man möchte gerne beide Ufer zugleich sehen, aber indem man einen Augenblick nach Westen schaut, hat man im Osten unendlich viel verloren; man möchte die fliehende Landschaft aufhalten, man möchte des Dampfes Kraft hemmen, die Mechanik lähmen. — Nach ein paar Stunden kommt man in New-Brunswik an, und die schönsten Naturbilder, die ein Landstrich von mehr als sechs deutschen Meilen (in gerader Richtung genommen) fassen kann, sind an unsern Blicken vorbeigeschwunden, als hätte man in einen Guckkasten gesehen, dessen Gemälderolle sich wie ein gesprengtes Uhrwerk reißend schnell abgewunden, so daß einem die Augen wehe thun. Man hat an dieser Reise nichts auszusetzen, als daß sie, wenigstens bei schönem Wetter, viel zu schnell geht.

In New-Brunswik stehen die Landkutschen bereit, die jede neun bis zwölf Personen aufnehmen und mit vier oder sechs Pferden bespannt sind, welche vom Bocke aus geführt werden. Man freut sich über diese Veränderung, und hofft bei gemäßigter Eile das ermüdete Sehorgan wieder erquicken zu können; allein auch hier wird das Unmögliche geleistet. Die Wagen sind sehr schlecht, die Straßen ganz kunstlos, Hemmschuhe oder Hemmmechanik hat man, glaube ich, in ganz Amerika nicht, und so geht es denn wieder unter dem donnernden Gerassel von fünfzehn bis zwanzig Wagen, unter dem Schutze der gütigen Götter, in unausgesetztem, wahrhaft unsinnigen Gallop fort über Stock und Stein, Berg und Thal, bis auf die nächste Station Kingston. Hier hat man nun wieder alle Hände voll zu thun, um den Platz auf den bereit stehenden Wagen zu gewinnen, der einem auf der Karte angewiesen ist. Ich war nicht böse, bald von Brunswik weiter zu kommen, denn das ist ein garstiges, fast schauerliches Nest. In Kingston hätte ich schon lieber etwas verweilt; aber durch das allerliebste Städtchen Princeton, welches kaum eine deutsche Meile von Kingston liegt, in einer solchen Hast durchzufahren, ist wirklich ärgerlich. Dieses niedliche kleine Städtchen besitzt ein prächtiges Gebäude, das Collegium. Der große Platz vor demselben ist von hohen ehrwürdigen Bäumen, Ueberresten der Urwälder, beschattet, ein um so imposanterer, anziehenderer Anblick, als dies unbegreiflicherweise eine Seltenheit in Amerika ist; denn nirgends duldet der Amerikaner Bäume, besonders keine alten, um seine Wohnungen oder nur nahe dabei. Dieser unversöhnliche Baumhaß macht es auch allein möglich, daß man sich die schönen Ufergegenden, die man auf dieser Reise passirt, noch anmuthiger, noch malerischer denken kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Der Reisende Jacquemont.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft war diesmal gar keine Rede von Douville. Dagegen wurde viel von Jacquemont gesprochen, obschon dieser vielleicht nicht einmal zur geographischen Gesellschaft gehört hatte. Der unerwartete Tod dieses jungen Reisenden ist ein großer Verlust für die Wissenschaft, besonders die Naturgeschichte. Eigentlich reiste er nur für diese, nicht für die Erweiterung der geographischen Kenntnisse; allein die Entdeckungsreisen der Naturforscher bleiben heutzutage nimmer ohne Ausbeute für die Geographie. Jacquemonts Leistungen auf seiner Reise in Nordindien sind noch nicht bekannt geworden; aber

seine geistreiche Korrespondenz mit seinen Verwandten und Freunden ist kürzlich erschienen und gewährt eine überaus angenehme Lektüre. Selten sind die Gelehrten ächte Weltmänner; Jacquemont aber war ein liebenswürdiger, geistreicher und witziger Pariser, der über den gelehrten Forschungen keineswegs die Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens vergaß, und als Naturhistoriker nicht allein mit Pflanzen, Mineralien und Thieren umging, sondern auch mit Menschen, und von diesen wegen seiner heitern Unterhaltung überaus gern gesehen war. In Indien, wo die Engländer noch englischer, das heißt verschlossener, zurückhaltender und stolzer sind, als in England, war noch kein solcher junger Pariser erschienen, gebildeter, als die meisten seiner Landsleute, dabei ungleich geselliger und unterhaltender. Deßhalb flogen ihm alle Herzen zu, und es ist eine Lust, aus seiner Korrespondenz zu vernehmen, wie alle die starren Seelen vor ihm aufthauten und wie die so reich besoldeten, so üppig lebenden Herrscher Indiens den unbemittelten jungen Fremden in ihre glänzenden Gesellschaften zogen und ihm die Mittel verschafften, den Zweck seiner Reise zu erreichen. Die Regierung hatte ihm einen bedeutenden Jahrgehalt ausgesezt und ihn sogar um die Hälfte erhöht, als er mit demselben bei seinen kostspieligen Ausflügen in das gebirgige Nordindien nicht auskommen konnte, und eine allzu elende Rolle unter den so reichlich besoldeten englischen Beamten spielen mußte; er auf seinem Pferdchen, mit einigen wenigen Dienern und einem Zeltchen, indeß sie mit Elephanten, einer Schaar von Dienern, mit bewaffnetem Geleite, mit Zelten und vollständigem Küchen= und Schlafapparat einherreisten. Obgleich Jacquemont vom Tode dahin gerafft worden ist, ehe er die Früchte seiner Reise nach seinem Vaterlande zurückbringen konnte, so hat die Regierung doch ihre Auslagen erstattet bekommen, denn Jacquemont hat so bedeutende Sendungen von Naturalien veranstaltet, daß das ohnehin schon so reichhaltige Museum d'histoire naturelle dadurch beträchtlich vermehrt worden ist. Ueberhaupt sind die auf Kosten der Regierung ausgesendeten jungen Naturforscher alle darauf bedacht gewesen, dem Zwecke ihrer Reisen bestens zu entsprechen. Daher hat sich auch seit zehn bis zwölf Jahren das Museum so sehr bereichert, daß jezt ein neuer Flügel daran gebaut werden muß, um die vielen Naturprodukte aus allen Welttheilen, die sich immer mehr und mehr aufgehäuft haben, gehörig zu beherbergen. Eigentlich sollten jezt alle großen Regierungen, denen daran gelegen ist, die Fortschritte der Wissenschaft zu fördern (und welcher sollte nicht daran gelegen seyn?), stets junge Naturforscher auf Reisen haben und durch sie ihre naturhistorischen Sammlungen so viel als möglich ergänzen; dann sollten sie sich unter einander in Verbindung setzen und ihre überflüssigen Schäze mit einander austauschen. Jacquemonts frühzeitiger Tod ist ein unendlicher Verlust für sein Vaterland. Man erstaunt, wenn man aus den so flüchtig hingeschriebenen Briefen des jungen Naturforschers so viel Geist, Verstand und Scharfsinn blicken sieht. Er wäre wahrscheinlich nicht allein ein berühmter Naturforscher, sondern auch ein praktischer Weltmann, und zu Staatsgeschäften ganz vorzüglich brauchbar geworden. Cuvier war auch ein vortrefflicher Staatsbeamte; allein den Regierenden gegenüber war er etwas zu schwach und gab dem Einflusse der Macht zu sehr nach. Dies würde Jacquemont wahrscheinlich nicht gethan haben. Er verräth in seinen Briefen einen unabhängigen, unbestechlichen Charakter, der sich unter der Macht nicht tiefer würde gebeugt haben, als es einem seiner menschlichen Würde bewußten Manne zusteht.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Savoyen, December.

(Fortsetzung.)

Missionsberichte aus Siam.

„Die Religion der Siamesen ist ein Haufen von Ungereimtheiten, Sittenlosigkeiten und Widersprüchen. Ueberdieß sind die Talapoins als Priester und Lehrer des Glaubens in Vielem nicht einverstanden. Die meisten können weder lesen noch schreiben, die alten Religionsbücher sind ihnen also unzugänglich. Darum maaßt sich Jeder das Recht an, gewisse Glaubensartikel nach Gutdünken zu arrangiren, ganz wegzuschneiden und andere an ihre Stelle zu setzen. So erfinden sie auch religiöse Fabeln, sagen sie öffentlich her und verlangen, daß man ihnen auf's Wort glaube; bald aber stehen andere Talapoins als Opponenten auf und fangen mit jenen Doktoren heftigen Streit an, was die müßigen Zuhörer sehr unterhält. Dessenungeachtet bleiben diese Leute nach wie vor in großem Ansehen bei dem Volk und bei den Fürsten. Ich ziehe einige Artikel aus ihrem Glaubenskoder aus. Es gibt mehrere Götter, ja ihre Zahl ist Legion. Einige sind verheirathet und haben Kinder, andere sind nicht verheirathet, haben aber doch Kinder. Alle Menschen kommen von einem einzigen Mann und von seiner Frau her. Die Seele ist unsterblich und hat die Gestalt einer Fledermaus. Es gibt einen Himmel und eine Hölle; der Himmel ist über unsern Köpfen, die Hölle unter unsern Füßen; darin ist ein großes Feuer, es brennt aber nicht ewig. Es gibt Dämonen, man weiß aber nicht, wo sie herkommen; sie haben einen Oberdämon, der in der untersten Hölle residirt; er schickt seine Diener auf die Erde, damit sie die Gottlosen plagen. Phra=Phum heißt der Gott, welcher die guten und schlechten Handlungen der Menschen aufschreibt. Die Seelen der Todten müssen sich einem Gericht unterwerfen. Die Männer können leicht die Hölle vermeiden; nicht so die Weiber, denn sie haben nur Ein Mittel dazu, nämlich reichliche Almosen an die Talapoins; daran lassen sie es denn auch nicht fehlen. Alle Thiere sind unsere Brüder, denn auch sie sind einmal Menschen gewesen und werden es wieder; auch die Bäume sind belebt. Eine große Wasserfluth hat einmal Siam überschwemmt; darauf hat aber der Gott Phra=Phu=Thi=Chau den Regenbogen in die Wolken gehängt, um den Menschen die Furcht vor einer neuen Fluth zu nehmen. Es wird eine allgemeine Auferstehung der Todten seyn und diese Welt wird ein Ende nehmen; Phra=Sian oder der Messias wird zum zweitenmal auf die Erde herabsteigen und die Menschen ewig glücklich machen. Die ganze Moral der Siamesen beruht auf drei Grundregeln: gib den Talapoins reichliches Almosen, tödte kein Thier, je mehr ein Mensch ißt, desto mehr hat er Verdienst vor Gott... Es ist abscheulich, die Siamesen von ihren Göttern reden zu hören; die ganze griechische Mythologie hat nichts Unsittlicheres. Manches in ihrer Theologie und deren Mythen ist aber nur unsinnig, z. B.: von aller Ewigkeit her hat der Gott Phra=Hin gelebt; dieser Gott hatte ein Huhn, und um seine Allmacht zu erproben, nahm er von dessen Koth, machte zwei kleine Puppen daraus und belebte sie; von diesem ersten Mann und seiner Frau stammen alle übrigen Menschen her; gleich darauf kam die große Ueberschwemmung.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 14.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 16. Januar 1834.

Emilia. — Drum, Männer, achtet uns, sonst sollt ihr finden,
Daß ihr die Führer seyd bei unsern Sünden.

Shakespeare.
Othello.

Gaselen.

Eifersucht.

Wer, von Eifersucht gestachelt, immer auf der Lauer ist,
Dessen Leben eine Kette, trau'n! von Qual und Trauer ist!
Nimmer geht er außer'm Hause fröhlich seiner Arbeit nach,
Wenn verschlossen nicht die Gattin hinter Thurm und Mauer ist.
Tausendmal läßt er sie schwören; tausendmal noch kehrt er um,
Prüfend, ob auch recht vergittert noch der Vogelbauer ist.
Manchmal nur auf eine Weile schwindet aus der Brust der Wahn,
Aber leider das Behagen nur von kurzer Dauer ist.
Einen Neuvermählten neulich sah ich mit Bedauern gehn,
Dessen Haar, vor Kurzem braun noch, seit der Zeit schon grauer ist.
O wie quälen sich die Thoren, um des Zuckers kargen Rest
Noch zu nehmen einem Leben, das schon allzu sauer ist!
Leichtlich, selbst am frühen Abend glaubt man ein Gespenst zu sehen,
Wenn zum voraus schon die Seele krank von Wahn und Schauer ist.
Ist es wohl zum Wundernehmen, wenn der Frauen heißes Herz
Bald, vom Eise des Verdachtes rings umschüttet, lauer ist?
Uebel ist der Mann berathen, wenn es je zum Wettstreit kommt:
Wer, das andre zu betrügen, glücklicher und schlauer ist.
Einem eifersücht'gen Manne sind vergiftet Schlaf und Wein,
Und der Himmel seines Lebens nimmermehr ein blauer ist.

Alte Liebe rostet nicht.

Verlieren konnt' ich, doch vergessen nicht;
Die Sehnsucht blieb, ob ich auch that Verzicht.
Nicht meine Lippe redet mehr zu ihr,
Doch ganz von ihr nur blühet mein Gedicht.
Von ferne schau' ich jezt die Rose an
Und weiß nichts von dem Dorn, womit sie sticht.
Ich male in die stille dunkle Nacht
Und in des Himmels Blau ihr Angesicht.
Noch immer gehen Fluth und Ebbe fort,
Noch ist die Seele nicht im Gleichgewicht;
Melodischer dünkt mich der Stimme Ton,
Seit sie zu mir nicht mehr ein Wörtchen spricht.
Wohl ist die Freiheit süß, doch wehe dem,
Der auch die leichten Blumenfesseln bricht!
Aus Scherben schlürf' ich mühsam jezt den Wein,
Weil mir zum Schöpfen der Pokal gebricht.

Zwang und Freiheit.

Wohl keinem ward es je so gut, stets seines Herzens
Drang zu folgen,
Drum früh gewöhne sich das Herz, des Schicksals dunklem
Gang zu folgen.
Wir mühen oft uns fruchtlos ab mit ungestümmem Kampf
und Lauf,
Und wenn ein Geist von Schätzen spricht, so ist das Herz
zu bang zu folgen.
O bliebe doch so lenksam stets das unverdorbene Gemüth,
Wie leichter Sand, auf Glas gestreut, der Melodie, dem
Klang zu folgen!
Doch früh verhärtet sich der Sinn und früh gewöhnet
sich das Kind,
Dem strengeren Befehle nur und nur dem rauhen Zwang
zu folgen.
Vergeblich ist der heiße Wunsch, womit der Trauernde
sich trägt,
Gleich den Geliebten, die der Tod ins Schattenreich ver-
schlang, zu folgen.
O glücklich, wer es nicht verlernt im Leben voller Ungemach
Und in dem harten Dienst der Pflicht, der Seele Götter-
drang zu folgen!
Beschränkung lehrt das Leben bald; gereift begehrt der
Geist nicht mehr,
Wohin der Jugend kecker Wunsch sich wie ein Adler
schwang, zu folgen.
Ich nenne selig, wer im Streit die heitre Ruhe sich erkämpft:
Dem Gang des Schicksals froh und rein mit feierndem
Gesang zu folgen.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Der Kapitän vom Dampfboote war so galant, mich auf mein Ersuchen mit meinen beiden Kindern zusammen in einen Wagen und auf denselben Sitz zu weisen; er legte nicht wenig Gewicht auf diese Artigkeit. Eine englische Dame, die von der Parthie war, wurde schalkhafterweise unter lauter Mohren gesezt, und weil dieß hier zu Lande für ein Zeichen der äußersten Geringschätzung gilt und überdies wegen der afrikanischen Ausdünstung nicht von Jedermann gleich gut ertragen wird, so wurde die Dame über diese Beleidigung so empfindlich, daß sie in bittere Thränen ausbrach. Gerne hätte sie einen besondern Wagen gemiethet, aber daran war nicht zu denken, da alle Pferde stets für die ankommenden und abgehenden Dampfschiffe in Anspruch genommen sind. Die Kommunikation zwischen Newyork und Philadelphia ist so lebhaft, daß noch eine zweite Linie angelegt werden mußte, die zu Land einen beträchtlichen Umweg macht. Diese Linie ist um einen Dollar billiger, aber man bringt ihn durch minder gute Schiffe und besonders durch sehr schlechte Wagen reichlich wieder ein. Die Engländerin konnte weder Pferde bekommen, noch ihren Aerger überwinden, und blieb also das Opfer des boshaften, von kleinlicher Nationalfeindseligkeit eingegebenen Spaßes.

Ich hatte es mit meiner Gesellschaft glücklicher getroffen. Mir gegenüber saßen drei Gentlemen vom feinsten Schlage. Anfangs blieben sie in den Grenzen kalter Höflichkeit und höchst anstandsvoller, fast steifer Zurückhaltung. Nach und nach aber wurden sie humaner, geschmeidiger, und endlich häuften sie Artigkeit auf Artigkeit, so daß ihnen ganz warm dabei wurde. Unruhig fuhren sie auf ihrem Sitze hin und her, und das rollende Auge verrieth, mit welcher Anstrengung hinter der mit dicken Schweißtropfen bedeckten Stirne neue Gefälligkeiten ausgesonnen wurden. So viele Bemühungen galten Einem Zweck, hatten Eine Absicht, und ich kannte diese Absicht und blieb hart und kalt wie Marmor. Es war auf nichts weniger als auf eine stillschweigende Convention zur gegenseitigen theilweisen Benützung unserer Sitze abgesehen. Wir sollten nämlich, ich und meine Kinder, unsere Füße an den Sitz gegenüber anstemmen, und dagegen gestatten, daß die drei Herrn dasselbe thaten. Gleich beim Einsteigen drückten sich die Gentlemen so in die Ecken und machten sich so schmal, daß die uns zugedachten Stemmpunkte sogleich ins Auge fielen. Da dies nicht wirkte, so luden sie uns erst mimisch und dann mit Worten zur Benützung der Gelegenheit ein, bald klagten sie über das Einschlafen der Füße und andere Unbequemlichkeiten, bald spielten sie mit den Kindern, lobten sie und wollten sie auf den Knieen schaukeln, auf den Schooß setzen. Beim ersten Wagenwechsel in Kingston kauften sie einen Korb Obst, nöthigten die Kinder zum Essen und brachten auch mir demüthigst ihr Opfer dar. Endlich baten sie inständig um einen kleinen Stützpunkt, allein ich konnte mich zu einer so ungewohnten und unschicklichen Stellung nicht entschließen, und blieb unerbittlich. Erschöpft von den fruchtlosen Versuchen, wurden die drei Gentlemen endlich still und ruhig, aber es war die Ruhe der Verzweiflung. Am meisten mochte der leiden, der in der Mitte saß, das sah man ihm an; zulezt streckte er seine Arme nach beiden Seiten aus, knapp an den Gesichtern seiner Nachbarn vorbei, stemmte die Hände fest an die Seiten des Wagens, und ließ nicht mehr ab bis an Ort und Stelle. War es Gewohnheit, Geduld, Phlegma oder Mitleid, das weiß ist nicht, aber die hinter den gespreizten Armen eingeklemmten Reisenden ertrugen diese Unannehmlichkeit ohne die geringste Aeußerung von Unlust. Meinestheils hielt ich es mit

meinem Sitz wie die Amerikaner mit ihren Miethwohnungen am ersten Mai, und wahrte mein Recht bis Trenton am Delaware, der lezten Station zu Lande. Als wir hier ankamen, hatten unsere Amerikaner den Gebrauch ihrer Füße völlig verloren, sie schleppten daran, als wenn sie von Blei wären, und konnten kaum das von Philadelphia kommende und mit uns zugleich eingetroffene Dampfboot erreichen, welches eben seine Passagiere auslud, um uns zurück aufzunehmen. Einer von ihnen wäre sicher zu spät gekommen, hätte ihn nicht einer der Neger, welche die Bagage überführten, auf seinen Schubkarren geladen und in das Dampfboot geschafft. Nun thaten sich aber die drei Herrn gütlich. Wie Gichtbrüchige krochen sie, gräßliche Gesichter schneidend, in die Kajüte hinab, legten sich mit den Rücken auf die Sophas und hielten die Füße senkrecht in die Höhe. Einer suchte sich gar einen noch erhabenern Ort aus, wo er den Kopf auflegte, unter welchen er seine herabfallenden Rockschöße als Polster schob, und sodann mit den Füßen längs der Wand bis zum Plafond hinaufrutschte, um sich hier mit der ganzen Sohlenfläche steif und fest anzustemmen. Unverrückt, die Arme auf die Brust gekreuzt, blieben die drei Märtyrer in dieser ihnen behaglichen Stellung bis Philadelphia und riefen nur immer abwechselnd bald nach Rum, bald nach Brandy, und schoben sich einen Tabakskuäul um den andern in die Backen. Schöne Quäkerinnen, die ihre Leiden sahen, nahmen Gelegenheit, ihre Religionspflichten zu erfüllen, sie sprachen ihnen Trost zu, lasen ihnen eine Predigt vor und reichten ihnen mitunter wieder ein Glas Rum. Die Patienten tranken herzhaft und fingen an, sich nach und nach wieder zu beleben; „verdammtes altes französisches Weib!" seufzte Einer nach dem Andern, und so kamen sie am Ende vollkommen genesen und munter in Philadelphia an.

Hatten mich die früher durchflogenen Ufer entzückt, so fand ich nun die vom Delaware himmlisch, und dennoch werden sie von den Ufern des Susquehanna übertroffen. Dabei sind die amerikanischen Flüsse zur Schifffahrt, besonders zur Dampfschifffahrt wie geschaffen. Sie sind breit, tief, mit steilen Ufern, man sieht nirgends Sandflächen, die sich in das Wasser verlieren und auf einen seichten Grund schließen lassen. Das schönste Wiesengrün spiegelt sich im Wasser, langsam wälzen sich die Wellen in ihrem tiefen, gleichmäßig gehöhlten Bette, und es bedarf nur eines geringen Kraftaufwands, um stromaufwärts zu fahren. Auch werden bedeutende Lasten in dieser Richtung nur durch Benutzung des Windes mittelst der Segel geführt, und nie legt ein Amerikaner die Hand an ein anderes als ein Steuerruder. Man muß gestehen, Amerika ist ein schönes Land, und Pensylvanien fast die schönste seiner Provinzen, obgleich New-Jersey für den Garten der Vereinigten Staaten gilt. Wenn man hier die große Natur betrachtet, und dann den kleinen Menschen darin erblickt, so fühlt man recht, wie wahr Schiller sagt:

> Die Welt ist vollkommen überall,
> Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Pensylvanien ist nach Angabe der hiesigen Geographen fast eben so groß als der Staat Newyork, Einwohner aber hat es nahe an ein Drittheil weniger. Dem Reisenden erscheint es aber viel volkreicher als lezterer Staat, weil das angenehme Klima, der durchaus fruchtbare Boden, die vielen großen, üppigen Wiesen, und besonders die in geschlossenen Ortschaften zusammen gebauten Wohnungen dem Lande ein viel kultivirteres Ansehen geben, als die einzelnen, zerstreuten Häuser im Staate Newyork, von denen man nie weiß, zu welchem Dorfe man sie rechnen soll, und es gibt dort Gegenden, wo man Tage lang in Wäldern oder kahlen Wüsten herumirren kann, ohne eine Farmershütte zu treffen. Unter den vielen herrlichen Landsitzen, die den Rand ihrer Gärten und Fluren im Delaware baden, zeichnet sich durch geschmackvolle Anlage und treffliche Kultur der des Grafen Survilliers ganz vorzüglich aus. Der Park ist Jedermann stets offen, und er wird häufig von Philadelphia aus besucht, versteht sich von den in der Gegend wohnenden Ausländern. Man erblickt die schöne Villa, wenn man kaum eine halbe Stunde Trenton verlassen hat; ganz nahe bei dem Städtchen Bordertown. Wer Sinn für Landleben hat, kann diese Gegend nicht durchziehen, ohne zu denken: hier ist's gut Hütten bauen. Diese Hütten hier sind aber ächte Voluptuärien, Gegenstände des größten Luxus, Eigenthum der reichsten Leute, und wer so eine Besitzung sein eigen nennen kann, der ist, um in hiesigem Dialekte zu sprechen, ein großer Mann. Wer nicht ein fürstliches Vermögen herbringt, muß sich diesen Geschmack vergehen lassen, denn der Preis eines so gelegenen Gutes und dessen Unterhaltungskosten (von einer Einnahme ist keine Rede) sind so ungeheuer, daß man dafür in Paris, London oder Wien nach Laune leben könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Die Société de civilisation.

Jacquemont zu loben, ward der geographischen Gesellschaft nicht schwer. Graf Decazes, welcher den Vorsitz führte, erwähnte desselben rühmlichst in seiner einleitenden Rede. Auch Hr. Caretiaudière hielt in der Uebersicht der jüngsten geographischen Entdeckungen sich bei den abentheuerlichen Reisen des jungen Naturforschers auf. Dann verlas ein Hr. Roux de Rochelle einen Aufsatz über die gefahrvolle Entdeckungsreise des bekannten Kapitän Roß nach den Polarländern, gleichsam als ein Seitenstück zu dem Aufsatze des Herrn Corabeuf, in welchem sehr umständlich die

vom Kapitän Biscow gemachten Entdeckungen in den Kontinentalländern des Südpols beschrieben worden waren. Zuletzt las noch Eyriès eine Uebersicht der Reisen nach und in Arabien vor. Man sieht, daß die geographische Gesellschaft selbst nichts Neues geliefert hat. Jedoch hat sie gesammelt, und aus dem, was von den Arbeiten der Gelehrten Frankreichs gesagt wurde, sieht man, daß im Landkartensache wenigstens viele Thätigkeit herrscht, und daß besonders die von der Regierung veranstaltete große Karte Frankreichs ziemlich rasch fortschreitet. Des Vicekönigs von Egypten und seines Verdienstes um die Erweiterung der Weltkunde wurde in mehreren Berichten auf's Rühmlichste gedacht und der Mann sehr gelobt. Dies gehört zur europäischen Opposition. Wenn Rußland und Oesterreich sich an die „erhabene Pforte" halten, so können Frankreich und England nichts Besseres thun, als den Vicekönig von Egypten als einen Erweiterer der Geographie und Mehrer seines eigenen Reiches rühmen.

Ehe ich diesen Bericht schließe, muß ich noch einer Gesellschaft Meldung thun, die in Paris ziemlich unbekannt ihr Geschäft treibt und sich einen gewaltig hohen Gesichtspunkt gestellt hat. Sie nennt sich Société de civilisation, in dem sogenannten Mittelpunkte der gebildeten Welt eine sonderbare, ja fast überflüssige Erscheinung. Vielleicht wäre sie in Algier oder in Vandiemensland besser zu Hause, als hier. Sie will nun aber einmal von Paris aus wirken, vermuthlich, weil sie hier sich freier bewegen kann, als anderswo. Sie gibt eine Revue sociale heraus, von der ich aber nicht mehr sagen kann, als daß sie da ist. Auch hält sie Vorlesungen über Materien, welche in den von der Regierung besoldeten Unterrichtsanstalten nicht vorkommen, z. B. science sociale (gesellschaftliche Wissenschaft!), christliche Philosophie, philosophische Naturgeschichte des Menschen, Philosophie des Kriminalrechts u. s. w. Für den Sonntag sind zwei ganz eigene Vorlesungen oder öffentliche Erörterungen angekündigt, nämlich um zehn Uhr Morgens „Lob und kritischer Tadel berühmter Personen, Konferenz über ihr Verdienst, ihre Thaten, Werke u. s. w." und um zwei Uhr Nachmittags „Auseinandersetzung aller Systeme, Entdeckungen u. s. w." Die vortragenden Gelehrten sind wenig bekannte Leute, woher es wohl kommt, daß diese Société de civilisation gar kein Aufsehen macht. Was sie daher zur allgemeinen Bildung wirkt, mag blutwenig seyn. Man muß jedoch den Stab nicht über ihr brechen; sie kann zur Uebung künftiger Professoren dienen und angehende Redner bilden, was in einem Staate, wo Alles frei und mündlich verhandelt wird, seine Wichtigkeit hat. Besonders scheinen mir die von besagter Gesellschaft angeordneten sogenannten Konferenzen, worüber auch ein gedrucktes Blatt in fortlaufenden Nummern erscheint, ganz dazu geeignet, junge Gelehrte im mündlichen Darstellen und Erörtern philosophischer oder politischer Materien zu üben. So kommt in der neunzehnten Nummer dieses Blattes, die ich so eben vor mir habe, eine Konferenz zwischen einigen Mitgliedern der Gesellschaft über den Einfluß des Christenthums auf die Sklaverei vor. Der Eine behauptet steif und fest, das Christenthum habe die Sklaverei keineswegs aufgehoben; der Andere sucht das Gegentheil zu beweisen. Einige Zwischenredner geben von Zeit zu Zeit ein Wörtchen dazu. Die Erörterung ist ziemlich oberflächlich; aber die Freiheit, so etwas erörtern zu können, gefällt mir. Abbé Chatel hat in dieser Gesellschaft mehrmals seine Ideen über den von ihm eingeführten sogenannten französischen Gottesdienst öffentlich entwickelt; durch Gründlichkeit werden seine Vorträge sich jedoch eben so wenig, als die obigen ausgezeichnet haben. Die Vorlesungen und Konferenzen machen die sogenannte **philosophische Schule der Gesellschaft** aus; sie betheuert in einer Anmerkung zu jeder Nummer des Blattes, daß sie die Behauptungen und Systeme der Professoren ihrer philosophischen Schule keineswegs als die ihrigen anerkenne. Doch behalte sie sich vor, am Ende eines Lehrkursus dasjenige aufzunehmen (adopter), was ihr in dem Systeme und den Meinungen des Lehrers als unumstößlich wahr und den Fortschritten der Bildung förderlich scheine. Das ist gar nicht übel; nur möchte manchmal ein Lehrkursus nicht hinreichen, um hinsichtlich eines gelehrten Systems ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Dg.

Aus Savoyen, December.

(Beschluß.)

Missionsberichte aus Siam.

„Der Himmel hat zwölf Stockwerke in convaver Gestalt; diese zwölf Himmel ruhen auf dem hohen Gebirge Khau-Sumeng. Die Engel sind in diese Himmel vertheilt. Auch die Raben und Geier sind Engel, denn sie fressen Menschenfleisch. Mitten im Himmel ist ein großes Wasserbecken, in dem sich die Engel baden; sind ihrer zu viele, so läuft das Wasser über den Rand des Beckens, und dies ist dann der Regen auf Erden. Der Blitz hat zwei Ursachen; bald kommt er von einer alten Frau im Himmel, die, um uns zu necken, einen Spiegel gegen die Sonne wendet und dann mit dem aufgefangenen Strahl die Menschen blendet; bald machen ihn die Engel, wenn sie Feuer schlagen. Den Donner bringt ein ungeheurer Riese hervor, der im Firmament wohnt; wenn er mit seiner Frau zankt, so zittert die Erde davon; oft aber bleibt es nicht bei dem Zanken: er wirft, wenn er recht zornig ist, die Axt nach ihr, diese fällt dann oft zur Erde und verursacht da den Blitzschlag. Phra-Athit ist die Sonne und Phra-Chan der Mond. Diese zwei Götter sind auch einmal Menschen gewesen und zwar Brüder. So lange sie auf Erden lebten, gaben sie den Talapoins Almosen. Der ältere gab ihnen täglich eine große Summe Goldes, der jüngere hingegen Silber. Sie hatten noch einen jüngern Bruder, der zwar den Talapoins auch Almosen gab, aber weder Gold, noch Silber, sondern gekochten Reis in einem ganz schwarzen Gefäß. Nach ihrem Tode sind die Brüder Götter geworden, der ältere ward die Sonne, der jüngere der Mond. Der dritte war aber nicht so glücklich; denn zur Bestrafung seiner Knickerei gegen die Talapoins ist er in ein ganz schwarzes Ungeheuer verwandelt worden, das nur Arme, Nägel und Ohren hat; es heißt Phra-Rahu. Durch diese Strafe wurde es aber nicht gebessert; denn es ist sehr neidisch auf seine glücklichen, glänzenden Brüder und sucht immer Gelegenheit, sie zu tödten; darum fängt es öft Kämpfe mit ihnen an, und dadurch entstehen dann die Finsternisse. Die Siamesen aber, die um ihre Sonne und ihren Mond besorgt sind, machen einen entsetzlichen Lärm, um Phra-Rahu zu erschrecken und ihn von seiner Beute wegzujagen. So lange also die Finsterniß dauert, hört man nichts als Schreien und Heulen, man trommelt, schlägt wie unsinnig auf große Erzbecken und schießt mit Flinten; der König läßt in einem fort die Kanonen der Festung lösen, die Unordnung und Angst steigen auf den höchsten Grad. Es wäre fast möglicher, die Finsterniß aufhören zu lassen, als den Lärm der Leute, die sehr ungehalten auf die Christen sind, weil sie sich bei diesen Veranlassungen ganz ruhig verhalten. „Ihr Pharans — so nennen sie uns — seyd ein undankbares Volk; denn ihr liebt die Gestirne nicht, die euch doch so viel Wohlthaten erweisen, weil ihr nichts thut, wenn sie in Gefahr sind."

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 15.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 17. Januar 1834.

Adam, sag an, wie gefelt dir
Der newen Welt Geschmuk und Zier?
Hans Sachs.

Copernicus.

In dem kleinen Hause, das Nicolaus Copernicus in Bologna besaß, hatte sich am Vorabend eines festlichen Tages eine kleine Gesellschaft von Freunden und nahen Verwandten eingefunden. Es wurden eben Anstalten zu einem kleinen Schauspiele getroffen, welches die beiden Frauen im Hause des Gelehrten, seine beiden Muhmen, veranstaltet und ausgedacht hatten, als sich ein ziemlich ärmlich aussehender, sonderbarer Mann meldete, und auf die ertheilte Erlaubniß, mit zusehen zu dürfen, sich sogleich hinter die Reihe der übrigen Zuschauer begab. Der Meister saß in der Mitte der kleinen Versammlung in seinem Sorgenstuhl, mit dem schwarzen Käppchen geschmückt, und hatte das freundliche beredte Gesicht im Gespräch zu dem Herrn Jakobus Battista gewendet, einem Jugendfreunde, der von Mailand, wo er Professor war, besonders zu diesem Feste nach Bologna gekommen. Copernicus hatte diesem Manne, den er sogleich für einen hellen Kopf erkannt, seine große Entdeckung zuerst mitgetheilt und stand mit ihm fortwährend im innigsten Geistesverkehr. Die andern Gäste, zum Theil würdevolle Physiognomien, waren ebenso Männer der Wissenschaft und mit dem Astronomen gleichdenkend, daher dieser sich nicht zu scheuen brauchte, seinen noch wenig bekannten muthigen Umsturz des Himmels in ihrem Kreise laut werden zu lassen. Robert und Paul, zwei sehr junge Studenten, waren die Einzigen, die der Meister nur mit Bedingungen in seinem Hause und in sein Vertrauen aufgenommen, weil er ihrer arglosen Jugend nichts Böses zutraute, und weil er wohl wußte, daß sie ihm nicht wegen der großen astronomischen Entdeckung anhingen, sondern wegen seiner kleinen Nichte Sophie, die als vierzehnjähriges Mädchen unter der Hut Frau Genevrens und Fräulein Theresens, der beiden Muhmen des Meisters stand. Das Spiel, welches diese beiden Frauen nun aufführten, war für die wenigen Mittel, die damals dem Schauspieler zu Gebote standen, und für die geringe Erfahrung der Spielenden in diesem Fach, wirklich recht ergötzlich und geistreich zu nennen. Es galt nämlich nichts Geringeres, als die große Entdeckung des Meisters unter symbolischen Gestalten dramatisch darzustellen. Die Verse theilen wir mit, wie sie sich in ihrer naiven Bedeutsamkeit in einem alten Buche gefunden. Als der Schauplatz sich öffnete, sah man Frau Genevra als eine vornehm gekleidete Frau auf einem prächtigen Thronstuhl, der mit magischen, astronomischen und tellurischen Zeichen und Abbildungen geschmückt war, sitzen und mit dem Scepter in der Hand eine gebieterische Stellung behaupten; fünf in verschiedene Farben leuchtend gekleidete Diener gingen, mit köstlichen Erfrischungen und Geschenken beladen, langsam um sie herum, an ihrer

Spitze eine in glänzende weiße Gewänder gehüllte Frau, mit einer kleinen strahlenden Krone geziert. Diese Rolle, die Person der Sonne darstellend, hatte Fräulein Therese übernommen. Die auf dem Throne sitzende Gestalt hob ihre Rede mit folgenden Worten an:

Ich sitz' auf diesem Thron, und Erd' werd' ich genannt.
Mein edeles Geblüt ist Königen verwandt;
Die Diener, die ihr schaut, sind der Planeten Schaar,
Die Sonne, noch so stolz, sie trägt mir den Talar.
Und alles, was da lebt im weiten Himmelsraum.
Beugt diesem Scepter sich, küßt dieses Mantels Saum.

Nach diesen Worten nimmt sie die Huldigung der Planeten und der Sonne an, und entfernt sich. Jene, erbittert über diesen Stolz, treten alsbald zu einer Verschwörung zusammen. Jupiter, Mars, Merkur reden der Sonne zu, den Uebermuth nicht länger zu dulden:

Was? (ruft ihr Jupiter zu) bist du kein Königskind?
Mit deiner Krone Strahl machst du das Aug' uns blind,
Aus deiner Blicke Glanz trinkt alle Creatur
Des Lichtes Zaubergruß und alles Lebens Spur.
Du bist es, die uns lenkt, dein sey das Firmament.
Als Kön'gin herrsche du, indeß man Magd sie nennt!

Die Sonne erwidert ihm mit einem Seufzer:

So sprichst du, lieber Zeus? wie allen doch bekannt,
Hab ich von jeher dir nur wenig Licht gesandt.
Gelingt doch unser Plan, so soll, du Edler mein,
Es stets so hell auf dir, wie hier im Zimmer seyn.

Saturn sagt:

Bin ich gleich alterschwach, an Kräften sehr gering,
Reich' ich, kommst du zum Thron, dir dennoch meinen Ring;
Nimm ihn und jenen Thron, er war gleich Anfangs dein,
Und uns, du hohe Frau, laß deine Diener seyn.

Die Sonne erklärt, nachdem sie diesen Heirathsantrag abgewiesen hat, daß sie zeitlebens Jungfrau zu bleiben wünsche, ja daß, wenn sie nicht anders befreit werden könne aus der Knechtschaft, als nur unter der Bedingung, einem der Planeten ihre Hand zu reichen, sie lieber der Welt entsagen und in ein Kloster gehen wolle. Wirklich nimmt sie auch den Schleier; als sie sich damit bedeckt, verfinstert sich das ganze Gemach und alle Planeten gerathen in Verzweiflung; sie geben ihren Anschlag auf und erklären, sie wollen die Sonne auf den Thron heben, auch ohne die mindesten Ansprüche auf ihren Besitz zu machen. Hierauf gehen sie auseinander, sie treffen Anstalten, der Erde eine förmliche Kriegserklärung zu schicken, und da diese mit Hohn zurückgewiesen wird, vereinigen sich die Verschwornen und berennen die Burg der Erde. Nach langem, hitzigem Gefecht, wobei einige Fixsterne und viele Planeten umkommen, andere für todt vom Schauplatz getragen werden, muß sich die Festung ergeben und die Erde geht auf Gnad und Ungnade in die Hände ihrer Sieger über. Die Sonne, obgleich während der schmählichen Knechtschaft schwer gereizt, übt doch Milde und Gnade gegen die gefangene Feindin und weiset ihr unter den Dienern, den Planeten, den dritten Platz an; sie selbst sezt sich auf den Thron und nimmt den ihr gebührenden Scepter in die Hand. Auf Veranstaltung der Planeten wird ein Diener ausgesucht, der den Bewohnern der Erde anzeigen soll, welches Ereigniß ihre Gebieterin betroffen, und besonders soll dieses einem der vielen Tausende angezeigt werden, weil dieser der besondere Liebling der Sonne und aller Planeten sey.

Geh hin (spricht sie zum Boten), und suche dir von allen, die bewohnen
Der Erde dunkles Rund und ihre dumpfen Zonen,
Such' dir den Mann heraus, dem ich, vor allen werth,
Ein Theil des ew'gen Lichts, das mir entströmt, bescheert.
Sag' ihm, was hier geschah, und was du mit erblickt,
Und zweifelt er, so sprich, ich habe dich geschickt.
Von allen hochberühmt und des Jahrhunderts Zier,
Ist er der einz'ge Mann, den ich zum Gatten mir,
Zum Freunde mir gewählt; er wird unsterblich seyn,
Und nennen wird man ihn, so lange glänzt mein Schein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Philadelphia.

Haben Sie bemerkt, wie eitel dieses Volk ist? wie sie sich allein den Namen der ganzen westlichen Halbkugel anmaßen? Das muß man sich von einem Bürger der Vereinigten Staaten erklären lassen. „Es ist ganz natürlich, wird er sagen, daß wir den Namen unsers Welttheils führen; das hat uns noch Niemand streitig gemacht. Unsere Nation ist die erste in der Welt, die einzige wahrhaft civilisirte. Hier, betrachte man unsere Landkarte! welch ungeheure Städte blühen da auf; unsere Theater, unsere Museen, unsere Friseurs — hat das alte morsche Europa etwas Aehnliches aufzuweisen? Die europäischen Mächte brüsten sich mit ihren prächtigen Kriegsheeren, aber es ist kein Sergeant in unserer Miliz, der nicht mehr verstünde, als ihr bester General. Wollen sie auf ihre Diplomaten und Staatsmänner pochen? Vor Franklin mußten die geschicktesten die Segel streichen. Ihre jetzigen haben sich schon alle überlebt, indeß sich unsere jungen Schreiber verewigen. Lesen Sie unsere Zeitungen, ist das eine gesunde Politik? tief! tief! Von Gelehrsamkeit brauche ich vollends gar nicht zu sprechen; ich könnte Ihnen berühmte Namen nennen, denen sich nichts entgegenstellen läßt; ich begnüge mich, im Allgemeinen auf unsere jungen Ladies in Connecticut hinzuweisen. Es

ist natürlich, daß das Land, von dem alles Licht und alle Kenntniß ausgeht, dem sich alle andern nachbilden, das Hauptland mit einem Worte, auch den Namen des Welttheils führt. Legen Sie die Hand auf die Landkarte, decken Sie die Union zu; wo wäre dann Amerika? etwa in Brasilien, oder in Peru, oder am La Plata? Man begreift, das kann nicht seyn. Also wo wäre es denn? heben Sie die Hand auf, so liegt die Antwort offen da.“ Ich war in keiner Stadt in Amerika, wo ich diesen Beweis nicht hundertmal und immer mit den nämlichen Worten gehört hätte, und ich bin nun auch so vollkommen von der Richtigkeit dieser Folgerung überzeugt, daß ich in diesen Blättern die Nordunionisten meistens nur Amerikaner nannte.

Um in diesem Ton zu bleiben, sagen wir, Philadelphia ist die zweite Stadt in Amerika; sie hat nach dem Census vom Jahr 1831 108,000 Einwohner, wovon etwa ein Viertheil Farbige sind. Eine breite Straße, der Markt genannt, theilt die Stadt, von einem Ende zum andern, in die Nord- und Südseite. Durch die ganze Länge des Marktes führt ein Laubengang, nach Art der Pariser Hallen. Die links und rechts vom Markte abgehenden Straßen werden nur nach ihrer Nummer bezeichnet; die erste Südseitstraße ist der ersten Nordseitstraße gegenüber, und so geht es fort bis zur fünfzigsten oder sechzigsten; der lebhafte Theil der Stadt erstreckt sich aber nur bis zur fünf-und-zwanzigsten. Die mit dem Markte parallel laufenden kleinen Verbindungsstraßen haben auch keine eigentlichen Namen; man bezeichnet sie nach ihrer Situation, und sagt z. B. die zweite zwischen der 33sten und 34sten Nordseite. Diese Methode ist beim ersten Anblick überraschend und für Leute, die sich vorzugsweise mit Ziffern beschäftigen, vielleicht bequem, zeugt aber von wenig Sinn für geschichtliche Erinnerung und sehr geringem Ideenschwung. Es mag die Orientirung erleichtern, aber für das Gedächtniß ist es eine schlechte Hülfe; denn es ist gewiß leichter, einen Namen, an den sich irgend eine Erinnerung knüpft, als eine Zahl zu merken. Für die Orientirung wird dieses Verhältniß auch nur dadurch nützlich, daß sämmtliche Straßennummern vom Markte aus laufen; man braucht also nur dahin zu gehen und sich die Straße, die man sucht, abzuzählen. Außerdem aber ist es ein wahres Labyrinth; denn ein Haus ist wie das andere, eine Gasse wie die andere. Vergebens sehnt sich das Auge nach einer Krümmung, nach einem Vorsprung, nach irgend einer Unterbrechung der traurigen Einförmigkeit; Alles ist immer schnurgerade, ganz gleich, unendlich gedehnt. Man würde sich aber irren, wenn man diese Einrichtung für eine Originalität oder auch nur für eine Grille des Gründers der Stadt halten wollte. Pen hat den ersten Straßen, die bei seinen Lebzeiten entstanden, Namen gegeben, an die sich eben so viele Erinnerungen knüpften; sie sind noch bekannt, reichen aber nur bis in die achte Gasse. Nach ihm konnte man entweder nichts Passendes mehr erfinden, oder sich nicht vereinigen; es entstand Streit, und um die Fackel der Zwietracht in der Stadt der reinen Bruderliebe auszulöschen, krazte man die alten Namen von den Mauern und schrieb Nummern an alle. Diese Eintheilung harmonirt übrigens trefflich mit dem monotonen Charakter, der der ganzen großen Stadt eigen ist. Man kann sich auf der ganzen Welt nichts Langweiligeres als Philadelphia und seine Bewohner denken. Ausgespannte Segeltücher beschatten zu beiden Seiten die schmalen Trottoirs und verengen die schmutzigen Straßen. Unter diesen Lauben sitzen die müßigen handelnden Bewohner den ganzen Tag auf Schaukelstühlen und stemmen die Füße an die Säulen. Mühsam winden sich die spazierenden Quäkerinnen in ihrem lächerlichen Aufzug durch die barrikadirten Pfade, und dieser Anzug hat weiter nichts Eigenthümliches, als daß er uns um zwei Jahrhunderte in die Zeit unserer Voreltern zurückversezt. Man glaubt die Ahnenbilder aus den Sälen unserer Altbürger herumlaufen zu sehen, und kann sich bei dieser Geistererscheinung Anfangs eines kalten Schauers kaum erwehren, bis nach und nach Verwunderung dem Entsetzen Platz macht, da man die Menge blühender, engelschönen Gesichter erblickt, die man hinter dieser gespenstischen Mummerei nicht erwartete. In der Mitte der schmutzigen Straßen ist der Unrath nach Ordnung und Gesetz aufgethürmt; nie wird er weggeführt, und frank und frei wandeln die Kühe durch die Straßen, suchen sich daselbst ihre Nahrung, freuen sich ihres republikanischen Lebens und finden zweimal des Tags die Wohnung wieder, vor deren Thor sie gewohnt sind, sich für ein bischen Heu melken zu lassen. Eben so vergnügt und im höchsten Wohlleben bringt das nützliche Schwein seine Tage und seine Nächte auf dem Pflaster zu, gedeiht zum Verwundern und mästet sich ohne Mühe, ohne Kosten; nichts stört seine Ruhe, es ist zahm und gutmüthig, und wenn ein Feuerlärm entsteht, so läuft es mit den Spritzen, grunzt mit den Trompetern und vermehrt den Spektakel.

Die unzähligen kolossalen Wassermelonen, die hier täglich verzehrt werden, und deren Schaalen die Straßen dicht bedecken, machen leztere zu einer sehr nutzbaren Viehweide, die auch bestens benuzt wird; ein erfreulicher Anblick für Oekonomen. Philadelphia gilt in der ganzen Union für die niedlichste und besonders für die sauberste Stadt. Selbst die Newyorker lassen ihrer Rivalin die Gerechtigkeit, oder eigentlich dieses Unrecht widerfahren; denn Newyork ist doch in der That so reinlich, als nur eine Stadt in Holland seyn kann, und hat im Vergleich

mit allen übrigen Städten von Amerika so viel Angenehmes, daß man immer Heimweh darnach verspürt, wo man auch auf diesem Kontinent herumreisen mag.

Die Wassermelonen sind eine vortreffliche Frucht für Philadelphia, denn außer dem unverkennbaren Nutzen ihrer Abfälle, ist ihr Fleisch ein heilsames Kühlungsmittel in der unerträglichen Hitze, die einen hier im Sommer mehr belästigt, als irgendwo, so arg, daß man kein Jahr ohne einen sogenannten Hitzkatarrh davon kommt, eine äußerst schmerzliche Krankheit, die vier bis sechs Wochen dauert, und wofür es weder Mittel noch Linderung gibt. Die meisten Kinder, die in dieser Periode geboren werden, gehen zu Grunde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Januar.

Der Winter und die Geselligkeit.

Es ist schon etwas lange her, daß Sie nichts mehr aus unsern Mauern erfahren haben, und ich habe durch mein Zögern vielleicht manche interessante Neuigkeit Ihnen mitzutheilen versäumt. Denn was hat sich nicht alles seit meinem letzten Berichte zugetragen! Da sind die Stände des Landes zusammengetreten, über sechs Monate beisammen gewesen und in Eintracht wieder heimgegangen; das Theater ist geschlossen und wieder eröffnet worden; Masern, die Influenza und Scharlachfieber haben uns heimgesucht, und der Kronprinz von Preußen ist bei uns gewesen; das Salz ist wohlfeiler geworden und die Begeisterung theurer; das landwirthschaftliche Fest ist gefeiert worden mit Wettrennen, Wettpflügen, Wettspinnen, Jubel, Regen und Preisvertheilungen, und Robert den Teufel haben wir aufführen sehen, und eine Mutter hat ihre zwei Kinder aus mütterlicher Liebe ersäuft; der Landschaftsmaler Ernst Fries ist gestorben und das Kriegsministerium hat seinen Präsidenten gewechselt; ein anderer französischer Gesandter ist aufgezogen und die Bildsäule des verstorbenen Großherzogs Ludwig ist auf dem Marktplatze aufgerichtet worden, — und von alle dem haben Sie auch gar nichts erfahren. Indeß hat auch der Winter, die Jahrszeit der Jahrszeiten, die Saison der grossen Welt, wenigstens im Kalender begonnen, in der Wirklichkeit aber seine Belustigungen und Vergnügen, die ihn bei der großen Welt so wohl daran machen, Gesellschaften, Bälle, Konzerte. Die werden denn sehr zahlreich besucht, in der Absicht, Freude und Genuß darin zu finden, und man kann es wahrlich den Leuten, zumal den jungen, nicht verargen, daß sie den Winter oft überschätzen, wenn man die hiesigen Verhältnisse kennt. Es ist etwas Herrliches um die Natur, und die schläft im Winter, aber es ist auch etwas Herrliches um den Menschen, das Meisterstück der Schöpfung, und um Geselligkeit, und diese ist bei uns leider eine Treibhauspflanze; die nur in den kalten Monaten hinter Fensterscheiben, bei Lampenlicht und Ofenwärme gezogen wird. Der Philosoph Baco hielt die Einsamkeit für etwas so Außer- oder Uebermenschliches, daß er keck behauptete: Quicunque solitudine delectatur aut fera aut Deus est. Diesem nach sollte man im Sommer fast glauben, Karlsruhe sey von lauter Göttern bewohnt (die andere Alternative anzunehmen, wäre unhöflich); denn wenn nicht manchmal ein glückliches Ungefähr Bekannte zusammenführt, so leben sie den größern Theil des Jahres in denselben Stadtmauern so getrennt, als wenn der eine indeß eine Reise in die neue Welt gemacht hätte, so lange, bis der gesellige Dreiviertelstakt sie wieder auf einige Monate vereinigt. Schon manchmal habe ich dabei an die Geister gedacht, die nur den Einbruch der Mitternacht abwarten, um ihre Gräber zu verlassen und die geschenkte Frist in guter Gesellschaft und mit Tanz zuzubringen, bis der Glockenschlag der ersten Stunde sie wieder trennt und in ihre Einsamkeit zurücktreibt. Der lezte Takt des lezten Walzers ist für uns der verhängnißvolle Glockenschlag. — Der Tanz ist es, und jeden neuen Winter wieder der alte Tanz, der die Menschen hier zusammenführt, und wenn sie beisammen sind, so tanzen sie, und wenn die Meisten nur gerne in Gesellschaft sind, weil darin getanzt wird, so tanzt doch auch Mancher, nur um in Berührung mit Menschen zu kommen. In manchen hohen Cirkeln ist es selbst angenommen, daß ein Herr, der nicht tanzt, gar nicht eingeladen wird, ein deutlicher Fingerzeig, daß man nur die Beine mitzubringen braucht, den Kopf aber wohl zu Hause lassen kann. Wo aber die Geselligkeit sich auf den Tanz stützt, da steht sie auf schwachen Füßen und erlahmt mit den Beinen der Tanzenden.

Der Umgang mit Frauen ist die Schule der feinern Bildung; doch darunter sey nicht nur der äußerliche Anstand verstanden, der Anstand der Bewegungen des ganzen Körpers und der Zunge, die Gesellschaftsbildung, sondern der innere Anstand, der Anstand des Geistes und Herzens, die Grazie der Gedanken, wie ihres Ausdrucks. Darüber sind wir im Reinen. Aber leider bieten hier nur die Bälle Gelegenheit dar, sich jenen zarten Wesen nähern zu können, und somit wären die Bälle Bildungsanstalten, und der Staat müßte wohl gar eine Summe ins Budget aufnehmen, um diesen wechselseitigen Unterricht zu pflegen. Doch sind sie es gerade, die jenen Umgang auf ein flüchtiges Vorüberschweben beschränken. Ich weiß es von vertraulichen Geständnissen, und will es auch zur Ehrenrettung manches tanzenden Paares glauben, viele sind nie einfältiger, als in einem Walzer. Vor eine geputzte Schöne hingepflanzt, von einer Menge Zuschauern begafft, von bunten Paaren umwirbelt, an eine Tanzreihe gestellt, wo manches Auge einem den Kopf verwirrt, von einer rauschenden Musik umtobt und übertäubt, sollst du in den wenigen Minuten, die dir gegönnt sind, bis du selbst dich wieder in den Wirbel stürzen mußt, deine Dame, so will es der gute Ton, unterhalten, und wo möglich geistreich unterhalten; aber reden mußt du jedenfalls, und wenn dir nichts Gescheidtes einfällt und dir der Stoff ausgeht, so mußt du eben schwatzen. Waare muß abgesezt werden, und hast du die gute nicht bei der Hand, so bietest du eine geringere Sorte, und je schlechter, desto mehr. Dieses leichtbewegte Hin- und Herwogen, dieses aufgeregte Treiben, das die Pulse jagt und die Nerven spannt, sollte ja recht eigentlich die Lebensgeister wecken und zu Munterkeit, Witz und Scherz auffordern; aber gepaart mit Convenienz und Etikette, wird es zum Pegasus im Joche, ein Mittelding zwischen Lust und Ernst, Ausgelassenheit hinter Glacéhandschuhen und steifer Kravatte, Begeisterung in Steifleinen. Der Geist muß also wie die Füße auf der Oberfläche tänzeln und tändeln, muß sich um die gewöhnlichen Ballgespräche drehen, um Stadtneuigkeiten, Theater, Bälle, Gegenstände, wo er jederzeit ohne Verlust schnell abbrechen kann, denn die nächste Minute ist nicht mehr sein.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 16.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. Januar 1834.

Verflucht Geschnarr! Man muß sich dran gewöhnen.
Komm mit! komm mit! es kann nicht anders seyn,
Ich tret' heran und führe dich herein.

Goethe.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Die Philadelphier wollen auch für Musensöhne gelten und haben sich wirklich einen Ruf erworben, denn sie schreiben fast so viel als die schönen Connecticuterinnen, nur gelehrter; meistens werden astronomische Hypothesen ersonnen und Verse geschmiedet; auch ist ein Theater hier. Aber trotz der Vorliebe für schöne Künste und der allgemeinen belletristischen Tendenz können Thaliens Schüler höchstens zwei Monate im Jahr ihre Spiele hier feiern. Um so mehr wird auf den Gassen deklamirt. Alle Augenblicke springt ein Kaufmann aus seinem Laden hervor, läutet aus Leibeskräften mit einer tüchtigen Glocke, und wenn er hofft, genug Aufmerksamkeit erregt zu haben, oder wenn ihm seine Kräfte die Dienste versagen, tritt sein Gehülfe, noch ehe der Schall verklungen ist, auf, und während die Lunge des ersten nach Athem pumpt, ist die des andern in Bewegung, eine Lobrede auf den menschlichen Erfindungsgeist zu halten, wovon man eben eine neue herrliche Probe um billigen Preis in seinem Waarenlager finden könne, die jedoch wahrscheinlich Abends vergriffen seyn dürfte. Während er spricht, lauern mehr als zwanzig Kaufleute, mit der Glocke in der Hand, ungeduldig seines letzten Wortes; denn kaum ist die Rede zu Ende, so handelt es sich darum, wer zuerst die Glocke anzieht. Nie entsteht Streit darüber; schlagen zwei Nachbarn zugleich an, so entscheidet die Hausnummer. Einer will einen Gelegenheitsartikel an Mann bringen, ein anderer braucht Geld zu einem großen Unternehmen und verkauft sein Lager unter dem Ankaufspreis. Jeder sinnt sich alle Tage eine andere Anzeige aus; dazwischen kommt der Milchmann gefahren und ruft mit der Glocke von Haus zu Haus seine Kunden zum Karren; klingelnd durchlaufen die Scheerenschleifer, Obsthändler, Wassermänner und andere Verkäufer die Straßen, die meisten Kühe haben Glocken und alle Pferde Schellen, und so nimmt das ohrenbetäubende Gellingel vom frühesten Morgen bis in die Nacht kein Ende.

Dagegen beginnt der Sonntag mit schauerlicher Stille, und die düstere Feier wird noch hundertmal langweiliger begangen als in Newyork. Diese Ruhe in dieser grossen Stadt ist so unbegreiflich, so unglaublich, daß einem ganz bang zu Muthe wird; man glaubt sich dem Ausbruch eines außerordentlichen Ereignisses nahe, und wirklich ereignet sich auch fast immer ein paar Mal etwas, was man in Newyork sechsmal im Tage erlebt: es entsteht Feuerlärm. Das ist aber kein Lärm, wie man ihn irgendwo anders in der Welt hören kann, es ist ein wahres Bild des jüngsten Tages. Die Feuermänner

haben Mäntel von lakirtem Leder und verschiedenen Farben nach den verschiedenen Nummern der Spritzen, denen sie zugetheilt sind. Die einen haben rothe Mäntel mit gelben langen Kragen, worauf blaue Flammen gemalt sind, andere haben schwarz und rothe Mäntel und gelbe Flammen, andere gelb und blaue Mäntel und rothe Flammen; sie sehen aus, als wenn sie einem Auto-da-fé entsprungen wären. Jeder hat ein Sprachrohr, um seine Stimme zu vervielfältigen, und eine Glocke, um den Lärm zu vermehren; da springen sie und geberden sich, in ihren glänzenden Anzügen an die Spritzen gespannt, wie Unsinnige. Wenn ihre Manövers einer Leitung bedürften, so wären sie unausführbar, so entsetzlich ist das Getöse. Sie sind aber so gut eingeübt, daß alle ihre Bewegungen und Verrichtungen mit der größten Präzision vor sich gehen, und der höllische Charivari scheint ein wesentlicher Theil des ganzen wohlorganisirten Mechanismus. Ueber die reichen Goldverzierungen und schönen Malereien an sämmtlichen Löschrequisiten, insbesondere über die verschwenderische Pracht der Feuerspritzen und Schlauchkarren kann man sich nicht genug verwundern. Am zweckmäßigsten aber ist die Wasserleitung eingerichtet. Unter allen Straßen sind die Gewässer des Delaware in unterirdischen Kanälen durchgeleitet, die in Entfernungen von je fünfzig Klaftern bedeckte Oeffnungen haben. So wie ein Feuer entsteht, werden die deckenden Steine an dreißig oder vierzig solcher zunächst der Feuersbrunst gelegenen Löcher aufgehoben, Pumpen und Schläuche eingesezt, das Wasser in die vor der Brandstelle aufgefahrenen Spritzen und von diesen in die Flammen in solcher Menge und mit solcher Schnelligkeit gepumpt, daß vom größten Feuer in Zeit von einer halben Stunde längstens auch kein Funken mehr glüht.

Daß man hier zu Lande bei Aufführung von Bauten keinen Bedacht auf die Nachkommenschaft nimmt, ist schon erwähnt worden, man trifft daher in Amerika auch nichts Solides der Art. Die Häuser sind alle nach Einem Plane gebaut, und in verschiedenen Städten bemerkt man darin nur unbedeutende Unterschiede. Philadelphia, wo das Trinkwasser, wie in Newyork, durch künstliche Wasserleitungen bis vor die Stadt geleitet und dann von den Wassermännern in die Straßen verführt und in die Häuser verkauft wird, hat in den lezten Jahren eine bedeutende Verbesserung erhalten. Es ist eine Gesellschaft entstanden, die für den geringen Preis von 100 Dollars jährlich das gute Wasser in jede Wohnung und jedes beliebige Stockwerk leitet, so daß man jezt schon in den meisten Häusern im ersten oder zweiten Stock eine beständige lebendige Quelle trifft. Dieser Einrichtung verdankt die Stadt ihren Ruf der Sauberkeit, da sie die Reinigung des Innern der Wohnungen sehr erleichtert; denn das gesalzene Wasser der Straßenpumpen nimmt durchaus keinen Schmutz weg und taugt nicht einmal zum Abwaschen der Treppen. — Hinsichtlich der Miethe ist man in Philadelphia nicht so wunderlich wie in Newyork, aber eben nicht viel wohlfeiler. Die Miethe geht da vierteljährig, und die Neugierde des Hauswirthes will zwar auch befriedigt seyn, aber es ist doch bloß Neugierde, in Newyork hingegen ist es rein Spekulation. Ich habe mehrere Wohnungen hier besehen; die erste Frage war immer: „Was ist Ihre Beschäftigung?“ Da wir unsere Absicht, Ländereien zu kaufen, nicht jedem mittheilen mochten, so erwiderten wir, wir haben gar kein Geschäft. Auf eine solche Antwort würde ein Newyorker seine Hausthüre zuschlagen, um weiter keine Zeit mit Faulenzern zu verlieren; der Philadelphier belehrt einen, wie man das Nichtsthun glimpflicher ausdrücken müsse, indem er korrigirend sagt: „Also ein Familienleben.“ Ist es ein einzelner Mann oder ein Frauenzimmer, so drückt man den Mangel an Beschäftigung als ein Gentlemensleben oder ein Ladiesleben aus, und nimmt also gutmüthig an, daß Leben auch eine Beschäftigung repräsentire, wobei jedoch jeder bedenklich, aber kaum merklich, den Kopf rührt, oder eine andere Grimasse macht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Copernicus.

(Fortsetzung.)

Der Meister hatte während dieses Spiels nach seiner Weise herzlich gelacht und einmal über's andere den beiden Frauen Winke gegeben, wie ihn der Scherz erfreue; auch Herr Jacobus Battista lachte, daß oft die Worte der Sprechenden nicht zu verstehen waren, und beide Freunde drückten sich die Hände vor Lust, wenn hie und da eine Anspielung auf Rom und die Kardinäle vorkam, besonders auf den klugen Doktor aus Padua, des Meisters geschwornen Feind. So saß er denn noch da, als das Spiel schon längst geendet, und trocknete sich unter fortwährendem Gelächter die Thränen von den Wangen, da trat, als die Frauen schon Anstalt trafen, die Bühne vom Geräthe zu reinigen, eine wunderliche, höchst abentheuerliche Gestalt zwischen den Brettern und Lichtern hervor, und indem sie sich mitten auf die Bühne stellte, nahm sie eine drohende und zürnende Stellung an. Ein Geflüster ging durchs Gemach, wer der Fremde sey? man fragte die Muhmen, die selber neugierig, noch halb mit ihrem Flitterstaat bekleidet, am Eingange lauschten, und als diese versicherten, sie wüßten durchaus nicht das Mindeste von der Maske, ließ man alle Fragen ruhen, um zu hören, was jene Gestalt, in dumpfen Tönen sprechend und sich an den Meister wendend, vorbrachte:

Du mehr als Schändlicher, den meine Zung' nicht nennt,
Weil deines Namens Klang, gleich Schwefel sie verbrennt,
Du, den kein Zorn zu hart, kein Fluch zu tief verdammt,
Es sagt von dir sich los, was nur von Adam stammt.
Denn mehr als Ahab selbst, als Nero, Caracall,
Bringst du den Himmel auf durch deinen Sündenfall!
So lang die Winde weh'n aus Süd, West, Ost und Norden,
Ist eine schlechtre That noch nicht begangen worden;
Die Erd', die dich gebar, von ihr sagst du dich los,
Wirfst schändlichen Verrath in ihren Mutterschooß.
Wohlan, mißrathner Sohn! so höre ihre Stimme:
Auch sie verleugnet dich in ihrem Muttergrimme.
So lang du auf ihr weilst, sey Ruh' dir nicht geschenkt,
Und haben sie dich einst in kühlen Grund gesenkt,
Dann faßt dich jäh ihr Arm und stößt hinaus dich wieder,
Hin zwischen Wolk' und Stern, da treiben deine Glieder,
Und nahst dem Himmel du, auch er stößt den hinaus,
Der Zwist und Unruh' bracht' in's stille Himmelshaus! —

Diese Rede, seltsam und wunderlich genug in die Ohren der erschreckten Hörer tönend, war kaum beendet und der Mann, der sie vorgebracht, verschwunden, als die Gäste, vom ungewöhnlichen Eindruck zu sich kommend, unter einander sich beriethen, ob man dem Menschen, der so kecke Drohworte vorgebracht, nicht eilig nachsetzen solle; doch ein Blick auf den Meister belehrte sie eines andern. Er lag, wie beim Anfang der Komödie, heiter lächelnd in seinem Armsessel und scherzte mit seinem Freunde; in dem Moment traten auch Frau Genevra und Fräulein Therese herbei und Copernicus sagte unter Lachen zu ihnen: „Ja, so geht's, man kann es nicht beiden Theilen recht machen; habe ich es mit meiner guten Mutter, wie Ihr eben gehört habt, verdorben, so ist es mir kein kleiner Trost, daß ich dafür eine Frau gewonnen, wie Ihr, liebe Genevra, es mir in wohllautenden Versen versichert habt, und zwar eine Gemahlin, die kein Kaiser und kein König glänzender aufzuweisen hat.“ Er lachte nach diesen Worten noch herzlicher, Herr Jacobus Battista bemerkte aber mit Kopfschütteln: „Mich gelüstet dennoch, zu erfahren, wer jener advocatus terrae war; denn wahrlich, er hat Worte vorgebracht, die mir unter andern Umständen nicht wenig Entsetzen eingeflößt haben würden. Klang es nicht so, theurer Copernicus, als sollte Euch hinfüro, als dem größten Sünder, der jemals gelebt, die Ruhe im Leben und dereinst im Grabe versagt seyn?“ — „Freilich,“ erwiderte der Astronom, „nichts Geringeres als das; doch glaubet mir, hinter jener Maske steckte wohl einer meiner lieben Schüler, oder wenn es schlimm kommt, ein Abgesandter vom Erddoktor zu Padua, denn weiter hin verbreitet sich mein liebes Geheimniß nicht; seyd darob ganz ruhig, Freunde.“

Es war gegen Mitternacht desselben Tages, als der Meister in seinem Stübchen bei der Studierlampe arbeitete, indeß die übrige Hausgenossenschaft schon schlief. Da ließen sich leise Tritte auf der Stiege hören und bald darauf trat eine Gestalt, in einen Mantel gehüllt, herein und an den Tisch des Gelehrten, der nicht wenig verwundert in dem so späten Besuch den Neffen des Herzogs, den Prinzen Benedetto, erkannte. Er erhob sich und trat dem jungen Manne entgegen; er blickte in das schöne, aber durch frühe Leidenschaften gebleichte Antlitz, und schien darin lesen zu wollen, was die Wolken des Unmuths und Trübsinns, welche die hohe Stirne deckten, zu bedeuten hatten. Der Prinz bemerkte dieses Staunen und diese Aufmerksamkeit; er warf sich in einen Sessel, und nach einer kleinen Pause hob er an: „Ich komme so spät noch zu Euch, Messer Copernigo, weil mich eine Prophezeihung drückt, die ich mit allem Sinnen nicht enträthseln kann und welche ich vor wenigen Stunden erhalten; hört. Ich lag, es war um die zwölfte Stunde, müßig in meinem Sessel im Vorgemach der Herzogin; des Dienstes immer gleiche Einförmigkeit, die Langeweile des Hofes, und vielleicht mehr als dieses, der Ueberdruß am Leben selbst hatten mich in einen unmuthigen Trübsinn versenkt; die Erscheinungen des äußern Sinnes verhüllten sich allgemach vor mir und die innern Bilder des Traums stiegen in prophetischem Ernste vor meinem umdüsterten Blick auf. Mein Geist ward aus den glänzenden Gemächern des Pallastes in die düstern Gewölbe der Kathedrale von St. Marco entführt, wo die Gebeine meiner Ahnen ruhen; dort unter zertrümmerten Särgen wandelte ich, der einzige Lebendige unter den königlichen Todten, ich, der auf keine Krone hoffen kann.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Januar.

(Beschluß.)

Gesellschaftliche Gebrechen.

In die gefährliche Stellung will ich mich nicht setzen, als spräche ich gegen den Tanz; es sind nur die Karlsruher Sitten, über die ich klage, welche Herrn und Damen nur auf Bällen zusammenführen, welche die Geselligkeit nicht anders kennen, als in den mühsam aufgesuchten Sätzen einer Walzerkonversation. Ein Einsiedlerleben führen wir freilich darum noch nicht, und es gibt der Gesellschaften und Zusammenkünfte eine Menge, deren jede ihren Werth hat, den ich ihr auch nicht nehmen will. Die Einen vereinigen sich zu Thee und Aesthetik, die Andern zu Bier, Tabak und Politik, die Dritten zu Wein und Gesang, vielleicht noch Andere zu Kaffee, pietistischer Zerknirschung und Medisance, und nicht die Wenigsten zu Whist, Boston und Tarock, und Alle unterhalten sich trefflich und verlangen nicht mehr. Aber das sind Einseitigkeiten, die an ihrem Platze recht gut seyn mögen, aber in ihrer Beschränkung und Ausschließlichkeit zu gelehrtem Anstrich, zu derber Unverträglichkeit, zu frivolem Leichtsinn, zu Demuth und Unduldsamkeit, und zu Erstickung aller wahren Geselligkeit

führen können und insgesammt eine schlechte Pflanzschule derselben abgeben. Jede einseitige Ausbildung, und sey sie von dieser einen Seite noch so vortrefflich, läßt eine Unbehaglichkeit und Unbehülflichkeit zurück, die sich deutlich fühlbar macht, wenn sie in einen andern Kreis versezt wird, worin sie fremd ist; dieses Gefühl, wenn es nicht überwunden wird, wird zur Aengstlichkeit, zu dieser tritt eine angeborne Bequemlichkeit, welche Selbstüberwindung scheut, und eine nie ganz ausgestorbene Eitelkeit, welche sich lieber in den Verhältnissen bewegt, wo unsere Vorzüge anerkannt werden, als wo wir die linkische Seite zur Schau tragen müssen. So werden der Gesellschaft Elemente entzogen, die viele ihrer Lücken ausfüllen könnten, und der Einzelne entbehrt der gleichmäßigen Harmonie, welche sich der Einseitigkeit stets entzieht.

Wenn wir nach Abhülfe so mancher Gebrechen des öffentlichen Lebens suchen, so müssen wir in den Kreis der Familien steigen und dort den Keim des Guten legen, wenn er sicher Wurzel schlagen und nicht ein in die Luft gepflanztes Reis seyn soll. Die Religiosität, die Bildung, die Aufklärung muß aus dem Schooße der Familie hervorblühen, auch die wahre **Geselligkeit** muß es. Der Stoff ist da, es kommt nur darauf an, daß er angewendet, daß er nuzbar gemacht werde. Wenn ich es nicht mit Deutschen zu thun hätte, so würde ich vor allen Dingen dem Kinde einen Namen geben und eine förmliche Aufforderung in ein öffentliches Blatt einrücken lassen, etwa zur Bildung eines „Geselligkeit-Verbesserungsvereins,“ mit schmeichelhafter Motivirung und ausführlicher Auseinandersezung der Weise und des Zwecks des Vereins. So aber, da der Deutsche diesen marktschreierischen Prunk mit Recht nicht liebt, habe ich nur über jenen Mangel geklagt, und gemeint, die Abhülfe liege nicht so ferne und sey nicht so schwer erreichbar. Es brauchten nur mehrere Familien, welche dieses Bedürfniß fühlten, den Kreis ihrer Häuslichkeit auch ihren Bekannten zu öffnen. Man wird sich wundern, daß diese ganz natürliche Einrichtung nicht wirklich längst besteht. Sie ist hier nicht Sitte. Bekannte, die es sich gegenseitig übel nehmen würden, wenn sie sich, träfen sie einander in öffentlichen Gesellschaften, nicht begrüßten und anredeten, sehen sich zu Hause nicht anders als ein oder das andere Mal im Jahre in steifen Convenienzvisiten, wo der Besuchende den Hut nicht aus der Hand legt und sich nur halb auf den Stuhl sezt, und wo der junge Mann, wenn er diese glacirten Aufwartungen öfter als gewöhnlich wiederholt, Gefahr läuft, selbst ohne je aus der Visitenposition und den Alltagsdiskursen herausgekommen zu seyn, als Freiwerber der Tochter in der Stadt herumgetragen zu werden. Ein Blick in den Familienkreis ist ihm nie erlaubt; er sieht die Angehörigen des Hauses nur in der von der Convenienz gebotenen Haltung. Daher gelten auch diese Besuche bei beiden Theilen für lästig, und sie werden nur gemacht und empfangen, weil es gegen den Anstand wäre, beides zu unterlassen. Dies wäre alles anders, wenn der Familienkreis den Befreundeten des Hauses zugänglich wäre und ein zwangloses Beisammenseyn an die Stelle der steifen Visiten träte. In freier Bewegung des Geistes, in wechselseitigem Austausch der Ideen und Ansichten, in munterm Scherz und ernsten Betrachtungen würden Kopf und Herz eine reichere Ausbeute finden, als in erzwungenen und leeren Gesprächen über Wetter und Bälle; weibliches Gefühl und weibliche Grazie würden ihren wohlthätigen Schmelz über den männlichen starren Verstand und die rohe Kraft ausgießen, und dieser würde jenem bestimmtere Richtung und Bedeutung geben. Solche Einrichtungen, von mehreren Familien zugleich getroffen, könnten nur vortheilhaft auf den Ton, auf die Bildung der Gesammtheit wirken. Die Gesellschaft wäre mehr als eine Anstalt, wo man sich mit Anstand langweilt, oder mit den Füßen die Unterhaltung sucht, die der Kopf nicht gefunden. Aber statt Ihnen Neuigkeiten mitzutheilen, habe ich mich nun in eine wahre Abhandlung verloren, die unsere Sitten doch nicht umgestalten wird. — Im **Theater** ist gegenwärtig hinter den Koulissen und im Parterre größere Thätigkeit als auf der Scene; es ließe sich viel Ernstes über die Ursachen dieser Bewegung erzählen, wenn solche Intriguenstücke nicht dem größern Publikum zu unbedeutend wären, oder darüber scherzen, wenn über diesem traurigen Spaß das Theater sich nicht immer mehr von seiner Bestimmung, einer Kunstanstalt, entfernte.

Die Karlsruher Journalistik fängt an, Muth zu bekommen. Für das neue Jahr waren vier neue Blätter und ein Beiblatt eines schon bestehenden angekündigt, einige andere sollen noch nachfolgen, und darunter ist kein einziges politisches, sondern drei belletristische, davon eines mit Bildern, weil die Welt es jezt so verlangt, und zwei religiöse. Wir wollen erst zusehen, welche davon aushalten, dann erfahren Sie vielleicht mehr darüber.

Auflösung des **Räthsels** in Nr. 10:

Die See.

Räthsel.

Wie heißt der Koch, der für ein Ungeheuer
  Mit tausend Köpfen täglich Speise kocht?
Oft kauft er wohlfeil ein, oft allzu theuer,
  Ganz recht zu kochen hat er nie vermocht.

Er ist unschuldig: jeder dieser Köpfe
  Will andre Speise, die ihm munden soll,
Ja, sie verlangen selbst verschiedne Töpfe;
  Leicht wird der beste Koch darüber toll.

Der eine Kopf liebt süß die Speise, sauer
  Der andre, bitter will der dritte sie,
Und ihr Geschmack ist nicht einmal von Dauer,
  Verdorbner Magen oft entscheidet hie.

Meist sind auch eitel seine Lieferanten,
  Und jeder meint, daß er das Beste bringt;
Kauft gar mein Koch von Vettern und von Tanten,
  So hält es schwer, daß ihm ein Mahl gelingt.

Ja, fand er endlich für das Ungeheuer
  Und jeden Kopf die rechten Speisen aus:
Kommt ein Inspektor, wirft das Mahl ins Feuer
  Und läßt dem Koch die Sorg' um andern Schmaus.

Auch du bist von des Thieres Köpfen einer,
  O schöne Leserin, und mir ist bang,
Ob ich als Lieferant mich freue deiner
  Gewogenheit, doch liefr' ich ja schon lang.

Und endlich hätt' es wohl der Koch erfahren,
  Ob dir mißfiel die eingemachte Nuß;
Drum schmeichl' ich mir, wär' ich nicht schon bei Jahren,
  Du danktest mir dafür mit süßem Kuß.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 17.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. Januar 1834.

Läßt sich die Frucht der Ewigkeit verfrühen?
Sie reifet langsam, doch sie reift.
Die Saat, die du gesäet, wird göttlich einst erblühen
Der Welt, die dich begreift.

J. D. Gries.

Copernicus.

(Fortsetzung.)

„Beschäftigt noch mit den Gedanken des Staubes,“ fuhr der Prinz fort, „wurde ich plötzlich inne, daß die Pforten des Gewölbes sich öffneten; Licht quoll herein, und in dem Lichte trat ein himmlisch schönes Weib hervor. Es war Annonziata, die jüngste Schwester des Herzogs; sie nahte sich mir, und indem eine entzückende Gebehrde des Stolzes und der Liebe um ihre begeisterten Züge schwebte, zeigte sie mit der Rechten nach oben, die Gewölbe wichen und mein Auge erblickte den Sternenhimmel in seiner ganzen Pracht, über mir das stolze Diadem des Orion, dieses hehre Sternbild unsers Hauses. Errathe, Meister, welche Gefühle meinen Busen bestürmten; mir schwindelte, ich mußte mich auf einen Sarkophag stützen, die Blicke drohten zu erblinden. Die Hand eines Kämmerers rüttelte mich aus dem Traume wach, zornig fuhr ich in die Höhe; siehe, da flogen die Thüren auf und in ihrer ganzen Herrlichkeit, mit den Zeichen der herzoglichen Würde geschmückt, rauschte Annonziata durch den Saal. Jezt deute mir, was will der Traum, was das Wachen mir sagen?“ Der Prinz schwieg nach diesen Worten und sein finsteres Auge blieb auf die ehrwürdigen Züge des Gelehrten geheftet. „Hoheit,“ erwiderte dieser, „Du verkennst mich und mein Wissen, wenn Du meinst, ich gehöre zu jenen betrügerischen Leuten, die aus den Sternen wahrsagen; ich weiß Dir nichts zu erwidern. Die Träume sind farbige Blumen, die der dunkle Quell des erregten Bluts treibt, Schatten der Leidenschaften, die uns im Wachen beherrschen. Du hast an die Möglichkeit gedacht, Hoheit, den Thron Deiner Väter zu besitzen, und siehe, der träumerische Schmeichler der Schattenwelt verheißt Dir dessen Besitz, er zeigt Dir die Krone aus der Hand der Geliebten.“ Der Jüngling war aufgesprungen, eine helle Glut goß sich auf seine Wangen aus, er faßte krampfhaft beide Hände des Meisters, indem er mit leiser Stimme über die Flamme des Lichts hin ihm zuflüsterte: „Also das ist auch Dein Gedanke, Meister? das also verheißen mir die Sterne? Habe Dank. Aber,“ sezte er wiederum in Sinnen versunken hinzu, „aber Alfredi lebt und Giacomo ist ein rüstiger Jüngling; zwei Häupter zwischen mir und dem Throne! Und Annonziata, ist sie nicht Giacomos Braut?“ — „Was heute besteht, kann schon morgen nicht mehr seyn!“ entgegnete der Meister ruhig. „Du hast Recht, Alter! Weh dem Kleinmüthigen, der an keinen glücklichen Wechsel glaubt! Die Sterne lügen nicht. Hier, nimm dieses zum Dank; Benedetto ist Dir ewig verpflichtet für die Beruhigung, die Du in seine Brust gesenkt.“ Der Jüngling hatte eine kostbare

Goldkette von seinem Halse gelöst und sie auf den Arbeitstisch des Gelehrten hingeworfen, der verwundert und fast beleidigt das Geschenk wieder zurückgeben wollte, allein jener war schon mit einem flüchtigen Gruße verschwunden. „Die Thoren!“ rief der Zurückbleibende zornig; „da sehen sie mich nun alle hier für einen Astrologen und Zeichendeuter an. Ja freilich deute ich Zeichen; doch wer wird mir glauben, wer sie verstehen? Du ewiger, wahrhafter Himmel, du, in den ich zu schauen gelernt habe, wie ich einst in das klare Auge meines Vaters schaute, um Wahrheit und Liebe daraus zu lesen, wann wird dein Licht siegen? Ich fühle es, in den verworrenen Händeln einer trüben Zeit steh' ich einsam da, ein unbekanntes, unglaubliches Evangelium predigend. So wie es Geister gibt, die ihrem Jahrhundert voraneilen, so gibt es andere, die zu einer Zeit erscheinen, wo gerade das, was sie lieben und verehren, zu Grabe getragen wird; in ihrem unverstandenen Schmerze erscheinen dann solche der Menge thöricht und verworren. Gleich wie vom Gewölk, das den nächtlichen Himmel bedeckt, ein Theil noch dem entschwundenen Tage nachsieht, indeß der andere einer kommenden Sonne schon entgegenleuchtet, so sehen allezeit aus dem engen Fenster der Gegenwart eine Menge Menschen nach Zukunft und Vergangenheit. Ich darf meine Blicke nur auf die Zukunft richten.“ Er that noch einige unruhige Gänge durchs Gemach, ehe er wieder Fassung genug errang, die begonnenen Studien fortzusetzen.

Giuseppe, der Famulus des Meisters, hatte von den Frauen den Auftrag erhalten, die geliehenen Theaterkleider wieder ins Kloster zu bringen, woselbst eine Menge solch abentheuerlichen Putzes zum Behuf der heiligen Vorstellungen, mit denen die Mönche sich hie und da beschäftigten, angehäuft lag. Als der wohlbekannte Alte erschien, fand er in der Halle die gewöhnliche Gesellschaft lustiger Brüder beim Weine beisammen. „Nun, Gott segne Dich, Seppe!“ rief der dicke, freundliche Mann, der das Amt des Schenken versah. „Nennt mich nicht Seppe oder Giuseppe, ich mag das fremde Namengeklimper durchaus nicht hören; habe ich Euch doch oft gesagt, ich heiße Peter Johann Fürchtegott Joseph Bartel und bin aus dem herrlichen Magdeburg gebürtig, wo die tugendsamsten Frauen und die schönsten Männer wohnen.“ — „Hm, das sehen wir ja!“ rief der Wirth, indem er mit einem gutmüthigen Spottblick die kleine verwachsene Gestalt mit dem breiten, blatternarbigen Gesichte betrachtete; „nun Seppe, oder Joseph aus Magdeburg, was habt Ihr denn mit den bunten Kleidern gemacht? etwa eine heilige Komödie?“ — „Was?“ fuhr Joseph in die Höhe, „was heilige Komödie! Ihr meint wohl, der Meister finde auch an derlei Possenspielen Gefallen, wie Ihr sie hier im Kloster der Menge auftischet? weit gefehlt! unser Geschmack ist fein und gebildet, wir haben eine astrologisch-tellurisch-astralische Tragödie aufgeführt.“ Mehrere der Gäste drückten bei diesen Worten ihr äußerstes Erstaunen aus, andere fragten neugierig, was denn dieses sey, und Joseph nahm eine sehr wichtige Miene an, indem er den Finger auf den Mund legte und seine kleinen listigen Augen bedeutsam im Kreise herumgehen ließ. „Ich darf nichts verrathen,“ antwortete er endlich; „nur so viel will ich Euch sagen, um Eure ungeheure Unwissenheit in derlei Dingen etwas zu bannen: es wurde nämlich in der Tragödie nichts Geringeres bewiesen, als daß die Erde gleich einer Kugel sich dreht, sich immer gedreht hat von Anbeginn der Welt an.“ — „Oho! Joseph aus Magdeburg!“ rief der Wirth, „die Erde sich drehen?“ — „Nicht anders,“ erwiderte der Sprecher, „die Erde, dieses alte, wunderliche Stück, auf dem wir so fest und behaglich sitzen, das dreht sich mit uns und läuft mit uns noch dazu um die Sonne herum.“ — „Erkläre uns das, Seppe!“ rief ein breitschultriger Waffenschmied mit einer drohenden Miene; „ich will bei Sanct Petrus nicht glauben, daß Du Deinen Scherz treibst; sprich! was soll's mit dem Drehen der Erde?“ — „Nun gebt Achtung, ihr Leute,“ nahm mit der wichtigsten Amtsmiene, die der kleine Mann auf seinem breiten Gesichte finden konnte, der Famulus das Wort; „seht Freunde, wir wollen annehmen, es erhebe sich Jemand in die Luft, um die Stadt Rom von oben zu betrachten, wie Kraniche, Störche, Schwalben und sonstige unvernünftige reisende Vögel es täglich thun, ohne den gehörigen Nutzen von ihren Reisen zu ziehen, und es gelänge ihm, oben etliche Stunden sitzen zu bleiben, indem er auf das Eifrigste die Stadt Rom, ihre Kirchen, Palläste und Gärten ins Auge faßte, so würde er seltsam genug bemerken, daß die Thürme anfangen unter ihm weg zu spazieren, ja daß zuletzt die ganze volkreiche Stadt wie ein Traumbild dahinschwindet und statt ihrer andere Städte, ja wohl Fluß, Meer und Landschaft an die Stelle tritt, was dann natürlich spaßhaft genug anzuschauen seyn muß. Ist es nun ein leidenschaftlicher Mann, der dort oben, und hat er nicht genug Kenntniß von der ars astronomica, so wird auch ihm, wie jenen einfältigen Reisenden, der Nutzen seines hohen Standpunkts völlig entgehen, und er wird dann alles für Blendwerk und Lüge halten. Ein weiser Mann zieht jedoch aus solchen Erscheinungen den Schluß, daß die Erde sich drehe mit Allem, was auf ihr befindlich. Doch Ihr, verehrter Meister Waffenschmied, was dreht Ihr Eure dicken Fäuste denn so unablässig hin und her? meint Ihr, daß die Klötze, beim Lichte besehen, sich zierlicher ausnehmen?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Unter den Gebäuden dieser Stadt zeichnen sich indessen einige durch feste, zweckmäßige, selbst schöne, aber doch nie durch geschmackvolle Bauart aus, dahin gehört vorzüglich die Münze und das Staatsgefängniß. Lezteres ist eine höchst merkwürdige Anstalt. Die Ordnung, die da herrscht, ist musterhaft, die Reinlichkeit, möchte man bei jedem andern Ort sagen, appetitlich, die Sicherheit vollkommen und mit dem kleinsten Aufwand erreicht, die Behandlung der Gefangenen korrektionell im ächten Sinn des Worts. Nicht Züchtigung, sondern Besserung ist der Zweck dieser unvergleichlichen Anstalt, der mit schönem Eifer verfolgt und meistens erreicht wird. In einem schönen, von oben hell erleuchteten Gange sind zu jeder Seite zwanzig Zellen in die dicke Mauer so schief eingeschnitten, daß man vom obern Ende alle Zellen auf einmal ganz übersehen kann; die Zellen empfangen ihr Licht durch die eiserne Gitterthüre, die vom Gange hinein führt. Kein Gefangener kann den andern in seinem Gemach erblicken, er sieht immer nur den Wächter, der alle seine Bewegungen beobachtet. Zwei solche Gänge sind so übereinander gebaut, daß der nämliche Wächter mit gleicher Leichtigkeit beide übersehen kann und mithin eine Wache für achtzig Gefangene ausreicht. Die erste Nahrung, die der Sträfling erhält, ist so karg zugemessen, daß sie kaum das Leben erhält, und die Langeweile ist seine Qual. Sie wird durch das beobachtende Auge des Wächters, wie die Erfahrung gelehrt hat, zur eigentlichen Marter gesteigert. Man behauptet, es sey noch nie vorgekommen, daß nicht der Halsstarrigste binnen vierzehn Tagen um Arbeit gebeten hätte. Aus Gnade bewilligt man ihm dann erst eine Stunde Arbeit täglich in seinem Gemache. Die Arbeit ist eines Jeden Fähigkeit angemessen und wird belohnt, das heißt, seine Nahrung wird etwas schmackhafter gemacht, dadurch aber nur die Eßlust gereizt, keineswegs befriedigt. Nach und nach wird dem Sträfling gestattet, sich durch mehr Arbeit seine Existenz immer mehr zu verbessern, so daß am Ende ein recht erträgliches Klosterleben daraus wird. Um sich alle täglichen Bedürfnisse zu verdienen, reichen im Durchschnitt vier Stunden Arbeit des Tags hin; was man ihm dann, als Belohnung einer guten Aufführung, noch mehr zu arbeiten gestattet, wird zu Gelde gerechnet und am Ende der Strafzeit dem Entlassenen auf die Hand bezahlt. So hat schon mancher ein hübsches Sümmchen erworben und dann ein Gewerbe angefangen. Viele mußten zur Annahme ihrer Entlassung gezwungen werden, keiner ist als Sträfling je wieder zurückgebracht worden, jeder hat erworben, gelernt und sich überzeugt, daß man sich mit mäßiger Arbeit gut fortbringen könne. Indessen wacht der Staat über die Ehre der Anstalt und hat stets ein Auge auf die majorennen Kinder der Akademie, wie man technisch die Entlassenen nennt, damit, wenn es einem an Arbeit gebricht, ihm sogleich Beschäftigung geschafft werde. Wenn diese Strafanstalt, wie zu erwarten seyn dürfte, allmählig ein Zufluchtsort verunglückter Emigranten werden sollte, so würde es bald an Raum gebrechen. Man wird sich dann vermuthlich die Einrichtung des Newyorker Hospice of Refuge zum Muster nehmen, und für die Fremden auf irgend eine andere Art sorgen. In diesem Gefängniß ist auch eine Tretmühle, wie im Newyorker Tower eine war, nur mit dem Unterschied, daß der mechanische Prügel weggelassen ist; auch hat die damit verrichtete Arbeit einen Zweck, nämlich täglich Wasser zur Reinigung des ganzen Hauses und in die Vorrathswannen auf dem Dache hinaufzuschaffen, und dadurch Gefangenen einen Verdienst zu gewähren, die zu keinem andern Geschäfte fähig sind, und insoferne nähert sie sich mehr der in England bekannten Maschine dieser Art.

Die nächsten Umgebungen von Philadelphia sind öde und wüst, und zum Theil sehr sumpfig. Dieser leztere Umstand äußert oft seinen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit; die Austrocknung dieser Sümpfe würde aber eine so große Summe erfordern, daß die guten Bürger sich zu Herbeischaffung derselben bisher noch nicht entschließen konnten; sie vertrauten lieber auf die Güte der Vorsehung, und sahen sich diesmal nicht getäuscht; denn vorigen Winter starb hier ein großer Mann, und der vermachte der Stadt die nöthigen Fonds, um dieses nützliche Werk zu Stande zu bringen. Dieser Mann hieß Gerard und ist eine jener seltenen Erscheinungen, von denen man sich in Europa so viele Beispiele erzählt, die aber hier gar nicht häufig sind. Es ist mir schon oft vorgekommen, als ob eine solche Geschichte, die durch tausend Kanäle nach der alten Welt gelangt und sich dort mit kleinen Abänderungen verbreitet, am Ende für eben so viele verschiedene Beispiele gelte.

Gerard war in Bordeaux geboren; kaum sechzehn Jahre alt verließ er seine Vaterstadt, ungefähr so, wie der weise Bias das belagerte Priene; nur war Bordeaux nicht belagert, auch ließ Gerard nichts zurück, führte aber doch wie Jener Alles mit und bei sich, nur daß seine Talente, wegen gänzlichen Mangels an Elementarunterricht, nicht entwickelt waren, und die Gabe, das Glück zu finden, zu ergreifen, zu benutzen, bei ihm noch ganz im Keime lag. So kam er nach Philadelphia, wo er eigentlich erst seine Erziehung anfing, und nebenbei sein Stückchen Brod erwerben mußte. Seine Erziehung war also ächt amerikanisch, und ist seinen Fähigkeiten so gut zu Statten gekommen,

daß er ein Muster aller Meister geworden ist. Anfänglich verrichtete er die niedrigste Arbeit, dann diente er in einer Schreibstube, endlich saß er selbst am Schreib- und Rechentisch. Das sitzende Leben wollte ihm aber nicht behagen, sein Geist strebte nach selbstständiger Thätigkeit. Er ging nach Charlestown, miethete einen Keller, kaufte von den ankommenden Schiffen ein paar Säcke Erdäpfel, die er an die armen Leute wieder im Kleinen verkaufte, gewann Geld und Kredit, und konnte seinem Handel bald einige Ausdehnung geben. Oft verfinsterte sich sein Stern, nie unterlag sein Muth; sein Schicksal trieb ihn in verschiedenen Staaten herum, mit allen Gegenständen des Handels versuchte er sich, launisch wechselte des Glückes Gunst viele Jahre lang. Da hörte er einstens, als er eben bei Kasse war, von einer grossen Bank in Philadelphia, die auf dem Punkte stehe, bankerott zu machen. Gerard eilte nach Philadelphia, unterhandelte mit den Bankiers, fand sich um einen Spottpreis mit den Schuldnern und Aktionärs ab und ward Eigenthümer der Bank, deren ungeheure Geschäfte er nun leitete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Die große Oper.

Ueber die Leistungen der großen Oper kann man kaum noch einen Bericht aus Paris schreiben. Der Direktor, Dr. Veron, läßt schon im Voraus wissen, was gegeben werden soll und wie er es geben will. Auf die Pariser Oper hat ganz Europa die Augen gerichtet; es weiß lange vorher, was darauf Neues vorbereitet wird, und es hat keine neuen Opern, als diejenigen, die es der Pariser Bühne abborgt. Die Engländer, welche es im Spekuliren weiter gebracht haben, als andere Völker, sind beständig auf der Lauer, um kein Stück, das in Paris die Kassen füllt, unbenuzt vorübergehen zu lassen. Für sie ist daher die Aufführung einer neuen und großen französischen Oper eine wichtige Begebenheit, auf die sich spekuliren läßt. Daher sind sie auch schon während der ersten Vorstellung bei der Hand, um sogleich ihre Berechnungen anstellen zu können. Die Engländer haben keinen Operngeist, obschon ihre reiche Welt gern Opern sieht und theuer zahlt. Ihre Theaterunternehmer haben berechnet, daß eine Oper bei ihnen auch nicht mit so geringen Kosten gedichtet, in Musik und in Scene gesezt werden kann, als zu Paris. Es ist daher weit klüger, daß sie die Opern ganz fix und fertig von Paris aus einführen, statt sie in den geistigen Treibhäusern Englands mit großen Kosten hervorzubringen. Dadurch wird die Dramatik in England eben nicht aufgemuntert; was kümmert dies aber die Spekulanten, die nichts anders berechnen, als plus und minus? Ein- oder zweimal haben sie sogar die gesammten Dekorationen eines großen Stückes in Paris aufgekauft und nach England hinübergeschifft, um die Kosten der Nachahmung zu sparen. So hastig als die englischen Theaterunternehmer sind nun freilich die deutschen nicht; auch haben leztere keinen so großen Gewinn zu hoffen. Sie machen es sich bequemer; ist der Erfolg einer Pariser Oper nicht mehr zweifelhaft und hat die Polizei in Deutschland nichts gegen die Aufführung einzuwenden, so findet sich leicht ein Dichter, der für ein paar Thaler den französischen Text übersezt oder, wie man sagt, bearbeitet, und die Musik bekommt man durch Ankauf eines Exemplars, oder gar eines Nachdrucks der Partitur. So erscheint denn nach und nach alles in Paris gut Aufgenommene in deutsch-französischer Gestalt; einige patriotisch gesinnte Leute eifern dagegen, allein es hilft nichts, Paris gibt den Opernton an, und er wird vom Eismeere bis zum mittelländischen wiederholt. Das Schlimmste ist, wie gesagt, daß sich kein Bericht mehr darüber erstatten läßt; denn kaum sind vierzehn Tage seit der ersten Aufführung einer neuen Pariser Oper oder eines Opernballets verflossen, so weiß auch beinahe ganz Europa schon durch die Zeitungen, was für neue Wunder darin angestaunt werden. Deshalb würde es jezt auch ganz überflüssig seyn, die Leser über den Inhalt des Taglionischen Ballets: „der Weiberaufruhr im Serail,“ belehren zu wollen, denn sie sind bereits vor mehreren Wochen durch alle Tageblätter darüber belehrt worden, und diejenigen, für welche die „sieben Mädchen in Uniform“ etwas Wunderbares waren, haben noch weit mehr gestaunt, als man ihnen von hundert Mädchen erzählt hat, die auf der Bühne exerziren. Taglioni ist eben kein Wundermann im Erfinden der Ballette, und das lezte besonders mag ihm wohl nicht viel Zeit und Mühe gekostet haben; aber er hat eine Tochter, die weit himmlischer tanzt, als er dichtet, und diese Tänzerin hat eine Menge Gefährtinnen, die wo nicht himmlisch, doch sehr gut tanzen, und dann hat Veron seine besten Dekorationsmaler in Bewegung gesezt. Die Augen haben in dem neuen Ballette viel zu bewundern, es wird vortrefflich getanzt, damit begnügt sich das Publikum, und Taglioni's Ballet wird beklatscht, als ob er ein poetisches Meisterstück zur Welt gebracht hätte. So lange Taglioni seine Tochter bei sich hat, braucht er seinen Dichtergenius eben nicht sehr anzustrengen; seiner Tochter Füße und Grazie ergänzen des Vaters mangelhafte Erfindungen, die indessen der Operndirektion etwas theuer zu stehen kommen. An den Aufwand ist aber Veron gewöhnt, er gehört zum Bestande der Oper; ein nach Inhalt und Musik meisterhaftes Stück ist auf dieser Bühne etwas Seltenes; auch ist es ganz in der Regel, daß, während das Ohr bei einem langen musikalischen Stücke fast ermüdet, das Auge Beschäftigung und Unterhaltung bekomme. Dr. Veron, der sein Publikum recht wohl kennt, läßt daher auch nichts unversucht, um es durch verführerische Kunstgriffe zu bestechen. Bald gibt er ein mit allem Opernprunke ausgestattetes fünfaktiges Stück mit Tänzen, bald gibt er den Auszug einer Oper mit einem langen Ballette, bald wieder zwei Aufzüge aus verschiedenen Opern, mit eingeschobenem Ballette; kurz, der Geist des dirigirenden Mannes ist unerschöpflich in Versuchen, das Publikum zu reizen und herbeizuziehen. Es wäre jammerschade, für das Vergnügen des Publikums wenigstens, wenn dieser Doktor von der Oper seine Hand abzöge, sie würde bald wieder das schleichende Fieber bekommen, das sie ehemals häufig überfiel. Aber eben dieser Wundermann hat mit seiner Kur die alte Oper fast ganz todtgemacht; von allen den vielen Meisterstücken, die sonst das Publikum ergözten, von Sacchini, Gluck, Piccini, Paesiello, Mozart, Mehul, Cherubini wird seit einigen Jahren nichts mehr gegeben. Unter allen jezt aufgeführten Opern zählt die älteste höchstens zwanzig Jahre; was darüber ist, wird ganz vergessen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 18.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 21. Januar 1834.

— Wem die lieben Götter
Vermögen geben, geben sie die Weisheit
Als Zugab' obendrein.

Wieland nach Horaz.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Jezt war Gerard an seinem Platz, die Noten der Bank, die zu der Zeit mit 93 Procent nicht mehr kursiren wollten, hoben sich schnell. Die Hoffnung trieb sie in ein paar Jahren wieder al pari, wie sie der Schrecken in ein paar Wochen im Kredit so entsezlich herunter gebracht hatte. Gerard konnte nun jeden Tag sechs Millionen Dollars realisiren, denn er hatte nach und nach mehrere der schon früher erwähnten Landbanken von guter Hypothek, aber gedrücktem Kredit an sich gebracht. Und was hatte er gewagt? Nicht mehr als ein Sümmchen, wie er es schon oft gewonnen und wieder verloren hatte. So ward er denn auf einmal ein großer Mann, obgleich er in seinem Haushalte einfach blieb, ja ärmlich lebte. Die Rangordnung richtet sich zwar, wie schon früher bemerkt, nach dem jährlichen Aufwand, den ein Haus macht, jedoch ohne Rücksicht auf die Einnahme, weil man überhaupt nicht nach Interessen rechnet, sondern nach Vermögen, wie wir beim Bankwesen schon gesagt haben. Von Zinsen ist keine Rede hier, wer sich von den Geschäften zurückzieht, muß vom Kapital zehren. Wenn aber ein Kapital so groß und so bekannt ist, wie das, welches Gerard besaß, so gehört der Eigenthümer, auch ohne daß man seine häuslichen Ausgaben abwiegt, natürlich in die erste Rangklasse. Für seine armen Verwandten hat der reiche Bankier nichts gethan, außer daß er eine Nichte zu sich nahm, die dann den französischen General Lallemand heirathete, der sich so viele, leider erfolglose Mühe mit der Gründung des bekannten Champ d'Asile gegeben hat. Die lezten Jahre seines Lebens brütete Gerard Plane aus, die seine Unsterblichkeit gründen sollten, ohne jedoch seiner Kasse, so lange er lebte, empfindlich zu werden. Er starb 1832 als Wittwer und hinterließ mehrere Kinder, deren jedem er hunderttausend Dollars nebst dem Rath vermachte, mehr zu erwerben; seiner Nichte hinterließ er fünfzigtausend Dollars. Mit dem übrigen Vermögen, das zu der Zeit nach amtlichem Inventar sechs Millionen und einige hunderttausend Dollars nur an Baarschaft betrug, sollte folgendermaßen verfahren werden. Eine große Summe wurde zur Ausrottung der Sümpfe bestimmt; dann sollte ein von vier Gassen eingefaßtes, bestimmtes Quadrat in der Stadt gekauft, alle Häuser darauf niedergerissen, und nach einem von ihm ersonnenen Plane, dessen Genauigkeit bis zur grillenhaften Albernheit geht, ein neues Gebäude Behufs einer Erziehungsanstalt für 300 Zöglinge erbaut werden. Auch der ganze Erziehungsplan ist genau vorgeschrieben, zeigt aber zum Aergerniß der Amerikaner, daß Gerard

ein Feind aller Geistlichen war, wessen Glaubens sie auch seyen. Dies ist der einzige Zug, wodurch er sich in und nach seinem Leben vom Nationalcharakter entfernte. Zur beständigen Unterhaltung des Hauses bestimmte er eine Summe, die nach Bedarf auch erhöht werden kann; sie soll verwaltet und mit ihr so operirt werden, daß der Ertrag sie vor der Abnahme sicher stelle und die Unkosten decke. Was dann noch vom Nachlaß erübrigt, dafür soll die Säuberung der Stadt, und besonders einiger namhaft gemachten, äußerst schmutzigen Gassen vorgenommen und zur fernern Unterhaltung gleichfalls ein Fond zurückgelegt werden. Dieser lezte Punkt war gar nicht im Geschmack der Philadelphier; ihrer Stadt hinsichtlich der Sauberkeit einen Vorwurf zu machen, der noch dazu, wie es hier der Fall war, in allen Zeitungen aktenmäßig herumkommen mußte, das war eine unverzeihliche Beleidigung. Man sieht, Gerard war kein Oekonom, auch kein Liebhaber von Wassermelonen, deren Schaalen er ausdrücklich hinweggeschafft wissen wollte. Der gute Mann hat aber nicht das rechte Mittel ergriffen; ehe man die Schweine um ihre Leckerbissen bringt, muß das Schulgebäude stehen und bestehen, und die Summe dafür ist nur unmaßgeblich vorgeschrieben; man wird daher den Ueberschlag so einzurichten wissen, daß die Testamentsexekutoren und das liebe Vieh gewiß zufrieden seyn können. Man wird vielleicht meinen, die natürlichen Erben seyen mit ihrem Theil sehr unzufrieden gewesen; ganz und gar nicht; hier zu Lande hat man keine so verwöhnten Kinder, die da glauben, sie müssen Alles und von Allem haben. Kinder beerben zwar immer ihre Eltern, wenn kein Testament da ist, aber häufig, sehr häufig kommen sie viel schmaler weg, wenn eines da ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Copernicus.

(Fortsetzung.)

„Ich meine,“ bemerkte der Angerufene, „daß Ihr ein Spaßvogel seyd, wie ich noch keinen gesehen. Drehen, sagt Ihr? die Erde sich drehen? ei ei, schaut doch her, was auf meiner Hand oben sizt, bleibt sitzen, drehe ich aber den Ballen, so muß es herab. Wie kommt es denn nun, Meister Joseph aus Magdeburg, daß Niemand unter uns von der Erde herabfällt?“ Die andern stuzten bei dieser Bemerkung und begleiteten sie mit einem fragenden Blick auf den Redner, dieser zeigte jedoch sein volles Uebergewicht, indem er mit gelehrtem Stolze ausrief: „Ei, ei, Meister Giortino, Ihr seyd doch sonst ein kluger Mann; könnt Ihr Euch denn dieses nicht selbst erklären? Woher kommt es denn, daß in der Nacht am meisten Leute sowohl als Dinge verschwinden, so daß man durchaus nicht begreift, wo sie bleiben? warum läßt der Podesta immer Nachts die Wachen verdoppeln auf den Straßen, um die Leute alle in die Häuser zu schicken, und sind dessen ungeachtet nicht noch vor wenig Wochen sechs Gauner, die in den Pallast einbrachen und die die heilige Justiz schon am Kragen hatte, verschwunden, spurlos verschwunden? Da habt Ihr nun die Erklärung: herabgefallen sind sie, bei einem besonders raschen Umschwung wundert mich das durchaus nicht. Ihr seht, daß dergleichen Umschwunge mit so heftigen Stürmen begleitet sind, daß den Häusern die Dächer und den Leuten die Hüte abgerissen werden.“ — „Das ist wahr!“ rief der Wirth, „ich kann's bezeugen, am St. Christophstage ist mir die halbe Scheune eingerissen worden, nur durch ein Wunder ist das alte Wohngebäude stehen geblieben.“ — „Seht,“ fuhr Joseph fort, „das ist nun wieder so ein leidenschaftlicher Umschwung gewesen, wie manchesmal die alte Erde vollführt, gleich einem eiteln, gichtbrüchigen Mütterchen, die es der Jugend im Tanze gleich machen will und deren Glieder nun wider Willen in eine so wilde Gelenkigkeit gerathen, daß sie durch den Saal schaukelt und schwankt und man ihr nur mit Graus nachsieht, wie die Röcke fliegen und das Haar auseinander stäubt.“ — „Ei, daß sie die Tarantel stäche, die Alte!“ rief ein Schneider, dessen hochgeröthete Nase die Masse des genossenen Landweins und den Grad seiner Gläubigkeit anzeigte; „ja, ja, ich spüre, der sehr ehrwürdige und gelehrte Ausländer mag ganz Recht haben, sitze ich doch selbst nicht mehr fest auf der Bank; wer hätte auch nur auf solche Tücke rathen können!“ Seine beiden Nachbarn pflichteten ihm bei, nur der dicke Wirth rief: „Was wollt Ihr uns aufbinden, Freund Magdeburger? bin ich doch in Ehren meine sechzig Jahr alt geworden und habe von dem Teufelszeuge nichts gehört.“ — „Weil Ihr überhaupt nichts hört,“ erwiderte Giuseppe. „Ihr lebt hier im Sacke, Freund, allein kommt nur zu uns nach Deutschland, und Ihr werdet ein Dutzend Ohren aufsperren dürfen und werdet dennoch nicht all das Neue und Treffliche vernehmen, was täglich bei uns auf den Gassen vorkommt.“ — „Von Deutschland her kam auch das Ketzerthum!“ tönte eine dumpfe Stimme aus der Ecke der Halle, wo ein hagerer, blasser Mönch Platz genommen. Bei dem Klang dieser unheilbringenden Worte bekreuzigten sich in der Stille alle Gäste, nur Joseph nicht. „Freilich!“ rief er, „ist Euch jedes Ding Ketzerei, das nach Kunst, Wissenschaft und höherer Erkenntniß schmeckt.“ Der Mönch erhob sich und verließ die Halle, nicht ohne einen finstern, drohenden Blick auf den Sprecher zu werfen. Der dicke Wirth zeigte sich bekümmert. „Was habt Ihr gemacht?“ flüsterte er Josephen ins Ohr; „wißt Ihr denn nicht, daß nicht einmal im Scherz dergleichen Worte hier gehört werden dürfen! wo denkt

Ihr auch hin mit all den wunderlichen Reden? Freund, bedenkt, daß Ihr und Euer Meister schon in der Stadt Aufsehen machet. Nehmt Euch in Acht!“ Joseph wollte auf diese gutgemeinte Warnung etwas erwidern, als seine und der andern Gäste Aufmerksamkeit auf eine eben hereintretende Gestalt gerichtet wurde. Es war ein Mann in dürftiger Kleidung, sein bleiches Antlitz war nicht vom Alter in so tiefe Falten gelegt, das Erleiden eines fürchterlichen Schmerzes hatte es verzerrt und ihm seinen natürlichen Ausdruck genommen, ebenso war der Körper, früher wohl lang und aufgerichtet, jezt tief gebeugt und auf der einen Seite gelähmt, aus dem Blicke der irr umhergehenden Augen sprach der Wahnsinn. Mühsam schleppte er sich auf den von den Andern gesonderten Platz, den der Wirth ihm anwies. „Seht,“ sezte dieser seine leise Rede fort, „seht, liebwerthester Seppe, das lebendige Zeugniß von dem, was ich Euch eben gesagt: jener da, der gleich einem Gespenste nur noch im Dunkeln herumschleicht, dessen Antliz und Körper Spuren einer furchtbaren Verwüstung tragen, noch vor wenig Jahren habe ich ihn als einen großen, stolzen, äußerst gelehrten Herrn gekannt, der mit Fürsten und Herrn der Kirche Umgang pflog, an den Höfen wohlgelitten war, wegen seiner Gelehrsamkeit, seiner angenehmen Sitten, und nun seht, eine Nacht, eine fürchterliche Nacht, Giuseppe, eine Nacht unter den Foltern der Inquisition — still, mein Sohn, stille! — diese eine Nacht hat den gesunden, schönen Mann zu einem häßlichen Krüppel, den Liebling der Fürsten zum Gespött des Pöbels, den gelehrten Meister in den trübseligen, wahnsinnigen Narren, der er jezt ist, verwandelt. O, mein Schatz, laß Dir sagen, auch bei ihm brannte spät um Mitternacht die einsame Lampe, auch er blätterte viele alte Bücher auf, auch er hatte einen kleinen buckligen Diener, wie Du bist, auch er hatte Dinge entdeckt, alberne, nichtsbedeutende Dinge; aber Gott sey dem Sünder gnädig! der heiligen Brüderschaft gefielen diese Dinge schlecht, sie zog ihn vor Gericht, und es kam, wie ich Euch gesagt. Jezt läuft der Blödsinnige umher und predigt, wer es hören will, ein wunderliches Evangelium, das nach der Folterbank schmeckt; ja, er ist ein gänzlich verrücktes Haupt.“ Joseph, dem in dieser ganzen Rede nur der Umstand einiger Aufmerksamkeit werth schien, daß es das Ansehen hatte, als wolle man sich über seine Gestalt lustig machen, rief jezt im Zorn, indem er den Wirth von sich stieß und in ein boshaftes Gelächter ausbrach: „Ja wohl, Ihr habt ganz Recht, mein Meister steht mit dem Teufel im Bunde, und zwar bin ich der Leibhaftige, der ihm dient und der euch allen nächstens über Nacht die Hälse umdrehen wird; die Köpfe stehen euch ohnedies verdreht genug.“ Mit dieser Drohung, die bei Einigen Lachen, bei Andern Unwillen erregte, verließ der kleine erzürnte Mann die Halle.

Vier Tage waren vergangen seit der Darstellung des Schauspiels und jenen eben erzählten Begebenheiten, als wiederum spät in die Nacht hinein der Meister Copernicus in seinem Studierzimmer saß und arbeitete. Von einem Blatte, auf dem vielfach ineinander gehende Kreise mit Sauberkeit hingezeichnet waren, schaute jezt der Gelehrte auf, als leichenblaß im Gesicht ein alter Diener des Hauses sich an der Thüre zeigte. „Was ist Dir, Checco? was bringst Du so spät?“ — „Unglück, Herr!“ stammelte der Alte; „unten steht ein Diener des Herzogs mit noch zwei andern Herrn; sie bringen den Befehl, daß Ihr Euch sogleich anschickt, ihnen in den Pallast zu folgen.“ — „Jezt, in der Nacht? Du träumst, Checco.“ — „Ich träume nicht, Herr; Ihr könnt selbst die Leute unten sprechen; mit Mühe ist es mir gelungen, sie abzuhalten, daß sie nicht selbst die Stiege heraufkamen; sie hätten ja das ganze Haus wieder wach gepoltert.“ — „So gib mir meinen Mantel, meinen Hut und Stock,“ rief der Gelehrte, nachdem er nachdenkend ein paar Schritte im Zimmer auf und ab gegangen. Der Diener that, wie ihm befohlen, allein mit den Zeichen der äußersten Besorgniß und Furcht. „Aengstige Dich nicht,“ rief sein Herr ihm zu, „wecke auch Niemanden im Hause auf; wer weiß, was der Herzog mir Besonderes mitzutheilen hat; vielleicht will er in der sternenhellen Nacht Beobachtungen anstellen; in einer halben Stunde bin ich wohl wieder da.“ Diese Worte, mit der ruhigsten Miene ausgesprochen, vermochten doch nicht, die Besorgnisse des Alten ganz zu verbannen; er folgte seinem Herrn auf dem Fuße die Stiege hinab und hörte, wie er unten die in Mäntel gehüllten Gestalten begrüßte, mit ihnen Worte wechselte, und endlich, von ihnen eingeschlossen, leise aus der Hausthüre trat. Checco sah dem stillen, unheimlichen Zuge nach, wie er im weißlichen Mondschein sich über die einsame Gasse hinbewegte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gaselen.

Empor!

Wie nach Wasser lechzt ein trockner Schwamm,
Wie nach seiner Mutter blöckt das Lamm,
Wie die Braut mit ahnungsvollem Herzen
Ausschaut nach dem fernen Bräutigam:
Also sehnt sich dorthin meine Seele,
Wo sie einst im Meer des Lichtes schwamm,
Eh' sie schuldbefleckt herabgewiesen,
Einverleibt ward einem sünd'gen Stamm.

Doch sie ringt empor sich aus den Sünden,
Wie Nymphäen aus des Sumpfes Schlamm,
Und entgegen sträubt umsonst der Drache
Ihr den rothen, giftgeschwollnen Kamm;
Mit der Tugend göttlichem Verlangen
Strebt zu brechen sie des Lebens Damm.
Die Befreite nimm mit starken Armen
Auf in deinen Schooß, o Abraham!

Vergänglichkeit.

Bedenke, daß der Erde Tand vergeht,
Wie kühles Eis in warmer Hand vergeht!
Ach! nicht allein des Leichtsinns eitle Spiele,
Des Ernstes Walten und Verstand vergeht.
Hinwelkt das Gras, und auch die heitre Rose,
Der Liebe süßes Unterpfand, vergeht.
Die Spuren des gewalt'gen Geistes schwinden,
Wie eine Schrift im leichten Sand vergeht.
Was in der Jugend wonnetrunknen Tagen
Ein feuriges Gemüth empfand, vergeht.
Vorüber schwebt das Larvenspiel des Lebens,
Wie Schattenspiel auf einer Wand vergeht.
Doch wisse, daß die reine Seele nimmer
Mit ihrem irdischen Gewand vergeht,
Wenn auch entfesselt wird das alte Feuer
Und diese schöne Welt im Brand vergeht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Brunets Abschied.

An der Oper ist es ein Unglück, alt zu seyn und in einer alten Form aufzutreten; hier stellt sich Alles verjüngt dar und jede Spur der Vergänglichkeit wird ängstlich entfernt; allein auch die jezt so blühend erscheinenden Meisterstücke werden veralten, und mit denen, die sie verdrängt haben, das Schicksal theilen, von einem undankbaren, stets nach Neuem sich sehnenden Publikum vernachlässigt oder gar vergessen zu werden; denn die Schuld des Publikums ist es noch mehr, als die des Operndirektors, daß das alte Repertoire ganz bei Seite gelegt ist. Sogar die Napoleonsche Zeit ist für die Pariser Oper das Alterthum geworden, und vergebens würde man ein Stück suchen, das zu jener Zeit die schaulustige Welt ergözte; alle Stücke aus jener Zeit sind so gut verschwunden, wie die einer frühern. Etwas Aehnliches erlebt man zwar auch auf andern Bühnen, jedoch nicht in demselben Grade, und obschon das Théâtre français es auch meistens mit Neuigkeiten zu thun hat, so werden doch deshalb Molières Lustspiele und Corneilles und Racines Trauerspiele darüber weder vergessen, noch vernachlässigt. — Brunet, der alte komische Schauspieler, hat vor Kurzem von einem Publikum Abschied genommen, das er über dreißig Jahre lang zum Lachen gebracht hat. Selten werden die komischen Schauspieler so alt auf der Bühne; denn entweder ihr Talent oder ihre Kraft schwindet mit den Jahren. Brunet aber, der nie sein Spiel übertrieb und sich nicht einmal anzustrengen schien, dem das Komische, besonders das Niedrigkomische, von dem er sich klüglicherweise nie entfernte, ganz natürlich von der Hand ging, als ob er von der Natur ausschließlich dazu berufen wäre, Brunet ist sich stets gleich geblieben. Freilich erregte er zulezt nicht mehr so viel Aufsehen, wie vor 20 oder 25 Jahren; damals war er fast der Einzige in seiner Art; seitdem haben Andere ihn nachzuahmen versucht, und zwar mit mehr oder minder Glück. Der Reiz der Neuheit war verschwunden; auch gefällt die Gattung des Niedrigkomischen nicht so lange, wie die höhere Gattung. Uebrigens ist Brunet einer der glücklichsten Schauspieler, die es je gegeben hat; er war seit langer Zeit Miteigenthümer des Variétéstheaters, auf welchem er so lange gespielt hat. Er hatte keine Obern, als seine Mitunternehmer, konnte nach Belieben spielen oder nicht, eine Rolle annehmen oder ausschlagen. Gastreisen brauchte er nie zu machen, denn er war vermögend genug, und er hätte schon lange gar nicht mehr zu spielen gebraucht; aber wahrscheinlich machte ihm eine Beschäftigung, die ihn sehr wenig Mühe kostete, Vergnügen. Ein großer Kummer war ihm jedoch vorbehalten. Er hatte seine Tochter an einen begüterten Mann verheirathet, der sich mit großen Spekulationen abgab. Seine Geschäfte schlugen aber fehl, und in seiner Verlegenheit erschoß sich der Mann. Es liegt etwas Rührendes in dem feierlichen Abschiede, den ein alter und allgemein beliebter Schauspieler von seinem Publikum nimmt. Die Pariser sind in diesem Falle auch keineswegs undankbar, und bezeigen dem abtretenden Liebling durch ein volles Haus und durch lebhafte Beifallsbezeugungen ihre Zufriedenheit. Dies geschah denn auch bei der lezten Vorstellung zum Besten Brunets, zu welcher mehrere große Schauspieler von andern Bühnen, sogar Dlle. Mars, beitrugen. Brunet stand auch noch in dem, obwohl unverdienten, Ruf eines kühnen Oppositionsmannes. Er hatte sich einmal einen unbedeutenden Scherz über eine Staatseinrichtung zur Zeit der Konsularregierung erlaubt, der wahrscheinlich nicht von ihm selbst herrührte, sondern in seiner Rolle lag, oder von den Verfassern mündlich hinzugesezt worden war. Er wurde deshalb, wie man sagt, 24 Stunden festgesezt, nach dem Brauche der alten Regierung, welche, wenn sie mit den Schauspielern unzufrieden war, dieselben ohne Urtheil, ohne Verhör ins Fort l'Evêque sperrte, so lange es ihr beliebte. Da keine Preßfreiheit vorhanden war, so hatte sie auch keine Widerrede zu befürchten, und nur zuweilen empörte sich ein großer und allgemein beliebter Schauspieler öffentlich wider solche Eigenmacht. Etwas dergleichen hatte sich denn auch die Bonapartesche Polizei gegen Brunet erlaubt, der wahrscheinlich dieses Ungemach ziemlich geduldig ertrug; aber nicht so das Publikum; denn dieses entrüstete sich über dem kleinen Gewaltstreich, und von nun an kamen allerlei Calembours oder Wortspiele wider die Regierung zum Vorschein, die alle Brunet zugeschrieben wurden, ohne daß er wohl auch nur ein einziges davon erfunden hat. Deshalb haben ihn bei Gelegenheit seiner lezten Vorstellung mehrere Journale sonderbarer Weise mit Talleyrand verglichen, dem auch eine Menge arger Bonmots zugeschrieben wird, an denen er wahrscheinlich ganz unschuldig ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 19.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. Januar 1834.

Glaube dich nicht allzu gut gebettet;
Ein gewarnter Mann ist halb gerettet.

Goethe.

Copernicus.

(Fortsetzung.)

Der Gelehrte, der sich im Innern nicht so ruhig fühlte, als er sich äußerlich gegen seinen alten Diener gezeigt, ließ einen Theil seiner Besorgnisse schwinden, als er, in einer Seitenabtheilung des Pallastes angelangt, in ein höchst angemessenes, ja sogar mit Bequemlichkeiten aller Art versehenes Gemach geführt wurde. Nach einem kurzen Schlummer hörte er gegen die Morgenstunde den Hauptmann der Wache die Thür öffnen, einem jungen Menschen den Eingang gestattend, der Niemand anders als der Student Paul war, welcher trotz der erzwungenen Fassung den Meister mit höchst bekümmerter Miene begrüßte. Dieser, um dem in der Stube bleibenden Offizier allen Verdacht zu benehmen, als waltete hier ein Geheimniß ob, rief seinem jungen Freund mit heiterer Miene zu, er möge nur frei und ohne Umstände alles sagen, was er auf dem Herzen habe. „Wir sind Euretwegen nicht wenig in Sorgen, verehrter Meister,“ nahm der Jüngling nach dieser Aufforderung das Wort, „und wissen nicht, was Eure Herberufung zu bedeuten hat, besonders, könnt Ihr Euch denken, sind Eure beiden Muhmen untröstlich; sie haben vor, sich im Pallaste vorstellen zu lassen, um dem Herzog Euretwegen einen Fußfall zu thun und um Eure Freigebung zu bitten, falls Ihr dieses Vorhaben billiget.“ Copernicus schüttelte das Haupt; er selbst, erwiderte er, sehe in seiner Lage nichts Schlimmes und erwarte überall das Beste von der Zukunft, da er sich durchaus keines Unrechts bewußt, und so möge man auch zu Hause sich in Ruhe fassen. Hiermit übereinstimmend, traf er noch einige Anordnungen, befahl herzliche Grüße den Frauen und dem alten Jacobus zu bringen, und reichte dem Studenten, der sich noch immer die Thränen abtrocknete, die Hand. Beim Namen Jacobus winkte der junge Mann mit den Augen, so daß der Hauptmann es nicht gewahr wurde, und zog ein kleines Buch hervor: „Dieses schickt Euch der Professor, damit Ihr hier Eure Zeit nicht nutzlos verlieren möget, Euren Liebling, den Pindar.“ Der Offizier trat hinzu und bat sich sehr artig das Buch zum Durchblättern aus, er warf einen Blick hinein und sagte sehr beruhigt: „das sind lateinische Gebete, die sollt Ihr lesen.“ Als Paul und der Hauptmann fort waren, untersuchte Copernicus das Buch, und wirklich fand sich in demselben, wie er gehofft, ein Papier, welches von Jacobus Hand folgende Worte enthielt: „Theurer Freund, wir sind Deinetwegen in Verzweiflung. Du bist verrathen, auf das Schändlichste verrathen! Deine Feinde in Padua haben Mittel gefunden, den Inquisitoren zu Bologna Deine große Entdeckung als die fluchwürdigste

Ketzerei anzugeben; das ganze Kloster hast Du gegen Dich. Der Herzog, der Dich kennt und schäzt, seine willkommene Gegenwart in dieser Stadt ist unser aller Trost; läßt er Dich vor sich, so ist das einzige Rettungsmittel, daß Du Alles für Lug und Trug erklärst und jede Behauptung öffentlich widerrufst. Deine große Entdeckung kann hiebei nichts leiden, und wenn Du aus diesem Lande der Falschheit und der trüben Vorurtheile wieder heraus bist, dann magst Du desto freier handeln." — „Nein, edler, aber zu besorglicher Freund!" rief Copernicus, den Brief zusammenfaltend, „verleugnen will ich mein Verdienst nicht; ist es gleich gering, so ist es doch die Frucht redlichen Willens, unausgesezter, jahrelanger Thätigkeit, und eine eitle Menschenfurcht soll sie mir jezt zerstören? Nein, mein Battista, auch der Gelehrte muß etwas vom Helden an sich haben; fordert ihn ein feindseliger Hause heraus, so soll er ihm die offene, freie Stirn bieten. Wie seltsam!" sezte er, in Gedanken verloren, im Gemach auf- und abschreitend, seine Rede fort, „die Bitten meiner Freunde haben nichts über mich vermocht, die Uebelwollenden aber bringen mich zum Geständniß."

Eine Stunde hierauf erschien der Hauptmann von Neuem und beschied den Gelehrten in die Gemächer des Herzogs hinauf. Er folgte sogleich und trat, indem er seinen Geist mit Fassung rüstete, in den Saal, dessen Mitte ein Tisch einnahm, der mit Papieren bedeckt war und an dem ein paar Schreiber Platz genommen hatten. Der Gelehrte, der sie ehrfurchtsvoll begrüßte, erfuhr von seinem Begleiter, daß er im Gemach des Geheimschreibers des Herzogs sey, und daß der Pater Robertus, der jenes Amt bekleidete, sogleich erscheinen werde. Copernicus kannte diesen Mann als einen beschränkten Kopf, zugleich aber auch als einen arglistigen, boshaften Unterhändler im Dienste des Beichtvaters des Herzogs; unruhig wandte er daher seinen Blick auf die Gestalten, die jezt herein traten, fühlte sich aber nicht wenig beruhigt, als mit jenem Robertus ein junger Jesuitenpater, Vinzentius von Bartola, eintrat. Diesen liebenswürdigen und klugen Jüngling kannte er gar wohl, er hatte ihn wenige Wochen hindurch zum Schüler gehabt und seine gelehrten Forschungen, die sich das gleiche Ziel gewählt, geleitet, jezt aber, da er Erzieher eines kleinen Prinzen des herzoglichen Hauses geworden, verließ er nur selten den Pallast. Ein paar andere Herrn, von denen der eine ein rundes, schelmisches Gesicht hatte, traten ebenfalls ein und blieben an der Thüre stehen, so daß man sie für Leute vom Hofstaat halten mußte. Der Pater, nachdem er einige Papiere zusammengeschoben und mit den Schreibern ein paar Worte gewechselt hatte, bat durch einen gütigen Wink den Gelehrten, näher zu treten. Als dieses geschah, fragte er mit krächzender Stimme: „Wie heißt Ihr, Herr, wer war Euer Vater und wo seyd Ihr geboren?" — „Nicolaus Copernicus, Ehrwürdiger," war die Antwort; „mein Vater war ein rechtlicher Bürger der Stadt Thorn, und in dieser genannten Stadt hab' ich auch das Licht der Welt erblickt." — „Hm, warum habt Ihr denn Euer Vaterland verlassen und seyd hieher gekommen?" — „Der Ruhm der italienischen Gelehrten und besonders der Stadt Bologna hat mich zu dieser Reise vermocht." Der Mönch bewegte sich schwerfällig in seinem Stuhl: „Die heilige Jungfrau gebe, daß Ihr ein andermal zu Hause bleibt!" murmelte er in sich hinein, dann wandte er sich an die Schreiber: „Jezt gebt Acht, was ich fragen werde. Es hat verlautet, Nicolaus Copernicus, als habest Du während Deines Aufenthalts hier große Forschungen angestellt und ein Geheimniß der Natur entdeckt, von dem noch Niemand eine Ahnung gehabt; ist dem so?" Die beiden Herrn an der Thür sprachen lachend und flüsternd mit einander, mit einem drohenden Blick sah sie der Pater an und gebot Stille.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Wir waren eben recht nach Philadelphia gekommen, um das Independenzfest zu sehen. Neben dem gewöhnlichen Raketengekrach wird die Milizparade mit möglichstem Pomp abgehalten und durch einige effektvolle Zusätze von nationaler Erfindung und Geschmack verherrlicht. Zwischen den Truppenabtheilungen fahren große Gerüstwagen; sie sind schön bemalt, mit kostbaren Teppichen belegt und werden von zwölf, auch von sechzehn Pferden gezogen, die zu vier neben einander gespannt und unbeschreiblich aufgepuzt sind. Auf diesen beweglichen Gerüsten befinden sich die Werkstätten der verschiedenen Gewerbe und die nöthigen Arbeiter dabei. Schumacher, Schneider, Hutmacher, Schreiner, Drechsler, Goldschmiede, Juweliere, Schlosser, Blech- und andere Schmiede, Sattler, Weber, Tuchmacher, Bäcker mit kleinen Backöfen, Buchbinder u. a. m. werden da arbeitend durch die Straßen langsam spazieren geführt. Alle verfertigen werthlose, aber niedliche Kleinigkeiten, die als Muster ihres Handwerks gelten können und, so wie sie vollendet sind, den Zuschauern verabreicht werden. Am meisten paradirt die Buchdruckerei bei diesem Zuge. Es fahren deren wenigstens drei mit. Die eine à-la-tête sezt, druckt und theilt sogleich kleine Gelegenheitsgedichte aus,

die sämmtlich die errungene Freiheit der Gewerbe, besonders der Presse besingen. Die mittelste liefert allerlei Schnurren und Bonmots. Der hinterste Wagen druckt eine kleine Zeitung, welche die Tagesfeier, die Gefühle des Volks beschreibt, ein paar augenblickliche, angeblich zufällige Ereignisse aufnimmt, die aber wohl vorbereitet sind und sich gewöhnlich zu einer Karrikatur auf das ehemalige Mutterland gestalten. Unterwegs werden von Postboten Briefe gebracht und sogleich noch ein paar ausländische, sehr bündige Artikel eingerückt. Diese Zeitung wird dann zum Schlusse ausgegeben. Der ganze Aufzug ist wirklich schön und wird mit einer Ordnung ausgeführt, die in Europa viel Aufwand von Polizei erfordern würde. Es liegt etwas ächt Volksthümliches, ganz Originelles darin, was die Sache sehr anziehend macht. Will man vergnügte Gesichter in Amerika sehen, so muß man an diesem Tag in Philadelphia seyn. Da sieht man aber auch bei einem ganzen Volke auf jeder Stirne die Freude thronen, und doch nirgends Ausgelassenheit, nichts Pöbelhaftes, nichts Gemeines; nicht Einen unartigen Menschen findet man da, wo die halbe Bevölkerung des Staates zusammengekommen ist und sich der Freude überläßt. Jeder benimmt sich mit Anstand, Jeder funktionirt, so zu sagen; es ist doch ein eigenes, ein einziges Volk um diese Amerikaner!

Man kann nicht lange unter ihnen leben, ohne von manchen ihren Gewohnheiten angesteckt zu werden. So befiel uns, nachdem wir etwa sechs Wochen in Philadelphia zugebracht, die Lust zu nomadisiren, der wir nicht widerstehen konnten, und eines Morgens saßen wir auf einem schönen Dampfboot und fuhren nach Baltimore, und dann nach Westen und nach Norden. Ueberall trafen wir Leute, die es gerade so machten wie wir: die Einen reisten in Handlungsgeschäften, die Meisten trieb der Geist der Unruhe, sie zogen herum, um neue Wohnsitze zu suchen oder zu beziehen. Nirgends fanden wir erhebliche Abweichungen von dem in diesen Blättern bereits Gesagten und Beschriebenen, und allenthalben hatten wir Gelegenheit, die Schweinezucht, die in Cincinnati bis zur Raserei getrieben wird, zu bewundern. Diese Stadt liegt in einer sehr schönen Gegend, anmuthige Hügel umlagern sie in malerischen Gruppen, durch die kleinen Thäler winden sich rauschend die Bäche im felsigten Bette, und der Wellen Gemurmel, der Wiesen Grün, der Wälder Schatten, der erwartete Gesang der Vögel, alles ladet zum Spaziergang ein. Aber des Baches Gewässer sind roth, wie mit Blut gefärbt, die Wiesen sind mit den abgeschnittenen Schweifchen der geschlachteten Schweine bedeckt, deren Gedärme und Köpfe in zerstreuten Haufen im Walde faulen und durch ihren pestilenzialischen Geruch vor ihrem ekelhaften Anblick von weitem warnen, und Philomele verstummt vor dem entsetzlichen Geschrei der sterbenden Heerden. Welche Mühe, welche Kosten werden oft aufgewendet, um bei einer Stadt in Europa durch Kunst Promenaden zu schaffen; hier hat die Cincinnatische Schlächterkunst die Natur verdorben. Aber warum gibt es denn hier keine bestimmten, entlegenen Schlachtplätze, keine Senkgruben für die Abfälle? warum müssen denn die schönsten, ja alle Spaziergänge so jämmerlich verunreinigt werden? so fragte ich die guten Bürger. Einen mitleidigen Blick warf mir die Schlächtergentry über die Achsel zu. „Spazieren gehen will die Frau?“ hieß es; „wenn sie sonst nichts zu thun hat, so kann sie ja auf der Straße auf und ab laufen, bis sie genug hat.“

Ich habe Philomelen genannt, muß aber wirklich um Verzeihung bitten: Philomelen gibt es keine hier; sie konnten also auch nicht durch das Gegrunz des mehr erwähnten nutzbaren Geschöpfs verscheucht werden. Amerika ist das Vaterland der Harmonie so wenig, daß man auch nicht einen Singvogel hier hört; hier ist gar nichts poetisch, Alles ist prosaisch und rein praktisch, wie der gute Rath der Cincinnater Bürger. Solche Erfahrungen aber, die nicht zu den Seltenheiten gehören, erinnern an das Epigramm eines berühmten Staatsmanns *) und rechtfertigen es einigermaßen; als ihn Kaiser Napoleon fragte, was denn die Amerikaner für Leute seyen, antwortete er: „Sire, ce sont de fiers cochons et des cochons fiers.“ Eben so kurz, sehr richtig, aber etwas glimpflicher ist das einstimmige Klagelied aller Franzosen, die nach Amerika kommen. „Il n'y a pas de gaité dans ce pays,“ sagen sie, „il faut cependant un grain de gaité dans la vie; c'est une saloperie de pays!“

*) Talleyrand.

Korrespondenz-Nachrichten.

• Berlin, Januar.

Tasso's Tod von Raupach.

Mit einem Tode Torquato Tasso's hat Raupach die Theatergänger überrascht. Das königliche Theater gab nämlich ein Trauerspiel des Namens: „Tasso's Tod.“ von Ernst Raupach, und dieser Tasso ist kein anderer, als der Torquato Tasso, welcher nach der unglücklichen Begegnung mit der Prinzessin Eleonore im Hofgarten zu Ferrara dem Hofmann Antonio in die Arme sinkt und ausruft:

Ich fasse dich mit beiden Armen an!
So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.

Antonio gesteht dem Kardinal von Este, Tasso's Freund, daß er wohl der Felsen gewesen, den Schiffer zu tragen, aber der Schiffer sey nicht der Mann gewesen, um sich selbst

fest zu halten. Kaum aus jener Raserei zur Besinnung gekommen, sey auch wieder in Tasso's Brust der alte Argwohn eingekehrt. Er sey ihm aus den Augen verschwunden, Allen verschwunden. Nach jahrelangem Umherirren sey er endlich zu des Fürsten Alphons Vermählung zurückgekehrt, habe aber hier durch seinen grenzenlosen Hochmuth, der nur auf sich allein Aller Augen gerichtet wissen wollte, angestoßen. Zurechtgewiesen deshalb, habe er auf den Fürsten geschmäht, und zwar in einer Art, daß Alphons sehr mild gehandelt, indem er ihn für einen Wahnsinnigen erklärt und im St. Annenhospital einsperren lassen, wo er sich noch befinde. Dies hören wir beim Beginn des Stückes aus Antonio's Munde. Aber der Kardinal und Prinzessin Eleonore denken anders über den Kranken. Jener erwirkt dessen Befreiung und überbringt ihm die Nachricht selbst. Tasso's Krankheit war milder Art geworden. Die bösen Geister, die ihn geplagt, waren gewichen, nur noch ein guter war bei dem Schüler des Plato geblieben, mit dem er sich gern unterhielt, wenn der Geist des Mißtrauens entwich. Aber immer kehrt dieser wieder, selbst im Augenblick, wo die angekündigte Befreiung ihn in den Taumel höchster Seligkeit versezt hat, fragt der Argwohn, ob keine List dahinter verborgen. Ihm wird das Glück, persönlich von der Prinzessin Abschied nehmen zu dürfen, und er drückt auf ihre zitternde Hand einen Kuß, um sie nicht wieder zu sehen. Aber kaum in Rom angelangt und von neuen Zweifeln, neuem Argwohn und neuen Chimären geplagt, begegnet er auch hier Eleonoren, die als Pilgerin über Loretto gekommen. Ihr Erscheinen, die Nachricht von seiner vorbereiteten Krönung und die einer im Prozeß gewonnenen Erbschaft versetzen ihn auf's Neue in einen Paroxysmus; die Berge kommen zusammen, die Klüfte schwinden, er verlezt Eleonoren, er kränkt Antonio und stürzt, übermannt von dem lezten Rausch des Stolzes, zusammen. — Im fünften Akte hört man die Glocken vom Kapitol. Sie krönen Tasso's Bild, während er selbst in der Vorhalle des Klosters St. Onofrio stirbt. Tasso ist versöhnt mit der Kirche und mit dem Leben. Er soll sich auch noch mit Antonio versöhnen, welcher ihm, dem willig mit dem Geständniß Entgegenkommenden, daß die Schuld auf seiner Seite, daß Antonio immer recht gehabt, daß er untauglich für das Leben gewesen, das andere Geständniß zum Danke bringt: daß er, Antonio, erst jezt, in der Muße zu Rom, Zeit gefunden, den Dichter in seinen Werken kennen und schätzen zu lernen, daß er nun fühle, wie er ihn immer unrichtig behandelt, daß er komme, es ihm abzubitten. Beide erkennen, daß sie darin gefehlt, den Andern nur nach sich und nicht aus sich heraus zu beurtheilen, und daß in der ewigen Liebe, welche die Welt geschaffen, und im Prinzip des erlösenden Glaubens auch die Lösung der Zweifel zu finden sey, welche dies Leben zerreißen. Tasso stirbt, nachdem auch die Prinzessin noch hinzugekommen und dem Sterbenden bekannt, was ihr Mund dem Lebenden verschwieg, daß sie ihn geliebt und ihm bald nachfolgen werde. Sie drückt den Kranz auf die Stirn des todten Dichters.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Benefizvorstellungen.

Bei Talleyrand läßt sich dies begreifen, denn er ist als ein geistreicher, gern mit Worten spielender Mann bekannt, und es mögen ihm in seiner langen öffentlichen Laufbahn viele Calembours entwischt seyn; aber Brunet hat nie Proben eines erfinderischen Geistes gegeben; er hat sich beständig an die bescheidene Aufgabe gehalten, seine Rollen getreu und gut zu spielen, und sich allmählig durch seinen Fleiß und die geschickte Leitung des Variétésthéaters zu bereichern. Die Regierung durch Calembours zu necken, ist ihm nie in den Sinn gekommen. Der Ruf also, den man ihm in diesem Sinne zuschreibt, ist ganz unverdient. — Auch die Wittwe des vor einigen Monaten verstorbenen Dichters Victor Ducange erhielt in diesen Tagen eine Benefizvorstellung, die ihr die Boulevardstheater wohl schuldig waren, denn ihr Mann hatte fleißig für sie gearbeitet und durch seine Stücke zu ihrem Wohlstande beigetragen. Natürlich spielte das Hauptstück jenes Dichters; „dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers," bei dieser Vorstellung die Hauptrolle. Dieses Stück hat auch auf fremden Bühnen Glück gemacht, und ist folglich allgemein bekannt. Die Farben sind in dieser Darstellung der leidigen Folgen des Spiels grell und stark aufgetragen; sie ist augenscheinlich für das Volk berechnet. Auf höheres Verdienst hat es Victor Ducange überhaupt nie abgesehen, und da er vom Volkstheater leben wollte, nachdem er vergebens versucht hatte, von der Journalistik zu leben, so mußte er suchen, den Volksgeschmack zu befriedigen, was ihm denn auch nicht übel gelungen ist. Indessen muß er doch wohl nicht mehr als seinen Unterhalt dabei gefunden haben; denn zurückgelassen hat er, wie es scheint, seiner Wittwe nichts, als etwas literarischen Ruhm und seine Theaterstücke, die ihr gerade so viel einbringen, daß sie nicht ganz verkümmert. Es war ganz billig, daß ihr die Boulevardstheater eine Vorstellung im großen Odeonsaale schenkten, die ihr jedoch nicht mehr als etwa zweitausend Franken eingebracht haben mag. In demselben Saale, wo diesen Winter die Benefizvorstellungen Schlag auf Schlag folgen, sah ich vor einiger Zeit wieder eine dergleichen. Es wurden vier Stücke, und zwar drei vom Theater des Gymnase dramatique gespielt, nämlich Nr. 1 „Rudolphe" von Scribe, ob neu oder alt, weiß ich nicht, denn das Scribesche Repertoire ist so reichhaltig, daß es fast unmöglich ist, die chronologische Ordnung seiner Stücke im Gedächtnisse zu behalten. Das Stück spielt in Danzig. Rudolph ist ein reichgewordener Seemann, der das Mädchen einer auf der See umgekommenen Frau zu sich genommen, sie erzogen und als seine Schwester behandelt hat; aber unvermerkt hat er sich in sie verliebt, will es jedoch weder sich, noch ihr gestehen. Sein Associé, auch eine der guten Seelen, die Scribe so leicht findet, wünscht sich mit seinem Freunde Rudolph inniger zu verbinden, und hält um die Hand seiner angeblichen Schwester an. Rudolph wird mißmuthig, ja ganz wild, zerwirft sich mit seinem Freunde und macht die liebende Schwester (von Leontine Fay-Volnys allerliebst dargestellt) höchst unglücklich. Sie ist zu allen Opfern bereit, um ihren vermeinten Bruder wieder zufrieden zu stellen. Dieser entdeckt ihr endlich das Geheimniß ihres Verhältnisses zu ihm. Jezt hat sie nur Einen Wunsch, den, mit ihrem lieben Rudolph sich zu verbinden; auch der gute, wieder besänftigte Associé steht von seinen Wünschen ab. Diese Kleinigkeit ist mit dem ganzen Talente Scribes ausgeführt. Aeußerst lieblich ist das Gespräch des naiven Mädchens mit der Schwester des Associé, von welcher sie wissen will, ob auch sie eine so innige Liebe zu ihrem Bruder fühle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 20.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 23. Januar 1834.

Dringe tief zu Berges Grüften,
Wolken folge hoch zu Lüften;
Muse ruft zu Bach und Thale
Tausend, aber tausend male.

Goethe.

Berglieder von Georg Rapp.

Naturpoesie.

Bist nur ein Stümper
Im Liedergeklimper,
Gegen der Winde Schall
Hebend des Stromes Herz,
Jubelnd im Orgelschall
Flureneinwärts!

Willst dich begeistern,
Um Worte zu meistern! –
Sprudelnder Klippenbach,
Heiliger Thalpoet,
Singt alle Blumen wach,
Küßt sie und geht.

Dichtest um Ehren,
Als Todter zu währen! –
Vögelchens Waldgesang
Erbt sich von Brut zu Brut,
Bis zum Weltuntergang
Steigend in Muth.

Möchtest sie raufen,
Weil sie dich nicht kaufen! –
Dichterallgegenwart
Herrschet im Donnerstreich.
Wo der sich offenbart,
Horcht ihm sein Reich.

Singst mit Behagen
Erheuchelte Klagen! –
Himmlische Wolken ziehn
Liebend aus blauer Höh,
Rinnen in Thränen hin,
Sterben im Weh.

Wem ist gegeben
Melodisches Leben,
Dem ist sein Herz ein Lied;
Stern in der Brüder Nacht,
Segnendes Weltgemüth
Singend erwacht.

Felsennest.

Felsenblöcke thürmten Riesen,
Höhlten kühle Grotten aus,
Hoch im Sturmwind zu erkiesen
Sich ein luftig Sommerhaus.
Oben auf den rauhen Platten
Sonnten sie den harten Leib,
In der Höhle schwarzen Schatten
Kosten sie ihr wildes Weib.

Ihr Geschlecht ist längst zerstoben.
Einer aber hält noch fest,
Und versteinert sizt er oben,
Hütet düster sich das Nest;
Stüzt das Haupt mit starrem Arme,
Aus den Augen stürzt ein Quell.
Denn das Alter sank dem Harme,
Macht ihn schwach und thränenhell.

Auf der Felsenspitze baute
Sich der Ritter dann den Thurm;
Weil er lieber sich vertraute
Statt dem Menschenvolk dem Sturm.
Kuß und Wein im Waffensaale,
In der Höhle Fluch und Ach,
Wo, getrennt vom Sonnenstrahle,
Der Gefangene zerbrach.

Und die stolzen Mauerkreise
Fraß der Regenstrom, die Luft;
Geisterklagen, bang und leise,
Wimmern aus der Folterkluft.
Droben stoßen sich die Ziegen,
Jagen frech von Hang zu Hang;
Und der Berghirt läßt sie kriegen,
Singt herab den Schelmensang.

Abendeile.

Blutigrothe Todesschatten
Wölbt der Sturmwind um den Berg,
Und das Mädchen mäht die Matten,
Eilt beladen von dem Werk.

Drüben kniet der Hirtenknabe,
Betet laut im Donnerschall,
Treibt die Heerde mit dem Stabe,
Unter hellem Glockenhall.

Drunten in dem Thale rollen
Einen Todten sie zur Ruh,
Decken ihn mit kühlen Schollen,
Weinen still und fromm dazu.

Sie sind Alle heimgegangen;
Nur der Sturm blieb heimathlos,
Stürzt mit neidischem Verlangen
Sterbend auf die Erde los.

Waldgeheimniß.

Heimlich will ich lauschen
Nach der langen Fahrt.
Hohe Wälder rauschen:
„Viel ist dir bewahrt.“

Abendlüfte singen:
„Friede harrt auf dich.“
Goldne Wellen klingen:
„Freudenthräne, brich!“

Sieh, aus Tannenzweigen
Tritt die Hütte vor;
Rosenstrahlen steigen
Um ihr offnes Thor.

Stille Frauenmienen
Schauen aus dem Glanz;
Froh wird unter ihnen
Blonder Kinder Tanz.

Waldprophetenreigen
Stimmen liebend ein:
Sie sind mein, mein eigen,
Und das Weib ist mein!

Copernicus.

(Fortsetzung.)

„Ja,“ erwiderte der Gelehrte mit freudiger Stimme, „dem ist so, ehrwürdiger Herr. Zwar findet sich in den Schriften der alten Autoren Einiges, welches schon auf eine dunkle Kenntniß hinzudeuten scheint; aber doch kann ich sagen, daß ich mit Hülfe meiner Freunde eine ganz neue Entdeckung gemacht.“ — „Und welche ist diese?“ fragte der dicke Geheimschreiber nach einer Pause. Die Gruppe an der Thür bewegte sich wiederum flüsternd, der junge Jesuit hob sich hinter der Lehne des Stuhls höher empor, und während der Gelehrte eben bedachte, daß an den nächsten Worten, die seine Lippe im Begriff stand auszusprechen, das Wohl oder Weh seines ganzen künftigen Schicksals hing, that sich die Thüre auf und ein Kopf mit rothem Haar, einer langen gebogenen Nase und ein paar blassen Augen im Gesicht steckte sich hindurch, mit dem Ausdruck von Lächeln und Neugier auf den Gelehrten sehend. Dieser erkannte nicht sobald den Herzog, als er in der Verwirrung Anstalten zum Gruße machte, doch der Pater winkte, daß er es unterlassen möchte, und der Kopf blieb lauschend zwischen den Thürflügeln stehen. Ja in der Stille, die entstand, während der Meister, im Innersten befangen, zu Boden blickte, hörte man die Worte im Kabinet: „Nun, was wird er sagen? was werden wir zu hören bekommen?“ — „Du antwortest nicht!“ rief der Pater und lehnte sich vorbeugend auf den Tisch. „Ehrwürdiger,“ entgegnete der Gefragte, „Ihr wißt selbst gar wohl, daß im Felde der Wissenschaft sich manches ergeben kann, was

dem Auge des Laien und Weltmanns als nichtig und unmerkwürdig erscheint; so ist es auch mit meiner Entdeckung beschaffen; mir ist sie eine köstliche Perle, der Welt möchte sie jedoch nur als gemeiner Kiesel erscheinen. Bedenkt, daß ich es bloß mit jenen kleinen Lichtfünkchen dort oben zu thun habe, und da werdet Ihr selbst gestehen, daß solches Spielzeug sehr unschädlich ist.“ — „Ihr umgeht die Bekanntmachung dessen, was ich eigentlich begehre,“ rief der Pater; „laßt Euch nicht auf Nebendinge ein, nennt uns vielmehr jezt die Entdeckung, die Ihr gemacht.“ Der Kopf zwischen der Thür, der auf einige Zeit verschwunden, kam jezt wieder hervor und die Hofleute wichen zurück. „Ich habe einen neuen Planeten entdeckt,“ sagte der Gelehrte endlich zögernd. „So?“ rief der Pater, „wie heißt er?“ — „Er ist Euch sehr wohl bekannt, frommer Vater.“ Der Jesuit hinter dem Stuhle griff während der Pause in eine Blumenvase auf dem Fenster und ließ die Erde hoch durch die Finger fallen, so daß ein Theil derselben auf das Papier des Geheimschreibers sich hinstreute. Copernicus mußte lächeln, der Pater jedoch blies emsig die schwarzen Theilchen fort und rief verdrießlich: „Ich ihn kennen? Ihr irrt, Meister, wie soll ich das Ding kennen, das vielleicht hunderttausend Meilen über meinem Haupte dahin läuft und dort leuchtet? wißt, daß ich die Nächte nicht bei so magerem Zeitvertreib zu durchschwärmen pflege, wie Ihr. Noch einmal, wie heißt das Ding?“ Der Gelehrte erwiderte mit heiterem Lächeln: „Herr Pater, Ihr werdet doch Euer Gemach kennen, in dem Ihr die Geschäfte des Tages betreibt, Euer Lager, auf das Ihr Euch niederlegt?“ — „Freilich, doch was soll das?“ — „Nun so kennt Ihr auch meinen Planeten; glaubt mir, Ihr seyd nicht weiter von ihm entfernt, als der kleine Sprung aus diesem Fenster in den herzoglichen Garten ausmacht.“ — „Beim heiligen Hieronymus,“ schrie der Pater, „ich glaube, Ihr unterfangt Euch, Herr, im Beiseyn dieser würdigen Herrn Euern Spaß mit mir zu treiben?“ Ein starkes Gelächter im Kabinet. Der Geheimschreiber erhob sich ächzend, wischte sich den Angstschweiß von der Stirn und that ein paar unruhige Schritte im Gemach; dann gab er Befehle an einen Diener, der sich sogleich entfernte. „Laßt sehen!“ rief der verdrießliche Mann; „wenn Ihr nicht bekennen wollt, so wird Eurem Famulus die Zunge leichter zu lösen seyn.“ Copernicus sah mit Verwunderung auf und in das leichenblasse, verzerrte Gesicht seines armen Dieners, der, von der Wache begleitet, eben in den Saal trat und nur einen schüchternen Blick auf seinen Meister wagte. Der Unmuth über die Behandlung seines Gehülfen stieg jezt in ihm auf. „Nun gesteh, alter Schwätzer!“ rief der Geheimschreiber dem Eintretenden zu; „gestehe, was Du neulich vor Zeugen von den Geheimnissen Deines Meisters berichtet hast. Leugne nichts, verdrehe kein Wort, sonst könnte es Dir übel gehen.“ — „Sehr verehrte Herrn,“ begann der Arme nach einer Pause, während welcher er abwechselnd seinen Herrn und die Gruppe am Tisch angesehen hatte; „ich soll gestehen? Geheimnisse soll ich offenbaren? Du lieber Gott, hier steht ja der, dem es allein zukommt, in gelehrten Dingen Antwort zu geben. Ihr habt mich trefflich bezeichnet, Ehrwürdigster, ja, ich bin ein alter Schwätzer, ein Mann, der troz seines grauen Bartes noch nicht aus den Kinderschuhen heraus ist, der nicht weiß, was er redet, und auf dessen Worte einmal für alle nichts zu geben ist.“ — „Verdammtes Gezüchte!“ brummte der Pater in den Bart; „ich möchte lieber die Stadt Bologna niederreißen und wieder aufbauen, als hier noch eine Stunde mich plagen. So haltet ihm seine Sünden vor, Schreiber!“ Der Angerufene ergriff ein Blatt und trug mit eintöniger Stimme Folgendes vor: „Der Famulus Giuseppe Bartelli —“ „Ich bitte Euch,“ flüsterte der Aengstliche, „nicht Giuseppe, Joseph, Joseph Bartel!“ — „Schweigt!“ rief der Pater von seinem Sitze aus, und der Schreiber fuhr fort: „Er bekennt, daß im Hause seines Meisters hier in Bologna gotteslästerliche Komödien sind dargestellt worden, in welchen die Personen des heiligen Vaters und der Apostel in Frauenkleidern erschienen sind; zweitens, daß sein Meister Zaubermittel erfunden, durch die er die Sonne zum Stillestehen zwingen kann; drittens, daß er machen könne, daß keine fromme Seele die Himmelsthüre findet, und daß der Wache in Bologna Nachts unter den Händen die Gauner verschwinden; viertens —“ — „Genug!“ rief der Pater, „erst antwortet hierauf, Ihr loser Mann! was habt Ihr gegen diese Anschuldigungen einzuwenden?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

* Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Tasso's Tod von Raupach.

Ich fühle, wie Unrecht ich dem Dichter thue, indem ich etwas nacherzähle, was sich nicht erzählen läßt. Das dramatische Element ist schon im Goethe'schen Tasso gering, in diesem geht die eigentliche Handlung aber fast ganz aus, und es ist ebensowenig eine Tragödie im gewöhnlichen Sinne, als es die Geschichte vom wirklichen Ende des Mantuaner Torquato Tasso, des Sohnes des Bernardo Tasso, ist. Raupach hat sich nur die Aufgabe gestellt, den Tasso, den Goethe ihm hinterlassen, diesen Prototyp eines reizbaren Dichters, weiter auszuführen. Sein Thema war ein rein psychologisches: wie ein Mensch von dem gegebenen Charakter, unter den gegebenen Verhältnissen endlich in sich untergehen mußte. An Raupachs Ausführung der kitzlichen Aufgabe ist

Zweierlei zu bewundern, einmal die strenge Meisterarbeit: diesen Charakter in allen möglichen Stimmungen, wie man sie sich allenfalls arithmetisch komponiren kann, denken, fühlen und handeln zu lassen, und dann: wie er mit einem solchen handlungs- und effektlosen Seelengemälde ein heutiges Theaterpublikum fünf Akte hindurch fesseln konnte. An jenes sind wir gewohnt. Er ist ein Professor in der Logik und weiß seine Themate zu drehen und zu wenden, bis ihnen jede denkbare Anschauung abgewonnen ist; bildlich, handgreiflich hat er uns das innere Leben repräsentirt, wir sind oft ergriffen, aber meist auch gesättigt, denn wir haben Alles genossen, und es bleibt nichts zu ahnen übrig. Das ist auch in diesem Tasso der Grundtypus. Eleonore flüstert doch bedeutungsvoll dem sterbenden Tasso zu: daß der Mensch das Zarteste und Heiligste, was er fühlt, wenn es das bleiben soll, nicht den Lüften vertrauen dürfe. Etwas könnte das auch der Dichter sich selbst sagen; denn indem er allen Gedanken, allen Ahnungen des liebe- und am Stolze kranken Gemüthes Worte leiht, und solche Worte, daß uns Alles von A bis Z deutlich wird, verschwindet der süße Schleier, der unsere Phantasie selbst mitschaffen läßt, der Duft zerfließt und das nackte Wirkliche stiert uns entgegen. Aber zugestanden muß werden, daß der Fehler, wenn es einer ist, in diesem Tasso am mindesten heraustritt. Auch darin hat Raupach sich an das Gegebene gehalten, daß er sich bemüht, in demselben zarten Ton der Rede, den Goethe anschlug, fortzufahren. Alles Scharfe, Eckige ist dadurch vermieden, zuweilen ist die Aehnlichkeit der Diktion täuschend, und der Reichthum an wohlgefälligen Bildern und treffenden Sentenzen hat wohl mit dem Stücke den großen Beifall verschafft, der um so merkwürdiger ist, als Goethes Meisterwerk immer nur einen kleinen Kreis Gebildeter zu fesseln weiß. Bei diesem thatenlosen Drama steigerte sich die Aufmerksamkeit merkwürdiger Weise von Akt zu Akt, und der allerlezte, welcher auch der allerleerste an Handlung ist, denn die Hauptperson ist eigentlich schon todt, und er bringt nicht mehr als die Versöhnung mit Antonio und das Bekenntniß der Prinzessin, nur noch ein Hauch über Tasso's Grabe, — dieser Akt gerade erfreute sich der athemlosen Theilnahme des Publikums. — Damit ist noch nicht das Urtheil der Kritik über das Dichterwerk gesprochen; es können und werden sich noch bedeutende Oppositionsstimmen dagegen erheben, sie werden auch in diesem Tasso alle einzelnen Mängel der Raupachschen Dramen aufweisen, jener effektive Sieg bleibt aber immer ein Moment, das sich nicht weglöschen läßt. Raupach wurde nach der ersten Aufführung gerufen, erschien natürlich nicht, obwohl er, nach seiner Art, frei unter den Zuschauern gesessen, dankte aber in einer Zeitungsanzeige für die gute Meinung, indem er, ebenfalls in seiner Art, das Publikum zurechtwies, daß es gegen die Schicklichkeit sey, einen Dichter auf die Bretter zu rufen, wo derselbe nichts mit seiner Person zu thun habe. Aber daß er es verstanden, den Begriff eines Dichters und seiner Leiden so zu gestalten, daß die große Menge, die auf den Brettern nur das will, was sie selbst begreift und ihr selbst passiren kann, ihn versteht, ihm folgt und an seinen innern Qualen Theil nimmt, muß ihm von den Dichtern selbst gedankt werden. — Tasso schrieb sein befreites Jerusalem um in ein erobertes, um alle die Lobsprüche zu vertilgen, die er in jenem dem Hause Este gespendet; wenn noch die Familie regierte, könnte sie jezt dem Professor Raupach einige Orden zuwenden, daß er sie bei Tasso's Ende zu einer Ehre gebracht, welche sie längst verwirkt, ohne etwas zu thun, sie wieder zu gewinnen. Und doch ist, nach Raupachs Stück, auch selbst Alphons einigermaßen gerechfertigt, denn es wird Niemand läugnen, daß Tasso ein äußerst unumgänglicher Charakter gewesen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Januar.

(Fortsezung.)

Scribesche Vaudevilles.

Hierauf folgte Nr. 2: „Simple Histoire," wiederum von Scribe, nach dem englischen Roman gleichen Namens und etwas zu nahe mit dem vorigen verwandt, wiewohl mit ganz verschiedenen Nebenumständen. Ein junges, das gesellschaftliche Vergnügen liebendes Mädchen hat einen Vormund mittlern Alters. Dieser liebt sie, ohne daß er es sich gestehen will, was auch nicht wohl angeht, da er Malteserritter ist und also nie hoffen darf, sie heirathen zu können. Sie wird von einem Londoner Fashionable besucht, der einigen Eindruck auf sie macht; da sie aber ein edles Herz hat, so gibt sie zulezt den Vorstellungen ihres Vormundes nach, welcher ihr verbietet, mit diesem leichtsinnigen Gecken Umgang zu haben. Dieser läßt sie aber nicht so leicht los; er wird ungehalten, aufbrausend, und der Vormund muß sich mit ihm schlagen. Dieser lezte Zug rührt das edle Mädchen, und da nun gerade eine Dispensation zum Heirathen aus Rom anlangt, so gesteht der Vormund seine Liebe und sie ihre Gegenliebe, und damit hat das Stück ein Ende. Das einzige Anziehende in dem Stücke ist die geschickte Darstellung des Schwankens und des innern Kampfes des Mädchens zwischen den leichtsinnigen Freuden der Welt und den weisen Ermahnungen des Vormunds. Nur spielt dieser etwas zu sehr den Vater und Herrn, als daß man die Liebe der Mündel zu ihm leicht begreifen könnte. Was dieses ernsthafte Stück etwas erheitert, ist die Figur des derben ehemaligen Hofmeisters des Vormunds, welcher das Recht behalten hat, stets frei von der Leber zu sprechen, und daher weder seinen alten Zögling, noch die Mündel schont, wenn sie sich schwach zeigen. Dieser Hofmeister hat gar keinen Begriff von zarten Gefühlen, und behandelt die Aeußerung derselben ganz unbarmherzig. Nr. 3 „Toujours" ist auch von Scribe, wahrscheinlich dasselbe, das unter dem Titel „Ewig" auf deutschen Bühnen jezt gegeben wird. Eine begüterte Dame aus dem Kaufmannsstande, welche ihren Sohn innig liebt, wünscht ihn mit einer ganz jungen, wohlerzogenen Nichte zu verheirathen, die sie deßhalb aus der Erziehungsanstalt von St. Denis zu einem Balle kommen läßt, der des Abends gegeben werden soll. Der Sohn aber, den sie um seine Herzensverhältnisse befragt, gesteht, daß er eine bei seiner Mutter wohnende junge Dame, die bereits in England gewesen und einen altadeligen Namen führt, auf's Heftigste liebe, mit keiner andern glücklich seyn könne und keine andere zur Frau haben wolle. Er wird wüthend, als die Mutter Einwendungen macht, und verschwindet, während der Ball gegeben wird. Dieser Ball wird vom Dichter allzu schnell abgefertigt und die Täuschung ist hier nicht wohl unterhalten. Die Gäste sind schon weg, als der Sohn wieder nach Hause kommt, so daß er also das reizende Nichtchen gar nicht zu Gesicht bekommt. Die zärtliche Mutter scheint nachzugeben, und wünscht nur, ihr Sohn möge mit ihr und der jungen adeligen Dame einige Monate auf einem ganz einsamen Schlosse zubringen, ehe er zur Heirath schreite. Der Sohn willigt ein, und der erste Aufzug hat ein Ende. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 21.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 24. Januar 1834.

— Der Zauber schwindet.
Des Traumgotts Bildern gleich;
Wild starren, matt vom Schimmer
Der Abendsonn' erhellt,
Gestürzter Berge Trümmer,
Wie Trümmer einer Welt.

Matthisson.

Sommertage in Wallis.

Erster Brief.

Es liegt ein Land in der Schweiz voll greller klimatischer und nationeller Gegensätze, wo italische Glut und ewiges Eis dicht bei einander wohnen, wo man aus reichen schönen Thälern zu starren, drohenden, wolkenumzogenen Gebirgen aufschaut, um deren grause Zacken der Lämmergeier seine Kreise zieht; wo feuriger Wein und die orientalische Pfirsche nahe bei kümmerlichen Tannen und Lerchen wachsen; wo der Zauber einer großartigen, schauerlichen Mittelaltersgeschichte auf den zerfallenen Burgen und Bergen liegt; wo zwei ganz verschiedene Völker in dem Lande wohnen, obgleich nur in Einem großen Thal, von Einem Strom bespült: im berganstrebenden Osten rein erhaltene, kräftige, kühne germanische Sitte und Sprache, im Westen hingegen mit dem Land abgeflachte Cretinsnatur und ausgeartete französische Sprache. Wie diese Länder einst getrennt waren, so nähern sie sich auch jezt wieder der Scheidung unglücklicher Ehe.

Dies Land ist Wallis. Eben weil sich hier in diesem Augenblick Ereignisse vorbereiten, die zum Theil über das Schicksal der Schweiz entscheiden könnten, dürfte eine Folge von Reisebemerkungen über das Land und seine zwei Völker nicht ohne Interesse seyn.

Wir kamen von den Borromäischen Inseln — ich und zwei meiner Zöglinge — und wollten über Wallis nach Genf zurück. Der Toccia entlang baut sich das Land immer mehr auf, und am Abend des ersten Tags sahen wir jene Inseln noch wie einen Blumenkranz auf dem Sapphirblau der Wellen schwimmen. Bei Borgo über Vogogna hatten wir Lust, von der großen Straße abzugehen, uns westlich ins Anzascathal zu wenden und von da in das engere Val Macugnaga, wo der Monte Rosa so großartig und frei dasteht, wenn wir nicht gehört hätten, die furchtbar angeschwollene Anza habe einen großen Theil des Thals überschwemmt und die Brücken weggerissen; wir gingen also weiter nach Domo d'Ossola und bald durch die erste Galerie die Simplonstraße hinan. Man hat sie manchmal mit der Via Appia und Flaminia verglichen; wahrscheinlich geschah dies nur von Leuten, welche die Trümmer dieser beiden Straßen nicht gesehen haben. Ueber sie sind weit mehr denn zwei Jahrtausende und alle die furchtbaren Wogen der Völkerwanderung gezogen; man gab sich ungeheure Mühe, sie zu zerstören, um die herrlichen Steine anderwärts zu verwenden, besonders zu Kastellen und festen Schlössern im Mittelalter; aber was noch von diesen Straßen übrig ist, scheint gestern erst fertig geworden, so fest, gediegen und innig

verbunden ist Alles. Die Simplonstraße hingegen hat schon wenige Jahre nach ihrer Erbauung wesentlich ausgebessert werden müssen, und so immer fort bis auf den heutigen Tag. Man macht den französischen Ingenieurs große Vorwürfe, und Kunstverständige ziehen den Bau der herrlichen Straße über das bedeutend höhere Stilsser- und das Wormser Joch, ja sogar die neue St. Gotthardsstraße vor. Zwischen den Bergen und Anhöhen hinauf gelangt man auf einen Punkt, wo sich der Dom von Mailand gleichsam zum Abschiednehmen den aus Italien Scheidenden zeigt. Isello ist das lezte italienische Dorf, Gunz oder Gondo das erste Wallisische. Hier stehen die elenden, schmutzigen Hütten einiger blutarmen Leute acht Monate des Jahrs halb in Schnee vergraben und darum herum etwas armseliges Gestrüppe über — Goldadern, denn hier wird noch immer auf dies Metall gebaut. Das Dorf Simpeln oder Simpione liegt noch 1700 Fuß höher, und hier hört fast alle Spur von Vegetation auf, denn nur etwas kümmerliches Moos klammert sich an die Felsen. Die Lerchenbäume, die wir unten in kolossaler Stärke sahen, und die nach und nach zum kleinen Gestrüpp werden, schlagen hier oben keine Wurzel mehr; ja die Alpenrose birgt sich nur hier und da in einigen Felsenspalten gegen die tödtende Eisluft. Gelangt man endlich mit 6200 Fuß auf den Gipfel, auf den Col des Simplon, so thut sich ein herrlich glänzendes Krystallreich auf. Gestern wiegte und schaukelte sich der Blick noch auf dem sanften Hügelland und den üppiggrünen Ebenen Oberitaliens, auf dem ruhigen, majestätischen Lauf seiner Flüsse, auf seinen zauberischen Seen und ihren Feeneilanden. Es ist, als schaute man nun auf einen andern Planeten, von anderem Bau, von andern Naturgesetzen beherrscht. Nördlich breitet sich das Meer der Aletschgletscher aus, das vom Finsteraarhorn und der Jungfrau bewacht wird; östlich stehen die Mauern und Zinnen des Matterhorns, die sich bis zum Monte Rosa hinziehen, das Pietschhorn mit seinen zwei Zacken, und zunächst das prachtvolle Fletschhorn; alle stehen da wie die in weiße, silbergestickte Mäntel gehüllten Chorführer des großen Weltdramas.

Die Frömmigkeit der Walliser hat die grausenhaften Wände, Abgründe und Gipfel des Simplons durch religiöse Bilder und Symbole zu mildern gesucht. Auf Absprüngen und Zacken, die ganz unzugänglich scheinen, entdeckt man kleine Kapellen, roh und grob gebaut und bemalt; so stehen auch häufig längs der Straße Kreuze, um Unglücksfälle armer Reisender zu bezeichnen. Wie schön ist das Gefühl des Volks! es pflanzt da ein Kreuz, wo ein Wanderer umgekommen ist; ein Kreuz neben die furchtbaren Trümmer eines Bergfalls; ein Kreuz vor einen drohend herabhängenden Felsen; ein Kreuz vor einen oft verwüstenden Strom! So ist das Kreuz eine Zuflucht vor allen Schlägen des Schicksals, es ist der Helfer in allen zerstörenden Naturereignissen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Copernicus.

(Fortsetzung.)

Joseph wandte sich mit einer Verbeugung gegen seinen Herrn und sagte, indem jener schalkhafte Zug in seinem Antlitz wieder über Furcht und Schrecken die Oberhand gewann: „Vergebt mir, gnädigster Meister, wenn ich nun in Eurer Gegenwart von hochgelehrten Dingen Bescheid geben soll; aber Ihr seht, die weisen und ehrwürdigen Herrn da zwingen mich, den Mantel der christlichen Bescheidenheit von mir zu thun, um in meinem ursprünglichen Glanze zu erscheinen. Ja, Verehrte, es ist nicht anders, ihr seht in mir einen sogenannten großen Mann, einen erleuchteten Kopf, der seinem Jahrhundert vorangeschritten ist, und den man, wie alles Treffliche und Ungemeine, verfolgt und anfeindet. Das Geheimniß muß heraus. Und Ihr, Meister, so sehr ich Euch verehre, so oft ich Euch versprochen habe, vor der Welt Euch den Ruhm zu lassen, so werdet Ihr jezt einsehen, daß dieses Bündniß nicht länger Bestand haben kann, da ich einmal doch schon aus der Schule geschwazt habe.“ — „Zur Sache!“ rief der Pater, „zur Sache!“ — „Nun seht,“ hob der Sprecher wieder an: „es geht wohl manchesmal ganz gescheuten Leuten so, daß sie sich für etwas Besseres halten, als sie eigentlich sind; der Diener will gern den Herrn, der Söldner einen Hauptmann, der Laie einen gelehrten Examinator darstellen; glückt es, so erbeuten solche wohl Ehre und Ruhm, allein nur so lange, bis die wahren Kenner hervortreten und den gläubigen Haufen eines Bessern überführen. In diesem Fall einer betrügerischen Einbildung sind nun nicht allein jene denkenden Wesen aller Art befangen, sondern sogenannte leblose Geschöpfe, hinter denen man eine solche Schalkheit gar nicht suchen sollte, zum Beispiel dieses wunderliche alte Stück Schöpfung, das Geschiebe von Kies, Metall und Gewächs, auf dem wir und unsere Väter und Großväter leben und gelebt haben, diese sogenannte Erde, tellus, oder wie sie sonst heißen mag. Wer sollte nun meinen, daß diese recht eigentlich vom Hochmuthsteufel besessen, und daß es ihr gelungen ist, Jahrhunderte lang die gelehrtesten Leute an der Nase herumzuführen? Allein ihre Zeit ist gekommen, an mir hat sie ihren Mann gefunden. Berechnungen habe ich angestellt, verehrte Herrn, höchst schwierige Berechnungen, gelauscht habe ich am alten Himmelshaus, und weil das Gebäude nicht mehr ganz haltbar ist, so ist mir durch

die Ritzen und Spalten allerlei ganz wunderliches Zeug zu Gesicht gekommen. Ich konnte ganz deutlich sehen, wie sich manche Gestirne putzten, andere sich ihre Narben verklebten, wieder andere die von durchschwärmten Nächten bleich gewordenen Wangen roth bemalten; nicht selten hört' ich Zank und Verwirrung unter den hohen Herrschaften, denn diese standen spät auf, jene früh, die wanderten langsam mit gichtischen Beinen, und kamen nicht selten denen in den Weg, die jung und ohne Sorgen unbesonnen dahinschwärmten. Kurz, meine Herrn, es war oft eine wahre Schande, es mit anzusehen. Bei der Gelegenheit kam ich nun auch hinter die Schliche unserer alten Mutter Erde. Uns, die wir ihr im Schooß sitzen und aus zärtlichen Rücksichten blind für ihre Schwächen sind, uns hat sie weiß gemacht, sie habe am Himmelsraum den vornehmsten Platz inne, ja, die Sonne und alle übrigen Sterne seyen nur da, um ihr zu dienen. Wie erstaunte ich nun, als ich einmal auf meinem Lauerposten gerade das Umgekehrte fand? Ich paßte ihr auf, wie sie es am wenigsten vermuthete, und entdeckte die Alte, wie sie in ihrem groben Dienerkittel zugleich mit dem andern Pöbel herumtrollte. Wie sah sie da so welk und kümmerlich aus, wie demüthig erbat sie sich das wenige Licht, das ihr zukam, von der Sonne; hatte sie es aber erhalten, dann puzte sie sich schnell hell und glänzend heraus, spielte wieder die alte, übermüthige Thörin, bis die Gabe verschwendet war und sie neue erbetteln mußte. Dieses thut sie jedoch immer Nachts, wenn alle ihre Kinder schlafen, damit keines es erfahre. Allein uns Gelehrten, die, auf der Erde vertheilt, spät bei ihren kleinen Lichtern aufsitzen und grübeln, uns kann sie nicht täuschen. Dieses, meine hochverehrten Herrn, ist nun meine Entdeckung, ich sage meine, und keines andern Menschen. Wollt Ihr mir nun dafür hunderttausend Dublonen geben, so laßt sie mir und keinem andern auszahlen, und wollt Ihr mich auf den Scheiterhaufen bringen, so laßt nur mich, ich bitte Euch, Niemand anders verbrennen als mich."

Der Eindruck, den diese merkwürdige Rede des alten Mannes auf die Anwesenden machte, gewann die Oberhand. Der Herzog war fast ganz hervorgetreten, man sah ihn herzlich lachen, und natürlich theilte auch sein Hofstaat diese frohe Laune, obgleich die wenigsten begriffen, wohin eigentlich jene Scherze zielten. Copernicus selbst, von jeder Befangenheit von allem Unmuth befreit, hatte auch seine Stimme im fröhlichen Gelächter ertönen lassen, und nur der alte Schwätzer, der diese günstige Wendung hervorgebracht, sah kummervoll zur Erde nieder, und auf das Seltsamste zuckte es in den vielen Runzeln seines klugen Antlitzes. Der Pater war zornig und durch das Gelächter jezt aufs Aeußerste gebracht; er warf seine funkelnden Augen im Gemach umher und traf überall auf Spott, den er auf sich bezog. „Ihr sollt," herrschte er dem Famulus zu, „in kurzen Worten sagen, was Eure Entdeckung ist." — „In kürzern Worten," entgegnete Giuseppe, „kann ich's unmöglich ausdrücken, als: ich habe entdeckt, daß die Erde sich um die Sonne und nicht die Sonne um die Erde dreht." — „Schreibt es nieder!" gebot der Pater, „und Ihr," wandte er sich zum Gelehrten, „Ihr erkennt an, daß jene neue, so merkwürdige Entdeckung einzig von jenem Manne ausgegangen, daß Ihr durchaus keinen Theil an ihr gehabt?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Vaudevilles.

Beim Wiederaufrollen des Vorhangs sind wir mitten ins alte Schloß versezt; man hat schon zwei Monate ganz einsam darin zugebracht. Den jungen Mann wandelt eine gräuliche Langeweile an, und das Fräulein besizt die Gabe nicht, sie zu verscheuchen. Zum Zeitvertreibe hat er mit der Gärtnerstochter gesprochen; dies wirft ihm die Braut als etwas Gemeines, Unanständiges vor. Man wird mißmuthig, und die hochmüthige Braut läßt etwas Geringschätziges über den Kaufmannsstand fallen. Dies sezt das langweilige Gemüth des edeln Jünglings in Wallung. Dazu kommt, daß er ein junges, reizendes Mädchen nur von Weitem im Parke erblickt hat und in sie augenblicklich verliebt worden ist. Er muß wissen, was das für ein Mädchen sey. Zulezt erhascht er sie, und es kommt heraus, daß es seine naive Base ist, welche die Mutter weislich hat kommen lassen, da der günstige Zeitpunkt herannaht, sie vorzustellen. Der junge, aufbrausende Mann ist über die unschuldige Schöne entzückt, stellt sie weit über seine kaltsinnige, hochmüthige Braut, läuft nun wieder zur Mutter und gesteht, wie im ersten Aufzuge, daß er sie immer lieben und keine andere zur Braut haben wolle. Zum Glücke ist eben ein junger Lord angelangt, der das Fräulein in England gekannt hat, seitdem ein Peer of the realm geworden ist und um ihre Hand anhält. So ändert sich das ganze Verhältniß zur großen Zufriedenheit Aller. Wahrscheinlich soll dies ein moralisches Stück seyn, und der Dichter hat den Zuschauern die Lehre einprägen wollen, daß es mit dem Ewiglieben der Jugend kein Ernst, und ein kurzer Zeitraum hinreichend ist, die Täuschung zu heben. Allein diese Langeweile im einsamen Schloß hätte ihn auch vielleicht etwas später bei der zweiten Braut überfallen können; und wenn nun gar die erste Braut Talent genug besessen hätte, um ihm den Aufenthalt im Schlosse angenehm zu machen, wo wäre dann die Moral geblieben? Eigentlich hat der Dichter sagen wollen: lerne erst deine Braut genau kennen, Jüngling! ehe du behauptest, du werdest sie immer lieben! Dies kann nun freilich bei einem einsamen Aufenthalte in einem langweiligen Schlosse besser geschehen, als anderswo; dann aber hätte Scribe auch mehr Züge vereinen sollen, wodurch sich der Charakter der Braut zu erkennen gäbe. — Als viertes und leztes Stück wurde „Louis XI en goguette" gespielt, eine Schnurre von einem Boulevardstheater, worin der Komiker Bouffé die Hauptrolle, nämlich

die des Königs Ludwigs XI., spielt. Bekanntlich war der Charakter dieses Königs ein Gemisch von Tyrannei, Argwohn, Herablassung und Laune. Diesen vielseitigen Charakter haben die Theaterdichter in der lezten Zeit mehrmals behandelt, aber meistens tragisch. Der Verfasser dieser Posse hat bloß die komische Seite desselben dargestellt. Ob etwas Historisches daran ist, weiß ich nicht. Das Stück könnte heißen Schliche um Schliche; denn es handelt sich zwischen dem alten Könige und einem jungen Ritter darum, welcher den andern überlistet. Ludwig XI., um sich von seinen Staatsgeschäften und seinen diplomatischen Ränken zu erholen, stattet einem lieblichen Weibchen fleißig Besuche ab, und zwar in Begleitung seines Compère Tristan, der allerlei Verrichtungen bei ihm hat; die hauptsächlichste ist und bleibt aber, daß er diejenigen aufknüpft, die das Unglück hatten, Seiner Majestät verdächtig zu werden, oder sich wider seine Tyrannei zu empören, wenn auch nur in Worten. Dasselbe liebenswürdige Weibchen wird aber auch von einem jungen Ritter besucht, dem die Gegenwart des alten Königs höchlich mißfällt, und der ihn daher mit List wegzuschaffen sucht. Der König ist aber listiger als er, und der junge Ritter soll eben dem furchtbaren Compère Tristan übergeben werden, als sich der König eines Bessern besinnt und beschließt, den jungen listigen Ritter zu Gesandtschaften zu gebrauchen. Er soll ihm helfen, eine Provinz an Frankreich zu bringen; dann soll er seine Gnade erhalten. Mit diesem ächt diplomatischen Zuge schließt dieses kleine Stück, in welchem Bouffé ein gar nicht übles Bild des grausamlistig-launigen Monarchen gibt, der einzig in der Geschichte Frankreichs dasteht. Es ist ein Glück, daß das Schicksal nicht mehrere solcher Regenten hat auftreten lassen. Dg.

* Berlin, Januar.

(Beschluß.)

Theater. Gerichtsverfahren. Censur.

Auf dem königlichen Theater, das in Herrn Grua, dem wackern Darsteller jenes Raupachschen Tasso, eine schätzbare Acquisition gemacht, bedauert man die Gemüthskrankheit des Schauspielers Krüger, die demselben auf geraume Zeit, wo nicht auf immer, das Wiederbetreten der Bühne unmöglich macht. Unverbürgte Gerüchte suchen den Grund in Gemüthsbewegungen, ähnlich denen, welche Tasso's Geist störten. Er soll in Petersburg, wo er nur in hochtragischen Rollen sich zu zeigen wünschte, durch einen höchsten Wunsch gezwungen worden seyn, nach dem König Lear den Eckensteher Nante zu spielen. Die Begriffe über Hoheit sind in der Welt verschieden. — Auf dem hiesigen Königsstädtischen Theater sucht man sich im Alterthum, d. h. der deutschen Bühne, zu rekrutiren. Man gibt Schillers Bearbeitung der Turandot (mit Glück), wollte Wallensteins Lager in die Scene setzen und läßt die alten Thränen, Burgverließe und schurkischen Mönche, z. B. in Ludwig dem Springer, sich wieder vor das Publikum des neunzehnten Jahrhunderts wagen, und seltsam genug: „es thut's halt noch," würde der Wiener sagen; ein argumentum ad hominem, wie dürftig es bei uns aussieht. Man spricht jezt, glaube ich, davon, Victor Hugo's neuestes romantisches Kriminaldrama Marie Tudor in Scene zu setzen.

Das mündliche Verfahren vor unsern Gerichten will noch keineswegs zu einem öffentlichen Schauspiel werden. Es hat zwar nicht ohne Glück angefangen; allein, sey es, daß die Partheien oder die Richter oft anstehen, es kommt noch nicht in Gang. Auch ist die eigentliche Oeffentlichkeit wieder so retrahirt, daß das gewöhnliche frühere Verfahren mehr davon hatte. Indessen bereiten sich andere nicht unwichtige Veränderungen in der gesammten Gerichtsverfassung vor. Der bekannte philosophisch juristische Schriftsteller Grevel, Verfasser des Menschen u. s. w., der lange quiescirt hatte, soll zum Mitgliede des geheimen Obertribunals ernannt werden.

In unsern Censurangelegenheiten schreitet die bisherige Thätigkeit in rapiden Progressen fort, um einen Zustand hervorzubringen, dessen Möglichkeit für Deutschland bisher nur durch das Beispiel des österreichischen Staates, und auch da nur theilweise dargethan war. Oesterreich kann sich ummauern mit einem Kordon, der für Preußen unmöglich wird, wie die Erfahrung gelehrt. Wie weit es gelingen wird, uns zu isoliren, steht dahin; bis jezt hat das System für die, welche es betreiben, die meiste Unannehmlichkeit, indem die Menschen, unter andern Ansichten von Jugend auf erzogen, noch wenig gefügig darin sind. Wenn eine Schrift verboten wird, so halten z. B. die Unterbeamten auch alles das mit verboten, worin sie erwähnt wird; es ist daher auch unmöglich, durch Gegenschriften moralisch dagegen zu wirken, und beim Reiz des Verbotenen und der Leichtigkeit, das Verbot zu umgehen, ist die Wirkung solcher Schriften um desto unbeschränkter. Weil der Debit eines Theils von Mickiewicz polnischen Nationalliedern verboten worden, erstreckt der subordinirte Pflichteifer dieß Verbot auf Alles, was den Namen Mickiewicz und polnische Nationallieder trägt, und selbst eine harmlose Lebensbeschreibung des Dichters wird nicht geduldet. Indessen wird diesem Uebelstande bald abgeholfen werden, denn um der lästigen und gehässigen Verbote überhoben zu seyn, zumal da auch der Index der verbotenen Schriften wöchentlich so anschwillt, daß es eigene Wissenschaft kostet, sich darin zurecht zu finden, ist es im Werke, durch eine juristische Fiktion alle Bücher für verboten zu erklären, bis sie speziell erlaubt werden. Dieß wäre unstreitig das Angemessenere. Nur macht die Frage jezt noch Schwierigkeiten: was soll man mit den ältern Büchern anfangen? Die größere Mehrzahl derselben müßte unstreitig auch verboten werden, denn sie sind polarisch den angenommenen Prinzipien entgegen. Allein viele derselben haben durch mancherlei Anerkennungen, Einführungen ins Leben, in die Schule u. s. w. eine hohe Sanktion, und gegen Bescheide von Behörden soll doch kein Tadel ausgesprochen werden. So z. B. erregen jezt Ifflands Komödien vielen Zweifel. Gewiß würden sie heute nicht die Censur passiren wegen ihres offenbar auf die Revolution hinsteuernden Inhalts; denn was ist es anders, wenn Iffland die Präsidenten zu Schurken macht und die gemeinen Leute tugendhaft seyn läßt? allein da sie dieselbe einmal passirt haben, soll man sie nun nachträglich verbieten, die Komödien desselben Iffland, welcher dafür so viele Zeichen der Gunst von unserm Königshause erhalten? Meines Erachtens dürfte auch hier keine Ausnahme gemacht werden. — Eben spricht man uns vom Verbote der Wiener Bilder von W. Alexis und wundert sich, daß das Werk eines so loyal und royalistisch gesinnten Schriftstellers für verwerflich erklärt wird. Ich finde es nur in der Ordnung. Der Royalismus ist wie die Jungfräulichkeit. Man soll nicht davon sprechen, sonst befleckt man sie. Auch Zelters und Goethes Briefwechsel sollte, nach einem Gerüchte, die Anwartschaft des Verbotes haben, weil die Todten von Dingen sprechen, über die es besser ist, zu schweigen. Indessen sind die darin Betheiligten nur Privatpersonen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 22.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. Januar 1834.

Du bist der wahre große Mann,
Der Lobeswort nicht hören kann.
Er sucht bescheiden auszuweichen
Und thut als gäb' es Seinesgleichen.

Goethe.

Copernicus.

(Fortsetzung.)

Copernicus zögerte, auf diese Frage zu antworten, der Stolz regte sich in ihm, er war entschlossen gewesen, die Früchte so vieler Anstrengungen und durchwachten Nächte in einem raschen, kurzen Geständniß der Welt hinzugeben; dann wieder traten während Josephs Rede warnende Geister ihm nahe, die Stimmen seiner Freunde wurden laut, und jezt, wo es noch in seine Macht gegeben war, die gutmüthige, aufopfernde Fürsorge des Alten abzulehnen, jezt verwirrte ihn dessen bittender Seitenblick, der Ausdruck von Sorge und Bekümmerniß, der auf dem Antlitz des jungen Jesuiten lag, und endlich der leise, abmahnende Wink, den er in einer Miene des Herzogs zu lesen glaubte. Er antwortete daher, daß er wohl wisse, wie sich sein Famulus mit gelehrten Dingen schon frühe abgegeben, daß er ihm dankbar sey für manche geleistete Hülfe, und daß er ferner nicht zweifle, jene Entdeckung könne auch wohl Joseph Bartel gemacht haben. „Recht so!“ rief der Alte freudig, „gesteht nur immerhin jenem armen Joseph Bartel auch einiges Verdienst zu, und wollt nicht immer alles selbst entdeckt und gemacht haben; und nun, ihr Schreiber, sezt jenes Bekenntniß nur aufs Papier.“ — „Halt!“ rief der Pater, „Ihr habt noch immer nicht auf die ersten Beschuldigungen geantwortet.“ Im Kabinet wurde wieder gelacht und man vernahm die Stimme des Herzogs, die da rief: „Hört, hört, was wird er nun antworten?“ — „Ach, ehrwürdiger Herr!“ rief Bartel, „ich kann Euch versichern, daß wir im Hause des Meisters nichts als eine lustige Kinderkomödie aufgeführt haben, und daß in derselben weder gegen den Staat, noch gegen die Kirche das Geringste vorgekommen, und was nun vollends jene Anschuldigung betrifft, als könne ich die Gefangenen den Wachtmeistern und Bütteln entziehen, so seht Ihr's ja an mir; ich habe ihnen nicht entgehen können, und wahrlich, verstände ich ein solches Kunststückchen, so stände ich nicht hier.“ Der Herzog lachte, er schloß die Thür und mit seinem Verschwinden war auch dieses sonderbare Verhör beendet. Die Schreiber packten ihre Schriften zusammen, und der Pater verließ mit dem Jesuiten den Saal, nicht ohne vorher auf den Meister und seinen Famulus einen finstern drohenden Blick zu werfen. Joseph wurde wieder von der Wache fortgeführt, die es nicht gestattete, daß er mit seinem Herrn noch einige Worte wechselte.

In der Einsamkeit seiner Gemächer angelangt, fand Copernicus Zeit, das Geschehene im Geiste zu ordnen und zu überdenken. Die Nacht überraschte ihn noch am Arbeitstische. Das Fenster vor demselben war mit einem

kleinen Balkon versehen, der auf eine enge, finstere Seitengasse ging. Der Anblick des klaren gestirnten Himmels, für den Gelehrten immer und in seiner jetzigen Lage doppelt erquickend, wurde ihm durch die hohen gegenüberstehenden Häuser fast entzogen; dennoch suchte er einzelne ihm besonders liebe und vertraute Sternbilder, und war in ihrem Anschauen vertieft, als sich unten in der Gasse Jemand mit leisem Husten vernehmen ließ. Der Gedanke, es könne einer seiner Freunde seyn, bewog den Gelehrten, die Lampe zu ergreifen und hinabzuleuchten; aber wie entsezte er sich, als ihm aus der Finsterniß unten die gräßliche beinerne Larve eines Todtenschädels entgegengrinste. Der Kopf starrte aus den weiten Falten eines schwarzen Mantels hervor und dumpf ertönten die Worte:

Fühlst du die Hand, die dich verfolgt,
Die schwerverrathne Erde rächend?
Wohin du fliehest, du entgehst ihr nicht!

Der Meister trat zurück, er schloß das Fenster, und die Lampe an ihren Ort stellend, ging er jezt schweigend auf und ab. Sein klarer Blick, vor sich hinschauend, schien die Nachtgespenster, die sich um ihn sammeln wollten, zu zerstreuen. „Ich hätte nie hieher kommen sollen!“ rief er bei sich selbst; „weht nicht in diesem Lande ein geistiger Scirocco, der aus den glühenden Wüsten des Aberglaubens kommend, jede gesunde Erscheinung des Lebens wie der Wissenschaft mit Tod anhaucht?“ Der Hauptmann im Vorgemach trat jezt anmeldend herein und ihm folgte jener junge Jesuit, der sich mit abgemessenem Gruße dem Meister näherte. Auf seinen Wink verließ der Offizier das Gemach und jezt warf sich der junge Mann mit dem Ausdruck einer stürmischen Zärtlichkeit und Verehrung an die Brust des ältern Freundes. „Versonnet!“ rief dieser, „was bringt Euch so spät noch zu mir?“ — „Sorge um Dich,“ entgegnete der Jüngling; „Du mußt fliehen, mußt Bologna verlassen, ehe drei Tage dahin gehen!“ — „Ihr scherzt, habt Ihr nicht heute selbst mit angehört, wie leicht, wie scherzend jedes Bedrängniß sich gelöst hat?“ — „Glaube das nicht!“ rief der Jesuit, und eine hohe Röthe färbte seine Wangen; „die Klugheit, die unübertreffliche List des Alten hat Dich heute gerettet; er hat als Dein guter Engel Dich von jedem Geständniß abgehalten. Aber meinst Du, daß sich Deine Feinde alle so grob täuschen lassen werden, wie jener bösartige Mönch? Denke an den allgewaltigen Beichtvater des Herzogs, ihn, den Du in der Gunst seines Herrn fast verdrängt hast, denke an den Prior des Franziskanerklosters, dessen stolze Unwissenheit Du einst in einem gelehrten Disput vor seinen Untergebenen in ihrer Blöße aufgedeckt! Ach, denke an Deine große Entdeckung selbst und an die Zeit, in der wir leben!“ — „Wie?“ rief Copernicus erstaunt, „auch Euch, Versonnet, erscheine ich als ein ketzerischer Fantast?“ — „Mann des Geistes!“ entgegnete der Jüngling in Begeisterung, „wunderbarer, räthselhafter Sterblicher, der Du, ein mächtiger Gigant, den Himmel erstürmt hast! unbegreiflicher Geist, Lehrer kommender Jahrhunderte! laß mich Dein Vertrauter, Dein Bewunderer seyn! Unerhörte Dinge geschehen vor unsern Augen, was der ausgebildetste Verstand für ein Mährchen erklärt hätte, wird zur großen, unumstößlichen Wahrheit und hinabsinkt, was Jahrhunderte im Glauben bekannten, worauf die ergraute Welt als auf ein Evangelium baute, hinabsinkt es zum läppischen Ammenmährchen, und dieses Werk ist das Werk eines Mannes, eines schwächlichen, aus Staub zusammengesezten Geschöpfes, gebrechlich wie wir alle, ein Sandkorn am Ufer des Meeres! Und mir, o Himmel, gönnst du das Entzücken, diesen Mann umarmen zu dürfen, das entsiegelte Auge zu schauen, am Busen zu ruhen, der das Schicksal kommender Geschlechter bewahrt, die Hand zu drücken, die das Weltgebäude anders gerückt hat!“ — „Ihr schwärmt,“ rief Copernicus, als der junge Pater inne hielt, „doch Ihr schwärmt auf eine Weise, die mir willkommen seyn muß; gleichwohl, mein Freund, bleibt es Schwärmerei: was ich gefunden und aufgedeckt, hätte früher oder später auch ein Anderer gefunden, ja Ihr selbst waret durch Eure eifrigen Forschungen nahe daran.“ — „Still!“ rief der Jesuit, „still! nichts von dem!“ Er sah sich im Gemach um, ob Niemand lauschte. „Seltsam!“ begann der Meister wieder; „weiß ich denn nicht nach Euren eigenen Worten, aus Euren Angaben und Mittheilungen, wie weit Ihr schon gediehen wart?“ Der junge Mann stürzte zu den Füßen des Gelehrten: „Bei den Wunden Christi!“ rief er leidenschaftlich, „wollt Ihr mich wahnsinnig machen? Ich weiß nichts von jenen Forschungen, nie hab' ich ein Wort mit Euch über diese Dinge gesprochen!“ Copernicus erhob sich unwillig und drohend, der Jesuit umklammerte seine Knie, seine Wangen waren bleich, die Lippen bebten. „Ehe Du mich als Theilnehmer Deiner Entdeckung nennst, ehe stoße einen Dolch in diese Brust!“ Der Meister stand ganz verwundert. „Schöne, herrliche Seele, durch Kindeslächeln und Einfalt, wie durch weiche, süße Fittige geschirmt!“ rief der junge Mann, indem er sich bittend überneigte; „Du spielst mit Sonnenstrahlen wie mit Blumen, und weißt nicht, daß das grobe irdische Auge der Welt an jenen Strahlen, die Du ihnen lächelnd reichst, erblindet! — Wußte ich's doch,“ rief er träumerisch lächelnd vor sich hin, „damals, als Du mir zum erstenmal erschienst am Ufer des Arno, dahinwandelnd, gleich einem großen seligen Schatten der Vorzeit, die Blicke hinaufgewendet in unermeßliche Räume und ins verwandte Antlitz des Himmels; sagte mir nicht damals schon eine Stimme: diesem Manne, diesem Gott in irdischer Gestalt, ihm strebe nach, er wird einst einen

großen Namen tragen, und ich hörte die Blumen, die irdischen Sterne, zusammenklingend Deinen Namen lispeln."

(Die Fortsetzung folgt.)

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Die dritte Galerie heißt die Gletschergalerie, und mir scheint sie erstaunenswürdiger, wenigstens feenartiger als alle andern. Tausend glänzende Eisstalakliten hängen da wie zur Auszierung des Gewölbes, und an die Seitenwände lehnen sich leuchtende Eispilaster hinauf. Eine reiche Quelle unterhält zuerst diese glänzenden Zierden, dann stürzt sie mit Geräusch in die Galerie und ihre Schaumtropfen fliegen wie Brillantwürmer hin und her. Der Weg zwischen der dritten und lezten Galerie ist gefährlich durch die heftigen Windstöße, bei denen sich auch der Fußgänger nicht anders vor dem Hinabstürzen in die Tiefe sichern kann, als daß er sich an einen Felsen lehnt und da still zusammenkauert, bis der Windstoß vorüber ist. Die lezte Galerie ist sechzig Fuß lang. Ehemals bestand noch eine fünfte nahe bei der Brücke über die Kanter, es lösten sich aber bei der geringsten Erschütterung Steine von dem Gewölbe ab, und dies machte die gänzliche Sprengung dieser Galerie nothwendig.

Vom Col des Simplon bis Brieg, also fast sieben Stunden weit, wechselt das Prachtvollste und Imponirendste mit dem Lieblichsten und Anmuthigsten; ein Kontrast folgt hier auf den andern: hier ragen über bewaldete Berge ungeheure nackte Felsen empor und über diesen leuchten ewige Gletscher; dort erblickt man zwischen zwei Berghörnern hindurch ganz in der Tiefe das reizende Briegerthal mit seinen fruchtbaren Feldern und glänzenden Dächern. Gleich darauf verengt sich der Horizont wieder, denn die ungeheuren Berge treten eng zusammen, und schwer liegen die Wolken au den Schneefeldern. Besonders schön ist auch hier der ungeheure Aletschgletscher gerade Brieg gegenüber zwischen der Jungfrau und dem Finsteraarhorn hinauf, denen er angehört und die ihn unterhalten. Man muß ihn sehen, wenn des Morgens die ersten Sonnenstrahlen darauf fallen, während das Thal und die niedern Höhen noch in dunkeln Mantel gehüllt sind, dann glänzt er in magischem Feuer, und seine höchsten Punkte gehen aus schneeigem Weiß zu Glanz und Schimmer über. Napoleon wollte das große Simplonhospiz auf die Höhe des Bergs stellen, und es sollte das Hospiz auf dem großen St. Bernhard weit übertreffen. Deus afflavit et dissipatus est. So ging es auch seinem kaum über die Grundmauern erhobenen Hospiz. Weiter hinunter steht noch das Hospiz, das kein Fürst gründete, sondern die Freigebigkeit eines Privatmanns; es hat bisher zweihundert Wintern getrozt, und noch wird bei ihm der Name Stockalper segnend genannt. Die Simplonstraße ist vierzehn Lieues weit, von Brieg bis Domo d'Ossola, ein wahres Schlachtfeld, wo die Natur mit der Kunst in ewigem Streit liegt; man kann keinen Schritt thun, ohne über diesen wundervollen Kampf zu staunen, wo die Kunst obsiegt und die Natur doch immer groß, herrlich und imposant bleibt. Es ist fast, als wäre hier, wie in der bildenden Kunst, kein Krieg, kein Streit, sondern innige Freundschaft und herzliches Nachgeben. Die Kunst könnte sonst nicht so regelmäßig und unbeugsam seyn, und zwar gerade da, wo die größten Schwierigkeiten zu überwinden sind. Anderwärts sieht man wohl Fußpfade und enge Saumwege über hohe Berge gehen, in den Felsen gehauen und über Abgründen hängend, bald hinauf, bald hinunter gehend, sich schmiegend an alle Ungleichheiten des Bodens, sich fügend in all seine Launen und Capricen. Hier aber ist eine breite, bequeme, nicht steile, sondern ganz unmerklich aufwärtsgehende Heerstraße, die sich in majestätischem Gang erhebt, die Felsen keck von vorne angreift, die Berge durchbricht und ohne Ungemach die Straßen der Lawinen durchläuft. Rechts und links gähnen entsetzliche Abgründe und Schluchten herauf. Im Grunde eines solchen Absturzes, wo der Blick nicht ohne Schauder hinabdringt, liegt ein Dörfchen; auf steilen, hervorspringenden Felsen über dem Haupt des Wanderers hängen Hütten, und auf den Berggipfeln, die nur dem Bliz zugänglich scheinen, stehen Sennhütten. So hört nur da der Mensch auf, wo die Natur anfhört.

Brieg ist an der Stelle gelegen, wo sich Oberwallis wieder ausbreitet, an der Rückseite der Jungfrau und ihrer Genossen, inmitten von blühenden, fruchtbaren Feldern und uralten Waldungen; dies und seine Lage an der Rhone geben ihm den Vorzug vor Sitten und allen andern Städten des Kantons. Die Dächer sind mit glimmerreichen Schieferplatten bedeckt, und im Sonnenschein glänzen sie wie die vergoldeten russischen Kuppeln und Kirchthürme, oder wie Reisende die Minarets des Orients beschreiben.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Januar.

Spaziergänge durch Hamburg.

I.

Ich hatte einen Gang durch Hamburg zu machen und war beobachtenden Humors, wozu mich der Umstand, daß es Markttag war, doppelt anregte. Das Erste, was mich am Thore frappirte, waren die Heerden von Kälbern und

Schweinen, die sich der Accise nicht unterwerfen wollten, und unmäßig blöckten und quiekten, wenn sie der Schlächterhund Respekt vor dem Gesetze lehren wollte. Ohne mich lange bei diesem Schauspiele aufzuhalten, begab ich mich in das Gewühl der Straße. Ein Mann mit tönernem Geschirr auf einem übergroßen Karren schrie aus Leibeskräften: „Hier is Alles wohlfeil! Alles, wat hier is, kost't dre Sößl. *) Alles wohlfeil! De grote Schöttel acht Schilling; de Salatkumm acht Schilling. Alles is hier wohlfeil, Alles för dre Söß!“ Und so ging es in Einem fort. Mit ihm rivalisirte ein Jude, der schrie, als ob es um sein Leben ginge: „De lezten söß Döker; fief Schilling dat Stück, egal up beide Sieden!“ Dabei schwang er seinen Stock mit altmodischen Baumwollentüchern wie eine Triumphfahne durch die Luft. Fischweiber rufen Fische aus, hübsche Vierlanderinnen, deren Hut einem Strohparasol nicht unähnlich sieht, halten einem die Blumensträußer, auch jezt noch gar bunt und duftend, fast unter die Nase, sagen aber nicht: Alles wohlfeil! Dort fährt ein Schlächterhund auf einen Mops los, sezt ihm die Taze auf den Leib und geht dann, noch knurrend, seinem Herrn nach, während der Mops, heulend, mit eingezogenem Schwanze, in einen Laden läuft, wo ein Judenmädchen ihn empfängt und zur Entschädigung liebkost. Vor mir geht eine junge Frau; ein Elegant folgt ihr angelegentlich und sagt ihr endlich eine schmeichelhafte Impertinenz, worauf sie ihn mit einem Blicke so ungemessenen Erstaunens ansieht, daß er verlegen abzieht. Es muß ein Fremder gewesen seyn, denn die Hamburger pflegen sich nicht mit galanten Aventuren auf den Straßen abzugeben. Es ist nicht wie in Wien oder Paris, wo keine ehrbare Frau sicher vor dergleichen ist, weil das Herumschlendern auf den Straßen, das Pflastertreten, in beiden Städten eine der wichtigsten Beschäftigungen eines jungen Herrn ist, während in Hamburg — in der Regel — Jeder seinem Geschäfte nachgeht. In der That müßte man aber auch hier eine angeborne Sucht zu diesem Vergnügen haben, denn der Mangel an ordentlichen Trottoirs, das schlechte Pflaster überhaupt und vor Allem der freireichsstädtische Sinn machen die Spaziergänge durch die Gassen nicht einladend. Von einer polizeilichen Ordnung, wie sie in manchen Städten herrscht, daß z. B. derjenige, der den Rinnstein zur Linken hat, ausweichen muß, ist hier nicht die Rede, und an Orten, wo etwa eine hervorspringende Treppe oder ein Kellereingang das Quasitrottoir für mehr als eine Person unpracticabel macht, muß man entweder, wie jener Bauer an der Ecke von Bondstreet, bis zum Abend stehen bleiben, um das Ende des Auflaufs abzuwarten, oder mit Nachdruck die Ellenbogen gebrauchen, oder endlich mit Resignation auf die schmuzige Fahrstraße gehen. Diese füllt jezt eben ein Karren, den sechs rüstige Karrenschieber, mit Jacken ohne Schößen und runden, knappen Müzen, ziehen, die zwei stärksten, als „Mittelstmänner“ (ein Ehrentitel, auf den sie stolz sind), zwischen den Doppelarmen der Deichsel, die andern zu beiden Seiten. Eine unglückliche Droschke (d. i. hier eine ehrliche deutsche Kalesche mit einem Pferde, also richtiger: ein einspänniger Fiaker) will ihren Weg durch den engen Raum suchen, den dieser Karren und ein himmelhoch beladener Torfwagen, der ausgespannt in größter Bequemlichkeit mitten auf der Straße steht, übrig lassen, und fällt beinahe in einen Keller, wenigstens stößt die Achse ein paar Körbe mit Kohlköpfen und Steckrüben hinunter, so daß die Höckerin sich plözlich mit eigenem Segen überschüttet sieht. Aber sie nimmt es ruhig als eine Calamität hin, die keines Menschen Macht mehr zu ändern vermag, etwa wie eine Italienerin einen Ausbruch des Vesuvs.

(Der Beschluß folgt.)

*) Ein halber Schilling (Söhling, Sechsling).

Räthsel.

Das Schwesternpaar.

Schwester, willst du immer müßig bleiben,
Immer zusehn, wenn ich ganz allein
Mich stets mühe in der Arbeit Treiben,
Willst du stets dich nur der Trägheit weihn?

Nicht nur Scheer' und Nadel muß ich führen,
Arbeit hab' ich überall vollauf,
Gibt es in der Küche was zu rühren,
Bürdet man nur mir den Löffel auf.

Alles muß ich stets allein betreiben,
Bin die Erste stets, gibt's was zu thun,
Muß die Feder führen, gibt's zu schreiben,
Während du dabei kannst müßig ruhn.

Allen muß ich das Verlangte reichen,
Du ziehst immer blöde dich zurück.
Ob wir uns auf's Haar auch beide gleichen,
Wie verschieden sind wir an Geschick!

Ich nur bin's, die überall muß schalten,
Wär' ich nicht, wie ständ' es wohl im Haus?
Denn um Ruh' und Ordnung zu erhalten,
Seh' ich auch, wenn's Noth thut, drohend aus.

Antwort.

Zürne nicht, daß ich, nun so erzogen,
Nimmer deiner Arbeit kundig bin.
Jung nur wird das Bäumchen ja gebogen,
Jezt hast dessen nimmer du Gewinn.

Daß versäumt ich ward, muß ich erkennen,
Unterricht ward mehr dir zugewandt.
Darum muß man ungeschickt mich nennen
In den Werken, die du hast genannt.

Doch es fehlt mir wahrlich nicht am Willen,
Und in Vielem steh' ich dir doch bei,
Und gestehe nur, du fühlst im Stillen
Oftmals deiner Schwester Hülf' und Treu.

Wenn du auf den duft'gen grünen Wiesen
Wähltest dir die schönsten Blumen aus,
Hab' ich mich nicht hülfreich dir erwiesen,
Hielt ich nicht indeß den Blumenstrauß?

Wenn geschickt du rührst der Harfe Saiten,
Daß den Hörer deine Kunst entzückt,
Muß ich dann nicht immer dich begleiten,
Theil' ich nicht den Ruhm, der dich beglückt?

Drum kannst du's nicht böse mit mir meinen,
Möchtest ohne mich fürwahr nicht seyn,
Und beim brünstigen Gebet erscheinen
Wir ja stets im innigsten Verein.

Rosa Maria.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 23.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. Januar 1834.

Die Väter ließen sich morden
Für Freiheit und Recht, ihre Güter;
Die Enkel sind geworden
Fremder Thüren Hüter,
Die aus dem Lande laufen,
Lüstern nach Fremdlingsfelde,
Jedem ihr Blut verkaufen,
Der es aufwägt mit Golde.

Rückert.

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Da wir besonders Oberwallis näher kennen lernen wollten, so gingen wir vorerst von Brieg aus die Rhone hinauf gen Mörel, Deisch und Laax nach Arnen, bald auf dem linken, bald auf dem rechten Ufer des Stroms. Hier in Arnen wurde der berühmte Mathäus Schinner geboren, der sich später nicht nur zum Bischof von Sion, sondern auch zum Kardinal erhob und in der italienischen Kriegsgeschichte seiner Zeit einer der bedeutendsten Partheigänger ist. Bekanntlich begann gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts neben der schweizerischen Eroberungs- und Acquisitionssucht auch die schweizerische Seelenverkäuferei, welche bis auf den heutigen Tag da zu Haus ist, und auch nicht eher aufhören wird, als bis die ausländischen Mächte nach und nach alle von dem Vorurtheil zurückkommen, die Schweizertruppen seyen besser als die Landeskinder. Frankreichs und des römischen Kaisers Beispiel ahmten bald die italienischen Fürsten nach. Die Schweizerkantone, Appenzell ausgenommen, verbündeten sich mit Mailand gegen Frankreich, hernach aber mit Frankreich — denn dies zahlte besser — gegen Mailand. So kam es denn, daß Italien auf irgend eine Art das Grab der Schweizer werden mußte und auch so genannt wurde. Ja für's Geld schlugen sich die edlen Nachkommen der Tell's und Winkelrieds gegen ihre eigenen Landsleute, noch dazu in einer Sache, die ihnen ganz fremd war. In jener Zeit lebte der ehrgeizige, habsüchtige und unruhige Mathäus Schinner als Bischof zu Sion. Er gab sich alle mögliche Mühe, die blutige Geldgier der Schweizer immer mehr zu nähren und anzuregen, und er selbst diente ihnen darin zum Beispiel; denn zuerst waffnete er die Schweiz für Ludwig XII. von Frankreich gegen den Kaiser Maximilian I., dann aber, ehe man es sich versah, für den Pabst Julius II. gegen Ludwig XII.; zum Lohn für leztere Wendung ertheilte ihm der Pabst den Kardinalshut. Diese Kriege der Schweizer für fremde Potentaten waren der Schweiz selbst ganz fremd, ja ihrem Interesse manchmal sogar entgegen. So hatte Ludwig XII. einige Tausend dieser Partheigänger in seinem Heer, mit dem er i. J. 1500 ganz Mailand in zwanzig Tagen unterwarf und den Herzog Sforza aus seinem Land jagte; dieser aber wußte sich zu helfen und warb flugs auch Schweizer an, ungefähr fünftausend, die Kantonalregierungen mochten dagegen protestiren so viel sie wollten. Dagegen stießen zwanzigtausend Schweizerkonföderirte zum König von Frankreich, um die Scharte ihrer Landsleute wieder auszuwetzen. Mit ihnen gelang es ihm von Neuem, seinen Angelegenheiten in Italien eine andere Wendung zu geben; zur

Vergeltung trat er ihnen von dem Mailändischen die Distrikte Palenza, Riviera und Bellinzona ab, glaubte sich aber seiner etwas beschwerlichen Hülfstruppen entledigen zu können, vernachlässigte sie und — was das Aergste war — bezahlte sie nicht. Der Bischof Schinner wußte sich aber gleich zu helfen. Schnell vertheilte er dreißigtausend Dukaten unter die Schweizer und Walliser im Namen des Pabstes und der Venezianer. Damit hatte er gleich gewonnen Spiel, denn zwanzigtausend Schweizer zogen nun über die Alpen gegen die Franzosen (1512). Die Graubündtner bemächtigten sich des Veltlins und der Grafschaften Bormio und Chiavenna; die Schweizer Eidgenossen aber nahmen Lugano, Locarno und das Val Maggia in Besitz; die Franzosen wurden gezwungen, die Lombardei zu räumen, und der junge Herzog Maximilian Sforza zog wieder triumphirend in Mailand ein, von dem die Schweizer so schöne Provinzen abgerissen hatten und auch nicht wieder herausgaben, bis sie in der neuern Zeit Napoleon dazu zwang und Oesterreich natürlich bei dieser Vindikation beharrte, wiewohl Bellinzona, Lugano, Locarno und die schöne Parzelle südlich vom Luganersee der Schweiz für's Erste verblieben. Nun stritten die Konföderirten unter des beraubten Herzogs Fahnen und schlugen die Franzosen bei Novara, verloren jedoch dabei zweitausend Mann. Die Schlacht von Marignano kostete sie noch mehr Leute. Sie dauerte den 13ten und 14ten September (1515). Kaum zehntausend Schweizer schlugen sich hier gegen ein mehr denn fünffach stärkeres französisches Heer; endlich mußten sie das Schlachtfeld verlassen und zogen sich in Ordnung — ihre Verwundeten in der Mitte — nach Mailand zurück. Die Franzosen nannten diese Schlacht la journée des géants. Den Schweizern dünkten denn doch ihrer Erschlagenen für fremden Dienst zu viele, und sie wurden sehr erbost gegen die Anstifter dieses Söldnerdienstes, besonders gegen den Bischof Schinner. Sein Schüler, ein Mensch, der ihm Alles zu verdanken hatte, Namens Georg Supersax, stellte sich nun an die Spitze der unzufriedenen Walliser, die freilich von der mailändischen Landesbeute nicht das kleinste Stückchen Land erhalten hatten. Sehr interessant ist es, die Umtriebe, demagogischen Künste, Schmeicheleien und Kriechereien zu kennen, wodurch sich diese beiden Gegner bekämpften und in dem, wiewohl armen Land nach Einfluß und Herrschaft strebten. Endlich gewann Supersax das Uebergewicht, Schinner mußte Sion und Wallis verlassen; er ging nach Rom, aber hier tödtete ihn bald die Ruhe, die ihm unerträglich war.

Von Arnen nach Münster wird Oberwallis immer schmäler, immer rauher. Das Land nimmt hier schon einen sehr ernsten und eintönigen Charakter an, der zur Schwermuth stimmt. Von allen Seiten erheben sich ungeheure Berge; Wälder und Wiesen ziehen sich an der Mitte hin, drüber das dunkle Roth der Felsen und ganz oben, mit den Wolken zusammenfließend, ewiger Schnee oder glänzende Gletscher. Den untern Theil des Thals verwüstet die Rhone, und an dem nächsten nicht felsigen Abhang reift in guten Jahren im Herbst etwas weniges Korn. Das Klima ist hier auf der Höhe von viertausend Fuß über der Meeresfläche schon wie am Baikalsee. Obergesteln, noch zwei Stunden weiter, liegt mit Oberwald unter allen Walliser Dörfern am höchsten (4800′); höher können keine Menschen bleibend hausen, denn in zwei Stunden gelangt man schon zum Rhonegletscher (5200′). Um diese krystallene Rhodanuswiege stehen wie Taufzeugen und Pathen hohe Häupter im Halbkreis: der Nufenen, das Matterhorn, die Furka, der Galenstock, die Maienwand, die Grimsel und das Gerbelhorn, die sich in Lüften über das Gletscherkind mit einander zu bereden scheinen und sich Wolken und Adler als Gesandte zuschicken.

Wer sollte glauben, daß dieser einsame, entlegene und rauhe Erdwinkel einmal ein Schauplatz von Kampf und Streit und blutigen Thaten gewesen ist? Und doch wurde hier die Unabhängigkeit von Wallis von den kühnen Gebirgsbewohnern gegründet. Davon das nächstemal.

Copernicus.

(Fortsetzung.)

„Junger Freund!“ rief Copernicus, „ich fasse weder Eure zu große Begeisterung, noch Eure übertriebene Furcht.“ — „Unglückseliger!“ fuhr der Pater fort, „seyd Ihr denn so blind für die Verhältnisse der Welt? Euer Ausspruch ist wenig verschieden von dem des Antichrist, vernichtend, umstürzend, was der Glaube vieler Jahrhunderte gewesen, was die Satzungen der Kirche angenommen und bestätigt, worauf eine ganze ehrwürdige Reihe von Päbsten bestanden; Kaiser, Könige und Fürsten, hocherleuchtete Männer des Staats und der Kirche, deren Namen staunende Ehrfurcht allen kommenden Zeiten einprägt, alle haben die Wahrheit des Satzes anerkannt und sind im Glauben an den Satz gestorben, den Ihr jezt umstoßt. Rasender, habt Ihr dieses bedacht?“ — „Ihr seyd ein leidenschaftlicher, kranker Mann!“ rief der Meister und löste seine Rechte aus der umklammernden Hand des Religiosen, der ihn noch immer mit flammendem Auge und hoch gehobenem Arm ansah; „Ihr widersprecht Euch selbst; soll ich nun Eurer frühern Begeisterung oder Eurem jetzigen Haß glauben?“ — „Haltet beide für wahr,“ entgegnete der Jüngling, „sie sind beide marternde Flammen dieser Brust.“ Er verhüllte sein Antlitz und sezte mit dumpfer Stimme seine Rede fort: „Ich verbarg Euch, Meister, die finstern, drohenden Anfälle, die ich damals erlitt, als ich noch mit Euch arbeitete, wenn

ich in der Stille meiner Studierkammer, beschäftigt mit jenen verbotenen Dingen, mit Schaudern inne ward, daß ich immer mehr mich vom Glauben entfernte. Damals in der Einsamkeit lag ich über meinen Büchern oft in Thränen der Buße aufgelöst und bat dem Himmel die Beleidigung ab, die ich ihm durch verbotenes Forschen nach dem, was er gütig dem erdgeschaffenen Auge verbirgt, angethan. O Meister! wie verderblich ist jenes Wissen, wie zerstörend das Gelüste, Geheimnisse zu ergründen und zu offenbaren!“ Copernicus hatte während dieser lezten Worte die Farbe gewechselt, in seinem Auge brannte die lebhafte Flamme des Unwillens. „Genug!“ rief er, „genug! wenn Ihr selbst so sprecht, Personnet, dann muß ich ja fast glauben, daß mein Leben gefährdet ist, und alle jene als thöricht abgewiesenen Besorgnisse treten mir wieder nah.“ — „So willst Du also fliehen? Du willst Dich uns, Deinen Rettern, anvertrauen?“ — „Verlaßt mich jezt,“ entgegnete der Gelehrte; „es ist Euch gelungen, die Ruhe aus meinem Gemüthe zu verscheuchen; ich muß Zeit haben, um wieder zu mir selbst kommen zu können; verlaßt mich, ich bitte Euch, und erwartet morgen nähern Bescheid.“ Der Jesuit entfernte sich und der Meister blieb allein. Eine Stunde ungestörten Nachdenkens kostete es, und er war fest entschlossen, seine Wohnung nicht zu verlassen, um durch eine verdächtige Flucht sich und seiner Sache nicht zu schaden.

Es war in der Nacht des zweiten Tages hierauf, als gegen die Morgenstunden der Gelehrte, aus dem Schlummer aufgeschreckt, ein anhaltendes, tobendes Geschrei vernahm, welches den Pallast umtönte. Ans Fenster eilend, sah er wilde, unbändige Haufen Volks durch die Gassen schwärmen, zwischendurch Soldatenabtheilungen, die sich vergeblich mühten, jene zur Ruhe zu bringen; eine Prozession, aus einer nahen Kirche hervortretend, stob wild auseinander, und mehrere der Geistlichen in ihren fliegenden Chorkleidern retteten sich in die enge Seitengasse, die der Wohnung des Gelehrten am nächsten war. Aus dem verworrenen, dumpfen Gelärm konnte dieser nur so viel merken, daß ein Vorfall im Pallast Ursache dieser Bewegung sey. Als er jezt die Blicke wieder auf die Gasse richtete, drängte sich ein Schreckensschrei aus seiner Brust, er erkannte, von einem wilden Haufen eingeschlossen, seinen alten Famulus, Joseph Bartel, der mit noch ein paar andern unglücklichen Schlachtopfern, mehr geschleppt als geführt, sich über den Platz, der die beiden angrenzenden Straßen verband, hinüberbewegte. Er wollte ihn beim Namen rufen, Hülfe herbeischreien; doch im nächsten Moment erkannte er, wie nutzlos dieses sey, ja wie jede auffallende Handlung jezt seine eigene Sicherheit in Gefahr bringen könne. So mit sich selber kämpfend, seinen Muth und seine Entschlossenheit zusammennehmend, stand er noch auf dem Absatz des Fensters, als die Bewegung unter demselben und auf dem Platze sich verstärkte und sich ihn zum Gegenstand ihrer erhöhten wilden Thätigkeit ausersah. Scheltende Stimmen tönten nahe in sein Ohr, tausend und aber tausend Blicke richteten sich auf das Fenster, und schon begannen Steine dagegen zu fliegen. Eine Gestalt, in eine Kutte gehüllt, warf sich durch die Menge, drang vor bis an die Mauer und schleuderte, indem sie die eiligen und aus der Umhüllung nur dumpf hervortönenden Worte schrie: „Fort, fort vom Fenster!“ einen mächtigen Stein ins Gemach, der polternd zu den Füßen des Gelehrten niederfiel. Dieser wurde kaum die Papiere gewahr, welche den Stein umhüllten, als er begierig darauf losstürzte und seinen Fund besichtigte. Er enthielt von Battista's Hand folgende Worte: „Dein Schicksal hat die allerbösteste Wendung genommen. In der Nacht ist ein Mordanschlag auf den Herzog vollführt worden; Deinen Feinden ist es gelungen, Dich und noch ein paar hier lebende fremde Gelehrte als Mitschuldige des Verbrechens verdächtig zu machen und der Wuth des Volks zu überantworten. Die Inquisition streckt ihre Krallen nach Dir aus, so wie sie den armen Joseph Bartel schon ergriffen hat; nur eine klug und vorsichtig angestellte Flucht kann Dich retten. Wir sind hiezu schon gerüstet; durch den Klumpen geschmolzenen Goldes, der in diese Papiere gehüllt ist, mußt Du Deinen Wächter zu bestechen suchen; da sie Dich hier Alle jezt für einen Schwarzkünstler halten, so kannst Du den Offizier, der, wie alle Trabanten des Herzogs, habsüchtig ist, glauben machen, daß Du die Kunst besitzest, Gold zu machen; vielleicht flieht er dann mit uns in Erwartung noch größerer künftigen Schätze. Halte Dich in einer Stunde bereit; während die große Feierlichkeit die meisten Menschen in die Kirche lockt, der Pallast und die Wachen noch in Verwirrung sind, wird uns unser Vorhaben gelingen. Wir hoffen und beten darum zu allen Heiligen.“

Die Unruhe, in der sich der Gelehrte befand, erlaubte ihm erst nach einer Weile, die Hüllen der für einen Stein gehaltenen Masse vollends abzustreifen, wo ihm nun das kostbare Unterpfand der aufopfernden Fürsorge seiner Freunde in die Hände fiel. Allein die drängende Zeit ließ nicht viel Betrachtungen; er trat an seinen Tisch, ordnete die wichtigsten Papiere, die er mitzunehmen beschloß, und war eben im Begriff, an den Jesuiten Personnet ein freundliches, dankendes Lebewohl zu schreiben, als dieser, gefolgt von dem Offizier, ins Gemach trat. Seine Miene war streng und die Stimme befehlend, mit der er dem Meister zurief, sich sogleich anzuschicken, ihm in das Franziskanerkloster zu folgen. „Herr, Euer leztes Stündchen hat geschlagen!“ flüsterte der Offizier dem Gefangenen zu. Der

Jesuite schritt voraus, ungehindert und ohne sich umzuschauen, durch alle Säle und Gänge. Copernicus fühlte sich auf das Schändlichste verlassen und verrathen; Schrecken, Todesangst und Verwirrung bemächtigten sich seiner; mit Mühe suchte er so viel Fassung zu erringen, um dem Hauptmann, der ihm immer dicht zur Seite schritt, jenes Anerbieten zu machen; doch als er zu diesem Zwecke das Klümpchen Gold hervorholen wollte, überfiel ihn der beschämende Gedanke, daß er sich jezt wirklich zu dem elenden Gaukler herabwürdige, für den die unwissende Menge ihn hielt. Doch hier half kein langes Zögern; schüchtern fing er eben die Unterhandlungen an, als der Jesuit sich plötzlich umschaute und das Gold gewahr wurde. „Wer es wagt, von einem zum Tode verdammten Ketzer etwas anzunehmen,“ herrschte er dem Hauptmann zu, „der wird mit ihm gerichtet.“ — „Die Heiligen bewahren mich vor diesem Verbrechen!“ flüsterte jener.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Januar.

(Beschluß.)

Spaziergang durch Hamburg.

Die Karrenschieber sind weiter gefahren, und durch die wieder freie Gasse trabt gemächlich ein Miethgaul, die Stränge, mit denen er angespannt werden sollte, hinter sich herschleppend. Der Fuhrmann, dessen Gewalt er sich entrissen hat, trabt ihm nach, schreit prr! und hebt die Peitsche; aber nur leztere Maaßregel äußert ihre Wirkung, und der revolutionäre Gaul schlägt mit allen Vieren aus. Ein Kindermädchen reißt ein Bübchen, das sie führt, auf die Seite; ein hübsches, geziertes Dienstmädchen, mit fliegendem Haubenstrich, ist über und über mit Koth bespritzt und schreit laut auf; der Fuhrmann, dem sie im Wege steht, schuppst sie auf die Seite und verfolgt sein Pferd, das Niemand beim Zügel nimmt, obgleich Alle, die davor standen, es leicht konnten; keine Intervention! Durch diesen Charivari tönt auf einmal das gellende, falsch gestimmte Glockenspiel vom nahen Thurme. Es ist zwölf Uhr. Jezt naht sich ein langer, feierlicher Zug; ich denke, es ist ein Begräbniß, denn ich sehe die „Herrendiener“ mit schneeweiß gepuderten Perrücken, gesteiften Halskrausen und seidenen Strümpfen durch den Koth waten und einem Wagen als Ehrengarde dienen; aber der Wagen ist nicht schwarz und es liegt kein Todter darin, sondern ein neuerwählter Senator fühlt zum ersten Male „eine bange Wonne ihn erfassen, wie einen Fürsten bei der Thronbesteigung.“ Der Wagen hält an einem Hause, das die herandringende Menge schon lange als ein beglücktes bezeichnet hat. Der neue Würdenträger steigt aus, um einen Centner schwerer und leichter an Sorgen, also ungefähr wie er eingestiegen ist, und jeder der Gratulanten bekommt eine Gabe von zwei Mark. In dem Hause daneben sind Thüre und Fenster zu, denn der Nachbar wäre auch gern Senator geworden, und ein tückischer Dämon (es kann auch Mangel an Lokalkenntniß gewesen seyn) hatte die Gratulanten erst in seine, diesmal unbeglückte Wohnung geführt.

Noch hat das Volk sich nicht verlaufen, da läßt sich eine Trommel hören, und ein Häuflein Hanseaten, der preußischen Garde nicht übel nachgebildet, kommt friedlich dahergezogen. Seyd ruhig, ihr guten Bürger, ihr braucht euer Blut nicht wieder für das Vaterland zu verspritzen; so lange es stehende Heere gibt, gibt es keinen Krieg mehr. Aber wie? schon gehe ich zwei Stunden in der Stadt herum und habe noch keinen Blick auf die Kaufladen geworfen. Wenn sie auch lange nicht so schön sind, wie die Pariser, so ist doch eine große Auswahl schöner Sachen aus allen Weltgegenden vorhanden, und die chinesischen Lackarbeiten, die man in Menge sieht, zeichnen sie besonders vortheilhaft aus. Blumen in Töpfen stehen in geräumigen Buden, Zimmern und Kellern zum Verkaufe aus und bilden die schönste Tapete von der Welt. Wild, Hirsche, Rehe, Hasen, wie es das Land bietet, findet der Liebhaber zu jeder Stunde in großen Hallen aufgehängt; aber am glänzendsten, dünkt mich, erscheint Hamburg in seinen Fleischgewölben. Besonders zieht mich der Schlächtermeister an, den ich in der braunen Jacke mit thalergroßen Silberknöpfen, mit der weißen Schürze, die der wohlgewölbte Bauch wohl eine halbe Elle von den Beinen abhält, mit der rothen Kappe, welche die charakteristische schwere Seidenquaste aus dem breiten Pelzrande gleichsam hervorzieht, und mit dem ungeheuren Messer im blanken Gürtel vor seinem Gewölbe stehen sehe. Sein bloßer Anblick entscheidet die Frage praktisch: ob animalische Nahrungsstoffe der menschlichen Konstitution zuträglich sind, und sollte noch ein Zweifel darüber obwalten, so würde ihn der blasse, magere Gemüsehändler lösen, der unter ihm im Keller wohnt, und dem seine vegetabilische Kost bei Weitem nicht so viel abwerfen muß.

Gott sey gedankt! hier sehe ich blauen Himmel und Wasser, und an einer Seite wird die Straße von einer doppelten Baumreihe eingefaßt. Weiterhin, wo sie in rechtem Winkel abbiegt, sehe ich eine Reihe schöner, großer Häuser, zum Theil noch im Bau begriffen, und drüben, hinter dem breiten Wasserspiegel, einen Theil des Stadtwalls mit einer hübschen Brücke und den geschmackvollsten Anlagen. Ich bin auf dem Jungfernstieg, und mehr als hundert Schwäne schwimmen zahm vor mir herum. Man sagt, diese Schwäne seyen reiche Kapitalisten geworden durch eine Menge successiver Vermächtnisse, welche die Bewunderer ihrer Schönheit zu ihrer Unterhaltung im Winter gemacht haben, wo sie, neben dem Alsterpavillon auf einem kleinen Raum zusammengedrängt, durch fortwährende Bewegung das Gefrieren ihres Elementes verhindern und dafür reichlich gefüttert werden. — Ich gehe nicht den Jungfernstieg entlang, ohne die Schönheit dieses Stadttheils zu bewundern. Verdankt Hamburg der Elbe seinen Reichthum, so verdankt es der Alster seine einzige imposante Parthie. An der Ecke liegt ein Kaffeehaus, in das ich wohlgekleidete, sittsame Damen gehen sehe; ich folge ihrem Beispiel und finde mich in einer großen, eleganten Bonbonboutike mit vielen Spiegelpfeilern und einem kleinen Springbrunnen, et voilà tout. Es ist ein neues Etablissement des vielbekannten Perini. Ich trete mit meiner Tasse Chokolade an's Fenster, da rollen zwei bepackte Reisewagen vorüber; der eine, mit vier eigenen Pferden bespannt, hält vor dem römischen Kaiser und gehört gewiß einem holsteinischen Gutsbesitzer; der andere wird von der alten Stadt London, wo kein Platz mehr ist, nach St. Petersburg verwiesen, und die Inhaber desselben müssen nun, anstatt durch rothe, durch weiße Fensterscheiben auf die Alster sehen. Aber wahrlich, ich muß sie thun lassen, was sie wollen, denn es schlägt Eins und mich rufen Geschäfte an die Börse.

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 24.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. Januar 1834.

— Da ward Newtons Bau
Mir ein Gebäude der Unsterblichkeit,
Mit Erden, Welten, Sonnen aufgeführt
In aller Himmel Wüsten.

Herder.

Verschiedenes vom Himmel.

Nach John Herschel.

Doppelsterne und Nebelflecken.

Wir besprechen heute eine von den früher beschriebenen wesentlich verschiedene Klasse von Phänomenen, die uns wenigstens über einige Firsterne in so weit sichere Auskunft geben, daß wir behaupten können, sie gehorchen derselben Kraft der Schwere, denselben dynamischen Gesetzen, welche unser Planetensystem regieren. Betrachtet man die Sterne recht genau durch Fernröhre, so sieht man bald, daß manche doppelt sind, d. h. aus zwei, manchmal auch aus drei ganz nahe aneinander stehenden Sternen bestehen. Käme diese Vergesellschaftung nur selten vor, so könnte man sie für zufällig halten; aber schon ihr häufiges Vorkommen, der ausnehmend kleine Zwischenraum zwischen beiden Sternen, und in manchen Fällen ihre fast völlige Gleichheit, sprechen stark für die Vermuthung, daß ein näheres Verhältniß zwischen ihnen herrscht, und sie nicht zufällig bloß uns so gruppirt erscheinen. Betrachtet man z. B. den glänzenden Stern Castor mit stark vergrößernden Röhren, so findet man, daß er aus zwei Sternen dritter oder vierter Größe besteht, welche fünf Sekunden auseinander liegen. Sterne von solcher Größe sind aber am Himmel nicht so häufig, daß, vorausgesezt, sie seyen zufällig im Raume zerstreut, ein solche Nachbarschaft zweier wahrscheinlich wäre, und dies ist nur Ein Beispiel unter sehr vielen. W. Herschel hat über fünfhundert Doppelsterne gezählt, bei denen der eine Stern weniger als eine halbe Minute vom andern entfernt ist, und Struve in Dorpat hat, mittelst zu diesem Zweck noch besser eingerichteter Instrumente, in neuerer Zeit diese Liste fast um's Fünffache vermehrt. Dieses schon so beträchtliche Verzeichniß wird von den Beobachtern noch fortwährend erweitert, und die Fruchtbarkeit des Himmels scheint in diesem Punkte unerschöpflich. Man theilt die Doppelsterne nach ihrem gegenseitigen Abstand in Klassen, und die erste bilden diejenigen, welche einander am nächsten stehen.

Als diese Klasse von Himmelskörpern bekannt wurde, war der erste Gedanke, sie zu der Untersuchung zu benützen, ob die jährliche Bewegung der Erde in ihrer Bahn eine scheinbare relative Veränderung in der Distanz der beiden Sterne, welche einen Doppelstern bilden, zur Folge habe oder nicht. Dachte man sich, die beiden Sterne befinden sich sehr weit auseinander und hintereinander, und stehen somit nur zufällig in derselben Gesichtslinie, so mußten unter dieser Voraussetzung die beiden Sterne bei jeder verschiedenen Stellung der Erde sich unter verschiedene Winkel stellen und am Himmel parallaktische Verrückungen zeigen; jeder der Sterne mußte, in Folge

der jährlichen Bewegung der Erde, am Himmel eine kleine Ellipse zu beschreiben scheinen, der nähere eine bedeutendere als der entferntere. Dieses Raisonnement veranlaßte W. Herschel, ein Verzeichniß der Doppelsterne zu verfassen und bei allen die Positionswinkel und gegenseitigen Abstände genau zu messen. Kaum war er aber mit diesem mühsamen Geschäfte fertig, als höchst unerwartete Phänomene seine Aufmerksamkeit so in Anspruch nahmen, daß er den ursprünglichen Zweck der Untersuchung aus dem Auge verlor, die denn auch, so viel sie noch immer verspricht, da sie wohl das einzige Mittel seyn dürfte, eine Sternparallaxe zu finden, bis heute liegen geblieben ist. Statt nämlich, wie er erwartet, jene jährliche Bewegung hin und her zu finden, wobei ein Stern sich dem andern wechselsweise genähert und wieder von ihm entfernt, und der Positionswinkel in Folge der jährlichen Bewegung der Erde sich verändert hätte, beobachtete er in mehreren Fällen eine regelmäßige progressive Veränderung, bei einigen Sternen vornämlich im gegenseitigen Abstand, bei andern dagegen in der wechselseitigen Stellung. Die sich zunächst aufdringende Vermuthung war, daß sich dabei ein Stern um den andern drehen werde; aber die beobachteten Bewegungen waren so unbedeutend, daß Jahre darüber vergingen, bis diese Vermuthung zur Gewißheit wurde. Erst im Jahr 1803, fünf-und-zwanzig Jahre nach den ersten Beobachtungen, konnte es Herschel mit Sicherheit aussprechen: es gibt aus zwei Sternen bestehende Systeme, wobei sich ein Stern um den andern in regelmäßigen Bahnen dreht. Diese Gestirne kann man mit dem Namen Zwillingsgestirne bezeichnen, zum Unterschied von denjenigen Sternen, welche, obgleich sehr weit von einander entfernt, nur zufällig und für unsern Gesichtswinkel neben einander am Himmel stehen, oder von denen wir dies bis jezt annehmen müssen. Die beiden Weltkörper eines Zwillingsgestirns stehen dagegen gleich weit von unserem Auge ab, oder sind darin doch nur um den Halbmesser der Bahn verschieden, die sie um einander beschreiben, was gegen den ungeheuren Raum zwischen diesen Sternen und der Erde gar nicht in Betracht kommt. Schon W. Herschel zählt gegen sechzig Beispiele von mehr oder minder bedeutenden Aenderungen der Positionswinkel an Doppelsternen auf, und manche derselben sind zu bedeutend und schreiten zu regelmäßig fort, als daß über das Wesen dieser Bewegungen noch ein Zweifel herrschen könnte. Die spätern Beobachtungen haben Herschels Resultate nicht allein im Ganzen, sondern größtentheils auch im Detail bestätigt. Die Zahl der Doppelsterne nimmt neuerdings, je vielseitiger man auf diesen Punkt aufmerksam wird, rasch zu, und man zählt gegenwärtig zwischen dreißig und vierzig Doppelsterne, die ganz unzweifelhaft Zwillingssterne sind. Zur Beobachtung derselben gehören sehr gute Fernröhre, weil sie meist einander so nahe stehen, daß man sehr stark vergrößernde Okulare haben muß, um die beiden Sterne getrennt zu sehen. Für einige Doppelsterne berechnete bereits Herschel ihre Umlaufszeiten, was freilich nur als vorläufige Schätzung gelten konnte. So nahm er die Umlaufszeit des Castors zu 334, die des γ in der Jungfrau zu 708, die des γ im Löwen zu 1200 Jahren an. Wenn hier die langen Umlaufszeiten auffallen, so ist in andern Fällen die Kürze derselben nicht weniger interessant. So hat der Stern η in der Krone seit der Zeit, da er von Herschel entdeckt wurde, bereits seine Bahn ganz beschrieben und eine zweite Periode begonnen; seine Umlaufszeit beträgt nur 43 Jahre. ξ im großen Bären (seine Umlaufszeit ist 58 Jahre), ζ im Krebs (Umlaufszeit 55 J.) und Nro. 70 im Schlangenträger (Umlaufszeit 80 J.) haben seit derselben Zeit den größten Theil ihrer Ellipsen beschrieben. Wäre ja noch ein Zweifel über die Realität dieser Bahnen geblieben, oder die Hoffnung, dieses Fortrücken der Doppelsterne durch bloße parallaktische Veränderungen zu erklären, so müßten Thatsachen, wie die angeführten, ihnen völlig ein Ende machen. Die Umdrehung dieser Sterne um einander ist jezt so streng bewiesen, als die Umdrehung des Uranus oder Saturn um die Sonne, und die Rechnung stimmt auch hier mit der Beobachtung so überein, daß dadurch die Herrschaft des Gesetzes der Schwere in jenen Weltsystemen so streng bewiesen wird, als die Uebereinstimmung von Rechnung und Wirklichkeit in der Stellung der Kometen bei ihrer Bewegung um die Sonne, diese Herrschaft nur immer für unser System beweisen kann. Freilich handelt es sich hier nicht von der Bewegung von Planeten und Kometen um eine Centralsonne, sondern von der Umdrehung einer Sonne um die andere. Jede von ihnen führt vielleicht Planeten, welche wiederum Trabanten in ihrem Gefolge haben, mit sich herum; diese Planeten verschwinden für uns vollkommen im strahlenden Glanz ihrer Sonnen, und sie sind ohne Zweifel in einen, im Verhältniß zu der großen Kluft zwischen beiden Sonnen, so beschränkten Raum um ihren Centralkörper geschaart, als in unserem System die Trabanten um ihre Planeten im Verhältniß zum Abstand der leztern von der Sonne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Copernicus.

(Fortsetzung.)

„Das ist also Dein Freund, Dein Schüler!" rief Copernicus bei sich mit Bitterkeit; „so lohnt sich Liebe, Treue, Anhänglichkeit in diesem Lande!" Der Jesuit schien die lezten Worte gehört zu haben, er hielt an in

einem dunkeln Gange und winkte den Gelehrten näher zu sich. Hier, im Schatten der Mauer, dem Hauptmann versteckt, ergriff er die Hand des unglücklichen und verehrten Mannes, und sie mit Wärme an seine Brust drückend, rief er: „Scheltet dieses Land nicht, Meister! es gibt auch hier Herzen, die fähig sind, für eine große, erhabene Idee zu schlagen. Seyd unbesorgt, Ihr seyd gerettet; um Euch zu nützen, mußte ich mich für Euern erbittertsten Feind ausgeben.“ Copernicus schloß mit stummer Rühr...g den wiedergefundenen Freund in die Arme. „Verhaltet Euch ruhig in diesen Gemächern, bis die eingetretene Dunkelheit mir vergönnt, Euch zu den Eurigen, denen ich bereits Kenntniß von Eurem Schicksal gegeben, zu führen.“ — „O, noch ein Wort!“ rief der Gelehrte; „ehe Ihr geht, sagt mir, was ist aus meinem treuen Joseph geworden? werd' ich ihn bald wieder sehen?“ Der Jesuit schüttelte das Haupt: „Ueberlaßt ihn seinem Schicksal, nur so kann es mir gelingen, Euch zu retten; er hat auf seiner Aussage bestanden und hartnäckig alle Schuld auf sich genommen; er hat sich für Euch geopfert.“ — „Der Himmel verhüte, daß dies geschehe!“ rief Copernicus. „Eilt, verehrter Freund, eilt, thut Euer Möglichstes für ihn, überlaßt mich meinem bösen Sterne!“ — „Ich kann nur Einen schützen und retten!“ entgegnete eilig und besorgt der Jüngling; „haltet Euch ruhig, in wenig Stunden sehe ich Euch wieder.“ Er führte den Gelehrten in ein kleines, enges Gemach und entfernte sich; der Hauptmann nahm seinen Platz vor der Thüre ein.

„So ist denn erfüllt,“ rief der Meister bei sich, indem er den Blick auf die dicken schwarzen Mauern seines Gefängnisses richtete, „was jene finstere, wunderbare Prophezeihung mir an jenem Abend ankündigte: aus dem Schooße des Glücks, der Ruhe und Heiterkeit hat mich der tückische Dämon gescheucht, um in dieses Grab mich herabzustoßen! Und werde ich das Licht der Sonne, das Antlitz der Meinigen jemals wieder sehen? So hätte ich umsonst gelebt und gewirkt!“ Bei diesem Gedanken, dem empfindlichsten und schmerzhaftesten, den seine Seele beherbergte, brachen die Thränen aus seinen Augen und er sank, das Haupt auf die Hand gestützt, seufzend auf die Ruhebank nieder. Die tiefe Einsamkeit, die Stille des Grabes, die ihn einschloß, ließen seinem Geist volle Freiheit, sich ins Reich der gefürchteten Möglichkeiten zu verlieren; abgespannt von dieser quälenden Beschäftigung, ermüdet von den angreifenden Begebnissen des unruhigen Tages, versank er in jenen Halbtraum, in dessen geheimnißvollem Zustand sich oft prophetische Bilder der Zukunft mischen. Dem geistigen Auge des Gelehrten schwebten jezt die frühen Scenen seiner Kindheit vor. Er fand sich am Ufer der Weichsel; neben ihm wandelte sein früher Lehrer und väterlicher Freund Regiomontan; er zeigte dem staunenden Knaben die unermeßliche Sternenschöpfung, welche in ihrem leuchtenden Glanze sich über ihren Häuptern hinverbreitete und ihren Widerschein auf den dunkeln Wellen des Flusses schweben ließ. Entzücken, Ahnung und süße Schauer füllten die junge Brust, mit dem ersten feurigen Wunsche einer noch ungebeugten Seele strebte sie nach oben. Da stiegen aus den Nebeln des Horizontes finstere Wolken empor und verhüllten immer mehr und mehr die herrliche Schaubühne; der Knabe fing an zu weinen, er hätte mit den kleinen Händen die dunkle Decke hinwegreißen mögen, doch Regiomontan sagte mit gütigem Ernst: „Harre aus; der, der diese Nebel steigen läßt, wird sie auch wieder sich zerstreuen heißen; eine dunkle Zeit ist für den Kampf der Geister ersprießlich! Sieh hin, die Namen derer, die aus der Verwirrung, aus der Bedrängniß ihrer Zeit siegreich hervorgegangen!“ Der Knabe richtete ängstlich seine Blicke nach oben, der Wolkenschleier flog zerrissen nieder, und welch ein liebliches Wunder! die Sterne flammten und spielten durcheinander, bis sie sich zu herrlichen Namenszügen formten: es waren die Namen derer, die ein großes Verdienst erst spät anerkannt sahen, es waren die Schöpfer und Verbesserer der Sternkunde. Seltsame, sagenhafte Namen aus dem grauen Alterthume Egyptens führten den Zug an, ihnen folgten arabische, chaldäische Weise, dann in leuchtendem Glanz griechische Philosophen. Kein verehrter Name fehlte von jenen Egyptiern, die Martian Capella aufgeführt, des Ptolemäischen Systems glänzenden Stützen, Pythagoras, Aristoteles, Platos, Hipparchs und Archimedes Weisheit, dann die dem Gelehrten so theuren Namen Nicetas, Heraclides, Ekphantus, sie, die in ihren Schriften vorahnend seine große Entdeckung schon angedeutet, sie, die gleich ihm von ihrer Mitwelt verkannt, vergessen und verhöhnt wurden. Der Knabe lauschte noch verwundert, als er einzelne Sterne sich zu einem neuen Namen formen sah; er forschte den werdenden Zügen nach, begierig, den neuen Gegenstand der Liebe und Verehrung kennen zu lernen, als er mit staunendem Schrecken seinen eigenen Namen erkannte. Die Besinnung drohte ihm zu schwinden; er wollte sich an Regiomontans Seite halten, doch dieser hatte sich wegbegeben. Allein, verlassen von aller Welt, mit seinem Entzücken, seinem Schmerz und seinen Zweifeln sich selbst hingegeben, stand er da. Mit diesem quälenden und doch erhebenden Bewußtseyn erwachte er. Versonnet stand vor ihm. Der Meister warf sich an seine Brust. „Jezt führt mich zum Tode!“ rief er; „ich weiß, ich weiß, daß ich lebe!“ Der Jesuit faßte ihn tröstend und beruhigend; sorgsam empfahl er ihm Stille und Besonnenheit. Beide traten jezt ihren Weg an, nachdem der Hauptmann auf Befehl des Paters am Eingang des Vorgemachs zurückgeblieben.

Dunkelheit herrschte schon auf der Gasse; doch unter der Decke derselben schlich Verrath und Tücke mordgierig umher. In die Kutte gehüllt, die ihm Versonnet gegeben, schritt der Gelehrte mit klopfendem Herzen den wohlbekannten Weg dahin; endlich schimmerten die Lichter seiner Wohnung; er glaubte sich am Ziele, als er mit Staunen den Jesuiten vorbeilenken sah. „Die Deinigen befinden sich nicht mehr in diesen Mauern,“ sagte der junge Mann; „sie haben sie verlassen, und das Volk beruhigt sich, indem es Dich und Deine Familie im Gefängniß weiß. Doch erschrick nicht, hier in diesem kleinen baufälligen Hause wirst Du sie finden. Sie erwarten Dich um diese Stunde; Alles ist zur Flucht bereitet. Eile, mein väterlicher Freund; fände Dich die morgende Sonne noch in Bologna, so hätte ich keine Mittel, Dich ferner zu schützen.“ Mit diesen Worten wandte der Jüngling sein Antlitz weg, Thränen fielen auf die Hand des Gelehrten. „Du willst mich doch nicht verlassen, mein Freund und Schüler?“ fragte dieser bange. — „Suche zu vergessen,“ war die Antwort, „was ich Dir einst gewesen; vergiß es zu Deinem, wie zu meinem Heil! wir sehen uns nie wieder!“ Er drückte noch einmal die ihm dargebotene Hand und war in der Dunkelheit verschwunden. Der Meister blickte ihm trübe nach; indeß wurde es in der kleinen Hütte lebendig, man sah ein Licht erscheinen, flüsternde Stimmen ließen sich hören, und endlich traten drei Gestalten hervor, die, so viel es die schwache Hellung, die aus dem Fenster drang, zuließ, sich ängstlich umschauten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, Januar.

Städtische Verhältnisse. Theologische Fehden.

Seit einigen Monaten herrscht hier, wie übrigens in der ganzen Schweiz, eine politische Todesstille, bei der einem ganz seltsam zu Muthe ist. Die Million Schweizerfranken, die uns zur Strafe auferlegt wurde, ist ohne Geräusch nach Zürich abgegangen, und die Bürger trugen freudig das schöne Geld auf das Rathhaus, da es als Anleihen bezogen wurde und gut verzinst werden soll. So wurden die Pillen vergoldet und willig verschluckt. Böses Blut macht mitunter das Theilungsgeschäft; einstweilen theilt man aber bloß auf dem Papier, und dann fühlt man sich so glücklich, von der gottlosen Landschaft befreit zu seyn, daß man auch große Opfer gerne verschmerzt. Gegenwärtig hört man aus diesem nahen Gebiete fast weniger, als von Sibirien. Inzwischen trägt unsere gemüthliche Einfriedigung in unsere Stadtmauern schon manche Früchte. Das Gemeinwesen hat eine völlig städtische Einrichtung erhalten, und mehr als die Formen werden die umsichtig gewählten Räthe für die Erhaltung und Befestigung aller städtischen Privilegien zu sorgen wissen. Unlängst noch meinten Manche, es wäre vortheilhaft und billig, einer gewissen Anzahl Einsassen das Bürgerrecht zu schenken, weil sie, wie die eifrigsten Bürger, mit Gut und Blut an der Vertheidigung der Stadt Theil genommen hatten. Manche glaubten überhaupt, eine Erleichterung der Niederlassung und die möglichste Freiheit der Gewerbsamkeit dürfte einer nun so eingeengten Stadt doppelt ersprießlich seyn. Solche liberale Ansichten haben sich aber wieder verloren. Ich glaube nicht, daß Einer von den Räthen den Muth hätte, nur das Wort „Gewerbefreiheit“ auszusprechen. Zuweilen werden wohl Bürgerrechte ertheilt, so neulich einem Mechaniker, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er sich's nicht beigehen lasse, je etwas zu verfertigen, das einem andern Handwerke zukommen mag. Was der arme Mann für sein gutes Geld nun handthieren will, weiß ich wahrlich nicht.

Auch andern gefährlichen Neuerungen wird vorgebeugt. Der jüngst erhobene Streit, ob am Sonntag Theatervorstellungen gestattet seyn sollen, scheint einstweilen zwar, und auf die allereinfachste Weise, beigelegt. Vorerst sollen wir nämlich gar kein Theater haben. Dagegen entspann sich kürzlich eine theologische Fehde. Ein gewisser Valenti hält seit einiger Zeit alle Sonntag Abend bei helldunkelm Kerzenlicht methodistische Predigten in der Martinskirche, in derselben, wo Oekolampad die Reformation zuerst predigte. Aus welchem Grunde diesem nichtordinirten Sektirer der Gebrauch einer öffentlichen Kirche eingeräumt wurde, weiß ich nicht, so viel aber, daß er die Lehrfreiheit und das Kanzelrecht weidlich benuzt, um gegen alle Andersdenkenden loszuziehen. Derselbe Valenti kam ferner auf den Einfall, den weiland Stillingschen „grauen Mann“ fortzusetzen, und tischte in dem ersten Hefte eine politisch-theologische Salbaderei über unsere Revolution auf. Hier wird nun zwar Basel höchlich gelobt, daß es standhaft den höllischen Revolutionsgeist bekämpft, zugleich jedoch beschuldigt, daß es sein Unglück sich selbst zugezogen, weil man Freidenker und Irrlehrer geduldet, Hochverräther aus der Fremde herberufen und angestellt, und die rebellischen Griechen und Polen bemitleidet und unterstüzt habe. Die Regierung nahm von dem ihr gemachten schmählichen Vorwurfe keine Notiz; nicht so aber die Professoren de Wette und Jung. Diese behaupteten, daß Niemand anders als sie unter den Hochverräthern gemeint sey, und zogen den Valenti vor Gericht, das jedoch die Kläger abwies, weil sie nicht ausdrücklich genannt seyen. Und in der That hätten die jetzigen Gerichte schon vollauf zu thun, wenn sie sich nur mit allen namhaften Verläumdungen der Presse befassen wollten. Valenti triumphirte, wurde aber etwas unsanft durch eine kleine Schrift gestört. Herr de Wette appellirte an das Publikum und stellte diesem das unlautere Benehmen seines Gegners, so wie seine und seines Kollegen Rechtfertigung in einer kleinen, würdevollen Schrift vor. Sie ist ein wohlthuendes Licht, das Einigen doch den dicken Nebel sichtbar machen mag, der unsere Stadt umhüllt. Um so erfreulicher ist übrigens de Wettes Schritt, der ihn auf immer den Finsterlingen entgegenstellen muß, da er wohl früher mit diesen Leuten komponiren zu wollen schien. Es ist zu hoffen, daß auch sein Kollege Hagenbach sich im Kampfe ihm anschließen werde. Das Zusammenhalten der Lichtfreunde ist um so nöthiger, da nächstens wohl über die Fortdauer unserer bisherigen Universität entschieden werden soll, und allerdings zu befürchten steht, daß es den vereinten Bemühungen unserer Dunkelmänner und Brodmenschen gelingen möge, mit der Aufhebung dieser Anstalt aller Pflege der Wissenschaft den Todesstoß zu geben. Damit indessen das Bessere siege, dürfte zu wünschen seyn, daß auch ihre eifrigen Freunde nicht so weit gingen, das Unhaltbare verfechten und den Verhältnissen keine Rechnung tragen zu wollen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 25.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. Januar 1834.

— Der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.

Schiller.

Copernicus.

(Fortsetzung.)

Copernicus erkannte die beiden Muhmen; doch waren auch sie wunderlich verhüllt und seltsam gekleidet; er stand dicht neben ihnen, ohne daß sie ihn, durch die Kutte getäuscht, erkannten. Als er sie bei Namen rief, stürzten sie mit einem Freudenruf auf ihn zu. Frau Genevra klagte sich bitter an, daß sie durch jenes Schauspiel die unschuldige Ursache so vielen Elends geworden; auch Fräulein Therese schalt sich und ihre Unbedachtsamkeit; die Klagen und Entschuldigungen der Weiber schienen kein Ende nehmen zu wollen, bis endlich Battista hervortrat und ernstlich an's Fortgehen mahnte. Der kleine Zug ordnete sich in der Stille und Dunkelheit, ein treuer Führer stellte sich an die Spitze; das Gepäck, so viel man davon mitnehmen konnte, war unter des jungen Pauls Aufsicht schon einige Stunden früher abgesendet worden. Des Gelehrten Bücher, die kostbarsten und wichtigsten derselben, hatte Frau Genevra sich nicht nehmen lassen, selbst zu tragen, indem sie sie unter ihren weiten Mantel verbarg. Battista stützte seinen Freund, und beide Männer schritten in tiefer Rührung stillschweigend neben einander. Copernicus dachte schmerzlich an seinen treuen Diener, er hatte noch zulezt mit Versonnets Hülfe seine Befreiung zu erreichen getrachtet, und nur als dieser geradezu und auf's Bestimmteste jede Dienstleistung der Art von sich wies, suchte er sich jezt mit dem traurigen Gedanken vertraut zu machen, den guten Alten nicht mit in's Vaterland zu bringen.

Als sie sich dem Thore näherten, versperrte ihnen ein Volksgedränge den Weg; Waffen glänzten, Geschrei ertönte und zwischendurch ein wilder Jubelruf, Fackeln warfen ihr rothes, zweifelhaftes Licht auf die bewegten Gruppen. Unsere Flüchtlinge suchten sich an der Mauer hinschleichend Bahn zu machen. Da rief eine Stimme: „Seht, seht einen der fremden Zauberer und Giftmischer, die unserem Herzog das Leben genommen!“ — „Wo, wo?“ schrieen andere. „Der geschlossene Haufe that sich auf und von den Häschern geführt, wurde Joseph Bartel sichtbar. Ihm zur Seite schritt jener blasse Mönch aus der Klosterhalle mit hoch gehobenem Kruzifix und fliegendem Gewande, der Laienbruder und der dicke Waffenschmied zeigten sich im Gefolge; voran aber schwankte eine Gestalt, die mehr dem Tode als dem Leben anzugehören schien. Den blassen, todtenähnlichen Schädel umflatterten graue, spärliche Locken, im rothen Schein der Fackeln sprühten zwei finstere, tiefliegende Augen aus ihren Höhlen hervor ihr fürchterliches Feuer, und eine Stimme, die aus dem Grabe hervorzutönen schien, rief: „Herbei, herbei, Mann oder Weib, zu schauen die Ketzer, die Erd' und Himmel

verrathen haben!“ Das entsetzliche Schauspiel machte, daß die Flüchtlinge unwillkührlich stehen blieben und ihre Blicke darauf wendeten; Copernicus erkannte nicht sobald seinen Diener, als er einen Schrei des Schreckens ausstieß; zum Glück erstarb er ungehört im allgemeinen Lärm. Die Gruppe machte Halt und den armen Schlachtopfern wurde eine kleine Erquickung gereicht; der Laienbruder ließ es sich nicht nehmen, seinem frühern treuen Kunden noch den lezten Trank zu reichen. Joseph nahm ihm das Gefäß aus der Hand und wollte eben einen Zug thun, als seine Blicke denen seines Herrn begegneten, und entsezt fiel die Schaale aus seinen Händen. In dem Moment hatte jener Wahnsinnige auch den Meister erkannt und mit einem Sprunge auf seine Beute zustürzend, sie mit beiden dürren Armen fassend, schrie er laut:

„Du mehr als Schändlicher, den meine Zung' nicht nennt,
Weil deines Namens Klang gleich Schwefel sie verbrennt!
Wohin du fliehen magst, entgehen wirst du nicht
Der tiefverrathnen Erd' und ihrer Rachepflicht!“

„Hier seht Ihr den Hauptketzer!“ schrie er, seine tolle Rede gegen die Menge fortsetzend, indem er den Meister umklammerte und sich wie der Tod würgend an ihn hängte, so daß Battistas, der Frauen Bemühungen, den unglücklichen Freund zu befreien, fruchtlos blieben. Sie wurden von der Wache zurückgedrängt, der Franziskaner bemächtigte sich seines Opfers und führte es vor Bartels Augen. „Gestehe, Elender!“ rief er diesem zu, „wer ist dieser Mann und warum entsezest Du Dich vor seinem Anblick?“ Das Antlitz des Alten, indem er den Meister anblickte, drückte jezt die größte Ruhe und Unbefangenheit aus; das Geschrei der Menge wich einer tiefen Stille, und Aller Blicke waren auf die Hauptpersonen der nächtlichen Gruppe gerichtet. „Was fragt Ihr mich!“ rief jezt der Famulus, „ich kenne den Mann nicht, habe ihn nie gesehen.“ — „Du sollst Deinen Herrn und Meister nicht kennen?“ rief eine Stimme aus dem Haufen, „den fremden Teufelsbanner, der mit Dir gefangen worden?“ — „Gestehe!“ rief der Mönch, „Du kannst Dein Leben retten, wenn Du eingestehst.“ — „Ei, hochwürdiger Herr,“ entgegnete Bartel, „Ihr fangt Eure Sache sehr klug und fein an; wäre ich nun ein Schurke und Schelm, was ich zum Glück nicht bin, so brauchte ich jezt nur zu sagen: ja, der da ist Copernicus, mein Herr und Meister, und ich wäre frei, und jenen armen, friedfertigen Reisenden kostete es Hals und Kragen; aber wir Teufelsbanner und Magier sind ehrliche, treffliche Leute, die dadurch sich von den sogenannten anständigen, moralischen, in Amt und Würden stehenden Menschen unterscheiden, daß sie noch eine kleine Scheu vor Lügen, Betrügen, Morden und Verbrennen haben. Fragt den guten Mann selbst, er wird ja am besten wissen, wer er ist und was er will.“ — „Ihr irrt Euch Leute!“ riefen mehrere Stimmen, „der Pilgrim da ist erst heute in die Stadt gekommen.“ Der Wahnsinnige überschrie alle, indem er sich auf den Boden hinwarf, seinen Leib in Zuckungen umherwand und die schwärzesten Flüche und Anklagen gegen den Gelehrten ausstieß. „Wer Ihr auch seyd,“ rief der Mönch, indem er der Wache einen Befehl ertheilte, „Ihr erscheint verdächtig, und ich befehle Euch, mir zu folgen.“ Diese Worte könten einem Donnerschlag gleich in das Ohr Battistas und der Frauen; diese rangen jammernd die Hände, wirklich schien Alles jezt verloren. Der Zug ordnete sich wieder, schwankend und in wilden Sprüngen tanzend, bewegte sich die dürre Gestalt des Wahnsinnigen im Scheine der Fackeln, aus seinem Munde tönten wieder jene grausigen Anklagen und Flüche. Dem Meister erschien alles um ihn als Wahnsinn, Zerstörung und Entsetzen, er war kaum seiner Besinnung mächtig. Als man um die Straßenecke biegen wollte, kam ein Reiter mit einer Begleitung angesprengt, die Menge wich ihm aus. „Der junge Herzog!“ riefen mehrere Stimmen; „macht Platz!“ Copernicus blickte auf, er erkannte den Prinzen Benedetto und rief ihn an, als jener, durch's Gedränge aufgehalten, nahe bei ihm hielt. Der Fürst erblickte kaum den in harter Bedrängniß Schwebenden, als er, sogleich mit scharfem Auge des Geistes die Lage der Dinge auffassend und überschauend, dem Zug ein donnerndes Halt zurief.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes vom Himmel.

(Fortsetzung.)

An manchen Doppelsternen beobachtet man das schöne, merkwürdige Phänomen kontrastirender oder ergänzender Farben. In diesem Falle ist der größere Stern meistens roth oder orange, der kleinere dagegen blau oder grün; ohne Zweifel in Folge des bekannten optischen Gesetzes, nach welchem, wenn starkes gefärbtes Licht auf die Netzhaut des Augs gewirkt hat, schwächer erleuchtete Körper, welche, allein gesehen, weiß erschienen, sich sofort in der Farbe zeigen, welche zur Farbe jenes stärkern Lichts das Komplement bildet. Herrscht somit im Licht des Hauptsterns das Gelb vor, so erscheint der benachbarte schwächere Stern blau, sticht dagegen das Kolorit des erstern ins Rothe, so zeigt sich der leztere mehr oder weniger grün. Ist aber der farbige Stern der schwächere von beiden, so wirkt er nicht merkbar auf die Farbe des andern. So sind im merkwürdigen Stern η der Cassiopea ein großer weißer Stern und ein kleiner lebhaft purpurfarbiger gegattet. Man darf deßhalb nicht den Schluß machen, daß in allen Fällen der Art die eine Farbe bloß vom Kontrast herrührt.

Man findet in verschiedenen Regionen des Himmels Sterne von rother, fast blutrother Farbe; wir zweifeln aber, ob je ein Stern mit entschieden grünem oder blauem Licht gesehen worden ist, ohne daß er einen stärker leuchtenden neben sich gehabt hätte.

Ein weiteres sehr interessantes Kapitel in der physischen Geschichte der Sterne ist ihre eigenthümliche Bewegung am Himmel. Wir führen die merkwürdigsten Beobachtungen über diesen Gegenstand kurz an. Schon a priori konnte man erwarten, daß eine genauere Forschung unter der ungeheuern Menge im Himmelsraum vertheilter Gestirne hie und da an einem scheinbare Bewegungen verschiedener Art entdecken würde. So ist es auch wirklich, und zwar bewegen sich nicht nur manche einzelne, sondern auch Doppelsterne, unabhängig von ihrer Umdrehung um einander oder einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt. So sind die beiden, so ziemlich gleich großen Sterne Nro. 61 im Schwan seit wenigstens 50 Jahren fast ganz gleich weit (15 Sekunden) von einander geblieben, während sie in derselben Zeit mit einander einen Bogen von 4 Minuten 25 Sek. am Himmel beschrieben haben und jährlich einen Raum zurücklegen, der etwas mehr als ein Drittheil ihres Abstandes beträgt; so daß dieses Weltsystem Jahr für Jahr auf einer unbekannten Bahn mit einer Bewegung vorrückt, welche Jahrhunderte lang uns gleichförmig und geradlinigt erscheint. Die stärkste bis jezt beobachtete Bewegung, nämlich $5^{3}/_{4}$ Sek. jährlich, zeigt μ in der Cassiopea, ein einfacher, sich durch nichts auszeichnender Stern. Eine Menge anderer Sterne zeigt eine ähnliche, zwar nicht so bedeutende, aber immerhin merkliche Verrückung.

Bewegungen, welche Jahrhunderte brauchen, bis die veränderte Stellung der Körper dem bloßen Auge sichtbar wird, heben immerhin den Begriff eines mathematischen Feststehens der Sterne auf, sind aber doch zu unbedeutend, als daß wir darum im praktischen Leben die Benennung Fixsterne aufzugeben brauchten. Man weiß vom Umfang und der Richtung jener Bewegungen noch viel zu wenig, als daß man daran denken könnte, sie auf bestimmte Gesetze zurückzuführen; so viel kann man aber im Allgemeinen sagen, daß die scheinbaren Richtungen äußerst verschieden sind und nichts von einem gemeinschaftlichen Zuge gegen diesen oder jenen bestimmten Punkt des Himmels zu bemerken ist.

Wer in einer heitern Nacht den Sternhimmel betrachtet, bemerkt bald hin und wieder Gruppen, wo die Sterne näher zusammengerückt sind, als in den angrenzenden Regionen, und glänzende, stark in die Augen fallende Haufen bilden. Dahin gehört die Gruppe der Plejaden, in welcher man deutlich sechs bis sieben Sterne, und, wenn man das Auge etwas zur Seite dreht, während man mit der Aufmerksamkeit auf die Gruppe gerichtet bleibt, *) noch mehrere unterscheidet. Das Fernrohr zeigt in dieser Gruppe fünfzig bis sechzig große Sterne auf dem ziemlich kleinen, verhältnißmäßig im übrigen Himmel isolirt stehenden Raume. Das Haar der Berenice ist eine ähnliche, noch ausgedehntere und aus bedeutendern Sternen bestehende Gruppe. Noch gibt es im Bild des Krebses einen den bisher genannten analogen, aber weniger umschriebenen Lichtfleck, die Krippe oder der Bienenstock genannt, der schon durch ein gewöhnliches, nur wenig vergrößerndes Fernrohr aus lauter Sternen zusammengesezt erscheint. Ein anderer Fleck der Art steht im Schwertgriff des Perseus, den erst ein etwas stärkeres Teleskop in lauter Sterne auflößt. Man nennt dergleichen Gruppen Sternhaufen (clusters), und was es auch für eine Bewandniß mit ihnen habe, so viel ist gewiß, daß hiebei ein anderes Gesetz der Vergesellschaftung herrscht, als das allgemeine, nach welchem die Sterne am Himmelsgewölbe verbreitet sind. Noch mehr überzeugt man sich hievon, wenn man auf diese oder ähnliche Gegenstände sehr starke Teleskope richtet. Manche dieser Flecken hat man für Kometen gehalten, und viele sehen allerdings, den Schweif abgerechnet, gerade so aus. Es sind dies kleine runde oder ovale Nebel; so erscheinen sie wenigstens mit Fernröhren von mittelmäßiger Stärke. Ihre Unbeweglichkeit zeigt übrigens gleich, daß es keine Kometen sind, und untersucht man sie mit sehr kräftigen Instrumenten, wie mit Reflektoren von achtzehn Zoll, zwei und mehr Fuß Oeffnung, so findet sich diese Vermuthung vollends ganz widerlegt; denn man sieht nun, daß die Flecken dem größten Theil nach aus lauter Sternen bestehen, die so dicht aneinander gedrängt sind, daß sie fast einen umschriebenen Raum erfüllen, wobei sich im Centrum, wo gewöhnlich die Sterne am dichtesten zusammengehäuft sind, ein Lichtschimmer bildet. Der in diese Klasse gehörende, von Halley 1714 entdeckte Nebelfleck ist für das bloße Auge zwischen den Sternen η und ζ im Herkules sichtbar, mit einem Nachtrohr erscheint er aber völlig wie ein kleiner, runder Komet. Ueberhaupt sind mehrere dieser Flecke vollkommen

*) Es ist ein merkwürdiges Faktum, daß der Mittelpunkt der Netzhaut des Auges für schwache Lichteindrücke ungleich weniger empfindlich ist, als die nach außen gelegenen Theile derselben. Wer den Versuch macht, wird sich über die Größe des Unterschieds wundern. Man darf nur z. B. einen Stern fünfter Größe das einemal gerade, das anderemal von der Seite ansehen; oder man wähle zwei gleich glänzende, drei bis vier Grade auseinander gelegene Sterne und fixire den einen geradeaus, so wird gewöhnlich nicht dieser, sondern der andere gesehen werden; dies ist wenigstens bei mir der Fall. Es erklärt sich hieraus, warum wir, wenn wir gen Himmel blicken, so ausnehmend viele Sterne sehen, und doch so wenige herausbringen, wenn wir sie zählen wollen.
A. d. V.

kreisrund und stellen kuglichte, völlig mit Sternen erfüllte, isolirt im Himmel stehende Räume dar, welche gleichsam abgeschlossene, nur nach ihren Hausgesetzen regierte Familien bilden. Der Versuch, die Sterne in einem solchen Haufen zu zählen, wäre rein vergeblich; mit einer Schätzung nach Hunderten reicht man auch nicht aus; man hat aber nach den scheinbaren Intervallen der Sterne an den Rändern (wo sie einander nicht decken) und nach dem Durchmesser der ganzen Gruppe eine ungefähre Rechnung angestellt, und dieser nach bestehen manche dieser Haufen aus wenigstens zehn- bis zwanzigtausend Sternen, die in einem kreisrunden, nicht über acht bis zehn Minuten im Durchmesser haltenden, d. h. kaum den zehnten Theil der Mondscheibe betragenden Raum dicht beisammen stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

† **Berlin**, Januar.

Der festgewurzelte Kurfürst, der Hofrath Förster und die Karnevalsnähe.

Ich habe zweimal den Beginn des neuen Jahrs nicht in Berlin erlebt, und weiß nicht, ob die Runde, welche der Hofrath Friedrich Förster ehemals den Kurfürsten auf der langen Brücke in jeder Neujahrsnacht machen ließ, dieses Jahr zum ersten Male unterblieben ist. Ich sehnte mich nach diesem Büchlein, und hätte gern gewünscht, vom Standpunkte der langen Brücke und der Schloßfreiheit aus über die Ereignisse des verflossenen Jahrs belehrt zu werden. Aber leider war Herr Hofrath Förster mit so vielen anderweitigen Arbeiten im verwichenen Jahre beschäftigt, leider ist er es noch so sehr, daß die Ereignisse vielleicht einen weniger aufmerksamen Beobachter diesmal an ihm gefunden haben, oder es ihm wenigstens schwer wurde, seine Erfahrungen niederzuschreiben und in Reim und Verse zu vertheilen. Es wäre traurig, wenn diese Unterlassungssünde dazu beitrüge, daß über das Jahr 1835 bei unsern Mitbürgern falsche und gefährliche Meinungen verbreitet würden. Denn spricht nicht Hofrath Förster mit vieler Bestimmtheit die Stelle an, welche durch etwas Menschliches, das dem Historiographen des preußischen Staats, dem Geheimenrathe Wilken, zustoßen könnte, dereinst erledigt seyn dürfte? Ist es nicht jezt schon seine Pflicht, die Integrität der historischen Thatsachen unter uns aufrecht zu erhalten? Und wahrlich, man klagt schon an allen Orten, daß eine eigene Vergessenheit sich nebelhaft um die Jahrszahl 1835 schleiert, und deutet mit Fingern darauf, daß ein gewisser Direktor der Kunstkammer nicht wenig zu diesen Nebeln beitrage; denn seine Runde des großen Kurfürsten hätte Alles aufgehellt: sie hätte einen Zeitraum erhalten, der jezt schon in den Sand zerrinnt, sie hätte mit diamantenen Lettern an das Firmament geschrieben, was uns jezt schon so bedünkt, als sey es gar nicht geschehen. Möge Herr Hofrath Förster am Schluß des laufenden Jahrs seinen Anwartschaften besser obliegen, möge er seinen Kurfürsten wieder durch die Sylvesternächte reiten lassen und eine Vergangenheit festhalten, die ohne ihn nur auf sehr schwachen Füßen steht. Sind doch die Andern nicht ausgeblieben, die Herren Spiker, Rellstab, Gubitz, Müchler, und haben redlich in den Zeitungen, wie etwa in Stuttgart „wohl um die zwölf Uhr“ Ihre Nachtwächter, gesungen: das alte Jahr vergangen ist, und haben Alles gethan, was sich für Gott, König und Vaterland nur thun läßt, und waren dabei in ihrem Herrn vergnügt. Man muß uns an nichts gewöhnen, wenn man später sein Wort nicht halten will.

Für den Karneval läßt sich Alles großartig an. Wild, der hier schon lange gastirt, bleibt noch; die Geschwister Eisler sind mit neuen Balletten eingetroffen und tanzen schon; die pensionirte Sängerin Milder wird singen, troz dem, daß ihr die Brust abgenommen ist; die Redouten und Maskenbälle haben schon begonnen, kurz es ist so lustig bei uns, daß ich der halben Welt wünsche, sie möchte bei uns seyn und unsern Jubel theilen. Die Schröder-Devrient wird auch kommen, sie wird singen, vielleicht fünfmal? vielleicht achtmal? vielleicht zehnmal? Nein, singen wird sie vierundzwanzigmal, und was nicht noch Alles geschehen wird! Wer weiß es! man liebt es, uns zu überraschen, man sorgt so väterlich für uns. Vielleicht fragen Sie mich aber, woher es denn kommt, daß, wer bei uns gastirt, fast nie wieder fort kommt und doch nicht engagirt wird? Das ist eine eigene Geschichte, und es gehört dazu nichts, als daß wir erst noch einmal tiefen Athem schöpfen und dann beginnen, wie folgt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Basel, Januar.

(Beschluß.)

Vinet über Voltaire. Mnemotechnik.

Von Vinets Vorlesungen über die französischen Philosophen (s. Morgenblatt Nr. 286 — 87. 1833), die vor einem so zahlreichen Auditorium gehalten worden, schreibe ich Ihnen nichts, obschon namentlich seine lezten Vorträge über Voltaire reichen Stoff zu Bemerkungen darboten. So viel nur, ich bedauerte die höchst einseitige Schilderung dieses großen Geistes, dem nichts verziehen wurde, weil leider das höllische Pfaffenthum ihn blind für die Göttlichkeit des wahren Christenthums gemacht hatte. Voltaire wurde dabei nicht sowohl nach seinem Wirken und den Bedürfnissen der damaligen Zeit beurtheilt, sondern hauptsächlich nach einzelnen Stellen seiner Korrespondenz. So ist es denn freilich nicht schwer, da die Gewinnsucht der Buchhändler sich nicht schämt, jedes Papierchen, das je ein berühmter Mann beschrieben haben mag, nach seinem Tode zu sammeln und bekannt zu machen, mit Beweisen schwarz auf weiß jeden erhabenen Geist zur Alltäglichkeit herabzuziehen.

Seit Kurzem ist auch ein **Mnemoniker**, ein Herr von **Costillho**, hier und hat großen Zulauf. Die Anzeige, die er in alle Häuser schickte, enthielt aus einem paar Duzend Zeitungen Wunderberichte von seiner Kunst, und wirklich leistete er, als er zum ersten Male sich produzirte, fast Unglaubliches. Es war ihm ein Kinderspiel, die längsten Zifferreihen, die man hinschrieb, sofort der Ordnung nach herzusagen, u. a. m. Seine Kunst scheint indessen in dem längst bekannten Hülfsmittel zu bestehen, jede Ziffer in einen Buchstaben zu verwandeln, und die Zahlen dadurch zu behalten, daß man Säze bildet, in welchen jene Buchstaben in derselben Ordnung vorkommen, weil bekanntlich Wörter leichter zu behalten sind. Die Anwendung erheischt jedoch, wie die Stenographie, sehr viele Uebung, und die ungemeine Fertigkeit des Herrn Costillho ist begreiflich, wenn man hört, daß er sich von Jugend auf auf diese Kunst legte. Die Zuhörer sind wohl allesammt schon in ihren Erwartungen getäuscht, denn jeder muß einsehen, daß diese Mnemotechnik, wie die Stenographie, ohne viele Anstrengung zu gar nichts führt, und im besten Falle der Gewinn für sehr Wenige nie solche Anstrengung werth wäre. Ungleich wichtiger scheint mir, daß man endlich hier wie anderswo einsähe, auf welch heillose Weise die Uebung des Gedächtnisses in den Schulen verwahrlost wird.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 26.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. Januar 1834.

Jener große Beobachter sah, seitdem er zuerst in das eigentliche Innere des Fixsternhimmels geblickt, in dieser Region Gestaltungen und Wechselverhältnisse, zu welchen uns in der ganzen, dem Menschen näher bekannten Sichtbarkeit der entsprechende Keim fehlt.

G. H. Schubert.

Verschiedenes vom Himmel.

(Fortsetzung.)

William Herschel verdanken wir das Meiste, was wir von jenen mannichfaltigen, unter dem allgemeinen Namen Nebelflecke zusammengefaßten Himmelsgebilden wissen. Er theilt sie in mehrere Klassen: 1) Haufen, in denen man ohne Mühe die Sterne unterscheidet; sie theilen sich wieder in kugligte und in unregelmäßige Haufen; 2) auflösliche Nebelflecken, d. h. solche, welche sicher aus Sternen bestehen, die sich uns in kräftigern Telescopen, als wir bis jezt besizen, zeigen würden; 3) eigentlich sogenannte Nebelflecke, in denen sich keine Spur von Sternen wahrnehmen läßt; 4) planetarische Nebel; 5) Sternnebel; 6) Nebelsterne. Seine ausnehmend kräftigen Fernröhren haben uns mit einer ungeheuren Menge von Körpern der Art bekannt gemacht und zugleich gezeigt, daß sie nicht gleichförmig am Himmel verbreitet sind, sondern sich vornämlich in einer breiten Zone befinden, welche die Milchstraße fast unter einem rechten Winkel schneidet. In einigen Distrikten dieser Zone stehen sie dicht bei einander, besonders da, wo sie durch die Sternbilder der Jungfrau, das Haar der Berenice und den großen Bären streicht; sie sind großentheils telescopisch und werden im Allgemeinen nur durch sehr kräftige Instrumente sichtbar.

Die erste Klasse, die Sternhaufen, sind theils von der bereits beschriebenen kugligten, theils von unregelmäßiger Gestalt. Leztere zeigen im Durchschnitt weniger Sterne, namentlich aber sind dieselben gegen das Centrum nicht so stark zusammengedrängt. Sie verschwimmen auch mehr an den Rändern, so daß ihre Grenzen oft schwer anzugeben sind und man nicht weiß, ob man sie nicht bloß als verhältnißmäßig sternreichere Punkte des Himmels zu betrachten hat. In einigen sind die Sterne fast alle gleich groß, in andern dagegen äußerst ungleich; nicht selten unterscheidet man darin einen dunkelrothen, auffallend glänzenden Stern. W. Herschel betrachtet sie als Haufen, die erst noch in der Verdichtung zu kugligten Sternmassen begriffen sind; diese Ansicht gründet sich freilich einzig auf die Beobachtung, daß ein unmerklicher Uebergang von den unregelmäßigen, verschwimmenden Haufen zu den kugligten stattfindet.

Die auflöslichen Nebelflecke sind offenbar nichts anders, als Haufen, welche zu weit von uns abstehen oder deren Sterne zu klein sind, als daß ihr individuelles Licht zu uns gelangen könnte, wenn nicht etwa ein paar Sterne uns so nahe stehen oder so stark sind, daß uns ihr gemeinsames Licht als ein hellerer Punkt erscheint. Sie sind alle rund oder oval, denn ihre Verzweigungen

und unregelmäßigen Umrisse verschwinden durch die Entfernung, und nur die allgemeine Figur ihrer dichtesten Theile kommt zu unserer Anschauung. Gerade so wie diese erscheinen die stärksten kugligten Haufen in schwächern Telescopen, und man kann daraus sicher schließen, daß Haufen, welche in den mächtigsten Fernröhren kaum Spuren von Sternen zeigen, bei gesteigerter Kraft des Instruments völlig aufgeschlossen würden.

Die eigentlich sogenannten Nebelflecke treten gleichfalls in sehr mannichfaltiger Gestalt auf. Die beiden bei weitem merkwürdigsten sind der von Huygens 1656 im Orion und der von Lacaille im südlichen Sternbild der Karlseiche entdeckte. Diese Nebel, wenigstens der erstere, sehen gar nicht darnach aus, als ob sie aus einer ungeheuren Menge kleiner zusammengedrängter Sterne beständen. Der Fleck im Orion erscheint aus kleinen flockigten, leichtem Gewölke ähnlichen Massen zusammengesezt. Dergleichen Nebelflocken hängen an mehreren gegen den Rand des Flecks gelegenen kleinen Sternen, besonders aber an einem bedeutend großen, der in eine nebligte, ziemlich ausgedehnte und sonderbar gestaltete Atmosphäre gehüllt ist. Mehrere Astronomen haben nach der Vergleichung dieses Nebelflecks mit Huygens Abbildungen desselben behauptet, sein Umriß habe sich seit des Leztern Zeit bedeutend verändert. Bedenkt man aber, wie schwer ein Gegenstand der Art genau zu zeichnen ist, und daß er schon im selben Telescop je nach dem Zustand der Luft und andern zufälligen Umständen anders erscheint, so wird man zugeben, daß bis jezt noch auf derlei Veränderungen kein Gewicht zu legen ist.

Ganz anders erscheint der Nebelfleck im Sternbild der Andromeda. Er ist mit bloßem Auge sichtbar und wird von Personen, die nicht gut orientirt sind, regelmäßig für einen Kometen gehalten. Simon Marius, der ihn i. J. 1612 beschrieben hat, vergleicht sein Licht mit dem Schein einer durch Horn schimmernden Kerze, und der Vergleich ist wirklich nicht unrichtig. Sein Umriß ist ein gezogenes Oval, dessen Schimmer gegen den Mittelpunkt stärker wird, Anfangs nur ganz allmählig, dann aber sehr rasch bis zum Centralpunkt, der zwar weit heller leuchtet als das Uebrige, aber sichtbar kein Stern, sondern nur ein höchst condensirter Nebelfleck ist. Es stehen ein paar kleine Sterne darin, sie sind aber, scheint es, bloß accidentell, und am ganzen Fleck weist nichts darauf hin, daß er aus Sternen bestände. Er ist gegen einen halben Grad lang und 15 — 20 Minuten breit. Er kann in großem Maaßstabe für den Typus einer sehr zahlreichen Klasse von Nebelsternen dienen, welche rund oder oval erscheinen und sich gegen den Mittelpunkt mehr oder weniger verdichten. Bei einigen ist die Verdichtung schwach und allmählig, bei andern stark und so rasch, daß sie wie ein Stern mit schwachem, bleichem Licht oder einer leichten Dunsthülle erscheinen. Dies sind die sogenannten Sternnebel. Andere, ein herrliches, höchst auffallendes Phänomen, erscheinen als ein deutlicher, glänzender Stern, mit einer kreisrunden Atmosphäre umgeben, welche zuweilen ein schwaches Licht von sich gibt, in manchen Fällen nach allen Seiten verschwimmt, in andern aber sehr scharf abgeschnitten ist. Dies sind die Nebelsterne. Manche derselben sind nicht rund, sondern oval; ja manche zeigen sich als lange, schmale, spindelförmige Streifen. Es gibt auch ringförmige Nebelflecke, sie gehören aber zu den seltensten Phänomenen am Himmel. Der allermerkwürdigste befindet sich im Sternbild der Leier und ist mit einem Fernrohr von mittlerer Stärke sichtbar. Er ist klein und sehr scharf umschrieben, so daß er vielmehr einem festen, platten, ovalen Ring als einem Nebelfleck gleicht. Die Achsen seiner Ellipse verhalten sich wie 4 zu 5, und die Oeffnung beträgt etwa die Hälfte des Durchmessers. Sein Licht ist nicht ganz gleichförmig und etwas wolligt, namentlich am äußern Rand; die Oeffnung in der Mitte ist nicht ganz dunkel, sondern mit einem schwachen, dunstigen, gleichförmigen Licht erfüllt, und das Ganze sieht aus, als ob feine Gaze über einen Ring gespannt wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Copernicus.

(Fortsetzung.)

„Wie kommt Ihr hierher, Anselm? ich glaubte Euch schon nahe bei Rom auf Eurer Pilgerfahrt," sezte der Prinz, mit gütiger Stimme zum Meister gewendet, hinzu. „Wie? und in dieser Begleitung!" Der dicke Waffenschmied hatte allein den Muth, hervorzutreten und in einigen übel zusammenhängenden Worten den Verdacht, der gegen die Reisenden laut geworden, vorzubringen. „Nichtswürdiger!" schrie der erzürnte Herr, „Ihr wagt es, meinen treuen Diener festzuhalten? fort mit der Wache! und Ihr, Anselm, was auch der Grund der Verzögerung Eurer Reise sey, besteigt jezt eines der Pferde und folgt mir." Copernicus küßte mit stummer Rührung die Hand seines Retters. Er wollte sich eben auf das vorgeführte Roß schwingen, als sich mit Geheul der Wahnsinnige an seine Knie klammerte: „Ich lass' ihn nicht!" schrie die entsezliche Erscheinung; „ich lass' ihn nicht, er ist mein, mir gehört er, den beleidigten Erdgeistern, die sein Gebein verschlingen wollen! Ich, ich bin der Geist der Erde, in meiner dunkeln Kammer soll er büßen, die finstersten Grotten will ich ihm aufschließen; dort soll sich in das Tosen der unterirdischen Gewässer sein Klagelaut mischen, alle Schrecken will ich gegen ihn loslassen, Jahrhunderte soll er dort

unten überdauern, bis eine Steinkruste, härter wie der Diamant, seinen verruchten Leib überzieht, inwendig aber soll ewig rege der brennende, blutige Karfunkel, das Herz, brennen, im peinigenden Vorwurf, in stets wacher Selbstanklage!“ Der Herzog hatte seinen Blick fest auf den Unglücklichen geheftet, jezt gab er einen Wink, und er wurde weggerissen.

Der Zug bewegte sich weiter und auch das Gefolge ordnete sich neu; für Battista und die Frauen war ebenfalls gesorgt worden, sie befanden sich auf bequemen Sätteln und in Sicherheit. Bald war das Thor erreicht, und erst als sich die finstern Mauern hinter ihnen schlossen, athmeten die armen Verfolgten wieder frei. Copernicus durfte neben dem Herzog reiten, und dieser sagte zu ihm, als sie in einiger Entfernung von der Stadt waren: „Erkennet, verehrter Herr, in dem, was der Zufall mich vor wenig Stunden für Euch thun ließ, einen kleinen, mir sehr willkommenen Gegendienst für jene frohe Stunde, die Ihr mir damals, vor ziemlich langer Zeit schon, durch Eure günstige Prophezeihung bereitet habt. Ich glaubte zuversichtlich an Eure Worte, obgleich ich nicht begriff, auf welche Weise sie in Erfüllung gehen könnten. Der Himmel hat meine Kleingläubigkeit bestraft, ich trage jezt den herzoglichen Hut, und was diesem hohen Geschenk den größten Werth verleiht, ich bin in seinen Besitz ohne Vorwurf gekommen; meine Brust fühlt sich bei jenem unglücklichen Ereigniß völlig frei von jeder Mitschuld. Mein Oheim, obgleich nie gütig gegen mich, war mir stets ein hochverehrtes Haupt; um alle Schätze der Erde hätte ich nicht an sein Leben tasten wollen. Doch seinen vielen Feinden, unter denen jener heimtückische Priester, der Schlange gleich, die man unwissend am Busen wärmt, sich am thätigsten zeigte, ich meine den Beichtvater, der auch Euer Feind ist, gelang jenes Bubenstück, ohne daß ich's verhindern konnte; doch sie sollen sich um den Lohn betrogen haben. Dem Alfredi, dem Sohn des Herzogs, diesem kränklichen, halb blödsinnigen Knaben glaubten sie die Herrscherzügel in die Hand zu drücken, doch der Schwächling hat die Früchte dieser Schandthat nicht erlebt; auch Giacomo, mein Vetter, der nähere Rechte als ich hatte, ist vor wenig Tagen in einem Zweikampf gefallen, und so ist wahr geworden, was die Sterne mir geweissagt. Ihr aber, verehrter Meister, seyd der Gründer meines Glücks.“ Copernicus lehnte diese Danksagungen auf das Ernstlichste von sich ab, er berief sich auf seine eigenen Worte damals, die der Prinz falsch gedeutet; doch je eifriger er sich von einem ihm mit Unrecht zugeschriebenen Verdienste lossagte, desto mehr bestand der junge Herr darauf, ihn mit Lob und Dank zu überschütten. „Den schönsten und glänzendsten Bestandtheil meines Glückes,“ sezte er seine Rede fort, „kennt Ihr noch nicht; doch Ihr sollt ihn kennen lernen. Schon sind wir nicht mehr ferne dem Landschlosse, wo Ihr und Eure Frauen Euch gefallen lassen müßt, für diese Nacht meine Gäste zu seyn. Wie glücklich bin ich, Euch dort vor jedem fernern Angriff des dummen Pöbels sicher zu wissen. Von dort aus gebe ich Euch ein sicheres Geleite, das Euch mit meinen besten Segenswünschen bis über die Grenzen hinausführen soll.“

Der Gelehrte dankte auf's Herzlichste. Nicht lange dauerte es, so wurden jezt die erleuchteten Fenster eines stolzen Gebäudes sichtbar, das auf einer Anhöhe, umgeben von einigen befestigten Anlagen, sich in den Nachthimmel emporhob. Die Reisenden stiegen am Thore ab, nachdem sie über eine stattliche Brücke dahingetrabt, die Gefährten des Prinzen hoben die Damen aus den Sätteln und führten die Erstaunten und freudig Ueberraschten über die Gänge und Stiegen des Schlosses. Der Herzog war verschwunden; erst am Morgen, als seine Gäste durch einen erquickenden Schlummer von den Bedrängnissen der überstandenen bangen Tage sich in etwas erholt hatten, ließ er den Gelehrten und die Damen zu sich entbieten. Die leztern waren erstaunt über die Pracht der ganzen Anordnung, über die kostbaren Stoffe und die Prunkgefäße, die überall vertheilt standen. Copernicus wurde jedoch vom Fürsten in ein Gemach geführt, wo eine junge Dame von außerordentlicher Schönheit sich bei seinem Eintritt aus dem Sessel erhob. „Dieses,“ flüsterte der Herzog dem Gelehrten zu, „dieses, Meister Copernigo, ist mein größter Schatz. Ihr seht die Prinzessin Annonziata vor Euch, jezt noch heimlich meine Braut, bald, nach verflossenem Trauerjahr, meine Gemahlin. Jezt könnt Ihr mir glauben, wenn ich Euch meines Glückes versichere.“ Die Prinzessin kam mit einem gütigen Gruße auf die beiden Männer zu; sie hörte mit Theilnahme dem Herzog zu, der ihr die traurigen Schicksale des eben der Gefahr Entronnenen erzählte; auch sie hatte von diesen Begebnissen sprechen gehört, sie achtete und ehrte den Fremden, über dessen Verdienste sie aus des Geliebten Munde so vielfache Lobsprüche vernommen. Von diesen Gegenständen ging das Gespräch auf jene Stifter des Aufruhrs über, und der Herzog erwähnte auch hier jenes Wahnsinnigen, indem er sagte: „Ich muß Euch über diesen Mann, verehrtester Meister, der sich so seltsam in Euer Schicksal eingemischt hat, ja der gleichsam als finsterer Prophet Euch dessen ganze künftige Wendung vorhergesagt hatte, noch einige erklärende Worte sagen, da ich jenen Unglücklichen in bessern Tagen wohl gekannt habe. Mein Oheim, der sich einige Zeit viel mit Erforschung geheimnißvoller Dinge abgab, und unter diesen sich auch die Kunst, Gold zu machen, aneignen wollte, pflegte um sich Leute zu versammeln.

die entweder im eingebildeten oder wirklichen Besitz jener verborgenen Kenntnisse sich befanden. So brachte er einstmals von seinen Reisen jenen Roberto mit, der freilich damals nicht von ferne an das Gespenst, welches Ihr gestern saht, mahnte. Die Versuche, die dieser nun in seiner Zauberküche anstellte, mißlangen durchaus, und es schien, als verschließe sich das Geheimniß desto hartnäckiger vor ihm, je eifriger er es suchte."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

† Berlin, Januar.

(Fortsezung.)

Die königliche Bühne. Die Kritik. August Lewald.

Einige Vorzüge unserer Hofbühne sind unläugbar: wer wollte die Gasbeleuchtung und die Crelinger in Abrede stellen? Ueber einige Mängel (und sie sind nicht unbedeutend) kann die Partheilichkeit anderer Meinung seyn, unter den Unbefangenen sind sie aber ausgemacht. Es ist wahr, für das recitirende Schauspiel ist bestens gesorgt. Wir zehren hier noch von den vor Jahren angelegten Kapitalen, Lemm, Beschort, die Wolf leben noch. Was in neuerer Zeit hinzukam, mochte nicht besser gefunden werden, die Hagn, Rott, Stawinsky; aber doch ist das Fach des jungen Intriguants und des jugendlichen Liebhabers noch immer nicht passend besezt: Herr Crüsemann ist ein roher Spieler, Herr Grua ein schläfriger. Nichtsdestoweniger steht es um unser Schauspiel gut; die Komik ist bei Rüthling und Gern in den besten Händen. Ebensowenig habe ich an dem Ballet etwas auszusezen, das ich gar nicht kenne, aber die Oper kenne ich, und mit dieser geht es herzlich schlecht. Schöne Dekorationen, reiches Repertoire, erträgliche Choristinnen, die findet man allenfalls, aber Sänger haben wir nicht. Mad. Milder ist alt und pensionirt, die Seidler-Wranizky alt, ohne Leben, Feuer, kein Vergleich mit ihrer berühmteren Schwester, der Kraus-Wranizky, Frl. v. Schäzel hat längst die Bühne verlassen, und für Alles dies ist nichts Neues gekommen. Man wird von Dem. Grünbaum nicht sprechen, einer jungen Dame, welche nie hoffen darf, die Lorbeern ihrer Mutter zu ersingen, einer Sängerin des dritten Grades. Dem. Stephan ist taub geworden; kennen Sie eine Dem. Lehmann, eine Böttcher? Sie sind noch sehr jung, diese Damen, gehen noch in Dilettantenschuhen und verderben alle Rollen, welche man sie unkluger Weise spielen läßt. Wie lange wird es her seyn, so sangen sie noch Kellersche Sonaten zum Klavier? Man denke, wie kindisch und unbeholfen noch das Spiel dieser Sängerinnen ist, und wird sich einen Begriff machen können, wie trefflich unser Opernpublikum unterhalten wird. Von dem männlichen Personale gilt fast dieselbe Anklage. Bader ist dick und alt, Blume macht nur einigen Rollen Ehre, und dies sind die beiden Sänger, welche auswärtigen Ruf haben. Alle übrigen sind überfrüh dem Chor entnommen, oder nur als Dilettanten zu rechnen. Unser erster Tenor, Herr Mantius, studirte noch vor einigen Jahren die Rechte, und wurde mit seiner im Zimmer recht ergreifenden Stimme fast auf die Bühne gezwungen, wohin er mit keinem Fuß und keiner Note gehört. Ein Tenorist, Hoffmann aus Wien, verdirbt mehr, als er gut macht, von einem gewissen Devrient gilt dasselbe, wie von Mantius, kurz, es mögen höchstens die Herren Zschiesche und Hammermeister seyn, die sich innerhalb einer erträglichen Mittelmäßigkeit halten. Nun wollen wir auch keineswegs alle Schuld auf die Intendanz werfen; denn die Herstellung einer Prima Donna für unsere Bühne hat ihr größtes Hinderniß an dem Musikdirektor Spontini, für dessen Opern sich keine Kehle opfern, für den keine Sängerin im dritten Jahre ihre Stimme verloren haben will. Aber dennoch könnte für unser Publikum größere Sorge getragen seyn. Eine Dilettantenbühne ist einer Hauptstadt doch im höchsten Grade unwürdig.

Unter uns sind diese Klagen, denen ich hier nur meine Worte geliehen habe, nicht unbekannt, aber sie sind nicht verbreitet, nicht ausgesprochen, nicht öffentlich genug, um die, welche sie treffen, einzuschüchtern. Namentlich befindet sich die Kritik in so leichtsinnigen Händen, daß z. B. ein Zeitblatt, welches vom Ministerium unterdrückt worden ist, sich dadurch wieder aufzubringen suchte, daß es Alles, was die königliche Bühne bot, lobte, gegen die Königsstadt opponirte, und die Blätter angriff, welche zwar Unrecht daran thun, alle Werke des Herrn Cerf unübertrefflich zu finden, nicht ohne Grund aber mit kühlem Worte die königliche Bühne übergehen; die Kritik ist in so leichtsinnigen Händen, daß z. B. Fräulein von Hagn früher von einem Recensenten in jeder Rolle verfolgt, und sechs Monate später in jeder meisterhaft, bezaubernd gefunden wird. Wie kann bei einem solchen Verfahren der Darsteller an seine Vorzüge oder Schwächen glauben? Er wird, zumal wenn er früher in andern Städten, wo eine gewissenhafte Kritik gehandhabt wird, lebte, er wird das Urtheil dieser Menschen gänzlich übersehen und seinen eigenen Geschmack zum Maaßstabe seiner Leistungen nehmen. Allein dies ist noch die erste Phase der Kritik; die zweite bewegt sich in der Prüfung der Regie, die dritte in der allerdings mißlichen Kontrolle der Intendanz. Hier entscheidet sich der Werth oder Unwerth eines Theaters; hinter den Koulissen wird man am besten über die Mangelhaftigkeit der Produktionen auf den Brettern selbst aufgeklärt. Doch ein solches, ich möchte sagen technisches Auge besizt weder die hiesige Kritik, noch würde sie, wenn sie es hätte, es aufzuschlagen wagen. Wir erwarteten in dieser Rücksicht Vieles von August Lewald, der die Absicht hatte, seine Unterhaltungen für das Theaterpublikum hieher zu verpflanzen. Lewald ist vielleicht der beste Dramaturg in Deutschland: er ist tolerant gegen die Stücke, welche aufgeführt werden, und überläßt das Urtheil über deren Werth der poetischen Kritik; seine Kritik beginnt erst da, nachdem die Stücke eingereicht und zur Aufführung bestimmt sind. Er versezt sich zuerst in die Idee des Dichters, und verlangt vom Schauspieler, daß er diese wiedergebe. Er gehört nicht zu jenen Kritikern, die immer sogleich bereit sind, das Spiel des Darstellers durch die Thorheiten des Dichters zu entschuldigen. Erst in der lezten Instanz läßt er sich auf die Schwäche des Autors ein, nachdem der Maschinist, der Dekorateur, der Garderobier, alle komplicirten Aemter der Regie bis zum Souffleur geprüft worden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 27.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 31. Januar 1834.

So kann ich hier nicht ferner hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter seyn;
Die Götter wollen dein Verderben,
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben.

Schiller.

Der fromme Knappe.

„Ich sah die ganze Welt Euch hassen,
Euch tilgen aus des Lebens Buche;
Ich konnte so Euch nicht verlassen,
Einsam wie Kain mit dem Fluche.

Mein Grauen hab' ich lang bezwungen
Bei Eurem frevelhaften Höhnen;
Ich dachte Eure Lästerungen
Mit frommem Beten auszusöhnen.

Wenn Eure Flüche durch die Wildniß
Wie Blitze durch das Chaos fuhren:
Sucht' angstvoll ich von Gottes Bildniß
An Euch die fast erloschnen Spuren.

Ich sprach zu mir in meinem Herzen:
Der Wahnsinn ist's, der aus ihm redet,
Es ist das Uebermaaß der Schmerzen,
Das frech des Himmels Rath befehdet.

Drum bannte mich die fromme Scheue
Nicht weg aus Eurer düstern Nähe;
Das Grauen wich der ehrnen Treue;
Nun aber ruf' ich: Wehe! Wehe!

Ihr wurdet aus des Tods Bedrängniß
Durch Wunder nur emporgezogen;
Es ist das drohende Verhängniß
In leuchtendes Gewölk verflogen.

Und Ihr! Kein feuchtes Auge zeugte,
Daß reuevoll das Herz zerschmolzen!
So wenig als der Jammer beugte
Gewährung nun das Knie des Stolzen!

Kein Opfer, mildernd Eure Schulden,
Die schwarz am Himmel angeheftet!
Kein Fleh'n zur Jungfrau, die mit Hulden
Den mächt'gen Arm des Zorns entkräftet!

Nun weiß ich, daß Ihr von der Brücke
Des Heils auf immer Euch entfernet,
Weil, frech im Unglück, Ihr im Glücke
Nicht Dankbarkeit, nicht Demuth lerntet.

Und für mich selbst wird mir nun bange,
Ob nicht die Teufel schon frohlockten,
Weil ich, Verblendeter, so lange
Getreu geblieben dem Verstockten.

Ihr überströmtet mich mit Golde,
Weil ich Euch half in bösen Tagen,
Mir aber graut vor diesem Solde —
Ich hab' es in den Strom getragen.

Dort in das Kloster will ich treten,
Daß ich nicht gar mein Heil verfehle,
Und brünstig, bis ich sterbe, beten
Für meine und für Eure Seele."

Der Knappe sprach's und sprang vom Rosse,
Ihn barg sogleich das schwarze Gitter,
Und grimmig zog zu seinem Schlosse
Bei Blitzesschein der finstre Ritter.

G. Pfizer.

Copernicus.

(Beschluß.)

„Es war nicht zu leugnen," fuhr der Herzog fort, „daß Roberto sich damals schon thöricht und verrückt zeigte; er schloß einen förmlichen Bund, wie er es nachher gestanden, mit den Erdgeistern, die er zwingen wollte, ihm die verborgene Mischung zu offenbaren. Zwei herumziehende Magier gesellten sich zu ihm, und der Unfug wurde nun in's Große getrieben; die geistlichen Gerichte, aufmerksam gemacht, fanden Ursache, mit jenen Verirrten nach der ganzen Strenge ihrer Gesetze zu verfahren, und so ereignete sich nun mit dem Armen jene traurige Verwandlung. Der Grund seiner eigentlichen Raserei war der Gedanke, der ihn nie wieder verließ, daß er über die Erde einen Fluch ausgestoßen habe, im Unwillen, daß sie ihm ihre Schätze nicht überliefere, und daß sie, wenn er nun sterbe, ihn nicht in ihrem Schooß aufnehmen werde. Ihr findet auch jenen Gedanken in den Versen ausgesprochen, mit denen er Euch drohte und die er von seinem Zustand auf Euch übertrug. Vielleicht hatte er von den Mönchen oder Eurem Famulus von Eurer Entdeckung reden hören, und sie nun auf seine Weise phantastisch und seltsam genug aufgefaßt; vielleicht, und dieses ist mir nicht unwahrscheinlich, ist in dunklem Ahnungsvermögen ihm dieselbe Idee aufgestiegen, die sich bei Euch zum klaren Bewußtseyn gestaltete, denn er war ein gelehrter Mann, der sich auch mit Eurer Wissenschaft beschäftigte, und eine neue große Idee kann ja wohl, wenn sie sich nicht zum Besten der Welt zum Lichte ringen kann, den umgekehrten Weg einschlagend, in die Nacht des Geistes hineinragen, wo wir dann als Wahnsinn vor ihr und ihrem unverständlichen Antlitz zurückbeben. Geht es denn mit den Dichtern anders? nur Einem von der großen Anzahl in jeder Zeit verleiht Natur oder Zufall die volle Uebereinstimmung aller Kräfte, räumt jedes, auch das kleinste Hinderniß aus dem Weg, und er darf in voller Gesundheit nach Außen hin die prophetische Stimme klingen lassen, indessen neben ihm an derselben herrlichen Gabe andere, wie an einem fürchterlichen Gifte, das jeden Keim frühe ertödtet, dahinwelken. Ihr, verehrter Meister, gehört nun gewiß nicht zu diesen leztern; zieht hin in Euer freies, schönes Vaterland, und gebt Ihr dort jene Schätze offen hin, die man Euch hier verkümmert hat, so denkt im Vollgenuß jeglichen Glückes auch zuweilen an dasjenige zurück, welches Eure tiefe Weisheit hier hat begründen helfen." Er neigte sich hiemit zu seiner schönen fürstlichen Geliebten, und ein dankendes Lächeln begegnete seinem zärtlichen Blicke.

— Nach zwei in glücklicher Ruhe verlebten Tagen nahm nun der Gelehrte von seinem vornehmen Gastfreunde und Beschützer Abschied. Die Prinzessin hatte den beiden Muhmen kostbare Geschenke überreichen lassen, auch die kleine Sophie war nicht vergessen worden. Dem Meister, als er sich die Treppe hinabbewegte, wurde ein kostbar gezäumtes, stolzes Pferd vorgeführt, allein es fand sich, daß, als der Gelehrte es besteigen wollte, seinem Muth weder die Kräfte noch die Geschicklichkeit des Reiters gewachsen waren; dieser bestieg also den alten gewohnten Reisegaul, und der junge Paul genoß der Ehre, das kostbare, stolze Thier einstweilen zu zügeln. So trat nun der kleine Zug, von einigen Reitern des Fürsten eingeschlossen, die weite Heimreise an. Je näher sie den Alpen kamen, desto leichter athmete die Brust des Gelehrten, und als er jene Grenze erreicht hatte, schaute er mit einem wehmüthigen Blicke zurück auf das Land, welches er einst mit so großen Hoffnungen betreten hatte, und das er jezt gleichsam als Flüchtling wieder verließ. Er hatte den treuen Joseph, die Rettung dieses Unglücklichen noch auf's Dringendste dem Herzog empfohlen, und so durfte er auch hier noch das Beste hoffen und erwarten. Als er nach einem Gespräch hierüber zu den Frauen zurückkehrte, fand er sie Klagen ausstoßend und in Thränen schwimmend. Der Grund dieser Betrübniß war die Nothwendigkeit, sich von dem jungen Studenten zu trennen, der jezt wieder in sein Vaterland heimkehren sollte. Der Jüngling selbst stand ungewiß und zweifelnd da, die Blicke gesenkt, die Zügel seines Rosses in den Händen; nicht weit von ihm, hinter eine der Tanten halb versteckt, stand Sophie und trocknete sich die Thränen. Frau Genevra trat endlich zum Gelehrten, und indem sie ihn etwas bei Seite führte, sagte sie leise: „Wie wäre es, liebster Vetter, wenn Ihr jenen jungen Menschen statt Giuseppes zu Eurem Famulus annähmet? so dürfte er mit uns die Reise machen,

und wenn er daheim ein sicheres Brod findet, so könnte ja wohl seine Absicht auf unsere Nichte Euch und uns eben gelegen seyn." — „Ihr Weiber!" rief der Gelehrte lächelnd, „kaum sind wir der Bedrängniß und den Gefahren aller Art entronnen, so denkt Ihr schon daran, Ehen zu stiften. Nun, meinethalben, will der Bursche sein Vaterland um des Mädchens willen verlassen, so mag er's thun. Zur Wissenschaft ist aber solch junges Blut lange noch nicht tauglich. Weiß ich's doch selbst; in seinen Jahren waren mir die liebsten Sterne die Augen meines Mädchens, und ich wußte von keinem andern Himmel, als dem ewig heitern ihrer lieben Stirne." Der Jüngling, die Frauen und der alte Battista vereinten sich dankend um ihn, und Copernicus breitete segnend seine Hände über sie aus. „Gott sey gelobt!" rief er, „der Fluch ist nicht in Erfüllung gegangen, ich werde bald wieder frei und glücklich in meinem Vaterland athmen; doch dieses schwöret mir, Ihr Lieben, nie komme ein Wort von meiner neuen Lehre über Eure Lippen; gefühlt habe ich's, daß sie einem zweischneidigen Schwerte gleicht, fürchterlich mordend in der Hand des Aberglaubens und der Bosheit. Erst wenn ich dahin seyn werde, wenn über meinem Grabe eine bessere Zeit wird erschienen seyn, dann soll die Welt in ausführlichen Schriften meinen reichen Schatz, den goldnen Inhalt meines Lebens dahinnehmen."

Er reichte seine Hände hin, und schweigend gaben ihm alle das geforderte Versprechen. Dann sezten sie frohen Muthes ihre Reise fort.

Verschiedenes vom Himmel.

(Beschluß.)

Höchst merkwürdige Gegenstände sind die planetarischen Nebel. Sie sehen, wie schon ihr Name anzeigt, ganz aus wie Planeten: runde oder etwas ovale, zuweilen scharf umschriebene, in andern Fällen an den Rändern dunstige Scheiben, mit ganz gleichförmigem, oder nur wenig geflecktem Schimmer, der bei manchen der Lichtstärke der wahren Planeten nahe kommt. Sie mögen seyn, was sie wollen, ihre Ausdehnung muß ungeheuer seyn. Einer im Wassermann hat einen scheinbaren Durchmesser von 20 Sekunden; ein anderer in der Andromeda erscheint als eine 12 Sekunden große runde, völlig umschriebene Scheibe. Nimmt man an, daß diese Körper so weit von uns entfernt sind, als die Sterne, so ist ihr wahrer Durchmesser nach der niedrigsten Annahme so groß, daß einer die ganze Bahn des Uranus füllen würde. Gleich augenfällig ist, daß, wenn es feste Körper von Sonnennatur sind, der eigenthümliche Glanz ihrer Oberflächen unendlich kleiner seyn muß als der der Sonne. Ein 20 Sekunden messender Kreisabschnitt der Sonnenscheibe würde ein hundertmal stärkeres Licht geben als der Vollmond, während jene Körper kaum, vielleicht nie mit bloßem Auge sichtbar sind. Nach der Gleichförmigkeit ihrer Scheiben und dem Mangel eines Kerns sollte man glauben, ihr Licht sey bloß oberflächlich, gleich dem Licht einer hohlen sphärischen Fläche; ob aber dieser Raum ganz leer, ob er mit festem oder luftförmigem Stoff erfüllt, bleibt unausgemacht.

Unter den Nebelflecken gibt es vorzüglich zwei von auffallend symmetrischer Figur, die wir wohl sicher als eigenthümliche, geschlossene Systeme betrachten dürfen, so räthselhaft auch ihr Bau und ihre Bestimmung für uns bleiben. Der eine ist ein großer, glänzender, kugligter Nebelfleck, den beträchtlich weit von der Scheibe weg ein doppelter oder vielmehr nur ein auf zwei Fünftheile seines Umfangs in zwei Blätter gespalteter Ring umgibt, wobei ein Theil des Rings gleichsam von der Ebene desselben abgebogen erscheint. Der zweite besteht aus zwei glänzenden, sehr dichten, runden oder nur wenig ovalen Nebelflecken, welche durch einen kurzen Streifen von ungefähr gleicher Dichtigkeit verbunden sind. Beide umgibt eine schwache Lichthülle in Gestalt einer umschriebenen Ellipse, deren kürzeste Achse der durch die Mittelpunkte beider Nebelmassen gehenden Linie entspricht. Diese Körper scheinen wirklich eine ganz eigenthümliche Klasse zu bilden. Der erstere hat offenbar einige Analogie theils mit dem Bau des Saturns, theils mit der Milchstraße; der zweite ist wohl mit keinem Gegenstande am Himmel zu vergleichen.

Mit den Nebelflecken thut sich uns in jeder Hinsicht ein unermeßliches Feld zu Spekulationen und Vermuthungen auf. Es ist unzweifelhaft, daß der größte Theil derselben aus Sternen besteht, aber die Einbildungskraft ist nicht im Stande, diese Räume zu ermessen, in denen sich System auf System, Firmament auf Firmament baut. Ist es andernseits wahr, wie uns denn Alles darauf hinweist, daß es auch einen phosphorischen, selbstleuchtenden Stoff gibt, der in Wolken- oder Dunstgestalt den unermeßlichen Raum erfüllt, und sich hier, gleich wahrem Sturmgewölke, in seltsamen Gestalten zusammenballt, dort, gleich einer Kometenatmosphäre, sich um gewisse Sterne verdichtet, so drängen sich neue Fragen nach Natur und Bestimmung dieses Nebels auf. Wird er von den Sternen, denen er nahe kommt, angezogen? wird er ihnen in seiner Verdichtung eine Quelle des Lichts und der Wärme? oder verdichtet er sich, in Folge seiner eigenen Schwere, allmählich massenweise und bildet so neue Sternsysteme oder einzelne Sterne? Solche Fragen sind leicht aufgeworfen, aber eine auch nur einigermaßen wahrscheinliche

Lösung ist bis jezt nicht möglich. Indessen hat uns anhaltende, sorgfältige Beobachtung bei den Doppelsternen zu so überraschenden Resultaten geführt und uns über Manches so schön das Verständniß eröffnet, daß wir hoffen dürfen, die Nebelsterne werden, gleich eifrig befragt, uns auch die Antwort nicht schuldig bleiben.

Wir schließen mit der Erwähnung eines Phänomens, das darauf hinzuweisen scheint, daß ein leichter Nebel selbst unsere Sonne umgibt, wodurch denn dieses unser Tagsgestirn unter die Nebelsterne versezt würde. Es ist dies das sogenannte Zodiakallicht. Man kann es im April und Mai an jedem hellen Abend kurz nach Sonnenuntergang, oder in der entgegengesezten Jahrszeit vor Sonnenaufgang beobachten. Es erscheint als ein kegelförmiger Lichtstreif, der sich schief über den Horizont erhebt und im Allgemeinen die Richtung der Ekliptik oder des Sonnenäquators hat. Die scheinbare Entfernung der Sonne von der Spitze des Kegels wechselt nach den Umständen zwischen 40 und 90 Graden und die Breite der Basis zwischen 8 und 30. Das Licht ist sehr schwach und verschwimmend, wenigstens in unsern Breiten, läßt sich aber mit einem atmosphärischen Meteor oder einem Nordlicht nicht verwechseln. Sichtbar rührt es von einer dünnen Atmosphäre, welche linsenförmig die Sonne umgibt und wenigstens über die Bahn des Merkurs oder selbst der Venus hinausreicht.

Korrespondenz-Nachrichten.

† Berlin, Januar.

(Beschluß.)

Vorlesungen. Herr von Holtei.

Man hat Lewald deßhalb einer Geringschäzung des Schauspielers angeklagt, man hat gesagt, er rede erbittert von einem Stande, der, seitdem die Sonne der Humanität in Deutschland leuchte, in höchster Achtung gehalten werde. Welcher Aufwand von Worten, um eine Sache zu entstellen, die sich völlig anders bezeichnen läßt! Die Kritik des Theaters hat seit einer geraumen Periode den Schauspieler auf eine schwindelnde Höhe gestellt, der Enthusiasmus hat seine Weihrauchwolken so dicht ausgestoßen, daß sich alle Umgebungen des Mimen in einen duftigen Nebel auflösten, gewisse Kunstausdrücke: Charakteristik, Seelenmalerei, die erst durch die Mimik zum Bewußtseyn gekommene Poesie u. s. f., haben die Kritik verweichlicht, und die Reaktion, mit der sich allein ihr wieder aufhelfen läßt, muß gerade von der praktischen und technischen Seite ausgehen. Das ist das System, das Lewald befolgt. Die Einseitigkeit, an der es leidet, ist sein Vorzug, und wird dies so lange bleiben, als nichts durch sie verdorben wird. Denn Lewald, selbst ein talentvoller Theaterdichter und bekannt durch seine Novellen und Sittengemälde, besizt alle die Fähigkeiten, welche jeder Ungerechtigkeit gegen die Interessen der Dichtkunst entgegenarbeiten. Die Unnatur, das falsche Pathos, der schaale Scherz des Vaudeville werden nie an ihm einen Beschüzer finden; aber sein System liegt darin, von diesen Dingen dem Schauspieler gegenüber so wenig als möglich zu sprechen und die Schwächen der Poesie erst dann zuzugeben, wenn die Fehler des Mimen erwiesen sind. Ich komme darauf zurück, daß Lewald, von München nach Berlin verpflanzt, entscheidend wirken könnte; nicht nur unser einheimischer kritischer Schlendrian hätte sein Ziel gefunden, sondern auch nach außen würde sich ein lebhafter Einfluß zeigen. Leider ist eine Krankheit des trefflichen Mannes seiner Absicht, zu uns überzusiedeln, in den Weg getreten, seine Zeitung, die nur er selbst in der Weise, wie er sein Ziel sezte, schreiben kann, ging inzwischen ein, und erst von dem fernern Verlauf dieses Jahres läßt sich erwarten, daß Lewald unserm Terrain wird gewonnen werden.

Dieser Winter ist nicht so reich an Vorlesungen, wie die frühern. Alle Schulprofessoren und Oberlehrer ergriff vor zwei Jahren die Sucht, populär zu werden und ein größeres Publikum zu haben, als Quarta oder Tertia. Sie stöberten in ihren alten Kollegienheften, verglichen die gedruckten Musterwerke, und sezten nun über Chemie, Astronomie, Physik, Musik, Geschichte und Geographie so viel zusammen, als dienen kann, den müßigen Kopf einer Dame erträglich zu beschweren. Bei uns wird Alles zur Mode: das Altdeutsche war einst Mode, dann Hegel, dann der Pietismus, auch die Vorlesungen gehörten zur Mode. Herr von Holtei und Alexander von Humboldt gaben hiezu die Veranlassung. Aber in diesem Winter scheint die Mode außer Gebrauch zu kommen; denn die Vorlesungen, welche angekündigt sind und gehalten werden, beschränken sich nur auf Handwerker (Broughamschulen) und Elementarlehrer; ich weiß nicht einmal, ob die geschichtlichen Vorträge des blinden Adolph Müller zu Stande gekommen sind. Die Sucht nach Vergnügungen reißt in der That gewaltsam bei uns ein; über unsere Abende zu disponiren, dürfen sich nur die Theater und die Kolosseums und Tivolis erlauben. Deßhalb wunderte es mich, die erste Vorlesung des Herrn von Holtei so besucht zu finden. Es war ein Freitag, die Elßler tanzten, und doch zog die Lektüre des Hamlet ein zahlreiches Publikum in das englische Haus. Es scheint also an Herrn von Holtei bewährt zu seyn, daß die Mode erst eine Zeitlang vergessen seyn will, um später desto eifriger ergriffen zu werden. Ich hörte den gewandten Vorleser vor vielen Jahren und fand neulich, daß er seitdem ansehnliche Fortschritte gemacht hatte. Der Affekt steht ihm vortrefflich, und die Süßlichkeit des Dialogs hat sich fast gänzlich verloren. Er wird noch zwei Shakespearesche Dramen lesen. Wir wünschen ihm Frostwetter; dies macht die Stimme nicht heiser.

Auflösung des Räthsels in Nr. 22:

Die rechte und die linke Hand.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 11 und Monatsregister Januar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 28.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 1. Februar 1834.

Sie werden sich ewiglich freuen und fröhlich seyn über dem, das ich schaffe; denn siehe, ich will Jerusalem schaffen zur Wonne und ihr Volk zur Freude.

Jesaias. 65, 18.

Hat sich das Klima von Palästina seit Moses verändert?

Das neueste Annuaire du bureau des longitudes für 1834 enthält einen Aufsatz von Arago über die Veränderungen, welche seit der historischen Zeit mit dem Klima mancher Länder vorgegangen sind. Er leitet Alles aus den Einflüssen lokaler Umstände, nämlich der Kultur oder Verwilderung der Länder, her. Nachdem er dargethan, daß sich weder die eigenthümliche Wärme der Erde, noch die Temperatur des Weltraums von jeher merkbar verändert, ferner daß die Aenderungen in Form und Lage der Erdbahn entweder mathematisch ohne Bedeutung oder von so geringem Einfluß sind, daß er auch mit den empfindlichsten Instrumenten nicht zu berechnen ist, sagt er: „um den Wechsel, den das Klima mancher Gegenden erlitten, zu erklären, bleiben also nur noch zwei Momente übrig: lokale Umstände oder eine Aenderung in der wärmenden und strahlenden Kraft der Sonne. Eine dieser beiden Ursachen wird sich aber auch noch beseitigen lassen. Gelingt uns der Beweis, daß in einem Lande, dessen ganzer physischer Charakter sich in einer langen Reihe von Jahrhunderten so ziemlich gleich geblieben, das Klima in dieser Zeit weder wärmer, noch kälter geworden ist, so können wir wohl die anderwärts beobachteten klimatischen Veränderungen nichts Anderem zuschreiben, als der kultivirenden Hand des Menschen, der Ausrottung der Wälder auf Bergen und Ebenen, der Austrocknung der Sümpfe u. s. w.“ Zu einem solchen Probierstein wählt er nun das gelobte Land, und wir theilen sein auf jeden Fall scharfsinniges Raisonnement mit.

* * *

Wenn in einem Lande der Palmbaum Früchte tragen, oder besser gesagt, wenn die Dattel reif werden soll, muß seine mittlere Temperatur einen bestimmten Grad erreichen. Andernseits wird die Rebe nicht mehr mit Vortheil gebaut, ihre Frucht taugt nicht mehr zu der Weinbereitung, sobald dieselbe mittlere Temperatur einen gleichfalls bestimmten Grad des Thermometers übersteigt. Nun liegt aber die untere Temperaturgrenze, bei der die Dattel eben noch gedeiht, sehr nahe bei der obern, jenseits welcher die Rebe nicht mehr fortkommt. Sehen wir also, daß zu zwei weit auseinander liegenden Zeiten Dattel und Rebe neben einander in einem Lande gediehen, so können wir mit Bestimmtheit behaupten, daß sich in der Zwischenzeit das Klima nicht merkbar verändert hat. Sehen wir nun, wie sich das gelobte Land in dieser Beziehung verhält.

Die Stadt Jericho hieß die Stadt der Palmen, die Bibel spricht von den Palmen Debora zwischen Rama

und Bethel, von den Palmen am Jordan u. s. w. Die Juden aßen die Datteln, sie trockneten sie, bereiteten ferner eine Art Honig und ein gegohrenes Getränke daraus. Auf den hebräischen Münzen tritt deutlich der mit Früchten beladene Palmbaum auf; Theophrast, Plinius, Tacitus, Strabo, Josephus sprechen übereinstimmend von Palmenwäldern in Palästina. Es ist demnach kein Zweifel, daß dieser Baum von den Juden im Großen gezogen wurde. Dasselbe gilt, wie wir sogleich sehen werden, von der Rebe; man baute sie nicht allein zum Genuß der Trauben, sondern wirklich zur Weinbereitung. Allbekannt ist die gewaltige Traube, welche Moses Abgesandte aus dem Land Canaan brachten und die so groß war, daß zwei Männer daran zu tragen hatten. Eine Menge Bibelstellen erwähnen der Weinpflanzungen in Palästina. Das Laubhüttenfest wurde nach der Weinlese gefeiert und in der Genesis wird ausdrücklich des Weins aus Juda erwähnt. Man weiß überdies, daß die Rebe nicht allein im nördlichen und gebirgigten Theil des Landes gepflanzt wurde, weil in der heil. Schrift häufig der Weinberge und des Weins aus dem Thale Engaddi Erwähnung geschieht. Zur Noth kann man sich auch noch auf Strabos und Diodors Zeugniß berufen, welche beide von den Weinbergen in Judäa viel zu rühmen wissen. Endlich erscheint auch die Rebe auf den jüdischen Münzen so häufig als der Palmbaum. Kurz, es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß schon in den fernsten Zeiten in den Thälern des gelobten Landes Palmbaum und Rebe zugleich gezogen wurden.

Es ist nun zu untersuchen, bei welchen Wärmegraden die Früchte beider Gewächse zur Reife gelangen.

Zu Palermo, wo die mittlere Temperatur nicht über 17 Grade der hunderttheiligen Skale beträgt (die 80 Grade des Reaumurschen Thermometers entsprechen den 100 des sogenannten Celsiusschen), kommt die Dattelpalme fort, ihre Frucht gelangt aber nicht zur Reife; auch noch bei Catanea, unter einer Temperatur von 18 — 19°, sind die Datteln nicht eßbar. Bei Algier aber, dessen mittlere Temperatur auf 21° steigt, werden die Datteln ganz zeitig; im Innern des Landes sind sie indessen unstreitig besser. Von diesen Thatsachen ausgehend, läßt sich behaupten, daß in Jerusalem zur Zeit, da in der Umgegend die Dattelpalme im Großen gezogen wurde und ihre Frucht der Bevölkerung als Nahrungsmittel diente, die mittlere Temperatur nicht geringer seyn konnte als die von Algier, wo die Dattel eben noch reif wird, daß sie demnach 21° oder mehr betragen mußte.

Leopold v. Buch nimmt als südliche Grenze des Weinstocks die canarische Insel Ferro an, deren mittlere Temperatur 21 bis 22° betragen muß. In der Gegend von Cairo, bei einer mittleren Temperatur von 22°, trifft man zwar in den Gärten noch einzelne Reben, aber keine eigentlichen Weinpflanzungen mehr. Bei Abusheer in Persien, wo die mittlere Temperatur 23° sicher nicht übersteigt, kann man, nach Niebuhr, die Rebe bloß in Gräben, überhaupt an Stellen bauen, welche vor dem unmittelbaren Sonnenstrahl geschützt sind. Eben haben wir aber gesehen, daß in Palästina seit den ältesten Zeiten der Wein im Großen gewonnen wurde, und müssen somit annehmen, daß die mittlere Temperatur des Landes nicht über 22° betragen habe. Die Zucht des Palmbaums hat uns aber anderseits überzeugt, daß man dieselbe Temperatur auch wieder nicht unter 21° setzen kann. Schon diese wenigen, einfachen Momente aus der Vegetation des Landes charakterisiren also für uns das Klima Palästinas zu Moses Zeiten sehr bestimmt, und wenn wir seine mittlere Temperatur zu 21½° annehmen, so werden wir uns schwerlich um einen ganzen Grad irren.

Welche Temperatur hat nun aber Palästina heutzutage? Leider fehlt es darüber an direkten Beobachtungen; sie läßt sich aber von Egypten aus annähernd bestimmen. Die mittlere Temperatur von Cairo ist 22°. Jerusalem liegt 2 Grade nördlicher; zwei Breitegrade machen nun aber in diesem Klima einen Unterschied von ½ — ¾°; die mittlere Temperatur von Jerusalem kann also nicht viel höher seyn als 21°. Für die fernsten Zeiten fanden wir aber eben als die Grenzen 21 und 22° und als Mittel 21½°. Alles zusammen drängt uns also die Ueberzeugung auf, daß sich das Klima des gelobten Landes in 3300 Jahren nicht merklich verändert hat. Für diese Beständigkeit des Klimas ließen sich aus der Vegetation auch noch weitere, freilich nicht so strenge Beweise hernehmen. So deutet der Bau des Weizens in Palästina darauf hin, daß die mittlere Temperatur nicht über 24—25° betrug; die Balsambäume bei Jericho anderseits weisen der Temperatur als untere Grenze den 21 — 22 Grad an. Die Juden feierten vor Alters das Laubhütten- oder Weinlesefest im Oktober; noch heutzutage liest man um Jerusalem die Trauben zu Ende Septembers oder Anfang Oktobers. Im Alterthum war in Palästina die Ernte von der Mitte Aprils bis zu Ende Mais; neuere Reisende haben im südlichen Theil des Landes um die Mitte Aprils die Gerste schon ganz gelb gesehen; bei Acre war sie am 13ten Mai reif. In Egypten, wo die Temperatur höher ist, schneidet man gegenwärtig die Gerste zu Ende Aprils oder zu Anfang Mais.

Warum wir uns für diesen einzigen Erdfleck um so viele Momente bemüht haben, die alle zum selben Beweis führen, kann nicht länger auffallen, wenn man bedenkt, daß Palästina wohl zu den Punkten des alten Festlandes gehört, welche denjenigen Modifikationen des Klimas, deren Ursachen man in der Urbarmachung des Landes und überhaupt im Einflusse des Menschen sucht, von jeher wohl am wenigsten unterlegen sind. Zeigte

sich ein solches Land in seinem Klima unverändert, so waren wir, wir wiederholen es, zu dem Schluß berechtigt, daß sich seit drei-und-dreißig Jahrhunderten die leuchtende und wärmende Kraft des Sonnenstrahls um nichts verändert hat. Für einen solchen Satz können aber nicht Beweise genug beigebracht werden, seitdem man die Beobachtung gemacht hat, daß manche Sterne, oder vielmehr ferne Sonnen an Licht abnehmen und am Ende völlig erlöschen.

Reiseskizzen.

Von K. Gutzkow.

Dritter Artikel.

In Verona verlebte ich einen der anmuthigsten Tage meines jungen Lebens. Mein Grundsatz war, als ich auf dem Corso in den uns empfohlenen Gasthof fuhr, dahin festgestellt, aus dem Betrachten der vielen Merkwürdigkeiten dieser Stadt kein ertödtendes Geschäft zu machen, und als ich gar in ein falsches Zimmer trat, wo meine Blicke auf drei bezaubernde Grazien fielen, und ich die erschrockenen Damen von meiner rechten Wohnung aus unten auf dem Balkon zu jeder Minute, wo es ihre Caprice zuließ, sehen konnte, da hätte mich auch nichts mehr von dem Entschlusse abgebracht, mich dem planlosesten Genusse hinzugeben. Der Buchhändler war außer sich, als er mich schon dreimal wegen eines Cicerone gefragt und von mir keine Antwort bekommen hatte. „Was wollen wir sehen?“ rief ich endlich; „die Denkmäler der großen Hunde, wie sich blutig genug einst die Scaliger, die Tyrannen dieser Stadt, nannten? Das Grabmal der Julietta, das sich in Gestalt eines Troges präsentirt, und dem Stalle einer Fuhrmannsherberge zugehört? Oder den Cypressengarten des Grafen Giusti, der auf der Chaussee von Crossen nach Zilenzig, oder meinethalben in Nymphenburg bei München eine größere Merkwürdigkeit wäre, als er es in Italien ist? oder was?“ und dabei gab ich dem kleinen bucklichten Platzbedienten, der die Stelle des vor vierzig Jahren in Verona berühmten Grafen und Lohndieners Alessandro vertrat, nichts als den Auftrag, Kleider und Schuhe so rein zu putzen, daß man sich öffentlich damit sehen lassen könne. Den Buchhändler tröstete ich indeß mit dem morgenden Tag.

Durch den Hof, über mehrere mit Blumen besetzte Galerien, welche dadurch noch lebhafter wurden, daß sich auf ihnen der Brunnen befand, und alle Kammermädchen der im Gasthofe wohnenden fremden Herrschaften hieher Wasser zu schöpfen kamen, gelangte man in ein schattiges Zimmer, worin das Mittagsmahl ziemlich tumultuarisch verzehrt wurde. Die Passagiere der von Mailand kommenden Post saßen in bestäubtem Aufzuge rings auf den Stühlen, und geriethen bald über Saumseligkeit der Bedienung, und zulezt über hohe Preise mit den Kellnern in Streit. Ein ungarischer Offizier, strotzend von Wohlbeleibtheit, mit einem grauen Knebelbarte, der auf dem vom Wein glühenden Antlitze noch greller abstach, wollte durchaus das Schlachtfeld nicht räumen, ohne mehr als einen Zwanziger von den Forderungen abzuhandeln. Mit dem bekannten naiven, sylbenzählenden Deutsch, das die Ungarn sprechen, sezte er uns übrigen Gästen die Unverschämtheit der Italiener, ihre kleinen Portionen, ihr faseriges Fleisch, ihren wässrigen Wein auseinander, und schied unter hundert Teremtemtem erst dann, als die weiterfahrende Post die größte Eile gebot. Wir hatten darauf viel mit dem Wirth und den ihn umgebenden dienenden Geistern zu thun, welche sich alle an uns machten, um die Verwünschungen des Ungarn und den bösen Einfluß, den sie auf unser Vertrauen zu dem Gasthofe haben mußten, zu entkräftigen. Wir gaben uns aber sehr bald zufrieden und geriethen fast unter uns selbst in Streit. Der Eine wollte jezt in alle Kirchen laufen, der Andere die Engländerinnen (das waren unsere weiblichen Halbantipoden) auf dem Balkon beobachten, ein Dritter à l'italienne leben und die Sieste halten. Der Erfolg schlug sich diesmal dem Buchhändler zu, und wir gingen mit ihm in eine Kirche, welche am rechten Ausgange des Corso liegt. Es war ein großartiger, freier Bau, der durch Vorhänge an den Fenstern in einem feierlichen Zwielichte gehalten wurde. Es mußte noch viele andere Kirchen in Verona geben, denn diese war so leer, daß sich die Frömmigkeit, an der wir doch zu zweifeln keine Ursache hatten, in andere heilige Räume begeben haben mußte. Nur eine lange Reihe von Knaben und Mädchen, von einem geistlichen Schulmeister sehr pedantisch beaufsichtigt, mühte sich ab, mit unaufmerksamen Gebeten die Bestimmung zu erhalten, welche einer Kirche zukommt. Wir aber sahen uns inzwischen die Grabmäler an, die mancherlei Inschriften und die Votivtafeln, welche zu Hunderten hier hingen. Selbst an diesen geklecksten Bildern merkten wir, daß sie in Italien, auf dem Parnaß der Malerei, gefertigt waren. Bei aller Rohheit der theologischen Begriffe, die in ihnen versinnlicht wurden, ließ sich eine gewisse Kunst der Anlage, ein Streben nach lebhafter Anschauung, ja selbst nach Gruppirung nicht verkennen. Die rohe, sinnliche Einfachheit und Armuth der deutschen katholischen Gedenktafeln war hier zwar nicht vergeistigt, aber doch lebhafter, dreister, und selbst in der Armuth prangender geworden.

Der Buchhändler mußte sich zufrieden geben, denn wir hatten eine Kirche gesehen; der Enthusiast sprach jezt von den Engländerinnen und der Leipziger Autor von der Sieste; auch diesen sollte willfahrt werden. Wir

ließen uns auf den Stühlen eines Kaffeehauses, das unserm Gasthof gegenüber lag, nieder, und dabei die Veronesischen Damen die Revue passiren. Hier sahen wir überall die italienische Frauentracht, den langen, weißen Schleier, der das Haupt und den größten Theil des Oberkörpers verhüllt, und nichts sehen läßt, als die bekannten großen Füße, die noch bekannteren feurigen Augen in den ausdrucksvollsten Gesichtern, und die Andeutung einer Taille, die unschön wäre, wenn sie nicht auf die stärksten Schultern und Hüften schließen ließe. Die Jugend erhöht durch diesen Schleier, den leider an vielen Orten die französische Mode verdrängt hat, ihre angebornen Reize, und das Alter gewinnt wirklich durch ihn an Frische und jugendlichem Anscheine. Der Schleier leistet in Italien dieselben Dienste, wie bei uns seit Kurzem die Hauben mit den langen Spitzenstrichen, welche Stirn und Wangen bedecken. Die Jugend wird durch beide interessanter und der Anblick des Alters weniger störend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Jannar.

Die Dult.

An dem Ammersee auf dem heiligen Berge, wo die mächtigen Andechser hausten, war einst da, wo jezt die berühmte Wallfahrtskirche steht, eine Kapelle, klein im Angesichte des Hochgebirgs, aber von großem Ansehen im Land umher ob der Wunderkraft der darin verrichteten Gebete. Niemand wußte, woher ihr diese besondere Kraft kam, denn Niemand wußte vom heiligen Schatz, der in ihr verborgen lag, bis es sich endlich begab, daß, als ein Minorite, mit Namen Jakob Dachauer, an ihrem Altare opferte, ein Mäuslein, ut magnus superis nuntius, kam und demselben eine Schrift zu Füßen legte, welche nichts weniger als die Authentika von jenem Schatze war. Man verfolgte die Spur des kleinen Boten Gottes, und siehe da! man fand mehrere Milchtropfen aus der heiligen Jungfrau Brust, einige Locken vom Haupthaare der heiligen Anna und Judas Ischariots dreißig Silberlinge. Der heilige Vater in Rom, Bonifaz IX., davon benachrichtigt, gestattete die Aussezung dieser Reliquien zur Verehrung der Gläubigen. Die Verehrung ward zur Anbetung, die Reliquien kamen nach München, und in München entstand darob großes Jubiliren. Jede Person, die sieben Tage hier verweilte, täglich vier Kirchen besuchte und überall eine milde Gabe zurückließ, erlangte, so wollte es besagter heiliger Vater, vollkommenen Ablaß, Indult. Diesen zu spenden, hatten täglich sonder Unterlaß vierzig Priester zu thun, und nicht allein der Menschen Seele, sondern auch der Menschen Fleisch fand da Gelegenheit zu außerordentlichem Vergnügen. In allen Gassen Gebet und Buße, Tanz und Spiel, Priester, Mönche und Pilger, Abentheurer, Spielleute und Gaukler. Da war viel Geld zu gewinnen, und es zogen heran die Kaufleute und die Krämer und schlugen ihre Buden auf, und — so entstand die Dult, so genannt von jenem Indulte. Heutzutage werden vier dergleichen gehalten; zwei auf dem großen Maximiliansplatze und zwei in der Au. Jene, die Jakobi- und die Dreikönigdult, dauern vierzehn, die andern, von denen die eine im Mai, die andere Anfang Oktobers stattfindet, nur drei, höchstens vier Tage. Sie werden feierlich eingeläutet, ihre Buden bilden Gassen und sehen ziemlich kleinstädtisch aus. Die Kaufleute, die sie beziehen, sind theils einheimische, theils ausländische, die leztern größtentheils Tyroler, Sachsen, Schweizer, Böhmen und Lombarden, ihre Waaren weniger für den Luxus, als für den Bedarf eines anständigen, gemächlichen Lebens berechnet. „Stück für Stück zwölf oder sechs Kreuzer! kaufen's, meine Herrn! kaufen's, denn die Geduld geht aus! Stück für Stück sechs oder zwölf Kreuzer!“ so lauten die dominirenden Stimmen. Eine Menge Buden, wo Pfeifen, viele, wo nur Zündhölzchen und Kameradschaft, sehr viele, wo Lebkuchen und anderes Naschwerk, eine ganze Reihe, wo nichts als Käse verkauft werden. Der Töpfermarkt liegt neben an und hat nichts Ausgezeichnetes aufzuweisen. Das Ausgezeichnetste der hiesigen Industrie, für die Ausländer, bleiben noch immer die Zahnbürstchen und die Malerpinsel, welche beide selbst in Amerika sehr gesucht sind. Zum Beweis, wie sehr das Bayervolk die Musik liebt, dienen die vielen Alpenzittern, welche auf der Dult aushängen, und zum Beweis, wie fest der Adel in unserer Nation steht, dient das Dutzend Wappenschneider, welche da ihre Folianten aufschlagen und alle zu thun haben. Bauer, Bürger und Edelmann, sie haben oder wollen wenigstens Alle heutzutage ein Wappen haben. Der Bauer läßt es auf seinen Streitring graben, womit er seinen Kameraden die Köpfe blutig schlägt; da hat es doch etwas zu bedeuten. Auch heilige Sachen werden auf unserer Dult feilgeboten: Marienkronen, Rosenkränze, hölzerne Kruzifixe, die immer recht bluttriefend aussehen müssen, Eichenblätter, oder vielmehr deren Gerippe, geschmückt in der Mitte mit einem Heiligenbildchen u. dgl. Die wahren Heiligenbilderhändler aber, die Welschen aus den südlichen Alpenthälern, nehmen ihren Standort nicht auf dem Dultplatze, sondern in der Stadt selbst, wo sie in den überwölbten Mündungen der Seitengassen und in einigen geräumigen Hausfluren ihre Waare aushängen; und leztere besteht nun nicht mehr allein in Bildern von Heiligen, sondern auch in Bildern von Königen, Prinzen und Prinzessinnen, berühmten Männern und Frauen, Schauspielern und Karrikaturen, Ansichten von Städten und Schlachten. Viele fremde Kaufleute, und zwar die ansehnlichsten, haben ihre Waarenlager ebenfalls in der Stadt und nicht auf dem Dultplatze, wodurch diesem ein beträchtliches Stück Ansehen entgeht. Daß auch Lucheser mit Gipsfiguren sich einstellen, versteht sich von selbst. Die Büsten Napoleons und Maximilian Josephs und Statüen von Canova sind es, was sie am meisten verkaufen. Diese Leute sind unverschämt theuer, wenigstens um das Dreifache theurer, als in Italien, obgleich der Gips und die Kost hier eben so wohlfeil sind, wie dort. Wie kommt es, daß man ihnen ihren Kunstgriff nicht ablernt?

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel aus der Apotheke.

1.

Wer das moralisch Häßlichste
Mit physisch Häßlichstem verbindet
Und seinen Namen sucht: er findet
Der Arzeneien gräßlichste.

2.

Baumaterial
Aus dem Ort der Qual,
Salz, Metall und Stein,
Stoff, o weh! zu schrei'n.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 29.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 3. Februar 1834.

Er schonet keines Worts, das ohne Glanz,
Das müßig oder seiner Stelle sonst,
Auf welche Art es sey, nicht würdig ist,
Und wenn es noch so ungern wiche.

Wieland nach Horaz.

Der erste Gesang von Dante's göttlicher Komödie,

nach der neuen Uebersetzung von K. Streckfuß.

Mit Vergnügen sehen wir uns in den Stand gesezt, den Lesern eine Probe der umgearbeiteten Uebersetzung von Dante's göttlicher Komödie durch K. Streckfuß, die zu Ostern d. J. erscheinen wird, mitzutheilen. Eine flüchtige Vergleichung mit der ersten Ausgabe wird die Ueberzeugung gewähren, wie viel näher die gegenwärtige Bearbeitung der schon früher von dem berühmten Uebersetzer angestrebten Vollendung gekommen ist. Wir wählen naturgemäß den ersten Gesang der Hölle, der gleichsam die Einleitung zu dem gesammten großen, hundert Gesänge umfassenden Gedicht bildet. Die meisten folgenden Gesänge haben, laut der Versicherung des Herrn Uebersetzers, eben so große, zum Theil noch größere Veränderungen erfahren, und ein Kommentar wird in derselben Art, wie bei dem vorliegenden Gesange, das ganze Werk begleiten. Die äußere Ausstattung ist, nach dem vor uns liegenden Probebogen zu urtheilen, eben so elegant als zweckmäßig.

D. Red.

Auf halbem Weg des Menschenlebens fand
Ich mich in einen finstern Wald verschlagen,
Weil ich vom rechten Weg mich abgewandt.
Wie schwer ist's doch, von diesem Wald zu sagen,
Wie wild, rauh, dicht er war, voll Angst und Noth;
Schon der Gedank' erneuert noch mein Zagen.
Nur wenig bitterer ist selbst der Tod;
Doch um vom Heil, das ich drin fand, zu kunden,
Sag' ich, was sonst sich dort den Blicken bot.

---

1. Das Menschenleben dauert gewöhnlich 70 Jahre. In seinem fünf- und -dreißigsten Jahre also, in dem Alter, wo der Mann den Gipfel seiner Kraft erreicht hat, wo die Leidenschaften, ohne noch an Stärke verloren zu haben, von uns nicht mehr nur dunkel gefühlt, sondern erkannt werden, tritt der Dichter in der heiligen Woche des Jahres 1300 seine verhängnißvolle Reise an.

2. Der finstere Wald, jener Zustand des Geistes und Gemüths, jene Unklarheit und Verwirrung, in welche ungezügelte Leidenschaften, und die daraus in Gesinnung und Handlung sich ergebenden Irrthümer uns stürzen. Nicht nur von politischen Leidenschaften ist, wie wir aus der Folge sehen werden, im Gedichte die Rede, sondern von allen, welche den Menschen vom rechten Wege ableiten.

7. Der Tod raubt uns das irdische Daseyn und läßt jede dem irdischen Auge erkennbare Aeußerung des Willens und der andern Kräfte aufhören. Jener Zustand, welcher mit dem klaren Bewußtseyn uns die Freiheit unsers Willens benimmt, ist daher nur wenig besser, als der Tod selbst.

Nicht weiß ich, wie ich mich hineingewunden,
So ganz war ich von tiefem Schlaf berückt,
Zur Zeit, da mir der wahre Weg verschwunden.
Doch bis zum Fuß des Hügels vorgerückt,
Der an dem Ende lag von jenem Thale,
Das mir mit schwerer Furcht das Herz gedrückt,
Schaut' ich empor, und sah, den Rücken male
Ihm der Planet, der uns auf jeder Bahn
Gerad zum Ziele führt mit seinem Strahle.
Da fingen Angst und Furcht zu schwinden an,
Die mir des Herzens Blut erstarren machten
In jener Nacht, da Grausen mich umfahn.
Und so wie athemlos, nach Angst und Schmachten,
Schiffbrüchige vom Strand, entflohn der Fluth,
Starr rückwärts schauend, ihren Grimm betrachten:
So kehrt' ich, noch mit halb erstorbnem Muth,
Mich jezt zurück, nach jenem Passe sehend,
Der jeglichem verlöscht des Lebens Gluth.
Und, etwas ausgerastet, weiter gehend,
Wählt' ich bergan den Weg der Wildniß mir,
Fest immer auf dem tiefern Fuße stehend.
Sieh, beim Beginn des steilen Weges schier
Bedeckt mit buntgeflecktem Fell die Glieder,
Gewandt und sehr behend ein Pantherthier.
Nicht wich's von meinem Angesichte wieder,
Und also hemmt es meinen weiten Lauf,
Daß ich mich österѕ wandt' in's Thal hernieder.
Am Morgen war's, die Sonne stieg jezt auf,
Von jenen Sternen, so wie einst, umgeben,
Als Gottes Lieb' aus ödem Nichts herauf
Die schöne Welt berief zu Seyn und Leben;
So ward mir Grund zu guter Hoffnung zwar
Durch jenes Thieres heitres Fell gegeben,
Und durch die Frühstund' und das junge Jahr,
Doch so nicht, daß in mir nicht Furcht sich regte,
Als furchtbar mir ein Leu erschienen war.
Es schien, daß er sich gegen mich bewegte,
Mit hohem Haupt und mit des Hungers Wuth,
So daß er Schrecken, schien's, der Luft erregte.
Auch eine Wölfin, welche jede Gluth
Der Gier durch Magerkeit mir schien zu zeigen,
Die schon auf Viele schweren Jammer lud.
Vor dieser mußte so mein Muth sich neigen,
Aus Furcht, die bei dem Anblick mich durchbebt,
Daß mir die Hoffnung schwand, zur Höh' zu steigen.
Wie der, der eifrig zu gewinnen strebt,
Wenn zum Verlieren nun die Zeit gekommen,
In Kümmerniß und tiefem Jammer lebt:
So machte dieses Unthier mich beklommen;
Von ihm gedrängt, mußt' ich mich rückwärts ziehn,
Dorthin, wo nimmer noch der Tag entglommen.

(Der Beschluß folgt.)

10. In diesen Zustand gerathen wir, ohne es zu wissen, nach und nach, wie wir aus der unschuldigen Welt der Kindheit wie träumend in die Jahre der entwickelten Kraft übertreten. Bewußtlos geben wir uns den Leidenschaften hin, und das Bewußtseyn erwacht erst bei den Schmerzen, welche die Folgen unserer Irrthümer uns erregen.

13 — 18. Dann erkennen wir, daß es ein Höheres gebe, dem wir nachstreben müssen, und dieses noch unerreichte Höhere wird von der Sonne, die unsern Weg erleuchtet, von der Wahrheit, in der Ferne gezeigt.

19 — 27. Wir fangen an, Hoffnung auf einen bessern Zustand zu fassen. Aber die Erkenntniß, daß wir im Irrthume gewandelt, heißt uns zurückblicken auf die Bahn, die wir nicht wieder betreten wollen, und auf welcher Jeder, der sie durchwandelt, sich des wahren sittlichfreien Lebens beraubt findet.

28 — 31. Dieser Rückblick wirkt wie die Rast auf den müden Wanderer. Er gibt die Kraft, vorwärts zu schreiten. Und wir bedürfen ihrer, denn noch ist für uns der Weg zum Höhern ein schwieriger, ungebahnter. Nur langsam, Schritt um Schritt, klimmen wir empor, vom niedrigern Punkt zu dem höhern. Nur dann können wir dem höhern Punkte zuschreiten, wenn wir auf dem niedrigern erst fest und sicher stehen. Denn das geistige Emporsteigen ist denselben Gesetzen unterworfen wie das körperliche. (V. 30.)

32 — 36. Aber noch sollen wir nicht ungestört emporklimmen. Die Lust der Sinne — der Panther — tritt zuerst, und so lange der Körper noch jugendlich frisch ist, uns feindlich entgegen und hemmt unsere Fortschritte zu dem Höhern. Droht sie auch, den bessern Vorsaz in uns zu vernichten, so erscheint sie doch in minder abschreckender Gestalt, ja anziehend durch Munterkeit und Frische.

37 — 43. Aber wenn nun eben die Sonne der Wahrheit uns den Morgen hat tagen lassen, wenn wir die Welt in einem neuen Glanze liegen sehen, dann schöpfen wir Muth, das Höhere zu erreichen, ja die jugendlich sinnliche Lust, mit dem frischen Muthe, der ihr Begleiter zu seyn pflegt, gibt uns selbst die Hoffnung, sie zu überwinden. (Diese Reise des Dichters wird, wie gedacht, in der heiligen Woche, im Beginne des Frühlings unternommen, in der Jahreszeit, in welcher das erneute Leben der Natur in uns selbst Muth und Hoffnung erneuert, und in welcher, wie der Dichter V. 38 — 40 voraussezt, Gott die Welt erschaffen hat. Die Sonne steht zu dieser Zeit im Widder.)

44. Wenn die sinnliche Begier der Jugend sich mindert, so ist es der Ehrgeiz (der Löwe), welcher die kräftigeren Naturen von dem wahren Ziele ächt menschlicher Bildung, von dem Streben nach dem einzig Wahren und Göttlichen ableitet — in seinem Uebermaaße die mächtigste, furchtbarste der Leidenschaften, besonders in Zeiten politischer Partheiung, sey es, daß der Mensch selbst sie in sich empfindet oder ihr Opfer wird.

49 — 60. Endlich im höhern Alter erscheint die Habsucht — die Wölfin — welche alles irdische Gut an sich zu reißen strebt, und um so weniger befriedigt ist, je mehr sie verschlingt. Keine schlechte Leidenschaft, kein Laster ist, mit welchem sie sich nicht verbände, zu welchen sie nicht führte (vergl. V. 97 — 100). Sie, die gemeinste Leidenschaft, nie rastend, weil es ihr nie an einem Gegenstande fehlt, ist es, die dem Menschen auf dem Wege zum höhern Ziele am gefährlichsten wird, die dem Dichter alle Hoffnung, es zu erreichen, raubt und ihn zur Tiefe zurückstürzt.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Unsere Betrachtungen verfolgten nicht nur allgemeine Ansichten, die wir über die vorübergehenden Frauen faßten, sondern sie galten, da wir uns an das Gemeinsame gewöhnt hatten, bald einzelnen hervorragenden Erscheinungen, auf welche unsere Blicke theilnehmender gerichtet waren. Es wurde uns auffallend, daß ein großer Theil dieser mit mehr Interesse Verfolgten einige Häuser von uns entfernt immer dieselbe Thür öffneten und ein Gebäude betraten, dessen äußere Form nichts von einer besondern Bestimmung verrieth. Wir folgten, öffneten die schwere, eisenbeschlagene Thür und traten in das Vestibül einer kleinen Kirche, welche dicht mit einer weiblichen Gemeinde besezt war. Ein junger Priester, der noch Seminarist seyn mochte, stand auf einem erhöhten Kanzelpult und las mit singender Monotonie einen Diskurs ab, der in den glühendsten Farben die Zukunft der Gläubigen und Ungläubigen schilderte. Wir verließen diesen Gottesdienst, der in uns recht lebhafte Erinnerungen an unsere heimischen Betstunden und Winkelkonventikel weckte. Die Veroneser Damen verließen diesen Ort auch wieder, um heiter und scherzend in das Theater zu gehen, welches in der Arena des Amphitheaters aufgeschlagen war, einer wandernden Truppe zur Produktion ihrer Leistungen diente und um fünf Uhr unter freiem Himmel seinen Anfang nahm.

Das Amphitheater von Verona ist eine der großartigsten Ruinen des Alterthums. Dieser ungeheure Umfang ist zu oft beschrieben, als daß ich nöthig hätte, die überraschenden Eindrücke, welche er auf Jeden machte, hier zu wiederholen. Warum man nicht in diesem großen Raume den Kongreß von Verona abgehalten hat? Man rechnet, daß auf den rings herumlaufenden Stiegen dreißigtausend Menschen versammelt seyn und die Kämpfe in der Arena, die Thierhetzen, die Naumachien, zu denen sich noch Vorrichtungen finden, ohne Hinderniß übersehen konnten. Wenn man seinen Blick auf der höchsten Stufe über die Plätze und Dächer der Häuser, über die Ringmauern und die Etsch hinaus schweifen läßt, so genießt man eines wunderbaren Anblicks. Man kann dabei der Zeit, in deren Anschauung man sich denkt, nicht recht gewiß werden, denn Alles hat einen Anstrich von Alterthum, und durch den Kopf jagen sich Griechenland, Rom, Mittelalter, Napoleon, der Kaiser Franz, daß man in dieser beträchtlichen Höhe, auf der etwas abgerundeten Spitze des Baus sehr leicht dem Schwindel ausgesezt ist. Aber auch dieser Schwindel wird einen klassischen Anstrich bekommen: man denkt an den Tarpejischen Felsen, an den Sprung des Curtius, an den Sprung der Sappho, kurz an alle Sprünge, welche das Alterthum nur gemacht hat. In der That, Verona ist die vortrefflichste Vorstudie, welche uns in die Kenntniß des antiken Alterthums einführt, so wie Cornelius Nepos, der hier geboren wurde, der Leitfaden unserer ersten lateinischen Sprachversuche war. O du kleiner Cornelius Nepos aus Verona, du bist uns unvergeßlich! Deine zierlichen, leichten Phrasen, deine ungesuchte Auswahl von Wörtern, die Oktavpräparationen, welche wir jeden Abend auf deine ausgezeichneten Feldherrn machen, wer könnte für diese Erinnerung sein Gedächtniß verschlossen haben! — Ein tausendfaches Händeklatschen störte diese Betrachtungen, die sich von dem Pantheon auf die Tertianer Märkischer Schulen verloren hatten. Wir konnten das Theater mit seinen zwei-, dreitausend Zuschauern in dem großen Raume ganz übersehen. Ein gemischtes, buntes Publikum glitt von dem obern Kranze des Baus in die Arena hinunter, welche das Parquet, die Seitenlogen und das Theater füllte. Man saß auf dem kalten Stein oder auf Stühlen, welche Entrepreneurs für einige Centesime mit lauter Stimme anboten. Auf der Scene war Alles in lebhafter Aktion; ein Stück von Scribe, dessen Namen ich vergessen habe, war in Aufführung begriffen, und die Akteurs leisteten namentlich im Markiren ihres Spiels alles Mögliche. Sie spannten sich nie zu dem einfachen Ton der Conversation herunter, sondern alle Modulationen der Stimme schwebten in der singenden Höhe der Verzweiflung, des falschen Verdachtes, der Eifersucht, des Trotzes. Ungeachtet der übertriebenen Deklamation und des Pathos, welches oft die Natürlichkeit beeinträchtigte, belebte ein gewandtes Spiel die ganze Bewegung und den Sinn des Stückes, das mit rauschendem Applaus von den Zuschauern aufgenommen wurde. Es mußte uns Deutschen, die wir an kleine, finstere, von Lampen spärlich erleuchtete Häuser, an eine Bühne, welche bis zum dritten Range hinaufreicht, gewöhnt sind, schwer werden, uns in die Illusion zu versetzen; wir gingen und opferten ein Stück von Sign. Gozzebue, das zum Beschluß gegeben werden sollte. Es war die kleine Piece: das Landhaus an der Heerstraße.

Als wir in den Gasthof zurückkehrten, war von der Fortsetzung unserer Reise die Rede. Die Absichten des Buchhändlerpaars gingen auf den ganzen klassischen Boden, und sie waren deßhalb nach Italien gekommen, von Verona nach Mailand zu lenken und den Stiefel bis auf den Absatz zu durchreisen. Allein ich hatte einen andern Weg, den nach Venedig und in die Heimath zurück, einzuschlagen, und beklagte deßhalb das grausame Verhängniß der unvermeidlichen Trennung. Doch sah ich wohl, daß die Entschlüsse der Brüder nicht sehr reif waren, und sie würden sich unfehlbar an die meinigen

angeschlossen haben, hätte sich nicht jezt in unsern Verhältnissen eine Aufklärung ergeben, die zu Spaltungen führte. Mancherlei Erläuterungen über Zweck und Ziel der anderseitigen Reise gaben nämlich einer Vermuthung, die in aufmerksamen Lesern vielleicht längst schon entstanden ist, ihre vollkommene Bestätigung. Die beiden Buchhändler machten zusammen eine italienische Reise, nicht der Erholung wegen, oder um einen Autor, der ihnen eine solche anerbieten würde, gründlich beurtheilen zu können, sondern um sie selbst herauszugeben. Der jüngere Bruder lieferte die Entzückungen, der ältere die Worte dazu, jener beschrieb den Himmel, dieser die Erde, beide beobachteten, doch hinderte jener diesen am Erfrieren, dieser jenen am Verbrennen. Diese Neuerung mußte jeden Autor, und zumal einen jungen, außer sich bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Dult.

Die Münchner Stuckatoren thun es bereits denen vom Comersee gleich, und werden sie in Kurzem in Deutschland gänzlich verdrängen; so wäre auch München ganz die Stadt dazu, wo man anfangen könnte, den Luckesern in ihr vortheilhaftes Handwerk zu greifen und sie selbst zu überbieten, indem man, wie sie, nicht nur Abgüsse von verkleinerten Kopien, sondern Originalabgüsse lieferte. Auch die Arbeiten in terra cotta, wie sie die Bologneser machen, dürften hier, in der Hauptstadt der deutschen Kunst, eingeführt werden. Eine andere Art Leute, die gleich den Luckesern in aller Welt mit ihrer Waare herumziehen, sind die Zillerthaler; ein eigener Schlag Menschen, selbst in Bezug auf die übrigen Tyroler, wiewohl sich ihr Thal in das große Innthal öffnet, wie eine schmucke Bude in Neapel auf den Toledo, d. h. ohne Schwelle und gleichsam ohne Thüre. Inglis, welcher neulich seinen Landsleuten eine interessante Beschreibung von Tyrol gegeben hat, weiß vom Zillerthale nichts Anderes zu sagen, als daß er in Zell gewesen ist, und doch ist das Zillerthal, hinsichtlich der Mannichfaltigkeit seiner Natursicenen und des Körperbaus, der Lebensart, des Charakters, des Kostüms und der Industrie seiner Bewohner, eines der merkwürdigsten Thäler des ganzen Alpenzuges. Da man im Sommer von hier aus in zwei Tagen dort seyn kann, und es sonach zu den Umgebungen Münchens gerechnet werden darf und auch wirklich von Künstlern und Wegweisern dazu gerechnet wird, so ist es natürlich, daß ich an dem allzuflüchtigen Sprunge des Hrn. Inglis ein Aergerniß nahm, um so mehr, da vorauszusehen ist, wie ihn die Deutschen citiren und ihm nachbeten werden; denn die Deutschen sind nun einmal so: sie beklagen sich über die Leichtfertigkeit der über sie sprechenden Fremden und scheinen deren Gerede zu verachten; aber kaum zündet ein gutmüthiger Fremder ein leichtes Strohfeuer an, um sie in ein günstiges Licht zu setzen, so freuen sie sich darüber, wie die Kinder, und sehen schmunzelnd einander an, verwundert ob den schönen Zügen, die sie jezt erst an einander zu entdecken scheinen. Seit Frau von Staël geht diese Schwachheit ins Grenzenlose; o, wir sind sehr schwach! Ein Duzzend Zillerthaler schmücken gewöhnlich die Dult mit ihrer Gegenwart. Ihre Standorte sind die Ecken an den Kreuzwegen der Budengassen; ihr Kram ist der Kasten, den sie bei ihren Wanderungen auf dem Rücken tragen; auf dem Kasten steht als Schild ein Gemsgeweih, verziert mit Gemsbärten und Spielhahnfedern, und in seinen Schublädchen liegen Handschuhe, Hosenträger ꝛc. Treten Sie hinzu und sprechen Sie den pittoresken Handschuhmann auf deutsch an, und Sie glauben, die liebe, naive, fröhliche Alpennatur selbst zu hören; er duzt Sie und thut so unschuldig, so treuherzig und so bieder. Sprechen Sie aber darauf französisch, italienisch oder selbst englisch mit ihm, so wird er Ihnen Rede stehen, und Sie werden erstaunen über die Gewandtheit und die Abgeschliffenheit des Mannes, der Sie vorhin noch so treuherzig Du nannte und dessen biederer Händedruck bis zum Aufschreien rührend ist. Unweit der Dultbuden schlagen ihre Theater auf: die Bären-, Affen-, Hunde- und Menschenführer, Dramamänner, Männer mit kunstfertigen Kanarienvögeln, mit Zauberspiegeln und Glücksrädern, mit Tyroler Wachsfiguren; ferner Kunstreiter, Pantomimen, Seiltänzer, Burattinisten und Bänkelsänger. Nebenan sitzen die Obstweiber, die Würstelweiber, die Weiber all' Italiana mit dem Backwerk für das gemeine Volk, und unter dem Gewölbe einer fahrenden Waffelküche steht ein schmuckes Mädchen und verkauft die heiß und duftig aus den Formen springenden Waffeln. Die Wirthshäuser umher haben ihre besten Tage. Zur Unterhaltung ihrer Gäste stellen sich ein: ein Knabe aus Aschaffenburg, welcher im Stande ist, mit einem Stück Papier 42 Figuren zu machen und eben so viele mit einem Stück Filz, z. B. den Hut Napoleons, den Hut des ewigen Juden; ein Bursche aus dem Schwabenlande, welcher mit einem bloßen Blatt im Munde die Lerche, die Nachtigall, den Frosch, den Hund, die Katze, das kleine Kind, den Specht im Walde und die Weihe nachahmt; ein Würzburger Geiger mit seinen vier Töchtern, die alle das Horn blasen und auch singen, z. B. das Lied vom vierten Regiment und die Barcarole aus der Stummen; ein Berchtesgadner, welcher mit den sechs Kreaturen von sechs bis vierzehn Jahren, so ihm sein Weib gebar und die er alle in der Tonkunst unterrichtet, ein erfreuliches Konzert hören läßt; ferner Spielleute aus dem Böhmenlande und aus den Alpen. Das bisher Gesagte gilt im Ganzen nur von der Michaelidult; den übrigen geht davon ab, was mit dem Zeitpunkt der einen und mit der Kürze der Dauer der andern nicht vereinbar ist. Die sechs-und-dreißig Tage, welchen sie, alle zusammen, ihre Reize leihen, sind, vom Wetter begünstigt, zu den genußreichsten Tagen Münchens zu zählen. Der Dultplaz bildet dann einen Mittelpunkt, wo man unsere elegante Welt und ihre Schönheiten, unser Volk und seinen Geist, unsere Gebirgsbewohner und ihre Kostüme, unser Leben und seine Bedürfnisse in einer einzigen Stunde kennen lernen kann. Eben wird die Dreiköniggsdult gehalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 30.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 4. Februar 1834.

— Tractant fabrilia fabri:
Scribimus indocti doctique poemata passim.
Horat:

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Man hat erlebt, daß sich der Alkoven oder der Beichtstuhl eine Thür zum Throne gebrochen, und eine junge Königin einem alten König oder ein Priester beiden am Regieren geholfen; man kann sich eine Vorstellung davon machen, daß sich ein Strumpfwirker auch Tragbänder fertigt, ein Schuhmacher Stiefeln, und daß ein Bibliothekar Neujahrswünsche verkauft; aber kann sich der Henkel dem Topf, der Schlauch dem Weine widersetzen und eins die Dienste des andern übernehmen? Die verkehrte Welt fängt mit den Pferden an, welche ihre Kutscher einspannen, mit den Eseln, welche die Müller in die Mühle schicken, mit den Buchhändlern, welche sich auf die Schriftstellerei legen. Ich bin ein guter Mensch, ich lasse mich enthusiasmiren für die Civilisation, die allgemeine Gewerbefreiheit und die Konkurrenz, wenn sie uns vom Thaler einen Silbergroschen spart, ich bin es zufrieden, wenn sich die Nordamerikaner selbst regieren, wenn meine junge Wirthin ihre Magd abschafft und mich selbst bedienen will; doch unerhört bleibt es, wenn sich die Buchhändler mit dem Verlage ihrer eigenen Geistesprodukte beschäftigen, wenn sie Zeitungen redigiren und auf Reisen gehen, um Itinerarien herauszugeben. „Ach!“ rief ich, als mir Alles klar wurde, mit erstickter Stimme; „Sie sind solche, welche —“ und sezte erst später hinzu: „Wissen Sie wohl, daß Sie Hermaphroditen gleichen, welche sich selbst befruchten? Jener römische König, welcher die Sibyllinischen Bücher nicht kaufen wollte, war der erste Verleger, der dem Schriftsteller sein Recht nicht widerfahren ließ, und wie oft hat Roms Geschichte diesen Fehlgriff nicht bereut! Von den ersten etablirten Buchhändlern, welche ihre Firma trugen und Wechsel ausstellten, den Gebrüdern Sosius in Rom, ist niemals bekannt geworden, daß sie sich schriftstellerisch versucht und andere Bücher als ihre Contobücher geschrieben hätten. Von den Manuzzis und Etiennes des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts kann gar nicht die Rede seyn; denn sie druckten allerdings ihre eigenen Werke, aber der Unterschied zwischen dem Selbstverlag der Buchhändler und dem Selbstverlag der Gelehrten ist beträchtlich. Sie galten als Männer der Wissenschaft, und es blieb ihnen beim Mangel an Verlegern nichts übrig, als es so zu machen, wie Herbart mit seiner Metaphysik, der Regierungsrath Graff mit seinem althochdeutschen Wörterbuche und der Professor Schottky mit zahllosen Werken thaten und thun werden, nämlich ihre Untersuchungen auf eigene Kosten herauszugeben. Aber Sie beide, meine Herren, kehren das Verhältniß um, in einer Zeit, wo die große schriftstellerische Konkurrenz die Ehrensolde so

tief herabdrückt, wo sich Professoren der Naturgeschichte bereit finden, über die Theologie zu schreiben, und Theologen die Fragen beantworten, welche die Medizin aufwirft, in einer Zeit, wo den Verlegern so viel zu wirken überlassen ist, weil die Literatur von ihrer Willkühr abhängig gemacht ist, und junge Köpfe nur dann auf ein Publikum rechnen können, wenn sie mit der Empfehlung einer soliden und durch ihren Verlag klassischen Buchhandlung auftreten. Nein, meine Herrn, wir werden uns trennen; ich wünsche Ihnen Glück zu Ihren neuen Beobachtungen in einem Lande, das der Scharfsinn und der Enthusiasmus schon umgewühlt haben; ich bin begierig auf Ihre italienischen Studien.“ Damit empfahl ich mich, und ohne weiter zu überlegen, daß ich vielleicht zu hart geurtheilt hatte, bestellte ich einen Wagen, der mich mit meinem Leipziger Freunde nach Vicenza bringen sollte.

Es war Abend, und jezt erst lebten die Straßen Veronas auf. Auf den Balkonen versammelten sich die Vornehmeren und Alten, welche sich in den Straßen nicht unter die wogende Menge mischen wollten, jene, um nicht verwechselt, diese, um nicht gestoßen zu werden. Ein erfrischender Hauch wehte zuweilen den Corso, welcher am belebtesten war, herauf. Doch diente die Straße nur zur Vermittlung, um wieder in die Nähe des Amphitheaters auf den Platz Bra zu kommen. Hier hatte man Mühe, einige Schritte ohne Hinderniß nacheinander zu machen; die halbe Bevölkerung Veronas war auf den Beinen und drängte sich auf einem nicht gar großen Raume vor einigen hellerleuchteten, mit tausend Stühlen besezten Kaffeehäusern. Alle Welt saß unter freiem Himmel und kühlte sich an Eis und andern Erfrischungen, welche in den Sorbettièren reichlich verabfolgt wurden. Dazu spielte die österreichische Militärmusik die lustigsten Wiener Walzer von Strauß und Lanner, welche in dem trüben Italiener alle Grillen verscheuchen müssen. Bis in die tiefe Nacht währte dieses Hin- und Herwogen, und in allen Straßen war es schon still und einsam, als auf dem Platze Bra noch immer die Menschen sich in einer lichten Dunstwolke, über welcher sich die friedliche Sternennacht wölbte, auf und ab bewegten und zu den lustigen Melodien der österreichischen Klarinette mit Hand Fuß den Takt schlugen. Bei der Rückkehr sahen wir in unserem Zimmer noch Licht, die beiden Brüder waren also vielleicht noch wach. Schon auf der ersten Stiege kam uns der jüngere entgegen und sagte: „Es war ja immer mein Reden; allein er wollte gar keine Vernunft annehmen. Ich mußte ihm folgen, denn ich liebe ihn und hänge in Vielem von ihm ab. Jezt wünschte ich lieber daheim zu seyn und im Sortiment zu arbeiten, als diesen Jammer zu ertragen. Er ist sehr zornig, meint es aber herzlich gut und stellt sich, als wenn er schliefe.“ Wir versprachen dem jungen Manne, die Geschichte fallen zu lassen und morgen in aller Frühe, ohne Geräusch und Vorwurf die Fortsetzung unserer Reise zu bewerkstelligen. Er sagte nichts und ging mit uns auf unser Zimmer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der erste Gesang von Dante's göttlicher Komödie.

(Beschluß.)

Als ich zur Tiefe niederstürzt' im Fliehn,
Da war ein Wesen dorten zu erkennen,
Das durch zu langes Schweigen heiser schien.
Ich rief, sobald ich's nur gewahren können
In großer Wildniß: „O, erbarme dich,
Du, seyst du Schatten, seyst du Mensch zu nennen.“
Und Jener sprach: „Nicht bin, doch Mensch war ich;
Lombarden waren die, so mich erzeugten,
Und beide priesen Mantuaner sich.
Eh, spät, die Römer sich dem Julius beugten,
Sah ich das Licht, sah des Augustus Thron,
Zur Zeit der Götter, jener Trugerzeugten.
Ich war Poet und sang Anchises Sohn,
Der Troja floh, besiegt durch Feindestücke,
Als, einst so stolz, in Staub sank Ilion.
Und du — du kehrst zu solchem Gram zurücke?
Was bleibt die freud'ge Höhe nicht dein Ziel,
Die Anfang ist und Grund zum vollen Glücke?“

---

62 u. ff. Da macht endlich die **Vernunft** sich geltend, welche aus dem, was von den Sinnen wahrgenommen, vom Verstand erfaßt ist, folgerecht weiter schließend, uns der Dinge Wesen zeigt, uns Falsches und Wahres erkennen läßt und uns den Weg zeigt, jenes abzuwerfen und dieses uns anzueignen. Aber auch sie kann, wenn sie lang in uns geschwiegen, nicht sofort beim ersten Wiedererwachen klar und deutlich zu uns sprechen, sie scheint **heiser durch zu langes Schweigen.**

Die Vernunft sehen wir in dem klaren, gemäßigten und besonnenen **Virgil** personificirt. Wenn auch der Genius desselben ohne Zweifel dem unsers Dichters weit untergeordnet und die dichterische Art und Weise Beider unendlich verschieden, ja in vieler Beziehung entgegengesezt ist, so finden wir doch in der grossen Verehrung, welche das Mittelalter diesem Dichter widmete, die Stellung hinreichend erläutert, welche Dante demselben in seinem Gedichte anweist. Fand man doch in einigen Versen desselben selbst die prophetische Verkündigung des Christenthums (vergl. Fegefeuer, Ges. 22. V. 70 — 72). Um so mehr war er geeignet, die Vernunft darzustellen, welche als die Führerin zum Höhern erscheint, und, das Höchste vorahnend, uns demselben so nahe bringt, als dies ohne den Glauben möglich ist.

70. Virgil wurde zwar bei Lebzeiten Cäsars, jedoch eher geboren, als derselbe die Oberherrschaft erlangte.

„So bist du,“ rief ich, „bist du der Virgil,
Der Quell, dem reich der Rede Strom entflossen?“
Ich sprach's mit Schaam, die meine Stirn befiel.
„O Ehr' und Licht der andern Kunstgenossen,
Mir gelt' izt große Lieb' und langer Fleiß,
Die meinem Forschen dein Gedicht erschlossen.
Mein Meister, Vorbild! dir gebührt der Preis,
Den ich durch schönen Styl davon getragen,
Denn dir entnahm ich, was ich kann und weiß.
Sieh dieses Thier, o sieh mich's rückwärts jagen:
Berühmter Weiser, sey vor ihm mein Hort!
Es macht mir zitternd Puls' und Adern schlagen.“
„Du mußt auf einem andern Wege fort,“
Sprach er zu mir, den ganz der Schmerz bezwungen,
„Willst du entfliehn aus diesem wilden Ort.
Denn dieses Thier, das dich mit Graun durchdrungen,
Läßt Keinen ziehn auf seines Weges Spur,
Hemmt Jeden, bis es endlich ihn verschlungen.
Es ist von böser, tückischer Natur,
Und nimmer fühlt's die wilde Gier ermatten,
Ja, jeder Fraß schärft seinen Hunger nur.
Mit vielen Thieren wird's sich noch begatten,
Bis daß die edle Dogge kommt, die kühn
Es würgt und hinstürzt in die ew'gen Schatten.
Nicht wird nach Land und Erz ihr Hunger glühn,
Doch wird sie nie an Lieb' und Weisheit darben;
Inmitten Feltr' und Feltro wird sie blühn,
Zu Welschlands Heil, deß Ruhm und Glück verdarben,
Obwohl vordem Camilla für dies Land,
Eurialus, Turnus und Nisus starben.
Nicht wird sie ruhn, bis sie dies Thier verbannt;
Sie wird es wieder in die Hölle senken,
Von wo's zuerst der Neid heraufgesandt.
Du folg' izt mir zu deinem Heil — mein Denken
Und Urtheil ist's — ich will dein Führer seyn,
Und dich durch ew'gen Ort von hinnen lenken.
Dort wirst du hören der Verzweiflung Schrein,
Wirst alte Geister schau'n, die brünstig flehen
Um zweiten Tod in ihrer langen Pein.
Wirst Jene dann im Feu'r zufrieden sehen,
Weil sie verhoffen, zu dem sel'gen Chor,
Sey's, wann es immer sey, noch einzugehen.
Und willst du auch zu diesem dann empor,
Würd'ger als ich, wird eine Seel' erscheinen,
Die geht, schied ich, als Führerin dir vor.
Denn Jener, der dort oben herrscht, läßt Keinen
Eingehn, von mir geführt, in seine Stadt,
Weil ich mich nicht verbunden mit den Seinen.
Er herrscht im All, dort ist die Herrscherstadt,
Sein Thron und seine Burg in jener Höhe.
Heil dem, den er erwählt dort oben hat!“
„O Dichter,“ sprach ich jezt zu ihm, „ich flehe
Bei jenem Gotte, den du nicht erkannt,
Daß diesem Leid und schlimmerm ich entgehe,
Bring' an die Orte mich, die du genannt,
So, daß ich Petri Thor erschauen möge,
Und Jene, wie du sprachst, zur Qual verbannt.“
Da schritt er fort, ich folgte seinem Wege.

---

82. Sämmtliche Schriften des Dichters beweisen, daß er, ungeachtet der Verschiedenheit ihrer Naturen, die Werke Virgils zum Gegenstande seines fleißigsten Studiums gemacht hatte. Vielleicht hat Virgils zierliche Einfachheit und Klarheit dazu beigetragen, ihn von dem Schwulst entfernt zu halten, welchen andere Dichter jenes Zeitalters hervorbrachten, und in so fern verdient er wohl auch die Namen des Vorbildes und Meisters (vergl. Fegefeuer, Ges. 21. V. 16–63).

101. Die edle Dogge, wahrscheinlich Can della Scala. Die hohe Meinung des Dichters von ihm spricht sich auch im dritten Theile, Ges. 17. V. 76–90 aus.

107 und 108. Camilla und Turnus starben, nach der Aeneide, bei der Vertheidigung, Eurialus und Nisus bei der Eroberung Latiums.

112. Um aus dem dunkeln Walde der Irrthümer und Sünden sicher zu führen und einer neuen Verirrung dahin vorzubeugen, reicht die Kraft der Vernunft aus, welche uns das Laster in seinen Folgen, und dadurch in seiner ganzen Abscheulichkeit zu zeigen, und uns, wenn wir es erst in seinem Wesen erkannt haben, zu lehren vermag, was wir thun müssen, um unsere Seele von sündlichen Neigungen zu reinigen.

121. Weiter aber reicht die Vernunft nicht. Das Göttliche, nach welchem der gereinigte Geist strebt, und welches die Ahnung ihm verspricht, läßt uns nur der Glaube, und nur der christliche Glaube, erkennen. Virgil, welchem dieser Glaube fremd geblieben, vermag daher nicht, den Dichter bis in die Stadt Gottes zu leiten. Er wird ihn, wenn er ihn, so weit die Vernunft reicht, gebracht hat, der Führung der Beatrix übergeben, unter welcher wir uns das Resultat des Glaubens: die beseligende Erkenntniß, das Anschauen Gottes im Gemüthe, denken dürfen.

133. Dem heiligen Petrus sind die Schlüssel übergeben, welche die Pforte der Seligkeit aufschließen. Es ist gleichgültig, ob der Dichter unter dem Thore Petri den unmittelbaren Eingang des Paradieses, oder das im Fegefeuer Ges. 9 V. 73 beschriebene gemeint habe, da diejenigen, die durch das leztere gehen, der Seligkeit gewiß sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Der neue Cagliostro.

Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich mit der Fortsetzung der Geschichte unsers Cagliostro so lange gezögert habe; ich eile jezt, sie zu Ende zu bringen, obgleich ich nicht zweifle, daß, wenn Einer Muße hätte, alle einzelnen Züge derselben zu sammeln und die Verirrungen des Helden selbst sowohl, als seiner Anhänger psychologisch zu verfolgen, ein Oktavband daraus würde. Nach seinem in meinem vorigen Briefe erwähnten Triumphzuge hielt er sich außerordentlich still und verborgen, indem, wie es scheint, mehrere Gläubiger auf den Beinen waren und ihn zu verhaften

suchten. Ich habe Briefe aus dieser Periode von Damen aus Canterbury, verheiratheten und unverheiratheten, an ihn gesehen, welche eine eben so heftige Liebe, als Besorgniß um des Lieblings Sicherheit verrathen. Um diese Zeit begab er sich auch nach Paris und ging, nach seiner und eines seiner Begleiter Angabe, den dort lebenden Grafen von Devon um die Anerkennung seiner Rechte an, bis dieser sich an die Polizei wandte, worauf der Pseudo-Courtney für gut fand, nach England zurückzukehren. Indessen fuhr er fort, Canterbury und die Grafschaft Kent in Gährung zu erhalten; denn bald erschien ein Blatt seiner Zeitschrift, bald ein Brief an diesen oder jenen Gutsherrn, auf dessen Besitzungen er Anspruch machte, bald eine Ankündigung, daß er bereit sey, 150 tüchtigen Zimmerleuten und Maurern Beschäftigung zu geben. Selbst Devonshire, wo sich das Schloß Powderham, der Hauptsitz der Courtneys, befindet, sezte er in Bewegung, indem er den früher erwähnten armen Jungen Robertson dahin sandte und — ohne ihn mit einem Heller zu versehen — Wochen lang da liegen ließ. Einige Briefe, die der arme Schelm bei dieser Gelegenheit an ein hiesiges Frauenzimmer schrieb, welches er im Besitz des ganzen Geheimnisses glaubte, sind im hohen Grade interessant; mit Mühe bekämpft der Getäuschte die Zweifel an der Aechtheit und Wahrhaftigkeit des Gegenstandes seiner Anbetung, die sich gewaltsam in seiner Brust emporarbeiten; eine Ehrfurcht, die er noch nicht zu überwältigen vermag, erlaubt ihm nicht, seiner natürlichen Wißbegierde freien Lauf zu lassen, welche täglich durch Geldnoth gesteigert wird, und ein jugendlicher Leichtsinn schlägt die Ahnungen einer traurigen Zukunft gewaltsam nieder. Ich sah selbst den Abentheurer — und dies war das einzige Mal — am Abend, ehe er diesen jungen Menschen auf jene tolle Reise aussandte; er spielte mit ihm, wie eine Katze mit der Maus, und der arme Teufel schien es recht gut zu fühlen, daß sein Quäler nur sein Spiel mit ihm trieb, unterwarf sich aber, wie ein vernünftiger Mensch sich einer Naturnothwendigkeit unterwirft. Der Mann wurde mir als Sir William vorgestellt, und ich mußte es mir natürlich gefallen lassen, ihn so zu nennen; aber da ich nicht einen Augenblick an seine Titel und Würden geglaubt hatte, so machte ich wenig Umstände mit ihm und bekämpfte ohne Schonung die religiösen und politischen Grundsäze, die er zu Umgestaltung der Welt angenommen wissen wollte. Es wurde mir bald klar, daß er selbst nicht wußte, was er eigentlich wollte. Seine Schilderungen von der Verderbtheit, der Selbstsucht der Menschen, von der Anhäufung der Kapitalien in wenigen Händen und der daraus folgenden Verbreitung der Armuth waren leider nur zu treffend. Sobald er aber von den Heilmitteln zu sprechen anfing, war er eben so verwirrt, wie die meisten Weltverbesserer, obgleich ihm offenbar dabei eine Idee vorschwebte, die er aber nicht auszusprechen vermochte. Dabei war er wie ein Aal und suchte mir jeden Augenblick zu entschlüpfen; aber ich hielt ihn fest und brachte ihn immer wieder auf unser Kapitel zurück, um ihn auf's Neue entschlüpfen zu sehen.

(Die Fortsezung folgt.)

München, Januar.

(Fortsezung.)

Fräulein von Haßelt.

Ich komme so eben aus dem Theater. Fräulein von Haßelt trat zum erstenmale auf. Da habe ich doch wieder einmal eine Sängerin ordentlich singen hören! Wir können uns Glück wünschen, die deutsche Opernbühne hat eine kostbare Acquisition gemacht. Fräulein von Haßelt singt zum Entzücken; ihr Gesang ist nicht eine Art von Gesang, wie es z. B. der getragene ist oder der groteske, es ist der wahre Gesang, es ist die Kunst oder die Macht, durch Töne unsere ganze Seele in einem einzigen unserer Sinne sich reflektiren zu lassen. Auch er ist, sobald es seine Stimmung so will, getragen; aber wie ist er es da? nicht träge, nicht furchtsam vor den Höhen, nicht schwindlig vor den Tiefen, sondern getragen von leichten, glänzenden Schwingen, und jede Schwingung erzeugt eine neue Regung in unserer Seele. Auch er gaukelt und spielt, taucht unter und auf, wirbelt und kreist, bildet Kaskaden und Säulen, verblümt sich mit Einem Worte; aber wie verblümt er sich da! wie in dem Schleier des Staubbachs spielen die Farben, wie im Laube blühen die Blumen, und an jeder Blume der Frühlingsthau und die Thräne der Rührung. Fräulein von Haßelt ist bei einem guten italienischen Meister in die Schule gegangen und rastlos muß sie studirt haben. Eine schöne Seele und eine schöne Kehle machen noch keine Künstlerin. Nur durch rastloses Studium gelangte unsere Künstlerin zu jener Sicherheit, mit welcher sie keck Alles wagen kann, zu jener Weichheit, welche ihr die schmelzendsten Modulationen möglich macht, zu jener außerordentlichen Klarheit und Durchsichtigkeit ihrer Stimme. Diese ist nicht groß, ist klein und dünn, wird man sagen. Weil sie nicht tief geht und also auch nicht breit ist? Aber sie geht hoch, unendlich hoch, und in ihrer höchsten Höhe, so dünn sie da seyn mag, ist sie noch von großem Umfang, weil sie noch von großem Gehalte ist, was, materiell genommen, im Widerspruch stände, wenn sie nicht gleichsam ätherischer Natur wäre. Ich bin entzückt, wie Sie sehen; ich habe aber noch Bewußtseyn genug, um mich der peinlichen Momente zu erinnern, die mir diesen Abend unsere Künstlerin Anfangs verursachte. Sie trat als Imogene im Piraten von Bellini auf. Das Publikum, äußerst gespannt nach all dem, was von ihr gesagt worden war, hatte das Haus überfüllt. Herr Pellisow, ein Mann von den gründlichsten musikalischen Kenntnissen, hatte nämlich im Bazar gesagt und Viele stimmten mit ihm überein, daß sie die vorzüglichste Sängerin sey, die man hier noch gehört habe. Sie mochte dies Urtheil in den Konzerten, in welchen sie gesungen hatte, gerechtfertigt haben. Man war also sehr gespannt. Der erste Akt ging vorüber und man sah sich befremdet an. Die gepriesene Sängerin machte Vieles recht gut, Vieles auch recht mittelmäßig; ihrem Gesange gebrach die Haltung: sie fertigte kühne Läufe, kecke Wendungen, aber seelenlose; es waren keine Sprünge aus dem Herzen, und ähnelten selbst mitunter den mit Recht verschrieenen Schnörkeln; sie schlug einen süperben langen Triller, aber sie that es am unrechten Orte, und ihr Rezitativ war ungenügend. Armes Fräulein! Wie begann die menschliche Schadenfreude sich über sie lustig zu machen! Da kam der zweite Akt und mit ihm das Duett Imogenes mit Ernesto (Pellegrini); da kam der Triumph unserer Künstlerin. Es entstand eine Stille im Publikum, wie ich sie hier noch nie gehört habe, eine wahre italische, hörbare Stille, eine von heißen Seufzern, von dem Stöhnen der Wonne bewegte; und in dieser Stille herrschte wahrhaft göttlich die Stimme des Fräuleins von Haßelt. Der Applaus darauf war, was man Furore nennt. Wer so singen kann, kann nie schlecht singen, es sey denn aus Zufall, aus Befangenheit, aus Vergessenheit, oder um mich besser auszudrücken: wer so singen kann, kann immer gut singen. Daher seyn Sie versichert, daß das, was ich oben gesagt habe, keine Uebertreibung ist. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 31.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 5. Februar 1834.

> Ein größeres Lob hat Tacitus nicht einem einzigen Mann ertheilt, ein reineres hat er Niemanden zu ertheilen vermocht, als Armin. Soweit die Geschichte der Menschen reicht, kann kein Volk sich einer solchen Vorzeit rühmen, wie das deutsche, kein Volk eines solchen Mannes und solcher Thaten.
>
> Luden.

Wanderungen durch Altgermanien.

Arminius.

Wir haben in einem frühern Artikel (s. 235 ff. 1833.) gesehen, daß der Römer das cheruskische h, jenes hh, in seiner Sprache durch ch wiedergab, und dies veranlaßt uns zu einer nähern Betrachtung des Namens Arminius, der gemeinhin Hermann ins Deutsche zurückübersezt wird.

Seit langer Zeit hörte man nur Hermann und Hermannsschlacht. Erweislich hat wenigstens schon Luther in seinen schäzbaren Bemerkungen über altdeutsche Namen den Arminius so gedeutet. Nun hat man aber bald angefangen, die Einheit beider Namen zu bezweifeln, und halten wir die obige Behauptung fest, daß die Römer deutsche Namen, die sonst ein h an der Spitze tragen würden, sobald sie unter Cherusken und andern nichtsuevischen Völkern Deutschlands vorkommen, mit einem ch beginnen lassen, so wissen wir durchaus nicht, wie hier ein Hermann geduldet werden könne, dem ein Arminius entsprechen soll. Wir sahen har oder haer in cher verwandelt; im vorliegenden Fall aber wird aus hariman oder heriman nicht Charminius, nicht einmal Harminius, sondern Arminius; wie sonderbar! Das Wort heriman bedeutet freilich den Krieger, und wer war mehr Krieger als Arminius! Aber man vergesse nicht, daß der deutsche Held seinen Namen nicht erst wegen seiner Thaten erhielt, sondern daß er ihn ohne Zweifel so gut in frühester Kindheit empfing, als sein Sohn den Namen Thumeliko, den er als dreijähriger Knabe führt. Der Name Hermann, Herimannus, ist freilich ein alter deutscher Name. Indessen erscheint er in der Geschichte der Deutschen erst mit dem zehnten Jahrhundert, so viel uns bekannt ist, und in Altgermanien kommt kein Hermann zum Vorschein, ja überhaupt kein Mannesname, der mit man endet, während Germanen, Markomannen und Alemannen in Aller Munde waren. Daher knüpft sich auch sogleich die Zwischenfrage an: wie es gekommen, daß die Römer, die uns Germanen u. s. w. nennen, den Hermann nicht in Armanus, sondern in Arminius umgeschaffen haben. Der Begriff des Mannes in seiner Kraft liegt dagegen bei deutschen Einzelnamen in der alten Endung mund, althochdeutsch munt, was theils Schuz, theils Beschüzer bedeutete, und zuerst bei Tacitus in Segimundus hervortritt, weiterhin aber in Pharamund, Thrasamund, Cunemund und vielen andern. Am wenigsten würde uns also ein Cheri- oder Charimundus befremden als Bezeichnung eines deutschen Namens, der den Kriegsmann bedeutet und den der Fürstensohn führte, als römische Paraphrase eines deutschen Hermund.

Aber dafür, oder für den Heriman, ein Arminius — nein! dies geht nicht an, unter Cherusken vollends gar nicht.

Fragen wir also weiter. Der Gedanke, daß die Römer den deutschen Herrmann dem Sinne nach zu einem Arminius gemacht, also diesen Namen aus ihrem arma geschaffen haben könnten, liegt nahe; doch ist gar Manches entgegen. Es gibt nämlich für eine solche Umwandlung kein Beispiel in der lateinischen Sprache. Auch pflegt man überhaupt, wenn man berühmte Namen eines andern Volkes hört, nach ihrer Bedeutung nicht zu fragen; man hört sie nennen und spricht sie nach. Umsonst würde es ferner seyn, wenn man ein Wort in Arminius suchen wollte, dessen erste Sylbe die Partikel ar — d. i. er — wäre, wie in armuatan (ermüden). Auch ar als Adler, gothisch ara, althochdeutsch aro, führt zu nichts. Was allein auf die richtige Spur zu leiten scheint, dies ist ar in der Bedeutung Ehre, angelsächsisch are, althochdeutsch gewöhnlich era. Ehrmann ist deutsch, nur muß man bedenken, daß nicht nur das man, dem Germanus gegenüber, in minius verwandelt, Schwierigkeiten verursacht, sondern auch, daß das alte Wort arimanus, (ari oder Erimann) so weit man zurückkommen kann, den Dienstmann bezeichnete, der im Kriegs- und Ehrengeleit seinem Herrn folgte, nicht als Knecht, sondern als Freier, obschon nicht als Freiwilliger. Nur zwei Beispiele hierzu. Nach dem Longobardischen Gesetz stellt der Graf (comes loci) seine Arimanos zur Vertheidigung des Vaterlandes. Nach Marculf zieht der Getreue (fidelis noster) mit seiner Arimania als zur Huldigung in das Palatium ein. Nach dieser unzweifelhaften Bedeutung würde ariman für den Fürstensohn kein schicklicher Name gewesen seyn. Am nächsten liegt also arminni. Dies würde heißen ehrliebend, der Ehre eingedenk, ar und minni. Man kennt ein altes Wort: ur-minni, uneingedenk, oder, um es auf Zukünftiges zu beziehen, an Etwas nicht denkend. Der Greis Zacharias sagt von Elisabeth bei Otfried I. 4, 100: sie ist kindes urminni (bei Schilter minnu, nach Grimm minni). Arminni, das der Römer auf das Begreiflichste in Arminius umschuf, würde also so viel seyn als Arnold, Ehrenhold. Ein Arnold half die Schweiz befreien; ein Arminni wurde, wie ihn Tacitus nennt, der liberator Germaniae.

Wir können von dem Retter deutscher Freiheit nicht scheiden, ohne einen kurzen Blick auf sein Leben geworfen zu haben. Selten zeigte sich in der Geschichte eines Deutschen der Wechsel des Schicksals und das Außerordentliche der Lebenslagen in so großen Bildern, als in Arminius Geschichte. Der Führer einer deutschen Schaar in römischem Dienst wird Urheber eines Kriegs, der Rom aufs Tiefste erschüttert. Am Rhein und an der Weser erblickt der Deutsche, trauernd über sein Vaterland, römische Standlager, Gerichtshöfe und Märkte. Alles hat auf dieser Seite bis zur Elbe hin das Ansehen einer römischen Provinz. Bald sind Adler, Toga und Liktoren verschwunden, Varus Legionen vernichtet, und unendlicher Jubel herrscht in den deutschen Gauen. Es ist vor Allem Arminius Werk. Nichts ahnend, feiert Rom einen fünften Festtag wegen Pannoniens Unterwerfung; da trifft die Botschaft aus dem Teutoburger Walde ein. Welche Umwandlung! Niemand aber ist trostloser und angstvoller, als das greise Haupt des stolzen Reichs, der bis dahin in seinem Regiment immer glückliche Augustus. Von Neuem beginnt Rom den Kampf um das Verlorene. Segest hält, von Arminius Schaaren in einer Veste belagert, die Gattin desselben, seine Tochter gefangen, wie er den Eidam selbst zuvor festgehalten. Er nennt ihn den Entführer seiner Tochter, wohl nur, weil er sie ihm wider Willen, und die Stimme des Volks scheuend, gegeben hatte. Germanikus entsezt ihn, und nun wird Thusnelda der Römer Gefangene. Arminius soll sein Theuerstes im Leben nicht wieder sehen. Die Römer dringen in den Teutoburger Wald, um auf der traurigen Stätte der Niederlage des Varus die Gebeine ihrer erschlagenen Brüder zu begraben. Während deß ruft Arminius im edlen Zorn Alles zu den Waffen. Die Heere begegnen sich. Bald, und zum Theil in großer Bedrängniß suchen die Römer den Rhein wieder zu gewinnen. Sie kehren wieder, kämpfen glücklicher, siegreich auf einem Platze zwischen der Weser und einer Hügelreihe, Idistavisus oder Idistaviso von Tacitus genannt — aus der Endung vis schimmert der Wiesengrund deutlich hervor — dann unbesiegt in einem zweiten Treffen. Aber damit ist nichts erreicht, der Herbst ist im Anbruch, und Germanikus vermag sich dem Arminius gegenüber nicht zu halten. Der nothgedrungene Rückzug sezt ihn mit seinen Schiffen in der späten Jahreszeit den Stürmen der Nordsee aus; die Flotte geht wirklich verloren; kaum rettet sich Germanikus an die Küste der Chauken, kaum hält man ihn zurück, daß er sich nicht verzweifelnd in die Brandung stürzt, und so endet der Krieg ohne Friedensschluß. Im nächsten Jahre muß Arminius hören, wie sein Weib und sein in ihrer Gefangenschaft geborner Sohn im prahlerischen Triumph vor den Augen des undeutschen Segest durch die Straßen Roms geführt werden. Indeß sieht man noch von der großen Niederlage her, wie Seneca bemerkt (II. 133.), Römer aus edlem Geschlecht in Menge theils in deutschen Höfen, theils in Hütten, als Hüter des Viehs oder des Hauses. Den Siegern über Rom hatte Marobod, König des neuen, von ihm, dem Emporgekommenen, geschaffenen Markomannenreichs, weder als Freund noch als Feind gegenübergestanden. Jezt bricht Feindschaft aus, und bald wandert der überwundene, gewaltige König als Flüchtling zu den Thoren Ravennas ein, um hier unter römischer Aufsicht bis an

sein Ende zu bleiben. Bald aber auch trauert Deutschland am Grabe des Arminius. Im Sturm des Bürgerkriegs ist er, vielleicht meuchlings, gefallen, von Feinden beschuldigt, nach Alleinherrschaft getrachtet zu haben. Kaum ist es denkbar, daß er nach etwas Anderem strebte, als nach freiem Walten zum Untergange Roms. Klopstocks edler Geist war nicht ganz in seiner Sphäre, als er diesen Stoff bearbeitete. Glücklicher würde sich der Genius eines Shakespeare auf solchem Felde bewegt haben.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Nach einer kurzen, durch die tiefen Seufzer des ältern Bruders vielfach gestörten Nacht, verließen wir in der Frühe, als unsre beiden Reisegefährten fest eingeschlafen waren, Verona. Die Landstraße nach Vicenza war so breit, daß sie um zwei Drittel hätte verringert werden können. Wozu diese Paradewege, welche den kostbaren Boden stehlen und ihn der Kultur entziehen? Die Gegend, welche wir übersahen, war völlig eben, fruchtbar und mit den mannichfachsten Pflanzungen besetzt. Ein gleichmäßig bebauter Landstrich wird dem pittoresken Reisenden immer einförmig erscheinen, und diesen Eindruck machten auch auf uns die Umgebungen des Weges von Verona nach Vicenza, die nur mit kleinen, durchsichtigen Baumanlagen, die vielleicht hier als Wald gelten konnten, obschon sich die einzelnen Stämme zählen ließen, und mit einigen steinigten Parthien abwechselten. In einer solchen offenen, steinigten Gegend liegt das Schlachtfeld von Montebello, an welchem wir vorüber kamen. Mitten in dieser Ebene, die es uns auffallend machte, daß wir hernach doch noch auf einige Anhöhen stießen, liegt Vicenza, das wir gegen Mittag erreicht hatten. Vicenza ist eine Stadt, von der sich selbst des Abends wenig Leben erwarten ließ, da sie uns am Tage gar zu öde und einsam ansprach. Diese herrlichen Palläste, die zum größten Theil von Palladios Meisterhand herrühren, sind dem Aufschwunge der behaglichen, wohlhabenden, kleinen, aber eifrigen Freude im Wege. Sie hindern die Bewohner, welche vielleicht Mittel genug besitzen, einen bürgerlichen Aufwand zu machen, aber sich keineswegs mehr in dem Wohlstande befinden, diese ausgestorbenen Räume einer alten Herrlichkeit wieder neu zu beleben und zu füllen. Vicenza erschien uns in dem ganzen brennenden, ermattenden Sonnenlichte der italienischen Sieste. Die Erinnerung an eine schönere Vorzeit schien sich in die hintersten Gemächer der prachtvollen Bauten geflüchtet zu haben, und in einem schattigen Winkel, hinter Vorhängen, auf einem trocknen Maisbette von ihrer Einsamkeit zu träumen. Auch das theure Mittagessen, das wir uns nach der Karte in einer Tratterie zusammensezten, war ungenießbar. Alles widerte mich an, und ich folgte nur in höchster Mißstimmung unserm dienstwilligen Vetturin, der uns den Säulengang der Madonna del monte zeigen wollte.

Diese Portici führen eine beträchtliche Anhöhe hinauf, auf deren Gipfel sich die ziemlich einfache Kirche einer für besonders heilig gehaltenen Madonna befindet. Der interessanteste Genuß, den man sich durch diese Ersteigung verschaffen kann, ist die wechselnde und zulezt unermeßliche Aussicht über die Stadt, die Ebene nach Padua und Verona hin. Jezt erhielten wir erst von der anmuthigen Lage Vicenza's einen Begriff. Die Stadt taucht mit ihren herrlichen Kuppeln und Plattdächern aus einer üppigen Vegetation auf, welche zu unsern Füßen mit Weinstöcken ihren Anfang nimmt. Ein lachendes Feld mit weißen Landhäusern und allem Schmuck der italienischen Natur dehnt sich in unabsehbare Fernen hinein, und das Auge trügt sich nicht, wenn es an den äußersten Grenzen die schmalen Streifen der Tyroler Berge zu erkennen glaubt. Wir verließen die Anhöhe auf einem andern Wege, der durch wohlgehaltene, die Pflege des Gärtners verrathende Weinberge und Gärten führte, jezt erst von Vicenza befriedigt, dessen schönste Zierde sich bei unserer Einfahrt in die Stadt dem Auge nicht sogleich dargeboten hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Januar.

(Beschluß.)

Bellini. Der Winter.

Was das Spiel unserer Künstlerin betrifft, so ist es das einer Anfängerin, und jenes Schnörkelähnliche im ersten Akt anlangend, so mußte es Zufall seyn, weil sie im zweiten Akt so vielen Geschmack bekundete. Wenn aber ihr Rezitativ wirklich nicht besser ist, so möge sie inständigst gebeten seyn, zu seiner Ausbildung sich alle mögliche Mühe zu geben, um ihrer selbst willen und auch um die Deutschen immer mehr fühlen zu lassen, wie schön das Rezitativ dem störenden, monströsen Prosageklapper gegenübersteht, das in ihren Opern seine Stelle vertreten soll. Warum sie gerade im Piraten und nicht in einer andern Oper ihr Debüt hielt, kann ich nicht einsehen. Das Libretto des Piraten ist erbärmlich, die deutsche Uebersezung wahrhaft halsbrechend, die Musik sehr schwer. Nun ist man zwar ungemein nachsichtig gegen die Operndichter, so wie an das unverschämte Machwerk unserer Uebersezer so ziemlich gewöhnt, und man hält sich hauptsächlich nur an die Musik, welche mit ihrem Zauber auch das Häßlichste übergießt und verhüllt; sobald

aber dieser ohnmächtig wird, so werden alle Gebrechen und Makel sichtbar, und statt eines entzückenden Phantoms sieht man nur ein heilloses, durch seine Bewegung noch abschreckender gemachtes Gerippe. Bellinis Pirate erschien diesen Abend oft in lezterer Gestalt, weil die Schwierigkeit seiner Darstellung nicht überwunden werden konnte. Fräulein von Hasselt sang, wie ich schon vermeldet, Pellegrini mitunter recht gut und selbst schön; allein es fehlte das Hauptsächlichste, es fehlte — Rubini, welcher, meines Wissens, gegenwärtig allein im Stande ist, die schweren, etwas bizarren, gleichwohl außerordentlich reizenden Tenorstücke in dieser Oper vollkommen wiederzugeben. Wenn es sonach unserer Künstlerin zum Nachtheil gereichen mußte, im Piraten zum erstenmale aufzutreten, so ist damit noch nicht gesagt, daß der Pirate eine durchaus schlechte Oper sey, so wie auch nicht, daß Bellini's Musik überhaupt eine schlechte sey, obgleich es mehrere deutsche Komponisten gesagt haben. Ein leidenschaftliches Schreien kann nie als eine vernünftige Stimme gelten. „Was treten Sie denn so mit den Füßen?“ fragte man eines Tags einen jener Komponisten, welcher sich höchst ergrimmt geberdete. „Es ist eine Partitur Bellini's!“ antwortete er, und diejenigen, welche ihn gefragt hatten und auch nur, wie er, für Holz und Blech komponirten, klatschten ihm Beifall zu. Bellini ist der Liebling der Italiener, und die Italiener haben bekanntlich ein sehr delikates Gehör; die berühmtesten Tonkünstler, bei denen man Ohr und Gefühl schon voraussezt, wählen oft zu ihrem Vortrag Bellinische Stücke; Bellinische ebenfalls, und vorzugsweise, tragen die Banden der österreichischen Regimenter vor, und die Oesterreicher sind doch wahrlich nicht auf's Ohr gefallen; was müssen denn nun jene großen Lästerer für Ohren haben? Bellini leuchtet am musikalischen Himmel nicht wie ein Stern erster Größe; er kämpft nicht mit den erhabenen Meistern selbst, er ringt nur, sich von ihrem Gefolge loszureißen und einen eigenen Weg zu gehen. Den geht er dann freilich oft so, daß jene ob der Gewalt, die er sich anthut, und den Sprüngen, die er machen muß, etwas schadenfroh lächeln: aber nicht selten geht er ihn auch so, daß sie ihm Beifall zunicken. Ist er bizarr, so ist er doch nicht langweilig, ist er nicht immer neu, so ist er doch immer frisch, wenn ihm aber die erhabenen Meister Beifall lächeln, ist er entzückend. Dann durchströmt seine Musik etwas ungemein Phantastisches, wobei aber unsere Seele sich nicht zusammenkauert, sondern aufflattert und alle ihre Seiten zeigt, weil dann der Schauer nicht durch nordische Nadelhölzer umherfährt, sondern durch blühende Orangenwälder, mit deren Düften er sich durchdringt.

Das neue Jahr hat uns weder Eis, noch Schnee gebracht. Unser Winter ist zum Erstaunen mild. Ich schaue täglich nach den Alpen, ob sie wohl noch da sind, und wenn ich dann sehe, daß sie wirklich noch dastehen, diese Erzengel an der Pforte des irdischen Paradieses, so glaube ich, es seyen nur Nebelgestalten, unvermögend, den südlichen Lüften und Düften den Durchgang zu wehren. Kein Feuergeläute auf unsern Thürmen, keine Feuersbrünste auf unsern Firsten, an unsern Fenstern keine Blumengerippe, von bösen, schauerlichen Geistern hingehaucht, aber Blumen, Frühlingsblumen auf unsern Feldern. Freilich blühen diese nur hie und da, nur wie Verirrte; aber Weiber und Mädchen sammeln sie zu Sträußen und ziehen durch die Gassen, rufend: wer will Blumen des Feldes? Schade, daß die Nachtigallen und die Lerchen in der Fremde sind, sie würden Musik dazu machen. Musik macht oft der Regen dazu; dies ist aber hier ein alter Hausfreund, dessen Unarten nicht auffallen. Das neue Jahr wurde durch die Vermählung unserer liebenswürdigen Prinzessin Mathilde verherrlicht. Die Feste und Bälle waren sehr glänzend und nur durch einen Schlagschatten vom Theater her in etwas verdunkelt. Lord Stanhope, der Beschüzer Kaspar Hausers, hielt sich damals hier auf. Er soll auch eine große Summe auf die Entdeckung des Mörders jenes Unglücklichen gesezt haben.

L.......s.

London, Januar.

(Fortsetzung.)

Der neue Cagliostro.

Besonders verwickelte sich der Abentheurer in dem Punkte, daß seine politische Regeneration nicht ohne Blutvergießen von Statten gehen könne, daß er aber als Christ, um zeitlichen Vortheils willen, zu keinem Blutvergießen, ja selbst nicht, wenn Glauben und Sittlichkeit dadurch befördert werden möchten, Anlaß geben dürfe. Am Ende, als , sich nicht mehr herauszuhelfen wußte, warf er sich mit majestätischem Anstande in den Sopha zurück und sagte mit vornehmem Lächeln: „Meine Grundsätze mögen sich nicht genügend in Worten aussprechen lassen, aber (mit berechnender Miene) in zwei Monaten, ja, binnen zwei Monaten, sollen sie sich in Thaten ausprägen.“ Dies machte natürlich einem Gespräche ein Ende, nach welchem ich den Mann für Alles eher gehalten hätte, als für einen Wahnsinnigen. Und doch erwies er sich als solcher. — Sein Prozeß des falschen Eides wegen fand zu Maidstone statt. Der Gerichtshof war gedrängt voll; selbst viele Damen hatten sich eingefunden, um den außerordentlichen Menschen zu hören und zu sehen, und darunter viele von seinen Canterburyer Freundinnen, welche auf ein Wunder zu seiner Befreiung gefaßt schienen. Er selbst schien seine Befreiung vom Volk zu erwarten; denn er hatte sich oft gerühmt, er dürfe nur den Finger aufheben, um hunderttausend Mann für sich aufstehen zu sehen. Das Volk aber verhielt sich ganz ruhig, sowohl während des Prozesses, als nach demselben. Seine Schuld wurde ohne Schwierigkeit erwiesen. Es hatte seiner Eitelkeit geschmeichelt, daß die Schmuggler ihn zu ihrem Vertheidiger gewählt; bei dem ersten trat er als Rechtsbeistand auf, und als derselbe troz seiner Verschlagenheit und vermeintlichen Rednerkraft verurtheilt wurde, erlaubte er dem zweiten, sich eines Rechtsgelehrten zu seiner Vertheidigung zu bedienen, und trat selbst als Zeuge für ihn auf. Anfangs wollte er sich nicht beeidigen lassen und gab sich für einen Quäker aus, deren feierliches Wort, dem Geseze nach, vor Gericht an Eides Statt angenommen, aber auch, im Fall einer falschen Aussage, gleich dem Meineid gestraft wird. Als man dies aber nicht gelten lassen wollte, beschwur er in seinem Eifer auf die Bibel, was sich sofort als offenbare Lüge erwies. Das Urtheil (wahrscheinlich wollte die Regierung einen solchen Ruhestörer aus dem Wege schaffen) fiel strenge aus: nämlich, daß er drei Monate im Gefängnisse der Grafschaft eingesperrt und nach Verlauf derselben auf sieben Jahre jenseits des Meeres deportirt werden solle. So verflog der schöne Traum der Canterburyer, welche einestheils die Begründung des tausendjährigen Reichs, anderntheils einen bedeutenden Zufluß von Guineen von dem merkwürdigen Unbekannten erwartet hatten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 32.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 6. Februar 1834.

Laßt euch nicht hohe Worte schrecken,
Und ist Vernunft in einem Ding,
Wird's der gesunde Sinn entdecken.

Wieland.

Von der menschlichen Palingenesie und von der Auferstehung. *)

Vorwort des Einsenders.

Es ist gewiß eine merkwürdige und höchst erfreuliche Erscheinung, daß sich in den meisten europäischen Ländern, namentlich aber in England und nun auch in Frankreich, die besten Köpfe wieder der Religion und einer inhaltsreicheren Philosophie, ohne in die alte konfessionelle theologische und philosophische Scholastik zu verfallen, mit Ernst zuwenden, und daß diese Richtung, welche in Deutschland am frühesten eingeschlagen wurde, von den Naturforschern ausgeht, seit sie sich über die bloß mechanische und rein organische Ansicht der Natur, um diese besser verstehen und erklären zu können, zum spiritualistischen Standpunkte erhoben haben. Wer könnte z. B. die „lezten Tage eines Naturforschers“ von H. Davy lesen, ohne jene Richtung zu erkennen und freudig als die richtige anzuerkennen? Noch mehr überrascht es aber, jezt auch von Frankreich aus ähnliche Töne anschlagen zu hören, von Frankreich aus, über welches der Sirocco eines sterilen, sogar dogmatisirenden Skepticismus seit langer Zeit, alles frische Leben vertrocknend, geweht hat und noch weht, so daß Cousin und Andere, welche höhere Ziele im Auge haben, wenigstens in ihren früheren Schriften, von Gott, Christus und christlicher Religion nur mit großer Vorsicht sprechen durften und gleichsam um Verzeihung bitten mußten, daß sie solche obsolete Dinge wieder und sogar mit einiger Anerkennung zu berühren wagten. Zu jenen überraschenden Tönen in Frankreich dürften nun wohl auch die gerechnet werden, welche Charles Nodier in seinen „Räverien“ erklingen ließ. Es wird daher denjenigen Lesern des Morgenblatts, welche an den darin aufgenommenen geist- und gemüthvollen Ansichten deutscher Naturforscher Wohlgefallen fanden, nicht ganz unwillkommen seyn, auch die eines Nodier kennen zu lernen, und die Uebersetzung einiger seiner „Träumereien“ möchte hier vielleicht nicht am unrechten Orte seyn. — In der „Palingenesie des Menschen“ greift Nodier die schon vor ihm gemachte Bemerkung auf, daß von den sechs Schöpfungstagen, wie sie die Genesis bezeichnet, nur fünf durch Schöpfungswerke ausgefüllt sind, und er folgert daraus, daß die Ausfüllung des sechsten Tages noch bevorstehe. Dabei einmal angekommen, scheint es

*) Der vorliegende Aufsaz ist nicht nur durch seinen französischen Ursprung so merkwürdig, sondern an sich so originell, daß wir durch die Mittheilung desselben den Dank der Leser zu verdienen glauben; nur müssen wir sie zu einer Ausdauer auffordern, die sich gewiß lohnen wird.

D. Red.

ihm unzweifelhaft, daß dieser Tag, welcher die Schöpfung erst vollende, ein Geschöpf hervorbringen werde, welches die Kluft zwischen dem jezt lebenden Menschen und dem auferstandenen Menschen auszufüllen bestimmt sey. Dieses neue Geschöpf nennt er l'être compréhensif, d. h. wörtlich übersezt, das erkennende Wesen. Ist denn aber nicht schon der heutige Mensch ein erkennendes Wesen? Nodier, der doch ein heutiger Mensch ist, könnte seine geistreiche Abhandlung nicht geschrieben haben, wenn er nicht selber ein erkennendes Wesen wäre. Er muß also unter jenem Ausdrucke mehr verstehen, als die wörtliche Uebersetzung wiedergibt. Auch deutsche Philosophen unterscheiden zwischen sinnlicher Verstandes- und Vernunfterkenntniß und setzen leztere als die höchste; aber auch diese wird dem Menschen als mögliches Besitzthum eingeräumt. Oder nimmt Nodier mit Kant, den er zu kennen scheint, an, daß uns Menschen, wie wir einmal organisirt sind, nur eine Erkenntniß der Dinge, wie sie uns erscheinen, möglich sey, nicht aber eine Erkenntniß der Dinge, wie sie an sich sind? Es scheint beinahe so, daß er der Meinung ist, daß wir von Raum, Zeit und Schöpfung, daher noch viel weniger von Freiheit des Willens, Unsterblichkeit und Gott etwas Erschöpfendes wissen und aussagen können. Und doch scheint es auch wieder nicht so, wenn wir lesen, daß das Wesen der Zukunft, welches er das erkennende Wesen nennt, neben ganz neuen Organen für übersinnliche Erkenntniß auch mit solchen für eine ausgebreitetere sinnliche ausgestattet seyn soll. Oder meint er darunter das, was manche unserer Philosophen mit intellektueller Anschauung zu bezeichnen suchen? Ich weiß es nicht. Bis nun Nodier sich etwa selber näher darüber erklärt haben wird, oder bis Kenner der französischen philosophischen Sprachweise eine bestimmtere Uebertragung an die Hand geben, habe ich das être compréhensif durch „intuitiv-erkennendes Wesen" wiederzugeben versucht, und zwar in dem Sinne, wie Kant es in seiner Kritik der reinen Vernunft da bezeichnet, wo er sagt: „Der Begriff eines Noumeni, bloß problematisch genommen, bleibt demungeachtet nicht allein zuläßig, sondern auch als ein die Sinnlichkeit in Schranken setzender Begriff unvermeidlich. Aber alsdann ist es nicht ein besonderer intelligibler Gegenstand für unsern Verstand, sondern ein Verstand, für den er gehörte, ist selbst ein Problema, nämlich nicht discursiv durch Kategorien, sondern intuitiv in einer nicht sinnlichen Anschauung zu erkennen, als von welchem wir uns nicht die geringste Vorstellung seiner Möglichkeit machen können."

Dem sey nun, wie ihm wolle, so wird meine Uebersetzung des französischen Worts insofern immer richtig seyn, als damit eine Erkenntniß bezeichnet werden soll, welche jede menschliche Erkenntnißfähigkeit überschreitet, ohne jedoch mit der des auferstandnen Menschen in Eins zusammenzufallen.

Erster Artikel.

Ich erkläre gleich von Anfang, daß ich mich in diesem excentrischen Kapitel, welches mit allen geschriebenen Lehren nichts gemein hat, mit der Palingenesie der Gesellschaft durchaus nicht beschäftigen werde. Diese beiden Ausdrücke schließen sich, meiner Meinung nach, wechselseitig aus, da die Genesie ein Schöpfungswerk ist, welches die Handlung einer höhern Macht voraussezt, während die Gesellschaft ein Werk des Instinktes ist, dessen Vollendung sich nach dem beschränkten Organismus der Gattung richtet. Der Mensch hat die Gesellschaft nach seinen Kräften gemacht, weil ihm gegeben wurde, sie einzurichten. Sich selbst vollkommener zu machen, ist ihm nicht gegeben. Jedoch hege ich tiefe Ehrfurcht vor allen Theorien, welche der Mensch zum Glück der Menschen ersonnen hat. Ein Gedanke zur Verbesserung im Schicksale der Menschheit ist die höchstmögliche Offenbarung des Verstandes. Ich kenne nichts Ehrwürdigeres.

Troz St. Simon, Fourier und Ballanche gibt es für die jezige Organisation des Menschen keine spezifische Palingenesie. Wenn die Gattungen dieses Vorrecht hätten, so würde schon längst das Metall vegetirt, die Pflanze gefühlt, das Thier gedacht haben, und ich würde aus dieser vorwärtsschreitenden Vervollkommnung kühn schliessen, daß auch wir auf dem Wege zur anschauenden Erkenntniß sind. Nichts von dem Allem ist geschehen seit dem Tage, an welchem die Schöpfung begann, weil die Möglichkeit der Fortschritte aller Wesen in gewisse Grenzen eingeschlossen ist. Hundertmal haben wir diese Grenze berührt, und hundertmal sind wir vor ihr zurückgewichen, weil uns nicht zukommt, sie zu überschreiten. Dem Antäus gleich, umklammert der Mensch die Erde, aus der er ward, um mit mehr Kraft gegen den ihn drängenden Gott zu kämpfen, und er steht nur wieder auf, um zu sterben. Diese Fabel des Titanen ist die unveränderliche Geschichte der Welt. Nein, es gibt für die jezige Organisation des Menschen keine spezifische Palingenesie, weil der Mensch sich der Zeit nähert, wo er seine Rolle auf Erden ausgespielt haben wird, gleichwie die Ueberbleibsel der fantastischen Thiere der fossilen Welt.

Wenn eine Idee so vieles in sich faßt, wie die in diesem Satze enthaltene, so muß sie genau und sorgfältig zerlegt werden, um von denen verstanden zu werden, die sich damit befassen wollen. Die andern können sie ruhen lassen; sie würden doch nichts dabei lernen, und das ist kein großes Unglück; denn, wenn die Hypothese, welche ich jezt auseinander setzen will, nur ein Irrthum ist, so ist eine entschiedene Sorglosigkeit vermuthlich der höchste Punkt, den die Vernunft erreichen kann. Doch

bevor man die Tiefe eines gewagten Gedankens aufschließt, sollte man ohne Zweifel sagen, wie man dazu gekommen ist, und welchen Nutzen man, zum Vortheile der jetzigen Geschlechter, daraus zu ziehen hofft. Dies sind zwei Dinge, die ich nicht weiß und um welche ich mich nie bekümmert habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Der Weg nach Padua hatte mit dem von Verona nach Vicenza viel Aehnlichkeit: dieselbe Fruchtbarkeit, dieselben Pflanzungen; vielleicht mochten gegen Padua hin die Baumgruppen häufiger seyn. Es war schon um die vierte Nachmittagsstunde, als wir durch eine Reihe von Landhäusern, die mit Gartenlauben und schönen Facaden geschmückt waren, Vicenza verließen. Der Weg dehnte sich so lange, daß der Abend hereinbrach und sich die Aussichten bis auf die nächsten Umgebungen in Dunkel hüllten. Ein frischer Wind erhob sich, der uns die Nähe des Meers verrieth, und so mild er war, so trieb er doch am Rande des westlichen Horizontes eine Wolke zusammen, welche sich bald in häufigen Wiederholungen mit einem malerischen, wetterleuchtenden Zickzack entlud. Am späten Abend trafen wir in Padua ein, das heißt, zu einer Zeit, wo die Straßen erst anfingen, lebhaft zu werden. Es überraschte uns, die ganze Stadt mit Säulengängen durchzogen zu finden; sie müssen namentlich, da sie allen Einflüssen der Witterung ausgesezt sind, dazu beitragen, daß Padua ein alterthümliches, bemoostes Ansehen erhielt, wie wir am folgenden Morgen wahrnahmen. Unsere Herberge war an einem lebhaften Platze gelegen und galt für einen der ersten Gasthöfe. Das erhandelte Zimmer war in der That höchst freundlich und ansprechend, wie man es von einer neuen Einrichtung, mit welcher sich der Wirth des stella d'oro brüstete, erwarten konnte. Doch welcher Reisende hätte selbst in der elegantesten Wohnung bleiben können, während die Straßen von Lustwandelnden wogten und alle öffentlichen Plätze durch sie belebt waren? Wir mischten uns unter sie und geriethen bald in die Nähe der Universität, welcher gegenüber ein Etablissement steht, das in Europa seines Gleichen sucht. Ein großes Gebäude war bis in seinen kleinsten Winkel nichts als eine Eisbude. Sieben bis acht großartige Säle von der glänzendsten Ausstattung, auf das Brillanteste erleuchtet, mit Marmortischen besezt, zogen sich in unmittelbarem Zusammenhang um den innern Kern des Hauses herum, welcher aus mehreren ausgezeichneten Sälen und einem höchst eleganten Büffet bestand. Ich war nie in Paris, kenne die Anlagen Tortonis nicht, zweifle aber, ob man in einer so glänzenden, großartigen Umgebung bei ihm seine Panacee schlürfen kann. Gereiste Leute, mit denen wir zusammentrafen, versicherten, daß die Sorbettiere von Padua bald eines europäischen Ansehens genießen werde. Rechnet man hiezu, daß sich nach langem vergeblichem Suchen hier zum erstenmale wieder die allgemeine Zeitung blicken ließ, daß die Einnahme von Lissabon und die inzwischen in der Schweiz ausgebrochenen Unruhen unsere Neugier und Combination beschäftigten, so wird man es erklärlich finden, daß wir die Merkwürdigkeiten Padua's nicht aus der Finsterniß mit den Händen heraustappten, sondern so lange an diesem Orte verweilten, bis wir das Bedürfniß der kürzesten Rückkehr nach unserer Stella d'oro empfanden.

Wer schildert aber unser Erstaunen, als wir vor dem Gasthofe aus einem eben anfahrenden Wagen mit bekannten Stimmen angerufen werden, und im nächsten Augenblicke die beiden Buchhändler aus ihm herausspringen sehen! Der jüngere fliegt mir um den Hals und ruft mir in verworrenem Durcheinander zu: „Ich habe ihm keine Ruhe gelassen und er hat selbst keine gehabt. Italien ist sehr groß, und wir thaten närrisch, es mit unserm Verstande messen zu wollen. Wir fuhren Ihnen nach, denn ich liebte Sie seit jenem Augenblicke, als Sie das Thal von Innsbruck mit dem dreigespaltenen Kelche einer Tulpe verglichen. Können wir hier wohnen?“ Raum war genug, und der ältere Bruder, dem es nicht so kalt um das Herz war, als er sich das Ansehen gab, entschuldigte sich, daß er das für uns schon bestimmte Zimmer wieder für vier eingerichtet wünschte. Warum nicht? diese Anordnung war bald getroffen; die ungeschminkte Natürlichkeit des jungen Mannes brachte wieder einen vollkommenen Frieden zu Stande, und der folgende Tag, der sonnig in unser Fenster schien, fand uns so gut einverstanden, als sey unser Vernehmen durchaus keinen Augenblick gestört gewesen. Nichtsdestoweniger erhielten wir vom ältern Bruder noch einige Erläuterungen, die aber nichts waren, als die Umschreibungen eines Peccavi, bei denen er sich nichts zu vergeben brauchte. „Der Gedanke einer italienischen Reise,“ sagte er, „entstand in mir nur zufällig, als ich mich in Geschäften nach München begeben hatte. Man erzählte mir so viel von Italien, schilderte den Weg dorthin so schnell gemacht, daß ich mir zulezt sagte: ein Vorsprung, wie der von meiner Heimath nach München, ist sobald nicht wieder gewonnen. Ich ging nach dem Gardasee; Sie wissen das Alles; aber damals dacht' ich, du könntest Mailand sehen; wann wirst du wieder einen solchen Vorsprung erhalten, wie du ihn schon hast! Sie sehen, daß ich auf diese Art so viel Vorsprünge hatte, daß ich billig in Alexandria

oder in Konstantinopel ein Ende genommen hätte. Und meine schriftstellerischen Absichten? Sie haben nicht Unrecht, sie lächerlich zu machen; aber Sie sollen mich entschuldigen lernen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Beschluß.)

Der neue Cagliostro. Kirchliche Zwiste.

Ein Mann, welcher dem Abentheurer sein ganzes Vermögen geopfert hatte, wurde rein toll; der arme Robertson soll, wie schon früher erwähnt, eine Wittwe geheirathet haben, die fast allein noch von allen Anhängern des Verurtheilten fest in dem Glauben verharrt, daß er nächstens mit erneuertem Glanze aus allen diesen Prüfungen hervorgehen, seine Feinde bestrafen und seine Getreuen mit Ruhm krönen werde; die meisten aber läugnen, daß sie je Antheil an ihm genommen, und wollen ihn immer für einen halb tollen Betrüger gehalten haben. Seine jüdischen Freunde, und besonders seine Freundinnen, hatten sich inzwischen nie überzeugen können, daß es dem Manne, der mit so vieler Salbung von den Patriarchen, von Moses und David gesprochen hatte, mit seiner Vertheidigung des Christenthums Ernst sey. Anfangs hielten sie es für eine Finte; da aber am Ende diese Ansicht nicht Probe halten wollte, so mußte es Wahnsinn seyn. Mit dieser Idee im Kopfe erinnerte sich eine derselben, vor acht bis neun Monaten eine Anzeige gelesen zu haben, wornach ein Mann, Namens Nicholl Thom, aus Truro in Cornwall, sich mit einer bedeutenden Summe Geldes von den Seinigen entfernt und seit mehreren Monaten nichts von sich hören lassen, daher die Angehörigen denjenigen, der zu dessen Beischaffung behülflich seyn würde, ansehnlich zu belohnen versprachen. Gleich damals war der Leserin die Aehnlichkeit der Beschreibung mit dem Unbekannten aufgefallen, ohne daß sie es jedoch über sich vermochte, den Grafen Rostopchin Rothschild zu Nicholl Thom schlechtweg zu degradiren. Jetzt, wo der große Mann als verurtheilter Verbrecher im Gefängnisse saß, fiel ihr die Anzeige auf's Neue ein. Der Zufall wollte, daß sie sich des Namens und der Adresse erinnerte; sie schrieb an Mistriß Thom, sie kenne einen Mann, auf welchen jene Beschreibung passe, und verlangte, man möchte ihr etwas von seiner Handschrift zur Vergleichung schicken. Dies lehnte man ab, bat sie aber, von ihrer Seite etwas von der Handschrift der Person zu schicken, die sie für den Gesuchten halte. Dies that sie, und wenige Tage darauf erschienen Mistriß Thom und ihr Bruder in London und wurden nach Maidstone gewiesen, wo sie auch sogleich in dem Gefangenen den Gatten und Schwager erkannten. Er aber, bei dem sich nach seiner Verurtheilung der Wahnsinn stärker entwickelt hatte, wollte sie nicht kennen, und weigerte sich mehrere Tage lang, Nahrung anzunehmen. Glücklicherweise kam die Frau auf den Gedanken, ihn als Sir William zu behandeln; dies gab ihm neue Lebenslust, und er nahm nun von ihrer Hand Alles an. Inzwischen gelang es der Familie, die nöthigen Beweise zu liefern, daß man schon längere Zeit Spuren von Geistesverwirrung an ihm bemerkt, obgleich dies ihn nicht gehindert hatte, sein Geschäft als Böttcher und Branntweinbrenner zu betreiben. Er war nicht glücklich verheirathet, was ihn wohl mit bewegen mochte, sich oft Wochen lang von Hause zu entfernen. Dabei war er der bedeutendste Ringer, Ruderer und Ballschläger in der Gegend, spielte mehrere Instrumente, und hatte — obgleich ohne eigentliche Bildung — Manches, was ihn vor seinen Mitbürgern auszeichnete. Die Beweise müssen auch gültig befunden worden seyn; denn nach Verlauf von drei Monaten wurde Sir William Courtney, Malteserritter u. s. w., statt deportirt zu werden, seiner Familie als der wahnsinnige Nicholl Thom zur Aufsicht übergeben. — Sic transit gloria mundi.

Es herrscht in diesem Augenblick bei uns große Gährung in den Gemüthern. Die dissentirenden Protestanten, obgleich in zahllose Sekten zersplittert, vereinigen sich alle in dem einen Punkte, daß sie die bischöfliche Kirche hassen und vom Staate trennen wollen. Natürlich stimmen ihnen hierin die Katholiken, so wie das Heer der Ungläubigen und Gleichgültigen bei, und die meisten von denen, welche der Kirche treu anhängen, thun nichts zu ihrer Vertheidigung, weil sie Manches daran verbessert zu sehen wünschen und sich schmeicheln, daß die Geistlichkeit sich diese Reformen um so eher gefallen lassen werde, wenn sie sich von so vielen Seiten her bedrängt sieht. Was die Sekten mit Recht verlangen können, ist die Veranstaltung einer Civilregistratur für Geburten, Ehen und Begräbnisse, so daß sie nicht länger genöthigt wären, zur Sicherung ihrer bürgerlichen Rechte sich den Ceremonien der Staatskirche zu unterwerfen; ferner, daß ihnen erlaubt werde, zu Oxford (wie sie es bereits einigermaßen zu Cambridge können) ohne Gewissenszwang zu studiren. Auch wäre es billig, wenn man ihnen gestattete, ihre Todten auf den Gemeindegottesäckern selbst zu begraben. Da aber viele der gewissenhafteren Christen gewiß mit Recht der Meinung sind, daß eine Verbindung der Kirche mit dem Staat der allgemeinen Sittlichkeit förderlich sey und die Religion in äußerer Achtung erhalte, wenn auch zuweilen dadurch ihr inneres Wesen gefährdet werden möchte, so können die Sektirer nichts dagegen haben, wenn die bischöflichen Protestanten es wagen wollen, ihre Religion mit dem Staate in Verbindung zu lassen. Dazwischen lassen sich Stimmen vernehmen, welche im wahren Geiste der christlichen Liebe dem Sektenwesen ein Ende zu machen wünschen und daher vorschlagen, daß man statt der so kunstreich zusammengesezten neun-und-dreißig Artikel, welche sich am Ende doch jeder Denkende auf seine eigene Weise erklären muß, das apostolische Glaubensbekenntniß zum Symbol wähle, woran alle Mitglieder der Kirche Christi einander erkennen könnten. Dem bigotten Eiferer blieben alsdann noch immer die Socinianer übrig, die er als Ungläubige hassen könnte. Auch wäre eine solche Vereinigung wohl denkbar, wenn es sich bloß um Meinungen handelte. Aber mit den neun-und-dreißig Artikeln sind fürstliche Prälaturen und ein Einkommen von vielen hunderttausend Pfunden verknüpft, und eine Sekte, welche sich im Besize solcher Würden und Reichthümer befindet, wird sich nicht beeilen, die Anzahl der Konkurrenten um die fetten Bissen zu vermehren. Freilich gibt es auch viele Anhänger der bischöflichen Kirche, besonders unter den gemeinern Klassen, welche der Klerisei diese Güter mißgönnen; aber das sind die, welche ihre religiösen Grillen hinsichtlich einer reichen Geistlichkeit haben, oder bloß vom Schwindel der Neuerung ergriffen sind, oder sich in keiner Lage befinden, worin sie von diesen reichen Stiftungen der Vorzeit für sich oder die Ihrigen einen unmittelbaren Vortheil erwarten. Da aber gerade die, welche sich in dieser Lage befinden, für jezt noch das Schicksal der Nation lenken, so ist auch für jezt an keine solche Erweiterung der Kirche zu denken.

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 33.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 7. Februar 1834.

Wer eine Abgeschmacktheit abbittet, kommt leicht in den Ton, daß er am Ende doch Recht haben will.

Voltaire.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

„Unsere Literatur," fuhr der Buchhändler fort, „ist in einem charakterlosen Zustande, es fehlt ihr an momentanem Gepräge, und der Buchhändler ist es, der darunter am meisten leidet. Meine Kollegen hatten bisher immer nur daran gedacht, Bedürfnisse zu befriedigen und Lücken zu füllen, niemals, selbst die Nachfrage zu bestimmen. Ich glaubte, die Theilnahme des Publikums habe sich in neuerer Zeit allein dem Fache der Reisebeschreibung, der Länder- und Völkerkunde hingegeben, ich habe in dieser Branche zahllose Schriften verlegt, und nicht so viel Gelehrte in mein Interesse ziehen können, als ich zu bedürfen glaubte. Die Gelegenheit, selbst an das Ausfüllen der Lücke zu gehen, war durch den Zufall gegeben. Sie haben mich deßhalb so hart getadelt, daß ich sie nicht von mir wies. Ihr Gewissen verzeihe Ihnen; Sie haben mir harte Dinge gesagt. Aber kurz nach Ihrer Abreise empfing ich einen Brief; mein Geschäftsführer schrieb mir, daß es mit der Länder- und Völkerkunde zwar noch immer gut stehe, aber nicht in Form von Reisebildern und Genregemälden, sondern als Futter für Pfennig- und Hellermagazine. Die Farblosigkeit der Literatur hat sich überlebt, eine neue Bahn ist gebrochen, und ich stehe gern ab, mich länger für die Nation aufzuopfern. Da haben Sie den Grund meiner Rückkehr; das Vaterland hat sich selbst geholfen; meine Sendung ist nicht mehr nöthig. Gewiß bleiben wir noch recht lange zusammen?" Er war ein Fuchs, dieser gute Freund; er lachte zufrieden über seine Vertheidigung und schloß sich unserm Führer an, der schon längst wartete, um mit uns in der alten Stadt die Runde zu machen.

Dieser Cicerone war ein Franzose, höchst gewandt und verschlagen, und schien von dem Ohre der hiesigen Behörden nicht weit entfernt zu stehen. In einer Universitätsstadt gibt es mancherlei Phantasien und Schwärmereien, über welche sich das Gouvernement zu unterrichten hat. Unser Franzos hatte ein sehr schlaues Ansehen; doch was kümmert uns das? Er wird uns in Paduas Sehenswürdigkeiten einführen, durch sein gefälliges, polirtes Wesen vielfach unterhalten und zufrieden von uns scheiden. — Wir gingen zunächst durch die äußerst belebten Straßen nach einer einfachen, alten Kirche, welche eine sehr hohe Wölbung trug, aber keine Säulen hatte. Es war die Kirche der padri Eremitani, so bekannt durch ausgezeichnete, leider von der Zeit verbleichte Freskomalereien und durch ein Denkmal, welches Canova für das Grab eines Nassauischen Prinzen verfertigt hat. In der Universität, welches ein ziemlich kleines, Palladios

Namen tragendes Gebäude ist, sahen wir auf dem Viereck des Hofes einige Studenten unter den Säulengängen wandeln, die aber zum großen Theil Seminaristenkleidung trugen und zum geistlichen Stande gehörten. Rings an den Wänden waren, aus Stein gehauen, die Wappen der Professoren seit den ersten Zeiten aufgehängt, welche die Stelle der Doktordiplome vertreten zu haben scheinen und von der Universität verliehen wurden. In einer Nische zur rechten Hand steht die Statue einer Professorin der Philosophie, die noch im vorigen Jahrhundert lehrte, und um auf ihren transcendentalen Umgang mit jungen Studirenden kein übles Licht fallen zu lassen, sich Lukretia nannte. Sehr merkwürdig für die Geschichte des Tages schienen uns am schwarzen Brette die Relegationen von dreihundert Studenten, die sich politischer Umtriebe verdächtig gemacht hatten. Von hier aus sezten wir unsern Fuß auf den Justizpallast zu, der gänzlich verödet steht und zu den heterogensten Zwecken benuzt wird. Auf der vordern Treppe ist über dem Eingang in den großen berühmten Saal der Gerechtigkeit die Göttin Justitia abgebildet, wie sie den Finger auf den Mund legt und dem Verbrecher andeutet, daß sein Loos noch nicht gezogen sey. Auf der entgegengesezten Seite ist die Sache schon abgemacht, und Justitia zeigt ein offenes Papier, welches das Urtheil enthält und dem Angeklagten erlaubt, entweder zur Linken in die freie, nicht criminelle Welt zurückzukehren, oder ihn auf die rechte Seite schickt, wo sich das Gefängniß, der Pranger und alle Anstalten zur Hinrichtung befanden. Der durch seine Größe weltbekannte Gerichtssaal ist niedrig und dunkel, rings mit braunen, aus der Vergangenheit erhaltenen Pulten besezt, und am äußersten Ende noch immer durch das Brustbild des Pataviners Livius geschmückt. Herr v. Raumer konnte zu dem großen Geschichtschreiber nicht durchdringen, weil er mit Mehlsäcken umringt war, ich traf diesen Raum zur Aufbewahrung und Anfertigung von Dekorationen bestimmt.

Der Platz der Signoria ist ein schöner, großer Raum, den rings die ansehnlichsten Gebäude und zwei Standbilder zieren. In derselben Gegend, wo einst zur Zeit der Revolution eine Statue der Freiheit stand, ist jezt die Hauptwache gelegen. Die Kathedrale befindet sich diesem Platze zunächst. Diese Kirche ist durch ihre Erinnerungen an Petrarka, welcher hier Diakonus war, und durch Tizians Madonna berühmt. Wir schwelgten im Anblick dieses Meisterwerks, welches den Altar einer kleinen Kapelle schmückt.

(Der Beschluß folgt.)

Von der menschlichen Palingenesie und von der Auferstehung.

(Fortsetzung.)

Ich suchte mit Cuvier, der eine incarnirte Vernunftidee war, in die Geheimnisse der Urwelt einzudringen, und habe nur bedauert, daß er den Cyklus von Folgerungen, in den er mit so viel Glück eingetreten war, nicht durchlaufen konnte, um die Geheimnisse der neuen oder zukünftigen Welt zu enthüllen; Geheimnisse, welche nicht minder augenscheinlich sind, denn alles, was in der Schöpfung konsequent ist, ist auch wesentlich darin. Die Kette der Wesen brach in seiner Hand beim Ringe des Intellektuellen; sie mußte nur wieder angeknüpft werden. — Da wurde mir klar, daß alle Rathschlüsse der Schöpfung zu ihrer Zeit in Erfüllung gegangen seyen, diejenigen ausgenommen, durch welche des Menschen Daseyn hätte vervollständigt werden sollen, und daraus schloß ich, daß, da des Menschen Schicksal nicht vollendet, der Mensch selbst auch nicht der Schlußstein der Schöpfung seyn könne. Er ist in dieser nur eine flüchtige Episode, deren Entwicklung sich in der Haupthandlung verliert. Ich sah ein, daß dieses Leben voll Spott und Irrthum, welches wir hier auf Erden führen, und welches sonst wie das ironische Spiel eines bösen Geistes erscheinen würde, im Gegentheil gerade das ist, was es in dem stets lebendigen und fortschreitenden System einer nie rastenden Schöpfung seyn soll. Ich lernte endlich eine vollständige, eine erhabene Schöpfung begreifen, deren großes Ganze den unruhigen Zweifeln unseres so leicht zu erschütternden Glaubens nichts zu wünschen übrig läßt, und welche verdiente, Gottes Werk zu seyn, wenn sie es nicht wäre. Und das Gewicht dieser Ueberzeugung hat mich in den Staub niedergeworfen, weil sie im Lichte so hoher Gewißheit, so vieler Vernunftschlüsse zu mir gelangte, daß ich nicht glauben konnte, sie komme nur aus mir selbst.

Aus mir! großer Gott! aus einem wankelmüthigen, schwachen, reizbaren, inkonsequenten Wesen, welches sich in seinem eigenen Lebenslaufe täglich irrt und in dem menschlichen Schlamme sich herumwirft, wie in den Windeln seiner Wiege; aus einem jener Greise im Mannesalter, welche ihr leibliches Gefängniß schon lange belästigt und welche im Kampfe gegen das Leben die Triebfedern ihres Muthes abgenüzt haben! Wahrlich, ich bin weder ein Sektirer, noch ein Thaumaturg, noch ein Prophet; ich bin kein Philosoph, ich würde sogar Bedenken tragen, ein Denker zu seyn, im weitern Sinne des Wortes, weil die Fähigkeit, zu denken, beinahe immer schlecht gebraucht wird. Die Wahrheit hat sich mir weder in Mosis brennendem Busche, noch in Numas

Hain geoffenbart; sie hat mich weder auf Elias Wagen, noch auf Abaris Pfeil in die Wolken erhoben; sie ist weder in einer leuchtenden Offenbarung wie zu den Evangelisten, noch in strahlender Begeisterung wie zu den Dichtern zu mir gelangt. Ich habe sie mit der Aufrichtigkeit einer reinen Seele gesucht, und vielleicht habe ich sie gefunden. Wenn dem so ist, so werdet ihr sie an einem untrüglichen Zeichen erkennen: ihr werdet sie verstehen. Alles, was einem aufmerksamen Geiste nicht verständlich ist, alles, was die Seele nicht mit der Klarheit der Erinnerung und der Lebhaftigkeit des Gefühls fassen kann, ist nur Wahrheit des Dialektikers, Wahrheit des Sophisten, eine scholastische und Bücherwahrheit, das heißt Irrthum oder Lüge. So bald man in sich selbst den Unterschied dieser beiden Wahrheiten erkennt, und mehr fordere ich nicht von denen, die mich zu lesen würdigen, werden sie auch so viel wissen, als ich, wenn ich etwas weiß, sie werden besser wissen als ich, ob ich irre, und können mich verlassen oder mir folgen.

Dieser Anfang wird abstoßender ausgefallen seyn, als ich wünschte, aber wir werden mit einigen Schritten herausgelangen. Die Schwierigkeit, der ich begegnete, ist unvermeidlich, wenn man auf noch nicht gebahntem Wege zu einer noch nie geöffneten Pforte gelangen will. Doch werde ich diese nicht gewaltsam aufbrechen, denn ich habe den Schlüssel dazu.

Es wäre heutzutage wohl unnütz, auf den Spott umständlich zurückzukommen, mit dem die Genesis in dem traurigen Zeitalter der Philosophen überhäuft worden ist. Zwei Worte werden genügen, dieses Treiben gehörig zu würdigen, das nichts ist als der Ausdruck eines unwissenden Pedantismus und eines leichtfertigen Eigendünkels. Erstens: die Tage der Genesis waren nicht Tage von vier-und-zwanzig Stunden, wie einige einfältige Scholiasten haben beweisen wollen. Die tägliche Vertheilung unserer Stunden gehört unserem Erdball an, welcher noch nicht geschaffen war, als das Licht geschaffen wurde, durch eine Macht, welche nicht, wie unser Pariser Institut, gerade Osten in Bercy und Westen in Vaugirard hatte. Die Tage der Schöpfung sind also nach dem Laufe einer andern Sonne berechnet, welche nicht die des Menschen ist, und deren Lauf kein Mensch kennt. Zweitens: die Sternkunde, die Physik und die Naturgeschichte der Bibel sind keine dogmatischen, sondern sinnliche Thatsachen. Diese Lehren sind dem menschlichen Verstande mit weisem Maaße zugetheilt worden, und sind also dem mittlern Grade der Fassungsgabe der Menschheit angemessen. Sie sind ganz, was sie seyn sollen, weil sie für den Menschen bestimmt sind, und zwar für den aufdringlichen Menschen, dessen Natur eine vollkommene Lehre nicht ertragen hätte, und gerade ihre scheinbare Unvollkommenheit macht ihre Spezialität aus. Es gibt einen Katechismus für den wilden Irokesen, es gibt einen für Pelisson und für Turenne, es gäbe einen für Sokrates, wenn Sokrates wieder auf die Welt käme; die Bibel ist für Alle. Indem uns Esra und andere Rhapsoden der Bibel die Geschichte der Schöpfung des Menschen für den Menschen zuschneiden wollten, ohne Ehrfurcht für das augenscheinlich Unbestimmte, welches der göttliche Schriftsteller darin ließ, haben sie die Genesis völlig entstellt. Je mehr man auf den ersten Text und die ersten Ausleger derselben zurücksieht, desto mehr überzeugt man sich, daß die Woche der Schöpfung nicht vollständig ist, und daß darin einer jener Tage fehlt, deren Minuten Jahrhunderte sind.

Dieses ist keine verwegene Behauptung. Schon der h. Hieronymus und der h. Augustinus haben sich damit beschäftigt; die ältesten Commentatoren, welche Johann Mercerius angibt, glaubten, daß dieser weggelassene Tag durch die Schöpfung der, dem Menschen überlegenen, höhern Geister ausgefüllt worden, und daß dieser Tag der zweite seyn müsse, was jedoch dem bekannten, fortschreitenden Gange der schöpferischen Kraft nicht angemessen ist, die stets vom Einfachsten zu dem Vollkommenen fortschreitet, wie wir später sehen werden. Neuere hebräische Kritiker verbesserten diesen Fehler auf eine sehr rationelle Weise, indem sie in diese Lücke den sechsten Tag setzten und, wie ihre Vorgänger, diesem Tage die Schöpfung des intuitiv-erkennenden Wesens (être compréhensif) zuschrieben, so daß, nach ihrer Hypothese, das vollkommenste Wesen der Schöpfung gleich nach dem Menschen, in der logischen Ordnung der Progression, zum Vorschein kommt. Diese kamen der Wahrheit nahe, ohne es zu wissen und ohne sie zu kennen, indem sie in eine schon vergangene Zeit setzten, was doch nur unfehlbare Nothwendigkeit der Erfüllung der Dinge ist, oder vielleicht offenbarten sie nur, was ihnen zu offenbaren gegeben war; aber der Grundsatz war gewonnen, und er steht fest. Der weise Ambrosius Catharin, Erzbischof von Gonza, erklärt diese Zurückhaltung, indem er sagt, der Mensch sey weder fähig, noch würdig, dieses Geheimniß zu fassen. Es ist auch in der That ein wundervolles Geheimniß, der Begriff eines zwischen Gott und den Menschen gestellten Wesens, ein Begriff, den übrigens die Kirchenlehre selbst ihren Gläubigen gibt, obschon diese Idee aus keiner Stelle der heiligen Schrift ausdrücklich hervorgeht, in welcher der Engel nur als ein Geschöpf sui generis, von Gott als Botschafter gebraucht, bezeichnet wird.

Hier ist also eine Thatsache der Anschauung, nicht der Offenbarung, und eine Thatsache, welche allen Menschen, allen Jahrhunderten und allen Glaubensweisen gemeinschaftlich ist, nämlich die nothwendige Existenz eines intuitiv-erkennenden Wesens. Hier ist ein ans

der Kritik der heiligen Schrift sich ergebendes Faktum, ein von Christen und Juden, Gelehrten und Heiligen anerkanntes Faktum, nämlich die materielle Lücke von einem Tage in der mosaischen Woche der Schöpfung. Ich weiß darnach und werde darthun, daß die intuitiv-erkennende Gattung seyn und die Schöpfung sich seiner Zeit darin vollenden wird.

Was ich hier niederschrieb, richte ich an meine Brüder, die Christen, welche ein ungerechter Zweifel hätte abhalten können, mir bei den Entwicklungen zu folgen, wozu mich diese Vordersätze führen werden, und ich bemerkte dies, um ihnen zu zeigen, daß die Wahrheit, die ich durch sie selbst, das heißt dadurch, daß ich sie ausspreche, beweisen will, den Lehren der heiligen Schrift durchaus nicht zuwider läuft, sondern im Gegentheil die Entwicklung dieser Lehren ist. Und jezt verlasse ich die Theologen und befrage die Weltweisen; ich lerne von denen, die nichts glauben, und wenn wir, um den unbekannten Weg, auf welchen ich mich wage, zu erhellen, der unendlichen Lichtmasse, die heutzutage die Welt beleuchtet, einige Strahlen entlehnt haben werden, schreiten wir auf diesem Wege ohne Hinderniß fort; denn was ich dann noch zu sagen habe, erfordert von meinen Zuhörern nur Aufmerksamkeit und guten Willen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Die Opernbälle.

Da dieses Jahr der Fasching so kurz ist, so haben sich die Tanzlustigen und die Ballunternehmer getummelt, um die kurze Zeit recht zu genießen oder genießbar zu machen. Es ist daher beinahe von nichts als von Bällen die Rede, und man sollte glauben, die Pariser haben kein anderes Geschäft, als zu tanzen. Vor Allen zeichnet sich durch ihre Bälle die große Oper aus, und der berühmte Dr. Veron ist in diesem Augenblicke der größte Balletmeister Frankreichs. Schon nach dem lezten Ballette: „der Aufruhr der Weiber des Serails,“ soll ihm die Regierung das Ordenskreuz der Ehrenlegion wegen des glänzenden Zustands der Oper angeboten haben, der ihm hauptsächlich zu verdanken ist. Er aber soll aus Bescheidenheit geantwortet haben, nicht ihm, sondern der unübertrefflichen Taglioni gebühre Ehre und Preis. Da man nun aber eine Demoiselle, wäre sie auch die erste Tänzerin von der Welt, nicht in die Ehrenlegion aufnehmen kann, so ist weder er, noch sie hineingekommen. Dr. Veron war indessen viel zu bescheiden; denn was wäre aus der Oper ohne sein rastloses Bemühen, sie empor zu bringen, geworden? Zwar meinen strenge Kunstrichter, Dr. Verons Eifer äußere sich nicht immer auf die löblichste Art, und es laufe etwas Windbeutelei mitunter, besonders in den prunkenden Ankündigungen, die er über seine Leistungen in die Zeitungen einrücken läßt, oder die seine Freunde besorgen. Man muß jedoch dem Direktor etwas zu Gute halten. Er hat eine schwere Aufgabe zu lösen. Paris ist voll von Schauspielen; die Pariser können jeden Abend unter zwanzig angenehmen Unterhaltungsarten wählen. Um daher den großen Opernsaal zu füllen, bedarf es ungewöhnlicher Anstrengung. Das Publikum muß unaufhörlich an die Wunder und Zaubereien erinnert werden, welche Dr. Veron ihm vorführt. Er muß, wie auf dem Jahrmarkte, Leute an die Thüre seiner Kunstbude stellen, welche die Vorbeigehenden durch Trompetenstöße und anlockende Reden herbeiziehen, damit sie nicht in die Kunstbude des Nachbars ihre Kreuzer tragen. Nachdem der Wunderdoktor die Oper und das Ballet wieder auf einen höchst achtbaren Fuß gestellt hatte, kam es darauf an, auch den längst in Verfall gerathenen Opernbällen wieder zu Ehren zu verhelfen. Schon im vorigen Jahre machte er einen Versuch dazu, der nicht übel ausfiel; aber seine besten Einfälle hat er für dieses Jahr aufgespart. Erst im Jahre 1834 sollte Paris sehen, was ein Veron erfinden kann, um die unersättlichen Pariser zu belustigen. Der Zufall kam ihm dabei zu statten. Es mußte der König von Spanien sterben, damit das spanische Ballet einstweilen eingestellt werden und sich nach Paris begeben könnte, und so hat denn Paris durch Ferdinands Tod und Verons Fürsorge ein Schauspiel bekommen, das ihm sonst nicht zu Theil geworden wäre, nämlich Boleros, Manchegas, Zapateados und dergleichen auf dem Opernballe. Ohne diesen Umstand würde Paris die allerliebste Senhora Dolores Serall und die Senhora Manuela nicht bewundern können mit ihren südlichen Tänzen, von deren Lebhaftigkeit und Anmuth man hier nur einen unvollständigen Begriff hatte. Die Völker haben von der Züchtigkeit beim Tanze verschiedene Begriffe. Gewiß ist der Ballettanz bei der hiesigen Oper nichts weniger als züchtig; dennoch würde das Pariser Publikum über die Unanständigkeit eines andalusisch-maurischen Tanzes schreien, wenn man ihm denselben in seiner ächten Gestalt vorführte. Man sagt, aus diesem Grunde habe der Operndirektor die Senhoras gebeten, ihre südliche Gluth etwas zu dämpfen und den maurischen Tanz nur in ganz gemäßigter Gestalt den Parisern vorzuführen. Es scheint, die Pariser Damen fürchteten Anfangs, sie würden Anstands halber dem Tanze der spanischen Balladeros nicht beiwohnen können, und es fragten einige wirklich, ob man ohne Erröthen dem neuen Schauspiele zusehen könne. Ueberhaupt macht der Tanz jezt der Polizei und den Ballentrepreneurs viel zu schaffen. Die jungen Leute von schlechtem Tone in Paris haben einen Tanz, gegen welchen die Polizei zu Felde zieht. Im vorigen Jahre mußte der Opernball einmal unterbrochen werden, weil ein Trupp junger Leute ihren Zapateado, des Verbots ungeachtet, aufführen wollte. Auch kommt es ziemlich häufig in dieser Jahrszeit vor, daß junge Leute vor das Polizeigericht geführt werden, weil sie sich erlaubt haben, den unanständigen Tanz in irgend einer Kneipe der Vorstädte aufzuführen. Jene spanischen Tänze sind nicht der einzige Reiz der diesjährigen Opernbälle. Dr. Veron hat auch den Einfall gehabt, den Parisern die Trachten der vorigen Jahrhunderte darzustellen. Die berühmtesten jungen Künstler sind von ihm aufgefordert worden, Zeichnungen dieser Trachten zu liefern. Dies war eben nicht nöthig; es hätte nur einen mittelmäßigen Künstler gebraucht, um solche Trachten nach vorhandenen Bildern genau zu kopiren; Fleiß war hier wichtiger als Kunst; allein die Namen sind von großem Gewicht in Paris, und wenn der Operndirektor ankündigen kann: diese Trachten sind nach den Zeichnungen Paul Laroches, Cicéris u. s. w. verfertigt, so thut dies eine viel größere Wirkung, als wenn es bloß hieße, man habe sich nach den Porträts und Miniaturgemälden in alten Handschriften gerichtet.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 34.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 8. Februar 1834.

— Umzuschaffen das Geschaffne,
Wirkt ewiges, lebend'ges Thun;
Und was nicht war, nun will es werden,
In keinem Falle darf es ruhn.

Goethe.

Von der menschlichen Palingenesie und von der Auferstehung.

(Fortsetzung.)

Die Geologie hat ihre Genesis nicht niedergeschrieben, und dies war auch der Mühe nicht werth; denn sie ist in der ganzen Natur geschrieben. Die Geologie, übrigens eine herrliche Wissenschaft, ist nur eine Experimentalwissenschaft, eine Wissenschaft der Thatsachen. Sie gehört ganz der Vergangenheit an. Diese geologische Genesis wollen wir deutlich, handgreiflich und sprechend auseinanderlegen. Hier ist sie.

Im Anfange wurde die Materie, die Materie, die hier in Luftströmen sich ergießt, dort in klingenden und leuchtenden Flüssigkeiten sich ausbreitet, in Atome und Monaden sich zertheilt, begabt in allen ihren Theilchen mit dem Vermögen, zu seyn und hervorzubringen, erfüllt mit dem Triebe des Fortschreitens, der befruchtenden Liebe, der alma Venus des Lucretius, das heißt, mit dem Prinzip der Bewegung und des Wachsthums, dem unsterblichen Beförderungsmittel aller Existenz. Und dieses war am ersten Tage jenes Zifferblatts, dessen Eintheilungen wir nicht zu bezeichnen, dessen Durchmesser wir nicht zu berechnen vermögen. Die Materie folgte den Gesetzen ihres Wesens, sie sollizitirte, sie antizipirte sie zuweilen, faßte Antipathien, unterwarf sich gewissen Affinitäten, bildete sich zu Kugeln, Würfeln, Prismen, Polyedern aller Art, wurde Welt oder Sand, gleichviel! Sie wuchs, dehnte sich, vergrößerte sich durch Juxtaposition. Dies war ein Beginn von Leben und geschah den zweiten Tag.

Die Lebensungeduld in ihr ließ sie nicht stille stehen. Ihre Poren öffneten sich auf einmal einem Saft, einer Cirkulation, dem neuen Phänomen einer nährenden Intus-Susception. Sie ging von ihrer ursprünglichen Weise des Wachsthums auf eine erst willkührliche, dann regelmäßige, dann endlich beständige Weise von Wiedererzeugung über. Ihre dunkeln, mechanischen Affinitäten machten einer beinahe vernünftigen Sympathie Platz. Sie wuchs, sie erhielt Geburt, Leben und Tod, den Tod, das nothwendige Erforderniß bei Allem, was sich vervollkommnet, und den das Steinreich nicht kannte. Sie bildete aus diesen seit Jahrtausenden angehäuften, fruchtbaren Trümmern von Generationen einen jungfräulichen Humus, in welchem alle Pflanzen der Erde in einer unendlichen Reihe von Gattungen keimten. Dieses war der dritte Tag.

Die Pflanzenwelt lebte bloß, sie mußte auch empfinden. Die immer thätige Materie trachtete so lange nach neuen Verwandlungen, bis sie Organe erhielt,

nämlich die Fähigkeit, zu empfinden, die Fähigkeit, äußere Gegenstände zu fassen, und das Vermögen, sich von der Stelle zu bewegen. Die Thiere kamen zum Daseyn, und der vierte Tag verstrich wie die andern, in drängenden Trieben, in Versuchen, Fortschritten und Entwicklungen. Die vollkommenern Gattungen wurden gesellig, arbeitsam, erwerbsam, gestachelt von jenem unersättlichen Trieb, der alle Geschöpfe in Unruhe erhalten wird bis zum Tage der Ruhe.

Der fünfte Tag war der Tag des Menschen oder des denkenden Wesens, und dieser fünfte Tag ist der lezte der philosophischen Schöpfung. Weiter kann man nur durch Induction gelangen, und jede wäre falsch, wenn der Mensch, wie er es sagt, aber ja nicht glauben darf, wirklich das höchste und vollkommenste Wesen einer rationellen Schöpfung wäre. Aber wenn dem so wäre, würde der Mensch nicht mehr nach Veränderung trachten, und kein Geschöpf hat es mit größerer Ungeduld versucht, die Grenzen seiner Sphäre zu überschreiten. Empört gegen die Armuth seiner Organisation, die Trüglichkeit seiner Hoffnungen, das Elend seines Schicksals, sucht er nur sich selbst und andere über den Besitz der Eigenschaften zu täuschen, die ihm fehlen; und der Haß gegen diese Schöpfung, deren Geheimniß er nicht zu ergründen vermag, hat ihn gegen seines Gleichen grausam und gegen seinen Schöpfer undankbar gemacht. Er entrüstet sich über die erniedrigende Unwissenheit, worin die Natur ihn hält, und lästert in seinem gereizten Stolze, weil sein eitles Wissen ihn nicht dahin gebracht hat, zu begreifen, daß er selbst auch nur die vergängliche Schöpfung eines der Tage der Welt sey.

Alle Entwicklungen, welche durch den schöpferischen Instinkt der Materie hervorgerufen worden, sind zu ihrer Zeit in Erfüllung gegangen: Wachsthum, Leben, Gefühl, Gedanke. Der noch nicht erfüllte Schritt, welchen der menschliche Instinkt thun möchte, ist die anschauliche Erkenntniß der Wahrheit.

Ich wünschte nicht, daß man mir vorwerfen könnte, was sich einer meiner Lieblingsschriftsteller selbst vorwirft, nämlich Dunkelheit, indem man sich kurz zu fassen sucht. Diese Entwicklungen der schöpferischen Materie, wie wir sie so eben rasch überblickt, wollen wir daher in ihren zeugenden Fortschritten einen Augenblick verfolgen; doch fordert nicht zu viel von mir, denn ich habe wenig Zeit, wenig Platz und wenig Wissenschaft.

Das Steinreich spaltet sich in Gattungen, Familien und Arten; es ist in seiner Art vollkommen. Der Tag seiner Schöpfung neigt sich seinem Ende zu, aber ein anderer muß anbrechen. Da modifizirt sich das vorherrschende Wesen und vervollkommnet sich; im Magnet erhält es zwei Sinne auf einmal, die Anziehung, welche von weitem die sympathischen Körper herbeiruft, und die Polarität, welche uns später den Weg der Meere geöffnet. Doch dies ist nicht Alles: es erhebt sich in baumähnlichen Stämmen, sproßt in Fäden gleich Zweigen, breitet sich aus in zierlichen Blattformen, fasert sich im Amianth in haarähnlichen Fibern, bricht im Cobalt in bunten Blumenkronen auf, oder flockt sich in der Magnesia in wollichtem Schimmel, rollt sich bei manchen gediegenen Metallarten in glänzende Körner oder dreht und höhlt sich eiförmig um gewisse Krystalle. Und allermittelst kommt die trockene, schuppige, unter der Hand zerreibliche, dem Ansehen nach metallähnliche Flechte, die sich auf dem Metalle festklammert und für den Naturforscher noch lange ein Schwankendes zwischen Oryd und Pflanze bleibt. Damit ist das lebendige Wesen in die Familie der Cryptogamen eingegangen: das Moos starrt wie von thönernen und ehernen Urnen; das Farrenkraut kräuselt seine Blättchen um kiesartige, ocherhaltige Cylinder, und der Erdschwamm überschattet seinen Fuß, indem er sich über demselben wie der Helm eines Klappersteins wölbt.

Unermüdlich verfolgt die Materie ihre organischen Eroberungen: die Pflanze strebt zu empfinden; in den Sinnpflanzen erbebt sie bei der Berührung, in den Fliegenfängern (Dioneen) zuckt sie, bewaffnet und wehrt sich, in der fleischfarbigen Anemone (Clitia), welche die Sonne sucht, in sie schaut und sich nach ihr wendet, sieht sie, im Palmbaum wählt, liebt sie und zieht an sich; in allen Gattungen aber hat sie das Gefühl von Tag und Nacht und den geringsten Zeitabschnitten. Sie grenzt an das empfindende Wesen in dem Byssus, den Conferven und den Polypenhäusern, sie nähert sich dem Thiere, sie bevölkert sich.

Die Wissenschaft muß Namen schaffen für diese Zwischenklasse von Gattungen, und da die erst erfundenen Namen gewiß bezeichnend und wahr sind, so nennt sie sie Zoophyten, das heißt Thierpflanzen.

Dieses schöpferische Prinzip geht sofort immer weiter, aber in Stufenfolgen, welche für die gemeine Aufmerksamkeit unmerklich sind, indem es den Typus seiner plastischen Formen jedesmal kaum verändert. So spiegelt sich mit immer neuen Eigenschaften die Sternstrahlung, welche am Firmamente glänzt, in einer Menge von Krystallisationen und Metallen ab; sodann ist sie schon in den Kelch der Rosaceen übergegangen, vervielfältigt sich in den zierlichen Einschnitten der Sternkorallen (Madreporen), ihren blätterartigen Einwachsungsstellen und ihrer scheibenförmigen Blattbildung. Später findet ihr diese Sternstrahlung wieder in den Wirbelthieren, und in den Wirbeln selbst, welche die Trümmer der fossilen Welt mit so vielen Sternsteinen besäet haben. Während der sensitive Schwamm (fungus) tief im Wasser unter einem Korallenwalde sein glattes, mit feinen,

zerbrechlichen Blättern geschmücktes Gewölbe ausbreitet, ganz wie es sein Pflanzenbruder mitten auf frischem Grasplatze des Waldes thut, klammert sich die empfindliche, sich bewegende Skolopender an die feuchten Felswände mit mehr Fingern an, als das Milzkraut, und windet sich die Schlange um die schlanken Stämme mit mehr Ringeln, als die Liane. Dieses abgedorrte Blatt, welches noch vor den kalten Herbsttagen durch Zufall von dem Gipfel jener Linde herabgeweht zu seyn scheint und wirbelnd zur Erde fällt, seht nur nach, es ist ein Schmetterling; und dieser hübsche Argus, welcher dahinflattert, würdet ihr ihn nicht für ein fliegendes Wintergrün halten? Die Vogeleier selbst sind nur ein Saame, den die Sonne nicht befruchten kann, und welcher nichts hervorbringt, wenn er nicht durch die Mutter ausgebrütet wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Ehe wir den großen Platz del Valle erreicht hatten, trieb uns unser Führer in den Pallast eines Grafen, dessen Namen ich vergessen habe. Dieser Besuch galt weniger den Kopien sämmtlicher Werke Canovas, welche rings eine schöne, helle Rotunde schmückten, als einem höchst kunstvollen, den Sturz der Engel vorstellenden Gebilde, das gegen sechzig Figuren enthielt, die sämmtlich aus einem Marmorstücke geformt waren. In Zeichnung, Gruppirung, in dem charakteristischen Ausdrucke der Gesichtsbildungen zeigte sich eine humoristische Auffassung, welche dem Künstler Ehre machte. Wir hatten den Grafen in seiner ganzen Häuslichkeit überrascht; neben dem Perseus des Canova stand ein Kinderwagen, und bei dem Haupte der Medusa lag eine Puppe. Auf dem genannten Platze befindet sich auch die heilige Kirche der Justina, eine der berühmtesten in ganz Italien. Sie ist oft beschrieben, und ihre einzelnen Vorzüge, z. B. vortreffliche Holzschnitzereien sind vielfach hervorgehoben. Unter den Gemälden tragen viele den Namen eines Paul Veronese und anderer Meister, allein wir hatten wenig Sinn dafür, weil die ewig wiederkehrenden Märtyrergeschichten die blutigen Gegenstände waren. Man wird dieses endlosen Siedens und Bratens, dieser Annagelungen, Durchpfählungen zuletzt herzlich müde. Der Platz del Valle ist berühmt durch seine Statuen, die in bunter Reihe rings seine Einfassung bilden und nach dem Maaßstabe aufgestellt seyn sollen, in welchem jeder dieser Männer in Padua seine Studien, und der Universität durch seine Gelehrsamkeit, seinen spätern Ruhm oder seinen Stand Ehre machte. Wir sagten unserm Führer, daß seine Landsleute an vielen Verstümmelungen dieser Bildsäulen Schuld seyen, ja, daß sie manche gänzlich ruinirt haben. „Allerdings," antwortete er; „die Franzosen richteten die Podestas und die Professoren zu Grunde, aber nur diese, weil die Revolution gegen das Gouvernement und den Aberglauben Krieg führte."

Gegen Mittag hatten wir unsern Weg vollendet und berathschlagten, ob wir auf der Brenta in der Nacht, wo sich Alles den Augen verbirgt, unter den Ausdünstungen des unreinen Flusses und einem bunten Mischmasch von Passagieren auf dem täglichen Marktschiff unsere Fahrt nach Venedig fortsetzen, oder uns selbst einen Wagen miethen sollten, und zogen das Leztere vor. Die Ufer der Brenta sind bekannt durch die große Anzahl fortlaufender Villen, welche aus grünen Pflanzungen unabsehbar mit weißen Lichtschimmern hervorblicken. Hier sucht euch die Formen und Grundrisse aus, wenn ihr vor den Thoren eurer Landstädte und Residenzen eine geschmackvolle Verzierung der Straße anbringen wollt! Welche Mannichfaltigkeit in diesen Bauten! Wie alterthümlich und in welch verschollenem Geschmack auch mancher dieser Lustsitze entworfen seyn mag, so ist doch keiner, welcher sich widrig ankündigte oder dem Auge Zwang verursachte. Dies ist die Folge der blühenden Umgebungen. Die Villen der Brenta gehören weniger den Bewohnern Padua's an, als den Venetianern, welche hier erst festes Land unterm Fuße haben. Auch wir hatten den Kontinent in Fusina, dem kleinen Hafen einer der größten venetianischen Lagunen, zum leztenmale betreten. Hunderte von Schiffern umringten uns, die Dienste ihrer schwarzen Barken anbietend. Die Zollbedienten forderten unsere Pässe in die Kanzlei und betrachteten unser unverdächtiges Gepäck von allen Seiten. Jezt endlich haben wir unter den Gondeln gewählt, die Effekten sind geborgen, unsere Personen polizeilich legitimirt, und die Schiffer stoßen vom Ufer. Dort liegt Venetia, aus den salzigen Fluthen auftauchend, die untergehende Sonne schlägt mit glühenden Strahlen an die fernen, marmornen Punkte, es ist ein mährchenhafter Traum, von dessen Zauber wir gebannt sind. Aber wir rücken der Wirklichkeit immer näher, die Barke gleitet schnell über den tief blauen Spiegel, unsere Hoffnungen stecken wir als schwellende Segel auf, und die Flagge der Lust und Freude ist das Zeichen, welches uns dort drüben Einlaß verschaffen wird.

(Schluß des dritten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Die Opernbälle.

Vielleicht ist die Darstellung der Trachten der vorigen Jahrhunderte jezt ungetreu; denn jeder berühmte Künstler wird etwas von seiner Erfindung haben hinzuthun wollen. Dies ist aber dem Publikum, dem es auf Opernbällen um archäologische Richtigkeit nicht sehr zu thun ist, völlig gleichgültig. Man hat sich hauptsächlich an die Hoftrachten gehalten, da diese die glänzendsten sind und daher auch am meisten ins Auge fallen. Erst nach diesem doppelten Schauspiele beginnt der französische Tanz auf dem Opernballe. Seit wenigen Jahren hat die sogenannte Galoppade, oder, wie man jezt kürzer sagt, der Galopp, auf großen Bällen eine große Wichtigkeit erlangt; daher denn auch auf dem Opernballe jezt viel galoppirt wird. Um nun auch diesem Tanze etwas Eigenes zu geben, hat Veron die ausgezeichnetsten Tonkünstler, als Boyeldieu, Auber, Herz, Meyerbeer, Rossini, bewogen, Tanzstücke zum Galopp zu komponiren, was auch geschehen ist; einige bekannte Musikfreunde, wie der Prinz de la Moskowa, Madame G. Lavigne und andere, haben ebenfalls solche Tanzstücke geliefert, und somit kann sich die Oper rühmen, leichte Musikstücke von den berühmtesten Tonsezern in Paris zu haben. Daran hat Veron wohl gethan, und einige dieser Tonsezer, wie Rossini und Boyeldieu, welche schon lange keine Opern mehr sezen, sind dadurch wenigstens veranlaßt worden, ein Lebenszeichen von sich zu geben. Zwar hat Rossini vor einiger Zeit zu der Kirchweihe des Dorfes neben dem Aguadoschen Schlosse, worin er sich während der schönen Jahrszeit aufhält, die Kirchenmusik gesezt; lieber hätte man aber wieder eine Oper oder Operette von ihm. Das Sezen scheint ihm aber nicht mehr so leicht von der Hand zu gehen, als vor zwanzig Jahren. Hat er die Ueberzeugung, daß er seine ältern Opern nicht mehr übertreffen wird, so thut er wohl daran, daß er sein Talent nicht verschwendet, ist es aber Trägheit oder Unlust, so muß man bedauern, daß der berühmte Maestro die Zeit seiner männlichen Kraft ungenüzt verstreichen läßt. Was Boyeldieu betrifft, so ist leider sein körperlicher Zustand Schuld an seiner Unthätigkeit. Er hat fast ganz seine Stimme verloren und kann sich nur mit Mühe verständlich machen. Auch haben seine lezten theatralischen Versuche bewiesen, daß er nicht mehr der Mann ist, der Seitenstücke zu dem Jean de Paris, dem Chaperon rouge und der Dame blanche liefern könnte. Boyeldieu wird alt und seine beste Zeit ist vorbei. Einige Zeitungen hatten sogar angekündigt, er befinde sich in höchst dürftigen Umständen. Diesem hat er jedoch selbst widersprochen, und obgleich von Wohlleben bei ihm nicht die Rede ist, so hat er doch zu leben und kann für die Zukunft unbesorgt seyn. Mit allem oben Angeführten hat sich aber Veron noch nicht begnügt. Er hat eine Lotterie von schönen Sachen aus den besten Waarenlagern von Paris veranstaltet. Ein Opernbillet, das sonst nur sechs Franken kostete, kostet jezt zehn Franken. Mit diesem Eintrittsgelde bekommt man ein Lotterieloos, die Ziehung hat aber nicht während der Vorstellung, sondern erst beim nächstfolgenden Balle statt, zu welchem man folglich wiederum ein Billet von zehn Franken kaufen muß. Die Spekulation ist von Seiten des klugen Direktors so übel nicht; allein man meint, sie sey seiner unwürdig und sehe so ziemlich aus wie die der englischen Fuhrentrepreneurs, welche, um viele Kunden zu bekommen, die Passagiere auf den Poststationen freizuhalten versprechen. Der Direktor sorge für die Unterhaltung des Publikums während des Balls; er mag spanische und französische Tänzer auftreten lassen, alle Künste in Anspruch nehmen, um die Sinne der Zuschauer und Theilnehmer zu fesseln; aber die Lotterie sollte er bei Seite lassen, denn sie hat mit dem Balle nichts zu thun und erscheint als baare Charlatanerie. Allein in Paris, wo das Marktschreierwesen so allgemein ist, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, muß man einem Theaterdirektor schon etwas verzeihen, was in dieses Fach einschlägt. Im Grunde kostet ihn die Lotterie doch etwas und einige der Ballbesucher gewinnen dabei. Es gibt manche Marktschreierei, welche die Welt betrügt und wobei Niemand gewinnt, als etwa der Marktschreier selbst.

Dg.

Auflösung der Räthsel in Nr. 28:

Teufelsdreck. Höllenstein.

Charade.

(Gegenstück zu der in Nr. 216 v. J. mitgetheilten.)

1. 2.

Mitten im Herzen
Wurzle und keim' ich, umflattert von Scherzen;
„Liebe, Musik und ein goldener Wein
„Senkten mich ein,
„Locken hervor mich, wie Sonnenschein."

Roth im Gesicht,
Grüß' ich als Blume des Tages Licht,
Strahlen und Duft in die Runde versendend,
Unmuth wendend,
Armen erquickende Früchte spendend.

3. 4.

Vom Berg herunter
Tragen sie, was mich tröstet, so munter,
Treten es, pressen es, legen es ein,
Nennen es Wein,
Siehe, wie blinket sein purpurner Schein!

Kommt er ans Licht,
Blink' ich entgegen und fehl' ihm nicht,
Und mich ergreifen beim Kopfe sie all.
Klinge, mein Schall!
Find' in den Herzen den Widerhall!

1. 2. 3. 4.

Aber aus mir
Zechen auch feinere Frau'n mit Begier,
Bringen mich gern an die dürstenden Lippen,
Freu'n sich, zu nippen,
Tauschten um mich ja sogar Aganippen.

Lärmt es wo: fort
Flücht' ich an heimlichen, stilleren Ort;
Und in den Falten des Herzens verborgen
Findet mich morgen
Mancher, den heute noch drückten die Sorgen.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 35.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 10. Februar 1834.

Oui, l'argent est plus précieux que toutes les choses du monde, et vous devez rendre grace au ciel de l'honnête homme de père qu'il vous a donné.

Molière. L'avare.

Der fette Braten.

Original-Schweizersage.

Zum erstenmale mitgetheilt von Adolph v. Schaden.

Im wildromantischen, langen Reußthale, aus welchem der geschichtlich so berühmte Kanton Uri eigentlich ganz besteht, und nicht sehr fern von der Stelle, wo sich die Reuß in den Vierwaldstädtersee ergießt, erhoben sich noch gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die verfallenden Zinnen der Evenbacher Burg, deren lezten Ueberreste in unsern Tagen gänzlich verschwunden sind. In dieser Burg hausete zu jener Zeit der Landeshauptmann von Uri, Herr Zweier von Evenbach. Er war ein runder, fünfzigjähriger Wittwer, aus dessen kleinen grauen Augen und rothem Vollmondsgesichte die Behaglichkeit leuchtete. Herr Zweier behauptete, wie nach ihm der berühmte Raimund Montecuculi, stets: man bedürfe zum Kriegsführen, wie zu Allem im menschlichen Leben, nur der Dinge drei, nämlich des Geldes, des Geldes, und noch einmal des Geldes, und von solcher Theorie ganz durchdrungen, suchte der Rittersmann Schätze auf Schätze zu häufen; er war mit einem Worte ein schmutziger Geizhals und eben nicht sehr um die Mittel verlegen, seiner Hauptleidenschaft zu huldigen. Nur in einem Falle sparte Herr Zweier der Batzen nicht; wenn es nämlich darauf ankam, die Gurgel mit trefflichem Rebensafte zu spülen und dem eigenen Magen fette Bissen zu spenden, wußte des Ritters Rechte nicht, was die Linke gab, denn er war ein gewaltiger Wohlschmecker.

Es lebte dem Landeshauptmann von Uri, in Fräulein Mechtildis, ein holdes, einziges, nur erst achtzehnjähriges Töchterlein, und wir überlassen es des geneigten Lesers Phantasie, das Mädchen mit allen nur denkbaren Reizen auszustatten; wenn ihr Aeußeres anmuthig war und liebreizend, war es nicht minder ihre reine Seele. Nun gab es aber zu jener Zeit im Reußthal einen gewissen Junker Pfyfer; der junge Bodo war arm, allein von schöner Leibesgestalt, bieder und wacker wie die Altvordern. Die Seelen der beiden jungen Leute lernten sich erkennen, und bevor man sich's versah, schloßen beide, wie in grauer Vorzeit die Männer im Grütli, einen festen und ewigen Bund. Eines Tages nun traten die jungen Eidgenossen Hand in Hand und ganz zuversichtlich vor den Landeshauptmann hin und baten ihn, auch seinerseits diese ihre Hände auf ewig zu verbinden. Allein die groben Züge des dicken Gesichtes unseres Herrn Zweier von Evenbach verfinsterten sich ganz gewaltig, und grimmig rief er aus: „Seyd Ihr jungen Leute wohl bei Troste? Junker Bodo ist ein Habenichts, und ich meinerseits vermag meiner Tochter nicht einen Plappert *)

*) Eine geringe Schweizermünze.

mitzugeben; packt Euch von dannen und entsagt für immer Euren tollen Wünschen und thörichten Hoffnungen!“

Sanft wie ein Lamm hatte Fräulein Mechtildis bisher stets willig die beinahe unausstehlichen Launen des Vaters ertragen und sich immer als eine folgsame Tochter erwiesen, allein jezt fiel das Fräulein plötzlich aus diesem Charakter, der ihm sonst zur andern Natur geworden schien. „Wie,“ sprach Mechtildis mit hochrothen Wangen, und indem Thränen die schönen blauen Augen füllten, „wie, Vater, könnt Ihr es verantworten, also an einem Kinde zu handeln, welches Euch nie betrübte? — Ihr seyd ein arger Geizhals und Schlemmer; ein Bischen Fett von Euren köstlichen Braten würde hinreichen, der einzigen Tochter Lebensglück auf immerdar zu gründen, und selbst solch kleines Opfer vermag Eure schnöde Selbstsucht nicht zu bringen?“ Herr Zweier von Evenbach lächelte ganz absonderlich widerlich, indem er höhnisch antwortete: „Nun, nun, mein liebes Töchterlein! also arg war es nicht gemeint. Ist Dir damit gedient, so wahr Gott meiner armen Seele helfe! sollst Du unbestritten das Fett von allen Braten Dein nennen, welche ich je verzehren werde. Sammle nur hübsch emsig das Bratenfett in Töpfen, und vermagst Du aus dem Erlöse dereinst Deinem Junker Habenichts ein Stück Landes anzukaufen, dann tritt wieder mit ihm zu mir und ich will — noch einmal sey es geschworen! — Eurer Verbindung keine Hindernisse in den Weg legen. Doch bis dahin muß ich bitten, mich ungeschoren zu lassen.“ Also entschied der Landeshauptmann von Uri, und die arme Tochter mußte sich in des harten Vaters Willen fügen.

Man lebte in jenen wenig preiswürdigen Tagen des siebzehnten Jahrhunderts, in welchen in der Schweiz, wie in Deutschland, der unchristlichste und unversöhnlichste Haß zwischen Katholiken und Reformirten sich überall und bei jeder Gelegenheit kund gab. Zu Arth *) im Kanton Schwyz mußten sechs Familien, weil sie evangelischen Glaubens waren, flüchtig werden. Sie traten (i. J. 1655) weinend und flehend vor den Rath von Zürich und baten, daß man ihnen wenigstens den freien Wegzug ihres Vermögens auswirken möchte. Da schrieb der Rath von Zürich voll Mitleids nach Schwyz und bat um den freien Wegzug der Güter dieser Verfolgten. Schwyz aber schlug das Begehren ab und verlangte Auslieferung der Ausgewanderten. Wie nun die reformirten Kantone darüber das eidgenössische Recht anriefen, sprachen die Schwyzer: „Wir sind in unserem Lande Niemanden Rechenschaft schuldig, als Gott und uns selbst!“ und sie zogen die Güter der Ausgewanderten ein, warfen die Anverwandten derselben, weil sie ebenfalls evangelischen Glaubens waren, in Kerker und Banden, quälten sie auf Folterbänken und verurtheilten sogar einige zum Tode. — Dieses empörende Ereigniß gab in der ganzen Schweiz die Losung zum Bürgerkriege, und es ergriffen die reformirten Kantone gegen die katholischen die Waffen. Uri stellte sein Bundeskontingent unter die Befehle seines Landeshauptmanns. Das Banner mit dem schwarzen Stierkopf im goldnen Felde wurde erhoben, und wohlgemuthet ritt Ritter Zweier von Evenbach auf einem riesigen Falben voraus; an seinem Sattel hingen ein paar mächtige Korbflaschen, und hinter dem Kriegerhaufen her wurden auf sichern Maulthieren Pater Ambros, der Schloßkapellan von Evenbach, und Fräulein Mechtildis getragen. Der Pater blieb als geheimer Rath und Zechbruder dem Ritter unentbehrlich, das Fräulein aber verstand sich am besten darauf, seine Leckerbissen zu bereiten, und deren gedachte Herr Zweier im Felde keineswegs zu entbehren; vielleicht folgte das Fräulein auch nicht ganz ungern einem Zuge, in welchem der geliebte Bodo eine Unteranführerstelle bekleidete.

(Der Beschluß folgt.)

*) Ein wohlgebauter Flecken und Landungsplaz am Zuger See. Das reizende Gebirg, welches über diesem Orte sich erhebt, und der liebliche See mit seinen Umgebungen verleihen ihm große Anmuth. In einer Kirche des Fleckens werden noch mehrere silberne Geschirre aus der reichen Beute von Granson, worunter eine Schaale mit Karls des Kühnen Wappen, aufbewahrt.

Von der menschlichen Palingenesie und von der Auferstehung.

(Fortsetzung.)

Die Thiere, von der Ungeduld getrieben, welche Allem, was da ist, inwohnt, halten sich eben so wenig an die eben erworbene Sensitivität, als die Pflanzen an die Vegetation und die Metalle an das Wachsthum, an die Crescenz oder Creteseenz, von einigen Medicastern Cruteseenz genannt. Es regt sich in ihnen auch das Bedürfniß des Denkens (Cogitation); aber glücklicher als der Mensch, genügen sie diesem Triebe mittelst regelmäßiger, unveränderlicher Instinkte, wie sie sich in den arbeitsamen Republiken der Bieber, Bienen, Termiten und Ameisen ausprägen. Im Elephanten und im Pferde erheben sie sich beinahe zur Ueberlegung; die Fähigkeit, mächtige Zuneigung zu einem Wesen eigensinnig in der Erinnerung festzuhalten, zeigt sich im Seehunde des Polarmeers, welchem der Beobachter ungern eine Seele abspricht, und den die Alten zur Syrene oder Muse der Klippen gemacht haben. Und doch denkt der Seehund nicht, und der Hund, der für den Menschen geschaffen wurde, ist in der Wesenkette eine noch auffallendere Ausnahme. Gott gab ihn uns spät, gleichsam

als ein Ausgleichungsmittel, damit er dem Blinden ein Führer, dem Elenden ein Freund, uns Allen in jedem Unglück ein eifriger, liebkosender Tröster sey. Wahrlich, wenn treues Wohlwollen eine der ersten Bedingungen zur Auferstehung ist — und wer könnte daran zweifeln? — so bin ich fest überzeugt, daß der Hund aufersteht.

Endlich am fünften Tage tritt unter einem staunenden Volke von Ourang-Outangs und Pongos der Mensch auf. Dieser ist nun mit einem Vermögen weiter begabt, nämlich mit dem Vermögen des Gedankens, nebst Allem, was damit verbunden ist: Unbestimmtheit der Vorstellungen, Verwirrung der Worte, Auseinandergehen der Sprachen, Lehren und Meinungen; da steht er, unbekannt mit der Vergangenheit, von der er nichts wissen kann, unbekannt mit der Zukunft, von der er niemals etwas wissen wird, und in der Gegenwart etwas Besseres, was niemals war, vermissend, oder etwas Besseres, was nie seyn wird, schmerzlich ersehnend; das unglücklichste aller Geschöpfe, weil es das einzige ist, welches sein Ende voraussieht und doch keine Organe hat, dieses Ende zu verstehen, aber doch nur mit einem relativen, einem versöhnbaren Mißgeschicke behaftet, welches wie eine mahnende Strafe für das unzeitige und darum thörichte Streben nach Umwandlung seiner Natur auf ihm lastet. Ich will jene herrliche, in ihren Sinnbildern so durchsichtige, in ihren Lehren so klare, allegorische Geschichte nicht noch einmal erzählen; lest sie bei Moses.

Es ist freilich sonderbar genug, daß ich mich mit so vielen logischen Verschanzungen umgeben, mich auf so viele Beweise stützen mußte, um Schritt vor Schritt einen einfachen Gedanken zu entwickeln, welcher auf der ersten Seite des ersten Abschnitts des ersten aller bekannten Bücher, das also für die erste Unterrichtsquelle des Menschen gelten kann, geschrieben steht: — das am fünften Tage der Schöpfung erscheinende Wesen bekam den Gedanken zum Werkzeug und zum Ziel die wahrhafte Erkenntniß; allein die Unvollkommenheit seiner Organe erlaubt ihm nicht, dahin zu gelangen. Vor mehr als dreitausend Jahren ist dies gesagt, und seit dreitausend Jahren immer wieder vergessen worden.

Sieben, acht unsterbliche Geister haben alles Wissen des Menschengeschlechts mit einer die Andern demüthigenden Ueberlegenheit in sich vereinigt: Pythagoras, Plato, Aristoteles, Descartes, Karl Bonnet, Cuvier und Andere mehr. Was anders haben sie die Menschheit gelehrt, als was sie schon am Fuße von Adams Baum lernte? Der Mensch hat vergeblich vom Apfel der Erkenntniß gegessen und — muß sterben.

Die pythagoräische Lehre von der Seelenwanderung war ein sinnvoller Traum, und mich wundert nicht, daß er der Glaube mancher Völker wurde. Pythagoras wäre der zugänglichen Wahrheit noch näher gekommen, wenn er seine Theorie auf die ganze materielle Schöpfung erstreckt hätte, statt sie nur auf ein leztes, höchstes Geschöpf zu beschränken. Es gibt kein Geschöpf, das den Schlußstein der Schöpfung bildete, so lange die Schöpfung selber nicht vollendet ist, und diese Behauptung ist so einfach, daß es beinahe nicht der Mühe werth ist, sie auszusprechen. Nun aber ist die Schöpfung gewiß so lange nicht vollendet, als dem Geschöpfe ein bestimmter Trieb nach Vervollkommnung bleibt, und es einen höhern Zustand ahnt, zu dessen Begriffe und Verständnisse ihm aber die Organe fehlen. Jezt frage ich den Menschen, ob er glauben kann, daß er den Schlußstein der Schöpfung bildet?

(Die Fortsetzung folgt.)

Appellation an die Geliebte.

Zu dir drang auch die schwere Klage,
Daß ich mit wildem Uebermuth,
Im Drang der heißen Jugendgluth,
Ungern der Ordnung Fesseln trage?

Verdammest du ob dieser Sage?
Kennst du des Herzens Ebb' und Fluth?
Kennst du der Pharisäer Brut?
Löst du des Daseyns schwere Frage?

Nicht will der Ordnung Band ich sprengen,
Die Schranke nicht, die unser Leben —
Wohl weiß ich es — begrenzen muß.

Doch Willkührzwang kann nur beengen;
Will jene Regeln Liebe geben:
Auf deinen Fesseln ruht mein Kuß!

Rudolph Binder.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Januar.

Die englischen Schauspieler in Hamburg.

Vor einigen Tagen haben die englischen Schauspieler ihre lezte Vorstellung hier gegeben; ich habe mithin zur Erweiterung oder etwaigen Berichtigung meines Urtheils keine fernern Data mehr zu erwarten, und will daher auch mit meinem Berichte über diese interessante Erscheinung nicht länger zögern. Interessant darf ich die Erscheinung unbedingt nennen, und das in mehr als einer Beziehung. Die Abgeschlossenheit des Inselreiches gehörte in frühern Zeiten mit zu den charakteristischen Merkmalen, und hatte unstreitig großen Einfluß auf die Bildung des Nationalcharakters. Die unglaubliche Erleichterung und Förderung der Kommunikation hat darin eine solche Aenderung hervorgebracht, daß

auch für England mit unserer Zeit wohl eine neue Aera beginnen möchte. Freilich ist in Bezug auf Produktion und Industrie im Allgemeinen die Insel bis jezt nur einseitig, d. h. zur Ausfuhr, geöffnet, und erst in neuester Zeit fängt man dort an zu begreifen, daß es auch in dieser Beziehung nicht lange mehr möglich seyn wird, das alte System, das in Folge des Reciprocitätsprinzips des preußischen Zollverbandes schon mehrfach erschüttert ist, aufrecht zu erhalten. Und somit sind bis jezt die Folgen des vermehrten Personenverkehrs weit mehr in die Augen fallend. Während früher nur die jungen Aristokraten ihre sogenannte Tour nach dem Kontinent machten, und nicht selten ohne allen Gewinn an Kenntnissen und Sitten zurückkehrten, während andererseits die Fremden wohl zugelassen, aber als untergeordnete Wesen betrachtet wurden, und sich den steifen Verkehr mit den Eingebornen durch strenges Fügen in alle ihre Sitten und Gewohnheiten erkaufen mußten, ist jezt halb England auf der Reise, theils um die fremden Sprachen an Ort und Stelle zu erlernen, theils um Geschäftsverbindungen aller Art zu suchen, oder durch persönliche Bekanntschaft zu beleben, theils um für das erworbene oder ererbte Geld, das in der theuren Heimath nicht zum Allernothwendigsten hinreicht, im Auslande sorgenfrei und angenehm zu leben, theils endlich, um die daheim nicht mehr rentirenden Erwerbszweige oder zu häufig gewordenen Fähigkeiten als Fremde in der Fremde zu nüzen.

In diese lezte Rubrik gehören seit einiger Zeit auch die Schauspieler, und schon in dieser Beziehung ist die Erscheinung, von der ich zu berichten habe, interessant zu nennen. Daß in Paris, wo es von reichen Engländern wimmelte, auch ein englisches Theater sich einfand, konnte nur der Neuheit wegen auffallen; im Grunde war es sehr begreiflich und führte zu keinem weitern Aufschluß über den Zustand des Nationaltheaters in England selbst. Jezt erscheint die Sache in einem andern Lichte. Ein gebildeter, lebhafter und vermögender junger Mann, Kapitän Livius genannt, kommt mit einer bedeutenden Schauspielertruppe — wie man sagt, auf zweihundert verschiedene Stücke vollständig eingerichtet — mit dem Dampfschiff von London nach Hamburg, angeblich, um, auf früher erfolgte Einladung, nach Petersburg zu gehen. Die Russen sind bekanntlich sehr ausgezeichnet durch Sprachtalent, und ich zweifle durchaus nicht daran, daß in Petersburg die englische Sprache hinlänglich bekannt und geschäzt ist, um eine Unternehmung der Art erklärlich zu machen. Allein die zur Reise gewählte Jahrszeit mußte befremden; es war im November, die Dampfschifffahrt zwischen Lübeck und Petersburg hatte aufgehört, die Reise mußte also auf vielen Wagen zu Lande gemacht werden. Welcher Aufwand an Zeit und Geld! Für eine Privatunternehmung der Art mußte ein Gelingen in pecuniärer Hinsicht geradezu unmöglich erscheinen. Nach dergleichen Andeutungen hieß es denn: der Kaiser von Rußland habe die Einladung veranlaßt; auch der König von Preußen habe den Wunsch geäußert, unterwegs einige Vorstellungen in Berlin zu sehen u. s. w. Unmöglich war das Alles nicht, und es ward auch von Vielen geglaubt. Mittlerweile quartirten sich die Reisenden in den besten Gasthöfen ein, die in Hamburg eben nicht wohlfeil sind, und Kapitän Livius begann mit der Theaterdirektion zu unterhandeln, wie es hieß, weil es doch in England sonderbar erscheinen könnte, wenn man in dem befreundeten Hamburg nicht wenigstens eine Probe seiner Fähigkeiten ablegte. Es dauerte lange, bis man einig ward; endlich, am 20sten November, begannen die Vorstellungen, in der großmüthigen Absicht, für einige Engländer, die, von Paris kommend, schon früher hier gespielt, aber wenig Beifall gefunden hatten, die kontrahirten Schulden zu bezahlen. Das gefiel und fand verdientes Lob. Das Haus war voll zum Brechen und — doch nein, von den Leistungen nachher. Vier Vorstellungen wurden angekündigt; darauf ward ein neuer Kontrakt mit der Direktion abgeschlossen, und bald darauf auch mit dem Theater im allzu nahen Altona, einer Stadt von 30,000 Einwohnern, die H. Heine mit Recht zu den Merkwürdigkeiten Hamburgs zählen würde, wenn sie überhaupt merkwürdig wäre. (Dort soll, nebenbei bemerkt, das Haus wenig besucht gewesen seyn.) Es war sogar die Rede davon, ein kleineres, jezt unbenuztes Theater neu einrichten zu lassen und den Winter über in Hamburg zu bleiben; mit der Reise hatte es also keine Eile. Inzwischen reiste Kapitän Livius allein nach Berlin, um mit der dortigen Direktion zu unterhandeln; von sechs Vorstellungen wurden ihm zwei Drittheile der Einnahme offerirt, was ihm natürlich nicht hinreichend schien, um die Kosten zu decken. Er kam daher zurück. Schon ging das Gerücht, es werde diesem Unternehmer nicht besser gehen, wie seinen Vorläufern; ich glaube jedoch aus sicherer Quelle zu wissen, daß er wirklich ein wohlhabender Mann ist, der sich aber wohl hüten wird, zum zweiten Male, ohne wirkliche, bestimmte Einladung, sich auf eine so gewagte Entreprise einzulassen. Ich zweifle sehr, ob selbst in Hamburg, wo über drittehalb tausend Engländer sich aufhalten und gewiß weit mehr Englisch gesprochen und verstanden wird, als in irgend einer andern Stadt Deutschlands, die Einnahme hinreichend gewesen ist, um seine großen Kosten zu decken. Uebrigens könnte er, oder einer der Schauspieler — wenn er der Feder gewachsen ist — gewiß einen unterhaltenden Roman über diese Expedition schreiben, zumal da der beste Akteur, Mr. Charles Kean, sich in Hamburg mit der besten Aktrice, Miß Ellen Tree, verlobt hat und jezt im Begriff steht, mit ihr nach England zurückzukehren, um dort Hochzeit zu halten. Die übrigen Mitglieder sollen die Absicht haben, von hier nach Brüssel zu gehen, um dort mit einigen Landsleuten und Kunstgenossen zusammen zu treffen; die Hamburger aber haben zum Abschiede ein großes Diner auf Subscription veranstaltet.

Was hat nun alle diese, zum Theil ausgezeichneten Menschen veranlaßt, ihre feste Stellung in London aufzugeben und in solcher Jahrszeit eine so wagliche Reise zu machen? — Man sagt, der gegenwärtige Unternehmer der beiden Londoner Theater habe die Truppen in eine verschmelzen wollen, um auf diese Weise alle Rollen mit guten Schauspielern besezen zu können; den Schauspielern aber, die nur gewohnt gewesen, erste Rollen zu übernehmen, habe es nicht gefallen, sich dann und wann mit Nebenrollen zu begnügen. Mag seyn, dergleichen kommt bei uns auch vor; aber ich frage weiter: was hat denn den gegenwärtigen Unternehmer in London auf den Gedanken jener löblichen Neuerung gebracht? Und ich antwortete mit Ueberzeugung: nichts Anderes als die Thatsache, daß das englische Schauspiel, in seiner bisherigen Form und Weise, keine rege Theilnahme mehr findet, weil es veraltet ist, weil auch in diesem Zweige der Kunst die Zeit ihr mächtiges „Vorwärts!“ geltend macht, jezt in England, wie früher schon in Frankreich, vielleicht auch, weil so manche neuerwachten Interessen die Theilnahme für das Theater überhaupt geschwächt haben.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 36.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 11. Februar 1834.

Ich sehe, daß wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen.

Goethe.

Von der menschlichen Palingenesie und von der Auferstehung.

(Fortsetzung.)

Ich muß hier einen Augenblick inhalten, um einer Einwendung Raum zu gönnen, die man mir, wenn man mir bis hierher gefolgt seyn sollte, gewiß machen wird; denn ich habe gleich von Anfang vorausgesezt, daß ich mit geduldigen und entschlossenen Lesern zu thun habe.

„Was du uns da gesagt hast, wußten wir beiläufig schon; du hast bloß ein paar Ideen, die wir länge vor dir hatten, in Reih und Glied gestellt; aber gerade auf diesen Ideen beruht unser philosophischer Glaube an die Perfektibilität. Der Mensch muß innerhalb seiner eigenen Gattung einer immer höhern Erkenntniß fähig und theilhaftig werden. Wir selbst sind schon jezt sehr reich an Erkenntniß der Wahrheit; wir glauben an nichts mehr, und gerade dieses macht, daß wir sehr viel wissen. Hat denn die Civilisation, seitdem wir ihr Fortschritte versprochen, deren nicht schon genug gemacht? Seht, welch rührende Anmuth und Milde sie den Sitten, welche Klarheit sie dem Unterrichte, welch raschen, unwiderstehlichen Schwung sie allen Köpfen gegeben hat! Die Jurisprudenz irrt nie mehr, die Medicin ist, wie Jedermann weiß, eine wirkliche, exacte Wissenschaft geworden, das Verdienst allein führt zu Ehrenstellen, und Tugend allein zur Macht; der Einklang, welcher in den, zu menschenfreundlichen Zwecken verbrüderten Gesellschaften herrscht, und den wir der unbeschränkten Preßfreiheit, dem wechselseitigen Unterrichte und der Methode des Herrn Jacotot zu verdanken haben, ist wohl noch größer, als ihn sich ein Morus in seinen Utopien, und des Sokrates weisester Schüler in seiner idealen Republik dachten. Die Politik ist zwar in ihrem dunkeln Gange noch ein wenig unsicher, dagegen aber hat Vater Enfantin für alle Religionen ein mächtig strahlendes Licht aufgesteckt, und wie anders wird es erst dann seyn, wenn „das freie Weib“ gefunden und Fouriers Phalanstère organisirt seyn wird! Endlich verbrennen wir keine Bücher mehr, und wenn wir von Zeit zu Zeit welche im Wasser ersäufen, so geschieht es nur, weil wir eigentlich gar keine mehr brauchen. O! es ist ein höchst erfreulicher Anblick um die augenfällige Vervollkommnung der Menschheit! Wir geben sehr gerne zu, daß das Wesen, welches du das intuitiv-erkennende (l'être compréhensif) nennst, dereinst aus der Schöpfung hervorgehen muß, aber dieses Wesen wird der Mensch selbst seyn.“

Dieses so eben gezeichnete Bild mag nun ironisch oder ernst gemeint seyn, jedenfalls ist es der Ausdruck unserer gesellschaftlichen Statistik; und wenn man auch

diesen Gegensatz in seinem günstigsten Sinne nimmt, so kann er doch an der logischen Augenfälligkeit meines Satzes, den ich jezt in strengerer Form darstellen will, durchaus nichts ändern.

Es liegt mir ob, zweierlei zu beweisen, einmal: es ist dem Wesen, welches der Organe zu jener Erkenntniß entbehrt, eben so unmöglich, zu derselben zu gelangen, als es dem Blindgebornen möglich ist, eine Vorstellung von Licht und Farbe zu gewinnen, und dann: der Mensch ist mit den zur höhern anschaulichen Erkenntniß nöthigen Organen wirklich nicht begabt.

Wenn der Mensch bei seiner Geburt eine organische Fähigkeit zur vollkommenen Erkenntniß der Wahrheit erhalten hätte, so hätte er dieselbe vor Allem an dem versucht, was ihn am unmittelbarsten berührt. Es gibt aber drei solche absolute Gegenstände des Denkens, nämlich die Schöpfung, Raum und Zeit.

Die Schöpfung: der Mensch lebt in ihr, durch sie, mit ihr. Das Unbestreitbarste in seinem Wissen besteht darin, daß Er ist, weil sie ist. Der Raum: er fühlt ihn überall, in den Schritten, die er am Gängelbande versucht, in dem Laufe des Pferdes, im Fluge des Adlers, im ewigen Gange der Kometen, im unmeßbaren Blicke, mit dem er in das Unendliche dringt. Die Zeit: er ist ihr unterworfen in allen seinen Tagen, seinen Stunden, seinen Minuten, in allen seinen Handlungen und Gedanken. Jeder Athemzug, jeder Pulsschlag, jede Ausdehnung und Zusammenziehung seines Herzens mahnt ihn an die Zeit. Laßt nun nicht alle Menschen — dies wäre unnütz — aber einige, die ich namhaft machen will, zusammentreten; sie heißen Orpheus, Epikur, Demokrit, Aristoteles, Hippokrates, Archimedes, Marc-Aurel, Cicero, Montaigne, Baco, Locke, Leibnitz, Bonnet, Kant, Georg Cuvier. Diese sollen, denke ich, eine Gesellschaft bilden, die schön, geistreich, einsichtsvoll genug ist. Nehmt dazu als Referenten noch jenen guten Fürsten von Mirandola, welcher sich erboten hatte, gegen jeden, der da wolle, eine Thesis de omni re scibili zu verfechten, und fragt diese Männer, deren Ausspruch man sicher nicht wird verwerfen wollen, ob sie wissen, was Zeit, Raum und Schöpfung sey, jene drei unmittelbaren Gegenstände und Aufgaben für den Menschen, und ob sie auf organische Weise begreifen und einsehen, wie diese mit ihrer eigenen Existenz identischen Fakta haben seyn oder nicht seyn, einen Anfang oder ein Ende, oder weder Anfang noch Ende nehmen können? Sie werden antworten, sie wissen es nicht, und kein Mensch könne es wissen. Und ihr wollt mehr?

So viel also weiß der Mensch, wenn er mit Erfolg die Geheimnisse seiner Organisation erforscht hat, daß er sehr wenig Perfectibilität besizt, weil ihm die wesentlichen Mittel zu derselben abgehen. Das Thier würde solches einsehen, wenn es begreifen könnte, daß es nicht denkt; die Pflanze, könnte sie begreifen, daß sie weder impressibel ist, noch sich frei bewegt; das Metall, könnte es begreifen, daß es nicht lebendig ist. Auch der Mensch im Allgemeinen würde es wissen, wenn er nicht ein denkendes Wesen wäre, das heißt, wenn er nicht das Unglück hätte, seine Vernunft mit tollen Hirngespinnsten zu beschäftigen.

Der Mensch ist nicht das intuitiv-erkennende Wesen. Die Schöpfung ist nicht vollendet!

(Die Fortsetzung folgt.)

Der fette Braten.

(Beschluß.)

Zürich, unterstüzt von Basel, Mühlhausen und Schaffhausen, war bereits mit seinen mächtigen Schlachthaufen an den Rhein gerückt, hatte sich des ganzen Thurgaus bemeistert und belagerte Rapperswyl, welches die katholischen Kantone nebst dem Albis besezt hielten, und die Urner unter ihrem Landeshauptmann Zweier waren bestimmt, Rapperswyl zu entsetzen. Rapperswyl gegenüber, auf der Südseite des Zürichersees ist eine Waldhöhe gelegen, welche der Etzel genannt wird. Die Straße nach Einsiedeln führt über sie, und zu der auf der Höhe des Uebergangs, 3310 Fuß über dem Meer und 2010 Fuß über dem Zürchersee befindlichen St. Mainradskapelle wurden vormals jährliche Prozessionen von vielen Orten gehalten; auch befindet sich dort ein Wirthshaus mit einer herrlichen Aussicht. Auf dem Etzel nun hatte der Landhauptmann Zweier von Evenbach mit den Urnern Posto gefaßt und in dem dortigen Wirthshause sein Hauptquartier aufgeschlagen. Es konnte auch in der That keinen günstigern Punkt geben, von welchem aus die Rapperswyl belagernden Züricher anzugreifen gewesen wären, als gerade diesen; allein Herr Zweier verschob den Angriff von einem Tage auf den andern, und das Seltsamste bei der Sache blieb, daß die Züricher von denen in ihrem Rücken stehenden Urnern gar keine Notiz zu nehmen schienen. Die wackern Urner, voll Begierde, sich mit den verhaßten reformirten Feinden zu messen, fingen wohl an zu murren, allein es herrschte in ihren Reihen dennoch zu viel Mannszucht, als daß es hätte weiter als zu Worten kommen können. Uebrigens herrschte im Lager der Urner der empfindlichste Mangel an Lebensmitteln, nur Herrn Zweiers Tafel war in Geheim regelmäßig nicht nur reichlich, sondern selbst lecker besezt; wer aber dieselbe so sorgsam versah, blieb ein Räthsel.

Eines Tages früh am Morgen erhielt der Landhauptmann durch einen geheimen Boten abermals einen ungemein stattlichen Kapaun. Den Vogel auf den Händen

wiegend, rief Herr Zweier mit verklärten Zügen, und indem er mit der Zunge schnalzte, aus: „Bei St. Medardus! ich verstehe mich doch auch auf dergleichen, allein solch ein fetter Braten ist mir nimmermehr vorgekommen; der Kapaun ist so schwer als wäre er von Blei. Hurtig, Mechtildis! spute Dich zur Küche, denn dieser fette Braten muß diesen Mittag noch unsere Tafel zieren.“ Das Fräulein nahm das Geflügel und entfernte sich seufzend mit demselben.

Als eine halbe Stunde später Pater Ambros zufällig an der Küche im Wirthshause auf dem Etzel vorüberging, hörte er aus derselben einen lauten gellenden Schrei erschallen. Der Kaplan stürzte erschrocken in die Küche und sah dort die reizende Mechtildis in der weißen Schürze leichenblaß am Herde stehen; das Fräulein hielt in den runden, kleinen und zitternden Händchen den gerupften Kapaun, vor ihr aber stand eine irdene Schüssel, mit vielen blinkenden Goldstücken angefüllt. „Um Gott, mein Fräulein!“ fragte voll Erstaunen der Pater, „wo kommen diese Münzen her?“ — „Sie staken im Bauche des Thiers,“ erwiderte Mechtildis mit bebender Stimme. „Ei, ei!“ rief Ambros lächelnd, „ein fetter Braten, wahrlich! nun, nun, gratulire von Herzen, Fräulein! des Bratens Fett ich Euer rechtmäßiges Eigenthum und Ihr mögt dafür ein schönes Stück Land kaufen. Nun steht ja Eurer Verbindung mit Junker Pfyfer kein Hinderniß mehr entgegen; Ihr kennt des Vaters Schwur; ich war Euch, wie Ihr wißt, stets gewogen; so rechnet auch in diesem Falle auf meinen thätigen Beistand.“

Der Wink ging nicht verloren. Als Fräulein Mechtildis Mittags mit dem fetten Braten auf blinkender Schüssel in das Gemach des Vaters trat, folgte ihr Junker Pfyfer mit einer schweren Börse, in der sich nicht minder als tausend vierhundert vollwichtige Dukaten befanden. „Mein Vater!“ hob Mechtildis an, „Bodo trägt hier das Fett dieses Bratens. Wozu der Worte mehr? Ihr kennt Eure heiligen Schwüre; segnet uns!“

Der Landhauptmann von Uri erblaßte; ihm wurde plötzlich klar, daß in dem Kapaun sich der Preis befunden, um den er seiner Parthei die Treue gebrochen und die Rapperswyl belagernden Züricher nicht angegriffen.*) Allein was war zu thun, als gute Miene zum bösen Spiele machen? wollte Herr Zweier den Junker nicht zum Eidam erkiesen, mußte er von ihm Verrath und von dem Zorn der Urner das Schlimmste fürchten. Bodo und Mechtildis wurden vom Pater Ambros in der St. Mainrads Kapelle auf dem Etzel ehelich verbunden.

*) Die hier erzählte Art der Bestechung des Landhauptmanns Zweier von Seiten der Züricher wird von Zschokke in dessen Geschichte des Schweizerlandes verbürgt.

Indessen war das Hauptheer der reformirten Kantone von jenem der katholischen in der berühmten Schlacht von Villmergen *) (24sten Jan. 1657) auf's Haupt geschlagen worden. Drei Tage lagen die Sieger frohlockend auf dem Schlachtfelde, dann zogen sie mit großer Beute beladen nach Hause; bald darauf wurde Waffenstillstand und Friede geschlossen. Bei der schlechten Mannszucht der Reformirten hätten die Katholiken größere Vortheile erringen können, als sie in der That durch den Friedensschluß gewannen. Man wälzte alle Schuld auf das dennoch kund gewordene Einverständniß des Urner Landhauptmanns Zweier von Evenbach mit den Zürichern und Bernern, und diesen traf die Rache des Volkes; sein ganzes Vermögen wurde konfiszirt, Burg Evenbach geschleift, und der Ritter selbst mußte nach Frankreich flüchten.

Mechtildis hatte es nur dem Ansehen ihres allgemein geachteten Gatten zu danken, daß sie nicht mehr durch die Schuld ihres Vaters zu leiden hatte, als daß auch ihr ursprüngliches Vermögen verloren ging. Pfyfer kaufte sich in einem andern Kantone an, und sein noch im Schweizerlande blühendes Geschlecht gelangte in der Folge zu großen Ehren und bedeutendem Vermögen. Erst im späten Greisenalter endlich durfte Herr Zweier von Evenbach es wagen, in die Arme seiner Kinder zurückzukehren, und dem fetten Braten vom Etzel her hatte er es zu verdanken, daß diese jetzt im Stande waren, ihn sorglich zu pflegen und ihn mit manchem fetten Braten noch zu füttern bis an sein seliges Ende.

*) Villmergen, ehemals Villmaringen, im Aargau. Außer jener ersten wurde bei diesem Dorfe noch eine zweite denkwürdige Schlacht im Jahr 1712 geschlagen, in welcher umgekehrt die Berner einen Sieg über ein Heer der katholischen Kantone erfochten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Der Phantasiemarkt.

Auch die englischen fancy-fairs beginnen in Paris Mode zu werden. Es ist einigen reichen Damen eingefallen, zum Besten der durch die Cholera verwaisten armen Kinder einen Markt von sogenannten Fancy- oder Phantasiegegenständen, das heißt lauter unnützen Tändeleien, anzulegen und denselben selbst zu halten. Darin aber weicht der Pariser Fancymarkt von dem Londoner ab, daß hier nicht der Adel, sondern der Bankier- und Kaufmannsstand an der Spitze dieser wohlthätigen Anstalt steht. In beiden Hauptstädten wird der Markt von den Königinnen und Prinzessinnen begünstigt; in London, wo man noch gewohnt ist, von Lords

und Ladies den Ton angeben zu sehen, waren es meistens Hofdamen, welche am Markt figurirten, hier hörte man nur von Madame Rothschild, Madame Gros-Davilliers und andern dergleichen Damen aus dem Handelsstande. Da übrigens Gottlob hier keine Trennung der Stände mehr stattfindet, so werden diese Damen gerade angesehen, als ob sie die prunkendsten Adelstitel und die ältesten Namen führten. Der Phantasiemarkt dauerte nur zwei Tage, und zwar jeden Tag nur zwei Stunden. Viele Damen, sogar die von der königlichen Familie, hatten Stickereien, gewirkte Sachen u. s. w. eingeschickt. Einige Fabrikunternehmer hatten ebenfalls Beiträge geliefert, meistens kostbare und geschmackvolle Sachen, welche nur den Reichen dienen können und viel Geld kosten, und so war eine hübsche Ausstellung zu Stande gekommen. Sie hatte im Hotel der sogenannten menus plaisirs statt. Ehemals waren die menus plaisirs ein bedeutender Zweig des königlichen Hofhalts; er begriff nämlich Alles in sich, was auf die Lustbarkeiten des Hofes Bezug hatte, und erforderte mithin ein geräumiges Gebäude zur Niederlage aller zu den Lustbarkeiten gehörigen Dinge. Die Intendantur über die menus plaisirs war eine wichtige Stelle. Auch während der Restauration hatten die menus plaisirs wieder angefangen, bedeutend zu werden. Unter der jezigen Regierung ist zwar der Name abgeschafft, die Sache besteht aber noch immer, wiewohl nicht in demselben Umfange. Die Intendantur ist verschwunden; dagegen ist ein Aufbewahrer der Effekten vorhanden, und sonderbar genug bekleidet diesen Posten ein Dichter, Germain Delavigne, bekanntlich ein Mitarbeiter Scribes, also halber Verfasser der „Stummen von Portici" und „Robert des Teufels." Er soll diese Stelle verlangt haben, um einträglich und bequem leben zu können, da sie ihm wenig zu thun gibt und außer einem guten Gehalte eine angenehme Wohnung verschafft. Das Wichtigste bei dieser Anstalt ist das damit verbundene Musikkonservatorium, dem noch immer der alte Cherubini vorsteht. Da dieses Musikkonservatorium jährlich eine gewisse Anzahl von Konzerten gibt, so besizt es einen großen, wie ein Theater eingerichteten Saal. Den mit Säulen gestüzten, geräumigen Eingang zu diesem Saale hatte man zum Wohlthätigkeitsmarkte jener Damen ausersehen. Auf beiden Seiten und im Hintergrunde waren Buden angebracht, und da hier alles Tageslicht verbannt ist, so war der Saal mit Kronleuchtern auf's Schönste beleuchtet. Der Boden war mit Teppichen belegt, ein in volle Livree gekleideter königlicher Bediente stand am Eingange, und die meisten Besucher kamen in ihren Kutschen hergefahren. Das Ganze hatte ein sehr vornehmes Ansehen. Freilich war der Markt eigentlich für die Reichen bestimmt; denn die kostbaren Waaren konnten nur den Begüterten anstehen. Ein Markt für alle Stände wäre zwar populärer gewesen; ganz Paris hätte dann an der wohlthätigen Handlung Theil nehmen können. So wie er aber veranstaltet war, kam das Geld schneller herbei und schwoll zu einer beträchtlichern Summe an. Auch wären vielleicht die schönen Damen, welche die Buden hielten, nicht so zuvorkommend und freundlich gewesen, wie sie sich hier gegen die Leute bezeigten, die sie zum Theil kannten und mit denen sie in Gesellschaften zusammen zu treffen pflegen. Alle diese niedlichen Ladenfrauen und Jungfern waren überaus gefällig, und zwar auf ganz ungezwungene Weise; man hätte glauben können, sie haben in ihrem Leben nichts Anderes gethan, als in einer Bude stehen und Waaren verkaufen.

(Die Fortsezung folgt.)

Hamburg, Januar.

(Fortsezung.)

Die englischen Schauspieler.

Das ist nicht die einzige interessante Seite, welche die Erscheinung des englischen Theaters in Hamburg darbot; auch die Leistungen selbst waren zum Theil von hohem Interesse, und ich will mich bestreben, in dem noch folgenden Theile meines Berichts zu entwickeln, worin dasselbe vorzugsweise bestand. — Ich beginne, wie billig, mit dem Stage manager (dem Bühnendirektor, der die Stücke in Scene sezt, nicht zu verwechseln mit dem Acting manager oder Regisseur, dessen Funktionen durch Herrn Hay nur mangelhaft versehen wurden). Der Stage manager war ein Herr Chapmann, der dieses Geschäft schon lange in London getrieben hatte, also kein Neuling, sondern ein Mann, der nach dortigen Ansprüchen und Ansichten seiner Aufgabe gewachsen ist. Das Zeugniß kann ihm aber, nach unsern Begriffen, nicht gegeben werden; ich bin vielmehr überzeugt, daß die Truppe weit mehr zu leisten im Stande wäre, wenn dieser Posten besser besezt würde. Die scenische Anordnung war in der Regel mangelhaft, und gerade da, wo am meisten darauf ankam, schlecht. Manches davon beruht allerdings auch auf nationaler Gewohnheit und einem zu prononcirten Bestreben, naturgetreu zu seyn, während in anderer Hinsicht, wie namentlich in der tragischen Deklamation, große Unnatur vorherrscht. Zu Ersterm gehört der ungenirte, oft absichtlich ungraziöse Gang, das Umdrehen, ohne alle Berücksichtigung des Publikums, das derbe Umarmen, Küssen, Schreien u. s. w., das Reden, mit dem Rücken gegen die Zuschauer gewandt. So z. B. sprach Kean, ein junger Mann, der den Namen des berühmten Vaters mit Ehren trägt, im Othello die Vertheidigungsrede vor Gericht gerade in die Bühne hinein, weil, der Symmetrie wegen, den Richtern ihr Plaz nach hinten und gerade in der Mitte angewiesen war. Andere Fehler möchten aber nur Herrn Chapman zur Last fallen; so die eben erwähnte Symmetrie, der gar Vieles geopfert wird und die doch oft einen erbärmlichen Eindruck macht, wie z. B. ein großer Saal, als Schlafgemach der Desdemona, in der Mitte, nach hinten zu, aber frei im Zimmer stehend, das Bett so weit zurück, daß Othello bei der Schlafenden schreien muß, damit man ihn hören kann; links in schräger Richtung, wenigstens sechs Schritte von der Wand entfernt, der Toilettetisch nebst einem Lehnstuhl, und nun, der Symmetrie wegen, rechts, eben so weit von der Wand ab, in entgegengesezt schräger Richtung, ein Sopha, auf welchem nachher Emilia, von Jago durchstochen, stirbt, und auch dies so weit nach hinten, daß die Sterbende sehr laut sprechen muß, um gehört zu werden; oder im Hamlet in der Theaterscene, rechts eine Reihe Lehnsessel, dicht an der zweiten Bühne beginnend und (damit die Ritter und Damen alle betrachtet werden können) so schräg abwärts gestellt, daß König und Königin, welche im Vordergrund sizen, nur über die Köpfe der Andern hinweg, oder vielmehr gar nicht nach der Bühne hinsehen können. Sie finden sich denn auch christlich darein und wenden den guten Schauspielern den Rücken. Gegenüber — diesmal keine Symmetrie — eine Reihe stehender Hofleute und nur ein Lehnsessel, dem des Königs gegenüber, worauf Ophelia Plaz nimmt.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 37.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 12. Februar 1834.

Ihr seht, eine Geschichte kann nichts weniger als erbaulich, und doch lehrreich seyn.

Sterne.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Mistreß Chatam.

Den ganzen Sommer streiften wir im Lande umher und kamen mit dem Fall des Laubes nach dem freundlich gelegenen, hübschen Baltimore. Unsere Aufmerksamkeit war immer dahin gerichtet, wo es Menschenkenntniß zu sammeln gab. Hiezu bot uns die Gesellschaft, die wir auf dem Dampfschiffe antrafen, welches uns von hier nach Philadelphia zurückbrachte, eine seltene Gelegenheit. Eine von den Damen machte sich durch jugendliche Koketterie um so bemerkbarer, als sie bereits ein ganz vernünftiges Alter erreicht hatte. Noch mehr fiel der Gegenstand ihrer Zärtlichkeit auf, dem sie alle Augenblicke, wenn er sich nur einen Moment von ihr entfernte, bald mit schmelzendem Tone, bald mit bebender Stimme rief: Master Mina! Master Mina! denn sie hatte ihm immer etwas zu sagen oder zu zeigen und hielt sich deßhalb meistens auf dem Verdecke auf. Die Gestalt des etwa dreißigjährigen Mannes verrieth, so wie sein berühmt gewordener Name, spanische Abkunft. Er war von mittlerer Statur und schöner Gesichtsbildung, obgleich die unruhigen kleinen, schwarzen, durchbohrenden Augen tief hinter den etwas hohen Knochen der gebräunten Wangen lagen und die kurze Stirne vom glatten Haarwuchse dicht beschattet war. Ein außerordentlich lebhaftes Gebärdenspiel, ein angenehmes Sprachorgan und dabei ein düsteres Wesen, welches sich aber beim ersten Ruf der Dame, wie abgestreift, gleich in die freundlichste Artigkeit verwandelte, zeigten, daß er die Gaben des Proteus besitze. Am zweiten Tag kamen wir Mittags nach Philadelphia, und da wir den kommenden Winter nach Süden zu reisen gedachten, so wählten wir ein Boarding, wo gewöhnlich Südländer, die den Sommer hier zuzubringen pflegen, einsprachen, in der Absicht, Bekanntschaften zu machen und Erfahrungen zu sammeln. Als sich die Hausgenossen zum Thee versammelten, trat auch Mina mit seiner Dame in den Parlor.

In unserer Erwartung, in dem neuen Zirkel auch etwas Neues zu sehen, hatten wir uns getäuscht. Es bestehen in den großen Städten Kosthäuser für Franzosen, Engländer, Spanier, Italiener, für Nord-West- und Südamerikaner, wo sich die verschiedenen Landsleute zusammenfinden, aber immer ganz amerikanisch, rein national leben; die Bewohner des Südens verstehen zwar alle französisch, sprechen es aber nie, und so waren denn auch wir in unsern bereits angenommenen Gewohnheiten nicht im Mindesten gestört. Die Aufwärter sind durchgehends Neger oder Farbige; deßhalb wird dieser Stand den Weißen zur Schande gerechnet und folglich dieser

Erwerbszweig den Armen benommen. Nur die Fremden, die aus Staaten kommen, wo die Sklaverei nicht abgeschafft ist, unterliegen hier einigem Zwange, da sie nicht nur mit den schwarzen Aufwärtern, sondern auch mit ihren eigenen Sklaven, wenn sie welche mitbringen, ihrer Gewohnheit zuwider, sehr glimpflich umgehen müssen, wenn sie sich nicht groben Antworten von den Einen, oder gar den Verlust der Andern durch Entweichen aussetzen wollen, wo dann an kein Wiederfinden zu denken ist, weil die Quäker den Flüchtlingen auf alle Weise behülflich sind.

Mina war in dem Hause wohl bekannt; er pflegte immer da zu wohnen, wenn er nach Philadelphia kam. Seine Gegenwart brachte in die Unterhaltung in unserm Parlor einen ungewöhnlichen Geist. In sehr beredter Sprache floß ihm Witz und Laune vom Munde, ein glücklicher Gedanke jagte den andern; wenn er schwieg, wagte es Niemand mehr, das Wort zu nehmen, und selbst der schaale, ewig wiederholte Spaß mit dem Wäschenähen verstummte und das ekelhafte Thema der Insektologie kam nicht aufs Tapet. Er gab sich für einen Neffen des bekannten spanischen Generals gleichen Namens aus; so viel ist gewiß, daß er aus dem Mexikanischen war. Durch eine schwere Untersuchung, in die er bald darauf gerieth, wurden seine Verhältnisse öffentlich bekannt. Ich will Ihnen seine Geschichte hier mittheilen, weil sich darin zwei Züge des Nationalcharakters entwickeln werden. Der eine ist die Galanterie, mit der der Amerikaner sich des schönen, schwächern Geschlechts stets anzunehmen beflissen ist. Auf diesen ritterlichen Sinn ist man hier so stolz, man achtet ihn so hoch als einen unwiderlegbaren Beweis vollendeter Sittenverfeinerung, daß sogar die Kriminalgerichte keine Gelegenheit versäumen, ihn zu bethätigen, und die Zeitungen jede solche Gelegenheit benützen, um ihre langen Kolumnen mit Lobeserhebungen über die Vortrefflichkeit des civilisirtesten aller Völker zu füllen. Der zweite, der sich auch bei jeder Gelegenheit zeigt, ist, daß, wenn ein Fremder und ein Eingeborner mit gleicher Schuld ein Verbrechen begehen, der Fremde sicher seyn kann, der verdienten Strafe nicht zu entgehen, während der Amerikaner schuldlos befunden wird, und das nicht etwa aus Ungerechtigkeit, sondern aus reinem löblichen Patriotismus; denn es bleibt der Nation immer schmeichelhaft, wenn in den Annalen ihrer Geschichte steht: „Nie hat ein Amerikaner ein Hauptverbrechen begangen.“ Ist es nicht erhaben, auf einen so schönen Zweck hinzuarbeiten?

Unweit Philadelphia lebte Doktor Chatam auf seinem schönen Landsitze in philosophischer Abgeschiedenheit. Da er sich mit einem hübschen Vermögen von den Geschäften zurückgezogen hatte, so gebührte ihm die Doktorwürde, die er sofort annahm, so gut als irgend einem seiner Landsleute. Er war glücklich, weil ihm Alles recht war. Er freute sich Sommers über das schöne Wetter, und Winters über sein Kaminfeuer. Wurde ein neuer Staatsbeamter gewählt, so war es der Mann, den er gewünscht hatte, ohne je seine Stimme abzugeben. Die Gesellschaft seiner Frau war ihm lieb, doch jede Zeitung entschädigte ihn für ihre Abwesenheit. An Entschädigung war also kein Mangel, eben so wenig an Gelegenheit, davon Gebrauch zu machen. Mistreß Chatam war zum wenigsten um eine ganze Generation jünger als ihr gelehrter, zufriedener Gatte; sie fuhr häufig nach Philadelphia, und konnte dann nie der Versuchung widerstehen, sich auf das erste beste Dampfboot zu setzen, das sie ansichtig wurde, unbekümmert, wohin diese Reise ging. Auf diese Art war sie, ohne es sich zu versehen, bald in Baltimore, bald in Newyork, bald in Albani, bald in Newhaven, am seltensten zu Hause. Wenn das Jahr herum war, liefen die Reiserechnungen von allen Seiten ein, und Master Chatam zahlte, ohne viel zu murren, denn es war ein vortrefflicher Mann. Auf einem ihrer Ausflüge machte die Dame Minas Bekanntschaft, und fand sich von ihm so angezogen, daß stets neue Zusammenkünfte auf Dampfbooten verabredet wurden. Mina war einer jener Glücksritter, von denen es in Amerika wimmelt und die vom Zufall leben. Er beschloß gleich, sich diese Gelegenheit bestens zu Nutze zu machen. Der Kredit, den die Lady überall hatte, ließ auf ihren Stand schließen und war ihm Motiv genug, seine ganze Liebenswürdigkeit aufzubieten. Er gab vor, er reise in Geschäften, um Forderungen seines Oheims, des Generals, einzutreiben, ein andermal, er habe einen Familienprozeß zu führen, endlich, er erwarte, nächstens von der mexikanischen Republik zum Gesandten bei den Vereinigten Staaten ernannt zu werden. Die Liebe untersucht nicht, sie glaubt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von der menschlichen Palingenesie und von der Auferstehung.

(Fortsetzung.)

Ich kehre zu den Christen zurück, denen ich ungerne Anstoß geben möchte; es könnte nur absichtslos geschehen, da ich überzeugt bin, daß ihre Religion der einzig wahre Glaube des denkenden Menschen ist. Indem ich nun in der Darstellung meiner Grundsätze stufenweise weiter gehe, glaube ich ihnen und zwar auf sichererem Grunde, als früher, beweisen zu können, daß meine Meinung die einzige sey, welche das bis jezt noch undurchdringliche Geheimniß der göttlichen Offenbarungen vollkommen zu enthüllen im Stande ist. Diese Erklärung wird kurz seyn.

Wenn man mich fragt, wie es komme, daß das intuitiv-erkennende Wesen in den Büchern Mosis, welche

die Offenbarung im brennenden Busch, wie die auf dem Berge Sinai enthalten, nicht verkündigt sey, so frage ich meinerseits, wie es komme, daß von der Auferstehung des Menschen auch nicht darin die Rede ist, warum sie im Gegentheil im Prediger Salomo sonderbarerweise nicht mehr und nicht weniger, als im Tragiker Seneca in Frage gestellt wird; und warum der Begriff von der Unsterblichkeit der Seele, welcher, nach dem Begriffe von Gott, der wichtigste aller moralischen Begriffe ist, bis zu Christus wirklich nur ein moralischer Begriff, aber kein geoffenbarter war?

Für diese Schwierigkeit gibt es nur Eine Auflösung, diese nämlich, daß die heilige Schrift die Bundesakte ist zwischen den denkenden Wesen, welche sich Menschen nennen; daß sie bloß diejenigen Wahrheiten enthält, welche der Natur dieser Wesen angemessen sind, und daß das denkende Wesen nicht unmittelbar zur Auferstehung berufen ist, wie es das intuitiv-erkennende Wesen seyn wird. Die Auferstehung ist für das denkende Wesen nur eine instinktive Idee und ein Vorgefühl. Nur für das intuitiv-erkennende Wesen wird sie eine erkennbare Idee seyn. Daraus läßt sich ein Schluß ziehen, welcher die Genauigkeit und Klarheit eines Lehrsatzes haben wird.

Was wir ein Geheimniß nennen, ist eine von unserem verständigen Sinn geahnte Wahrheit, welche aber unsere andern Sinne im jetzigen Zustand unseres Organismus zu fassen nicht geeignet sind. Was nun für das denkende Wesen Geheimniß ist, wird für das intuitiv-erkennende Wesen eine Wahrnehmung seyn. Wir setzen noch hinzu, daß auch die Kirche einen Mittelzustand zwischen dem menschlichen Leben und der Auferstehung in zweien ihrer außerbiblischen Dogmen — dem besondern Gerichte und dem Fegefeuer — festsezt, wie sie denn auch das Daseyn des intuitiv-erkennenden Wesens in den außerbiblischen Dogmen von den Engeln anerkennt: ehrwürdige faktische Glaubenspunkte, welche nicht geoffenbart wurden, und die nach Wesen, Umständen, Form, Zeit und Ort niemals in wahre Glaubensartikel haben umgewandelt werden können. Derjenige Zustand, welcher zwischen dem des denkenden und dem des auferstandenen Wesens liegt, ist nun aber der Zustand des anschaulich-erkennenden, der seiner Natur nach, wie die Kirche es sich gedacht hat, ein Zustand der Läuterung und des Gerichts ist.

Wenn man den Blick auf die eben entwickelten Ideen zurückwerfen will, wird man sie in dem Systeme der Schöpfung durch Gott (création divine) eben so konsequent finden, wie im System einer freien Schöpfung aus sich selbst (création spontanée), weil die leztere nur durch eine Folge unglaublicher Begebnisse hätte vor sich gehen können, wobei der Zufall stets an die Stelle einer abwesenden, vernünftigen Leitung hätte treten müssen. Aber das Phänomen dieses beständigen Treffens der Würfel, um mich des geistreichen Vergleichs des Abbé Galiani zu bedienen, wäre für die Vernunft ungleich schwerer zu fassen, als das Daseyn eines schöpferischen Gottes. Ein logischer Zufall, ein in seinen Combinationen, wie in seinen Erfolgen unveränderlicher Zufall wäre sogar in einem Feenmährchen nicht zu rechtfertigen.

Ich bin ein Zweifler, ja ich bin ein Ungläubiger gewesen, weil ich in dem Leben des Menschen, während der Dauer desselben, nur eine ungleiche, ungerechte Vertheilung, und nach dem Ende desselben nur eine schreckliche Leere sah. Ich habe mit meinem verstockten Herzen mich geweigert, Gott anzuerkennen und zu bekennen, weil seine höchste Weisheit unsern mangelhaften Organen auch nur eine mangelhafte Offenbarung zugemessen. Seit sich aber der große Kreis der Schöpfung vor meinen Augen aufgethan, seit ich ihn in seiner bewunderswürdigen Ordnung von dem Momente an, wo er mit der, mit einem schöpferischen Prinzipe ausgestatteten Materie aus Gott hervortritt, bis zu dem Momente durchwandere, wo er im anschaulich-erkennenden Wesen, das selbst ein Hauch Gottes ist, in Gott endigt und so zu seinem Anfange zurückkehrt, seitdem bemitleide ich auf's Tiefste meine eigenen Irrthümer. In diesem großen Kreise mangelt nichts, nichts stört den ewigen Einklang der geschaffenen Dinge, und alle die einzelnen, scheinbar widersprechenden Erscheinungen dienen nur dem absoluten Zwecke des Ganzen. Die Fähigkeit zu wachsen geht, immer intensiver und mächtiger, vom Metall auf die Pflanze, das Leben von der Pflanze auf das Thier, das Gefühl vom Thier auf den Menschen über. Der Gedanke mit seinen drei geistigen Vermögen — Gedächtniß, Phantasie und Urtheilskraft — geht nun seinerseits von dem Menschen auf das intuitiv-erkennende Wesen über, so daß der Mensch den Zustand dieser Erkenntnißweise durchlaufen muß, um zu dem der Auferstehung zu gelangen, in welchem er ewig verharren wird.

O! wenn dem nicht so wäre, wenn die Vervollkommung des Menschen im Menschen selbst ihr Ende hätte, welcher Mensch dürfte auf Auferstehung Anspruch machen!

Es ist so, und zwar aus dem unwidersprechlichen Grunde, daß es nicht anders seyn kann. Und wenn ich das ganze Menschengeschlecht mit mir auf stärkern und sicherern Flügeln emportragen könnte, als die meiner Worte sind, es wäre keine Seele, möchte sie der Ueberzeugung auch noch so sehr widerstreben, die nicht beim Anblick dieser wundervollen, mir anschaulich gewordenen Sphäre meine Ueberzeugung theilte, die nicht ausriefe: Gott ist, Gott wird stets seyn, und der zu und in dem Zustande eines intuitiv-erkennenden Wesens geläuterte Mensch wird, wenn er die lezte seiner Prüfungen überstanden haben wird, ewig bei Gott seyn!

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Der Phantasiemarkt. Bauten.

Für die meisten Damen war diese Rolle ein Vergnügen, eine partie de plaisir. Hätten die Männer die Ladendiener spielen sollen, würde es ihnen wohl nicht so gut von der Hand gegangen seyn. Alle diese Damen waren einfach gekleidet, meistens weiß mit dunkeln seidenen Schürzen. Sie waren die Freundlichkeit und die Höflichkeit selbst; war man einmal in den Markt hineingerathen, so konnte man nicht umhin, etwas von diesen liebenswürdigen Damen zu kaufen, wenn man auch nur der bloßen Neugierde halber hergekommen war. Es wundert mich daher gar nicht, daß der ganze Waarenvorrath an den Mann gebracht worden ist. Natürlich hatten sich nur die jüngsten und schönsten Damen zu der Rolle hergegeben. Zu handeln war hier nichts, denn jede Waare trug einen Zettel, worauf der Name des Gebers oder der Geberin, und meistens auch Verfertigerin, nebst dem Preise aufgezeichnet war. Einiges war billig angesezt, Anderes ziemlich theuer; darauf wurde aber nicht viel gesehen, denn es galt ja, einen wohlthätigen Zweck zu verfolgen und den schönen Verkäuferinnen einen Gefallen zu thun. Für ihre Freunde und Verehrer (reiche Leute und schöne Frauen haben deren stets eine Menge) war es fast eine Pflicht, ihnen etwas abzukaufen. — Ein gewöhnlicheres Mittel, das Elend zu lindern, sind in Paris die öffentlichen Bälle. Im Winter gibt die Nationalgarde fast in jedem der zwölf Arrondissements, in welche Paris und die Bürgergarde getheilt sind, einen Subscriptionsball zu zehn Franken das Billet zum Besten der Armen desselben Arrondissements. Meistens sind diese Bälle sehr glänzend; auch wird wohl noch ein allgemeiner Ball im Opernhause zu zwanzig Franken zum Besten der gesammten Armen veranstaltet. Obschon jedes Arrondissement der Stadt sein bureau de charité hat, worin den Hülfsbedürftigen Lebensmittel und Kleidung, auch wohl Geld ausgetheilt wird, so reicht dieses dennoch nicht hin, alle Armen zu versehen, so wenig, als der Beitrag, der von den Schauspielen und andern öffentlichen Lustbarkeiten für sie erhoben wird. Uebrigens ist die Noth jezt bei weitem nicht so groß, als vor einigen Jahren. Alle Zweige des Gewerbfleißes sind wieder im Gang und die öffentlichen Bauten in voller Thätigkeit; der gelinde Winter hat nicht einmal eine Unterbrechung verursacht, wie in andern Jahren; daher rücken denn auch einige öffentliche Gebäude, die man sonst kaum je vollendet zu sehen hoffte, so schnell vor, daß sie in diesem Jahre schon vollendet werden können, wenn die Arbeit gleich rastlos fortgesezt wird. Dahin gehört besonders die schöne Magdalenenkirche, ein Gebäude, das unstreitig zu den schönsten in Paris zu zählen seyn wird. Man könnte es mit dem Theseustempel in Athen vergleichen; es steht völlig frei, man steigt ungefähr zwanzig Stufen hinauf, um zur Kirche zu gelangen, und um diese herum geht ein Säulengang. Die Kirche ist nicht in Gestalt eines Kreuzes, sondern in der eines Parallelogramms, wie die alten Tempel, angelegt. Keine einzige Kirche in Paris hat diese Gestalt. Das Giebelfeld soll in diesen Tagen aufgedeckt werden; da wird man sehen, ob Herr Seurre ein Meisterstück von Sculptur geliefert hat, wie sein Entwurf es erwarten ließ. Da die Façade des Gebäudes weit gesehen wird, so wird sich die Bildhauerei, wenn sie gut gerathen ist, gewiß schön ausnehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Hamburg, Januar.

(Fortsetzung.)

Die englischen Schauspieler.

Angenehm ist es, keinen Souffleur zu hören, ja nicht einmal dessen Hundehausähnliche Wohnung zu erblicken, und noch angenehmer, daß die Spieler dadurch genöthigt sind, sehr fleißig zu lernen, was die Engländer auch wirklich, ohne Ausnahme, thun. Dies hängt aber mit einer andern Eigenthümlichkeit zusammen, daß sie nämlich einzelne Rollen durch und durch studiren und nicht bloß die Worte, sondern auch die Stellungen, Gesten und Alles auswendig lernen. Daraus erklärt es sich, daß einzelne Schauspieler einzelne Rollen sehr gut, andere, und noch dazu ähnliche, sehr schlecht spielen. Leider werden, wie in Italien in der Oper einzelne Gesangstücke, so in England in den klassischen, namentlich den Shakespeareschen Schauspielen einzelne Rollen gleichsam wie die Angeln, um die sich das Ganze dreht, mit Sorgfalt und Liebe behandelt, die andern dagegen unverzeihlich vernachlässigt. Das geschieht zwar, mit Ausnahme einzelner Bühnen, namentlich des Wiener Burgtheaters, auch in Deutschland, entweder weil es an leidlich guten Schauspielern für die untergeordneten Rollen fehlt, oder weil die guten Schauspieler (was man, wie oben bemerkt, auch den Engländern dieser Truppe nachsagt) es unter ihrer Würde halten, Nebenrollen zu übernehmen.

Doch nun zu den einzelnen Personen und ihren Leistungen.

Miß Ellen Tree muß ohne Zweifel in dieser Liste obenanstehen, weil sie, nicht durch Schönheit der Gesichtszüge, wohl aber durch vortheilhaften Wuchs, durch natürliche Anmuth der Bewegung und durch ein ungemein wohllautendes und biegsames Organ begünstigt, sich zu einer Stufe der Vollendung aufgeschwungen hat, die auf jeder Bühne, in Wien, wie in Berlin, in München, wie in Paris, Anerkennung finden müßte. In den verschiedensten Rollen auftretend, hat sie z. B. als Portia im merchant of Venice, als Desdemona im Othello, als Lady Teazel in the school for scandal, als Lady Macbeth, als Katharina in the taming of the shrew, als Ophelia im Hamlet, als Rosalinde in As you like it, als Julia in Romeo and Juliet u. s. w. stets denselben, ungetheilten Beifall gefunden, obgleich sie einige dieser Rollen ganz eigenthümlich aufgefaßt hatte. So z. B. in der erstgenannten Rolle erschien sie vor Gericht nicht, wie wir es gewohnt sind, mit dem bis zum Schluß bereits durchdachten Plan und der auf dem lezten Advokatenstreich beruhenden Sicherheit, sondern einzig und in Wahrheit ihrer natürlichen Beredsamkeit vertrauend. So sprach sie zu Shylock mit überwindender Kraft, und sie zweifelte nicht an dem Gelingen ihrer guten Sache. Als sie aber erfahren muß, daß des grausamen Menschen Herz härter ist, als sie sich's denken konnte, da erst fällt ihr plözlich der schlaue Ausweg ein, und nun läßt sie übermüthig ihren Wiz sprudeln. Auf diese Art vermied sie den Uebelstand, daß ein so zartfühlendes Wesen es über sich gewinnen soll, ihre liebsten Freunde bis zur Todesangst zu martern, während sie selbst des günstigen Ausgangs bereits gewiß ist. Uebrigens ist es unmöglich, die große Schwierigkeit für Frauenzimmer, auf eine durchaus ungezwungene, durch nichts anstoßende Weise in Männerrollen aufzutreten, vollkommener zu überwinden, als sie, nicht nur in dieser, sondern auch, und vorzüglich, in der schwierigen Rolle der Rosalinde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 38.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 13. Februar 1834.

— Entreiß dich dem Wahn,
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre.

Schiller.

Der irre Jüngling.

Vor dem Jüngling im Katheder bläht der Herr Magister sich,
Größenlehre zu dociren, hebt er an bedächtiglich:
„Sohn! du haßt Magisterworte wie Orakelspruch verehrt,
Nahmest hin auf Treu und Glauben, was man dich seither gelehrt.

Aber jetzo großgewachsen, fuß' auf eigner Kraft als Mann,
Wirf hinweg mit stolzem Hohne, was man nicht beweisen kann;
Zweifle stets und leugne muthig, was du klar nicht angeschaut,
Das alleine festzuhalten, was auf Schlüsse man gebaut.

Und so wirst du bald erkennen, daß von aller Wissenschaft
Nur allein die Größenlehre fest im starken Geiste haft'."
In des Jünglings offne Seele, fiel der Funke zündend ein,
Seine Zweifel untergruben, was er glaubte kindlich rein.

Und er horcht, wie der Magister nun mit seinem Wissen prunkt:
„Willst du Größenlehre fassen, denke dir zuerst den Punkt,
Ohne Länge, Tief' und Breite — zu beweisen ist er nicht;
Dieses Eine mußt du glauben, sieht ihn auch kein Angesicht."

Wie der Jüngling solches hörte, wandt' er sich hinweg zur Stund',
Denn gefruchtet hat die Lehre aus des klugen Meisters Mund:
Trug und Lüge nennt er strafend, was dem klaren Blick entschlüpft,
Alle Bande sollen reißen, die der Glaube nur geknüpft.

Wann die treue Mutterliebe ihn mit einem Trunk erfrischt,
Schauert ihn, als ob sie heimlich Gift in seinen Kelch gemischt;
Wann im jugendlichen Feuer ihm der Freund die Rechte drückt,
Lauert er, ob aus dem Busen er den Stahl nicht tückisch zückt.

Hört er gar die Glocke schallen, die da ruft zum Haus des Herrn,
Wo er demuthvollen Sinnes jüngst die Kniee beugte gern,
Ach! da flüchtet er vorüber: denn der Glaube waltet dort,
Und in Kindeseinfalt neigt sich die Vernunft vor Gottes Wort.

Nirgend hat der irre Zweifler eine Ruhestätt' ersehn,
Und wohin er späht, dem Glauben kann er nirgend mehr entgehn;
Aufgeschreckt von allen Seiten, irrt er in die Wildniß hin
Und verhüllt sein müdes Auge in der tiefsten Höhle drin.

„Nein! ihr sollt nicht überlisten mich und gängeln knabenhaft!
Will mit eignen Augen sehen, stützen mich auf eigne Kraft.
Kann ich hoch mein Haupt nicht tragen, lieber scheid' ich aus der Welt,
Die mit tausend Banden kindisch die Vernunft gefangen hält.“

Und so stürzt er immer tiefer in des Waldes Wüstenein,
Und versenkt sich immer enger in sein ödes Herz hinein.
Draußen durch die schwarzen Räume flammt des rothen Blitzes Riß,
Und der Wahnsinn wetterleuchtet in der Seele Finsterniß.

Ferne zucken jezt die Blitze nur wie leiser Fieberkrampf,
Und die Nacht ist eingeschlafen, matt von ihrem schwülen Kampf.
Auch der Jüngling, müdgerungen, sinkt zusammen schlaff und stumm,
Und der Schlummer legt ihm heilend seine kühlen Binden um.

Aber sieh, schon fliegt herüber durch die Nacht ein Dämmerlicht,
Wie in Morgenträumen lächelt hell des Himmels Angesicht.
Auch der Jüngling öffnet wieder seine Brust, und leis hinein
Streift durch seine düstern Zweifel morgenrother Ahnungsschein.

Wie die Sonne jugendheiter nun aus Waldeswipfeln trat,
Sieh, da hat mit heller Stirne auch der Jüngling sich genaht;
Und mit frischem Auge blickt er von des Berges höchstem Stein
In das rege, warme Leben, in die junge Welt hinein.

Durch das blaue Himmelsauge hat er in ein Herz geschaut,
In ein Vaterherz voll Treue, dem er kindlich einst vertraut.
Wie zu Morgen ihn die Erde grüßt mit Blicken licht und feucht,
Hat sie, wie durch Thränen lächelnd, eine Mutter ihm gedäucht.

Wie die Drosseln helle schlagen und der weite Wald erklingt,
Fühlt er, daß ein altes Heimweh tief ihm in die Seele dringt.
Mahnend wie ein Schweizerreigen ruft ihn heim der Vögel Lied,
Heim zu seinen Lieben allen, die er stolzen Hohnes mied.

Halb schon ist sein Trotz gebrochen, heimwärts eilt sein erster Schritt,
Als vom Waldgestein herüber ihm der Freund entgegentritt;
Durch die Wildniß, über Felsen, wo er fußen konnte nur,
Hat er sich hindurchgeschlagen nach des irren Bruders Spur.

Und so steht er vor dem Jüngling kummervollen Blickes nun,
Seine großen blauen Augen ängstlich auf dem Bruder ruhn;
Der blickt in die lieben Augen, und in ihrem tiefen Rund
Sieht er eine sel'ge Landschaft hell bis in der Seele Grund.

Aus dem innersten Gemüthe quillt der Güte reicher Born,
Wie Vergißmeinnicht am Rande sprossen Herzenswünsche vorn,
Eine grüne Ruhestätte hält' der Brudersinn bereit,
Und der Treue blauer Himmel schließt im Hintergrund sich weit.

Was der Jüngling da gesehen, hat ihm plötzlich offenbart,
Wie sich viel geheim verhülle, was der Glaube nur gewahrt.
Reuig, eine Thrän' im Auge, gibt er stille sich besiegt,
Heimwärts eilt er frohen Trittes, an den Bruderarm geschmiegt.

An des Vaterhauses Schwelle senkt er seine Stirne schon,
Demuthsvollen Sinnes kehret wieder der verlorne Sohn,
Und er neigt vor seiner Mutter tief das blonde Lockenhaupt,
Daß in ihre Hut sie nehme, den der Irrwahn ihr geraubt.

Wann die Glocke ruft zur Kirche, eilt er sehnlich alsofort,
Schlecht und recht, als wie ein Schuldkind, merkt er nun auf Gottes Wort,
Schweigend senkt er seine Kniee, faltet seine Hände still,
Wie wer sich auf Gnad' und Ungnad' seinem Herrn ergeben will.

Und zulezt auch wandt' er wieder zum Magister sich zurück,
Daß er mit der Größenlehre frisch versuche nun sein Glück:
„Nun, so fügt den Bau zusammen, denn der Grundstein ist gesezt;
An den Punkt, den unsichtbaren, Herr Magister! glaub' ich jezt.“

A. Stöber.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Von nun an bekamen die kleinen Lustreisen eine bestimmte Richtung; man mußte ja das Schiff verabreden, auf dem man sich treffen wollte. Doktor Chatam hatte jezt Muße vollauf, seine Zeitungen zu lesen, und er konnte bald nicht genug zu seinem Bedarf in den Vereinigten Staaten auftreiben. Einst saß er in seinem Parlor, umgeben von einigen Dutzend dieser Blätter, da rollte ein Wagen in scharfem Trabe vor das Haus und Mistreß Chatam trat ein. So bald war sie noch nie zurückgekommen, man erwartete sie nicht vor acht Tagen; sie erschien auffallend verdrießlich, aber ihrem Mann war seine Zufriedenheit zu lieb, um nach Dingen zu fragen, die ihn unangenehm berühren konnten. Er legte der

Gattin einige Zeitungen vor und ersuchte sie, Theil an der Unterhaltung zu nehmen. Mistreß Chatam ergriff nachlässig ein Blatt und warf sich auf den Sopha; auf einmal stieß sie einen Schrei aus, klagte über Migraine und ging zu Bette. Mina hatte nicht Wort gehalten, hatte das Rendezvous versäumt; schmerzliche Betrachtungen über das gefühllose Männergeschlecht quälten die Dame, aber ihr plötzliches Erkranken hatte einen zartern Grund. Die Zeitung, die sie gelesen, war zufällig das Polizeiregister von Philadelphia, und hier stand: „In den Tower gebracht wegen Schulden Master Mina." — Nun war Alles erklärt, sie hatte ihm Unrecht gethan; indessen mußte dieser Vorfall auf die erwartete Botschafterstelle von höchst nachtheiligem Einfluß seyn, schleunige Hülfe ward daher beschlossen. Schon am andern Tage fuhr Mistreß Chatam nach Philadelphia, denn sie mußte sich mit einem Arzte besprechen. Hier erfuhr sie, daß Mina wegen einiger Monate Kostgeld und ein paar hundert Dollars, die er zur Bestreitung seiner kleinen Reisen schuldig geworden, sich in momentaner Verlegenheit befinde. Sie machte ihn frei, und beide bezogen das Boarding, in dem sie fortan immer einsprachen, und wo auch ich einmal mit ihnen zusammentraf.

Je mehr es dem zärtlichen Paare Bedürfniß wurde, beisammen zu seyn, je weniger wollten die Zeitungen dem Doktor ausreichen. Man sann auf Mittel, diesem Uebelstand abzuhelfen, was um so nothwendiger war, als die Zusammenkünfte im Boarding in so zwanglosem Styl stattfanden, daß sie sogar gegen die liberalen Einrichtungen dieses Ortes verstießen und schon zu manchem Geflüster in der Stadt Anlaß gegeben hatten. „Aber meine Liebe," sagte eines Abends Master Chatam zu seiner Gattin, als eben die Reisebills eingegangen waren und er das Geld zur Zahlung richtete, „Ihre Reisekosten mehren sich auf erschreckliche Weise; für ein Quartal davon könnte ich auf das ganze Jahr zweihundert Zeitungen halten. Mit Ihrer lebhaften Einbildungskraft könnten Sie ja, wenn Sie nur ein paar Blätter lesen wollten, die ganze Welt sehen, ohne sich von Ihrem Kamin zu rühren." — „Das würde mir auch Vergnügen machen," erwiderte die Lady, „wenn meine Gegenwart Ihnen genügen könnte. Allein Sie bedürfen des Umgangs mit einem Manne von Welt und Gelehrsamkeit, mit dem Sie Ihre Gedanken austauschen können. Die Last Ihres Wissens drückt Sie nieder, Sie müssen einen geistreichen Hausfreund haben, der das Licht Ihrer Kenntnisse auffaßt und es aus diesem Winkel in die Welt strahlen läßt. Ihre Schwindel und apoplektischen Anfälle, sind sie etwas Anderes, als der Andrang Ihres Ideenreichthums nach dem Gehirn?" Mr. Chatam fühlte, wie sehr seine Frau recht habe, und mußte sich gestehen, daß seine Gedanken manche Spalte in den Zeitungen füllen könnten, wenn so ein apoplektischer Ableiter da wäre, der sie zu Papier brächte; denn er selbst konnte nie mit einem Aufsatze zurechte kommen. So wie er nur eine Feder in die Hand nahm, war dem Strom seiner Beredsamkeit wie ein Damm entgegengestellt, und er brachte nicht ein Wort zu Stande. Später hat man unter seinen Papieren einige hundert angefangene Briefe gefunden, datirt und überschrieben: an Herrn Redakteur N. oder A. in Q. oder Z., und oben stand die Anrede: Sir! Alles Andere war noch ungeboren. Welch ein Schatz ist da verloren gegangen, weil es diesem Geiste an einem Reflektor gebrach! Wenn in der Folge ein Chatamsches Sternchen in den Tageblättern schimmerte, so verdankt man es allein der für die Gesundheit ihres Mannes besorgten Gattin, denn eben pochte es an das Hausthor und ein Fremder wurde eingelassen. Er entschuldigte sich wegen seines späten Erscheinens, sagte, er sey auf einer wissenschaftlichen Fußreise ins Innere begriffen, habe sich heute in Philadelphia verspätet, und da ihm die Nacht nicht erlaube, weiter zu gehen, und kein Einkehrhaus in der Nähe sey, so bitte er um Erlaubniß, hier zu übernachten. Master Chatam war gastfrei, er nahm den Reisenden auf, unterhielt sich gut mit ihm, hieß ihn nicht mehr gehen, und Mina blieb ein halbes Jahr. Wenn er sich in dieser Zeit ja entfernte, so waren dies nur kurze Ausflüge, und immer in Mistreß Chatams Gesellschaft. Er war dem Herrn und der Frau vom Hause gleich unentbehrlich geworden.

Hier zu Land bekümmert man sich nicht sehr um den lieben Nächsten, und auf der ganzen westlichen Halbkugel leidet man nicht so viel von den sogenannten Klatschereien und Waschrapporten, als in einem einzigen europäischen Städtchen. Verunglimpfung ist hier eine Waare, die sich jeder hütet in Umlauf zu bringen, da sie jedesmal theuer eingelöst werden muß. Warum mußte etwas so Seltenes gerade zu des Doktors Unstern eintreffen, seine Zufriedenheit, seine Glückseligkeit zerstören, und das Possenspiel in eine Tragödie verwandeln? Geschäftige Freunde und Verwandte machten ihn auf seine häuslichen Verhältnisse aufmerksam, er hörte nicht; sie erboten sich, ihn durch den Augenschein zu überzeugen, er wollte nichts sehen; sie veranstalteten Gelegenheiten, um ihn wider Willen zu überzeugen. So gelang es ihnen, dem guten Manne jede Möglichkeit eines Zweifels zu benehmen. Nun wurde er ärgerlich, sezte sich an seinen Schreibtisch und schrieb: „An Master Mina — Sir!" Doch zu heterogene Gefühle stürmten in seiner Brust, er konnte nicht weiter schreiben; um sich abzukühlen, legte er die Feder auf das Tintenfaß, warf sich rückwärts auf seinen Schaukelstuhl, spielte baumelnd mit der Tabaksdose und reflektirte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Januar.

(Fortsetzung.)

Die englischen Schauspieler.

Als Ophelia war Miß Ellen Tree unübertrefflich in ihrem weiblich-sanften Wahnsinn, und der Eindruck ward zugleich gehoben und gemildert durch die schönen Melodien, in welchen sie alle die kleinen Verschen, gar lieblich singend, vortrug. Auch als Lady Teazel spielte sie ganz meisterhaft, und gewiß im Ganzen nicht weniger so als Julie, obgleich sie hier, vielleicht durch Romeo verleitet, ein paarmal etwas übertrieb, namentlich in der Scene, ehe sie den Schlaftrunk nimmt. Von den übrigen sechs Frauenzimmern will ich nur zwei erwähnen: Miß Burton, die zwar nichts Aeußeres hat, aber zuweilen sehr gut spielte, und Miß Graham, ein schönes junges Mädchen, das aber eigentlich nur in Tableaux figuriren sollte. Unter den Männern gebührt dem schon oben erwähnten 23jährigen Charles Kean unstreitig die erste Stelle. Mit dem eminentesten Talente viel gründliches Studium verbindend, wird er gewiß manche jugendliche Uebertreibung leicht ablegen, und so würde er, mit Ausnahme des Komischen, in allen Genres zum Künstler ersten Ranges sich emporschwingen, wenn die Natur ihm ein angenehmeres Organ verliehen hätte, das für manche Rollen, z. B. die des Romeo, gar zu unpassend erscheint. Im Shylock war es im Gegentheil so wenig störend, daß man glauben konnte, die Stimme sey eine absichtlich angenommene. Im Othello hörte man schon, daß es nicht Kunst war, obgleich das meisterhafte Spiel bald den Uebelstand vergessen ließ. Die südlich leidenschaftliche Natur des Schwarzen war so trefflich aufgefaßt und durchgeführt, daß man selbst der gehaltensten Ruhe ansah, wie sie nur das Resultat der vielgeübten Selbstbeherrschung war, während nach plötzlich durchbrechendem und auf kurze Zeit Alles überwältigenden Ungestüm der Leidenschaft, ein Zustand der Erschlaffung folgte, an dem man, auch ohne die schwarze Farbe der Haut, den Afrikaner erkannt haben würde; so besonders in der ersten Scene des vierten Akts, wo er bei stets wachsender Aufregung mit den Worten: „What has he said?“ den Jago bei den Schultern packt, und gleich darauf, als dieser sagt: „With her, on her — what you will,“ den weit größern und stärkern Mann von sich schleudert, wie einen Strohwisch. Nun folgt die Erschlaffung, die Stimme geht ihm fast ganz aus, und dennoch läßt die krampfhaft deutliche Artikulation jedes Wort verständlich durch das ganze Haus dringen. Es klingt wie ein gespenstisches Flüstern der Ohnmacht und Verzweiflung. Ganz unbeschreiblich aber war der Eindruck seines Spiels in der Gerichtsscene des ersten Akts, wo er, wie oben schon gerügt, dem Publikum den Rücken wenden muß, weil der Herzog hinten im Fond sitzt. Von großer Wirkung war schon der Kontrast zwischen des alten Brabantios ungezügelter Hitze und der sichtlich gezwungenen und doch so würdigen Ruhe Othellos. Nur in der schönen Erzählung: „Her father loved me“ u. s. w. ändert sich zuweilen der Ton seiner Stimme, namentlich wo er Desdemona redend einführt: „In faith, 't was strange“ u. s. w. Dann werden Ton und Haltung wieder vollkommen ruhig, bis zu den Worten: „This only is the witchcraft I have us'd.“ Während er dies spricht, sieht er sie kommen, wendet sich seitwärts, hebt die Arme ihr entgegen und ruft im Ton des höchsten Entzückens: „Here comes the lady!“ und fast klanglos folgen die Worte: „let her witness it.“ Und jeder Vater würde wie der Herzog sagen: „I think, this tale would win my daughter too.“ Nicht weniger ausgezeichnet war Kean als Hamlet. Diese Rolle ist bekanntlich durch den berühmten Kemble, der für den blonden, fetten, träumerischen, oder, wie die Niedersachsen sagen, dösigen Hamlet weder Geschick, noch Sinn haben mochte, ganz verändert worden, brunet, mager, gespannt-schwärmerisch. Kean hat ihn nach Kembles Weise aufgefaßt, und er hat mich überzeugt, daß auch so die Rolle ein vollendet abgerundetes Ganze und von der hinreißendsten Wirkung ist.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Bauten. Der Obelisk.

Um die Magdalenenkirche herum hat man nach dem Gebrauche der Engländer ein eisernes Gitter angebracht, was in Paris um so zweckmäßiger ist, da hier das Volk keine Neigung zeigt, die öffentlichen Gebäude sauber zu erhalten, und sie daher alle verunstaltet. Von dieser Kirche aber wird das profanum vulgus entfernt gehalten werden. Ein freier Platz mit Bäumen ist um die Kirche angelegt. Man hat ihn indessen gar zu eilig überbaut. Die Häuser sind nun zwar groß und geräumig, aber ohne die geringste Zierde, da jeder Eigenthümer nur darauf bedacht war, viele Zimmer anzubringen und schnell zu bauen, um desto eher und besser das Lokal vermiethen zu können. Eben so schnell wird jezt der unter Napoleons Regierung begonnene Triumphbogen am Ende der elysäischen Gefilde vollendet, welchen Bau indessen die Bourbons absichtlich verzögerten, weil ihnen gar nicht daran gelegen war, ein Denkzeichen der Siege Napoleons errichten zu helfen. Das langsame Fortschreiten dieses Baues war der beständige Gegenstand der Spöttereien in den kleinen Tageblättern. Jezt aber wird er rasch aufgebaut, und wahrscheinlich wird das gegenwärtige Jahr den Triumphbogen ganz fertig sehen. Bekanntlich dient dieses Denkmal von den Tuilerien aus zum Gesichtspunkte, und der am Eingange der elysäischen Gefilde, mitten auf dem Revolutionsplatze, zu errichtende egyptische Obelisk wird dann von den Tuilerien aus mit dem Triumphbogen, von dem er eine halbe Viertelstunde entfernt ist, in Einer Linie liegen. Bekanntlich ist dieser Obelisk jezt glücklich auf der Seine in Paris angelangt, und die Fahrt stromaufwärts, die man sich äußerst schwierig vorgestellt hatte, ist besser abgelaufen, als man hätte vermuthen sollen. Ueberhaupt ist es zu verwundern, wie manche anscheinend unübersteigliche Hindernisse durch die den Franzosen angeborne Lebendigkeit und Thätigkeit beseitigt werden. Freilich kam dem Unternehmen diesen Winter der hohe Wasserstand zu Statten; auch braucht eine Regierung, wie die französische, die Ausgaben nicht zu scheuen, und mit Geld bringt man viele Hindernisse auf die Seite. Es scheint, man habe den Obelisk leichter die Seine hinauf, als den Nil hinunter geschifft. Er ist also nun in Paris, und es kommt nur noch darauf an, ihn aufzurichten. Hiezu bedarf es einige Monate Vorbereitung, indem man ihn auf ein ungeheures Fußgestell von Granit setzen will, das aber noch nicht einmal aus dem Steinbruche in der Bretagne gezogen ist. Aber auch das wird wahrscheinlich bald geschehen seyn, und dann wird Paris das Vergnügen haben, auch ein großes egyptisches Denkmal zu besitzen, wie es bereits ein egyptisches Museum besitzt; freilich ein schwacher Ersatz für die Millionen Franken und die Tausende von Menschen, welche der Bonapartesche Feldzug in Egypten Frankreich gekostet hat.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 39.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 14. Februar 1834.

Hamlet. — Er machte Umstände mit seiner Mutter Brust, ehe er sie nahm.

Shakespeare.

Der Zauderer.

Wir haben in neuerer Zeit die Leser hin und wieder mit der Methode der modernen Franzosen, gesellschaftliche Charaktere zu schildern, bekannt gemacht; den Engländern aber haben wir dergleichen schon lange nicht mehr nachgezeichnet. Die Produkte der beiden Nationen in diesem Fache verhalten sich wie ihre Karrikaturbilder und machen einen analogen Eindruck. Der Franzose beeifert sich, auch bei der bizarrsten Travestirung und Verzerrung im Detail naturgetreu zu zeichnen, er strebt nach graziöser Anordnung und Ausführung; damit wird aber häufig die geistige Wärme latenter, als der Zeichner meint und will, wogegen sich die unregelmäßigen, rohen Striche des Engländers zu einem Bilde vereinigen, das häufig im selben Verhältniß naturwahr wird, in dem es im Detail nicht naturgetreu ist; beim englischen Blatt sieht jedes Auge im ersten Moment eine Spitze, während sich das französische oft längere Zeit als Fläche darstellt. Wer sich überzeugen will, daß diese Bemerkung über den zeichnenden Humor der beiden Völker vollkommen auch auf ihre humoristische Literatur anwendbar wird, darf nur das französische Bild: der Langweilige (s. 262 u. ff. 1832) mit der folgenden englischen Skizze vergleichen.

* * *

Mieux vaut tard que jamais, war der Wahlspruch der alten Familie der Tardifs, che va piano va sano, der Wahlspruch der Loiter. Der selige Baronet Tardif auf Schloß Neverdone,*) der Vater unseres Helden, war mit Miß Evelina Loiter, dem einzigen Kinde des Baron Loiter von Limpingham-Hall ehelich verbunden.

Eine unseligere Verbindung läßt sich allen Ernstes gar nicht gedenken; denn was konnte von zwei Devisen, wie die genannten, zusammen anders kommen als Unheil? Eine immer und ewig wiederholte Maxime muß nothwendig auf die Entwicklung des Charakters Einfluß äußern, und wer wollte leugnen, daß ein Mensch, der nie in seinen Wagen steigen, der keinen Brief siegeln kann, ohne daß sein Blick immer demselben Weidspruch begegnet, am Ende wohl oder übel darnach thut? Und nun vollends gar zwei solche Mementos, welche beide Ein und dasselbe predigen!

Der Geist der Zögerung und Säumniß schien über unserm Helden zu walten, schon bevor er diese Welt der Prüfung betrat. Der Herr von Neverdone und

*) Im Englischen bedient man sich des komischen Mittels, den Personen sprechende Namen zu geben, ungezwungener als in irgend einer andern Sprache, und die Uebersetzung solcher Namen fällt daher meist abgeschmackt aus. So bedeutet Neverdone nie fertig, Loiter einen Zauderer, limping einen, der hinkt ꝛc.

seine junge Gemahlin sahen sehnsüchtig dem Augenblick entgegen, der ihnen ein Pfand ihrer Liebe schenken sollte. Auch die Pächter der beiden Familien harrten in großer Spannung des erwarteten Erben; von ihrer Liebe zu der Herrschaft gar nicht zu reden, sollte, zur Feier seiner Geburt, ein Ochs gebraten und verschiedene Fässer Ale preisgegeben werden. Allen alten Weibern im Flecken Limpingham gab die wichtige Sache zu thun; alle Prognostica wurden sorgfältig beobachtet, die Zeit berechnet, und am Ende vereinigte man sich auf den 8ten September, als an welchem Tage unzweifelhaft der junge Erdenbürger die Sonne begrüßen müsse. Der wichtige Tag kam herbei; bereits schien es nach einigen Aeußerungen von Lady Tardif, als ob die alten Weiber Recht behalten sollten, aber es war nichts; der Tag verstrich, ohne daß der kleine Tardif erschien. Acht Tage, vierzehn Tage gingen herum; che va piano va sano, sprach Baron Loiter, mieux vaut tard que jamais, meinte sein geduldiger Schwiegersohn. Endlich am 29sten September, 21 Tage nach geschlossener Rechnung, um neun Uhr Morgens, verkündete die auf einem Kamin des Schlosses aufgezogene rothe Fahne, daß das Haus Tardif vom Himmel mit einem männlichen Erben gesegnet worden. Allgemeiner Jubel; die Glocken werden gezogen, die Bierfässer auf den Rasen gewälzt, und der Ochs wandert zur Schlachtbank. Aber, wie schon gesagt, schon vor seiner Geburt unterlag unser Held dem retardirenden Einfluß seines Sterns: er kam zu spät. Der junge, eben feierlich verkündete Erbe war nicht unser Loiter Tardif! Kaum mochte eine Viertelstunde verflossen seyn, denn Vater und Großvater schüttelten sich noch die Hände und wünschten sich gegenseitig Glück, da stürmte die Hebamme in das Zimmer, mit der Kunde, es sey noch ein Kind da. Das war unser Held. Ließ er nun seinem Zwillingsbruder aus Trägheit oder aus Gefälligkeit den Vortritt, gleichviel: damit, daß er eine Viertelstunde zu spät zur Welt kam, brachte er sich einmal um eine Baronie mit zwei-und-dreißigtausend Pfund Einkünften, und nahm dafür als Nachgeborner die hübsche Rente von dreihundert Pfund, so lange sein Vater lebte, und die Aussicht, dereinst von der Gnade desjenigen abzuhängen, mit dem er solche Komplimente gemacht.

Zur Zeit, da unser Tardif zur Welt kam, war Jenner mit seinem unseligen Mittel gegen jenes herrliche Pharmakon, das die Welt vor einem Uebermaaß elender, kränklicher Kinder bewahrte, noch nicht herausgerückt. Eines Morgens trat die Wärterin mit verstörtem Gesicht in das Frühstückzimmer und meldete dem Baronet und seiner Frau, daß ganz nahe beim Schloß bösartige Pocken ausgebrochen seyen. Bei dieser unheimlichen Kunde sahen die Eheleute einander bedenklich an. „Was ist zu thun?“ fragte Lady Tardif die Wärterin. „Milady,“ erwiderte diese, „lassen Sie doch gleich das Kind inoculiren! sage ich es doch schon einen Monat und länger.“ — „Che va piano va sano,“ erwiderte Lady Tardif; „ich glaube nicht, daß es der Kleine aushält.“ — „Mieux vaut tard que jamais,“ sprach der Baronet, „man kann ihn morgen inoculiren.“ Noch am nämlichen Abend bekam der arme kleine Loiter die natürlichen Pocken, und zwar im höchsten Grade. Er war am Rande des Grabes, riß sich aber glücklich heraus; mit seiner Schönheit war es freilich, Dank dem Wahlspruch des Tardifs, vorbei.

Unmöglich können wir alles Unheil, allen Jammer erzählen, worin der junge Tardif schon als Kind durch seine Indolenz, sein ewiges Zaudern und Säumen gerieth. Galt es eine Preisaufgabe in der Schule, so war er mit seiner Arbeit, die gewöhnlich viel Gutes hatte, in der Regel beinahe fertig, wenn sie übergeben werden sollte; auf jeden Fall erschien er damit just eine Viertelstunde nach dem lezten Termin. Führte er mit seinen Kameraden einen Anschlag auf einen Obstgarten aus, so war beim ersten Lärm Alles auf und davon, nur er wurde erwischt und mußte die Zeche bezahlen.

Er war herangewachsen und man dachte ernstlich daran, was aus ihm werden sollte. Die Einkünfte der Tardif und der Loiter betrugen allerdings zusammen zwei-und-dreißigtausend Pfund; aber dieses Vermögen sammt dem Titel fiel naturgemäß dem Erstgebornen zu, ihn mit Glanz zu umgeben. Indessen hatte sich der Vater das Fortkommen des jüngern Sohns ernstlich angelegen seyn lassen, und eines Tags, da lezterer sich besorglich über seine Aussichten äußerte, ging der Vater hinaus und kam alsbald mit einem Papier zurück. „Sieh, Loiter,“ sprach er, „über mein Vermögen kann ich nicht verfügen, aber ich habe Deiner nicht vergessen; Dein Glück ist gemacht. Ich bin bei der ostindischen Kompagnie interessirt und habe Dir bei derselben einen vortheilhaften Posten verschafft. Schon lange thue ich mich deßhalb um; ich mochte aber nichts davon sagen, bis die Sache im Reinen war. Lies den Brief.“ Der freudig überraschte Loiter Tardif las: „Den 13ten Februar 179...,“ brach ab und sagte: „Aber, Herr Vater, der Brief ist zehn Tage alt.“ — „Ja doch, lieber Sohn; che va piano va sano! Ein geliebtes Kind schickt man nicht so ohne Weiteres nach Indien; man darf sich da wohl besinnen; doch lies weiter!“ — Es ging aus dem Briefe hervor, daß der Korrespondent spätestens drei Tage nach Empfang des Briefs Antwort verlangte, weil sich noch mehrere Personen eifrig um die Stelle bemühen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Es war Master Chatam klar, er mußte sich durch seinen Gast tief gekränkt fühlen; allein wenn er auf das Blatt vor sich hinblickte, wo nur Sir stand, und noch so viel Raum für die schönsten Gedanken blieb, die sein Gehirn mit Blitzesschnelle durchkreuzten, da fiel ihm bei diesem verhängnißvollen Wörtchen ein, mit welcher Leichtigkeit Mina dem wirren Flug seines Geistes folgte, seine Ideen in einen zierlichen Artikel faßte und in wenig Augenblicken auf das Papier bannte. Die mit diesen Betrachtungen verknüpfte Anstrengung versenkte den Doktor in einen Schlummer, und das Nicken des ermatteten Hauptes unterhielt seinen Stuhl in gleichmäßigem Schwung. Diese wiegende Bewegung wirkte auf seine Phantasie, die sich nicht beruhigen wollte; es träumte ihm, er sey ein Adler, schwebe in den Lüften; der Stuhl mochte etwas schneller baumeln, und nun stürzte er sich auf eine Beute herab; kaum berührte er aber die Erde, so verwandelte sich der Adler in einen Hirsch; dieser fegte an einem Baume, der Baum brach, der Schläfer fuhr plötzlich auf, erwachte, und Mina stand ruhig an seiner Seite. Würdevoll und ernst erhob sich der Doktor und wies mit zusammengezogenen Augenbraunen und ausgestrecktem Zeigefinger auf den angefangenen Brief. „Eben war ich im Begriff, Ihnen zu schreiben, M. Mina.“ — „Ich habe zu viel unter Ihrer gütigen Anleitung gearbeitet und gelernt,“ sprach dieser, „um nicht Ihr kaum entworfenes Schreiben verstehen und beantworten zu können. Sie wollten mich ersuchen, Ihr Haus zu verlassen — ich bin reisefertig. Doch erlauben Sie mir zu bemerken daß, wenn ich mich auch einigemal vergessen habe, die Sachen doch nie so weit gekommen sind, als Ihnen geschienen haben mag. Dies ist keine Entschuldigung, es gibt überhaupt keine für mich, aber ich bin Ihnen diese Aufklärung zu Ihrer Beruhigung wegen Mistreß Chatam schuldig. Ihre gestrige Bemerkungen über die feindliche Stellung, die die südlichen Staaten gegenwärtig angenommen, habe ich so eben niedergeschrieben, hier ist der Artikel. Bei dieser genußreichen Arbeit fühlte ich ganz, was ich verscherzt habe.“ Master Chatam wußte sich gar nicht recht zu erinnern, daß er von den Streitigkeiten mit dem Süden gesprochen habe, indessen erkannte er seine Gedanken und seine Sprache in dem Aufsatze vollkommen, nur wünschte er noch einige Zusätze, die ihm nicht gleich einfielen, und bat Mina, morgen mit ihm darüber zu sprechen. Diese Unterredung hatte der Neger gehört, der während dem den Tisch zum Thee richtete; Mina blieb also, und es war keine Rede mehr vom Abreisen. Bei Tisch erzählte der Doktor seinen Traum; Mistreß Chatam bekam Zahnschmerzen und hielt sich das Tuch vor den Mund, der Mohr stieß ein unverschämtes Gelächter aus, die weiße weibliche Gehülfin blickte zornig auf ihre Frau und mitleidig auf ihren Herrn, Mina sprach von Ovid, und so kam Alles wieder ins alte Geleise. Die guten Freunde ruhten aber nicht, sie versuchten andere Intriguen. Anonyme Briefe füllten die Zeitungen und griffen seine Artikel an, machten sie schändlich herunter, schilderten den Verfasser als einen Feind der Union, als eine englische Kreatur. Aber auch dies verfehlte ganz seinen Zweck, denn nun entspann sich ein Federkrieg, der Mina nur um so unentbehrlicher machte.

Endlich wurde die verwundbare Stelle getroffen. Es trat ein Rezensent auf, der den Doktor ironisch vertheidigte, ihn als einen Schwachkopf, aber guten Patrioten bezeichnete, dessen Name nur mißbraucht werde, da es wohl bekannt sey, daß Doktor Chatam gar keine Fähigkeit zum Schreiben habe, und alle seine Aufsätze eigentlich von einem Mexikaner herrühren, der zu Philadelphia im Schuldthurme gesessen und jezt so eine Art von vertrautem Schreiber bei ihm mache. Das Kleeblatt mußte sich trennen, um der Welt zu zeigen, daß Chatam seine Artikel selbst verfasse; seine Frau aber reiste wieder fleißig nach Philadelphia und machte von da, wie früher, noch andere Ausflüge, wozu sie nun die beste Gelegenheit hatte, weil durch sie die Korrespondenz erhalten wurde; sie brachte, so hieß es, ihres Mannes Gedanken dem Mina zum Abschreiben.

Mistreß Chatam fand nicht mehr dasselbe Vergnügen an diesen Reisen, wie ehedem; sie hatte sich an ein bequemeres Leben gewöhnt, ein harter Winter vermehrte die Unannehmlichkeiten, im Boarding war sie sehr übel angesehen, Mina selbst schien gleichgültiger zu werden, dazu mischte sich Eifersucht, und das zügellose Weib kannte keine Schranken mehr. Sie fühlte sich unglücklich und wurde rasend; ihre Schlechtigkeit hatte sie elend gemacht, in ihrem Manne erblickte sie die Ursache davon, und so sank sie vom Laster zum Verbrechen. Nun nimmt die Geschichte einen schaudervollen Charakter an. Wir eilen schnell über diese Abscheulichkeiten weg und heben nur die Hauptmomente hervor, die zu Beurtheilung des Ganzen nothwendig sind.

Einst kam Mrs. Chatam nach Philadelphia; man bemerkte im Boarding einen heftigen Zank zwischen ihr und Mina; mehrere Tage war sie ganz verstört und er mehr als verstimmt. Bevor sie wieder nach Hause fuhr, gab sie Mina ein Stückchen Papier und sagte: „Bringen Sie mir dies aus der Apotheke, aber holen Sie es selbst.“ Mina ging und reichte den Zettel, ohne ihn zu lesen, dem Laboranten; dieser fragte ihn, wozu er das brauche; Mina wußte keinen Bescheid. Er ging

wieder nach Hause und fragte Mistreß Chatam. „Ich will ein Experiment an einem Kanarienvogel machen," war die Antwort, die Mina erhielt und sofort dem Apotheker hinterbrachte. Er bekam sofort ein Pulver, welches er der Dame brachte, die damit nach Hause fuhr. Wußte Mina um die Anschläge des fürchterlichen Weibes, war es Gewissensangst und Reue, oder deutete er sich erst nach und nach den grausenhaften Sinn in ihren Worten, und war es Furcht und Ahnung, die ihn trieben — das hat sich nie aufgeklärt; sichtlich aber nahm seine Unruhe zu, und nach zwei oder drei Tagen machte er sich auf, verließ Philadelphia und langte spät am Abend auf Doktor Chatams Landsitze an. Der Neger, der ihm das Thor öffnete, empfing ihn mit der Nachricht, daß sein Herr nicht wohl sey und sich zu Bette gelegt habe. Mina verfügte sich in die Küchenstube, um die Gelegenheit abzuwarten, mit der Frau zu sprechen. Diese hatte eben eine Schaale Suppe ihrem Manne hinaufgetragen und, wie die Magd sagte, ein Pulver hineingerührt. Mit großen Schritten maß Mina das Zimmer; endlich erschien Mistreß Chatam mit der leeren Schaale. Es entstand unter beiden ein lebhaftes Gespräch mit leiser Stimme, welches nach geraumer Zeit durch die Botschaft unterbrochen wurde, daß der Doktor sehr übel sey und nach dem Arzt verlange. Die Frau eilte hinauf, Mina schlich ihr nach bis zum Bette des Kranken, warf einen Blick auf ihn und wandte sich ab, indem er halblaut sagte: „Noch zehn Minuten diesem Vogel!" Es wurde nach dem Arzt geschickt; als dieser aber am nächsten Morgen kam, war Chatam nicht mehr. Der Arzt fand nichts Bedenkliches an der Sache, da seiner Meinung nach die apoplektischen Anfälle des Verstorbenen immer einen solchen Ausgang fürchten ließen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Januar.

(Beschluß.)

Die englischen Schauspieler.

Die schlanke Jünglingsgestalt hatte in allen Situationen, dem König, der Geliebten, den Schauspielern und dem Geist gegenüber, etwas durchaus Fürstlichedles. Dabei ward der oben bezeichnete Charakter mit der größten Consequenz bis in die kleinsten Details durchgeführt, daß es schien, als könnten die Worte des Dichters gar nicht anders gesprochen werden. Kean hatte hier seine Stimme so in der Gewalt, daß man glauben sollte, es hänge nur von ihm ab, sich das Unangenehme seines Organs ganz abzugewöhnen. Besonders auffallend war die Art, wie er in den Monologen die Resultate seines Denkens sprach. Es war nicht jene scharfe, tonlose Artikulation des erschlaffenden Othellos, sondern, ich möchte sagen, ein lautes Denken, jede Sylbe ein vernehmlicher, abgesonderter Schall, aber völlig ohne Klang, wie Blei. Doch ich kann es mir nicht versagen, auch hier ein paar einzelne, unübertreffliche Scenen hervorzuheben. In der ersten Scene zwischen Hamlet und dem Geist wollen Horatio und Marcellus ihn halten. Hamlet will's nicht leiden, und nach dem Original reißt er sich los bei den Worten: „Unhand me, gentlemen." Kean läßt sich ein wenig länger halten, spricht mit steigender Heftigkeit: „By heaven, I'll make a ghost of him that lets me — I say, away!" Bei diesem Worte erst stößt er sie zurück, und in demselben Augenblicke steht er wieder da, wie vorher, dem Geist gegenüber, nicht zitternd, aber von Entsetzen durchdrungen, zagend und entschlossen zugleich, und das lautgebietende „away!" ist kaum über die Lippen, so erklingen, als wenn sein eigener Geist zu dem des Vaters spräche, die Worte: „Go on — I'll follow thee." — Der Geist, von demselben Herrn Hughes gespielt, der den Jago von Anfang bis zu Ende wirklich meisterhaft durchführte, war leider kein Geist; nicht nur erschien er gewöhnlich, auch im Gemache der Königin, wo Hamlet allein ihn sieht, ganz vorne, im hellsten Lampenscheine, seine Papprüstung quer über die Bühne tragend, sondern er sprach auch die, für einen Geist allerdings etwas lange Rede, in welcher er den Sohn zur Rache mahnt, ganz wie ein gewöhnlicher Mensch, nicht einmal monoton. Aber indem ich nun die fernern Scenen einzeln ins Gedächtniß zurückrufe, sehe ich, daß ich mein obiges Wort zurücknehmen muß; hervorheben wollte ich die Stellen, in denen der Schauspieler den größten Eindruck auf mich machte; es war aber nicht der Schauspieler, sondern das Interesse der Scenen selbst, was den höhern oder mindern Eindruck bedingte. Im Anfang des zweiten Akts, in der Unterredung mit Ophelia, die unsäglich rührend spielte, geht Hamlet bei dem dreimal wiederholten „farewell" jedesmal ganz weg von der Bühne, und wenn er wieder auftritt, sieht er aus, als habe er weggehen müssen und draußen Kraft sammeln, um die grausame Verstellung durchzuführen. Unübertrefflich war ferner die stets wachsende Spannung, mit welcher er während des Schauspiels den König beobachtet, und in welcher er kurz vor den Worten: „The Mouse-trap!" u. s. w., immer auf dem Boden sitzend oder halb liegend, ihm und der Mutter unmerklich näher rückt, um noch deutlicher in ihren Mienen zu lesen, was er schon weiß. Ganz vortrefflich war die Scene mit der Flöte, worauf Güldenstern spielen soll; nicht weniger die bald darauf folgende zwischen Sohn und Mutter, wo auch sie (Mrs. Burton) sehr gut spielte. Die Lagerscene ward ganz weggelassen; die Truppe war nicht zahlreich genug. Laertes ward von Herrn Vining im Ganzen recht gut gespielt; aber nie hätte ich geglaubt, daß auf der Bühne ein Zweikampf so schön und dabei so grausigwahr aus- und zu Ende geführt werden könnte, als der zwischen ihm und Hamlet: die vollkommenste Fechtmeistergeschicklichkeit, vereint mit dem zunehmenden und endlich Blößen gebenden Eifer des Gefechts. Die ganze Scene (mit Ausnahme des Königs) ließ nichts zu wünschen übrig. Aber wie erst die Lagerscene, so ward nun auch die Schlußscene ganz weggelassen; Hamlet stirbt mit den Worten: „The rest is silence," und weiter hörten wir nichts, als das Herabrollen des Vorhangs und den unbändigen Applaus des gefüllten Hauses.

Doch es wird Zeit seyn, auch diesen Bericht zu schließen; also nur ein paar Worte noch über die andern Herrn. Vining und Hay sind besonders ausgezeichnet als Komiker, zum Theil auch Bennett, der aber den Polonius sehr mäßig spielte. Die Herren Grattan und Chalk sind sehr hübsche und recht talentvolle junge Leute, die aber noch viel lernen müssen; — the rest is silence.

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 40.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 15. Februar 1834.

— Er ist nicht von den Unsern?
Den Kopf ihm ab!

Ben Johnson.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Monaten war die Wittwe Braut. Damit jedoch die Verwandte ihres Mannes kein Aergerniß an der ungebührlichen Verkürzung der Trauerzeit nehmen möchten, beschloß sie, die Hochzeit bei ihren Verwandten zu feiern, und reiste mit Mina und ihren beiden Töchtern nach Nashville zu ihrem Schwager. Dieser hatte zwei erwachsene Töchter, wovon die ältere Mina so wohl gefiel, daß er unter allerlei Vorwänden die bevorstehende Trauung hinausschob und am Ende der Chatam ohne Weiteres erklärte, er wolle ihre Nichte heirathen, und ersuche sie daher, das Mädchen mit so und so viel tausend Dollars auszustatten. Man kann sich denken, wie dieses Ansinnen aufgenommen wurde. Nachdem der erste Ausbruch der Wuth nichts gefruchtet hatte, griff die Wittwe zu den Waffen der Rührung, sie weinte, machte Vorwürfe und fragte endlich: „Aber warum wollen Sie mich denn nicht nehmen?“ — „Sie könnten mich auch einmal für einen Kanarienvogel halten, Madame,“ antwortete Mina. Ein eintretender Diener unterbrach das Gespräch, er hatte aber den lezten Theil desselben gehört und wieder erzählt. Scherzweise kam die Sache im kleinen Städtchen herum und wurde zufällig durch einen Reisenden nach Philadelphia gebracht. Dort nahm man es ganz anders auf, man schöpfte Verdacht, die Behörden ließen den Leichnam ausgraben und fanden ihn vergiftet. Sofort wurde die Regierung des Staats Kentucky angegangen, die Wittwe Chatam und Mina auszuliefern. Bereits hatten die Zeitungen aber den Vorfall bekannt gemacht, und bis der Verhaftbefehl nach Nashville kam, waren die Schuldigen verschwunden. Mistreß Chatam begab sich unter einem fremden Namen in ein kleines Städtchen bei Neworleans, wo sie als Erzieherin in einem Hause Aufnahme fand. Sie wurde aber, ich weiß nicht durch welchen Zufall, entdeckt und festgenommen. Ihre Aussagen führten auf die Spur von Minas Aufenthalt, und auch er wurde gefunden. Beide Gefangene kamen auf verschiedenen Wegen fast zugleich nach Nashville zurück und wurden nun gemeinschaftlich weiter geführt. Es gelang ihnen, noch einmal zu entkommen; wenn man aber hier Jemanden verhaften will, so verbergen ihn die Wüsten des Landes nicht, und wenn es darauf ankommt, ist hier die Polizei so gut wie in Europa, wo nicht besser. Nach einigen Wochen waren beide Flüchtlinge schon wieder, gebunden und unter guter Bedeckung, auf dem Weg nach Philadelphia.

Aus den vielen Zeugenverhören hat sich das bisher Erzählte ergeben. Mistreß Chatam schob die ganze Schuld

auf ihren Verführer, wie sie ihn nannte, bezeugte bittere Reue, diesem Ungeheuer ihre Neigung geschenkt zu haben, und leugnete, den geringsten wissentlichen Antheil an dem Meuchelmorde genommen zu haben. Die Aussagen des Mina habe ich nie speziell in den Zeitungen gefunden, nur so viel war zu ersehen, daß er nichts bekannte, aber auch Niemanden beschuldigte. Als bei verschiedenen Confrontationen die Chatam ihn unter einem Strom von Thränen mit Vorwürfen überhäufte, blickte er sie eine Weile durchbohrend an und wandte sich dann ruhig lächelnd ab. Er war auf sein Loos gleich von Anfang an gefaßt und empfing sein Urtheil zum Strang mit vollkommener Gleichgültigkeit. Mistreß Chatam erhielt gar kein Urtheil, sie ward freigelassen. Die Zeitung, welche eine Uebersicht des ganzen Thatbestandes und den richterlichen Spruch enthält, sagt bloß, die allgemeine Verachtung sey die angemessenste Strafe dieser Elenden.

Kaum war das Urtheil bekannt, so schickte ein industriöser Kunsthändler von Newyork einen jungen Zeichner nach Philadelphia. Der Künstler wollte mit dem Delinquenten unterhandeln, um ihn porträtiren zu dürfen. „Meine Rechnung ist geschlossen," sagte Mina, „ich brauche kein Geld mehr; wenn Sie aber durch mein Bildniß welches gewinnen können, so macht es mir Vergnügen, Ihnen nützlich zu seyn." Mit der größten Geduld gab sich Mina dem lästigen Ansinnen hin und verkürzte die Zeit mit launigen Gesprächen. Am Tage seiner Hinrichtung erschien er lithographirt in Newyork. Die Vollstreckung des Urtheils wurde acht Tage hinausgeschoben, um schönes Wetter abzuwarten, und man wählte dazu vier Meilen von der Stadt einen freien Platz, wo sich ein Hügel sanft aus der Mitte einer großen Ebene erhebt, damit ja kein Zuschauer dabei zu kurz käme. Auch war der Zulauf des Volks so ungeheuer, daß man rechnete, die halbe Bevölkerung von Pensylvanien müsse beisammen gewesen seyn. Bis zum lezten Augenblick behielt Mina seine Fassung. Er unterhielt sich auf dem langen Wege mit dem ihn begleitenden Geistlichen, jedoch nur von gleichgültigen Dingen; er sah auf die herbeiströmende Menge, und traf er auf ein bekanntes Gesicht, so grüßte er und sprach einige freundliche Worte mit fester Stimme. Auf dem Richtplatz angelangt, betrat er das Gerüst mit theatralischem Anstand, schritt aufrecht einigemal auf und ab, verbeugte sich nach allen Seiten und hielt mit lächelnder Miene und lauter Stimme eine kurze Rede, worin er sich für die nordamerikanische Gastfreundschaft bedankte, den ritterlichen Sinn des galantesten Volkes lobte und zu dem schönen Wetter Glück wünschte, welches das heutige Opferfest begünstige. Sodann übergab er sich gleichsam selbst dem Scharfrichter, indem er ihn ersuchte, nun sein Amt zu verrichten. „Sein Ende," schrieben die Tagesblätter, „war theatralisch, wie sein ganzes Leben. Tröstlich bleibt es, daß dieser Auswurf der Menschheit kein Amerikaner, sondern nur ein Merikaner war."

Es hat mich manchmal gewundert, daß die Städte in Amerika keinen bestimmten Richtplatz haben, man bedeutete mir aber, darüber werde immer im Spruche selbst gehörig verfügt, indem man die fremden Verbrecher gewöhnlich außerhalb der Stadt an der Stelle henke, wo sie zuerst hereingekommen. Schiffsleute dagegen knüpft man an den Mast eines im Hafen liegenden Schiffes. Daß ein Inländer zu einer solchen Strafe kommen könnte, fällt Niemanden ein. Man muß gestehen, das Betragen fremder Ankömmlinge hat nur zu häufig diese Meinung gerechtfertigt. Farbige rechnet man zu gar keiner Nation. Vor einiger Zeit ließ eine Frau, die auf dem Lande ganz nahe bei Philadelphia lebte, ihren Mann aus dem Weg räumen. Sie dung einen Mulatten zum Mord. Der Mulatte sezte sich mit einer geladenen Flinte auf das Dach eines gegenüberstehenden Hauses, von wo er gerade auf das Treppenfenster sehen konnte; die Frau öffnete das Fenster eben, als ihr Mann an der Hausthüre pochte, um eingelassen zu werden. Dies war das Zeichen, die Dame entfernte sich schnell und der Mann kam sorglos die Treppe herauf — der Schuß fiel, er war getroffen, und nach wenig Augenblicken starb der Unglückliche; doch sein brechendes Auge richtete sich noch nach der Gegend, von wo der tödtliche Schuß gekommen, er erkannte den Mörder und rief ihn beim Namen. Dies war sein leztes Wort, die Magd des Hauses hatte es gehört und veranlaßte die Verhaftung des Bösewichts. Er gestand sogleich Alles und wurde hingerichtet. Die Tagesblätter wünschten der Nation wieder Glück, daß dieses abscheuliche Verbrechen nicht von einem Amerikaner begangen worden, weil es nur ein Mulatte war; der Wittwe wurde kein Haar gekrümmt. Sie lebt gegenwärtig in Newyork als Gattin eines jungen Mannes von sehr angesehener Familie.

Diese Fälle, dergleichen in allen Ländern vorkommen, wurden hier keineswegs als Maßstab der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit der Nation angeführt, sondern nur um zu zeigen, in welchem Sinne der Geist der Chevalerie von der hiesigen Gentry aufgefaßt und bethätigt wird, und allenfalls um deutlich zu machen, was man unter einem Amerikaner hier eigentlich verstehe.

Am Schlusse dieses Briefs kommen wir noch einmal auf einen ganz allgemeinen Charakterzug zurück, und zwar deßhalb, weil Manches in unsern bisherigen Schilderungen in scheinbarem Widerspruch mit demselben steht: wir meinen die allen Amerikanern eigene Reinlichkeit, welche manchem europäischen Lande zum Muster dienen könnte. Abgesehen vom Tabakkauen, deutet Alles, schon ihr unermüdetes Nägelputzen, auf diese Neigung. In unserer Beschreibung

ihrer Toilette, des Innern und Aeußern ihrer Häuser, der Trottoirs, der Straßenbeleuchtung ꝛc., wobei, um Wiederholungen zu vermeiden, Newyork gleich Anfangs als Typus aller Städte der Union aufgestellt wurde, haben wir überall den Accent auf diese Liebe zur Reinlichkeit gelegt. Der Unrath, den wir in Philadelphia trafen, lag nur in der Mitte der Straßen, und da lag er gesetzlich; die Moräste, in denen wir Ducamp bei Washington versinken sahen, gehören nur in so fern zu der Stadt, als sie der grandiose Plan umfaßt, nach welchem Washington sich einstens dem Urenkel zeigen soll; alle die ekelhaften Schweinabfälle haben wir nicht in, sondern um Cincinati gefunden, und in dem schwarzen Pittsburg konnten wir vor dem fleißigen Dampf überhaupt gar nichts sehen. Die Gebäude, so leicht sie gebaut sind, haben aller Orten ein gefälliges Ansehen; nur die Werften aller amerikanischen Hafenstädte, die ich gesehen habe, sind schmutzige hölzerne Rattennester. Brücken, Kanäle, Eisenbahnen hingegen sind solid, und ihre kühne Ausführung grenzt oft an's Wunderbare.

Das nächstemal besuchen wir den Süden der Union, namentlich Charlestown, und nehmen sodann Abschied von Land und Leser.

Der Zauderer.

(Fortsetzung.)

Loiter dankte gerührt seinem Vater; man beschloß, er solle noch heute an Herrn Walter schreiben und das Anerbieten annehmen, und rechnete aus, daß der Mann somit immer noch zeitig genug in Kenntniß gesezt werde. Flink, wie gewöhnlich, sezte sich Loiter an seinen Schreibtisch; da es aber erst zwei Uhr war und die Post erst ein Viertel nach sieben von Limpingham abging, so dachte er, er könne das Geschäft immerhin bis nach dem Morgenritt verschieben. Er sezte sich demnach zu Pferd und machte seine gewöhnliche Tour. Nach Hause gekommen, trat er wieder vor seinen Schreibtisch, holte ein Dutzend unbeantworteter Briefe hervor — auf vieren stand, stark unterstrichen: man bittet um Antwort mit umgehender Post, auf zweien: pressant — betrachtete sie und begann endlich seine Epistel: „Verehrtester Herr!“ So weit war er, da sah er auf die Uhr. „Halb sechs!“ dachte er; „jezt habe ich nicht wohl Zeit zum Briefschreiben: gleich muß ich mich zum Essen anziehen; da spiele ich das Viertelstündchen lieber vollends auf der Flöte, dann ziehe ich mich an, dann —“ Er nahm die Flöte und spielte, bis ihm die Glocke das Zeichen zur Toilette gab. Als dieses hochwichtige Geschäft abgemacht war, griff er wieder zu seinem Brief, nahm sich zusammen und brachte es diesmal so weit: „Verehrtester Herr Walter.“ Da wurde er gewahr, daß sein Bedienter ihm kein Schnupftuch gegeben habe; er schellte, der Bediente, der kam, war nicht der seinige; er schickte nach Robin, der auch sofort erschien, schalt ihn ob seiner Vergeßlichkeit, und Robin eilte, das Versäumte gut zu machen. Darüber ging Zeit herum, und Master Tardif spazierte allermittelst im Zimmer auf und ab. Robin kam und sagte, er könne die Schublade, wo die Schnupftücher seyen, nicht aufbringen; das Schloß müsse verdorben seyn. Master Tardif sah in eigener Person nach, guckte zwanzigmal in das Schlüsselloch, blies unzähligemale in den Schlüssel und betrachtete ihn von allen Seiten; endlich ging er auch siegreich aus dem Kampfe, davon und die Trophäe war ein battistenes Schnupftuch. Aber die Siege kommen einen manchmal theuer zu stehen; unsern Mann brachte der seinige um sechzehn Minuten und kostete ihn einen Platz bei der ostindischen Kompagnie. Er sezte sich wieder an seinen Brief; kaum aber hatte er die Feder in der Hand, hörte er zum Essen läuten. In solchem Drang der Umstände war das Diner das ungleich Unwichtigere, und Suppe und Fisch konnten immerhin in die Schanze geschlagen werden; troz der ewigen Botschaften aus dem Speisesaal brachte auch Loiter seinen Brief ritterlich zu Ende und schickte ihn nach Limpingham. Im Lauf des Abends erfuhr man, der Brief sey just eine Viertelstunde zu spät zur Post gekommen und könne erst den andern Tag befördert werden. Der Herr Vater meinte, er könnte leicht etwas spät ankommen; mieux vaut tard que jamais, sprach Loiter und machte sich weiter keine Sorgen darum.

Nach ein paar Tagen lief die Antwort ein; Herr Walter konnte nicht umhin, zu bedauern, daß er, nachdem er lange vergeblich über die von ihm festgesezte Frist gewartet, endlich die Stelle einem Kandidaten geben müssen, der sich eifrig darum bemüht. Just einen Tag zu spät hatte er den Brief erhalten und aus dem Datum ersehen, daß derselbe, ohne den Verzug von einem Tag, noch immer zeitig genug gekommen wäre. An Vorwürfen von Seiten des Vaters konnte es unter diesen Umständen nicht fehlen; er sagte ihm endlich, er habe für ihn gethan, was er gekonnt, es sey nun seine eigene Sache, sich fortzuhelfen. Wie es aber geht, daß man seine eigenen Fehler wo möglich einem Andern aufbürdet, so mußte jezt der arme Robin am ganzen Unheil Schuld seyn. „Hätte ich,“ sprach Loiter, „nicht des Schlingels wegen eine Viertelstunde in den Schlüssel blasen müssen, so wäre der Brief noch zu rechter Zeit angekommen.“ Robin ward gerufen und mit einer, im Hause Tardif ganz ungewöhnlichen Raschheit ausbezahlt und fortgeschickt.

Unter all den Mitteln, sein Glück zu machen, ist das kürzeste, wenn auch nicht das angenehmste, eine

reiche Erbin zu heirathen. Ein paar Meilen vom Schloß hauste ein Gentleman, Namens Tubbs, der eine einzige Tochter hatte. Das Mädchen sollte dereinst etwa viertausend Pfund Einkünfte erben. Der junge Tardif galt viel beim Vater und war der jungen Clara nicht gleichgültig; so wenig er, Dank dem Einfluß seiner Familiendevisen, schön von Gesicht war, so konnte immerhin sogar eine hübsche, artige Person, wie Miß Tubbs, Wohlgefallen an ihm finden. Der eigentliche Schlüssel aber, mit dem er sich Eingang in ihrem Herzen verschaffte, war sein Flötenspiel. Miß Clara war Virtuosin auf dem Piano; am liebsten spielte sie die Prager Schlacht, den Marsch aus Blaubart und die Ouvertüre der Lodoiska, damals lauter nagelneue Stücke, und Loiter hinter ihr akkompagnirte mit der Flöte. Man konnte ihm dabei nur Eins zum Vorwurf machen: er war gewöhnlich um drei, vier Takte zurück. Dieser Fehler lag einmal in seiner Konstitution; es war also dabei nichts zu thun, und wenn sein Schnörkel hinter Miß Claras lezten Worten endlich verklungen war und sie rief: „Vortrefflich, Master Tardif! Sie sind nur um drei Takte zurück," so erfolgte naturgemäß die Antwort: „mieux vaut tard que jamais, Miß Tubbs."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Ch. Nodiers Aufnahme in die Akademie.

In der akademischen oder gelehrten Welt machte neulich Charles Nodiers Aufnahme in die Académie française einiges Aufsehen, theils weil Ch. Nodier ein an sich merkwürdiger Mann ist, theils weil er sich über das Bemühen jener Akademie, die französische Sprache klassisch rein zu erhalten, oft und öffentlich lustig gemacht hat. Nun geht aber in der Regel bei keiner Korporation, und wäre es auch eine akademische, die Selbstverläugnung und Demuth so weit, daß sie gern einen Spötter in ihren Schooß aufnähme; desto verwunderlicher ist es, daß die Akademie eben den Mann als Mitglied aufnimmt, der manchmal versucht hat, die Welt zu überzeugen, die Académie française sey rein unnüz. Dasselbe war indeß mit dem berühmten Montesquieu der Fall, denn als er in die Académie française aufgenommen wurde, war er erst durch seine Lettres persanes bekannt, und in diesen Briefen stellt er die Akademie als eine Gesellschaft von Schwäzern dar, die sich einander bekomplimentiren und weiter zu nichts taugen. Nun ist es freilich eine Art von feiner Rache, wenn eine Akademie einen Mann aufnimmt, der sich über sie lustig gemacht, und dann sich um die Ehre beworben hat, ihr anzugehören; denn er begeht dadurch eine Inkonsequenz und beweist, daß er das über sie gesagte Böse selbst nicht glaubt, oder daß er andern Sinnes geworden ist und sich bekehrt hat. In der Académie française sizt ein Dichter, Baour Lormian, welcher, als er noch jung und kein Akademiker war, ein Epigramm auf jeden der vierzig Akademiker gedichtet hat, und dennoch haben sie ihn zu ihrem Mitbruder gewählt. Man sieht also, daß diese Akademie ein Muster von christlicher Ergebung und Duldsamkeit ist. Nur in Hinsicht der Sprache zeigt sie zuweilen die Hörner und wird unsanft und unverträglich. Diese Akademie wurde nämlich unter Ludwigs XIV. Regierung gestiftet, damit sie über die Reinheit der Sprache wache und dieselbe unverändert der Nachwelt überliefere. Man glaubte nämlich damals, die französische Sprache sey durch die klassischen Schriften jenes Zeitalters auf immer festgestellt, und es komme nur noch darauf an, sie vor allen Neuerungen zu bewahren, gerade wie die Staatsmänner der heutigen unbeweglichen Parthei wähnen, die alten Verfassungsgrundsäze seyen unveränderlich, und ihre einzige Pflicht, das Bestehende aufrecht zu halten, auch wenn es den Einsturz drohen sollte. Mit dieser Fixität der Sprache mag es nun im Ganzen wohl seine Richtigkeit haben; allein die Sprache ist Sache des Volks, es ändert allmählig an derselben. Beständig kommen neue Worte, neue Begriffe zum Vorschein; die Bedeutung älterer Worte ändert sich, aus fremden Sprachen wird immerfort etwas entlehnt. Auch hat in der That die Académie française die Sprache so wenig festhalten können, daß sie nicht einmal mit ihrem Wörterbuche zu Stande kommt, obschon seit einem Jahrhundert daran gearbeitet wird. Ihre Bestimmung war, Regeln für die Schriftsteller aufzustellen; allein schon lange hat sie diese Rolle geändert und, der Nothwendigkeit nachgebend, eingesehen, daß nicht eine Akademie, sondern die genialen Schriftsteller die Grenzen der Sprache erweitern und bestimmen, und daß sie besser daran thue, die großen Schriftsteller zum Muster zu nehmen, statt ihnen Muster vorzuschreiben. Eben dieses hat ihnen auch Nodier darzuthun gesucht und über die Pedanterei gewisser Akademiker gespottet, welche steif und regelrecht sich an den alten Geschmack halten und alles Neue von sich stoßen. Es war lustig anzuhören, wie Jouy, welcher zu dieser Klasse gehört und dem neu aufgenommenen Akademiker auf seine Antrittsrede zu antworten hatte, seine Klagen über den einreißenden verderbten Geschmack der jungen Schriftsteller zum hundertsten Male laut werden ließ.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 51:

Freudebecher.

Räthsel.

Im Kleeblatt, fünfgetheilt,
Dem schönsten in der Welt,
Bin ich das kleinste Glied,
Und doch zum Haupt bestellt.

Der längern Brüder Reih'
Bücket sich, recket sich,
Doch all ihr heiß Bemühn,
Was wär' es ohne mich?

Ich tret' als Offizier
Frei vor die Fronte hin,
Und der Esprit de Corps
Lebt nur, weil frei ich bin.

Greift an die Kompagnie,
Bin ich stets voran;
Der Ehre gelingt zumeist
Durch mich, den bravsten Mann.

Subtileres Geschäft
Verrichten fast nur wir,
Ich und der Flügelmann,
Der klügste Mann nach mir.

E. D.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 41.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 17. Februar 1834.

Der Morgen graut, mit ihm Albaniens Hügel,
Die dunkeln Sulifelsen, Pindus Höh'
Im Dämmerlicht.

Byron.
Childe Harold. II. Ges.

Ein Besuch auf der Küste von Albanien.

Es war ein schöner heller Spätsommertag, den ich auf Santa Maura zubrachte. Die Hauptstadt des alten Leucas, von dessen leuchtenden Felsen die Lesbierin den Sprung wagte, der sie von ihrem Wehe heilte, liegt auf der nördlichsten Spitze der langgedehnten Insel, welche nur durch einen sehr seichten Kanal, bloß für leichte Fahrzeuge schiffbar, vom acarnanischen Festlande getrennt ist, mit dem sie früher zusammengehängt haben soll. Die Stadt ist freundlich, aber unansehnlich. Die Wohnungen sind niedrig, großentheils aus einem einzigen Stockwerk bestehend, ohne Zweifel der vielen und heftigen Erderschütterungen wegen, das obere Geschoß häufig von Holz. Ich habe kein einziges bedeutendes Gebäude bemerkt; auch die Kirchen, nach griechischer Sitte mit einer Menge von Stereotypgemälden auf Goldgrund geziert, sind meistens klein; die katholische Kirche liegt dicht am Hafen. Die Bazarstraße, breit und regelmäßig, hat eben nichts Einladendes aufzuweisen, war aber, da eben die Feier des Sonntags stattfand, mit Menschen gefüllt, wobei die griechische Nationaltracht der ionischen Insulaner, die nach fränkischer Sitte Gekleideten und die Rothröcke der britischen Garnison ein buntes Farbenspiel bildeten. An ihrem Ende beginnt die schöne Ebene von Amarichi mit ihren ausgedehnten Olivenwaldungen, welche sich die steinigten Hügel hinanziehen. Von hier aus strömen mehrere klare Bäche in die Stadt, wo zahlreiche Brunnen einen hellen Strahl hervorsprudeln lassen. Die Luft soll wegen der stehenden, faulenden Gewässer des Kanals und der schädlichen Ausdünstungen des nahen Golfs von Arta, welche vom Nordostwinde herübergetragen werden, sehr ungesund seyn. Von der Stadt aus erstreckt sich nach der Küste des Festlandes eine große, vom Sultan Bajazet angelegte Wasserleitung, die aber jezt unterbrochen und nutzlos ist, und deren niedrige Bögen, über den Meeresspiegel hinausblickend, in ihrer langen Ausdehnung eine ganz eigenthümliche Wirkung machen. Zu der Festung Santa Maura, welche jenseits der Lagunen auf einer Landzunge des acarnanischen Ufers liegt, führt ein in leztern Jahren durch die Engländer gebauter Molo, der aber noch nicht völlig bis zur Stadt reicht, so daß man in einem Ruderboote hinanfahren muß. Er läuft am Fort vorbei, zu welchem von ihm aus eine Brücke führt, welche für den Durchgang der kleinen Fahrzeuge geöffnet werden kann. Hier fuhren wir gegen sechs nach Mittag auf dem Segelboote durch, welches uns von Patras nach Santa Maura gebracht. Bald lag die Insel uns im Rücken, und wir steuerten nordwärts auf Corfu zu, das wir am folgenden Mittag zu erreichen hofften.

Der Himmel war den Tag über rein und wolkenhell gewesen, um Mittag aber hatte sich ein Scirocco aufgemacht, der immer heftiger wurde und, als wir die Nordspitze der Insel links hinter uns gelassen, unsere beiden Segel straff spannte. Das Meer, grün und leuchtend, trieb uns von Westen her seine schäumenden Wellen entgegen, während die Sonne, kurz vor ihrem Untersinken, die albanischen Gebirge röthete und uns die Citadelle von Prevesa, am Eingange des ambrazischen Meerbusens, in scharfen, deutlichen Umrissen erscheinen ließ. Der Kiel durchschnitt rasch die Welle, welche stark an die Flanke unseres Fahrzeugs anschlug. Bald nahm der Wind an Heftigkeit zu und die See wurde immer höher, je mehr wir nordwestwärts von der Küste steuerten. Am nördlichen Himmel hingen schwere Gewitterwolken; im Süden war es noch hell und der Mond schien gegen die allmählig um ihn sich ansammelnden Wolken seinen Platz behaupten zu wollen. In seinem Lichte sahen wir, in einer Entfernung von etwa fünf Miglien zur Rechten, das schroffe Felsenufer Albaniens. Bald aber änderte sich dies und damit die ganze Scene. Ueber unsern Häuptern überzog es sich schwarz, das phosphorische Leuchten der schäumenden Wogen, die im Norden die dunkle Luftmasse unaufhörlich zerreißenden Blitze, und ein Lämpchen, welches unstät vor einem durch Rauch und Zeit gebräunten Bilde der Panagia flackerte, mußten uns das Himmelslicht ersetzen. Der Wind blies aus Süden mit solcher Gewalt, daß wir genöthigt waren, das mittlere Segel einzureffen; das vordere, welches schadhaft geworden, wurde mit genauer Noth gehalten. Der Steuermann verlor so sehr den Kopf, daß er gegen Mitternacht nicht wußte, ob wir uns zwischen Paro und dem Festlande, oder aber außerhalb des Kanals befanden. Endlich bemerkten wir, daß wir in der Gegend von Parga waren: im schwachen, unsichern Licht sahen wir die Klippenmasse, auf der die weißlich schimmernden Wohnungen dieses Städtchens liegen. Der Küste sich zu nähern, war unmöglich und mit augenscheinlicher Lebensgefahr verbunden. Ich blieb auf dem Verdeck, den Arm um den Mast geschlungen, durchnäßt und durchfroren von dem über das niedere Fahrzeug hinwegsprützenden Schaum und von dem Regen, der sich endlich aus der schwarzen Masse der Gewitterwolken ergoß. Eine neue Noth kam bald, das Mißliche unserer Lage zu vermehren: das schwache Boot, bald hinauf, bald hinabgeworfen und sich endlich ganz auf die rechte Seite legend, war durch das heftige Anschlagen des Meeres am Vordertheile leck geworden, und der untere Raum füllte sich rasch mit Wasser. Jetzt war die Sache bedenklich: die drei Matrosen — aus mehr bestand die Equipage nicht — schrieen mir und meinem unwohl in dem Raum unter dem Verdeck liegen gebliebenen Reisegefährten, einem Capodistrianischen Obristen, zu, auf das Hintertheil zu springen; zwei von ihnen begaben sich ans Pumpen, was die einzige Aussicht auf Rettung darbot. In diesem Augenblick änderte sich plötzlich der Wind, eine starke Tramontana blies an der Stelle des Scirocco, aber die See wurde uns nun günstiger. Wir wendeten und steuerten nach Süden, woher wir gekommen waren; der Regen strömte, der Sturm hatte seine Wuth, aber zugleich unsere Kräfte erschöpft, und es wurde nach und nach ruhiger. Die Pumpe arbeitete immerfort und blieb glücklicherweise des unaufhörlich eindringenden Wassers Meister. So währte es mehrere Stunden, bis endlich über den ambrazischen Gebirgen ein heller Saum den östlichen Himmel röthete, während Nebelgrau um uns her auf den Fluthen lag. Wie froh, aber wie ermattet begrüßten wir das anbrechende Morgenlicht! Wir waren nicht über drei Miglien von der Küste entfernt, die sich vor uns erstreckte. Der Wind hatte sich fast ganz gelegt, aber die See ging hohl, und so legten wir nur wenig Weg zurück. Bald sahen wir die Insel Santa Maura, der wir wenigstens für diesmal Lebewohl gesagt zu haben glaubten, und näherten uns langsam der Küste des Festlandes, die hier von geringer Höhe und mit Bäumen bepflanzt ist. Langsam verstrichen uns so die Stunden des Morgens, während deren die Strahlen der Sonne unsere Kleider und Verdeck und Segel trockneten, und die Matrosen sich einer nach dem andern zum Schlafen niederlegten, um von der nächtlichen Anstrengung auszuruhen. Erst gegen vier Uhr nach Mittag bogen wir um die Landspitze, welche den äußersten Vorsprung des Ufers vor dem Eingange der Bucht von Prevesa bildet, die man gleichsam als den Vorhof des Meerbusens von Arta betrachten kann, und fuhren an wohlunterhaltenen Mauern, Thürmen und Bastionen vorbei, welche zu dem von Ali Pascha erbauten Fort Pantocratora und zu dem Fort St. Georg gehören, bis wir endlich ans Land stiegen, das zu erreichen wir in der vorhergegangenen Nacht wenig Hoffnung, weniger Aussicht gehabt hatten. Ein Zimmer war bald in einem griechischen Hause gefunden. Es war geräumig genug; durch die Ritzen des Ziegeldaches sah man den blauen Himmel, die Fensteröffnungen waren durch hölzerne Laden geschlossen, in einer Mauerblende hingen ein Madonnenbild und zwei Heiligenbilder in der bekannten braunen Manier der Neugriechen, mit ernsten, trockenen Zügen und scharf und eckig markirten Conturen auf Goldgrund, vor denen Abends eine Oellampe angezündet wurde, während auf einem, die Stelle des Schrankes vertretenden Brett gelb und grün und golden bemaltes Töpfergeschirr, womit das asiatische Dardanellendorf die ganze Türkei versieht, aufgestellt war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Zauderer.

(Fortsetzung.)

Das gute Vernehmen zwischen den jungen Leuten entging den Augen der Eltern nicht. Der Baronet sah es ganz gern; denn er hatte seinen nachgebornen Sohn recht lieb und hätte Alles darum gegeben, nur kein Geld, um ihn gut zu versorgen. Auch Vater Tubbs hätte schwerlich etwas gegen die Verbindung gehabt. Oft und viel drang das Mädchen in ihren Liebhaber, sich zu erklären, aber der Wahlspruch seines Hauses von der Mutter Seite hielt ihn fortwährend zu stark im Bann; da hielt auf einmal Master Lumpy, Esquire, bei Vater Tubbs, seinem Nachbar, förmlich um die Hand der Tochter an. Jezt erst gemahnte es Tardif, daß keine Zeit mehr zu verlieren sey, und er entschloß sich endlich, mit dem Vater seiner theuren Clara ein ernstes Wort zu reden. „Ich fürchte fast, es könnte jezt zu spät seyn,“ meinte Fräulein Tubbs; „hätten Sie sich ausgesprochen, bevor der fatale Herr mit seinen fünftausend Pfund Einkünften ihm den Kopf verrückte, so — aber jezt könnte es zu spät seyn.“ Loiter beruhigte sie und begab sich zu Herrn Tubbs. Die Tochter hatte Recht gehabt: Herr Lumpy, hieß es, sey eine zu gute Parthie für seine Tochter, als daß er ihn abweisen könne oder wolle; es thue ihm sehr Leid, denn vor jenem Antrag wäre er ihm als Schwiegersohn lieb und werth gewesen. Zum Abschied gab ihm der Alte den freundschaftlichen Rath, vor der Verbindung und Abreise seiner Tochter sein Haus nicht wieder zu betreten. „Später,“ sagte er, „können Sie mich besuchen, so oft Sie wollen.“ Ehe Loiter das Haus verließ, fanden indessen die Liebenden Gelegenheit, sich einen Augenblick unter vier Augen zu sprechen; rasch war ein Entführungsplan besprochen, Alles verabredet und Ort und Stunde festgesezt. „Also Punkt vier Uhr, lieber Loiter! aber gewiß!“ dies waren Claras lezte Worte. „Unfehlbar, theure Clara!“ erwiderte Master Tardif.

Eine Postchaise mit vier Pferden wurde auf drei Uhr den folgenden Morgen bestellt; sie sollte vor dem Dorf Limpingham auf der Straße nach London halten. Um dreiviertel auf drei Uhr wachte Tardif auf; die Novembernacht war finster und frostig. „Erst dreiviertel auf drei Uhr!“ dachte der ungeduldige Liebhaber; „da kann ich wohl noch ein wenig schlafen.“ Nicht lange, so schlug die Glocke drei; Tardif erhob sich gemächlich und sah durch die Fensterladen. „Ein trübseliger Morgen!“ sagte er schaudernd. „Wahrhaftig! es muß einer mit seiner Geliebten davongehen wollen, wenn er bei solchem Wetter aus dem warmen Bette soll! Aber ich habe noch eine volle Stunde vor mir; spute ich mich, so bin ich in einer Viertelstunde an der kleinen Parkthüre drüben. Alles gerechnet, bleibt mir immer noch ein Viertelstündchen, und so lange kann ich mich noch niederlegen.“ Es schlug ein viertel auf vier Uhr. „Ich rasire mich nicht; wieder zehn Minuten zum Besten.“ Endlich um halb vier Uhr erhob er sich und dachte, vier Uhr heiße bei einem Rendezvous so viel als halb fünf Uhr. Eine Viertelstunde vor der festgesezten Zeit trippelte Fräulein Tubbs vor Ungeduld bei der kleinen Parkthüre, eine Viertelstunde nach der Frist brach Tardif von Schloß Neverdone auf. Als er sich dem Pförtchen näherte, gewahrte er zu seinem Entzücken durch den dicken Nebel die Umrisse einer menschlichen Gestalt. „Mein Engel!“ rief er mit ausgebreiteten Armen. — „So! kommen Sie endlich? Es ist der größte Zufall von der Welt, daß ich heute so früh aufgestanden bin, und vollends, daß ich gerade hieher kommen mußte. Da traf ich Clara an, und bei meiner Ehre, Herr Loiter, ich habe von Glück zu sagen: ein paar Minuten früher, so wart ihr über alle Berge. Aber diesmal, Lieber, sind Sie just eine Viertelstunde zu spät gekommen.“ Damit drehte sich Master Tubbs um, Tardif that desgleichen und legte sich zu Bette. Am folgenden Donnerstag war im Limpinghamer Wochenblatt die Anzeige von der ehelichen Verbindung des Herrn Simon Lumpy, Esquire, mit Fräulein Clara Tubbs zu lesen. Dieses Unglück vermochte Tardif zum Entschluß, sich gar nicht zu verheirathen, und er hat dieses sein Gelübde auch gehalten.

Von Amor schnöde betrogen, wandte sich Tardif zur Politik, und als im achtbaren Flecken Rottenbury eine Repräsentantenstelle vakant wurde, trat er bei den Wahlen als Kandidat auf. Er hatte keine andere Empfehlung für sich, als seine Talente und seinen ehrenwerthen Charakter; denn der Einfluß seiner Familie und die dreitausend Pfund, die ihm sein Vater vorschoß, konnten bei den unabhängigen Wählern von Rottenbury nicht in Anschlag kommen. Er trat indessen so kraftvoll gegen seinen Nebenbuhler Lord Georg Pliant auf, daß sich nicht wohl voraussagen ließ, wer den Sieg davontragen würde. Wem seine sonstige Indolenz und sein ewiges Zaudern bekannt war, konnte sich über seine Rührigkeit und Gewandtheit nicht genug wundern. Er war, wie er meinte, bei sämmtlichen Personen herumgekommen, welche in Rottenbury eine Stimme hatten, einen einzigen Wähler ausgenommen, einen Pächter, der in einem Dorf, sieben Meilen vom Flecken wohnte; den hatte er zu guter Lezt aufgespart. Just drei Stunden, bevor der Poll eröffnet wurde, rief er nach seinem Pferd, um zu dem Pächter zu reiten. Bereits hatte er einen Fuß im Bügel, als man ihm die Londoner Blätter brachte. Er sah hinein, lief die Anzeigen durch und stieß auf einen Artikel über ein Pferderennen, wobei er interessirt war. „Ho! ho!“ sprach er, „da kann

ich um sechzig Guineen kommen! Wenn ich zurück bin, muß ich ... oder nein, ich muß gleich an Freund Snaffle schreiben ... nein doch, besser, ich mache vorher den Besuch ... nein, ich schreibe, und habe die Sache vom Halse.“ Er ging in sein Zimmer zurück und schrieb einen langen Brief wegen des wichtigen Handels von sechzig Guineen; darauf ritt er davon, um Master Grubthorpe um seine Stimme anzugehen. Unterwegs begegnete er Lord Georg Pliant, und die Herrn grüßten sich flüchtig. Nachdem Tardif dem Pächter sein Anliegen auseinandergesetzt, sagte dieser: „Ei! warum kommen Sie so spät? Lord Georg war wohl ein duzzendmal bei mir. Ich wollte ihm nie meine Stimme zusagen, weil ich immer dachte, Sie würden noch kommen, und ich Sie besser kenne; heute aber, da Sie Allem nach gar nicht kamen, mußte ich endlich auch an mich denken, und so habe ich denn diesen Augenblick meine Stimme Sr. Herrlichkeit versprochen. Warum sind Sie nicht auch nur eine Viertelstunde früher gekommen?“ Beim Schluß des Polls kam folgendes Resultat der Wahl heraus: Lord Georg Pliant 371 Stimmen, Loiter Tardif 370 Stimmen. — Hurrah! vivat Pliant!

Kurze Zeit darauf wurde indessen Lord Pliants Platz im Parlament wieder vakant. Diesmal ward denn unser Mann ohne Opposition gewählt, und ihm einzig und allein zur Bedingung gemacht, daß er sich einer Bill, nach welcher dem Flecken Rottenbury ein Beitrag zum Bau einer Brücke über den benachbarten Strom zugesprochen werden solle, aus allen Kräften zu widersetzen habe. L. Tardif M. P. (Mitglied des Parlaments) begab sich sofort nach London, legte seinen Eid ab und nahm Besitz von seinem Platze. Er kam gerade recht, denn Tags darauf sah man einer sehr lebhaften Diskussion über die dritte Verlesung jener Rottenburyer Bill entgegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Charles Nodier.

Jouy, Arnault und einige Andere, die zur Napoleonschen Zeit als Sterne erster Größe angesehen wurden und jezt von einem ganz neuen Schriftstellergeschlechte verdunkelt werden, lassen bei jeder Gelegenheit ihre Klagen ertönen; allein die jungen Kritiker in den Tageblättern machen sich über die Imperialistenschule lustig; die, freilich ziemlich keken Schriften der jungen Neuerer gehen zum Theil reißend ab, indeß die bändereiche Sammlung der Jouyschen Schriften den Laden hüten muß; wenigstens behaupten dies die muthwilligen jungen Journalisten. Charles Nodier ist freilich kein junger Mann mehr, allein er hat sich nun einmal der jungen Neuerer angenommen, wenigstens derjenigen, die es nicht gar zu arg treiben. Er gehört also vielmehr der neuern Schule an, als der alten, wofern man die jezige französische Schriftstellerwelt, die sich an die Lehrer wenig kehrt, eine Schule nennen kann. Er hat sich mit Vielerlei abgegeben, mit Dichtkunst, Romanen, Bibliographie, etwas Politik und Geschichte, so daß es schwer fällt, zu bestimmen, was eigentlich sein Fach ist. Er hat einmal 24 Stunden lang in der Revolution festgesessen, und dies war ihm genug, um ein Buch über seine Gefangenschaft zu schreiben. Zur Revolutionszeit war er, wie man behauptet, etwas revolutionär, was er übrigens mit Millionen Franzosen gemein hatte, hernach wurde er etwas Bonapartisch und jezt hält man ihn für ein wenig Karlistisch. Die politischen Meinungen eines phantasiereichen Dichters wollen aber nicht viel sagen und haben auch nicht viel Einfluß. Von Zeit zu Zeit beklagt er sich ein wenig über das jezige Zeitalter und preist die frühere Zeit, wie die meisten alten Leute und die Partei des Bestehenden zu thun pflegen; sonst ist Ch. Nodier der friedfertigste Mann und weiß sich in die jezige Literatur vortrefflich zu fügen. Unter der vorigen Regierung hat er die Bibliothekarstelle am sogenannten Arsenale bekommen, das aber seit Jahrhunderten kein Zeughaus mehr ist, sondern eine Bibliothek, also ein geistiges Zeughaus; diese Stelle, die er Anfangs ziemlich nachlässig versah, obschon er gewiß fähig war, sie wohl zu versehen, war ihm höchst nothwendig; denn obschon er viel, ja sogar zu viel für Buchhändler gearbeitet und sich reichlich dafür bezahlen lassen, so hatte er doch nie gespart und war daher auch ohne Vermögen. Jezt aber kann er ein sehr anständiges Haus machen; auch arbeitet er mehr auf seiner Bibliothek, als sonst, wahrscheinlich, weil er wohl einsah, daß man ihn als überflüssig bei Seite sezen könnte, da an dieser Bibliothek noch mehrere Bibliothekare angestellt sind. Seine Lebensart soll zuvor auch etwas unordentlich gewesen seyn; in dieser Hinsicht hat er sich auch gebessert, wie man sagt. Seine Tochter, Namens Madame Menissier, welchem Namen sie den ihres Vaters stets beizufügen pflegt, ist ebenfalls Schriftstellerin; jedoch hat sie bisher noch nicht bewiesen, daß die väterliche Genialität auf sie übergegangen. Sie wohnt bei ihm im Arsenale, wo auch Duval, der geschäzte Dramatiker, eine Bibliothekarstelle hat und mit seinen Töchtern wohnt. In diesem Gebäude wird daher auch weit mehr gedichtet und romanisirt, als bibliographirt, und bis jezt ist aus der Arsenalbibliothek noch keine bibliographische Arbeit hervorgegangen. Nodier hat seine eigene Bibliothek einmal öffentlich versteigern lassen, bei welcher Gelegenheit er denn eine Beschreibung der bibliographischen Seltenheiten derselben erscheinen ließ. Wahrscheinlich ist dieser Mann, der so viele Abentheuer in seinem Leben bestanden und sich in der Welt so sehr umhergetrieben hat, jezt in den Hafen der Ruhe eingelaufen und vor neuen Abentheuern gesichert. Daß er aber ein ganz taugliches Mitglied der Académie française ist, hat er durch seine Sprachforschungen bewiesen. Schwerlich wird er indessen dazu kommen, ein bedeutendes Ganze darüber zu Tage zu fördern. Er ist allzusehr daran gewöhnt, die Produkte seines Geistes und seiner Phantasie in Zeitschriften zu zerstreuen, sobald sie zu Papier gebracht sind. Sein Name wird von den Herausgebern der vorzüglichsten Zeitschriften und Tageblätter beständig in Anspruch genommen; die von ihm gelieferten Aufsäze werden hoch bezahlt, und somit wird er schwerlich noch ein bedeutendes ernstes Werk liefern können.

D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 42.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 18. Februar 1834.

Da häng, mein Vers, der Liebe zum Beweis! —
Auf, auf, Orlando, rühme spät und früh
Die schöne, keusche, unnennbare Sie!

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Sonette
von Johannes Fallati.

Einheit im Wechsel.

Hat nie dich noch in einen grünen Wald
Der Vögel Sang gelockt hineinzuschreiten?
Dir schleicht in's Herz der süßen Weisen Gleiten,
Das in der Seele Tiefen wiederhallt.

Doch horch! des Jägers Horn im Busch erschallt,
Du folgst ihm nach; — da glänzt ein Licht im Weiten,
Nach seinem Schein wirst du die Schritte leiten,
Und irrst herum im ganzen Walde bald.

So geht es dir — so ist es mir gegangen:
Ich lasse los, was eben mich noch hält;
Ein ander Bild hat Aug' und Sinn gefangen.

Doch ob es mich auch fern und ferner triebe,
Und schweift' ich irrend durch die ganze Welt,
Ich käme nimmer aus dem Wald der Liebe.

Eros und Anteros.

Mir klopft im Herzen halberwachtes Bangen,
Seit ich heut' früh dein süßes Bild geschaut.
Wie wird es geh'n, wenn nun der Abend graut,
Da ich dich seh'n soll in lebend'gem Prangen?

Wie wird es geh'n? — wie es noch stets gegangen:
Dann pocht es bald im Busen wild und laut;
'S ist Eros, der an's Thor der Seele haut,
Nicht eher ruhend, bis es ihn empfangen.

Und ist er drin, dann mit dem Dornenstabe
Zerfleischt er mich in unverdientem Zorn,
Bis spät Ermattung ihn gebracht zu Grabe.

Denn Einer ist nur, der ihn lebend bänd'ge,
Der erst die Rosen bringt zu jenem Dorn:
Anteros, dem ich nie zu rufen end'ge.

Widerschein.

Wie Blumen oft nach Sonnenuntergang
Nicht fühlen, daß die Fürstin schied, geblendet
Durch ihres Kleides Purpur, goldgerändet,
Deß Schimmer noch in ihre Kelche drang;

Bis daß der schwarze Himmelsüberhang
Den kurzen Traum von Tagesdauer endet, —
Wie dann das Haupt sie senken, abgewendet,
Und ihnen däucht die Nacht unendlich lang:

So mag auch ich, so oft ich sie gesehen,
Den ersten Tag in seliglichtem Traum
Im Widerschein von gestern mich ergehen.

Doch kommt der zweite, dämmert der noch kaum, —
Am dritten sinkt die Nacht der Trennungswehen,
Der Sehnsucht Schmerz tief in des Herzens Raum.

Feuer und Wasser.

So warst du, süßer Engel, wirklich dort!
Und ich Vernünftler trozte dem Verlangen
Nach deiner Stimme Glockenton, der Wangen
Glorie, der Augen Licht, und floh den Ort!

Ich wußte wohl, daß stets dein Blick und Wort,
Wenn sie gleich Abendlüften mich durchdrangen,
Sich Kühlung wehend durch die Brust mir schwangen,
Anfachend nur die Flammen pflanzten fort.

Des Herzens Glut mit Kopfes lecker Spritze
Zu löschen wähnt' ich; — doch in höh'rem Brand,
Rauchdunkel, schmerzlich prasselt ihre Spitze.

Fürwahr! und wär' ein Weltmeer der Verstand —
Stieg je die Sonn' in's Meer von ihrem Sitze,
Daß sie nicht glühend wieder auferstand?

Ein Besuch auf der Küste von Albanien.

(Fortsezung.)

Der erste Besuch, den wir in Prevesa machten, galt dem Bey, der die Provinz verwaltet und von dem Pascha von Joannina abhängig ist. Er wohnt in einem großen, mit umlaufenden Galerien versehenen türkischen Hause dicht am Strande; in dem Zimmer, in das durch eine Menge von Fenstern an allen Ecken und Enden das helle Tageslicht fiel, war nichts zu sehen als ein Sofalik an der einen Seite, wo wir Platz nahmen und wohin sogleich Pfeifen und Kaffee gebracht wurden. Mehrere Diener, Türken, Albaneser und Griechen standen an der Thüre und auf dem Corridor. Bei meiner Abreise von Konstantinopel hatte ich gemeint, Türkei und Türken für die nächste Zukunft zum leztenmal gesehen zu haben; es machte daher einen sonderbaren Eindruck auf mich, da ich nach der Wanderung durch christliche Länder, und nachdem ich selbst die Flagge Großbritanniens auf Bastionen erblickt, mich wieder in einer ottomanischen Provinz sah. Es gemahnt einen aber auch ganz so, als sey der gegenwärtige Zustand nur ein Provisorium, und als werde ein Land, wo fast die ganze eingeborne Bevölkerung christlich ist und den Glaubensbrüdern im Königreiche Griechenland beinahe die Hände reichen kann, nicht lange mehr von Istambol abhängig bleiben. Die Bewohner Prevesas sind äußerst unzufrieden mit der Anordnung, welche die Grenze des neuen griechischen Staats jenseits Arta verlegte, und klagen, zum Theil aus alter Gewohnheit, sehr über ihre Herrscher, deren Regiment aber jezt, bei ihrer großen innern und äußern Schwäche, und in einer abgelegenen Provinz, wo man wegen des unruhigen Geistes der Bewohner der nahen albanischen Gebirge keinen Augenblick vor Empörung sicher ist, eben nicht viel drückender seyn mag, als manches andere. Die Hoffnung, das Kreuz über den Halbmond erhöht zu sehen, schwindet nicht bei der griechischen Bevölkerung, welche sich zu der türkischen wie vier zu eins verhält: jedenfalls würde diese Stadt mit ihren ansehnlichen Werken für das neue Königreich ein sehr bedeutender Erwerb und eine starke Vormauer als Grenzfeste seyn.

Prevesa war lange ein Zankapfel zwischen Türken und Venezianern. Der Patriarch von Aquileja, Marco Grimano, griff die Stadt im Jahr 1539 mit den päbstlichen Galeeren, und von Andrea Doria unterstüzt, vergebens an, indem die Garnison von Lepanto und Chaireddin Barbarossa zum Entsatze herbeieilten; Morosini war glücklicher und nahm die Festung am 29sten September 1684. Sie blieb hierauf lange Zeit in den Händen der Venezianer, gerieth dann nacheinander in die Gewalt der Türken und Franzosen und endlich an Ali Pascha. Prevesa bietet übrigens in seinem Innern nichts Interessantes dar: es ist eine griechisch-türkische Stadt wie viele, mit engen, schmutzigen, schlechtgepflasterten Gassen, niedern Wohnungen, ärmlichem Bazar, wo rothe Thonpfeifenköpfe, Tabak, gelbe und rothe Babuschen, Kleidungsstücke, Fische, Brod und Obst die Hauptgegenstände des Verkaufs bilden. Im Hafen liegen nur wenige Trabaccoli aus den Häfen des adriatischen Meeres und kleine griechische Fahrzeuge; doch war früher der Verkehr sehr bedeutend, ehe die seit Ende des vorigen Jahrhunderts fast anhaltend wüthenden Kriege, und endlich die griechische Revolution und die unaufhörlichen Empörungen in Albanien, welche der Stadt mehr denn die Hälfte ihrer ehemaligen Einwohnerzahl geraubt haben, Alles umwälzten und unsicher machten. Damals war Prevesa der Hauptstapelplatz für den Handel an dieser Küste. Ein paar Kirchthürme erinnern an die venezianische Zeit, und manche antiken Reste, Säulen, Kapitäler, Ornamente u. s. w. (so ein corinthisches und ein ionisches Kapitäl neben einander an einem Hause am Bazar), aus den Ruinen von Nicopolis, welche überhaupt viel Material zur Erbauung von Prevesa geliefert haben müssen, rufen die römische Epoche zurück. Gegen die Mauern hin nimmt die Stadt ganz das Ansehen eines Dorfes an, denn hier sind die Häuser bloße Hütten, einstockig, statt aus Steinen oder Brettern, aus geflochtenen, mit einer Erdschichte bedeckten Zweigen und Rohr errichtet, meist von kleinen Gärten umgeben, deren mit schweren Trauben belastete Weinstöcke sich über Mauer und Dach emporranken. Die Festungswerke sind sehr ausgedehnt: außer den schon

erwähnten Forts liegt ein drittes, das neue genannt, am Ende der Stadt, in dessen Bezirk auch der größte Theil der auf etwa tausend Seelen sich belaufenden türkischen Einwohner ansäßig ist, deren Moschee mit dem weißen Minaret über die Mauern hervorragt. Die zum Theil venezianischen Werke, deren Mauern häufig eilf Schuh Dicke haben, sind ziemlich gut erhalten und meist mit Geschützen versehen; der klägliche Zustand, in welchem sich das Militärwesen des ganzen türkischen Reichs seit dem egyptischen Kriege befindet, läßt übrigens in Prevesa schwerlich etwas Besseres als anderswo erwarten. Reguläre Truppen gibt es gar nicht in den Forts, da man noch neuerdings fast alle nur etwas taugliche Mannschaft nach Joannina hat ziehen müssen. Gegen die See hin ist ein großer, mit Mauern umgebener Platz, auf welchem ehemals das Serai Ali Paschas lag, das nach dem Falle dieses gefürchteten Veziers von den Türken zerstört wurde.

Die Stadt ist der Aufenthaltsort mehrerer der für Albanien bestimmten Konsuln. Ich hatte das Vergnügen, die Bekanntschaft des englischen Generalkonsuls, Herrn W. Meyer zu machen, welcher in seiner Jugend längere Zeit in Braunschweig im Hause Eschenburgs zugebracht, Herder, Schiller, Göthe gekannt hat, und mit unserer Literatur sehr vertraut ist. Seit vierzehn Jahren lebt er in Albanien. Seine zahlreiche Bibliothek ist größtentheils in Kisten gepackt, und schon zweimal hat er sie aus Vorsicht nach Corfu senden müssen, so regellos ist der Zustand des Landes in dem lezten Jahrzehend gewesen, so unsicher ist der Besitz. Und selbst jezt noch ist nicht viel Aussicht zu einer ruhigern Zukunft vorhanden. Die griechischen Angelegenheiten sind freilich für den Augenblick geordnet, aber die precäre Lage und innere Zerfallenheit des türkischen Reichs dauert immer fort, und in den Tagen, wo ich auf dieser Küste verweilte, tobte der Aufstand in Hellopien und in den nördlichen Gegenden dieser großen, schönen Provinz. — Manche der Konsuln möchten wohl Joannina als Wohnort vorgezogen haben, hätte diese reizend gelegene Stadt nicht die entsetzlichsten Wechselfälle des Krieges erduldet, welche sie fast ganz zur Ruine gemacht. Sie würden dies um so mehr gethan haben, da Prevesa eben nicht zu den gesundesten Orten gehört. Kommt der Wind vom nördlichen Meer und dem Hochlande von Suli, so ist die Luft trocken und gesund; weht er aber vom Golf und den ihn umgebenden Sümpfen, was besonders vom Juli bis September der Fall ist, so wird er namentlich denen, welche nicht an das Klima gewöhnt sind, sehr nachtheilig, und die Einwohner pflegen sich selbst während der warmen Jahrszeit in ihre dicken wollenen Mäntel zu hüllen, und vermeiden es, sich dem Winde auszusetzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Zauderer.

(Fortsetzung.)

Am selben Abend gab Mistreß Siddons, die Tardif noch nie gesehen, die Rolle der Lady Macbeth; die Rottenburyer Bill konnte der Rechnung nach vor halb eilf Uhr Abends schwerlich zur Debatte kommen; was früher vorkam, war von keinem Belang, und so schickte er denn seinen Bedienten nach Drurylane und ließ sich einen Platz bestellen. Um keine Zeit zu verlieren und näher am Theater zu seyn, nahm unser Held sein Mittagsmahl in der Shakespeare-Taverne ein, und nach Tisch beim Wein schrieb er ein paar kleine Briefe an verschiedene Bekannte, wahrscheinlich nur, um wohlgefällig auf die Adresse setzen zu können: postfrei, L. Tardif.

Damals begann das Schauspiel um halb sieben. Auf der Uhr im Gasthaus war es just so viel. Aber um die Ouvertüre war es Tardif nicht zu thun, und so ließ er sich denn noch eine Flasche und noch mehr Papier geben. Ehe er es sich versah, mußte der Zeit nach der erste Auftritt bereits vorüber seyn; um den zweiten gab er nicht viel, und da er im Grunde nur Mistreß Siddons sehen wollte, so sah er nicht ein, warum er sich von seinem Wein trennen sollte. Nachdem er gemächlich das lezte Glas geleert, machte er sich auf ins Schauspielhaus. Eben, da er die Treppe hinaufging, war der erste Akt zu Ende, und somit wurde, wie es der Brauch mit sich bringt, sein bestellter Platz wieder vakant. Das ehrenwerthe Parlamentsglied für Rottenbury langte dem gemäß gerade noch zeitig genug vor der Logenthüre an, um ein langes, mageres, mit einem blauseidenen Strumpf bekleidetes Bein über drei Bänke hinüberschreiten und von seinem Platz Besitz nehmen zu sehen. „Ich bedaure, Sir," sprach die Logenschließerin, indem sie die Thüre zumachte; „ein klein wenig früher wären Sie noch recht gekommen." — „Mieux vaut tard que jamais," erwiderte das Parlamentsglied; „und ich kann vielleicht etwas durch das Loch in der Thüre sehen." Er hörte wenigstens, wenn es auf der Bühne recht laut wurde, namentlich als es am Schluß zur Schlacht kam. Das Drama war zu Ende, und nun verschaffte er sich einen leidlichen Platz für das Lustspiel, das sogenannte kleine Stück. Er wußte wohl, seine parlamentarischen Pflichten erlaubten ihm nicht, das Stück ganz zu sehen, wohl aber den ersten Akt; den Genuß durfte er sich erlauben. Der erste Akt ging früher zu Ende, als man ihm gesagt, die Rottenburyer Bill kam vor halb eilf Uhr, d. h. vor eilf Uhr, nicht vor; er sah somit nicht ein, warum er nicht noch ein wenig vom zweiten ansehen sollte. Um dreiviertel auf eilf Uhr konnte das Stück

jeden Augenblick ausgehen; es wäre abgeschmackt gewesen, hätte er es nicht auswarten wollen. Der Vorhang fiel, und trefflich gestimmt durch den gehabten Genuß, verfügte sich das Parlamentsglied für Rottenbury spornstreichs in das Haus der Gemeinen.

Voll von der Wichtigkeit seines neuen Berufs, schritt er gravitätisch die Treppe von Westminster hinauf; aber zu seiner großen Verwunderung fand er die Thüre zu. „Um Vergebung, Sir!“ sprach höflich, aber ohne die Thüre zu öffnen, der Huissier; „sobald die Abstimmung vorbei ist, können Sie eintreten.“ — „Wie! was!“ rief Master Tardif, und als die Thüre aufging, mußte er hören, so eben habe das Haus über die dritte Verlesung der Rottenburyer Bill abgestimmt; sie sey nach lebhafter Debatte mit der Mehrheit von einer einzigen Stimme durchgegangen, indem der Sprecher in Abwesenheit des ehrenwerthen Mitglieds die Frage bejahend entschieden habe. Kaum kam die Kunde davon nach Rottenbury, so lief an Tardif eine peremptorische Aufforderung von seinen Committenten ein, seine Stelle niederzulegen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

* Berlin, Februar.

Weben der Zeit. Judenbekehrung.

Ueber dem Museum steht auch in diesem neuen Jahre noch immer die alte lateinische Inschrift. Wer erinnert sich noch, wie viel Kopfbrechen sie machte, wie vielen Streit sie veranlaßte, wie vielen Witz sie in Umlauf brachte! Der Professor Hirt, von dem sie ausging, war ein geschlagener Mann, und alle Mauerkellen waren schon in Bewegung, den Unsinn oder Doppelsinn herunterzukratzen, der so der Nachwelt nicht überliefert werden durfte. Es geschah nicht, die müßige Zeit fand andere Gegenstände; auf die müßige Zeit folgte eine revolutionäre, dann eine apathische und so weiter, und die Mauerschrift mit ihrem Unsinn und Doppelsinn ist vergessen; kein Mensch nimmt mehr daran einen Anstoß und in einigen Jahren ist sie verjährt, Antiquität, ehrwürdige Antiquität, und einige Generationen nach uns sucht die Gelehrsamkeit den tiefern Sinn. Soll das ein Beweis dafür seyn, daß wir uns an das Schlechte allmählig gewöhnen? Vielleicht, doch daran dachte ich eben nicht. Es erinnert mich nur daran, wie auch der tobendste Sturm verhallt, wenn man ihn austoben läßt, wie jede Aufregung, die mit Vernichten drohte, in sich zusammensinkt, wenn man ihr nicht Nahrung gibt oder sie mit Gewalt unterdrücken will. Sie lesen das: Fridericus. Guilelmus III. studio. antiquitatis. omnigenae. et. liberalium. artium. museum. constituit. und keiner denkt sich was dabei, was nicht dabei gedacht werden soll. Wäre es abgeändert worden und eine andere Inschrift dafür gesezt, so lebte die alte gewiß fast mit allen Bonmots, die damals der Berliner Witz erfand.

Das Jahr ist mit Stürmen zu Ende gegangen und das neue hat mit Stürmen angefangen. Schiffbrüche haben wir nicht, auch wenig Ueberschwemmungen, einen Frühlingsmilden December und Januar, aber keine blühenden Mandelbäume. Man spricht von der Irrung der Natur, von Kometen und Erdverrückungen, aber es wird Alles vergessen seyn in sechs, acht Wochen. Viele denken und sehen sehr trübe. Einige meinen, eine so aussichtslose Zeit, als diese, eine, die so alle Hoffnungen getäuscht, sey doch noch nicht gewesen, und es sey eben nicht mehr zum aushalten, wo von allen Seiten Sprachverwirrung, Egoismus, Mangel an Vertrauen und gänzliche Verkennung dessen, was Bedürfniß sey, herrsche. Ich denke an meine Lapidarschrift über dem Museum und hoffe, es werde bald eine Zeit kommen, wo man über die Furcht von heute lächelt. — An der sächsischen Grenze haben sie, von Sachsen aus, zur Feier der Zollvereinigung Freudentänze getanzt, die Barrieren mit Musik niedergerissen und Blumenkränze gewunden. Dies hat man hier nicht gethan. Einige Fabrikanten sehen im Gegentheil äusserst schwarz und prophezeiten Verderben und Untergang. Zum Beispiel, meinen sie, müßten unsere Papierfabriken untergehen. Das wäre freilich schlimm; aber ich meine, es wäre gar nicht schlimm, wenn sie durch die Konkurrenz mit dem sächsischen Papier genöthigt würden, die Qualität des ihrigen zu verbessern, indem unseres — das feine Schreibpapier, worauf ich schreibe, nicht ausgenommen — von Jahr zu Jahr schlechter und theurer geworden ist. In ein paar Jahren sind muthmaßlich alle diese Unannehmlichkeiten ausgeglichen. — Man spricht von der Veränderung, die den Universitäten bevorsteht, und sieht die Gewitterwolken wieder näher über ihren alten Thürmen und Mauern. Wenn einige morsche Zinnen einstürzen, schadet es vielleicht nicht. Zudem müßte das Gewitter furchtbar seyn, das so viele gothische Gebäude funditus vernichtete. Die Trägheit wird dem Bestehenden zu Hülfe kommen.

Eine große Merkwürdigkeit: der große Kurfürst hat diese Neujahrsnacht seinen Ritt um die Stadt unterlassen. Solche eherne Todte wissen auch, was die Glocke geschlagen hat, und sich in die Zeit zu schicken. Ich stände ihm nicht dafür, daß er diesmal nicht von einer Patrouille aufgegriffen und wegen unbefugten Nachtschwärmens auf die Wache gebracht worden wäre. Die bloße Autorität gilt nicht mehr, ein guter Bürger muß einen guten Paß haben, und wenn er studirt hat, einen noch aparteren. Einige meinen, das fürchterliche Wetter habe ihn zurückgehalten. Hofrath Förster mag auch zu sehr in der Wallensteinschen Geschichte vertieft seyn, die ihm einen, für einen Historiker seltenen Sieg verspricht, nämlich daß sein Held durch Urtel und Recht von dem auf ihm lastenden Fluche absolvirt wird. In einer Zeit, wo so viele Lebende politisch condemnirt werden, ist es eine rechte Freude, wenn ein Todter freigesprochen wird.

Ein Tempel ist jezt errichtet — oder vielmehr nur geliehen — zur Bekehrung der Juden, und die Freunde derselben, nämlich der Bekehrung, wurden vorigen Sonntag zu der ersten Controverspredigt durch die Zeitungen eingeladen. Es sollen sehr viele Juden zugegen gewesen seyn. Im Ganzen meint man jedoch, daß es mit dem Geschäfte, welches immer schlecht gegangen, jezt troz des Tempels und der Zeitungsannonce noch mißlicher aussehe, und wird an das alte Bonmot einer hohen Person erinnert, welche den sarkastischen Rath gab: es den Juden in Entreprise zu geben. Diese im Allgemeinen sind nicht gut darauf zu sprechen, und viele Freunde des christlichen Glaubens noch weniger; denn sie meinen, in einer Zeit, wo eine gewaltig hungernde Partei an den Grundsteinen der Kirche nage und alle geoffenbarte Religion zu negiren suche, sey es thöricht, auf lächerliche Eroberungen ausgehen zu wollen, statt fest und geschlossen in sich den Feind zu erwarten.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 43.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 19. Februar 1834.

Nicopolis, majestic in decay,
Records the triumphs of that fatal day.

Wright
horae ionicae.

Ein Besuch auf der Küste von Albanien.

(Fortsetzung.)

Ich konnte mich derjenigen Empfindung nicht erwehren, welche große historische Erinnerungen immer erwecken, als ich neben dem neuen Fort auf einer Landspitze stand, welche den Eingang der Bucht von Prevesa und den größten Theil dieser Bucht selbst überblickt. Gleich vor sich hat man das südliche Ufer mit dem kleinen Fort La Punta, nur 700 Ellen von dem nördlichen Ufer und Prevesa entfernt. Dort lag, nach Vieler Meinung, jenes Actium, dessen Name tausende Male genannt worden ist, und hier fand jener Kampf Statt, welcher für immer von Marc Antons Haupte die früher errungenen Lorbeeren riß, und wo die egyptische Königin das Signal zur Flucht gab. Die Scene dieses Kampfes, der dem größten Reiche, welches die Welt gesehen, eine andere Gestaltung gab, hatte ich vor Augen: rings um mich völlige Stille, auf dem Meere, wo einst Tausende miteinander gerungen, nur einzelne Fischerbarken mit großem weißem Segel, auf dem Thurm zu meiner Rechten die blutrothe Flagge der Osmanen mit dem weißen Halbmonde, in der Ferne die flachen Höhen des untern Acarnaniens.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft ritt ich, von einem Albanesen begleitet, früh Morgens nach den nahen Ruinen von Nicopolis. Die nächste Umgebung von Prevesa, dessen Mauer auf der Landseite von bedeutendem Umfange ist und beträchtliche, mit Olivenbäumen bepflanzte Gründe einschließt, bietet, bei nur sehr mittelmäßiger Kultur, ein wahres Bild der Fruchtbarkeit dar. Oelbaum, Orange, Weinrebe, die gewöhnliche und die indische Feige, Alles neben und untereinander, vielfach verschlungen, die mannichfaltigsten Farben- und Formenkontraste bildend, mit Tausenden von Früchten prangend. An türkischen Grabstätten und Grabkapellen (Turbe) vorbei, von denen einige nicht ohne Eleganz waren, führte der Weg Anfangs durch die schöne Olivenwaldung, dann durch eine offene, mit niedrigem Strauchwerk bedeckte Ebene, an welche Getreidefelder anstoßen. Nach einem stündigen Ritt befand ich mich am Thore von Nicopolis, dessen äußere Ringmauer noch größtentheils erhalten ist. Die Siegesstadt Augusts liegt auf einer niedrigen Landzunge, welche den Golf von Arta vom ionischen Meere trennt und sich südwärts nach Prevesa zu erweitert. Flache Hügel begrenzen nach Norden die Ebene.

Mit einem Schauer der Ehrfurcht betritt man diese Trümmerstätte, das Todtengerippe einer einst großen und blühenden Stadt, welche nicht mit den bunten

Resten aller nachfolgenden Jahrhunderte bedeckt und vermengt wurde, sondern langsam modernd in das Grab der Verödung sank. Nicopolis, von August nicht lange nach jenem glorreichen Kampfe gegründet, dessen Andenken dadurch gefeiert werden sollte, war schon unter Kaiser Julian so verfallen, daß es von ihm, der Griechenland mit allem Feuer eines Philosophen und Musenzöglings liebte, hergestellt werden mußte. Strabo nennt Anactorium, die Stadt der Acarnanier, die Handelsniederlage für Nicopolis. — Hier steht nicht etwa ein einzelnes antikes Gebäude, ein Tempel oder ein Triumphbogen unter niedergebrannten Hütten unserer Tage — Alles ist Römerwerk und Römerzeit, und jene Verödung, jene lautlose Stille, selbst die Dürre des steinbedeckten Bodens tragen dazu bei, das Bild zu vollenden und den Eindruck zu verstärken. Man sieht noch, wo die Wege und Gassen gewesen; zu beiden Seiten liegt und steht gewaltiges Mauerwerk, dessen mit niedrigem Gesträuch überwachsene Trümmer zum Theil halb mit Erde bedeckte Hügel bilden, zum Theil noch einen Begriff von ihrer ursprünglichen Form geben. Gleich den meisten römischen Resten bestehen die Gebäude von Nicopolis aus gebrannten Ziegeln, sind aber von sehr sorgfältiger Construktion. Die Steine sind regelmäßig und zierlich in verschiedenen Abtheilungen und Richtungen gelegt; das Mauerwerk ist äußerst fest und dauerhaft. Ganze ungeheure Stücke sind durch Erderschütterungen herabgeworfen worden, ohne zu zertrümmern. Behauene Steine finden sich nur an einzelnen Theilen des Theaters und hie und da an den Grundmauern der größeren Gebäude. Ich bemerkte weder Reste von Statuen, noch selbst Säulen: leztere sollen vordem häufig nach den benachbarten Städten geschafft worden seyn, welche Nicopolis zu einer Steingrube und einem Magazin von Baumaterialien machten, so wie nach den ionischen Inseln. So sah man früher auf einem Platze von St. Maura eine Säule von Nicopolis, die ich aber daselbst nicht habe auffinden können. Die ersten Bewohner von Nicopolis kamen aus den Nachbarstädten, welche aufzugeben sie August, auf den Glanz und die Blüthe seiner neuen Schöpfung bedacht, durch Vortheile vermochte oder zwang; andere Nachbarstädte rächten sich später, indem sie selbst die Steine ihrer vorgezogenen Nebenbuhlerin wegtrugen.

Eine der Ruinen, welche zuerst in die Augen fällt, ist ein ziemlich hohes Mauerwerk mit zum Theil gegen 25 Fuß hohen Trümmern von Flankenthürmen, ein unregelmäßiges Fünfeck bildend, wahrscheinlich die alte Acropolis. Nicht weit von hier endigt die Wasserleitung; sie ist immer noch ein imposantes Gebäude von bedeutender Ausdehnung, aber sehr verfallen. Von eigentlicher architektonischer Schönheit ist an ihr weit weniger zu bemerken, als an andern Römerwerken dieser Gattung. Sie läuft nach Norden die Seeküste entlang, und außer dem Bereiche der Stadt sind noch an verschiedenen Stellen Reste derselben zu entdecken. Ein kleines Theater liegt in der Nähe des Aquäducts. Manche haben geglaubt, es sey für Naumachien (vielleicht bei den Actischen Spielen) bestimmt gewesen, doch sind seine Dimensionen wohl etwas zu klein dazu, indem es nicht über sechzig Fuß im Durchmesser hat. Uebrigens bemerkt man noch jezt dicht dabei den Zufluß des Wassers. Die obern Sitze befinden sich unter Arcaden, und unter denselben ist eine Doppelreihe von Bogen und Durchgängen: die innere Reihe ist dunkel, und niedrige Oeffnungen führen aus der äußern zu ihr, so daß ich nur kriechend hinein gelangen konnte. Noch sieht man die Ruinen eines Tempels und verschiedener andern Gebäude, deren ehemalige Bestimmung anzugeben jezt schwierig seyn dürfte.

(Der Beschluß folgt.)

Der Zauderer.

(Beschluß.)

Die Jahre vergingen; mit fünf-und-fünfzig Jahren verlor Loiter Tardif seinen Vater und erbte von ihm als Legat 20,000 Pfund. Er entschloß sich, diese Summe als Leibrente anzulegen, und hinterlegte dieselbe, damit sie flüssig wäre, sobald die Sache ins Reine käme, bei dem reichen Bankiershaus Spec und Compagnie zu London. Er konnte jezt über achtzehnhundert Pfund des Jahrs verfügen; „fast zu spät,“ dachte er, „als daß ich noch rechten Genuß davon hätte; indessen mieux vaut tard que jamais.“ Nicht lange darauf befand er sich zu London in derselben Angelegenheit und erhielt einen Besuch von seinem Anwalt. Dieser gab ihm zu verstehen, nach dem, was man sich in der City über die Verhältnisse der Herrn Spec und Compagnie ins Ohr raune, werde er wohl thun, wenn er sein Geld aus ihrer Bank ziehe. Er könne, äußerte er, nichts weiter sagen; es sey dies ein sehr kitzlicher Handel — man könnte leicht einem alten Hause Unrecht thun — sich einen Prozeß auf den Hals laden — es könnte einen theuer zu stehen kommen. Er für seine Person habe indessen all sein Geld von dort zurückgezogen. Master Tardif könne natürlich thun, was er wolle; an seiner Stelle aber würde er gewiß — Aber, wie bemerkt, er wolle nichts gesagt haben. Und damit entfernte sich der vorsichtige Rechtsmann. Der Handel konnte einen immerhin nachdenklich machen und, che va piano va sano, Master Tardif dachte auch den ganzen Tag darüber nach. Unmöglich konnte er das glauben: ein so altes Haus, steinreich, und so vorsichtig! Und auf einmal eine so bedeutende Summe herausziehen — mußte

solches Mißtrauen den ehrenwerthen Herrn nicht wehe thun? Aber allerdings, wo viel Licht, ist viel Schatten; man mußte unter einem anständigen Vorwand von ihnen loszukommen suchen, und ein solcher fand sich auch wie gerufen. Er erhielt die Nachricht, alle Formalitäten hinsichtlich seiner Leibrente seyen erfüllt, er brauche also nur noch seine 20,000 Pfund zu schießen, und man wolle, wenn es ihm genehm sey, den folgenden Tag um zwei Uhr das Geld in Empfang nehmen. Auf diese Weise sah sich Tardif allen Skrupeln in Betreff seines Bankiers enthoben.

Den folgenden Tag machte sich Tardif, um bei diesem wichtigen Geschäfte recht präcis zu seyn, um ein Uhr nach der City auf und sah weder rechts noch links, hielt nirgends an, als auf der Blackfriarsbrücke, wo eben die Fahrzeuge zu einem Wettrennen abstießen, und vor einem Bilderladen, wo die neuesten Karrikaturen ausgehängt waren. In Folge dieses Aufenthaltes kam er erst um halb drei Uhr an Ort und Stelle, was, wie er meinte, gar nichts auf sich hatte, da er zum Unterzeichnen von ein paar Papieren und Urkunden früh genug kam. „Ich komme ein wenig spät," sagte Master Tardif lachend, „mais mieux vaut tard que jamais." Eben da er sein Portefeuille auskramte, trat Jemand in das Bureau und sagte: „Das ist eine saubere Geschichte! Spec und Compagnie haben ihre Zahlungen eingestellt, und man bekommt keine halbe Krone von der Guinee." — „Wie! was!" sagte, oder vielmehr schrie Tardif. — „Vor einer Viertelstunde bezahlten sie noch," lautete die Antwort, „und wenn Sie zweifeln, gehen Sie hin, Sie werden die Bureaux geschlossen finden." Das ehrenwerthe Haus sicherte seinen Gläubigern nach kurzer Zeit vierzig Schillinge vom Pfund zu, und dadurch fühlte sich Tardif sehr beruhigt. Aber nach Verfluß von neunzehn Monaten wurde die erste und lezte Dividende von drei Procent ausbezahlt. Tardif hätte sie auch erhalten, wenn er nicht eine Viertelstunde zu spät gekommen wäre, um sich auszuweisen.

Tardif war allgemach sechzig Jahre alt geworden, ohne daß er durch Schaden klug geworden wäre. Er blieb unter dem unheilvollen Einfluß der bösen Conjunction seiner Familiendevisen bis an sein seliges Ende. Seit mehreren Jahren hatte er die Summe von dreitausend Pfund aufgenommen, wovon er die Interessen einer jungen Person bezahlte, die seine Nichte oder Kousine, oder die Tochter eines verstorbenen Seeoffiziers war; denn er sagte bald so, bald so. Die Verfallzeit wurde ihm in der gewöhnlichen Frist angekündigt; da es aber vierzehn Tage waren, so sah Master Tardif keinen Grund zur Eile. Als der lezte Tag da und so ziemlich verstrichen war, sezte er sich zu Pferde und ritt im scharfen Trab davon, um zur rechten Zeit zu kommen; aber nach wenigen Schritten stürzte sein Pferd und warf ihn unsanft ab. Man trug ihn bewußtlos nach Hause; er hatte sich stark am Kopf beschädigt. Eben schickte man sich an, ihm zur Ader zu lassen, als er wieder zu sich kam. „Che va piano va sano," sagte er mit schwacher Stimme; „man hat mir in meinem Leben nicht zur Ader gelassen, und ich habe den größten Abscheu davor." Der Wundarzt versicherte ihn, sein Leben hänge davon ab: Alles vergebens. Nach einer halben Stunde nahm ihn der Arzt freundlich bei der Hand, drang noch einmal in ihn, sich eine Ader öffnen zu lassen, und versicherte ihn, wenn er sich nicht auf der Stelle entschließe, sey es nachher zu spät. „In Gottes Namen denn," antwortete er fast unverständlich; „mieux vaut tard que jamais." Aber kaum hatte man die Lanzette angelegt, als der arme Tardif den lezten Athemzug that. „Wäre er vor einer Viertelstunde vernünftig gewesen," sagte der Chirurg, „hätte ich für sein Leben gut gesagt."

Das verkannte Herz.

Sie sagen: ohne Feuer seyst du ganz,
Man sehe nie dein Angesicht erglühen,
Und nie der Liebe jugendhellen Glanz
In deinem Augensterne freudig sprühen.

Verkanntes Herz! nach außen strahlst du nicht,
Des Marktes Seelen bist du fremd geblieben;
Du nahmst mich auf, nun glüht mein Angesicht
Verklärt von deinem warmgehegten Lieben.

Bist wie die Münsterrose am Portal:
Nach außen ist ihr Farbenschatz versiegelt,
Vom Markte draußen sieht man nicht den Strahl,
Die himmelblaue Folie, die sie spiegelt.

Doch wer getreten in den Dom herein,
Der sieht die Rose glühn in warmen Farben,
Der sieht der Himmelsglorie Widerschein
Nach innen sprühn in tausend bunten Garben.

Verkanntes Herz! nach außen strahlst du nicht,
Des Marktes Seelen bist du fremd geblieben;
Du nahmst mich auf, nun glüht mein Angesicht,
Verklärt von deinem warmgehegten Lieben.

A. Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

* Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Holteis Vorlesungen. Theater.

Man ist, wie gesagt, sonst matt und interesselos. Das Theater thut es nicht mehr, selbst die Kränze für die Tänzerinnen fehlen, und die armen Schwestern aus Wien, die Fanny und Therese Elsler, die eine Zeitlang in England

verschwunden und verschollen waren. finden hier wohl Gold — das aber von anderswer fließt — aber keine Blumen und keine Gedichte mehr. Ihr Glanzreich war freilich nur von dieſſeits, aber daß es so schnell vorüber seyn würde, daß es so rein in sich, ohne ein jüngeres Idol, zusammenstürzen würde, wer hätte diese Unbeständigkeit des Glückes erwartet?

Ich liebe gerade nicht, mir vorlesen zu lassen. Aber an einem grauen, regnerischen Freitage trat ich neulich in den Saal, wo Herr von Holtei liest. Zu meinem Erstaunen konnte ich erst hinein, nachdem der Thürsteher mit seinen Ellenbogen mir einen dürftigen Platz gebahnt hatte. Der große Saal war gedrängt voll Damen und Herrn; ein Drittel mußte stehen, drei Stunden stehen, um was zu hören? — den Hamlet, etwas, das die Meisten doch auswendig wissen mußten. Aber sie hörten von Anfang bis zum Ende, und Viele waren damit noch nicht zufrieden, sie lasen Zeile für Zeile nach der Schlegelschen Uebersetzung nach, und ich darf sagen, es war ein recht hübsches Schauspiel, die hübschen Gesichter zu sehen, wie sie so eifrig dem Vorleser und Dichter folgten. Sie wollten ganz genießen. Einige junge Männer thaten dasselbe, sie wollten aber vermuthlich kontrolliren und den Vorleser kritisiren, der gewaltig jagte, um den ganzen Hamlet ohne Auslassung in drei Stunden zu Ende zu bringen. Woher dieser klassische Eifer in einer Versammlung, von der man annimmt, daß sie bis da nur die Mode zusammengebracht hätte? Ich meine, die Mattigkeit der Zeit treibt die schöne Welt, bei den ersten Schöpfungen der alten Erholung zu suchen. Es ist der Geist der Unzufriedenheit, der die Gebildeten aus den Theatern scheucht. Daß man Holteis Vorlesungen von Lustspielen zu reiner Ergötzlichkeit besucht (er soll z. B. den Sturm vortrefflich gelesen haben), ist mir erklärlich, sein Vortrag der komischen (poetisch komischen) Charaktere ist meisterhaft, und besser, als man es auf irgend einer Bühne von heute findet; aber um ein bekanntes Trauerspiel sich von A bis Z vorlesen zu lassen, dazu gehört, für einen Mann nämlich, so gut ein moralischer Impuls, als für die Infanterie zum Bajonetangriff. Nachdem er einen kurzen Cyklus für sich gelesen, fängt er einen neuen an zum Besten der Armenbeköstigungsanstalten.

Auf den Theatern nichts von Bedeutung. Interessirt es Sie, zu wissen, daß der Charlotte Birch-Pfeifer großes Ritterschauspiel: „Hinko, der Freiknecht,“ mit beträchtlichem Aufwande in der Königsstadt gegeben worden ist, auch beträchtlich gefallen hat? Es ist eines von den milden Scharfrichterstücken, wo das Haar sich nicht zu sträuben braucht. Es geht Alles gut, deutsch, gemüthlich ab; es sind frische, fromme, kräftige, gefühlvolle Leute und radikale Bösewichter, die Tugend wird eclatant belohnt und das Laster ebenso bestraft. Auf dem königlichen Theater macht ein ähnliches Effektstück aus dem Mittelalter, nur künstlicher angelegt und mehr die Gesichtsnerven, als die Augen und Ohren in Anspruch nehmend, ähnliches Glück. Es heißt: „das graue Männchen“ und ist von dem wackern Schauspieler Eduard Devrient, der sich selbst darin eine zwar nicht sehr tugendhafte, aber doch sehr dankbare Rolle geschrieben hat. Sein Name erinnert mich, daß man auf demselben Theater auch seinem Oheim, dem großen Ludwig Devrient, eine Art Todtenfest bereitet hat. Man hat nämlich seine Büste mit großer Feierlichkeit in den Hallen des Konzertsaals aufgestellt und dabei Reden gehalten, wie das Theater sonst gewesen. Sie sind nicht ins Publikum gekommen. Raupachs nächstes Hohenstaufenstück: Manfred, wird noch erwartet.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Februar.

Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten.

Das kleine, aber niedliche und vielbesuchte Théâtre du Palais-royal gab vor Kurzem eine lange, aber höchst unterhaltende Darstellung von vier ziemlich neuen Stücken; die Vorstellung währte von sechs bis zwölf Uhr; der Saal war voll, und die meisten Zuschauer hielten bis zu Ende aus, was in andern Theatern nicht oft der Fall ist, wenn die Darstellung so lange dauert. Zuerst gab man „le voyage à frais communs,“ die Reise auf gemeinschaftliche Kosten. Schon lange hat man auf dem Variétéstheater eine Posse: „die Unannehmlichkeiten einer Reise auf der Diligence;“ ein Seitenstück zu dieser Posse ist „die Reise auf gemeinschaftliche Kosten.“ Ein reichgewordener Fabrikant, ein Strumpfwirker, hat durch das Intelligenzblatt einen Reisegefährten gesucht; eine Pariser Dame, welche aus Langeweile oder Mode die Bäder besuchen will, hat sich gemeldet, und nun soll die Reise auf Beider Kosten vor sich gehen. Im ersten Aufzuge ertheilt die launenhafte, herrschsüchtige Dame ihre lezten Befehle; das Gepäcke wird herausgetragen; dann erscheint der lebensfrohe Strumpffabrikant Flamel, welchen der dicke Philippe höchst drolligt darstellt. Schon ehe sie abreisen, entsteht ein Streit, denn die gebieterische Dame will ihre wohlbeleibte Zofe mit im Wagen haben. Flamels hagerer Bediente muß auf den Bock sitzen. Dem Flamel werden Schachteln und Kistchen aufgebürdet, und als sie schon abgefahren sind, muß er wieder zurücklaufen, um der Dame ein kostbares Schächtelchen zu holen. Er glaubt, es seyen ihre Edelsteine darin, findet aber zulezt, daß es nur „besänftigende Pillen“ sind. Im zweiten Aufzuge langt die Reisegesellschaft auf der ersten Poststation an. Flamel dringt auf's Weiterfahren, weil er gern zu Chateaudun über Nacht bleiben möchte; allein es fehlt etwas an der Schnürbrust der Dame; es muß eine Mercière geholt werden. Flamel wird ungeduldig; da er aber ein höflicher Mann ist, so läßt er sich Alles gefallen. Sein hagerer Bediente will sich mit einem Bouillon erholen; er muß jedoch für die Dame laufen, und die Zofe trinkt seinen Bouillon. Flamel kann auch nicht dazu kommen, einen Bissen ruhig zu verzehren. Im dritten Aufzuge gelangen wir zur zweiten Poststation. Hier schwärmen betrunkene Dragoner um die Wirthin herum und treiben ihren Scherz mit der Pariser Dame, deren Zofe besonders über die Verletzung der Züchtigkeit in der Sprache der Dragoner gewaltig eifert. Die Dame gibt ihren Reisegefährten für ihren Mann aus, und der arme Flamel soll sich mit einem Dragoner schlagen, wodurch er nicht wenig in Noth geräth, obschon er die Sache leichtfertig aufzunehmen scheint. Glücklicherweise wird wieder angespannt und sie fahren davon. Sie verirren sich aber im Walde und müssen beim Anbruche der Nacht bei einem Köhler absteigen. Hier erscheinen die Reisenden im vierten Aufzuge. Die Dame glaubt in eine Räuberhöhle gerathen zu seyn, zumal sich ein Trupp Wilddiebe beim Köhler versammelt. Sie ängstigt entsetzlich den armen Flamel, und da die Diebe nach ihrem Manne fragen, verläugnet sie schnell alle Verwandtschaft mit ihm. Nach diesem Abentheuer, welches den Strumpffabrikanten verhindert hat, auch nur ein Auge zuzuthun, wird am Morgen die Reise fortgesezt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 44.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 20. Februar 1834.

Sieh, wie er jedem Erdenbande
Der alten Hülle sich entrafft,
Und aus ätherischem Gewande
Hervortritt erste Jugendkraft!

Goethe.
Faust 2ter Theil.

Von der menschlichen Palingenesie und von der Auferstehung.

Zweiter Artikel.

Alles, was jenseits des Gesagten liegt, gehört nur noch zum Gebiet jener eitlen, unmächtigen Neugierde, welcher sich aber einmal unser nimmersatter Geist hingibt.

Was wird am sechsten Tage der Schöpfung das intuitiv-erkennende Wesen seyn, und was wird dann aus dem Menschen werden? Davon weiß ich zwar nicht mehr, als jeder, der vom intuitiv-erkennenden Wesen niemals eine Ahnung gehabt, immerhin kann ich aber meine Muthmaßungen mittheilen.

Wahrscheinlich wird das intuitiv-erkennende Wesen dem Menschen so gleichen, wie der Mensch den Thieren, denen er nur zu sehr gleicht, jedoch mit einer Entwicklung von Organen, deren Umfang und Kraft wir uns nicht denken können; es wird alle Sinne haben, welche wir an den übrigen geschaffenen Wesen beobachten, und noch viele andere, von denen wir keinen Begriff haben und welche nur ihm vorbehalten sind. Die zeugende Materie bedarf nur einiger Modifikationen, um ihm die Natur zu unterwerfen; sie bedarf dazu so wenig, daß wir es uns mit der leichtesten Mühe anschaulich machen können. Darf sie doch zum Beispiel nur, wie es ausnahmsweise bei manchen Individuen vorkommt, das Loch in der Scheidewand des Herzens offen erhalten, darf sie doch nur auch nach der Geburt den Blutumlauf in der Art, wie er im Mutterleibe Statt hat, allgemein fortsetzen, und dies kostet sie so wenig, da es sich ja nur davon handelte, etwas beizubehalten; sie darf nur den Prozeß des Athmens zu einem willkührlichen machen, wie bei den Amphibien, und mein neues Geschöpf hat damit die Fähigkeit erhalten, die Tiefen des Meeres zu erobern. Habt keine Sorge um seine fast überflüssige Lunge, welche dann nur das Organ eines willkührlichen Genusses seyn wird; erweitert vielmehr den Raum, den sie in einem geräumigen, festen Rumpfe einnimmt, einen Raum, der schon jezt fast dem Gerippe eines Luftschiffes gleicht, wölbt sie zu einem Aerostaten, dessen Umfang nach dem geringen Gewicht berechnet ist, das er, um sich in die Luft zu erheben, zu überwinden hat, und der, statt mit plumper Lungensubstanz, mit einer elastischen, geschmeidigen Haut umgeben ist, so wird das Wesen, welches ihr da so leicht mit mir erfunden habt, die Luft in jeder beliebigen Richtung durchkreuzen; nicht wie Ikarus, dessen Flugzeug unserer leiblichen Gestaltung in jeder Hinsicht widersprach; nicht mit den vier Flügeln Merkurs, welche die poetische Ikonographie schon besser auf das Gleichgewicht und den Mechanismus unserer Kräfte berechnet hat; nein, sondern so, daß es sein geräumiges pneumatisches Eingeweide

nach Willkühr luftleer macht und nun nur mit dem Fuße auf die Erde zu stampfen braucht, wie es denn schon den Menschen das Vorgefühl seines künftigen, vollkommenern Organismus im Traume lehrt. In der Werkstätte der Schöpfung erfordert dieses Alles nur einen Augenblick, und man könnte sich verwundert fragen, warum dies noch nicht geschehen sey, wüßte man nicht, daß es darum nicht geschehen ist, weil es nicht an der Zeit war.

Der freilich sehr elliptische Ausdruck einer Idee, zu deren vollständigen Veranschaulichung man wohl einen Band voll Erläuterungen schreiben müßte, erlaubt mir hier nicht, meinem sonst unbezwinglichen Hang zu Episoden nachzugeben. Ich verweile also nur ganz kurz bei einer unbedeutenden Frage, die sich hier aufdrängt, einer Frage, welche ich mir der Akademie der Wissenschaften vorzulegen erlauben werde, sobald ich einmal reich, berühmt oder vornehm genug bin, um meine Stimme zu ihr erheben zu dürfen, bei der Frage nämlich: Wie kommt es, daß der Mensch, dem nie geträumt hat, er durchschneide die Luft, wie alle fliegenden Geschöpfe um ihn, mit Flügeln, doch so oft träumt, er erhebe sich darin, gleich einem Aerostat, vermöge einer elastischen Kraft, und warum hat er dieses schon lange vor der Erfindung des Aerostats geträumt — denn dieser Art von Träumen gedenken alle alten Traumdeuter — wenn dies nicht eine Ahnung seiner körperlichen Vervollkommnung in einer gewissen Richtung ist?

Das zum intuitiv-erkennenden Zustande gelangte Wesen öffnet somit unsern Conjecturen ein weites Feld; aber so sonderbar die Behauptung hier klingen mag, jede Conjectur gilt mir nur insofern für zulässig, als sie der nothwendige Ausdruck einer ganzen Reihe von Thatsachen ist, die nur zu ihr führen können. Die Hülfsconjecturen, welche sich mit nähern Umständen befassen, sind nur Phantasiespiel, und ich gebe sie für nicht mehr aus.

Das intuitiv-erkennende Wesen wird ohne Zweifel mit Schönheit begabt wiedergeboren werden; denn auf dieses Wesen deuten die katechetischen Lehren der römischen Kirche vom verklärten Leib (corps glorieux), weil sich die Materie in jenem Auferstehungszustande so verfeinert haben wird, daß sie ungreifbarer ist, als Luft und Licht. Denkt euch nun, und warum sollten wir nicht im Lichte der poetischen Einbildungskraft vorausschauen dürfen, wie sich im erhabensten aller Gedichte am sechsten Tag der Schöpfung der Knoten löst? — denkt euch, das intuitiv-erkennende Wesen erstehe als ein bereits reifes; denkt euch, es lebe, ohne zu altern, und der Tod sey für es nichts als der gewisse Uebergang zur ewigen Verjüngung; denkt euch, es pflanze sein Geschlecht nur mittelst jener reinen Ergüsse der Liebe fort, welche die Wollust der Seele sind, wovon ja sogar unser grobsinnliches Leben ein göttliches, aber durch die Armseligkeit unserer Fleischeslust nur zu schnell getrübtes Schattenbild aufzuweisen hat; denkt euch, das junge Wesen entspringe aus zwei Erinnerungen, die sich begegnen, aus zwei Seufzern, die sich verstehen, aus zwei Küssen, die sich befruchten, aus zwei Seelen, die sich verschmelzen; es entsprieße, rein wie der Gedanke, der es empfangen, begabt mit allen Zügen einer im Gedächtniß lebenden Bildung, mit all den Eigenschaften, die einem an seinem Theuersten lieb und werth gewesen; denkt euch, es sey der Freund, den man zu früh verloren, das Kind, das man so lange beweint! Dieses Alles ist nicht nur möglich, es ist wahrscheinlich; denn alles, was man wahrhaft Gutes sich erdenken kann, ist wahrscheinlich in der fortschreitenden Entwicklung einer ihrer Vollendung zugewendeten Schöpfung der Liebe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch auf der Küste von Albanien.

(Beschluß.)

Zwischen diesem Theil der Ebene und den nördlichen Hügeln, an deren Fuße das große Theater liegt, senkt sich der Boden etwas, während der seichte, eine Miglie lange, eine halbe Miglie breite See von Mazoma einschneidet, welcher nur durch einen schmalen Sandstrich von der Bucht geschieden, mit Abdämmungen zum Fischfange umgeben ist und, so wie die ganze Küste von Prevesa, eine zahllose Menge von Sardellen liefert, womit die umliegenden Gegenden versorgt werden. Namentlich finden sich jedes Jahr viele sicilianische Fischer mit ihren großen Speronaren dabei ein. Ich ritt über die Ebene hin, welche hie und da Saatfelder aufweist, während einige Ziegen- und Rinderheerden zwischen Gestrüpp und Ruinen weiden, und wenige von Zweigen geflochtene Schäferhütten während der Sommerzeit der Römerstadt ihre einzigen Bewohner geben. Gebell von Hunden und das gellende Pfeifen der Hirten waren alles, was die lautlose Stille störte. — Man muß einen Theil des Hügels ersteigen, um zu dem Theater zu gelangen, welches die großartigste Masse unter den Gebäuden von Nicopolis bildet. Die obere Bogeneinfassung mit ihren verschiedenen Zugängen, durch welche ich in das Innere des Gebäudes eintrat, ist noch großentheils erhalten, und die Reihen der Sitze in drei Abtheilungen sind sichtbar. Am meisten hat die Fronte gelitten, an deren beiden Enden man gewaltige Mauermassen sieht. Von den Sitzen der Zuschauer aus sieht man die ganze Ebene mit den Ruinen vor sich liegen. — Der englische Schiffslieutenant Wolfe, welcher im Jahr 1830 interessante Beobachtungen über den Golf von Arta anstellte, gibt die Länge der Area

des Theaters auf 114, die Höhe des Gebäudes auf 97 Fuß an.

Nachdem ich das Theater verlassen, erstieg ich, um einen Theil des See's herumreitend, einen südöstlich gelegenen Hügel, der das ganze umliegende Land beherrscht. Da lag mit seinen Inseln der ambrazische Meerbusen, in einer Ausdehnung von etwa 25 Miglien von Westen nach Osten sich erstreckend, in den mehrere sumpfige, schilfbedeckte Flüsse ihr schleichendes Gewässer ergießen, nur hie und da von einem Segel durchschnitten, im Hintergrunde die ihn einschließenden Gebirge des Kanton Vonitza, zur Linken eine niedrige, ungesunde, aber großentheils fruchtbare Ebene, an deren Erde ich Arta mit seinen Mauern und Thürmen erblickte. Diesen Golf, an dem sich gegenwärtig die griechisch-türkische Grenze hinzieht, umgaben im Alterthum geschäftige Städte, Ambracia, Ambracus, Olpä, das Argos der Amphilochier, Lymnäa, Anactorium, Comaros, deren Lage jezt meist unbekannt und ein Zankapfel für Alterthumsforscher und Geographen ist, so daß man sich nicht einmal über die bedeutendste derselben, Arta, hat einigen können, welches allgemein für das alte Ambracia gehalten wird, während die Guilleminot-Lapie'sche Karte es für Argithea annimmt und Ambracia nach Rogous verlegt, welches wieder Andere für Charadrum ausgeben. So unzuverlässig ist noch jezt, nach so manchen Untersuchungen und Reisen, die Erdbeschreibung dieses Landes. Noch in den lezten Jahren hat man mehrere cyklopische Bauwerke auf diesen Küsten gefunden, die das geographische Labyrinth nur noch mehr verwirrt haben, indem man sie mit Gewalt dem Bestehenden und den alten Schriftstellern anpassen wollte. — Zu meiner Rechten, über die schmale und flache Landzunge hinaus, auf welcher Nicopolis und Prevesa und nördlicher ein paar Dörfer liegen, erblickte ich das im Sonnenlicht, ein ungeheurer Spiegel, blitzende ionische Meer, mit St. Maura, Paro und Corfu, und nach Norden die hohen Gebirge von Suli, in deren wilden Schluchten ein unerschrockenes Völkchen so lange allen Angriffen der Pforte und ihrer Veziere trozte. Nicht viele Aussichten mögen derjenigen, welche sich hier im Rundkreise um mich her erschloß, an Mannichfaltigkeit, Schönheit und historischem Interesse gleich kommen.

Es war nahe an Mittag, als ich Prevesa wieder erreichte. Während der beiden Tage, die man zur nothdürftigen Ausbesserung unseres schadhaften Fahrzeugs anwendete, hatte die Tramontana fortgedauert: am dritten Abend ließ sich das Einstellen des Südwinds vermuthen. Wir gingen an Bord und verließen zugleich mit mehreren andern Schiffen den Hafen, worauf wir nahe an der äußersten Landspitze die Anker auswarfen. Es war eine schöne Mondnacht; gegen Mitternacht stellte sich der erwartete Südwind ein, und wir spannten die Segel aus. Früh Morgens segelten wir an jenem so berühmten, als unglücklichen Parga vorbei, das zum Thema so manchen Gedichtes, so manchen Bildes geworden, und zu dessen Mauern und Häusern der Felsen und nach Norden der Berg Kiafa die Folie bildeten, ließen links das ölreiche Paro mit Antiparo, und sahen das Kap Alefkimo von Corcyra aus den Fluthen und dem Morgennebel hervortauchen. Der Wind verdoppelte seine Kraft, wir lenkten in den Meeresarm zwischen der Insel und dem Festlande ein, der Himmel über uns glänzend blau, Wasserfläche vor und hinter uns, Gebirge mit Städtchen, Dörfern und dunkeln Waldungen zu beiden Seiten. Die gelblichen Brüderfelsen, in der ältesten Göttergeschichte so berühmt, welche Stadt und Citadelle der Phäaken kenntlich machen, zögerten nicht, uns sichtbar zu werden; wir fuhren an einem grünen, mit Wohnungen und Landhäusern bedeckten Strande vorbei, und im Augenblick, wo das Läuten der Glocken die Mittagsstunde verkündigte, stieg ist vor dem Sanitätsgebäude von Corfu ans Land.

Alfr. Reumont.

Korrespondenz-Nachrichten.

* Berlin, Februar.

(Beschluß.)

Kunstnoth. Die Todtengräberstochter.

Der berühmte Wild hat bei seinem jetzigen Auftreten — ich glaube, es ist das drittemal — nicht den Beifall gefunden, wie sonst. Man fand, daß dieser große deutsche Sänger in der Zwischenzeit dem Wiener Modegeschmack zu sehr nachgegeben, und zwar an glänzenden Effekten, aber nicht an Kunst gewonnen habe. Beim gänzlichen Mangel an einer Prima Donna mußte die Milder aus ihrem Etat wieder hervor (sie that es auch wohl selbst recht gern) und singen. Die Bonmotisten fanden nun, daß Wild hätte milder singen müssen, die Milder aber wilder. Einige sagten, ihr fehle Metall, worauf Andere entgegneten: darum habe sie gerade gesungen. Dieselben Bonmotisten behaupten, man müsse der Milder-Hauptmann zum Lohne den Abschied als Milder-Major geben, sie aber vom Etat ganz streichen, womit Andere nicht einstimmen wollen. Spontini war gegen ihr Auftreten mit der in thesi sehr richtigen Maxime: gefällt sie, so fragt man, wie konnte man eine gute Sängerin so früh pensioniren? mißfällt sie, so rügt man: wie konnte man so seine Blöße dokumentiren, daß man eine emeritirte Sängerin für allein fähig hielt, das vorzutragen, wozu keine der aktiven fähig war! — Der Ausgang hat gezeigt, daß das, was in thesi sehr richtig ist, in der Ausführung sich ganz anders gestaltet. Auch Spontini ist ein Symbol der Vergänglichkeit irdischen Glanzes. Wenn ich der Zeiten gedenke, wo kein Rezensent es wagen durfte, ein Wörtchen Tadel gegen ihn drucken zu lassen! Heute ist er preisgegeben und hat keinen andern Schutz, als die ordentlichen Gerichte, welche seine Klagen denselben Weg gehen lassen, wie

alle andern, das heißt den langsamen. Graf Redern hat auf Reisen eine neue Sängerin engagirt, die nun ein Wunder seyn soll. Diesem Theater fehlen nur die rechten Faiseurs, die mit glaublichen Lügen in den Kaffeehäusern und Gesellschaften den Ruf einer Sängerin im voraus machen. Oder ist vielleicht die Zeit dafür vorbei?

Wollen Sie noch zum Schluß eine grauenvolle Geschichte hören? Sie erzählt sich so hübsch und gäbe vortrefflichen Stoff zu einem Melodrama. Es geschieht aber nicht deßhalb, wenn ich sie hier niederschreibe, sondern zum argumentum ad hominem, wie leer der Augenblick ist, und womit sich unsere Müßigen beschäftigen müssen. Das Colosseum ist Ihnen bekannt. Es ist das ungeheuerste, prachtvollste Lokal, das in Berlin existirt, und es gestaltet sich daselbst nachgerade eine gewisse heitere Gesellschaftlichkeit. Unsere Damen müssen es einmal gesehen haben. Sie gehen aber nur zu bestimmten frühen Stunden hin, die Herren finden auch später Vergnügen. Einem Rittmeister nun, ich folge buchstäblich der Sage, ist seine Braut gestorben. Er ist in Trauer und Verzweiflung, die dem Wahnsinn nahe kommt, und so weit ist es bereits mit diesem Trübsinn, daß er fühlt, wie es nun ganz mit ihm aus ist, wenn er nicht nächsten Sonntag zum Tanz ins Colosseum geht. Daselbst, nachdem er in fortgesezter Verzweiflung eine Flasche Champagner getrunken, sieht er eine Gestalt an sich vorüberschweben, die sein Mark zu Eis gerinnen macht. Er folgt ihr, aber sie verschwindet immer in entgegengesezter Richtung, und er sieht nichts als ihren Rücken. Aber deutlich erkennt er das Kleid, das er seiner Braut geschenkt, deutlich den Besaz, den sie selbst in seiner Gegenwart gestickt, deutlich den Spizenshawl, den sie das leztemal getragen, ehe sie sich niedergelegt. Jezt wendet sie sich und er sieht — das Stirnband, das er ihr gab, und hinsinkt der Rittmeister der Länge nach, ohnmächtig, mitten im Colosseum. Seine ersterbenden Worte: „sie ist es!“ hat der Freund aufgefangen, und dieser, den Tod des Freundes zu rächen, zieht den Wirth und Eigenthümer bei Seite und fragt ihn: „Herr Krüger, kennen Sie die Dame dort?“ — „Allerdings, mein Herr,“ ist die Antwort. — „Gehört sie den Lebenden an oder den Todten?“ — „Sie lebt, mein Herr, so gut, wie Sie selbst.“ — „So werden Sie mir sagen können, wer und ob sie von Familie ist?“ — „Allerdings, mein Herr, ist sie von Familie, und zwar von einer sehr alten; sie ist die Tochter des Todtengräbers vor dem ***schen Thore.“ — Der rächende Freund wußte genug. Bald darauf tritt Jemand zu der Dame und sagt ihr: ein Herr draußen wünsche sie dringend zu sprechen. Darauf folgt die Dame. Der Herr wirft seinen Mantel ab und es ist — ein Polizeikommissär. Darauf stürzt die Dame nieder, wie der Rittmeister, schreit: „Ich bin verloren!“ läßt sich den Schmuck von der Stirne nehmen und — wird in einen Wagen gesezt und nach der Stadtvogtei geführt. Wer hätte nun hier nicht erwartet, daß in demselben Wagen bereits der todtohnmächtige Rittmeister gesessen, daß sie in einen falschen Wagen gebracht worden, daß dieser, statt nach der Stadtvogtei, nach dem Kirchhofe gefahren, und daß hier beim Mondenschein und Sturmgeheul auf dem Grabe der todten Braut entweder der Rittmeister die Todtengräbertochter umbringt, oder ein neuer Bund für's Leben geschlossen wird? Aber nein; die Sage endet prosaisch mit der Stadtvogtei, und noch prosaischer ist, daß ich sagen muß, die ganze Geschichte von Anfang bis Ende ist erfunden und erlogen, und der Colosseumwirth, Herr Krüger, bietet hundert Thaler demjenigen, der ihm den ersten Verbreiter der Lüge, wie er diese Volksballade nennt, nachweist.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Possen auf dem Theater des Palais-royal.

Im fünften Aufzuge langt man zu Chartres an. Der arme Flamel ist durch die Launen seiner Reisegefährtin so gequält worden, daß er schon hundertmal bereut hat, eine Reise auf gemeinschaftliche Kosten unternommen zu haben. In Chartres will er einen Freund besuchen, da hier ein wenig still gehalten werden soll. Unterdessen hat die Dame einen jungen Vetter angetroffen, welcher eben nach Paris reisen wollte, um sie zu besuchen, und da auch sie des schwerfälligen Reisegefährten herzlich müde ist, so nimmt sie den Reisewagen Flamels und kehrt mit dem Vetter nach Paris zurück, indem sie ein Billet im Wirthshause läßt, worin sie Flamel von ihrem Entschlusse Nachricht gibt. Er geräth bei seiner Rückkunft in heftigen Zorn; da er aber ein gutmüthiger Mann ist, so ergibt er sich in sein Schicksal, ertheilt aber zulezt noch den Zuschauern den Rath, ja nicht auf gemeinschaftliche Kosten zu reisen. In Frankreich ist der Rath ziemlich überflüssig; denn die Reichen reisen hier mit Extrapost und die minder Bemittelten mit der Diligence; nur diejenigen, welche das schnelle Fahren nicht vertragen können, daher kleine Tagereisen mit besondern Fuhren machen müssen, sehen sich zuweilen nach einem Reisegefährten um, und da mag sich dann wohl etwas von dem Ungemache zutragen, welches den gutmüthigen Flamel so unglücklich macht. Das gebieterische Wesen der stets unzufriedenen Dame im Gegensatz mit der stets guten Laune des Reisegefährten ist gut durchgeführt. Auch ist das Stück mit vielen Wizeleien gewürzt. Besonders habe ich ein langes politisches Epigramm bemerkt, welches Flamel absingt, als die Dame verlangt, er solle ihr zum Zeitvertreibe die Zeitung vorlesen. Flamel sucht ihr in diesem epigrammatischen Liede zu beweisen, daß die Zeitungen schon seit langer Zeit täglich dieselben Dinge wiederholen, weil nichts vom Flecke will, die belgischen und portugiesischen Angelegenheiten so wenig, als die Kongresse, und Alles sich um die ewigen Gemeinsprüche dreht, welche die Staatsmänner und ihre Echos, die besoldeten Zeitungsschreiber, im Munde führen. — Nach dieser Posse wurde eine zweite aufgeführt: „der Weiberaufruhr,“ eine Parodie des Opernballets: „der Weiberaufruhr im Serail.“ Hier geht die Handlung nicht, wie in der Oper, bei den Mauren, sondern bei den Schottländern vor; die Weiber sind keine Bewohnerinnen eines Serails oder Harems, sondern die Frauen der Arbeiter in einer Gewehrfabrik. Die Männer wollen sie nicht zur Kirmes des heil. Dunstan führen; dies bringt sie auf's Aeußerste; unter der Anführung der Entschlossensten unter ihnen versehen sie sich mit den Waffen der Fabrik, erbrechen die Thüren des Gemachs, in das man sie eingeschlossen hat, und ziehen ins Freie. Im zweiten Aufzuge wird das Weiberlager dargestellt. Die jungen Kriegerinnen in ihren schottischen Röckchen und mit dem schottischen Kopfputze nehmen sich sehr gut aus und exerziren gar nicht übel. Den Männern wird unterdessen die Zeit lange zu Hause, wo sie ihr Essen kochen und die schreienden Kinder beschwichtigen müssen. Sie schicken einen Gesandten ins Lager der Weiber. Vor diesem läßt die Frau Generalin ihre Truppen defiliren; zulezt kommt ein Vertrag zu Stande, worin sich die Weiber ausbedingen, daß sie in Zukunft thun dürfen, was sie wollen, und auf den Gehorsam der Männer rechnen können. Sie wollen die Kasse führen, und die Männer sollen sich nie über die Ausgaben beschweren, sondern mit Allem zufrieden seyn, was die Weiber thun.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 45.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 21. Februar 1834.

Motte. — Ihr seyd ein Edelmann und ein Spieler.

Armado. — Beides bekenn' ich, denn beides ist der Firniß eines vollkommenen Mannes.

Shakespeare.
Verlorne Liebesmüh.

Spielerglück.

Novelle von Georg Reinbeck.

Graf Zamoysky war von Natur und Glück ungewöhnlich begünstigt. Ein längliches, wohlgeformtes, blondlockiges Haupt, eine hohe Stirn, eine aus der Wurzel keck hervortretende Nase, ein dunkelblaues, sprechendes Auge, ein sehr feiner Teint, mit zartem Roth überflogen, Kühnheit und Geist in den gutmüthigen Zügen, etwas aufgeworfene Lippen, zwischen welchen eine Perlenreihe der schönsten weißen Zähne hervorblickte, ein schlanker und doch kräftiger Wuchs und eine Haltung, der man die vornehme ritterliche Bildung ansah, machten ihn zu einer äußerst anziehenden Erscheinung, und sein Reichthum gab ihm die Mittel im Ueberfluß, alle seine Vorzüge in das glänzendste Licht zu stellen. — In Begleitung eines Gesellschaftskavaliers und eines zahlreichen Gefolges war er im Begriff, Frankreich und Italien zu besuchen. Die günstige Jahreszeit dazu wollte er in Karlsbad abwarten, wo er in den glänzendsten Kreisen hervorstrahlte. Er traf hier mit mehreren seiner jungen reichen Landsleute zusammen. Lebenslustig wie er war und der Pole gemeiniglich ist, nahm er an allen Vergnügungen, die sich ihm darboten, den wärmsten Antheil; nur an einer nicht, zu welcher seine jungen Landsleute mit dem größten Eifer hinzuströmten und welche bekanntlich das Andenken an die Saison in Karlsbad oft sehr theuer macht — am Spiele. Lieber bestieg er sein schönes arabisches Roß und durchflog mit einem oder dem andern seiner Begleiter die reizende Umgegend. — Seine Landsleute besonders konnten das an einem so reichen jungen Manne nicht begreifen. Sie wandten alle Ueberredungskünste auf, ihn zu vermögen, am Spiele Theil zu nehmen; auch wurde Spott nicht gespart, sie nannten ihn einen Sonderling: aber alles vergebens, bis Graf Zamoysky hörte, daß man seine Zurückhaltung für Besorgniß zu verlieren auslegte. Der geringste Zweifel an seiner Uneigennützigkeit war seine schwache Seite, und — er trat zum Spieltische, nicht unbekannt mit dem Spiele, und brachte ein neues Leben hinzu; denn so hohe Sätze und ein solcher Gleichmuth gegen Gewinn und Verlust bei der größten Aufgewecktheit waren gleich selten.

Die Bankiers sahen mit großer Freude den reichen Grafen an ihrem Tische; bald aber hatten sie allen Grund, die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches zu bereuen, denn Graf Zamoysky verließ öfter den Spieltisch aus Ueberdruß am Gewinn, als weil ihm das Glück untreu geworden, und in wenigen Tagen zählte er einen Gewinn von mehreren tausend Dukaten. Sein Glück wurde zum Sprichworte, und das Spiel durch ihn so interessant, daß der Spieltisch stets voller umdrängt wurde, was

wenigstens einigermaßen den Verlust der Bankiers ersezte, weil Niemand sich rühmen konnte, so glücklich zu spielen als der Graf. Man fing an, es einer eigenen Berechnung zuzuschreiben. Die Bankiers ersuchten ihn, mit verdeckter Karte zu spielen, damit nicht Andere sein Spiel zu dem ihrigen machen könnten, und da er wirklich einen scharfen Blick über die Chancen des Spiels hatte, so ließ seine Eitelkeit ihn gleichfalls leicht den Glauben fassen, daß er weniger dem Glück als sich selbst diesen Erfolg verdanke. Diese Eitelkeit verleitete ihn einst, seinen Freunden das Wort zu geben, daß er die Bank sprengen wolle. Der Zudrang war größer als jemals. Der Graf fing mit geringen Sätzen an, um sein Glück zu prüfen: es hielt ihm Stich. Er ging höher und höher . . . die Bankiers zitterten. — Jezt sollte ein Hauptcoup erfolgen. Aller Augen waren mit der höchsten Spannung auf das Spiel gerichtet; nur der Graf blickte gleichgültig umher. — Da traf sein Blick auf eine lange hagere Gestalt in einem Mantel und mit tiefeingedrücktem Hut, an deren Leichenfarbe er fast erschrack, die aber mit seltsam unter den buschigen Brauen hervorsprühenden Augen ihn betrachtete, während ein spöttisches Lächeln sich um den scharfwinkligen Mund zusammenzog. — In diesem Augenblick fiel die Karte und — Graf Zamoyskv hatte verloren. Alles war in Bewegung; nur der Graf schob mit scheinbarer Gleichgültigkeit seinen Goldhaufen dem Croupier zu, der ihn mit sichtbarer Erleichterung einstrich, und häufte einen noch größern Satz aus der reichlich gefüllten Börse auf, welche sein Kammerdiener hinter seinem Stuhle bereit hielt. — Unwillkührlich erhob sich sein Blick abermals und fiel wieder auf das bleiche, gefurchte Antlitz mit den sprühenden, auf ihn gerichteten Augen, und der Zug des Spottes trat entschiedener darauf hervor . . . die Karte fiel und . . . das Glück hatte sich abermals gegen den Grafen erklärt. — Er fühlte sich pikirt. — Einen scharfen Blick auf den Unbekannten richtend, fragte er ihn überlaut in italienischer Sprache — denn daß er ein Italiener sey, war unverkennbar: „Wollen Sie etwas von mir?“ Alle sahen überrascht auf den Angeredeten. „Nicht das Mindeste,“ war die trockene Antwort. „Nun denn,“ versezte der Graf aufgeregt, „wenn es Ihnen beliebt, Signor, so wählen Sie einen andern Platz und ein anderes Ziel Ihrer Blicke.“ — „Warum das?“ fragte der Fremde kalt. „Weil mir Ihr Blick unangenehm ist,“ sagte der Graf, noch aufgeregter durch die trockene Kälte des Italieners. „Das thut mir leid,“ entgegnete die tonlose, etwas heisere Stimme, aber der Fremde blieb unverrückt, den Blick auf den Grafen gerichtet. — Alle Anwesenden waren äußerst gespannt, wo das hinaus wolle. „Signor!“ rief der Graf mit flammenden Augen und sprang von seinem Sitze auf, „ich muß Sie bitten, sich zu entfernen, weil Sie, wie ich sehe,“ fügte er spöttisch hinzu, „am Spiele keinen Antheil nehmen und es nur stören. — Bedarf es einer weitern Erklärung, so steht sie Ihnen morgen zu Diensten, wo und wann Sie wollen.“ — „Ich werde Sie erwarten,“ versezte der Fremde, „und will Sie jezt, Herr Graf, in Ihrem Glücke nicht stören.“ Er wandte sich mit ruhiger Haltung dem Ausgange zu. Sein Anstand zeigte den Mann von Welt, sein Gesicht ein zerrissenes Gemüth. Alle machten ihm unwillkührlich Platz, als er durch sie gemessen hinschritt, den Mantel kühn über die Schulter werfend, und blickten ihm verwundert nach, auch der Graf, den es fast gereuen wollte, einen Unbekannten so verlezt zu haben, den er und der ihn wahrscheinlich zum Erstenmale gesehen hatte, und dessen Blick ihm vielleicht nur in der innern Aufregung verlezter Eitelkeit als Spott über sein Spielunglück erscheinen konnte. Er erkundigte sich, ob Jemand der Anwesenden den Mann kenne; aber Niemand wollte ihn gesehen haben. „Verzeihung,“ sagte der Graf mit leichtem Anstande zum Bankier und den übrigen Spielern, „daß ich Schuld an dieser Störung bin; beliebt es, so machen wir unser Spiel,“ und er ordnete das seine mit einer Unbefangenheit, als ob nichts vorgefallen wäre, und um jeden Argwohn, als ob ihn etwa das bevorstehende Zusammentreffen mit dem unheimlichen Fremden irgend beunruhige, zu entfernen, suchte er sich wieder ganz in das Spiel zu vertiefen, und siehe, mit gewohntem Glück, so daß er seinen Verlust bald wieder einbrachte. Er verließ den Spieltisch ziemlich spät, soupirte noch heiter mit einigen Freunden und zog sich dann in seine Wohnung zurück. Hier wurde ihm ein Billet in italienischer Sprache eingehändigt, welches besagte: „Herr Graf! Sie werden die Gefälligkeit haben, sich morgen um fünf Uhr auf der Grenze bei Schloß Eich am Felsen mit beliebiger Begleitung einfinden, wo Sie mit Pistolen der Mann erwartet, dessen Blick Ihnen heute so unangenehm war. Möge er Ihnen morgen angenehm seyn.“ Er reichte das Blatt gleichgültig seinem Kavaliere. „Wir haben morgen einen Frühritt,“ sagte er; „Du wirst mich doch begleiten, Hippolyt?“ — „Gern,“ erwiderte dieser, aber . . . wohin? — aus dem Zettel kann ich nichts ersehen. —“ — „Ja so!“ versezte der Graf laut auflachend; „verzeih, Hippolyt, ich hatte vergessen, daß Du kein Italienisch verstehst. Nun, der Signor Italiano, den ich heute vom Spieltische fortschickte, wünscht sich mit mir auf Pistolen in Eich zu besprechen. Jean,“ sagte er zu seinem Kammerdiener, einem Franzosen, „sieh nach meinen Pistolen, daß sie in Ordnung sind, und halte Dich mit den Pferden um vier Uhr bereit. Jezt entkleide mich.“ Sein Begleiter, dem solch ein Abentheuer nichts Neues war, und der das gegenwärtige erwartet hatte, entfernte

sich mit dem Versprechen, daß Alles zur Stunde bereit seyn solle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von der menschlichen Palingenesie und von der Auferstehung.

(Fortsetzung.)

Dieser Zustand, von dem ich hier nur gesagt habe, was Jedem, der mich auf einem Pfade begleitet, welcher für den Menschen in dunkle Nacht führt, seine eigene Einbildungskraft sagen mag, dieser Zustand wird indessen von Schmerz und Verirrung so wenig frei seyn, als jeder andere Zustand der organisirten Materie es ist; und vielleicht weist uns bereits etwas darauf hin, welch furchtbare Zuckungen ihm bevorstehen mögen, nämlich eine jener großartigen mystischen Geschichten, die in keinem heiligen Buche irgend eines Volks als Offenbarung geschrieben steht, während man den festen Glauben daran seit undenklichen Zeiten in allen Ueberlieferungen findet, ich meine die Geschichte vom Abfall der Engel. Es dürfte kaum nöthig seyn, daran zu erinnern, daß, wenn von demselben als von etwas bereits Geschehenem gesprochen wird, dies nur eine, allen Prophezeihungen von lyrischem Charakter gemeinschaftliche rhetorische Figur ist. Ja, einst wird sich wohl das anschaulich-erkennende Wesen in zwei, zu verschiedenen Loosen bestimmte Familien trennen. Diesen Ausspruch gründe ich auf eine Vorstellung, die freilich von geringem Werthe seyn mag, weil sie nur mir eigenthümlich ist: ich bin nämlich überzeugt, daß alles, was einmal allgemein für wahrhaft glaubwürdig gehalten worden ist, sich auch verwirklichen wird.

Der Lebenslauf der in ihren Werken bereits vollendeten Schöpfung ist bis zu dem Tage, wo sie untergehen wird, leichter zu verfolgen. Die Mineralien werden fort und fort ihre Elemente der Urmaterie zurückgeben, die Vegetabilien ihren irdischen Humus an das Mineralreich, die Thiere und der Mensch ihre mineralischen und vegetabilischen Bestandtheile an die früher geschaffenen Naturreiche. Das Vermögen des Gedankens allein wird ihnen nichts zurückzuerstatten haben, weil es aus keinem derselben entspringt. Es wird ganz in das intuitiv-erkennende Wesen übergehen. Was heute besteht, wird, nachdem es eine lange Reihe unmerklicher Degradationen durchlaufen, aufhören, zu seyn. Noch lange wird die Ameise ihre labyrinthischen bedeckten Wege graben, die Biene ihre sechseckigen Zellen, die Schwalbe ihr kegelförmiges Nest, die Raupe ihr Gehäuse, noch lange wird der Ameisenlöwe seine Fallen, der Biber seine Straßen bauen. Der Mensch, wenn einmal die Civilisation sich überlebt hat, wird vielleicht noch fortfahren, auf dieser oder jener wüsten Insel Experimentalrepubliken und fortschreitende Gesellschaften durch die Aristokratie des Geldes, die Unmündigkeit der Weiber, den Atheismus und die Guillotine zu gründen. Hier und da wird sich einer vom entarteten, altersschwachen, todesmüden Geschlechte lossagen, wie Bougainville's Otahaiter oder jener würdige Irokesenhäuptling, den ihr bei Hofe habt tanzen sehen, wenn ihr bei Hofe wart. Aber ihre Bücher werden sie mitnehmen, denn drucken werden sie immerfort. Hin und wieder wird sich einer durch mächtiges Erkenntnißvermögen auszeichnen, ein Galilei, ein Montesquieu, ein Rousseau wird in jenen späten Zeiten aufstehen, wenn sie je noch dergleichen hervorbringen, und ihr wirres Gerede wird in der gelehrten Welt hier zu spöttischer Polemik, dort zu schmeichlerischem Interesse die Gemüther stimmen. Das ist die ganze Zukunft des Menschen als Mensch, und wenn er das weiß, so kann ihn nur Ein Gedanke trösten, der nämlich, daß das, was zwischen dem denkenden Wesen und dem intuitiv-erkennenden Wesen liegt, so viel wie nichts ist: denn es ist nur der Tod.

(Der Beschluß folgt.)

Sonette

von Johannes Fallati.

Erklärung.

O sel'ge Nacht! — auf duftendem Balkone
Stand ich und du, berauscht vom süßen Born,
Der niedertroff aus Luna's goldnem Horn; —
Wort und Gedank' entflohn in fernste Zone.

Da kniet' ich hin, und um der Liebe Krone
Wagt' ich zu flehn mit Blicken gluthverworr'n,
Du aber flohst, wie aufgeflammt in Zorn,
Du stolzes Kind auf deinem kalten Throne!

Ich folgte nicht; das glühende Verlangen
Erlosch in einer Thräne tiefster Pein; —
Da hört' ich, daß die Schritte nicht mehr klangen.

Du stehst im Saal, als wärst du worden Stein —
Du wendest dich! — am Hals mir! — deine Wangen
Hüllst du an meiner Brust lautweinend ein.

Lezte Hoffnung.

O schnöde Welt! du schlammbedecktes Moor,
Nach Moder riechend, voll von gift'gen Schlangen,
Von wüster Dünste Nebelnacht umfangen,
Durchschrie'n von ekelhafter Kröten Chor!

Drin bin auch ich, und richte mich empor;
Mich treibt ein schaurig, herzzerfressend Bangen,
Nach alter Zeit ein bebendes Verlangen,
Eh' ich der Unschuld Glanz im Sumpf verlor.

Da schau' ich sehnend, wie so weiß und rein
Emporgewandte Wasserlilienblüthen
Einsam durch Nebel werfen ihren Schein.

O meine Jungfrau! schönste jener Blüthen!
Dein Haupt soll meiner Augen Weide seyn,
Und deine Liebe Alles mir vergüten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsezung.)

Die Tänzerin.

Auch in dem „Weiberaufruhr" kamen mehrere politische Anspielungen vor. So z. B., als die Männer verschützen, sie haben zu viel Arbeit, um die Weiber auf den Jahrmarkt führen zu können, erzählt der eine als Beleg, er müsse die Waffen verfertigen, womit die viertehalb Jahr alte Königin von Spanien ihre Feinde schlagen wolle. — Das dritte Stück war ein im neuern, das heißt sehr freien Styl angelegtes Stück, welches bloß deßwegen geschrieben zu seyn scheint, damit eine junge und beliebte Schauspielerin dieses Theaters, Dlle. Dejazet, Gelegenheit habe, zu glänzen. Dlle. Dejazet ist ein reizendes Mädchen, das vortrefflich spielt, singt und tanzt. In der „Danseuse de Venise" oder venetianischen Tänzerin ist sie ganz in ihrem Elemente, denn sie hat die Hauptrolle, muß viel singen und auch ihre Tanzkunst produziren, dessen sie sich auch mit der größten Anmuth entledigt. Zerbi, so heißt sie im Stücke, ist eine leidenschaftliche Tänzerin, die zwar einen jungen Grafen auch leidenschaftlich liebt, der aber der Tanz und der Beifall auf der venetianischen Bühne noch lieber ist. Ob solch ein Charakter eine bloße Erfindung der Dichter ist, oder ob Zerbi auf dem Palais-royal-Theater an eine wirkliche Begebenheit erinnert, weiß ich nicht; wäre Lezteres der Fall, so bekäme dadurch das Stück ein doppeltes Interesse. Vielleicht hat man allerdings auf den Charakter irgend einer französischen Schauspielerin hindeuten wollen; denn dergleichen leidenschaftliche Aktricen, denen der Beifall des Publikums Alles war, hat man mehrmals in Paris gesehen. Hat das Publikum sich einmal einen Liebling erkoren, so bleibt es demselben lange getreu, und meistens befindet sich die Schauspielerin wohl dabei. Dlle. Mars ist ein lebendiger Beweis davon. Fast sollte man glauben, „die venetianische Tänzerin" sey nur die Parodie der Geschichte einer jungen und hübschen Schauspielerin des Porte-St.-Martin-Theaters, Namens Juliette, deren Abentheuer neulich ein Herr Guérin in einem Romane unter dem Titel L'actrice beschrieben hat. Natürlich sind in diesem Romane Wahrheit und Dichtung bunt untereinander gemischt. Indessen weiß ganz Paris, daß ein steinreicher russischer Graf vor wenig Jahren die liebenswürdige Juliette mit sich nach Italien nahm, nachdem er 40,000 Franken für die Anstalten zur Reise ausgegeben hatte; daß aber die Schauspielerin bei dem steinreichen Grafen die Langeweile überfiel, und daß sie wieder nach Paris zurückkehrte und die Bühne von Neuem betrat. In dem Romane ist dies nur das geringste der Abentheuer; die andern sind aber nicht weltkundig und wahrscheinlich Erfindung des Dichters. Auch in dem Vaudeville bietet ein reicher Graf der reizenden Tänzerin Hand und Herz an, und ihm zu Gefallen tritt sie von der Bühne ab und zieht mit dem Geliebten auf seine Güter; allein sie fühlt, daß sie so wenig das Glück des Grafen, als er das ihrige machen könne, und kehrt wieder zu ihrem Künstlerleben zurück. Der erste Aufzug stellt ihr Ankleidezimmer oder Boudoir im Theater vor. Der Theaterregisseur bemerkt mit Aengstlichkeit, daß der Zeitpunkt des Ballets heranrückt und die Tänzerin noch nicht angelangt ist. Die Zofe harrt eben so ängstlich auf ihre Gebieterin, welche eine Gondelfahrt unternommen hat, um ihre Unruhe wegen der schon drei Tage dauernden Abwesenheit des Grafen ein wenig zu zerstreuen. Ein dicker, schwerfälliger Bankier, welcher sich bei jedem dritten Worte den „reichsten Mann von Venedig" nennt, hat etwas von dem Mißverständnisse zwischen der Tänzerin und ihrem Geliebten gehört, hält den Zeitpunkt für günstig, seine lang verhehlten Wünsche laut werden zu lassen, besticht die Zofe und legt einen kostbaren Schmuck auf die Toilette. Die sehnlich erwartete Tänzerin erscheint endlich, schon ganz als Tänzerin geschmückt. Die Dejazet ist allerliebst in diesem Schmucke; sie wurde daher mit lebhaftem Beifalle empfangen. Auch der Graf kommt endlich; er hat drei Nächte hindurch geschwärmt, beträchtliche Summen im Spiel verloren, und soll noch in dieser Nacht einem abreisenden neapolitanischen Offizier die ihm schuldigen 45,000 Zechinen zahlen. Er wendet sich an den Bankier und will diesem sein Gut verkaufen. Der „reichste Mann von Venedig" will das Gut wohl kaufen, verlangt aber dabei, der Graf solle ihm seine Ansprüche auf Zerbis Herz abtreten. Der Graf dreht ihm mit Verachtung den Rücken. Zerbi hat getanzt, und zwar mit ungeheurem Applaus; sie tritt wieder in ihr Ankleidezimmer, und da sie die Lage des Geliebten erfährt, zwingt sie ihn, die 45,000 Zechinen von ihr anzunehmen, willigt ein, mit ihm auf sein Gut zu ziehen, und wenn er nach Verlauf eines Monats noch denselben Willen habe, ihn zu heirathen, und da das Gut ein Fürstenthum ist, Prinzessin zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 46.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 22. Februar 1834.

Und ich sahe einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde verging.

Johannes.
Offenbarung 21. 1.

Von der menschlichen Palingenesie und von der Auferstehung.

(Beschluß.)

Wenn der intuitiv-erkennende Zustand für uns etwas ist, was nur dem lustigen Reiche der Hypothesen angehört, so gilt dies doppelt vom Zustand nach der Auferstehung, von welchem uns eine zweite unendliche Kluft trennt, und von dem das intuitiv-erkennende Wesen selbst keinen deutlichen Begriff haben wird. Auch sehen wir ja, was Theologen und Dichter aus ihm gemacht haben. Wahrlich, sie könnten im reichsten Herzen, das sich je eine süße Zukunft voll Einsamkeit und Ruhe erträumt, die Sehnsucht nach dem Nichts erwecken; ist doch das Nichts für den Lebensmüden nicht ohne Reize, ist nur der Auferstehung gegenüber so schauerlich, und was wissen wir von der Auferstehung? In wessen Seele aber von den Mysterien des Zustandes nach der Auferstehung auch nur ein schwacher Schimmer leuchtet, für den muß das Nichts ein Gegenstand des Schreckens und der Verzweiflung seyn. — Das Nichts ist die Hölle der Bösen.

Die Auferstehung ist wie die Genesis ein Gemeinplatz für den Spott der Ungläubigen. Ich werde diesen Spott begreifen, wenn ich es einmal dahin bringe, meine Seele in die engen Schranken der Naturvergötterung, in welche jene die ihrige eingekerkert haben, zusammenzuziehen. Die Auferstehung, wie sie sich der Mensch vorstellig machen und versprechen kann, hat allerdings etwas Kleinliches, Lächerliches, weil der Mensch noch nicht erkennend ist, und weil man sogar in jenem Zustand der Erkenntniß vom Zustand nach der Auferstehung zwar ein weit bestimmteres Vorgefühl, immer aber noch einen unvollständigen, der Größe des Gegenstandes weit nicht entsprechenden Begriff haben wird. — Wie ich indessen jenen Zustand durch die zwei Schleier hindurch, welche mich von ihm scheiden, zu erblicken glaube, erfüllt sein Bild, so trüb es auch in der undurchdringlichen Nacht dasteht, mein Herz doch mit so erhabenen Hoffnungen, daß ich nicht anders kann, ich muß den Begriff, der mir davon wird, einer meiner armseligen Natur ganz fremden Intelligenz zuschreiben, die sich darin gefällt, mich zu blenden und zu überwältigen.

Die Auferstehung! o Gott! in einem Wesen das Gefühl, in freudigem Entzücken sicher und ewig fortzuleben! Die Unveränderlichkeit eines jungen, glücklichen Gedankens in einer glücklichen Welt, welche so wenig altert, wie der Gedanke selbst! die Unveränderlichkeit einer ewigen Liebe, verschmolzen in eine ewige Liebe! Die Anschauung von Raum, Zeit, Schöpfung, Schöpfer... was will dies heißen? nein, ihr Besitz, die Verschmelzung in ihnen, ihr Walten in einer geläuterten Seele, welche

sich mit allem, was sie anschaut, identifizirt und alles, was sie weiß, auch ist und hat! Keine Fernen, keine Zeiten, keine Individualitäten mehr! die Gegenwart ist ewig und das Unendliche überall, die Liebesgefühle des ganzen verflossenen Lebens erwachen wieder, häufen sich, drängen sich, zucken in einem einzigen, immer neuen und immer gleichen Entzücken; denn die Ewigkeit steht stille! Alle erdenkliche, reine, unaussprechliche Wonne, wie sie nur immer die gesammten Sinne aller bekannten Wesen, und dazu noch mehr Sinne gewähren können, als Atome in allen Sonnen sind! Ueberall in der Unermeßlichkeit den Geist der Eltern, Freunde, Kinder, den Geist der Natur, des einzigen Gottes athmen, Gottes, von dem Alles ausgeht und in dem Alles sich wiederfindet! Ja, und so ewig leben, in so reinem Entzücken leben, daß vor einem Hauch desselben alles erlöschte, was ein Engel in seinem Leibe nur fühlen und seyn kann.

Dies — o erschreckt nicht über die Armseligkeiten eurer Zukunft! Ich bin nur ein Mensch, ich weiß nichts, begreife nichts, ich träume mit schwachen, rohen Sinnen! Dies Alles — es ist nicht die Auferstehung!

Ich war in dieser kleinen Schrift schon weit vorgerückt, da fiel mir erst ein, daß es in Frankreich wohl nicht viel Müßige oder Denker gibt, die an ernstere Betrachtung so gewöhnt sind, daß sie dieselbe bis zu Ende lesen möchten, ja daß unter der Handvoll Leser, denen ich dies zutraue, schwerlich einer auch nur einen Tag lang sich ernstlich damit beschäftigen dürfte. Ich wollte sie daher, wie die Dichter zu sagen pflegen, dem Vulkan opfern, ihm, dem ich von allen Göttern die meisten Opfer der Art gebracht habe, und dem ich, wäre ich vernünftig gewesen, noch mehr dergleichen hätte bringen sollen; da fiel, als ich eben meinen geistigen Kindermord begehen wollte, der Schlaf bleischwer auf meine Augenlieder, wie es mir immer geht, wenn ich mein Eigenes wiederlese; der Kopf sank mir in die Hände — und so mögt ihr, in der Stellung eines Menschen, der sich herzlich langweilt, jezt auch dasitzen — und der neckische Traum entführte mich in ein deutsches Commercehaus zu Wien, Göttingen oder Heidelberg, zu drei jungen Studenten, welche sich, gravitätisch ihre Cigarren rauchend, vor drei leeren Bierkrügen von der künftigen Bestimmung des Menschen unterh[illegible]en — und da meinte ich meinen Namen zu hören. So wird denn, dachte ich bei mir selbst, der Gedanke, den ich auf Gerathewohl in die Welt schicke, für diese wenigstens nicht verloren seyn! Drei Körner meiner ephemeren Saat sind auf fruchtbares Erdreich gefallen und werden vielleicht am Ende die leichtfertigen, trügerischen Hirngespinste der Menschheit überwachsen! Und ich vollendete dieses Werk im Frieden mit meinem Gewissen, weil ich es mit Ueberzeugung unternommen und in ein paar der bittersten Tage meines Lebens unendlichen Trost daraus geschöpft habe. Ihr aber, liebenswürdige, zarte, aber an nichts denkende und leichte Seelen, die ihr für die Lüge ganz Feuer, und für die Wahrheit ganz Eis seyd, verzeiht mir meinen Ausflug in die psychologische Welt, wohin ich euch mit mir entführt!

Spielerglück.

(Fortsetzung.)

Als der Graf den Kammerdiener unter Wiederholung seiner Befehle entlassen hatte, war er sich gegenüber nicht gerade die heiterste Gesellschaft. Eine äußerst unbehagliche Stimmung hatte sich seiner bemächtigt. — „Wer ist der seltsame Mensch,“ fragte er sich, „dessen durchdringender Blick dein Glück verscheuchte und den du so unzart dies entgelten ließest? Vielleicht ein Unglücklicher, der dich Summen vergeuden sah, die ihn aus starrer Verzweiflung — denn diese lag in seinem Gesichte — retten konnten. Es war vielleicht die Bitterkeit über sein Schicksal, die du für Spott über dich nahmst.“ Er öffnete die Chatulle, in welcher das im Spiel gewonnene Gold lag, lange blickte er starr darauf hin, schlug dann den Deckel zu, ruhig, wie nach einem fest gefaßten Entschluß, legte sich nieder und löschte die Lichter. Er schlief bald sanft und fest. — Gegen vier Uhr trat der Kammerdiener ein und weckte ihn, und bald befand er sich mit seinem Begleiter und dem Kammerdiener auf dem Wege nach Eich. Der Morgen war schön und der Graf unterhielt sich munter mit seinem Begleiter. — Als er an dem Platze anlangte, fand er hier bereits seinen Gegner, in den Mantel gehüllt, mit dem tief ins Gesicht gedrückten Hut, in Gesellschaft eines dem Grafen bekannten französischen Offiziers. Der Graf sprang vom Pferde, der Fremde schlug den Mantel zurück, und es wurden ein paar Pistolen sichtbar. — Mit freiem Anstande trat der Graf auf ihn zu, während sein Begleiter mit dem Kammerdiener, der nach den Schlössern der Pistolen seines Herrn sah, zurückblieb. „Sie haben ein Recht, Signor,“ sagte er zum Fremden, der seinen Gruß kalt erwiderte, „wer Sie auch seyn mögen, denn ich erinnere mich nicht, Sie vor gestern jemals gesehen zu haben —“ — „Niemals!“ erwiderte der Fremde trocken, „und dürften uns auch wohl schwerlich jemals wieder sehen,“ fügte er mit heiserer, fast unterdrückter Stimme hinzu. Ohne sich abschrecken zu lassen, fuhr der Graf fort: „Sie haben ein Recht, von mir eine Erklärung meines gestrigen Betragens gegen Sie zu erwarten.“ — „Eine Erklärung? die erwarte ich nicht.“ — „Aber

Genugthuung," entgegnete der Graf, „und diese Ihnen zu geben, sehen Sie mich hier. Doch bin ich mir selbst die größere Genugthuung schuldig, Ihnen zu erklären, daß ich mein übereiltes Betragen gegen Sie, den Unbekannten, höchlich bereue und nur gegen mich selbst einigermaßen mit der Aufregung entschuldigen kann, in welche mich — nicht der unbedeutende Verlust, sondern der Spott versezte, den ich in Ihrem Gesichte zu lesen glaubte." — „Und wen glauben Sie, daß dieser Spott treffen sollte?" fragte der Fremde. „Sie hatte ich nicht die Ehre zu kennen; ich hörte erst in dem Augenblicke Ihren Rang und Namen — wie hätte ich zum Spott über Sie kommen sollen?" — „Das habe ich mir auch gesagt, und so bin ich einzig der Beleidiger. Ich möchte das gern wieder gut machen, und — wenn Sie glauben, daß dies auf keine andere Weise geschehen kann, als mit meinem Blute, so — bin ich bereit." Und mit diesen Worten nahm der Graf dem Kammerdiener die Pistolen ab. — Der Fremde aber schlug den Mantel über die seinigen, indem er sagte: „Ihre Erklärung genügt mir völlig, Herr Graf, und so leben Sie lange und glücklich." Er grüßte den Grafen mit Anstand und wollte sich mit seinem Begleiter entfernen. „Nicht so!" rief der Graf lebhaft und überrascht; „so können wir nicht scheiden!" — „Nicht?" erwiderte der Fremde, der ihn mißverstand, und schlug den Mantel zurück, indem er die Pistolen wieder hervorzog; „nun, wie Ihnen gefällig." — „Nein," sagte der Graf lächelnd, „so möchten wir vielleicht auf immer geschieden werden, und das ist es nicht, was ich wünschte. Ich habe Ihnen einen andern Vorschlag zu machen. Der Morgen ist schön, ich habe noch nicht gefrühstückt, darf ich Sie bitten, meine Herrn — er wandte sich auch zu dem französischen Offizier — mir dabei Gesellschaft zu leisten?" — „Wenn Sie es wünschen," erwiderte der Italiener, indem er die Pistolen wieder verbarg.

Sie gingen einem nahen Wirthshause zu, in welchem der Kammerdiener, auf des Grafen Befehl, das Frühstück besorgte. Es stand bald reichlich vor ihnen. Der Graf machte mit großer Zuvorkommenheit den Wirth, und so trocken auch das Benehmen des seltsamen Fremden war, so lag doch nichts Abschreckendes darin; es war vielmehr sichtbar, daß der Graf ihn interessirte. Das Gespräch wurde zwischen den beiden Hauptpersonen auf Italienisch geführt, und der Fremde machte seinem Wirthe die verbindliche Bemerkung, daß er diese Sprache mit großer Geläufigkeit und Feinheit spreche. „Man gesteht uns Polen für Sprachen einiges Talent zu," erwiderte der Graf, „und ich war in meiner frühern Jugend mehrere Jahre mit meinen Eltern in Toskana." — Der Fremde dagegen beantwortete mit Offenheit die Fragen, ob er schon länger in Karlsbad sey und woher er gekommen. Er war erst kurz vor jenem Vorfall am Spieltische angekommen und zwar von Genua. Dies gab Veranlassung zu einer interessanten Unterredung, indem es sich auswies, daß der Fremde nicht bloß sein Vaterland, sondern den größten Theil Europas aus eigener Anschauung kannte und überall mit Geist die sich ihm dargebotenen Gegenstände aufgefaßt hatte; nur lag in seinen Bemerkungen, besonders über die Menschen, eine gewisse kalte Bitterkeit, die offenbar bewies, daß er mit diesen manche unangenehme Bekanntschaft gemacht haben müsse. Der Graf fühlte sich dadurch abgestoßen, und auf der andern Seite wieder auch seltsam angezogen. Er konnte sich nicht enthalten, zu äußern, daß die Erfahrung seinem Gaste nicht die beste Meinung vom Menschen gewährt zu haben scheine. „Wie sollte sie," antwortete dieser schneidend, „da ich selbst ein Mensch bin!" — „So galt wohl," sagte der Graf gutmüthig, „der Spott, den ich gestern in Ihrem Gesichte zu lesen glaubte und auf mich bezog, der Menschheit überhaupt, die freilich am Spieltische nicht eben im vortheilhaftesten Lichte erscheint?" — „Nein," erwiderte der Italiener, „dieser galt einzig — mir selbst." — „Ihnen?" fragte der Graf überrascht. — „Nicht anders," versezte der Fremde, „und, wenn Sie es nicht mißverstehen, auch Ihnen, insofern ich mich in Ihnen erblickte." — „In mir?" rief der Graf; „aus welcher Aehnlichkeit?" — „Eine sehr allgemeine und doch wieder auch manche besondere," entgegnete der Fremde. „Ich war einst jung, von Stande und reich, wie Sie, Herr Graf, das Glück lächelte mir, wie Ihnen, ich ließ mich zum Spiele verleiten, wie Sie, und spielte anfänglich mehr aus Eitelkeit, denn aus anderweitigem Interesse, wie Sie, Herr Graf. So sah ich Sie vor mir, ich sah die Bewunderung Ihrer Freunde über Ihr Glück, ich hörte, wie es zum größern Theile Ihren Combinationen zugeschrieben wurde, ich konnte die Sicherheit bemerken, mit welcher Sie der günstigen Entscheidung entgegen sahen; alles dies kannte ich aus eigener Erfahrung, und da diese mich auch einen Blick in die Zukunft thun ließ, so konnte ich nicht umhin, mir selbst zu sagen: Solch' ein junger Thor warst du einst auch! — und in diesem Augenblick traf mich Ihr Auge. Sie trauten wahrscheinlich gerade einer der scharfsinnigsten Combinationen, denn es lag ein gewisser Triumph in Ihren Zügen . . . da entschied das Glück gegen Sie. Ihre scheinbare Gleichgültigkeit täuschte mich nicht. Ich sah, wie Sie jezt eigensinnig das Glück zwingen wollten, denn meine Kenntniß des Spiels ließ mich die gewagte Chance erkennen; der Erfolg war, wie ich erwartet hatte; Sie suchten jezt meinen Blick, Sie fanden ihn, Sie wollten in mir die Ursache Ihres Mißgeschicks finden . . . Wieder einer, sagte ich zu mir selbst, den

der Teufel beim Schopf hat! — und das mag wohl den Hohn in meine Züge gelegt haben, den Sie darin zu finden glaubten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Mademoiselle Dejazet.

Im zweiten Aufzuge befindet sich das verliebte Paar auf dem fürstlichen Gute. Die Schauspielerin wird schon als Prinzessin begrüßt und geehrt, und noch dazu als eine wohlthätige, ordnungsliebende Prinzessin, welche den Vermögenszustand des Grafen wieder auf den besten Fuß stellt und den in Unglück versunkenen Pächtern ihren Pachtzins nachläßt. Sie bemerkt aber mit Kummer, daß der Graf dem Spiel nicht entsagt hat, wie er es versprochen, und noch, ehe er um Mitternacht in der Schloßkapelle sich mit ihr trauen läßt, eine Spielparthie auf einem benachbarten Gute annimmt. Dies öffnet ihr die Augen. Zufällig erscheint eine Tänzertruppe, um ihre Künste zu zeigen. Zerbi erkennt in der Tänzerin eine ehemalige Freundin vom venetianischen Theater. Sie will sich noch einmal an der Kunst vergnügen, welche das Glück ihres Lebens gemacht hat, und nun wird, indeß der Graf abwesend ist, ein Tanz veranstaltet, in welchem die reizende Dejazet beweist, daß sie allenfalls auch an der Oper auftreten könnte. Auf einmal erscheint der Graf wieder. Die Anwesenheit eines jungen, sich aus Furcht verbergenden Tänzers macht ihn eifersüchtig und wild; Zerbi aber kündigt ihm an, sie verzichte auf die Trauung und kehre zur Bühne zurück. Hiemit endigt der zweite Aufzug. Im dritten erscheint der alte Regisseur wieder und ruft die Schauspieler herbei, da die Zerbi eben auftreten will. Auch „der reichste Mann von Venedig" erscheint wieder und hofft, diesmal mit seinem Reichthume durchzudringen. Endlich wird im Hintergrunde der Vorhang aufgezogen und man erblickt ein schönes, hellbeleuchtetes Theater, mit vielen Logen im Hintergrunde; alle diese Logen sind voll von Menschen. Diese Dekoration soll vor einigen Jahren von Ciceri für ein anderes Theater gemalt worden seyn; sie ist vortrefflich. Es wird ein wenig getanzt, dann fällt der Vorhang und das Stück ist aus. Im Ganzen hängt der Erfolg dieses sonderbaren Vaudeville von der Schauspielerin ab, welche die Seele desselben seyn muß. So lange Dlle. Dejazet diese Rolle spielt, kann man sicher seyn, daß es an Zuschauern nicht fehlen wird. Ganz Paris wird das reizende Mädchen tanzen und die Prinzessin spielen sehen wollen; die Hälfte von Paris hat sie bereits gesehen und ihr Beifall gezollt. An diesem Abend wollte sie uns aber ihre Kunst in ihrem ganzen Umfange zeigen; denn auch in dem lezten Stücke: „la fille de Dominique," hatte sie die Hauptrolle, und spielte dieselbe so munter und frisch weg, daß man nicht hätte glauben sollen, sie habe schon in einem dreiaktigen Stücke eine ermüdende Rolle gespielt. La fille de Dominique ist vielleicht wiederum bloß ihrethalben geschrieben; es sind daher auch einige große Arien, wie das Mädchen sie gern singt, in ihre Rolle gelegt. Die Handlung geht zur Zeit Ludwigs XIV. in dem Gemache des Schauspielers und Theaterdichters Baron vor, der sehr vornehm thut und die Tochter seines ehemaligen Wohlthäters Dominique, eines Harlekin auf dem kleinen Foiretheater, nicht verlassen will, weil er es für vermessen hält, daß die Tochter eines Harlekin seinen Einfluß in Anspruch nimmt, um an der Comédie française zu debütiren. Sie verkleidet sich daher verschiedene Male und tritt unter verschiedenen Namen auf, hat ihn zum Besten und überzeugt ihn dergestalt von ihren theatralischen Anlagen, daß er nicht umhin kann, in ihr eine würdige Debütantin des Théâtre français zu erkennen, und ihr noch obendrein seine Hand anbietet, was die Dichter eben so gut hätten weglassen können. Zuerst verkleidet sie sich in ein vom Lande gekommenes Dienstmädchen, welches ihm im Namen des Theaterkostümiers eine verlangte Kleidung bringt und ihn durch naive Einfalt entzückt. Dann tritt sie als eine in den Schauspieler wegen seines schönen Talents verliebte Präsidentin auf, und spielt die Närrin zum innigen Wohlbehagen des Komödianten Baron, der sich durch dieses Verrücktseyn einer Präsidentin nicht wenig geschmeichelt fühlt. Zulezt erscheint sie noch als kleiner, immer schlagfertiger Trommelschläger der Gardes françaises und fängt Händel mit dem Schauspieler an. In dieser Rolle war die Dejazet wieder allerliebst, mußte auch ein Tambourlied wiederholen, das dem bekannten: je suis le petit tambour de la garde nationale zur Seite gesezt werden kann. Sie hatte sich den anmaßenden, streitsüchtigen Ton der ehemaligen Gardes françaises vortrefflich angeeignet, und war mit einem Worte ein charmanter Tambour. — Es war, wie gesagt, über Mitternacht, als diese lange Vorstellung zu Ende ging; allein sie war so unterhaltend gewesen, daß wenige Zuschauer bemerkt hatten, daß es schon so spät sey.

Dg.

Auflösung der Räthsel in Nr. 40:
Der Daumen.

Logogriphen.

Hart und weich.*)

1.

Mädchen, die g—,
Sind leicht zu k—.

2.

Aus vollen Wolken mit dem weichen,
Aus Liebe kommt's mit hartem Zeichen.

3.

Weich liebt es das Grün der Mutter Natur;
Hart liebt es auch Grün, doch des Spieltischs nur.

4.

Wer für das bunte Hart noch fühlt,
Wird nicht vom bösen Weich durchwühlt.

5.

Ich bin weich der Hölle Dichter,
Hart oft Jungfer und Splitterrichter.

J. G. M.

*) Wörter, deren unterscheidendes, hier das erste, Zeichen ein harter oder ein weicher Buchstabe ist. Nach dem Vorgange des diesjährigen Räthselalmanachs Sphinx (so und nicht Sphynx schreiben die Griechen).

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 47.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 24. Februar 1834.

Frau Venus hat's euch allen angethan,
So früh als spät blickt sie euch liebreich an;
Und Jupiter bleibt doch der schönste Schein,
Saturn ist groß, dem Auge fern und klein.

Goethe.

Die Himmelsbegebenheiten des Jahres 1834.

Dargestellt

von

Dr. Nürnberger.

Wir haben unsern Lesern in den ersten Nummern des vorigen Jahrganges dieser Blätter eine astronomisch-prophetische Mittheilung über die wichtigsten Himmelsbegebenheiten des nun verflossenen Jahres gemacht, und indeß keine geringe Satisfaction über das genaue Eintreffen sowohl unserer kleinern Vorhersagungen, als namentlich auch von Stunde und Minute der in jener Mittheilung vorzugsweise erwähnten totalen Mondfinsterniß am 26sten v. M. *) empfunden. Wir geben dem uns mehrfach geäußerten Wunsche einer ähnlichen Uebersicht der im beginnenden Jahre zu erwartenden Himmelsbegebenheiten gern nach, müssen aber sogleich bemerken, daß besonders auffallende Vorgänge, totale Mond- oder Sonnenfinsternisse, glänzende Constellationen u. dergl. sich in diesem Jahre nicht ereignen werden. Planeten und Nebenplaneten gehen sich in demselben auf ihren Himmelsbahnen ziemlich friedlich aus dem Wege; und Gott gebe, daß man auf Erden dem Verfahren der Himmelskörper nachahmen möge! Von den fünf Finsternissen des Jahres 1834 wird in unsern Gegenden nur eine partiale Mondsfinsterniß am 16ten December sichtbar seyn, welche zwischen 4 und 5 Uhr Morgens anhebt und zwischen 7 und 8 Uhr endigt. Nach unserer Rechnung wird die Größe dieser Finsterniß 8 Zoll betragen, d. h. der Mond wird sich so tief in den Erdschatten eintauchen, daß nur noch der dritte Theil seines Durchmessers und das entsprechende Stück seiner Scheibe unverfinstert aus demselben hervorsteht. Man denkt sich nämlich, einem alten Gebrauch zufolge, bei Mondfinsternissen den Monddurchmesser in 12 gleiche Theile getheilt, welche man Zolle nennt, und bestimmt die Größe der Mondfinsterniß nach der Zahl der verfinsterten Zolle. Im Januar werden zunächst mehrere Planeten unter den funkelnden Fixsternen sichtbar seyn. Mars ist vor Sonnenaufgang niedrig in Südosten zu erblicken. Sollten sich astronomische Liebhaber unter unsern Lesern mit seiner Beobachtung beschäftigen, so machen wir sie darauf aufmerksam, daß die Zone des jedesmal von der Sonne abgewendeten Poles dieses Planeten in einem besonders weißen Lichte glänzt, gerade als wenn diese Polarzone, welche dann also Winter hat, mit Schnee bedeckt wäre, wie auf der Erde. Dieser Umstand gehört zu den merkwürdigsten der Planetentopographie; wie denn die Einbildungskraft durch nichts lebhafter angezogen wird,

*) Dieser Aufsatz ist im Januar geschrieben.

als durch dergleichen Analogien zwischen den übrigen Planeten unseres Systems und der mütterlichen Erde. Um die Mitte des Monats zeigt sich Merkur, der Sonnennächste Planet, Morgens niedrig in Südosten; Jupiter aber, dieser durch seine Größe, sein schönes gelbliches Licht und seine vier Monde ausgezeichnete Planet, steht gegen 6 Uhr Abends im Süden, und zeigt sich nach Mitternacht dann in seinem Glanze am Westhimmel. Der Saturn mit seinem bewundernswürdigen Ringe und seinen sieben Monden endlich ist Morgens, beiläufig um 5 Uhr, im Meridian aufzufinden.

Am 16ten März geht der Saturn schon gegen 7 Uhr Abends auf und durchschneidet, je nachdem der Ort unter einer von der Länge von Berlin nicht zu abweichenden geographischen Länge liegt, den Meridian etwas früher oder später als ein Uhr. Sein Ring zeigt sich aber jezt nur als eine sehr schmale Ellipse. Wir wiederholen hier, daß die Ebene dieses, den Saturnsäquator concentrisch und frei umgebenden Ringes unter einem Winkel von etwas über 30 Graden gegen die Ebene der Ecliptik geneigt ist. Könnten wir diesen wunderbaren Ring aus seinen Polen betrachten, so würden wir ihn immer kreisrund erblicken; von der Erde aus gesehen, zeigt er uns aber bald nur seine Kante und erscheint dann als gerade Linie, oder er stellt sich, wie jeder schief gesehene Kreis, als schmalere oder weiter geöffnete Ellipse dar, nachdem die Erde ihre Lage gegen ihn im Weltenraum ändert. In der ersten Hälfte des April glänzt die prächtige Venus als Abendstern in den Sternbildern der Fische und des Widders, und erinnert durch diesen Glanz an die von den Astronomen davon gegebene Erklärung, welcher zufolge die Oberfläche dieses Planeten mit vielfachen Gebirgen und Felsen besezt ist, die die Fähigkeit besitzen, das Sonnenlicht besonders energisch zurückzustrahlen. Am 23sten desselben Monats kommt ihr Jupiter im Widder sehr nahe; und der Kontrast des schönen gelblichen Lichtes dieses leztern Planeten mit ihrem Strahlenglanze wird einen anmuthigen Anblick gewähren. — Der Mai dagegen wird, außer den ewigen Sternen des Firmamentes selbst, keine merkwürdige Himmelserscheinung darbieten; nur Merkur kann in der Abenddämmerung im Stier beobachtet werden, jedoch nur mit bewaffnetem Auge.

Im Juni fährt Venus fort, den Himmel als Abendstern zu zieren, und Uranus, dieser fernste und vielleicht lezte Planet unseres Systems, dessen mittlere Entfernung von der Sonne über 400 Millionen Meilen beträgt, der mehr als 80 unserer Jahre braucht, seinen Umlauf um sie zu vollenden, und dabei von 6 Monden begleitet wird, geht gegen Mitternacht auf und durchschneidet nach 4 Uhr Morgens den Meridian. In der Mitte des Juli ist Mars von Mitternacht an bis gegen Morgen hin rechts von den Plejaden aufzufinden, und es wird sich dann die Gelegenheit ergeben, den oben erwähnten Schneeschimmer seiner, von der Sonne abgekehrten Polarzone bequemer zu beobachten. Am 17ten Juli ist Juno in Opposition, und geht also um Mitternacht durch den Meridian; am 23sten desselben Monats aber ist Jupiter dicht beim Aldebaran, einem ausgezeichneten Sterne im Sternbilde des Stiers zu finden. Im August fängt Venus an, sich unsern Blicken zu entziehen; dagegen aber geht der herrliche Jupiter um die Mitternachtsstunde auf und ist sammt Mars die ganze Nacht hindurch sichtbar. Den 18ten desselben Monats endlich ist Uranus mit der Sonne in Opposition und durchschneidet also den Meridian in der Mitternachtsstunde. Den September wird besonders Mars mit seinem röthlichen Lichte schmücken. Er geht am 13ten dieses Monats um 10 Uhr Abends auf und leuchtet bis gegen Anbruch des Tages. Im Oktober dagegen herrscht wieder Jupiter im goldenen, gelblichen Lichte vor. Er geht am 1ten dieses Monats um 7 Uhr Abends auf und erglänzt die ganze Nacht hindurch. Vielleicht hat in diesen, der Beobachtung des interessanten Planeten so günstigen Nächten die Verfinsterung eines seiner vier Trabanten Statt. Diese vier Jupitersmonde laufen nämlich sehr geschwind um ihren Hauptplaneten, ihre Bahnen sind unter sehr kleinen Winkeln gegen seine Bahn geneigt, und der Schattenkegel des mächtigen Jupiter ist in der Gegend, wo er von ihnen durchschnitten wird, so groß, daß sie sich bei jedem Umlaufe in denselben eintauchen. Wahrscheinlich also machen wir unsere, den Himmel beobachtenden Leser nicht umsonst aufmerksam. Es ist so interessant, sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß die Jupitersmonde verfinstert werden gleich dem Erdenmonde, und daß also auch diese Analogie zwischen der heimischen Erde und jenem fernen, unsern kleinen Planeten an Oberfläche mehr als hundertmal übertreffenden Weltkörper besteht. Im November werden vorzüglich Mars und Saturn den Planetenhimmel beleben. Ersterer Planet geht am 7ten des genannten Monats um 8 Uhr Abends auf, und Saturn, welcher eine Zeitlang unsichtbar gewesen ist, weil er sich in Conjunction mit der Sonne befunden hat, zeigt seinen Ring als eine etwas weiter geöffnete Ellipse. Bekanntlich behauptet die neueste Astronomie, daß dieser Ring nicht ein einfacher, sondern vielmehr ein, durch schmalen Zwischenraum getrennter, doppelter sey, und wir überlassen den beobachtenden Dilettanten, sich davon durch Autopsie zu überzeugen, wofern sie anders im Besitze von hinreichend starken Instrumenten zu dieser äußerst feinen Beobachtung sind, welche zuerst Herschel mit seinem Riesenteleskop machte.

Die auffallendste Himmelsbegebenheit im December ist die schon Eingangs beschriebene Mondfinsterniß. Außerdem ist zu bemerken, daß am 9ten dieses

Monats um 2 Uhr Morgens Mars, und am 16ten nach 10 Uhr Abends Jupiter im Meridian steht. — Andere außerordentliche Himmelserscheinungen werden, wie schon gesagt, in diesem Jahre nicht stattfinden; aber der Himmel selbst mit seinen ewigen Lichtern wird glänzen wie immer, und der Abglanz davon möge in der Leser Brust als schöner Hoffnungsschimmer widerleuchten!

Spielerglück.

(Fortsetzung.)

„Sie hatten sich diesmal geirrt," sagte der Graf lächelnd und ohne Bitterkeit; „bei dem Schopf soll der Teufel mich wenigstens nicht festhalten; denn schon gestern stand der Entschluß bei mir fest, nicht mehr zu spielen." — „Und Sie glauben es halten zu können?" fragte der Italiener mit spöttischem Lächeln. „Ich bin dies gewiß," erwiderte der Graf, dadurch aufgeregt, mit Nachdruck. „Das würde denn allerdings einen wesentlichen Unterschied unter uns machen," versetzte jener mit ungläubiger Miene, „denn das habe ich nicht vermocht." — „Sie werden den Wunsch natürlich finden, Signor," sagte der Graf, „mit einem Leben bekannter zu werden, das mir gewissermaßen nahe getreten ist und an Erfahrungen so reich zu seyn scheint, Erfahrungen, die mir, dem jungen Manne, vielleicht mehr als alles andere dazu nützen können, die Ausführung meines festen Entschlusses mir zu erleichtern." — „Erfahrungen, Herr Graf?" entgegnete der Italiener sarkastisch, „meine Erfahrung Ihnen nützen? Nützen doch nicht einmal eigene Erfahrungen, wie viel weniger fremde, in welchen immer nur eine allgemeine Aehnlichkeit mit unsern Verhältnissen stattfindet. So lieb es mir auch seyn sollte, ja so sehr ich gewissermaßen eine Beruhigung darin finden würde, wenn mein verlornes Leben ein so hoffnungsreiches als das Ihrige zu retten vermöchte, so täusche ich mich doch darüber nicht; und," setzte er mit ironischem Lächeln hinzu, „nach der Bestimmtheit, mit welcher Sie Ihren unerschütterlichen Entschluß aussprachen, bedarf es ja dessen auch kaum. — Allein ich habe Ihnen allerdings ein Recht gegeben, mehr von mir zu wissen, und ich will — warum weiß ich selbst nicht — Ihr Recht anerkennen und die Tage verlorner Seligkeit und schaudervoller Oede, die mein Leben erfüllten, Ihnen vorüberführen. Es ist mir," fügte er fast krampfhaft hinzu, „als läge eine eigene Wollust darin, mir selbst noch einmal das ganze Schauergemälde an meinem Blicke vorübergehen zu lassen."

„Ich bin ein Sizilianer, Herzog von Durazzo, aus einem Geschlecht, das in der Geschichte meines Vaterlandes nicht unbekannt ist, ja selbst einst dessen Krone trug. Es wurde von den Bourbons derselben beraubt, und war von der Zeit an ein Feind dieses Hauses und von diesem verfolgt. Als Neu-Frankreich seine Blicke auf Sizilien warf, fand es an meinem Vater bald einen Bundesgenossen; allein Englands Seemacht erhielt dem Ferdinand Sizilien, Ferdinand selbst nahm in Palermo seinen Sitz, die Güter meines Geschlechts wurden eingezogen und dasselbe verbannt. Mein Vater — die Mutter hatte ich früh verloren — floh nach Paris, mit mir, seinem einzigen Sohne. Er starb bald vor Kummer, und ich blieb, geboren mit den glänzendsten Ansprüchen, im Besitze eines sehr mäßigen Vermögens, das mein Vater in Genua bei einem vertrauten Freunde für mich niedergelegt hatte, in dem fremden Lande allein und verlassen in dem Gewühle der neuen Umwälzungen, deren Blutströme endlich Napoleon auf den Kaiserthron erhoben. Von Frankreichs Gewalthabern waren die Opfer vergessen, welche mein Vater gebracht hatte, und ich konnte mich glücklich schätzen, daß man mich auch vergaß. Auf mich selbst verwiesen, ging mein ganzes Streben dahin, mich unabhängig zu erhalten, und daher verschmähte ich, nach dem erklärten Willen meines Vaters, in Frankreichs Heere einzutreten, und meine Neigung führte mich den Wissenschaften, besonders der Naturkunde zu, für deren Studium Paris so bedeutende Hülfsmittel darbot. Mein Umgang beschränkte sich auf wenige Jünglinge meines Alters, die gleich mir diesem Studium folgten, und die Rente aus meinem kleinen Vermögen reichte hin, meine mäßigen Bedürfnisse anständig zu befriedigen. So lebte ich unbemerkt und glücklich, ungestört von Plänen des Ehrgeizes, der nach dem Tode meines Vaters völlig in Schlummer gewiegt war, und nur Wenige kannten meine wahre Herkunft.

Unter meinen nähern Bekannten befand sich ein junger Mann, der sich mir besonders anschloß und mich bald zum Vertrauten einer heftigen Neigung machte, welche er für ein Mädchen gefaßt hatte, das er bei einem damals nur zu gewöhnlichen Aufstande des Pariser Pöbels vor Mißhandlungen zu schützen so glücklich gewesen war. Dies hatte ihm Zutritt ins Haus des Vaters verschafft, eines ehemaligen Militärs und Ludwigsritters, der aber jezt das einträgliche Gewerbe eines Wucherers in den Spielsälen des Palais-royal trieb, und sich dabei besser befand, als damals, wo er selbst am Spiele leidenschaftlich Theil nahm. Er half dem augenblicklichen Geldmangel der Spieler durch Darleihen auf Kostbarkeiten ab, die dann gemeiniglich uneingelöst in seinen Händen zurückblieben, so nachsichtsvoll er auch mit einem gewissen Anstrich von Großmuth — ich bin ungewiß, ob aus Politik, oder aus angeborner Gutmüthigkeit — gegen seine Schuldner verfuhr. Dies erwarb ihm Ansehen und Zutrauen in diesen Sälen, was ihm gut rentirte. Er nannte ein großes, reich möblirtes

Palais in der Rue Richelieu sein Eigenthum, in welchem er ein Appartement im zweiten Stockwerke bewohnte, und der Miethzins aus dem übrigen Theile des geräumigen und wohlgelegenen Palais warf ihm eine bedeutende Revenue ab. Sein höchstes Glück und sein Stolz aber war Adele, seine Tochter, auf deren Bildung er Alles verwandte und welche einst durch eine glänzende Verbindung der geträumten Höhe seiner Vorfahren entsprechen sollte. Nach Bouchards, so nannte sich mein Freund, enthusiastischer Beschreibung verdiente sie durch Schönheit und Anmuth, auf der höchsten Staffel der Ehre zu stehen, und er hätte ihr gern eine Krone zu Füßen gelegt, wenn — er sie nur gehabt hätte; allein das war so wenig der Fall, daß er einst zu mir kam, mich um fünfzig Louisd'or als ein Anlehen zu bitten, mit welchem er sich equipiren und dem Helden von Marengo zuziehen wolle. Adelens Zuneigung hielt er sich versichert; allein sie war eine eifrige Aristokratin, und er konnte ihren Besitz nur hoffen, wenn er sich durch Auszeichnung in ihren Augen zu dieser Sphäre erhob. Welch ein anderer Weg konnte leichter dahin führen, als der Weg des Kriegers. — Adele selbst hatte ihm diesen Wink gegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

— / —

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Februar.

Rückkehr der ersten Truppen aus Griechenland.

„Am 19ten Januar kamen die aus Griechenland zurückgekehrten bayerischen Chevauxlegerseskadrons auf Triestiner Wagen am Burgfrieden von München an. Daselbst stiegen sie, feierlichst begrüßt vom Platzkommandanten und vom Trompeterkorps der Kürassiere, an den Zelten aus, die man aufgeschlagen hatte, um sie vor ihrem Einzuge in die Stadt mit Bier und Wurst zu laben. Eine unglaubliche Menge Menschen strömte ihnen, ungeachtet des Regens, entgegen und machte, als sie darauf ihren Einzug zu Fuße hielten, denselben ungemein imposant. Der König, mit glänzendem Gefolge, erschien vor ihnen auf dem Max-Josephplatze und drückte sein Wohlgefallen über ihre schöne Haltung aus, und die Königin, welche, um sie zu sehen, an ein Fenster des Königsbaus getreten war, geruhte, ihnen ein Geschenk von 250 fl. zu senden. Sie wurden bei den Bürgern einquartirt, und nach einem Rasttage fuhren sie auf Gesellschaftswagen, die der Magistrat hatte anspannen lassen, weiter nach Augsburg und Dillingen.“ Ungefähr mit solchen Worten wurde die Ankunft der ersten aus Hellas wieder heimgekommenen bayerischen Krieger in der Hauptstadt ihres Vaterlandes geschildert. Die Worte sind so dürr, weil dergleichen heutzutage doch nur in den Wind gesprochen wird, in den Wind, in dem nur Zeitungsblätter flattern und laut werden, und der über einem Strome weht, in welchem die stillen poetischen Erscheinungen, sobald sie an sein Ufer getreten, gleich untergehen, ohne sich erst spiegeln und ihre Reize ordnen zu können; denn dieser Strom, nicht mehr aus geheimnißvollen Quellen, zwischen in seinem Bett geschlagenen Dämmen, nach dunstiger, fabelhafter Ferne strömend, sondern nach einem klaren, hohen Ziele hin, so daß er minder zu strömen, als zu schwellen scheint, ist so bewegt, daß er trübe ist, und so gewaltig, daß er seine Ufer verschlingt, immer neue bildend, so lange er nicht auf der Höhe seines Zieles steht. Nun gibt es aber unter jenen Erscheinungen welche, die zu eigenthümlich sind, als daß man nicht, bevor sie untergehen, wenigstens einige der sie schmückenden Blumen zu retten suchen sollte, um damit das Gezweige der sie schildernden dürren Zeitungsworte in Etwas erblühen zu machen. Dahin däucht mir die Heimkehr jener Krieger zu gehören; es sey mir also vergönnt, darauf zurückzukommen.

Zwischen Griechenland und Bayern liegen Alpen und Meere, und wie von den Schauern der Meere und Alpen durchdrungen, schienen seit einem Jahre die Kunden von dort, selbst wenn sie Trost enthielten, herüber zu wehen: sie flößten immer mehr Besorgnisse ein. Man war sehr ängstlich; es zu läugnen, wäre unmöglich, es verhehlen zu wollen, vergeblich; nur muß ich bemerken, daß man es schwerlich in dem Grade gewesen wäre, gäbe es nicht so Viele, die das Verhältniß Bayerns zu Griechenland, anstatt mit Enthusiasmus ob dem Schönen, das in reichem Quelle daraus zu entspringen beginnt, mit grämlichem Blicke und bitterm Lächeln betrachten, in der Meinung, es sey nur durch große, dem Liberalismus verderbliche Opfer herbeigeführt worden. Man dachte sich Hellas als ein Land, wo ein Thron zum Einwurzeln keinen geeigneten Boden findet, wo er nur in der Luft schweben kann, und auch dann nur, wenn er von Stützen getragen wird, die den Explosionen der ihnen gelegten Minen und den Stürmen der sie umlagernden Wetter zu trotzen im Stande sind; als ein Land, wo Alles Ruin ist, Haus und Hof, Kopf und Herz, gewissermaßen auch die Luft; und in diesem Lande, umgeben von Allem, was gern in Ruinen zu hausen pflegt, von Räubern und Drachen, von Dieben und Schlangen, von Gesindel und Ungeziefer, sah man die Bayern, die mit Otto auszogen, seines Thrones Stützen so lange zu seyn, bis sie von den hier sich bildenden Freischaaren abgelöst würden; und so oft eine solche Schaar nachzog, ließ man sich wenig von ihren Freudegesängen hinreißen, ließ sich eher schrecken durch das bittere Lächeln jener grämlich Blickenden, lauschte minder jenen Gesängen, als ihrem Echo, das an den Alpen wie an einer starren Scheidewand verhallte, so schauerlich, als wären es Töne eines ewigen Lebewohls. Jezt aber scheinen die Alpen keine Scheidewand mehr; sie haben wieder Thäler, und die Thäler führen an das Meer, und das Meer ist gleich einem schönen Kanale, und auf diesem und durch jene geht es und kommt's, kommt es und geht's, wie auf einem Heimweg, auf dem Wege von Bayern nach Griechenland. Jezt stellt man sich Griechenland heiterer vor; es verschwand das Giftige in den Farben, das Gespensterartige in den Schatten des Gemäldes, und seinen Thron sieht man Wurzel fassen und hofft, daß er grünen und blühen und über dem Sohne eines der stolzesten Gaue Germaniens zu einer Laube sich wölben werde, die Schatten und Früchte bringt den Enkeln des herrlichsten Volkes der Weltgeschichte. Von den Besorgnissen ist nichts geblieben als jenes heimlich-bange Gefühl, jener Zug, der in allem Abentheuerlichen liegt, der aber nichts Peinliches hat, der im Gegentheil das Schöne, das neben ihm waltet, um so lebhafter empfinden läßt. Und woher auf einmal diese Veränderung in der Ansicht der bayerisch-griechischen Angelegenheiten? Es ist die erfreuliche Folge des Eindrucks, den die Heimkehr und die Erzählungen der Heimgekehrten hier gemacht haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 48.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 25. Februar 1834.

Par de lâches clameurs quel génie insulté
Dans son obscurité première,
Changea plus promptement et sa nuit en lumière,
Et son siècle en postérité?

Cas. Delavigne.

Mirabeau.

Nach Victor Hugo.

Erster Artikel.

Victor Hugo hat vor Kurzem eine Broschüre unter dem Titel: Etudes sur Mirabeau herausgegeben. Sie soll gleichsam die Memoiren des großen Redners, welche sein Adoptivsohn, Lucas Montigny, herausgibt, in die Welt einführen, was, wenn nicht die originelle kleine Schrift an sich merkwürdig wäre, so überflüssig seyn dürfte, als die Geleitsbriefe, womit in Deutschland vornehme Geister ihre Schützlinge den kritischen Wegelagerern zu entziehen suchen. Von den französischen Blättern ist die Schrift, je nach ihrer Farbe, in den Himmel erhoben oder an den literarischen und politischen Pranger geschlagen worden. Das Journal des Débats, in dessen Geiste am Schlusse die Schilderung von Frankreichs Zustand und seiner nächsten Zukunft geschrieben ist, findet, daß diese Studien den gewaltigen Mann nach allen Gesichtspunkten lebendig und erschöpfend schildern; so mächtig Mirabeaus Beredsamkeit gewesen, den Dichter habe der Redner an Fülle, Harmonie, Erhabenheit der Sprache nimmer übertroffen. Die andern können rein nichts finden als einen Wust von wirren Bildern und Sprachsünden, hinter denen sich Ideenarmuth versteckt. — Wir theilen einige Abschnitte mit; auf die Uebersetzung haben wir alle Sorgfalt verwenden lassen, welche eine so originelle Form erforderte, auf welche wir hier mehr als auf den Inhalt aufmerksam machen wollen. Das Ganze erscheint übrigens als eine Apotheose des Genies, und wenn V. Hugos literarische Feinde auch nicht ganz Recht haben mögen, wenn sie behaupten, in Mirabeau habe V. Hugo sich selbst personificirt und in Barnave seinen Nebenbuhler, Alex. Dumas, „den zweiten Hauptmeuter in der literarischen Revolte, welche die Romantik für eine Revolution hält," so wird doch der Leser, wenn er den ersten der folgenden Abschnitte liest, finden, daß der Gedanke nicht so gar ferne liegt.

* * *

Man darf nicht glauben, daß Mirabeau bei seinem Auftreten sofort und einstimmig vergöttert worden ist. So macht sich die Sache nie von selbst. Wo das Genie sich erhebt, macht sich auch der Neid auf die Beine. Nein, im Gegentheil, nie wohl hat man einem Menschen so hartnäckig, so durchaus Alles abgesprochen als Mirabeau bis zu der Stunde seines Todes. Wie er als Deputirter von Aix in die Generalstaaten kam, reizte er Niemandens Eifersucht. Des Unbekannten, übel Berüchtigten achteten die Männer von Ruf nicht, auf den Häßlichen,

schlecht Gebauten sahen die glatten Herrn mitleidig herab. Sein Adel verschwand unter dem schwarzen Rocke,*) der Ausdruck seines Gesichts hinter den Pockengruben. Wer hätte da auf einen Menschen eifersüchtig seyn sollen, der nicht viel besser war als ein Abentheurer, einst dem Gesetz verfallen, mißgestaltet an Gesicht und Körper, zudem in seinem Vermögen zerrüttet, auf einen Menschen, den die Spießbürger von Aix offenbar in der Fieberhitze, aus Versehen, ohne zu wissen warum zu den Generalstaaten geschickt? Ja, dieser Mensch war so viel wie nichts; der nächste Beste war hübsch, reich, angesehen gegen ihn. Er war Niemandens Eitelkeit ein Aergerniß, er stand Niemandens Ansprüchen im Wege; er war eine Ziffer, welche die hinüber und herüber rechnende Eifersucht der Partheien kaum in Anschlag brachte.

Wie aber nun die Dämmerung über alles Alte herniedersank, da ward es allgemach schattig genug um die Monarchie, daß jenes düstere Licht, in welchem große Revolutionsmänner leuchten, in die Augen fiel. Da fing Mirabeau an, Strahlen zu werfen; aber dieser Schimmer weckte auch den Neid, wie das Licht immer den Nachtvogel lockt. Von Stunde an packte der Neid Mirabeau und gab ihn nicht wieder frei. Es scheint sonderbar, und ist es doch nicht: er ließ dem Manne bis zu seinem letzten Athemzuge vor allem das nicht gelten, sprach ihm unaufhörlich, ohne es deßhalb an anderweitigem Schimpfe fehlen zu lassen, ins Gesicht gerade das ab, was in den Augen der Nachwelt seine Krone ist: sein Genie als Redner. Freilich, so geht der Neid immer zu Werke; wo das Gebäude am herrlichsten ist, da schleudert er seine Steine hin, und man muß zugeben, Mirabeau gegenüber war er um die trefflichsten Gründe nie verlegen. Probitas, vorwurfsfrei soll der Redner seyn: Herr von Mirabeau ist anrüchig, wo man ihn besieht; praestantia, edel gebildet soll der Redner seyn: Herr v. Mirabeau ist häßlich; vox amoena, ein liebliches Organ soll der Redner haben: Herr v. Mirabeau hat eine harte, trockene, schreiende Stimme, er donnert beständig, er spricht nie; subrisus audientium, die Zuhörer sollen dem Redner wohl beigethan seyn: Herr v. Mirabeau ist der Versammlung verhaßt u. s. w., und gar viele Leute zogen selbstgefällig den Schluß: Herr v. Mirabeau ist kein Redner! Solche Argumentation beweist freilich nichts weniger als das, sondern nur soviel, daß die Ciceros keine Ahnung von den Mirabeaus haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Diesen trug Mirabeau als Abgeordneter des Bürgerstandes.

Spielerglück.

(Fortsetzung.)

Das Projekt dünkte mir ziemlich lustig, und das Begehren einer Anleihe von fünfzig Louisd'ors ging damals, wenn nicht über meine Kräfte, so doch über das hinaus, worüber ich in diesem Augenblicke zu disponiren hatte, oder auch auf diese Weise zu disponiren gesonnen war. Doch wollte ich ihn nicht ganz trostlos von mir lassen und bot ihm zwanzig Louisd'or an, indem ich ihm lächelnd den Vorschlag machte, den Weg seines Schwiegervaters in Hoffnung einzuschlagen, vielleicht daß ihm das Glück den Rest der nöthigen Summe zum Heldenthume verschaffe. Bouchard besann sich eine Minute. „Ich muß Dir gestehen," sagte er dann, „daß ich schon einigemal den Versuch gemacht habe und das Spiel ganz gut kenne; allein mir ist Fortuna auf diesem Felde nicht günstig. Du solltest aber für mich den Versuch machen, vielleicht ist sie, wie alle Weiber, dem Neulinge günstiger. Laß uns die zwanzig Louisd'or, die Du mir vorstrecken willst, dazu verwenden. Du spielst für meine Rechnung. Den Verlust trage ich allein, den Gewinn, wenn er die Summe, die ich brauche, übersteigt, theilen wir." Der Vorschlag entsprach dem Leichtsinne der Jugend, lachend machten wir uns mit den zwanzig Louisd'or in der Tasche auf den Weg, und bald stand ich mit Bouchard hinter mir vor dem grünen Tische, auf dem ein Goldhaufen fast die Augen blendete. Die Croupiers betrachteten mich mit einem sonderbaren, forschenden Blick, und als sie sahen, daß ich auf eine Karte einige Goldstücke sezte, war ihre Aufmerksamkeit auf mich gerichtet. Sie mochten mich für eine gute Prise halten, besonders da sie bemerkten, daß mein Freund, den sie für einen bereits gerupften Vogel anerkannten, mir die Gesetze des Spiels erst zuflüstern mußte. Der erste Versuch war aber gleich so glänzend, daß ich nicht nöthig hatte, neue Goldstücke hervorzuziehen; im Gegentheil fühlte ich meine Taschen bald von Gold strotzen. Mein Freund hinter mir wußte sich vor Freude kaum zu lassen und meinte, da mir das Glück heute so gut gelaunt sey, so möchte ich unser beider Glück poussiren; allein mir wurde das Spiel langweilig und ich verließ den Saal. Der Ertrag war ansehnlich. Ich zog meine zwanzig Louisd'or zurück und händigte den ganzen Gewinn an Bouchard aus, indem ich erklärte, daß ich einzig für ihn gespielt habe, und seine Weigerung überwand ich durch die Drohung, den ganzen Ertrag ins Findelhaus zu tragen. Er sah, daß es mir Ernst damit war, und meinte, er selbst sey Findling genug, um sich kein Gewissen daraus zu machen, die seltene Großmuth für sich zu benutzen. Frohgemuthet zog er von dannen, und in wenigen Tagen ging er auf eigene Kosten mit

guten Empfehlungen, die ihm der Chevalier verschafft hatte, zur Armee nach Italien ab.

Es verfloß wohl ein Jahr und ich dachte kaum an den ganzen Vorfall mehr, als der Bankier, bei welchem ich meine Renten zu erheben hatte, mir einst mit Bedauern erklärte, daß sich das Genuesische Handlungshaus, in welchem meine Fonds waren, in unvorhergesehenen Verwicklungen befinde, die eine augenblickliche Stockung veranlaßten; doch würde in wenigen Wochen gewiß alles wieder in Ordnung seyn und auch meine Renten wie bisher flüssig werden. — Diese unerwartete Erklärung sezte mich gerade in diesem Augenblicke, wo ich einige dringende Zahlungen zu machen hatte, in nicht geringe Verlegenheit, und ich verließ den Bankier nicht eben in der besten Laune; da flüsterte mir eine innere Stimme, als mein Weg mich an dem Palais-royal vorüberführte, zu: dort oben liegt Gold genug für dich, du darfst es nur holen. Ich folgte ihr. Der Tisch war zahlreich besezt; als mich aber einer der Croupiers erkannte und mich ohne den zuflüsternden Freund sah, verschaffte er mir sogleich einen Platz und versah mich mit Karten. Ich begann wieder mit einigen Goldstücken, und siehe — Fortuna zeigte sich mir nicht minder günstig, nun ich für meine alleinige Rechnung spielte, und der Erfolg war noch reichlicher, als das erstemal; auch verschwanden mir diesmal mehrere Stunden, ohne daß ich es bemerkte. Von jezt an wurde mein Besuch des Spielsaales häufiger, ohne daß ich jedoch mit Leidenschaft spielte. Das Spiel wurde mir vielmehr zum Studium. Ich versuchte es, dasselbe gewissen Gesetzen zu unterwerfen, und bald zog ich durch das nur selten wankende Glück die Aufmerksamkeit der Spieler auf mich. Der Gewinn, den ich in einigen Monaten aus der Bank zog, war so bedeutend, daß die Bank sich an mich wandte und mir einen Antheil anbot, um mein ihr bisher so ungünstiges Glück für sich zu benutzen. Ich ging den Vorschlag auf sehr vortheilhafte Bedingungen ein. Ich war oft Zeuge gewesen von der unseligen Leidenschaftlichkeit der gewöhnlichen Spieler, von dem seltsamen Eigensinn, mit dem sie oft gegen alle Wahrscheinlichkeit gewisse Chancen verfolgten, und es schien mir fast ein Verdienst, ihre Dummheit zu züchtigen, die mir noch dazu so häufig in der Gestalt des schmutzigsten Eigennutzes erschien, der selbst Betrügereien nicht scheute, so entehrend auch ihre Strafe bei der Entdeckung war, der sie selten entgingen. Der Versuch fiel über jede Erwartung glänzend aus, und wenn es sich auch traf, daß einzelne Tage kein günstiges Resultat gaben, so diente dies nur dazu, die Spieler um so mehr anzulocken, und mein Antheil an der Bank war bei Ablauf des Kontrakts so bedeutend, daß ich für meine alleinige Rechnung eine Bank zu übernehmen im Stande war. So sah ich mich im Ueberflusse und in Verbindungen, die mich ins Weltleben ganz hineinzogen, da man in meinem Umgange noch mehr als den bloßen Spieler zu finden glaubte. Mit den Mitteln erwachte auch in mir der entschlummerte Ehrgeiz. Es war die Zeit, wo Napoleon seine Antichambre mit altem Adel zu füllen wünschte. Ich hatte keinen Grund mehr, meinen Rang und meine Abkunft zu verhehlen; ich legitimirte mich als Herzog von Durazzo, und wurde anerkannt. Mein Haus war eines der glänzendsten, und jedes andere, auch das höchste, stand mir offen. Ich wurde der Hauptpächter der Spiele, die Bank wurde als meine Domäne betrachtet, und nur die glänzendste, reichste und beste Gesellschaft von Paris strömte ihr zu.

Da traf es sich einst, daß jener alte Wucherer, der schon seit länger sehr bedeutende Geschäfte bei meiner Bank machte, mit einigen Goldsäcken eintrat, und siehe — keiner wollte diesmal von ihnen Gebrauch machen, denn alle waren im Vortheil gegen die Bank, über welcher ein besonderer Unstern zu walten schien. Der Alte wurde auf diese ungewöhnliche Erscheinung aufmerksam, und als man ihn scherzend aufforderte, eine so gute Gelegenheit nicht ungenüzt zu lassen, und da der Gedanke ihm unerträglich war, sein Geld ohne Gewinn wieder mitzunehmen, so wagte er es und fing selbst zu spielen an. Fortuna schien heute ganz entschieden Parthie gegen die Bank genommen zu haben; es waren mehrere starke Zuschüsse zur Ergänzung der bedeutenden Abflüsse nöthig geworden, und auch der Chevalier sah sich bald so begünstigt, daß er in dem Uebermuthe seines Glückes, in einem wahrhaften Taumel, ein „vâ banque!“ erschallen ließ, als die Bank gerade wieder beträchtlich aufgefrischt war. Alles drehte sich, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zu dem krampfhaft grinsenden Alten, der mit stolzem Blick um sich schaute. „Und was setzen Sie dagegen, Chevalier?“ fragte ich, entrüstet über solche Kühnheit. „Mein Palais!“ rief er in einem wahren Enthusiasmus, „mein Palais mit allem, was es enthält! Vâ!“ erscholl es von meiner Seite, die Berichtigung der laufenden Spiele behielt ich mir vor, indem ich erklärte, die Summe der Bank nicht verkleinern zu wollen, und — Alles stand in tiefster Stille und hielt fast den Athemzug zurück in Erwartung der Entscheidung. Sie ließ nicht lange auf sich warten und — das Palais war mein. — Die Erstarrung des Alten und seine Verzweiflung, als er so unangenehm aus seinem Taumel erwachte, wirkte auf mich mehr komisch als tragisch. Er hatte mir nur Verachtung einflößen können, und sein Verlust schien mir nur eine gerechte Strafe seiner Geldgier. Ich drang darauf, sofort in den Besitz meines Eigenthums eingeführt zu werden. Der Chevalier flehte, ihm nur diese Nacht noch zu gönnen, um sich nach einer andern Wohnung umsehen zu können; ich aber

wies ihm an, in einem Gasthofe für diese Nacht ein Unterkommen zu suchen, und er mußte sich bequemen, mit mir in meinem Wagen sich nach dem Palais zu verfügen, um mich in den Besitz dessen, was er bisher Sein genannt hatte, einzuführen. — Mein Bedienter mußte ihn unterstützen, wollte er die Treppe hinauf kommen. Er zitterte, wie von einem Fieberfrost durchschüttelt. Es kamen uns einige seiner Leute erschrocken entgegen, die glaubten, ihr Herr werde krank nach Hause gebracht; als sie aber hörten, daß er gekommen sey, mich in den Besitz seines Hauses und alles dessen, was es enthielt, zu setzen, so war die Bestürzung um so größer, da sie sich dies gar nicht zu erklären vermochten. Die Zimmer waren schön, zum Theil geschmackvoll und reich meublirt. Als wir in die innern Gemächer eintraten, fiel der Alte mir zu Füßen und flehte um Erbarmen . . . nicht mit ihm, mit seiner armen Tochter. Nur diese Nacht sollte ich ihm noch schenken, daß er sie auf das Unglück, in das er sie wahnsinnig gestoßen, vorbereiten könne. Die Unverschämtheit seines va banque hatte mein Herz verhärtet, und ich drang darauf, daß er ohne Verzug mein Eigenthum räumen solle; da flog die Thüre des folgenden Gemaches auf, und ein junges Frauenzimmer von hoher, edler Gestalt stürzte in höchster Entrüstung zu dem jammernden Alten, den sie aufhob, indem sie ausrief: „Warum erniedrigen Sie sich, mein Vater? Ueberlassen Sie dem Herrn, was er jezt sein nennt: Ihnen bleibt noch eine Tochter, die für ihren Vater arbeiten kann!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Februar.

(Fortsetzung.)

Rückkehr der ersten Truppen aus Griechenland.

Die Ankündigung dieser Heimkehr wurde wenig besprochen; war es doch, als wollte Jedermann sagen: ich glaube, wenn ich sehe! als es aber hieß: sie nahen! da war Alles außerordentlich bewegt, wie wenn sich der Zweifel an einer großen Freude gelöst hätte, wie wenn man überrascht worden wäre; und Jedermann wollte sehen, denn Jedermann wollte Theil nehmen am Glauben, der so viele Familien glücklich machen sollte. Man konnte den Augenblick nicht erwarten, man strömte im Regen und im tiefen Kothe bis nach Sendlingen entgegen. Die Wiesen, wo man die Zelte aufgeschlagen hatte, werden von den Sendlinger Höhen beherrscht, und auf diesen steht eine Kirche, deren Friedhof mit einem großen, weithinschauenden Schlachtgemälde al fresco und dem Monumente einer daselbst im Kampfe gefallenen Heldenschaar geschmückt ist. Bei dieser Kirche nun, und unter dem feierlichen Geläute ihrer Glocken, zog von den Höhen eine lange Reihe höchst abentheuerlicher Wagen herunter, gezogen von buntscheckigen Rossen, deren Geschirr mit rothem Tuche und grotesken metallenen Verzierungen reich besezt war, geleitet von Männern, deren Kostüm und Gesichtszüge die der Slaven des wilden Karso am adriatischen Meere waren, überwölbt mit Stoffen oder Matten aus Schilfrohr, und gebaut — wie soll ich sagen, um mit wenigen Worten eine treue Idee davon zu geben? — und gebaut wie lange, flache, auf Achse und Rad gestellte Barken. Darin saßen nun, je zwölfe in doppelter Reihe, die gespornten Krieger, welche aus dem fernen, fabelreichen Lande zurückkamen. Seht doch! hieß es an den mit Neugierigen überfüllten Fenstern, als sie bald darauf, begleitet von einer ungeheuren, unter bunten Regenschirmen wogenden Menschenmasse, ihren Einzug in die Stadt hielten, seht, wie gut sie aussehen! keine Spur von schlechter Kost! von pestartiger Luft! Nur ein bischen gebräunt sind sie, aber das steht ihnen gut! Man freute sich wie die Kinder an ihrem Anblick, und die Lebhaftigkeit dieser Freude verrieth, was man vorher Alles gefürchtet oder zu hoffen nicht gewagt hatte. Wie im Triumph wurden sie nach ihren Quartieren begleitet, namentlich die, welche Freunde oder Verwandte wiedergefunden hatten; aber wahrhaft im Triumphe wurde ein junger Unteroffizier einhergeführt. — Tags zuvor war schönes Wetter gewesen, schön, wie im Frühlinge; ich ging da im Claudiothale, von dessen Kanälen, Kaskaden und Inseln ich Ihnen schon gesprochen habe, spazieren. Mitten im Januar, und kein Schnee, kein Eis, keine Kälte; die Wasser murmelten sanft bewegt, die Sonnenstrahlen, so warm und belebend, spielten mit sich erschließenden Knospen im Gezweige, und Schlüsselblumen blühten empor beim heimlichen Girren der Weste. Die Natur schien von einem seltenen Traume bewegt, und im Traume zierte sie den kalten, starren Busen mit Blumen. Es war mir wundersam zu Muthe; ich lauschte den Frühlingsträumen der Natur, ich nahm von den Blumen, die sie im Traume reichte, aber ich dachte unwillkührlich dabei des Kindes, welches in der vergangenen Nacht, welche warm war wie eine Sommernacht, ängstlich gefragt hatte, ob es denn wahr sey, was die Leute sagten, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe, daß wie eine Bangigkeit in der Luft liege? Es war mir wirklich, als herrsche mitten in meinem Genusse eine gewisse Bangigkeit, und als müßten die Blumen, die ich pflückte und die so sehr mein Auge ergözten, ohne Duft seyn. Da hörte ich auf einmal viele Stimmen singen und jolen; ich schaute auf und sah ein Bild, welches mir nun immer vorschwebt, wie von den Blumen bekränzt, die ich in diesem seltsamen Winter an der Isar gepflückt habe. Im Hintergrunde die schimmernden Alpen, davor das rothe Harlachingen, malerisch aus einem Haine sich erhebend, und vor diesem auf dem Spiegel des Flusses, auf reißenden Wellen getragen, ein großes Floß. Sein Bord war mit Fichten besezt, an welchen blaue und weiße Bänder und Fähnchen flatterten; schöne Alpenbueben führten die Ruder und andere bildeten eine Gruppe um einen festlich gekleideten, silbergelockten Alten, welcher einer der rüstigsten und stattlichsten seines Thales seyn mochte. Auch die Bueben hatten das Schönste von ihrem Kostüme angethan; auf ihren Hüten schwankten über Sträußen und goldenen Quasten Spielhahnfedern, an ihren Fingern glänzten die mächtigen Streitringe, in ihren Liedern erscholl so fröhlich das Jolen und das Gejauchze. Wohin so geschmückt und so lustig? kamen sie aus ihrem Thale herunter, um eine Braut heimzuführen? Sie kamen, um ihren aus Griechenland heimkehrenden Freund, den Sohn jenes Alten, zu grüßen, und sie waren es, welche Tags darauf jenen Unteroffizier im Triumphe heimführten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 49.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 26. Februar 1834.

Graf Paris, ich vermesse mich, zu stehn
Für meines Kindes Lieb'; ich denke wohl,
Sie wird von mir in allen Stücken sich
Bedeuten lassen, ja ich zweifle nicht.

Shakespeare.
Romeo und Julia.

Spielerglück.

(Fortsetzung.)

Der unerwartete Anblick und die Würde in dem ganzen Benehmen des Mädchens, und die Verachtung im Blicke, den sie flüchtig auf mich warf, überraschten mich. Es schoß mir der Gedanke an Bouchards Aristokratin durch den Kopf. Unwillkührlich nahm mein Betragen eine achtungsvollere Haltung an. „Verzeihen Sie, Mademoiselle," sagte ich; „hätte ich gewußt, wessen Ruhe durch mich hier gestört würde, ich wäre nicht so und zu dieser Zeit hier eingedrungen. Bleiben Sie ganz ungestört in Ihrem Eigenthume. Sie sind mir den Werth dieses Hauses schuldig, Chevalier," sagte ich zu dem immer noch zitternden Alten; „wir wollen morgen die Sache in Ordnung bringen. Ich bitte Sie, mir zu erlauben, mit Ihnen zu frühstücken." Und ich verließ nach einer ehrfurchtsvollen Verbeugung gegen die junge Dame, die ihrerseits durch die unerwartete Wendung nicht weniger überrascht schien als ihr Vater, das Haus.

Am folgenden Morgen begab ich mich zu dem Alten. Er empfing mich an der Treppe. Das Frühstück war bereit, und bald trat das schöne Mädchen im reizendsten Morgenanzuge, aber mit den Spuren einer durchweinten Nacht, die ihren stolzen Zügen eine unwiderstehliche Anmuth und Weichheit ertheilten, ins Zimmer. Mit Grazie verrichtete sie das Geschäft der Wirthin, und mit einem Anstande, der die sorgfältigste Erziehung verrieth. Ich suchte, ohne daß ich mir den mindesten Wink von dem Rechte entschlüpfen ließ, das ich hier anzusprechen hatte, durch meine Unbefangenheit jede Aengstlichkeit zu entfernen. Der Chevalier hatte in Amerika gedient. Ich ergriff dies Thema und es gelang mir, ihn in der Erzählung seiner Kriegsabentheuer auf einen Augenblick vergessen zu machen, was für ein trauriges Geschäft ihm bevorstand. Adele beschäftigte sich ganz mit dem Frühstück. Sie blickte nur zuweilen scheu auf mich, doch weigerte sie sich nicht, an der Unterredung Theil zu nehmen, in welche ich sie zu ziehen wußte. Ich fand in ihr eine Bildung, wie ich sie in der Tochter eines Wucherers und Spielers gewöhnlichen Schlages niemals würde gesucht haben. Daß ich mit keiner Sylbe verrieth, wie ich schon früher und durch wen ich Kunde von ihr erhalten hatte, können Sie sich vorstellen, Herr Graf.

Nach einiger Zeit verließ Adele das Zimmer und jezt wandte ich mich zu dem sichtbar in Verwirrung gerathenden Alten. „Chevalier," sagte ich zu ihm in einem leichten Ton, „ich werde Ihnen meinen Notar schicken, mit welchem Sie die Uebertragungsakte dieses Hauses und dessen, was Sie darin besitzen, nach einer ungefähren Schätzung, in Ordnung bringen können. Des Kapitals bedarf ich in

diesem Augenblicke nicht, und bis ich es gebrauchen werde, überlasse ich Ihnen und Ihrer Tochter gern die Nutznießung. Was ich mir dagegen ausbedinge, ist die Erlaubniß, zuweilen einige angenehme Stunden in Ihrer beider Gesellschaft verleben zu dürfen." Der Chevalier war zu erfahren, als daß er nicht hätte überzeugt seyn sollen, wem er eine so milde Behandlung verdanke. „Ihre seltene Großmuth," stotterte er verlegen, „ich weiß sie zu schätzen und — sie würde mich weniger für mich, als für meine Tochter freuen, wenn — ich hoffen dürfte, sie werde sie annehmen." — „Wie?" rief ich aus, „sie würde sich weigern zu theilen, was ich für ihren Vater thue?" — „Ihr Rang, Herr Herzog," erwiderte er, „Ihr Reichthum — der Ruf meiner Tochter . . ." — „Chevalier," fiel ich ihm ins Wort, „ich will ganz offen mit Ihnen sprechen. Ihre Tochter hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht; sie hat in mir eine Sehnsucht entflammt, der ich nicht zu widerstehen vermag. Die Achtung für Schönheit und Tugend läßt in mir keinen andern Gedanken Raum, als sie mir zur Gattin zu wünschen. Sie wissen, ich bin gänzlich unabhängig und völlig im Stande, meine Frau auf eine angemessene Weise zu erhalten. — Dies Haus überlasse ich ihr als unbeschränktes Eigenthum, damit zu schalten, wie's ihr gefällt, und an einem hinreichenden Nadelgeld soll es ihr nicht fehlen." — „Ist das Ihr Ernst, Herzog?" fragte der Alte, angenehm überrascht. „Mein völliger Ernst, wenn Adele darin einstimmt." — „So undankbar, eine solche Großmuth zu verkennen, kann Adele nicht seyn," erwiderte der Alte. „Zwar," fügte er etwas stockend hinzu, „sie hat allerdings ganz eigene Grillen — Sie wird überrascht seyn — Sie werden ihr Zeit lassen müssen." — „Ist ihr Herz frei?" fragte ich lebhaft. „Ihr Herz?" erwiderte er zögernd, „sie liebt ihren Vater und weiß, was sie ihm schuldig ist. Ueberlassen Sie es mir, sie mit Ihrem großmüthigen Anerbieten bekannt zu machen: ihre Hand ist frei, ich kann darüber bestimmen." — „Nicht ohne Adelens Einwilligung," entgegnete ich. „Gewiß nicht," versezte er; „aber sie wird einwilligen, sie wird nicht verkennen, was Sie für sie thun wollen. Adele ist ein gutes Kind, überlassen Sie mir Alles, und ich hoffe, Sie sollen mit mir zufrieden seyn." Ich willigte ein, erst nach einigen Tagen meinen Besuch zu wiederholen.

Diese Tage wurden mir unbeschreiblich lang. Ich versuchte sie mit der Jagd, mit rauschenden Vergnügungen, mit dem gewohnten Spiel zu verkürzen; das Glück war mir auch überall günstig, allein es konnte meine innere Unruhe nicht beschwichtigen. Mich marterte der Gedanke an Bouchard, die Unwißheit, wie es um Adelens Herz stehe, und ob die Neigung, wenn sie noch stattfand, so stark war, die Hand eines Herzoges und seine Reichthümer zu überwiegen. Und wo war Bouchard? Ich hatte Bekanntschaft in der Kriegskanzlei, denn wo hätte ich nicht welche gehabt? Ich zog Erkundigung ein. Er stand in Italien in Garnison, war als ein tüchtiger Offizier bekannt, ohne daß es ihm aber bis jezt geglückt war, die besondere Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich zu ziehen und schnell zu avanciren. Ich schöpfte Hoffnung, und diese fand sich nicht getäuscht.

Als ich am dritten Abend zum Chevalier kam, trat dieser mir freudestrahlend entgegen. „Adele ist ein gutes Kind," sagte er; „Ihr großmüthiges Betragen hat sie gerührt. Sie hat eingewilligt, den ehrenvollen Antrag Ihrer Hand anzunehmen. Ich gehe, sie Ihnen zuzuführen, damit Sie sich gegen sie erklären können." Und bald trat Adele, zwar mit verweinten Augen, aber doch ohne Aengstlichkeit, an seiner Hand herein. Ich begrüßte sie achtungsvoll ohne Zudringlichkeit. Mich hielt ein gewisses Etwas von zu großer Vertraulichkeit zurück; sie war meine erste ächte Liebe und — meine einzige," sagte der Herzog mit etwas bebender Stimme, und fuhr erst nach einer kleinen Pause in seiner Erzählung fort. „Ihr Vater verließ uns bald, und ich redete von meinen Wünschen und Hoffnungen. „Herr Herzog," entgegnete sie mit einer seltenen Fassung, „mein Vater hat mich von Ihrem ehrenvollen Antrage unterrichtet; ich bin nicht so undankbar, daß ich nicht ein Gefühl anerkennen sollte, welches sich so großmüthig bethätigt, wenn ich es auch bei so kurzer Bekanntschaft noch nicht ganz zu erwidern vermag. Sie wollen meinen alten Vater von dem Untergange retten, indem sie sein Schicksal in meine Hände legen; wie kann eine Tochter anders als den Retter ihres Vaters dankbar ehren, und vielleicht gelingt es ihr," fügte sie hocherröthend hinzu, „auch ein zärtlicheres Gefühl für ihn zu fassen." Ihre schönen Augen füllten sich mit Thränen. Ich schloß sie in meine Arme; sie lehnte ihr Haupt an meine Brust. Ihr Vater trat in diesem Augenblicke ein, und sie entwand sich mir sanft und verließ, indem sie seine Hand küßte, das Zimmer. Mit dem Chevalier war das Nöthige bald geordnet, und je näher ich Adele kennen lernte, um so höher stieg meine Liebe. Auffallend war es mir, daß Adele niemals erwähnte, wie ich zu dem Eigenthumsrechte auf ihr väterliches Haus gekommen sey. Ich vermuthe, daß der Chevalier selbst seine Tochter nicht darin eingeweiht hatte, und ich fand keinen Beruf, sie damit bekannt zu machen, denn es war so etwas Heiliges in dem Wesen, daß ich mich fast der Quelle schämte, aus der die Reichthümer flossen, die ich ihr zu Füßen legte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mirabeau.

(Fortsetzung.)

Allerdings, nach den Begriffen dieser Leute von einem Redner, war er keiner; er war einer auf seine Weise, wie ihn sein ganzes Wesen, seine Organisation, sein Gemüth, sein Leben dazu machte. Er war ein Redner, weil man ihn haßte, wie Cicero einer war, weil man ihn liebte; ein Redner, weil er garstig aussah, wie Hortensius einer war, weil er ein hübsch Gesicht hatte. Er war ein Redner, weil er gelitten hatte, weil er gesunken war, weil man ihn in zarter Jugend, in dem Alter, wo alle Blüthen des Herzens aufbrechen, verkannt, verhöhnt, gedemüthigt, verachtet, verunglimpft, verjagt, geplündert, in den Bann gethan, aus dem Land gejagt, eingekerkert, verurtheilt; weil man ihn, gerade wie das Volk im Jahr 1789, als dessen ächtes Symbol er erscheint, weit über das Alter der Selbstständigkeit hinaus, unter Vormundschaft gehalten, weil die väterliche Gewalt schwer auf ihm gelegen, wie die königliche auf dem Volk; weil er, gerade wie das Volk, schlecht erzogen worden, weil bei ihm, wieder wie bei dem Volk, die schlechte Erziehung die Wurzel jeglicher Tugend mit einem Laster überwuchert hatte. Er war ein Redner, weil er durch die gähnenden Krater, welche die Erschütterungen im Jahr 1789 gerissen, was in ihm kochte und gährte, was er im Familienkreise so lange in sich verschließen müssen, endlich ausströmen lassen konnte in die Welt; weil er, der ungestüme, launenhafte, leidenschaftliche, lasterhafte, cynische Mensch, der Kopf, in dem noch mächtiger der dunkle Trieb als der Gedanke waltete, der Mann, der mit den Füßen im Kothe stand, während das Haupt eine Glorie umzog, das treuste Abbild jener heißen Jahre war, welche er strahlend durchzog, deren Tagen er, einem um den andern, den Stempel seines Wortes aufgedrückt. Kurz, jenen Blödsichtigen, welche ihre Zeit so wenig verstanden, daß sie ihn fragen konnten, ob er sich allen Ernstes für einen Redner halte? hätte er nur dies zu erwidern gebraucht: fragt die zu Grabe gehende Monarchie, fragt die anbrechende Revolution!

Kaum kann man es jezt, da der Urtheilsspruch längst gefällt ist, glauben, daß im Jahr 1790 manche Leute, worunter sogar bittersüße Freunde, Mirabeau den Rath gaben, „zu seinem eigenen Besten der Rednerbühne zu entsagen, wo er es doch nie zum Höchsten bringen werde, oder wenigstens nicht so oft aufzutreten." So steht es in den Briefen, die wir vor uns haben. Man glaubt es kaum, daß in jenen denkwürdigen Sizzungen, wo er die Versammlung aufrührte, wie das Wasser in einem Gefäße, wo seine Hand Alles, was geistigen Klang hatte in der Zeit, so gewaltig durcheinander rüttelte, wo er in seiner Rede so gewandt seine eigene Leidenschaft und die in allen Gemüthern lebende verschmolz und vernietete, daß da, wann er gesprochen, so lange er sprach, bevor er sprach, sich stets mit dem Beifall Geschrei des Hohns, Lachen und Pfeifen mischte.

Der Kunstgriff, mit dem man von jeher gegen das Genie zu Felde gezogen, wiederholt sich auch hier: nicht allein die monarchisch Gesinnten, nein, auch die Leute von seiner eigenen Parthie — wird man doch nirgends herzlicher gehaßt, als im Schooße seiner Parthie — waren wie durch stillschweigende Uebereinkunft stets bei der Hand, ihm bei jeder Gelegenheit einen andern Redner gegenüberzustellen und ihm vorzuziehen; und der Neid hatte hier seinen Mann insofern gut gewählt, als er dieselbe politische Richtung verfolgte wie Mirabeau: der Mann war Barnave. Und so wird es immer gehen. Es kommt oft, daß in einer Zeit ein Mann von Genie und ein Mann von Talent auf verschiedenen Höhepunkten Repräsentanten einer und derselben Idee sind. Unter diesen Umständen hat der Mann von Talent gewonnen Spiel: in der Gegenwart trägt er ohne Widerstreit die Palme davon. (Ein solcher Triumph beweist freilich nichts und wird bald zu nichte.) Eifersucht und Neid machen sich an den Gewaltigsten; denn der Mann von Talent wäre der Mittelmäßigkeit ein großer Stein des Anstoßes, wäre der Mann von Genie nicht; so aber deckt sie dem Mann von Talent den Rücken und braucht ihn gegen den Meister. Sie bildet sich thörichterweise ein, jenen stürzen zu können, und dann (dies geschieht freilich nie) wollte sie mit diesem bald fertig werden; allermittelst bietet sie ihm hülfreiche Hand und erhebt ihn so hoch als möglich. Die Mittelmäßigkeit erklärt sich für den, der ihr am wenigsten unbequem ist und ihr am nächsten steht. Unter diesen Umständen werden alle Feinde des Genies gute Freunde des Talents, und lezteres, statt gedemüthigt zu seyn, wird im Vergleich über jenes erhoben. Alles Gestein, das Hacke und Spaten, Verläumdung, Bosheit, Schimpf unten vom großen Manne weggearbeitet, thürmt man zum Fußgestelle auf für den kleinern Geist. Was man vom einen herunterbringt, legt man dem andern zu, und so wurde denn ums Jahr 1790, im Maße, als man an Mirabeau abbröckelte, Barnave konstruirt... Und hätte der Haß sein Bedürfniß, ihm einen, gleichviel wen, an die Seite zu setzen, nicht mit einem Manne von Talent befriedigen können, so wäre ihm ein mittelmäßiger Kopf auch recht gewesen. Er fragt nie darnach, aus welchem Zeug er seine Flagge schneidet. Mairet wurde über Corneille, Pradon über Racine gestellt; Voltaire rief, noch sind es nicht hundert Jahre:

On m'ose préférer Crébillon le barbare!

Im Jahr 1808 sezte der einflußreichste Kritiker in Europa, Geoffroi, Monsieur Lafon weit über Monsieur Talma. Mit wunderbarem Instinkt findet die Partheisucht immer ihren Mann. 1798 war Moreau mehr als Bonaparte, 1815 Wellington mehr als Napoleon.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sonett.

Maria.

Maria! seligsüßester der Namen!
Deß Klang an weißer Lilienglocken Reine
Uns mahnet, und vor allen an die eine,
Die Trägerin von aller Himmel Samen.

Maria! schmerzlichbitterster der Namen!
Den jene Mutter trug, die litt, wie keine,
So daß seitdem dies Wort, das eine, kleine,
Dem Weh der ganzen Welt genügt als Rahmen.

Maria! ach! die wonnigsten der Stunden
Hab' ich verschweigt im Strahle dieser Zeichen,
Den ich berauscht im innern Mark empfunden.

Maria! seit ich von dir mußte weichen,
Saugt mir der Nam' aus meinen offnen Wunden
Wie ein Vampyr das Blut bis zum Erbleichen.

J. Fallati.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Februar.

(Fortsetzung.)

Rückkehr der ersten Truppen aus Griechenland.

Der greise Vater des Unteroffiziers hatte den Arm um ihn geschlungen, und so entzückt, wie einst mit seinem Mädel zum Tanz, ging er mit ihm, mitten im Rudel der jauchzenden Jünglinge, durch die Gassen, und so hastig, als wollte er ihn geradwegs heimbringen in das stille Alpenthal, ihn da niedersetzen an den Herd und sich erzählen lassen von Griechenland, so daß die Sennerinnen von den Almen, die Hirten aus den Gründen und aus den Hütten umher die Bewohner klein und groß, alt und jung zusammenkämen, um von Griechenland zu hören; daß dann von Thal zu Thal, von Höhe zu Höhe die schönen Namen von Hellas Städten, Bergen und Inseln erklängen; daß einst in den Alpensagen hellenische Bilder auftauchten, in den Alpenliedern hellenische Anklänge laut würden, hellenische Gebilde sich mit denen verschlängen, welche Neureuter um die Urnen der Freudenströme der Alpen gewunden hat. Wer hörte nicht gern erzählen von Griechenland? und hier besonders? Unsere Wirthe wußten das sehr gut; deßwegen hatte auch jeder getrachtet, einen oder mehrere von den in Griechenland Gewesenen zur Einquartirung zu bekommen. Leztere hatten zwar viele Briefe von den noch dort Weilenden und selbst auch von den eben dahin Ziehenden, welchen sie auf dem Meere begegnet waren, mitgebracht; aber wer hätte nicht gern die Boten selbst hören mögen? Die Säle der Wirthe, namentlich die der Bräuer, füllten sich demnach mit unzähligen Gästen, und Erzählungen wurden da vernommen, dergleichen seit Jahrhunderten in unserm deutschen Vaterlande nicht erklungen sind. Abends begab ich mich in einen jener Säle, in das mächtige Gewölbe eines gewaltigen Bräuers. Nur knapp an der Thüre konnte ich noch ein Plätzchen finden. Dichte Tabakswolken lagerten in dem weiten Raume, so daß die Lampen und die Lichter düster leuchteten und die Gäste aussahen wie Nebelgestalten. Der Erzählende saß im Hintergrunde, und die Versammlung schien wie in Andacht vor ihm, selbst die Genien jener Wolken, die schwarzgelockten Kellnerinnen mit den glitzernden Riegelhauben und dem silbernen Geschnüre, denn Alles horchte, selbst wer, wie ich, ob der Entfernung wenig oder nichts hören konnte. Weniges nur verflog sich bis zu mir herüber; aber das waren lauter köstliche Dinge, aus Nauplia, Argos, Korinth und Athen, Feigen, Trauben, Oliven, Orangen, kohlschwarzaugige Mädchen. Mir wurde seltsam vor den bezauberten Augen; dem mächtigen Gewölbe des Bräuers entwuchs ein phantastisches Gewinde, zog durch alle Gassen Münchens und umschlang die Stadt mit ihrem Alpenkranze; ein Gewinde von südlichem und nördlichem Lande, von nördlichen und südlichen Blumen, und aus den Blumen blühten deutsche und griechische Schönheiten auf und bildeten entzückende Gruppen, Reigen und Chöre; in den Lauben hingen neben einander Aepfel und Orangen, Birnen und Citronen, Pflaumen und Feigen; in dem Gezweige strömten Meereswogen und Alpenwellen mit Schiffen und Kähnen, mit Pallikaren und abentheuerlichen Bojaren; aus den Wipfeln grünten Almen und zogen Sennerinnen mit glöckelnden Heerden, strahlten Säulenkränze und zogen die Gestalten der griechischen Mythe, schauerten Gletscher mit Gemsen und Gemsjägern, leuchtete der Parnaß mit Apoll und den Musen, die ein neues Lied sangen, so schön, so selig, als wäre dies seit Jahrhunderten wieder ihr erster Gesang — kurz, ein Arabeskengewinde, so reich und so lebendig, wie ich keines in Pompeji gesehen und wie keines gemacht worden ist von Raphael bis auf Cornelius. Sie sehen, die Erscheinung der ersten aus Griechenland wieder heimgekehrten Bayern war mir eine hoch poetische, mit seltenen Blumen geschmückte, da sie mich in einem Biergewölbe dermaßen mit Düften berauschte. „Schwärmer! höre ich mir wieder zurufen, auf dem Wege nach jenem hohen Ziele sollst du nicht mit Blumen umgehen und mit Blumen erscheinen, sondern mit Sporn und Peitsche, um zu spornen und zu peitschen, auf daß das Thier im Menschen in Feuer gerathe und zu Geist werde!“ Also nur immer jenes Ziel im Auge, ohne sich umzuschauen, ohne sich an dem Schönen, das am Wege liegt, zu erquicken? Das scheint mir ein Bischen langweilig und nicht für jede Menschennatur möglich, besonders da der Weg so wirr und unser Gang so langsam und gebunden ist. Nein! Blumen sind Blumen, und die am Dornenstrauche, in dürrer Landschaft, erfreuen uns oft am meisten. Man wirft so Vieles hinweg, was nicht in den Reisesack paßt, und nun will man selbst vom Strauß, den uns irgend eine Schönheit, gleich den schönen Zillerthalerinnen, wenn sie den Hut des Abreisenden schmücken, an unsern Hut steckt, nichts wissen, weil er unsere Kokarde verhüllen und daher unkenntlich machen könnte, was für Farben wir tragen! Nein! einen solchen Strauß lasse ich mir nicht nehmen! und ein solcher, dünkt mir, wurde mir am Tage angesteckt, wo Deutschland mit Griechenland den Bund schloß.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 50.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 27. Februar 1834.

So mächtig ist der Strom der kräftigsten, herrlichsten Worte, so treffend, so wahr, so neu die Gedanken, so rein von Farbenprunk und kindischer Schminke, daß du mir nicht nur in das Gemüth des Richters den Funken zu werfen, sondern selbst Feuer und Flamme scheinst.

Cicero.
Vom Redner.

Mirabeau.

(Fortsetzung.)

Sonderbar, Mirabeau that ihnen den Gefallen und ärgerte sich über die kleinlichen Umtriebe: der Vergleich mit Barnave that ihm wehe. Hätte er einen Blick in die Zukunft geworfen, er hätten lachen müssen; es ist aber einmal ein durchgehender Fehler politischer Redner, daß sie, weil sie so ganz die Männer der Gegenwart sind, ihre Zeitgenossen viel zu sehr, die Nachwelt zu wenig ins Auge fassen. Man kann sich übrigens keinen größern Kontrast denken, als diese beiden Männer, Barnave und Mirabeau. Erhoben sie sich in der Versammlung, ward Barnave stets mit dem Gesäusel des Beifalls, Mirabeau mit einem Sturm empfangen. Barnave trug die momentane Huldigung, den viertelstündigen Triumph, den allgemeinen Beifall, sogar von der rechten Seite, davon; Mirabeaus Theil war Kampf und Ungewitter. Barnave war ein ganz angenehmer junger Mann und ein höchst angenehmer Sprecher; Mirabeau war, nach Rivarols treffendem Ausdruck, ein monstrueux bavard. Barnave gehörte zu denen, die jeden Morgen ihrem Auditorium das Maaß nehmen, ihrem Publikum den Puls fühlen, sich nie so weit vorwagen, daß kein Beifall mehr zu erwarten steht, und die unterthänigsten Diener und Sklaven des Erfolgs sind; zu jenen Menschen, die zuweilen mit der Idee, die eben regiert, noch öfter mit der, die eben abgelöst worden, nie mit der, welche die nächste Zukunft beherrschen wird, auf die Rednerbühne kommen; deren Redestrom so spiegelglatt und eben dahinrieselt und alle Gemeinideen der Zeit, mit Allem, was darum und daran ist, leise mit sich forttreibt; die unaufhörlich, damit ihre Gedanken ja immer die gehörige Allerweltstemperatur haben, ihren Kopf in die Gasse strecken, wie man ein Thermometer ans Fenster hängt. Mirabeaus Sache dagegen war die neue Idee, der augenblickliche Gedankenblitz, die keck hingestellte Behauptung; wild, unbedachtsam lodert sein Feuer, er überrascht immer und überall, verlezt, beleidigt, vernichtet, und alles dies kommt einzig und allein aus ihm; der Triumph ist sein Ziel, allerdings, aber bei weitem nicht das einzige, noch das erste, und seinem eigenen stürmischen Gemüthe Genüge gethan zu haben, thut ihm wohler als der laute Beifall des Volks auf den Galerien; reißendschnell, tief und trübe, selten wasserklar, nimmermehr seicht, braust der Strom dahin, und alle Ideen der Zeit, die manchmal von seinen eigenen gewaltig widerprallen, wälzt er in seinen schäumenden Wogen mit sich fort. Barnaves Beredsamkeit neben Mirabeaus Beredsamkeit ist ein Heerweg, neben dem ein Gießbach braust ....

Das Volk, das einen eigenthümlichen Sinn und stets einen wunderbar richtigen Blick hat, das nichts von Haß weiß, weil es stark, nichts von Neid, weil es groß ist, das Volk, ein Menschenkenner, obgleich ein Kind, das Volk war für Mirabeau. Mirabeau war für das Volk von 1789, das Volk von 1789 war für Mirabeau wie geschaffen. Es ist etwas Merkwürdiges, Erhabenes, um dieses innige Verhältniß zwischen dem großen Geist und der Menge. Mirabeaus Einfluß wurde weggestritten, und er war unermeßlich. Am Ende hatte doch immer er Recht, aber durch das Volk behielt er Recht wider die Versammlung, und mittelst der Galerien herrschte er über die sellas curules. Was Mirabeau in deutlichen Worten gesprochen, hallte wieder im Beifallsruf der Menge, und dieser Ruf diktirte der Legislatur in die Feder, was sie nicht selten mit widerstrebendem Herzen niederschrieb. Schmähschriften, Verläumdungen, Drohungen, Schimpf, Unterbrechung, Hohn, Gelächter, Pfeifen — Bachkiesel waren es im höchsten Fall, in den Strom seiner Rede geschleudert, und was sie wirkten, war, daß augenblicklich der Schaum aufflog. Wenn der allgewaltige Redner, von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt, die Rednerbühne bestieg, wenn der Mann dastand im Angesicht seines Volks, wenn er aufrecht über die von Neid bewegte Versammlung hinschritt, wie der Gottmensch über das Meer, ohne verschlungen zu werden, wenn man in seinem sardonischen Blick, wie er von der Tribüne herab auf Menschen und Ideen seiner Zeit niederblizte, las, daß er in Gedanken den Maaßstab des erbärmlich kleinen Menschen an die riesenhaften Ideen legte, da war er nicht mehr der Geschimpfte, Verläumdete, Verhöhnte, seine Feinde mochten sagen und thun, was sie wollten, mochten Himmel und Erde gegen ihn bewegen, ein Hauch aus seinem Munde, und all ihr Beginnen ward zu nichte. Wenn dieser Mann in seiner Würde als großer Geist auf der Rednerbühne stand, da strahlte sein Angesicht, und Alles verschwand vor diesem Schimmer.

So war denn Mirabeau im Jahr 1791 recht von Herzen gehaßt, recht von Herzen geliebt zu gleicher Zeit: gehaßt als Genie von den Schöngeistern, geliebt als Mensch vom Volk. Hohes, neidenswerthes Geschick, so über alle Herzen zu gebieten, in einer Zeit, da sie der Zukunft zugewandt sind! ein Mann, der mit magischen Worten, wie mit mystisch-alchymischer Kunst, die blinden Triebe der Menge in Gedanken, in Systeme, in Aeußerungen des selbstbewußten Willens, in feste Plane zu Verbesserung und Reform verwandelt! ein Mann, der mit den Ideen allen, die sein großer Geist unter die Menge streut, den Geist seiner Zeit speist! ein Mann, der ohne Unterlaß und mit kräftigem Arm auf dem Brett der Rednerbühne, wie auf der Tenne das Getreide, drosch und fegte, was in seiner Zeit war und lebte, um das Stroh, das die Republik verzehren sollte, vom Saatkorn zu sondern, das die Revolution befruchten sollte! ein Mann, der Ludwig XVI. und Robespierre zugleich schlaflose Nächte machte — jenem rüttelte er am Thron, diesem hätte er an der Guillotine gerüttelt! ein Mann, der sich jeden Morgen beim Aufwachen fragen konnte: was will ich heute einreißen mit meiner Rede? ein Mann, der der Pabst war, sofern er den Geistern, ein Gott, sofern er den Zeiten gebot!

Er starb zu rechter Zeit. Es was ein gewaltiges, hocherhabenes Haupt: 91 sezte ihm eine Krone auf, 93 hätte es abgeschlagen.

(Schluß des ersten Artikels.)

Spielerglück.

(Fortsetzung.)

So nahte der glückliche Augenblick, den ich mit Sehnsucht erwartete, wo Adele durch den heiligen Segen der Kirche ganz die Meinige werden sollte. Da traf es sich, daß wir am offenen Fenster saßen, als Truppen durchzogen, die nach Spanien bestimmt waren. Ein junger Offizier ging einem Zuge voraus. Ich erkannte Bouchard. Sein Auge blizte zu uns herauf. Adele erblaßte, und ich — ein seltsames Gefühl von Schuld und Eifersucht ließ mich kaum es wagen, sie anzublicken. Sie sah eine Weile starr vor sich hin — die Truppen waren vorüber. Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust. Sie blickte mit dem Ausdrucke leidenschaftlicher Liebe mich an und reichte mir die Hand, die ich an meine Lippen drückte. „Dein! Dein!“ rief sie, indem sie mich heftig umschlang und dann mich schnell verließ. Wir waren ohne Zeugen, und das war mir lieb: so konnte ich leicht jede Miene annehmen, die ich für gut fand, und ich wählte den Ausweg, dem ganzen Vorfall weiter gar keine Bedeutsamkeit zu geben, am wenigsten irgend eine Befremdung über Adelens seltsame Bewegung zu äußern. — Als sie nach einiger Zeit wieder eintrat, kam ich ihr mit einem ungezwungenen Scherze entgegen, in den sie zwar nicht sogleich einging, den sie jedoch nicht unfreundlich aufnahm. — In wenigen Tagen war sie meine Gattin, und ich umringte sie mit allem, was Reichthum zu gewähren vermag, und sie strahlte in den Kreisen, die Reichthum und Rang öffnen, als ein Stern erster Größe in hoher Anmuth. Der Chevalier ließ sich, da er in Hinsicht seiner Tochter seine kühnsten Wünsche erfüllt sah, leicht bewegen, nicht mehr in den Spielsälen den Darleiher zu machen, und ich betrieb das Spiel im Großen durch untergeordnete Banliers und behielt mir nur den kleinen ausgesuchten Kreis vor, in welchem zwar am höchsten, aber doch mehr mit dem Anstriche gesellschaftlicher Unterhaltung, als des eigentlichen Gewerbes gespielt wurde.

Adele fühlte sich mehr noch in meiner Liebe, die immer inniger wurde, als in dem Glanze, den Rang und Reichthum um sie verbreiteten, glücklich. In vertraulichen Augenblicken wurde ich denn auch mit ihrem Verhältnisse zu Bouchard bekannt. Sie gestand mir, daß Dankbarkeit für seinen Schutz in einem bedenklichen Augenblick ihm ihr Herz geöffnet hatte, daß sie aber, mit den Ansichten und Wünschen ihres Vaters bekannt, keine Aussicht für ihre Liebe sah und daher dem Jünglinge rieth, sich in der Bahn des Kriegers auszuzeichnen und so vielleicht seine Wünsche zu verwirklichen. Sie habe geglaubt, ihn zu lieben; allein, als sie mich gesehen in jenem entsetzlichen Augenblick im Hause ihres Vaters, da sey mitten in der Entrüstung über die Erniedrigung ihres Vaters ein Gefühl für mich in ihr erwacht, gegen welches das für Bouchard ein bleicher Schatten gewesen. Jezt erst habe sie gefühlt, was Liebe sey — Liebe, die sich nicht bedenke, sich mit dem Geliebten selbst in die Hölle zu stürzen, wenn sein Weg durch diese gehe. — Mit glühender Hingebung umschloß sie mich mit ihren Armen. „Du erinnerst Dich jenes Augenblicks am Fenster,“ sagte sie, „als die Truppen nach Spanien vorüberzogen. Bouchard war unter ihnen. Ich wußte, daß er in Paris war . . . Er hatte gesucht, sich mir zu nähern . . . Ich war Dein und hatte jede Möglichkeit einer Annäherung abgeschnitten. Es traf mich sein strafender Blick . . . Ich erschrack einen Augenblick; aber ich fühlte es, ich war — ich bin Dein auf ewig!“ Ich erwiderte diese Ergießung mit aller der Zärtlichkeit, die ich für sie fühlte, aber hütete mich wohl vor dem Geständnisse, daß ich ihr Verhältniß zu Bouchard früher gekannt, denn was mich in Adelens Augen hätte herabsetzen können, war mir furchtbar, und sollte ich ihr treulos am Freunde erscheinen? — Sie war nicht treulos an ihm, denn es war nicht Liebe, was sie für ihn empfunden: ich aber war der Vertraute seiner Liebe gewesen und hatte in seinem verzweiflungsvollen Blicke gelesen, was ich ihm geraubt. — In Adelen allein achtete ich die Menschheit, sonst waren mir die Menschen nur verächtlich. Welchen Blick hatte ich in ihr Inneres gethan! Von welchen Scenen der Thorheit und thörichter Verzweiflung war ich am Spieltische Zeuge gewesen! — Es gab keine menschliche Verworfenheit, deren ich nicht den ohne Unterschied fähig fand, der in diesem Zauberkreise gebannt war, und ich nahm mich selbst nicht davon aus. So wie ich anfänglich die Chancen des Spiels zu meinem Studium gemacht hatte, so waren jezt die Spielenden der Gegenstand meiner Beobachtung, und dies gab für mich dem Gewerbe — denn so muß ich es nennen — zu dem ich mich erniedrigt hatte, einen eigenen Reiz. Mit welchem Auge Adele es betrachtete, war mir aus ihren Aeußerungen klar; allein ich sah in ihm die Mittel, ihrem Leben Glanz zu ertheilen, einen Glanz, zu dem Geburt mich berechtigte und den ich wenigstens für meine Lieben nicht entbehren wollte. Daß das Spiel mir zum Bedürfnisse, ja zur Leidenschaft geworden war, das wollte ich mir nicht gestehen; nicht gestehen, daß ich in meinem Innern ein Anderer sey, als der ich damals war, als ich für Bouchard die ersten Karten berührte. Da sollte ein Zufall den Zauber, in dem ich befangen war, lösen.

Ein junger deutscher Graf, den ich öfter an meiner Bank gesehen und dessen Leidenschaftlichkeit im Spiele, in welchem das Glück ihn selten begünstigte, ich bemerkt hatte, verfolgte es einst mit einer Fassung, die mich überraschte. Das Glück schien ihn zu necken; es lockte ihn und täuschte ihn dann um so bitterer. Nur mit einem kalten Lächeln nahm er den größten Fehlschlag auf. Ich bemerkte bald, es sey die Fassung der Verzweiflung, und ahnte, daß sie um so gewaltsamer ausbrechen werde. Endlich sah ich ein unheimliches Feuer in seinem Auge aufflammen. Er zog eine bedeutende Summe hervor, die er auf eine verdeckte Karte sezte. Ich stand diesen Abend der Bank selbst vor; da zog er plözlich ein Terzerol aus der Tasche, und sein Blut und sein Gehirn übersprizte den Spieltisch, mich und die Mitspieler. Seine Karte hatte verloren. Alle Anwesenden fuhren in höchster Bestürzung auf. Aus den anstoßenden Sälen, wo man den Schuß vernommen, strömte die Menge herbei. Nur ich, der einen solchen Ausgang beinahe erwartet hatte, verlor meine Fassung nicht. Ich sorgte für die Sicherheit der Bank in dem Tumulte und ließ sofort den nahen Polizeikommissär rufen. Der Thatbestand wurde aufgenommen, die Leiche hinweggetragen, die Bank in ein anderes Zimmer gebracht; allein die Spieler hatten sich zerstreut und wollten sich nicht wieder sammeln. Der Vorfall war mir unangenehm, doch einen weitern Eindruck konnte er nicht auf mich machen. „Der Thor!“ war das einzige Wort, das ich darüber verlor. Auch war der Eindruck bei denen, die gewohnt waren, die Bank zu besuchen, bald verlöscht; ja die Neugier zog in den ersten Abenden Manchen herbei, die Stelle, auf welcher sich der Vorfall ereignet, und den Bankier mit der seltenen ruhigen Fassung, die das allgemeine Gespräch der Bewunderung und der Verdammung war, zu sehen. Ich verläugnete auch jezt diese Fassung nicht, so viel Veranlassung ich auch dazu finden konnte, denn das Glück hatte sich gegen die Bank gewendet, und sie wurde mehr als einmal gesprengt. Diese Nächte verschlangen bedeutende Summen, und am dritten Morgen erhielt ich vom Kaiser den Befehl, Paris zu verlassen. Nur vierundzwanzig Stunden wurden mir gestattet, meine Angelegenheiten zu ordnen. Die ansehnliche Kaution, welche der Spielpacht

erfordert hatte, blieb in den Händen der Regierung, und nur mit sehr bedeutender Einbuße konnte ich mit den Mitpächtern mich auseinander setzen. Abwesend in dem Verbande zu bleiben, war beinahe unmöglich, und dem widerstrebten auch Adelens Bitten und Thränen. Als ich sie mit dem Schlage, der mich betroffen, und mit der an sich höchst ungerechten Verbannung aus Paris bekannt machte und ihr sagte, welche Opfer ich bringen müsse, da jubelte sie, statt zu jammern, und brachte mir allen ihren bedeutenden Schmuck, alle werthvollen Geschenke, die sie von mir bekommen hatte, ja selbst die Urkunde über das Eigenthum ihres Hauses, und beschwor mich aufs Dringendste, kein Opfer zu scheuen, um mich aus einem Verhältnisse zu reißen, das mich nur zum Unglück führen werde. „Der Geist des Grafen verfolgt Dich," sagte sie; „nur durch Entsagung des Spiels kannst Du ihm entfliehen, und ich folge Dir überall mit Freuden hin, will jede Entbehrung gern übernehmen, um Deine Seele zu retten." Wenn ich auch ihre Besorgniß nicht theilte, so rührte mich doch so viele Liebe, und ich schwur ihr, niemals wieder eine Bank zu übernehmen. Ich ordnete, so gut es sich wollte thun lassen, alle meine Angelegenheiten, legte den Verkauf des Palais in sichere Hände und war nach vier-und-zwanzig Stunden auf dem Wege nach Genua, wo ich mich mit den Trümmern meines Vermögens niederzulassen beschlossen hatte. Chevalier Froville, Adelens Vater, war kurz vor dieser Katastrophe gestorben.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Februar.

(Beschluß.)

Hellas in München. Abzug von Freiwilligen.

Indem ich dieses schreibe, höre ich drüben in der altgothischen St. Salvatorskirche, wo der griechische Gottesdienst gehalten wird, singen. Der Gesang ist keineswegs ein erhebender; er geht erst durch die Nase, ehe er zu dem Ohre gelangt, allein es singen Griechen; hinter den bemalten gothischen Fenstern sehe ich die Söhne des Bozzaris, des Kanaris, des Odysseus und vieler anderer Helden Neugriechenlands, sehe gleichsam durch die gothische Zeit und ihre Gebilde hindurch auf das klassische Hellas, und dieses nicht todt, sondern in seiner Auferstehung. Ist das nicht mehr denn romantisch? Und wenn München solche Bilder bietet, ist es nicht erlaubt, von Orangen zu träumen, obgleich hier die Aepfel noch eher sauer als süß sind? Und wenn an Griechenland denken eben so viel ist, als phantasiren, muß hier die Phantasie nicht immer rege werden? hier, wo man jezt von Athen mit einem so vertraulichen Tone spricht, als spräche man von Dachau! München wird zuweilen Deutsch-Athen genannt; damit will und kann man nichts mehr und nichts weniger sagen, als: München ist hinsichtlich der bildenden Künste das für Deutschland, was Athen für Griechenland war. Dennoch will es mir jezt bedünken, als sey diese Benennung schon etwas mehr als eine bloße wohlgefällige Redensart. Man hört und sieht hier so viel von Griechenland, und besonders jezt im Karneval, wo überall griechisch Kostümirte erscheinen. Die Anzahl der studirenden griechischen Jünglinge und Knaben wurde neulich durch die Ankunft der Söhne der berühmtesten und ausgezeichnetsten Männer ihres Volkes bedeutend vermehrt; alle Wände schmücken sich mit Bildern aus Griechenland, Briefe in Menge werden hin und her geschrieben, in mehreren Buden werden Fessi verkauft, ein Zeichen, daß sie auch schon getragen werden, die neugriechische Sprache wird eifrig studirt, man spricht von einem Projekte, welches das Ministerium vorhabe, die deutsche Auswanderung nach Griechenland zu leiten, Schweizer, Rheinländer und Norddeutsche kommen, um sich für den griechischen Dienst anwerben zu lassen u. s. w.

Die Bildung der Freischaaren für diesen Dienst trägt ungemein viel zur Belebung unserer Stadt bei. Die Freiwilligen werden hier schlechtweg die Griechen genannt. Es sind fast lauter schöne Leute und wie zu Soldaten geboren. Seit einem Jahre sind vier Abtheilungen griechischer Freiwilliger ausgezogen. Die lezte davon, welche auf den Triestiner Wagen, welche die Chevauxlegers hieher gebracht hatten, abfuhr, war die lustigste von allen; die Erzählungen der Chevauxlegers hatten sie so heiter gestimmt. Sie bestand aus Grenadieren, und es ist unmöglich, schönere Leute zu sehen; viele waren dekorirt, also gediente Soldaten. Erst in Sendlingen sollten sie einsteigen; sie hielten demnach ihren Auszug aus der Stadt zu Fuß. Bis an den Burgfrieden wurden sie vom Kronprinzen und Gefolge und von Musikbanden der Garnison begleitet; daß auch eine Menge Münchener begleiteten, versteht sich von selbst; bei solchen Gelegenheiten scheint immer die ganze Stadt mitzuziehen. Es war nach neun Uhr Vormittags und bei dem schönsten Wetter. Nach dem Burgfrieden hörte der Parademarsch auf und Jeder ging nun, wie er wollte. Auf diesen Moment scheint mit Ungeduld geharrt worden zu seyn; denn gleich flog es links und rechts aus der Menge über die Gräben in ganzen Schwärmen hinüber auf die Straße zu den Grenadieren. Es waren die Theuren ihres Herzens, gute Freunde und Grisetten. Arm in Arm ging es nun, traurig-süße Gespräche wurden gewechselt, die Feldflaschen geleert, gesungen, gescherzt und geküßt bis gen Sendlingen. Hier mußte geschieden werden; die Wagen standen in einer langen Reihe auf den mit Wirthshäusern wohl versehenen Höhen. Man füllte von Neuem die Flaschen, trank sie wiederum leer und füllte sie abermals. Unter den Zuschauern stand der Riese von Dürkheim, sieben Fuß sechs Zoll groß, und unter den Scheidenden befand sich ein Hesse, der nicht viel kleiner war. Das Einsteigen mit Sack und Gewehr hatte seine Noth, und die Pläze waren ziemlich knapp zugemessen. Endlich sezten sich die Wagen in Bewegung: vorne die mit dem Gepäcke, vielen Weibern und Kindern und den Marketenderinnen, worunter ein sehr schönes Mädcherl in Miesbacher Tracht, dann die Kutschen der Offiziere und endlich die auf Achse und Rad gestellten Barken, aus deren Gewölbe nun lustige Lieder erschallten und deren Führer alle ihre Hüte mit neuen Blumensträußen geschmückt hatten. So fuhren sie denn dahin in das ferne Fabelland, geführt von den Slaven des wilden Karso am adriatischen Meere, und die Bleibenden saßen vor den Wirthshäusern, winkten ihnen Lebewohl und tranken ihnen Gesundheiten nach. Aber die verlassenen Trudchen, Theresen, Nannerls und Katis, die Armen, standen traurig unter dem schönen blauen Himmel und blickten seufzend nach.

L.......s.

Beilage: Kunstblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 51.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 28. Februar 1834.

Die Alten haben niemals eine klare Anschauung von der deutschen Völkerwelt gewonnen. Deßwegen treten in der Geschichte immer neue Namen hervor, bald Völkerverbindungen bezeichnend, bald einzelne Völker, und keiner weiß, woher sie kommen und wo sie zu suchen.

Luden.

Wanderungen durch Altgermanien.

Die Semnonen.

Wir treten unter ein suevisches Volk, und zwar unter das große Volk der Semnonen. Nach dem monumentum Ancyranum (zwei Marmorkugeln mit dem Verzeichniß der Thaten des Augustus von seinem ersten Konsulate an, aus Dankbarkeit von den Bewohnern Ancyras in Galatien geweiht) werden sie mit einigen Völkern zusammengestellt, die man jenseits der Niederelbe fand, mit den Ueberresten der alten Cimbern und den Chariiden. Auch die Ursache ihres Erscheinens deutet auf ein Land, dessen Bewohner ihren Blick schon nach der Nordsee kehrten. „Vom Ausflusse des Rheins, heißt es nämlich dort, schiffte meine Flotte in die östliche Gegend bis an — wohin zuvor weder zu Land noch zu Wasser ein Römer gekommen, und die Cimbern und Chariiden und Semnonen und andere deutsche Völker jener Lande baten durch Abgeordnete mich und das römische Volk um unsere Freundschaft.“ Es war im Jahr 12 vor Christus, als Drusus aus der Südersee, wohin er mittelst des Drususgrabens und der Yssel den Rhein geleitet, in die Nordsee schiffte und sie längs der deutschen Küste nach der Elbmündung zu befuhr. Von dieser ersten Fahrt der Römer in jenem Meer spricht das Ancyranische Monument, und da keine andere Nachricht entgegensteht, so folgt aus der damit verknüpften Erwähnung der Gesandtschaften der genannten Völker theils, daß die Ursache ihrer Absendung das Erscheinen der Römer auf jenem Punkte war, theils, daß man die Ankunft der fremden Friedensboten für etwas sehr Denkwürdiges hielt, also auch, daß die, von denen sie kamen, wenigstens in dem Strich jenseits der Elbe wohnten. Aus der ganzen Erzählung geht überdies noch dies hervor, daß das Land der Semnonen, an welchem nach Vellejus die Elbe vorüberfloß, sich weit an diesem Strome hinabzog. Woher sonst jene Gesandtschaft? Nichtsdestoweniger erstreckte es sich auch weit hinaufwärts. Dies zeigt sich besonders darin, daß unter Mark Aurel die Quaden in dem südöstlichen Winkel des damals von der Donau begrenzten Deutschlands, des römischen Druckes überdrüssig, den Gedanken faßten, zu den Senonen auszuwandern, obschon sie daran verhindert wurden. Beide Völker konnten nicht zu fern von einander stehen. Ptolemäus bezeichnet als östliche Grenze der Senonen den Fluß Suebos, von dem er sagt, das er in der Ostsee münde, so wie er ihr Land jenseits der Elbe findet. Schwerlich kann der Suebos ein Küstenfluß seyn, gewiß meint Ptolemäus auch die Weichsel nicht, bei der er die Burgundionen sucht. Die Oder nennt er neben dem Suebos; vielleicht waren aber dennoch Suebos und Viadrus Ein Strom. Dem ersteren Namen ist der Name der einen Odermündung Swine nicht unähnlich. Alle Nachrichten

zeugen übrigens von der Größe des Senonenlandes; nach Tacitus bestand es aus hundert Gauen.

Wir kommen zu dem Namen des Volks. Semnones findet man allerdings, und zwar mit langem und mit kurzem o, öfter als Sennones oder Senones. Auch Dio Kassius hat im gewöhnlichen Text Semnones (Σεμνονες). Bei Suidas aber liest man, wo er die gottbegeisterte Senonische Jungfrau, Ganna, anführt — Sennones. Die Deutung, die wir hier versuchen, hält sich zwar eigentlich an das n, wird sich aber auch mit dem mn begegnen.

Wollten wir, auf Aehnlichkeit des Klanges und auf Cäsars Bemerkung uns berufend, daß die Sueven die Viehzucht weit mehr betrieben als den Ackerbau, die suevischen Senonen zu Sennern, zu Hirten machen, so müßte sich dies vorläufig schon hören lassen. Die Senonen wohnten zwar in einem flachen Lande, und unter dem Senn verstehen wir den Berghirten; doch wenn der Zusammenhang dieses Wortes mit dem alten son und sonesti, Zuchtheerde, nicht zu bezweifeln wäre, so müßte man annehmen, daß Senn oder ein ähnliches altes Wort ursprünglich nicht den Berghirten allein bezeichnete. Allein der Einheit der Senonen mit den Sennern oder Hirten widerspricht, daß Cäsar dasselbe, was er von der Viehzucht unter den Sueven sagt, auch von den Germanen überhaupt bemerkt (Gallischer Krieg 6, 22), und daß sich das ebene Land der Senonen gerade zum Ackerbau vorzüglich eignete. Einen ungleich festern Fuß gewinnen wir dagegen bei der Deutung ihres Namens, wenn wir uns an eine Nachricht halten, die Tacitus von ihnen gibt und durch die sie in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit dastehen. Das Volk der Semnonen, sagt er (Germania 39), erkläre sich für das älteste und edelste unter den suevischen Völkern: vetustissimos se nobilissimosque Suevorum Semnones memorant. Auch stütze sich seines Alters Ruhm auf religiösen Brauch. Hier sey ein Hain, in dem alle Völker desselben Geblüts (des suevischen) durch hingesandte Vertreter sich an bestimmten Tagen zur großer Feier vereinen. Heilige Scheu gebiete der Wald, auch weil die Altväter ihn in gleichem Sinne geehrt und in ihm gefeiert haben. Nur gefesselt betrete man den Hain, ein Bekenntniß, daß man in der Gewalt der Gottheit stehe. Wer etwa falle, dürfe innerhalb nicht aufstehen, und müsse bis zum Ausgange am Erdboden sich fortwinden. Alles dies gründe sich auf die Annahme, daß hier der Ursprung des Volks, hier der weltbeherrschende Gott, hier der Punkt sey, der über alles Andere sich gebieterisch erhebe. Auch werde das Ansehen des Volks durch seinen Besitz vergrößert. Es wohne in hundert Gauen und der weite Umfang mache, daß es sich für das Haupt der Sueven halte. — Genug, als Altsueven und nächstdem als Hauptvolk des suevischen Stammes und Staatenverbandes betrachteten sich unsere Senonen und machten ohne Zweifel diesen Anspruch geltend. Ich glaube nun aber, daß ihr Name der Ehrenname war, durch den die Würde des Alters und der dauernden Macht ausgedrückt wurde, daß man eigentlich sagte: Seno = oder Sino=Suaba, daß man dann kurz die Senon sprach, und daß in diesem Seno eben ein altdeutsches Wort hervortritt, welches alt, mit dem Begriffe des vollkräftigen Fortbestehens bedeutete. Dieses Wort fehlt nun zum Glück in den Ueberresten der deutschen Sprache nicht. Als verwandt mit dem lateinischen sen — senium — senex findet sich im Gothischen sinista und sineiys d. i. alt, (ersteres vielleicht: der Aelteste). Bei den Burgunden nannte man den Oberpriester sinist. Der ursprünglich fränkische Seneschall, als latinisirtes Wort später gewöhnlich senescallus, früher nur mit dem e: senescalcus, war zuerst, so weit man zurückkommen kann, bei Fürsten und Herren Hausverwalter, auch Truchseß. Von dem mariscalcus wird er schon im Gesetz der Alemannen, zur Zeit Chlotars II., Königs der Franken, welcher im Jahr 628 starb, unterschieden. Der Titulus 79, 3 erwähnt nämlich den seniscalcus als Dienstmann eines Herrn, zu dessen Hause zwölf vassi (oder vassalli) gehörten. Mit Recht sucht man in dem sene ein deutsches Wort, da scalc ein solches ist und Knecht bedeutet, und wenn der Hausverwalter füglich Oberknecht, Altknecht (wie Altgesell) genannt werden konnte, so begegnen wir in dem sene oder sine wieder jenem ähnlichen, das Alter bezeichnenden Laut in altdeutscher Sprache. Im Sin des freundlichen Singrün (im Angelsächsischen als singreen vorkommend) haben wir nicht minder den Begriff der Dauer vor uns: Immergrün, so wie dort sin birnende immer brennend heißt. Mit diesem sin verknüpft der trefflich belehrende Grimm das althochdeutsche simblum und altsächsische simnen, immer. Immer und alt, ohne den Begriff des Veraltens, sind nah verwandt.

Aus Allem nun, was wir bisher über den Volksnamen Senones oder Semnones erwähnten, dürfen wir doch wohl folgern, daß er die Altsueven, die ältesten und vornehmsten der Sueven, bezeichnete. Warum könnte nicht auch das altdeutsche simn und sin mit der vorkommenden Verschiedenheit des Namens Senones und Semnones in Verbindung stehen? Hier hätten wir nun aber durch Verdeutschung des Namens der Senonen (freilich richtiger Senon) theils eine Bestätigung der Nachricht, die uns Tacitus von ihnen gibt, theils einen Anhaltepunkt, um über den Namen Sueven, oder vielmehr über die Träger dieses Namens sicherer urtheilen zu können. Es tritt in den Seno=Sueven ein Volk hervor, das uneigentlich Sueven hieß, und hiermit stimmt ein Wort des Strabo trefflich zusammen; er bemerkt (VII. 1.), daß Marobod mit andern Völkern auch das große Volk eigentlicher Sueven, die Semnonen, zu seinem Reiche gebracht habe.

Spielerglück.

(Beschluß.)

Mir blieben nach dem allerdings nicht vortheilhaften Verkaufe des Hauses in Paris doch mit dem stets unangerührten kleinen Vermögen von meinem Vater her noch hinlängliche Mittel, eine Villa am Meeresufer zu kaufen und auf dieser zwar nicht glänzend, aber sorgenfrei zu leben und in gewohnten Kreisen, da Rang und Titel ersezte, was mir an Vermögen gegen meine Nachbarn abgehen mochte.

So lange die Neuheit der Lage und die nothwendigen Einrichtungen der Villa und meines Hauswesens mich beschäftigten, genügte mir das einfache Leben und das Glück der Liebe Adelens. Als aber nun alles gethan war, da fühlte ich eine Leere, die ich nicht auszufüllen vermochte. Ich wollte mich wieder den Wissenschaften zuwenden; allein an heftigere Aufregungen in dem Wechselspiel des Glücks gewöhnt, konnte ich in dem Frieden der Wissenschaft keine Befriedigung finden, und der Drang, das alte Glück zu versuchen, wurde immer stärker, ja unwiderstehlich. Und als ich ihm nun nachgab und wieder zum Spieltisch trat, da fühlte ich eine Leidenschaft dafür, deren ich mich für ganz unfähig gehalten hatte, und diese stieg, je entschiedener Fortuna mir ihre Gunst versagte. Meine Eitelkeit, die mich ehemals überredet hatte, diese Gunst sey nicht blind, sondern könne durch scharfsinnige Combinationen gelenkt werden, fühlte sich verlezt und wollte sich die Täuschung immer nicht eingestehen, und doch konnte ich sie mir nicht ganz verhehlen, und es bemeisterte sich meiner eine Verachtung meiner selbst, die mich in meinem Innern gänzlich zu Grunde richtete. — Adele bemerkte die unselige Umwandlung, sie nagte an ihrem Herzen, ihre Gesundheit wankte; allein sie ertrug alles mit himmlischer Geduld, und ihr thränenfeuchter Blick lächelte mir mit einem Zauber, der mir zur Verdammniß wurde und doch mein einziges Glück war. — So taumelte ich dem Abgrunde zu, der sich weit öffnete, sein Opfer zu verschlingen.

Unter den Banliers, gegen welche ich vorzüglich verlor, war ein josephinisch-spanischer Offizier, ein Franzose von Geburt, der mir mit seinem vernarbten Gesichte und mit seinem Pflaster über dem einen Auge, welches er in einer Schlacht wollte eingebüßt haben, besonders zuwider war, weil er mit eben dem unerschütterlichen Gleichmuthe und mit der Ironie das Spiel trieb, wie ich es vormals getrieben hatte, und je weniger ich diesen Gleichmuth jezt zu behaupten vermochte, um so höher stieg mein Zorn gegen ihn. Es wurde bei mir zur Leidenschaft der Wunsch, ihm diesen Gleichmuth zu rauben, und dies verleitete mich, das Spiel auf die höchste Spitze zu treiben. — Eines Tages hatte es mich alles, was ich an Baarschaft und Kostbarkeiten bei mir trug, und das war auch ziemlich alles, was ich außer der Villa noch besaß, gekostet, und ich lehnte voll innern Ingrimms über die erzwungene Unthätigkeit an einem Pfeiler. Da blickte der widerwärtige Mensch zu mir herüber mit der Frage: „Belieben der Herr Herzog nicht mehr zu spielen?" — „Nein," war meine kurze Antwort, „denn — ich habe nichts mehr zu verlieren." — „Sie scherzen," erwiderte er höhnisch: „Sie haben ja noch eine schöne Villa, sie ist ihre 30,000 Dukaten werth; ich rechne sie für 40,000, wenn es Ihnen beliebt, und so viel steht Ihnen gegen diese bei der Bank Kredit zu Diensten. Was diese Bank etwa zu wenig enthalten sollte, wird dieses Taschenbuch voll guter Papiere ersetzen." Er legte ein reichlich gefülltes Taschenbuch auf den Tisch. „Das Glück kann sich wenden!" — Mich durchschauerte es wie ein Fieberfrost, ich war in einer gänzlichen Betäubung, meiner selbst nicht mächtig. Die Wuth, den Hohn zu vergelten, den Widerwärtigen ihn bereuen zu lassen, ließ mich Alles vergessen. Ich ergriff die verhängnißvollen Karten, ich sezte hoch, unsinnig, und — was soll ich die ganze zermalmende Folter mir selbst wiederholen? — die Villa, mein Leztes, Adelens Leztes, war nicht mehr mein. In mich gekehrt, fast in völligem Stumpfsinn begleitete ich den neuen Eigenthümer dahin. In der Verzweiflung hatte ich einen vertrauten Diener vorausgesendet, Adele davon in Kenntniß zu setzen, ohne zu bedenken, was Vernunft und Menschlichkeit gegen die Unglückliche gebot. Als wir in die Zimmer eintraten, sagte mein triumphirender Begleiter zu mir in einem schneidenden Tone, in welchem eine ganze Hölle marternder Gefühle in meinem Innern aufflammte: „In Paris hatten Sie mehr Glück, Herr Herzog!" — Da lag der alte Chevalier händeringend in Verzweiflung zu meinen Füßen, das Gehirn des unglücklichen Deutschen sprizte auf mich und Adelens rächender Geist trat vor mich. — „Kannten Sie mich in Paris?" fragte ich mit bebender Stimme. — „Sehr gut," antwortete er, „und sah Sie dort zum leztenmale am Fenster des Chevalier Froville." — „Bouchard!" schrie ich entsezt auf. — „Eben dieser, Herr Herzog," erwiderte er, „eben dieser Bouchard, den Ihre seltene Großmuth vom Spieltisch zur Armee beförderte und dann um das ganze Glück seines Lebens täuschte." — „Nun," erwiderte ich mit der Kälte der Verzweiflung, „so haben Sie sich jezt gerächt." — „Nicht ich, Herr Herzog, sondern Fortuna, deren Gunst, wie die eines Weibes, wandelbar ist," entgegnete er höhnisch. „Darf ich mir aber jezt die Ehre ausbitten, der Frau Herzogin meine Ehrfurcht zu bezeugen?" — „Diese Villa, mein Herr," versezte ich verächtlich, „gehört Ihnen, meine Frau gehört mir!" — In diesem Augenblicke

erscholl aus dem anstoßenden Zimmer ein gräßlicher Schrei und ein Fall. Ich stürzte entsetzt hinein, Bouchard mit mir, und —“ setzte der Herzog mit schauderhafter Kälte hinzu, daß alles Mark in den Adern des Grafen erstarrte — „Adele lag todt zu unsern Füßen. Sie mußte unser Gespräch belauscht, sie mußte erkannt haben, wer ihr nahte. Eine Phiole, die ich nie bei ihr bemerkt, lag in Scherben neben ihr. Sie hatte es schon länger für möglich gehalten, eines Mittels zu bedürfen zur gewaltsamen Scheidung von dem Wahnsinnigen, der sie dem Verderben und der Schmach preisgab. Als ich sie noch liebend umschlang, hatte sie sich schon von mir losgerissen. Die Verzweiflung trieb mich aus Italien, sie treibt mich aus der Welt!“

„Entsetzlich!“ rief der Graf; „zu hart gebüßt, unglücklicher Mann!“ — „Weltlauf, Herr Graf,“ erwiderte der Herzog bitter lächelnd, „nichts als Weltlauf; vielleicht etwas pikanter, als bei manchem Andern, das ist Alles. — Aber es ist Zeit zur Rückkehr. Leben Sie wohl, Herr Graf! möge es Ihnen stets glücklich gehen!“ — „So können wir nicht scheiden, Herzog!“ rief der Graf erschüttert; „Ihre Wunden kann ich nicht heilen, aber vergönnen Sie mir die Freude, zu thun, was ich vermag.“ — „Sind Sie ein Gott?“ fragte der Herzog. „Und wenn Sie es wären, was vermöchten Sie für mich? Sie hätten Alles vermocht, wenn Ihre Kugel, wie ich hoffte, meine Brust zerschmettert hätte.“ — „Das hofften Sie?“ fragte der Graf. — „Das hoffte ich,“ erwiderte der Herzog und reichte dem Grafen die Hand; „allein es hat nicht seyn sollen. Leben Sie wohl, Herr Graf, und vergessen Sie mich und was Sie gehört haben.“ — „Niemals, niemals, unglücklicher Mann!“ sagte der Graf. „Darf ich Sie wieder sehen, darf ich morgen —“ — „Wenn es Ihnen beliebt, Herr Graf, morgen.“ — Mit diesen Worten schlug der Herzog den Mantel über und verschwand mit seinem Begleiter in einem Waldwege, in welchem der erschütterte Graf ihn bald aus dem Gesichte verlor.

Am andern Morgen begab er sich in die Wohnung des Herzogs. Er fand das Haus in der größten Bestürzung, und als er ins Zimmer trat, lag der Herzog mit zerschmettertem Haupt auf dem Sopha.

Nie berührte der Graf eine Karte wieder.

Korrespondenz-Nachrichten.

Speier, den 25sten Januar.

Leonhards geologische Vorträge.

Als eine der erfreulichsten Erscheinungen der neuesten Zeit gibt sich gewiß das Bestreben zu erkennen, die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung kräftiger und lebendiger in den Kreisen derer auszubreiten, die tiefere und edlere Bildung ansprechen. Diese Lust, die sich überall regsam erweist, die so lange auf sich selbst beschränkte Gelehrsamkeit mehr mit dem Leben zu befreunden, ihre Elemente rascher und fruchtbarer durch die mannichfach verzweigten Adern der Gesellschaft zu treiben, ihre genußreichsten Blüthen in reizendern und lockendern Kränzen der theilnehmenden Gesammtheit anzubieten, kann nicht verfehlen, die wichtigsten und schönsten Erfolge zu begründen. Die vielversprechende Saat wird aufgehen, und wenn auch die kühnen und kolossalen Entwürfe, die unlängst, von England aus, den Kräften des Geistes und der allgemeinen Kultur durch Associationen einen unermeßlichen Aufschwung geben wollten, an den Verhältnissen der Zeit und ihrer eigenen Größe scheitern müssen, so läßt sich doch nicht zweifeln, daß sich still und energisch, im fruchtbaren Schooße der Jahre, ein unerhörtes Leben und Schaffen vorbereite. Zu diesen Bemerkungen veranlassen mich zunächst die Vorträge über Geologie, die Hr. von Leonhard, vielfachen Aufforderungen begegnend, diesen Winter vor einem gewählten Kreise gebildeter Damen und Männer, wöchentlich einmal, in Heidelberg hält. Was gäbe für die gediegene Richtung wahrer und tiefer geistiger Regsamkeit, die in diesem Kreise herrscht, ein schöneres Zeugniß, als das beharrliche Interesse, das eine so zahlreiche Versammlung zur ernsten Betrachtung so würdiger Gegenstände vereinigt? Auf der andern Seite ist es gewiß ein seltener Genuß, einen Mann, der sein Gebiet so geistreich und umfassend beherrscht, wie Leonhard, eben so klar belehrend, als lebhaft ansprechend vortragen und urtheilen zu hören. Die überaus reichen, ausgewählten Sammlungen des ruhmwürdigen Mineralogen geben dabei alle Gelegenheit an die Hand, das mündliche Wort durch Anschauung der Naturalien und Abbildungen zu vervollständigen und dem Geiste einzuprägen. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Vorlesungen durch den Druck einem größern Publikum zugänglich gemacht würden. Möchten diese Zeilen dazu beitragen, Herrn von Leonhard zur baldigen Herausgabe zu veranlassen. Er würde dadurch das allgemeine Publikum der Gebildeten zu demselben Danke verpflichten, zu dem vor Jahren seine Charakteristik der Felsarten das gelehrte Publikum verpflichtet hat. Denn diese hatte den Zweck, Merkmale zur wesentlichen Erkenntniß der Gesteine aufzustellen, ungefähr wie Linné für die Erkenntniß des Pflanzen- und Thierreiches Merkmale aufgestellt hat. Sie war der sicherste Weg der Rettung aus dem trüben, damals noch unentschiedenen Kampfe, den die Einseitigkeit entgegengesetzter Theorien hervorrief. Und wie sie nicht wenig dazu beitrug, aus jenen Gährungen Sicherheit und Bestimmtheit zu entwickeln, so würden diese Vorlesungen mächtig darauf wirken, die geologische Wissenschaft zum Gemeingut der Gebildeten zu machen, eine Wissenschaft, ohne die der Mensch weder den Boden, den er bewohnt, noch die Kräfte kennt, die ihm sein Daseyn gegeben, und die ganz geeignet ist, über das Ungemach der Zeiten ihn zu erheben, und mit sich und seiner Welt dadurch zu versöhnen, daß sie ihn mit der Natur versöhnt und wahre, neue Lebenskräfte einhaucht.

Wir machen vielleicht später, wenn die Vorträge weiter vorgeschritten sind, die Leser mit dem Gedankengang derselben in einer kurzen Uebersicht bekannt und heben einzelne besonders interessante Punkte hervor.

Auflösung der Logogriphe in Nr. 46:

1) Girren, kirren. 2) Guß, Kuß. 3) Garten, Karten. 4) Kram, Gram. 5) Dante, Tante.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 22 u. Monatsreg. Februar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 52.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 1. März 1834.

Auf, auf, mein Geist! den hohen Sitz zu erben,
Indeß mein Fleisch hier niedersinkt, zu sterben.

Shakespeare.
Richard II.

Klagelied Kaiser Otto des Dritten.

Vom Grafen v. Platen.

O Erde, nimm den Müden,
Den Lebensmüden auf,
Der hier im fernen Süden
Beschließt den Pilgerlauf!
Schon steh' ich an der Grenze,
Die Leib und Seele theilt,
Und meine zwanzig Lenze
Sind rasch dahin geeilt.

Voll unerfüllter Träume,
Verwais't, in Gram versenkt,
Entfallen mir die Zäume,
Die dieses Reich gelenkt.
Ein Andrer mag es zügeln
Mit Händen minder schlaff,
Von diesen sieben Hügeln
Bis an des Nordens Haff!

Doch selbst im Seelenreiche
Harrt meiner noch die Schmach,
Es folgt der blassen Leiche
Begangner Frevel nach:
Vergebens mit Gebeten
Beschwör' ich diesen Bann,
Und mir entgegen treten
Crescentius und Johann!

Doch nein! Die Stolzen beugte
Mein reuemüthig Flehn;
Ihn, welcher mich erzeugte,
Ihn werd' ich wiedersehn!
Nach welchem ich als Knabe
So oft vergebens frug:
An seinem frühen Grabe
Hab' ich geweint genug.

Des deutschen Volks Berather
Umwandeln Gottes Thron:
Mir winkt der Aeltervater
Mit seinem großen Sohn.
Und während, voll von Milde,
Die frommen Hände legt
Mir auf das Haupt Mathilde,
Steht Heinrich tiefbewegt.

Nun fühl' ich erst, wie eitel
Des Glücks Geschenke sind,
Wiewohl ich auf dem Scheitel
Schon Kronen trug als Kind!

Was je mir schien gewichtig,
Zerstiebt wie ein Atom:
O Welt, du bist so nichtig,
Du bist so klein, o Rom!

O Rom, wo meine Blüten
Verwelkt wie dürres Laub,
Dir ziemt es nicht, zu hüten
Den kaiserlichen Staub!
Die mir die Treue brachen,
Zerbrächen mein Gebein:
Beim großen Karl in Achen
Will ich bestattet seyn.

Die ächten Palmen wehen
Nur dort um sein Panier:
Ich hab' ihn liegen sehen
In seiner Kaiserzier.
Was durfte mich verführen,
Zu öffnen seinen Sarg?
Den Lorbeer anzurühren,
Der seine Schläfe barg?

O Freunde, laßt das Klagen,
Mir aber gebt Entsatz,
Und macht dem Leichenwagen
Mit euren Waffen Platz!
Bedeckt das Grab mit Rosen,
Das ich so früh gewann,
Und legt den thatenlosen
Zum thatenreichsten Mann!

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Seefahrt. Charlestown. Abschied vom Leser.

Gegen den Winter kamen wir von unserm Ausflug ins Land wieder nach Philadelphia zurück. Wir hatten viele schlechte Landstraßen, aber die wunderbarsten Brücken und Kanäle gesehen. Die Winterstürme tobten rasend, und wie sich bei jedem Erdenkinde die ganze Welt um seine Person dreht, so glaubten auch wir, die Orkane wollen sich unserm Besuch des Südens widersetzen; allein wir hatten nicht umsonst so lange Amerikas Luft geathmet. Die Reisewuth hatte uns einmal ergriffen, und wir beschlossen, es mit den Elementen aufzunehmen.

Neben den einheimischen Epidemien gibt es hier zwei nationelle Krankheiten, Indigestionen und Brustauszehrung. Für das gelbe Fieber gibt es kein Mittel, der überfüllte Magen wird mit Bieberöl gereinigt, und wider die Auszehrung verschreibt der Doktor im Winter eine Reise nach dem Süden. Man kann also sicher seyn, um diese Jahreszeit stets zahlreiche Reisegesellschaft aus der großen Welt auf dieser Fahrt zu treffen. Um aber mit möglichster Annehmlichkeit dahin zu gelangen, muß man, von Philadelphia wenigstens, immer erst wieder ein Bischen nach Norden gehen; denn nur von Newyork aus sind die Paketboote nach allen Häfen und wieder dahin zurück eingerichtet. Sie gehen wöchentlich zweimal nach Charlestown ab; man bezahlt 30 Dollars, wofür man auch sehr gut verköstiget wird, das Getränk aber muß man sich selbst besorgen oder dem Maitre d'hôtel mit Gold aufwiegen. Die Kapitäns dieser Schiffe sind äußerst artige, gebildete Männer und geschickte Seefahrer. Die Reise dauert im Durchschnitt acht Tage, sie wird aber auch oft erst in vier Wochen und manchmal in vier Tagen vollbracht. Es besteht auch eine wohlfeilere regelmäßige Linie, wo man nur 15 Dollars bezahlt; dies sind aber nur kleine Briggs, die Kost, die man bekommt, ist wie die Gesellschaft, die man trifft, und die Befehlshaber dieser ziemlich lecken Fahrzeuge sind unverständige Leute. Sie irren auf dem Meere herum, wissen nie, wo sie sind, gelangen endlich auch mit Gottes Hülfe zum Ziele, und wundern sich dann jedesmal über ihre Geschicklichkeit. Es ist also eigentlich keine Wahl, auch bestiegen wir, ohne uns zu besinnen, das schöne Paketboot Amalie und gingen beim heitersten Wetter unter Segel. Wie sehr ein freundlicher, sorgsamer Kapitän zur Annehmlichkeit einer solchen Reise beiträgt; wird jeder empfunden haben, der in dem Falle war. Die Amalie befehligte der Kapitän Perry; alle Reisenden können ihm nicht genug Lobsprüche ertheilen. Die Einrichtung der Schiffe auf dieser Linie ist etwas liberaler als auf den Havrepaketen; die Schlafkabinen sind vom Speisesaal nur durch Vorhänge geschieden, die man nach Belieben weiter in den Saal vorschieben kann, eine große Annehmlichkeit für die an der Seekrankheit Leidenden und alle, denen die beängstigende Einkerkerung in engen Kajüten sehr beschwerlich fällt; auch ist die klösterliche Absonderung nicht so streng, ohne daß deßhalb der Anstand im Mindesten verlezt würde. Liegt man krank hinter seinen Vorhängen, so nimmt man doch Theil an der Unterhaltung im Saale, und es gibt kein besseres Mittel wider die Seekrankheit, als Zerstreuung und zuweilen ein Gläschen Porterbier.

Selten wird wohl auf einem amerikanischen Schiffe eine so fröhliche Gesellschaft zusammenkommen, als wir auf der Amalie trafen. Eine junge Frau von Newyork, welche die Auszehrung in einem solchen Grade hatte, daß ihr das südliche Klima nichts mehr half, war von den Aerzten zu einem ewigen Seeleben verurtheilt worden, da man der Meinung ist, daß diese Krankheit in ihrer Entwicklung ganz stille stehe, so lange der Patient sich auf dem Meere befindet. Und wirklich war

auch die Dame recht gesund auf dem Schiff, und nicht zufrieden mit der einfachen Bewegung desselben, hatte sie ihren Schaukelstuhl mitgenommen, worauf sie den ganzen Tag saß und des Doppelschwunges behaglich genoß. Sie hatte ihre Tochter und eine Gesellschafterin bei sich, die nichts an der Unterhaltung verdarben. Eine schöne Französin, die nach den Florida's reiste, wo ihr Mann den Hafenbau von St. Augustin leitete, heiterte alle durch ihre Lebhaftigkeit, ihre witzigen Einfälle auf, so sehr, daß ein reicher Engländer, den der Spleen auf dem Meere und in den Ländern herumtrieb, ganz seiner Qual vergaß und, um der Französin zu gefallen, eine Liebenswürdigkeit entwickelte, die der ganzen Gesellschaft zu gut kam. Zudem hatte er sich mit den feinsten Weinen und Leckerbissen aller Welttheile reichlich versehen, er theilte die Rolle des Herrn vom Haus mit dem Kapitän, und dieser Ueberfluß an Delikatessen trug nicht wenig dazu bei, die frohe Stimmung zu erhalten und zu erhöhen. Unerschöpflich an guter Laune war ein junger Schotte, denn wenn die Gesellschaft von der Lust gesättigt schien, wenn das Feuer des Gesprächs erlosch, und nur sparsam noch die Epigramme wie einzelne Funken aufglimmten, wenn nur noch gelächelt, nicht mehr gelacht wurde, da nahm unser Schotte seine Guitarre und sang dazu in seinem Landesdialekt mit herrlicher Stimme ein Berglied, eine alte schottische Romanze, deren er wohl tausend kannte oder improvisirte. Vertraut mit den Künsten der Bauchredner, ahmte er alle Instrumente nach, und gab uns unter Begleitung seiner Guitarre die sonderbarsten Konzerte, denen es an Originalität so wenig als an Harmonie fehlte. Ein junger Amerikaner, der für einen Musikkenner, besonders aber für einen Sänger gelten wollte, stimmte auch manchmal begleitend ein. Das war nun gerade nicht angenehm, aber der Effekt war doch äußerst komisch; denn der Barde schwieg, und noch währte das falsche Rabengekrächz fort. Eine allgemeine Lachlust, gesteigert durch die Bemühung, sie aus Artigkeit zu unterdrücken, drohte auf jedem Gesicht, sich Luft zu machen. Da sammelte sich die Dame auf dem Schaukelstuhle zuerst und fing ein kleines Histörchen zu erzählen an. So kurz sie es auch ausgesonnen haben mochte, sie hatte nicht die Mühe, es auszuerzählen. Wohl nie hat ein Bonmot, das noch dazu erst kommen sollte, so voreiligen, so lärmenden, so ungetheilten Beifall eingeerntet, als hier, denn es konnte Niemand den Augenblick erwarten, sich Luft zu machen. Herzlich lachten auch die beiden Sänger mit, und selbst ein alter Methodist und ein paar Quäker konnten der Ansteckung des lauten, fortgesetzten Gelächters nicht widerstehen. Ueberall erneuert sich doch der Gedanke an die verscheuchten Nachtigallen, überall eine Erinnerung an Cincinati. — Das Gespräch hatte sich wieder belebt, jeder gab was zum Besten, so verstrich der lange Abend, und man legte sich vergnügt zu Bette.

Drei Tage und zwei Nächte waren wir mit so günstigem Winde gefahren, daß wir, trotz der Jahreszeit — es war um Weihnachten — bereits die angenehme Wärme des Südens verspürten. Die Kapitäne haben nicht gerne, wenn man sie fragt, wann man anzukommen gedenke; die unbezwingliche Neugierde der Reisenden bleibt daher immer unbefriedigt. Indessen ließ uns die freundliche Miene des Kapitäns und die große Bewegung unter der Mannschaft, besonders das Säubern, Waschen und Malen des Schiffes, schließen, daß wir am nächsten Tage Vormittags zu Charlestown einlaufen würden; denn die Amerikaner sind stets beflissen, im Hafen so anzukommen, als sey ihr Schiff eben vom Stapel gelaufen: Alles muß neu und spiegelblank aussehen, und die Mannschaft ist geputzt, nicht als käme sie von der beschwerlichen und schmutzigen Arbeit einer Seereise, sondern als ginge sie zum Tanze. Als am Abend gar die Segel zum Theil eingezogen wurden, um den raschen Flug des Schiffes zu mäßigen, und der Kapitän mit dem Lord Marshal, wie er scherzweise den Engländer nannte, sich in Einverständniß setzte, um ein festliches Souper zu veranstalten, da dachte Jedermann bestimmt, das nächste Frühstück am festen Lande einzunehmen.

Es ist sonderbar, daß das Reisen zur See eine wahre Leidenschaft wird, es ist sonderbar, daß, wer die Unannehmlichkeiten davon einmal gekostet hat, immer wieder darnach verlangt. Ich glaube, es liegt ein eigenes Wonnegefühl in dem stolzen Bewußtseyn, zwischen Leben und Tod zu schweben, und leichten Sinnes zu genießen, was der Augenblick beut. Dessenungeachtet ist der Anblick des Landes für Jeden ein Fest, und schon vorher, wenn man die Landluft mit ihrem Pflanzen- und Erdgeruch verspürt, fühlt man sich so leicht, so heiter, die Herzschmerzen, das Kopfweh der Seekranken verlieren sich plötzlich vor einem so wohlthätigen Hauch; doch ist es dann noch nicht überstanden und die Gefahr oft am größten. Die Seeleute erwarten nie das Beste, oder sprechen sich wenigstens nie aus; ohne Rückhalt hingegen geben sich die Passagiere ihren Gefühlen hin. Wir setzten uns also zur Abendtafel und waren alle munterer als je.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

Vereine. Vorlesungen. Karneval.

Ein seit einigen Jahren bestehendes, recht verdienstliches Institut ist der Industrieverein des Königreichs Sachsen, dessen Direktorium sich in Chemnitz, der

ersten Fabrikstadt des Landes, befindet. Unläugbar hat diese, hauptsächlich aus Männern des Gewerbstandes und Freunden der vaterländischen Betriebsamkeit bestehende, höchst achtbare Gesellschaft für die kurze Zeit ihrer Existenz schon recht bedeutenden Nutzen gestiftet. Der Umstand, daß so eben die Ständeversammlung eine Anzahl angesehener Fabrikanten als Deputirte in Dresden festhält, gab Veranlassung, die sonst in Chemnitz stattfindende, jährliche Hauptversammlung hieher zu verlegen. Sie wurde am 22sten vorigen Monats in einem der drei Häuser des industriösen Besitzers der hiesigen Zuckersiederei, Calberla, gehalten. Von der Treppe an mit ansehnlichen grünen Bäumen, Stauden und Blumen aus Glashäusern geschmückt, bot das reizende Lokal und besonders der ausgezeichnet schöne, mit Stuccatur so geschmackvoll, als reich gezierte Saal einen recht erheiternden Anblick dar, zumal da man aus demselben von zwei Seiten — eine Seltenheit in dieser Jahreszeit — den von keinem Eise gebundenen oder auch nur im mindesten beschwerten Elbstrom mit seinen vielbelebten Ufern vor sich liegen hat. Die ziemlich die volle Länge des Saales einnehmende Tafel in Hufeisenform reichte nicht völlig aus, die Anwesenden, vielleicht gegen zweihundert stark, zu fassen. Die ausgezeichnetsten Männer des Fabrikstandes aus allen Landesgegenden vereinte der edle Zweck, und die Theilnahme sämmtlicher Staatsminister, nebst sonstigen an der Spitze der Landesverwaltung Stehenden, so wie anderer Beamten und Einwohner deutete auf die gerechte Würdigung dieser wahrhaft gemeinnützigen Anstalt. Sichtbar erregten die mit zweckmäßiger Einfachheit vorgetragenen Mittheilungen über das Wirken des Industrievereins allgemeines Interesse. Es ergab sich unter andern daraus das genaue, Heil versprechende Verhältniß zwischen der dem Handel und Gewerbsfleiße vorgesetzten Staatsbehörde und der aus den kenntnißreichsten und umsichtigsten Fabrikanten bestehenden Direktion dieses Instituts, und der Ernst des leztern, seine Thätigkeit dem ganzen Umfange der mannichfachen Fabrik- und Gewerbzweige uneigennützig zu widmen.

Eine Woche später wurde im Lokal der polytechnischen Anstalt die erste Sitzung eines ähnlichen, zunächst aber auf örtliche Zwecke berechneten, neuen Instituts, des hiesigen Gewerbvereins, ebenfalls vor einem zahlreichen Kreise von Zuhörern gehalten. Bei dem rastlosen industriellen Streben der Zeit gehören solche Institute zu den tröstlichsten Erscheinungen; denn mit zweckmäßiger Einrichtung erhalten sie den Sinn der Theilnehmer immer rege für das, was die Gegenwart von den Gewerben erheischt, wenn sie sich in ihrer Blüthe behaupten wollen, und wirken immer mächtiger, als alle Gesetze, gegen verjährte Vorurtheile ein, die mit dem lebendigen, stets vorwärts treibenden Gange des ganzen Gewerbswesens ganz unvereinbar sind.

An wissenschaftlichen Vorlesungen haben wir diesen Winter wieder keinen Mangel. Außer den sehr besuchten naturhistorischen Vorträgen des Hofraths Dr. Reichenbach hat auch der Oberinspektor Lohrmann seine astronomischen Mittheilungen am 8ten d. M. in dem schönen Zwingersaale neu begonnen. Sein Zuhörerkreis ließ sich kaum von dem, doch sehr geräumigen Saale fassen. Vermuthlich hoffte man besonders auch auf Trostgründe wegen des so allgemein gefürchteten Kometen; und da sehr Viele der Meinung gewesen waren, daß der Komet schon im jetzigen Jahre unsere liebe Erde gar leicht unter seine Flammenfittige nehmen und durch den Flammentod von allen Unsauberkeiten reinigen möchte, so bekamen die unter den Anwesenden vielleicht mit befindlichen Bekenner dieses etwas verdrießlichen Glaubens auch wirklich die erwünschte Nachricht, daß er erst im August des künftigen Jahres sich einstellen dürfe. — Auf der Bühne sind Raupachs geistvolle Tragödie: „Kaiser Friedrich,“ und die Oper: „Robert der Teufel“ von Meyerbeer die beiden glänzendsten Erscheinungen gewesen.

Was dem Karneval durch das sehr früh fallende Osterfest diesmal an Extension abgeschnitten wird, das scheint er an Intensität wieder erobern zu wollen. Wenigstens haben sich in den lezten Wochen öffentliche und Privatmaskenbälle recht dicht aneinander gereiht. Unter den Bällen ohne Maske sind diesmal besonders auch die am Hofe sehr zahlreich besucht, wozu allerdings die Anwesenheit der ständischen Deputirten viel beiträgt. Eben so zeigt sich die ansehnliche Vermehrung des Publikums durch leztere in den musikalischen Unterhaltungen: Konzerte über Konzerte, von einheimischen und fremden ausgezeichneten Künstlern. Vorzügliche Sensation erregen so eben die eilf und neun Jahre alten Gebrüder Eichhorn. Allgemein wird behauptet, daß diese beiden Violinspieler in Paganini's Methode die größten Virtuosen nach diesem seyen. Man erzählt, der Vater der Knaben habe in London bei Paganini auf seine demüthigste Bitte, der Kunstfertigkeit seiner Söhne ein gnädiges Ohr zu leihen, nichts als eine sehr ungnädige Verweigerung erhalten können. Da sey es ihm aber gelungen, die verschmähten jungen Künstler in das Vorzimmer des großen Virtuosen heimlich zu postiren. Paganini, in seinem Wohngemache immer aufmerksamer werdend auf die von außen eindringenden wundervollen Töne, bricht endlich voll Enthusiasmus aus der Thüre. Noch mehr überrascht, solch eine Ueberfülle der Kunst und Zartheit von Kinderhand ausgeben zu sehen, schließt er die talentvollen Knaben in die Arme und erbietet sich auf der Stelle, ihr Lehrer zu werden, was natürlich nicht von der Hand gewiesen wurde. — Eine treffliche Leistung soll auch die Aufführung von Händels Messias durch die Dreyßigsche Singakademie unter des verdienstvollen Schneider Direktion gewesen seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Logogriphen.

Hart und weich am lezten Zeichen.

1.

Wirst du Weich immer neu
 Um deinen Rocken winden,
So wirst du deinem Hart
 Ein Ende nimmer finden.

2.

Hart Ultraliberaler
 Im ird'schen Engelland;
Weich überall servil nur
 Und unterm Eisenband.

3.

Mit s ist's ein Vogel,
 Buhlt in die Kreuz und Quer;
Mit ß macht's ein Vogel,
 Da flattert's um dich her.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 53.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 3. März 1834.

Der Nagel treibt den Nagel, Gluth die Gluth,
Recht weicht vor Stärkerrecht und Muth vor Muth.

Shakespeare.
Coriolan.

Mirabeau.

Nach Victor Hugo.

Zweiter Artikel.

Die Trauer über Mirabeaus Tod war eine ganz allgemeine, war eine Nationaltrauer. Man fühlte, ein Stück des Zeitgeistes war mit diesem Geiste abhanden gekommen. Aber sehr auffallend war es, ja dies war es, denn den Grund davon in der unfreiwilligen, leidenschaftlichen Bewunderung der Zeitgenossen zu erblicken, wäre sehr naiv: der Hof trauerte um ihn so gut wie das Volk. — Eine Scheu, deren wir nicht Herr werden können, hindert uns, den Schleier von gewissen Geheimnissen, von gewissen Flecken des großen Manns zu ziehen, die übrigens zum Glück, für unser Auge wenigstens, vor den kolossalen Verhältnissen des Charakters verschwinden; aber erwiesen scheint es, daß man in der lezten Zeit seines Lebens von Seiten des Hofes versicherte, man habe Grund, auf ihn zu bauen. Augenscheinlich stemmte sich um diese Zeit Mirabeau mehr als einmal gegen den Strom der Revolution; er bezeugte hin und wieder Lust, Halt zu machen und die Nachzügler aufrücken zu lassen; sichtbar ward ihm, dem Mann von trefflicher Lunge, bei dem raschen und immer raschern Fluge der neuen Ideen der Athem nachgerade zu kurz, und bei mancher Gelegenheit versuchte er es, die Revolution, der er die Räder geschmiedet, auf ein festes Geleise zu stellen.

Noch sind manche der Ansicht, wenn Mirabeau länger gelebt hätte, würde er am Ende den Strom, dessen Deiche er niedergerissen, wieder eingedämmt haben. Nach ihrer Vorstellung konnte die französische Revolution zum Stillstand gebracht werden, freilich nur durch Einen Mann, durch Mirabeau; mit seinem Tod war die Monarchie verloren; wäre er am Leben geblieben, so hätte Ludwig XVI. nicht sterben müssen, und der 2te April 1791 (M's Todestag) hat den 21sten Januar 1793 gebracht. Wer damals dieser Ansicht war, wer noch derselben ist, Mirabeau selbst, wenn er sich Solches zutraute — alle sind, unserer Ueberzeugung nach, im Irrthum; es war bloßer optischer Betrug, bei Mirabeau und bei Allen, und beweist nur, daß sich ein großer Mann des spezifischen Charakters seiner Macht nicht immer klar bewußt ist. Die französische Revolution war keine einfache Begebenheit, und Mirabeau war nicht ihr Ausdruck, weder der Art, noch dem Grade nach. Damit, daß Mirabeau die Hand vom Werke abzog, stand es nicht still. Die französische Revolution war aus Vergangenheit und Zukunft complicirt, und Mirabeau war nur der Typus der Gegenwart. Nur zwei kulminirende Punkte anzuführen: in der Vergangenheit war Richelieu, in der Zukunft war Bonaparte die Conjunctur der Revolution. Revolutionen

haben einmal die Eigenthümlichkeit, daß sie nicht zu tödten sind, so lange noch Wachsthum in ihnen ist. Wäre all dies auch weniger wahr, so ist nicht zu vergessen, daß, in der politischen Welt vollends, was ein Mann gebaut hat, immer nur von einem andern niedergerissen werden kann. Der Mirabeau von 91 vermochte nichts gegen den Mirabeau von 89; was er geschaffen, war übermächtiger als er. Und dann taugen Männer wie Mirabeau nicht zum Schlosse, womit sich die Pforte der Revolutionen schließen läßt. Sie sind nur die Angel, auf der sie sich dreht, an der sie auf, und allerdings auch zugeht. Will man aber diese verhängnißvolle Pforte schließen, gegen deren Seiten unaufhörlich alle Ideen, alle Interessen, alle Leidenschaften toben, die in der Welt, wie sie eben ist, ihre Rechnung nicht finden, muß man ein Schwert als Riegel vorschieben.

* * *

Nicht allein auf der Rednerbühne, auch auf seinem Sitze war er der große Mann; wenn er einen Redner unterbrach, zeigte er sich so gewaltig, als wenn er selber sprach. Oft sagte er mit Einem Wort soviel als mit einer ganzen Rede. „Lafayette hat ein Heer,“ sagte er zu Suleau, „ich habe meinen Kopf.“ Robespierre fiel er mit dem bedeutungsvollen Wort in die Rede: „Der bringt es weit, denn er glaubt Alles, was er sagt.“ Manchmal bezeichnete er mit Einem Worte, das wie eine Uebersetzung aus Tacitus klang, die Geschichte und den Genius eines ganzen Regentenhauses. So rief er den Ministern zu: „Still doch mit Eurem Herzog von Savoyen, das ist ein schlimmer Nachbar für jede Freiheit!“ . . . Zuweilen scherzte er. Die Frage von der Regentschaft wird in der Versammlung verhandelt; die linke Seite ist für den Herzog von Orleans, die rechte für den nach Deutschland emigrirten Prinzen von Condé. Mirabeau verlangt, kein Prinz solle Regent werden können, wenn er nicht den Verfassungseid geschworen habe. Montlosier wendet ein, ein Prinz könne leicht, äußerer Ursachen wegen, den Eid nicht geleistet haben; er könne z. B. eine Reise über's Meer gemacht haben. Mirabeau erwidert: „Die Rede, die man eben vernommen, wird gedruckt; da wünschte ich einen Druckfehler zu berichtigen: statt über's Meer, muß es heißen: über den Rhein.“ Und dieser Spaß entscheidet die ganze Frage. So spielte der große Redner zuweilen mit seiner Beute; die Naturforscher sagen es ja: der Löwe gehört zur Katzenfamilie.

Mitten im heftigsten demagogischen Ausfalle besann er sich zuweilen plötzlich darauf, wer er war, und dann ließ er frischweg seinen Edelmannswitz spielen. Es war damals eine gewöhnliche Floskel, daß man in jeder Rede eine Verwünschung der Bartholomäusnacht anbrachte. Auch Mirabeau fluchte ihr hergebrachtermaaßen, warf aber die Worte hin: „Der Admiral Coligny, der, im Vorbeigehen gesagt, mein Vetter war.“ Die Anmerkung war des Mannes würdig, dessen Vater die Worte niederschrieb: „Ich weiß in meinem Hause nur von Einer Mißheirath, das sind die Medicis.“ — „Mein Vetter, der Admiral Coligny:“ am Hofe Ludwig XVI. was dies eine Impertinenz, 1791, am Hofe des Volks gesprochen, war es ein großes Wort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Als die Unterhaltung im besten Gange war, brachte der Steuermann die Nachricht, daß Heere von Meerschweinen dem Schiffe entgegenschwimmen. Man lief auf das Verdeck, um sie zu sehen, man warf Harpunen und fing auch eines. Da diese Thiere immer vor dem Wind schwimmen, so war ihr Erscheinen nicht das günstigste Omen für unser nächstes Frühstück in Charlestown, wir ließen uns aber deßhalb in unserm Vergnügen nicht stören, und wurden fast übermüthig. Es war Sonnabend, der Methodist und die Quäker suchten ihre alten dicken Bibeln hervor, legten sie auf den Tisch und bereiteten sich auf den kommenden Sonntag vor. Nach und nach fing der Methodist an mit den Fingern und dann mit den Armen krampfhaft zu zucken, die Quäker husteten, räusperten sich und putzten sich die Nase. Der Methodist sah die Gefahr, das Wort zu verlieren, und fing sogleich an laut zu lesen und dann zu predigen. Als er die Stimme erhob, war die Unterhaltung am geräuschvollsten; alsbald wurde es aber ganz stille, man hörte nichts mehr als den Prediger und, was vorher ganz unbemerkt geblieben war, das Schlagen der Wellen an die Wände des Schiffs. Allmählig wurde das Geräusch stärker und immer heftiger das Schwanken. Die Teller, die Gläser rollten auf dem Tisch herum, die Aufwärter rafften die Trümmer zusammen und krochen damit auf den Knieen an das Büffet, die Gäste fielen von den Bänken, die Damen schleppten sich in ihre Betten und stemmten sich mit Händen und Füßen an, der Schaukelstuhl tanzte wie besessen in der ganzen Kajüte herum; Niemand wagte es, sich seinen Sprüngen zu widersetzen, jeder wich nur den fürchterlichen Schlägen seiner hohen Lehne aus, so gut es ging. Endlich kam der Kapitän, der sich seit dem Erscheinen der Meerschweine vom Verdecke nicht mehr entfernt hatte, ganz erschöpft von Arbeit und Kommandiren, über die Stiege in die Kajüte herunter

gerutscht, warf einen Strick über den tollen Stuhl, fing ihn in der Schlinge, band ihn an den durchgehenden Mastbaum, der hier mit Spiegeln zierlich umlegt ist, rief der Gesellschaft Muth und Trost zu und kletterte wieder hinauf an seine Arbeit. Immer noch saß der Methodist und hielt wacker mit einer Hand sich an der Bank, mit der andern seine Bibel nebst einem Lichte auf dem Tisch, und predigte frisch darauf los. Die Quäker hatten sich bereits beschieden, denn ihre Bibeln rollten auf dem Teppich herum, und sie wälzten sich nach, um sie wieder zu haschen. Der Sturm wüthete immer heftiger, mit Donnergekrach stürzten die Wellen über dem Schiffe zusammen, in unsern Kajüten rießen ein paar Koffer die Bande, die sie unter den Bettstellen festhielten, kollerten im Zimmer hin und her, zerschlugen die Spiegel am Mast, endlich riß der Strick, der den Schaukelstuhl gefangen hielt, und nun war dieser Poltergeist auch wieder los und brachte mit Wucher ein, was er versäumt hatte. Es war finstere Nacht, die Lampen waren zerbrochen, die Lichter erloschen.

Drei volle Tage raste dieser Orkan. Waren wir geschwind vor Charlestown hingekommen, so hatten wir uns noch schneller viel weiter davon entfernt, als wir je gewesen waren; denn als der Wind endlich nachließ und das Meer sich etwas beruhigte, befanden wir uns im Angesicht von Boston, 130 Meilen nördlich von Newyork. Ein tüchtiger Nordwind brachte uns bald wieder auf gute Wege.

Wenn der Wind wechselt, und, wie hier der Fall war, das nach Norden bewegte Meer von da einen Gegendruck nach Süden bekommt, so wird das Schiff durch diese entgegengesezte Wirkung in eine zitternde, stoßende Bewegung versezt, die ganz unerträglich ist. Es braucht oft mehrere Tage, bis die lezte Wirkung die Oberhand gewinnt. Doch gegen Abend thürmten sich die Wogen nicht mehr wie hohe Berge über die Masten des Schiffes empor, sie fingen an sich früher und immer niedriger zu brechen. Wie Feuer erleuchtete der Schaum der brechenden Wellen die finstere Nacht und Glut schien auf dem See zu schwimmen; das ganze Meer stand in Brand. Blickte man vom Verdeck gerade in das Wasser hinunter, so sah man unzählige kleine Feuerklümpchen, die oft von den Wellen in das Schiff geworfen wurden, wo man sie mit einer Handvoll Wasser aufheben konnte, ohne daß sie ihren Glanz verloren. Es schienen mir schleimigte Kügelchen, so schlüpfrig, daß man sie nur mit einer Quantität Wasser halten konnte. Ich hielt sie für Polypen mit einem Glanze gleich dem der bekannten Johanniswürmchen, und verwahrte einige in einem Fläschchen, allein weder vom schleimigten Klümpchen, noch vom Schimmer zeigte sich in der Folge eine Spur im Glase. Diese phosphorischen Substanzen kommen, wie man mir sagte, besonders häufig im atlantischen Ocean, nördlich von der Golfströmung vor.

Bald empfanden wir das veränderte Klima, in welches uns der Sturm verschlagen hatte; die Kälte war so durchdringend, daß man einheizen mußte. Man bedient sich hiezu vorzugsweise der Liverpooler Kohlen, die überhaupt in Amerika in großer Menge verkauft werden, ich habe nie begreifen können, warum; denn Amerika hat ganz vorzügliche Steinkohlen, die ohne den geringsten übeln Geruch, in einer schönen blauen Flamme, fast ohne Rückstand zusammenbrennen, eine gewaltige Hitze geben und immer noch, obgleich nicht viel, wohlfeiler kommen, als die, welche man aus England dahin schafft. Die Liverpooler Kohlen brennen schnell, wobei sie einen sehr großen schmutzigen Rückstand lassen, und verbreiten einen Gestank, der auf Schiffen nur geeignet ist, die Ueblichkeiten zu vermehren, welche das schlimme Wetter verursacht. Die Amerikaner und Engländer sind dies gewohnt und scheinen es zu lieben; ich hätte gern etwas Kälte ertragen, um den abscheulichen Dampf nicht zu athmen, der aus der Kajüte gar nicht hinausziehen wollte. Wie froh war ich, daß uns der starke Nordwind in wenigen Tagen der heißen Zone wieder näher gebracht hatte. Am fünften Tage waren wir schon wieder vor Charlestown, nahmen gegen Abend den Piloten auf und gingen vor Anker, um abzuwarten, bis sich das Meer etwas beruhigte, da die Einfahrt nach Charlestown sehr klippenreich und mithin unter solchen Umständen äußerst gefährlich ist. Der Pilot hatte sich aber verrechnet, ein neuer Sturm war im Anzug und drohte schon, unsere Ankertaue zu zerreißen. Wir waren einmal mitten in den Klippen, das Meer erhob sich neuerdings fürchterlich, wir mußten unausweichlich scheitern oder in den Hafen einlaufen. Eine halbe Stunde davon ist eine lange Felsenbank im Wasser, die den Hafen abschließt; man nennt sie auch deshalb la Barre. Wächst der Felsen oder fällt das Wasser? darüber sind die Meinungen verschieden; indessen wird der Ort von Jahr zu Jahr so merklich seichter, daß man besorgen muß, Charlestown möchte am Ende ganz aufhören, eine Hafenstadt zu seyn. Diese Barre hatten wir jezt bei hochbewegter See zu passiren. Der Pilot erklärte die Sache für unmöglich, der Kapitän stellte ihm vor, daß unser Untergang außerhalb der Barre ganz sicher sey, und daß man das allerdings große Wagestück versuchen müsse; allein der Pilot blieb taub gegen jede vernünftige Vorstellung, bis der Kapitän die Rumflasche nahm, damit andern unwiderstehlichen Gründen Eingang verschaffte und seine Zweifel besiegte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Februar.

Die savoyische Revolutionsposse.

Ich überspringe die Reihe und Ordnung meiner Genfer Berichte, um Ihren Lesern eine genaue Darstellung der lezten hiesigen Ereignisse zu geben, insofern sie nicht rein politisch sind, wiewohl sich heutzutage das Politische nicht mehr so streng wie sonst von dem sittlichen und Umgangsleben trennen und ausscheiden läßt; es ist leider der blutrothe Faden geworden, der sich durch alle Theile unsers öffentlichen und häuslichen Daseyns zieht.

Ich versichere Sie, es war eine Woche voll komischer Kontraste, eine Art von langem Bertrand und Raton, dem Scribesches Talent viel hätte abborgen und in sein dramatisches Skizzenbuch eintragen können. Ehe ich aber zur Hauptsache komme, muß ich mit einem Prolog anfangen, und um dabei Alles recht wohl übersehen und die Gruppen gut unterscheiden zu können, lade ich meine Leser ein, sich ein Stündchen mit mir in den schönen Abenden des Augusts zwischen die blühenden Oleander und Myrthen vor dem Café Bel-air nahe bei der Rhone zu setzen, da, wo die beiden Uferstädte sich durch Brücken verbinden, die, wie der Plaz vor ihnen, immer voll Menschen sind. Was sehen wir da? Eine Menge junger Männer, sehr gut und modisch gekleidet, mit Spizbärten und schwarzen, goldbeschlagenen Stockdegen, welche blanke Reckenwaffe sie bisweilen sehen lassen und dabei den Bart oft mit Berechnung streicheln und zerren. Sie denken wohl, dies seyen reiche jeunes Frances oder elegante Bousingots aus Paris? Mit nichten. Es sind arme, unglückliche Verbannte und Verwiesene, Italiener, Piemontesen und Polen, welche die theilnehmende Hülfe aller andern Nationen in Anspruch nehmen, denen es aber die große revolutionäre Mutter in Paris, die sorgsame Mama Propaganda, an nichts fehlen läßt, als an Ueberlegung und Besonnenheit. In den lichten Intervallen, wo nicht vorübergehende hübsche Grisetten ihre Gespräche, Scherze, ihr Lachen und ihr Wünschen auf sich ziehen oder sie zu momentaner Entfernung von ihrem Standquartier bewegen, in den Augenblicken der geistigen Sammlung verhandeln sie ganz andere Dinge.

„Haben Sie des Morgens Mielozinsky besucht, wenn er in seinem damastenen Schlafrock Sorbet schlürft und mit der kostbaren türkischen Pfeife sein Lever hält? Er ist eingerichtet wie ein Fürst, sein Reitpferd ist das schönste in Genf, sein großer Neufundländer Hund hat seines Gleichen nicht, er spielt alle Abend sein Ecarté und gewinnt immer entsezlich; nicht weniger gewinnt seine hübsche Hauswirthin.“ — „Noch,“ antwortet Saldini, „bin ich nicht bei ihm gewesen; er hat mich aber mehrmals eingeladen, denn wie Sie wissen, verdankt er mir die Einführung bei Madame L., und dies war gewiß ein Freundschaftsdienst, da ihr Mann eben in den Niederlanden ist.“ — „Bah, bah, parlez moi de votre Madame L., je m'en moque; elle m'a invité deux fois à ses soirées, mais j'aime mieux y aller quand elle n'y est pas, vous savez —“ — „Freilich,“ fällt ein Anderer ein, „ist ihre Tochter hübscher als sie.“ — „Taisez-vous, taisez-vous, indiscret! A propos B., avez vous mangé des huitres chez M.? elles sont chères, parole d'honneur, mais elles sont bonnes; hier j'y ai été avec Louise après la comédie. Vous n'y paraissez plus?“ — „Dies hat seinen guten Grund: ich habe nur noch dreißig Louisd'or in Kasse, die will ich nicht ausgeben, und in einigen Tagen müssen mir unsere Leute in Paris Geld schicken; L. hat mir schreiben lassen, daß er schon Ordre wegen der Auszahlung gegeben hat. So wie ich dies Geld habe, zahle ich Ihnen auch die zweihundert Franken von vorgestern Abend und die drei Louisd'or für Rurik, dem ich ein silbernes Halsband habe machen lassen; wie geht's Ihrem Niklas? Sie haben ihn ja nicht bei sich.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, Februar.

(Beschluß.)

Todesfälle. Wetter.

Eine recht betrübende Wahrnehmung zieht die Aufmerksamkeit der Bewohner Dresdens immer mehr auf sich. Schon seit einiger Zeit vergeht selten eine Woche, wo in den hiesigen Todtenlisten nicht erwachsene, an den Pocken verstorbene Personen mit aufgezeichnet sind. Zum Theil mögen es allerdings solche seyn, bei denen aus Sorglosigkeit ihrer Verwandten die Kuhpockenimpfung unterlassen worden; einem bedeutenden Theile dieser Opfer einer bereits für so gut wie ausgerottet betrachteten Krankheit waren aber wirklich in der Kindheit die Kuhpocken mitgetheilt. — Ein Todesfall, nicht an der erwähnten Krankheit, erregte große Sensation, weil des Verstorbenen Name als Schriftsteller schon seit langer Zeit durch ganz Deutschland erklungen war. Es war der unter dem Namen Richard Roos als Dichter und launiger Erzähler bekannte Kriegsministerialsekretär Engelhardt, der auch unter diesem seinem wirklichen Namen sich als Schriftsteller im Fache der Erdbeschreibung und Geschichte, hauptsächlich Sachsen betreffend, ein recht zahlreiches Publikum zu erwerben gewußt hatte. Zu seinen besondern Vorzügen im Leben gehörte hauptsächlich ein Herz voll Wohlwollen und Menschenliebe, das ihm gewiß das dauernde freundliche Andenken seiner vielen Bekannten sichern wird. — Noch einen hier lebenden Schriftsteller, dessen Novellen mit Beifall aufgenommen wurden, forderte der Tod ab: Alexander Bronikowski, in einem Alter von ohngefähr fünfzig Jahren. Bekanntlich bearbeitete er mehrere geschichtliche Begebenheiten nach Walter Scottscher Weise. Am besten schienen ihm die seinem unglücklichen Vaterlande Polen entlehnten Sujets zu gelingen. Man erwartete auch eine Geschichte dieses Landes von ihm, doch scheint er den früher hiezu gefaßten Plan wieder aufgegeben zu haben.

Schon besorgte man sehr, daß die im unerhört gelinden, einzig mit ungeheuren Stürmen sich kundthuenden Winter allenthalben mächtig hervorquellende Vegetation, welche schon im Januar einen grünen Teppich, mit Schneeglöckchen, Schlüsselblumen und Veilchen durchwirkt, ausbreitete, es nächstens bis zum Blühen der Bäume treiben und Pomona bei dieser rücksichtlosen Eile der leichtsinnigen Flora sehr zu kurz kommen möchte, als auf Einmal die gütige Natur sagte: gemach! denn seit vielen Tagen schon ist der früher herrschende aschgraue Himmel in einen klaren blauen umgewandelt. Der Elbstrom, auf dem vor acht Tagen noch dann und wann weiße Segel sich brüsteten, trägt nichts weiter mehr, als schon ziemlich umfangreiche Eisplatten, und wie man zuvor tausendmal lieber den härtesten, als einen so nassen, dunstigen Winter zu ertragen sich rühmte, so klagt man nunmehr über die unerhörte Kälte, obschon diese am kältesten Tage schwerlich den achten Grad unter dem Eispunkte erreicht hat. Nach den vielen Wagen mit Eis, die man fahren sieht, zu schließen, scheint man sich mit Versorgung der Eiskeller zu beeilen. Allerdings darf der Zeitpunkt nicht versäumt werden; denn wenn man auch im Winter sich ohne Eis behelfen könnte, so würde es doch zum Verzweifeln seyn, sollte man desselben nun gar noch mitten im Sommer entbehren müssen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 54.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 4. März 1834.

— Wer dem Meer entronnen ist,
Der lebt sich jeden Strand.

Altenglisches Lied.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Mit Bangigkeit hatte man das Resultat des Streites abgewartet, mit Schauder sah man dem gefaßten Entschlusse entgegen. Die Anker wurden gelichtet, die Segel geöffnet: wie ein Ball ward das Schiff hin und her, auf und ab geworfen, Luft und Wasser stritten um ihre Beute. Die Männer waren alle auf dem Verdeck, die Frauen blieben in der Kajüte, alles war todtenstille, aber das Meer kochte und brauste; da ward auf einmal eine fürchterliche Erschütterung verspürt, ein Schrei des Entsetzens und das Streifen des Schiffes am Felsen gehört, und ehe man sich erholt hatte, da streifte es noch einmal und dann zum drittenmal. Wie angenehm erschollen da die Worte des Kapitäns: „Nun haben wir's gewonnen!" So rief er nach einer kurzen Pause, stürzte hinab in die Kajüte, brachte die frohe Botschaft den Damen, indeß die Herrn auf dem Verdeck sich vor Freude umarmten und die Matrosen einen wilden Freudengesang anstimmten. Hatten wir keine Heldenthat vollbracht, so hatten wir doch ein Wunder gethan, und so fuhren wir triumphirend in den Hafen ein, indeß die Elemente in unserm Rücken kämpften. Nichts ist schneller vergessen als die Leiden, die man zur See bestanden. In einem hübschen Boarding bei Mistreß Macdonald versammelte sich die ganze Gesellschaft der Amalie, und da brachten wir einen so vergnügten Abend zu, wie ich mich deren in meinem Leben nur wenige zu erinnern weiß.

Charlestown ist eine recht hübsche Stadt; die Häuser haben nicht den dunkelrothen Firniß, den man in den nördlichen Staaten trifft, ihr lichter Anstrich mahnt an Europa und gewährt eine angenehme Abwechslung. Keller, die in Newyork meist recht gute Wohnungen sind, hat man hier gar nicht, denn die ganze Stadt ist auf eine Kruste gebaut, die sich über dem Sumpf gebildet hat. Wenn man nur einige Schuhe tief grabt, kommt man gleich auf stinkende Wasser, und die Todten werden also hier eingeschlemmt. In Neworleans ist das noch weit ärger, da kann man gar kein Grab zu Stande bringen, und die Leichname werden in kleinen Zellen, wie Backöfen, eingemauert. Man hat sich alle Mühe gegeben, das beliebte Schweinvieh auch nach Südcarolina zu verpflanzen, man mußte aber von dem Vorhaben abstehen, weil sie entweder die Erde bis zur feuchten Unterlage aufwühlen, oder doch Vertiefungen machen, in welchen sich das Regenwasser hält, und dadurch in diesem Klima die Pest verursachen. Es ist hier überhaupt eine mißliche Sache um die Viehzucht. Der Milchertrag ist zwar sehr hoch, aber die Kühe fressen das hiesige Gras nicht,

und wenn sie es aus Noth genießen, so gehen sie zu Grunde. Man muß ihnen also Heu von Newyork kommen lassen, zur Aushülfe wandeln sie nebenbei Morgens durch die Straßen und suchen begierig die dahin geworfenen Küchenabfälle. Sie reinigen die Gassen und sind also wirklich ein Sanitätskorps, werden aber oft das Opfer ihres hungrigen Diensteifers.

Charlestown hat 24,000 Einwohner, wovon die bei weitem größere Hälfte Schwarze sind. Von den übrigen sind wieder die Hälfte Franzosen, d. h. Flüchtlinge von St. Domingo. Diese treiben den Kleinhandel oder bringen sich mit Handarbeiten fort. Das lezte Viertheil ist englischen Ursprungs, meist wohlhabende Pflanzer und Großhändler. Die Franzosen haben sich wenig noch mit englischem Geblüt vermischt, mehr mit Negern, eine natürliche Folge des republikanischen Geldstolzes, dieser ewigen Scheidewand von den geträumten Utopien. Unter diesen Kleinhändlern findet man eine Lebensart, einen feinen Ton, der in Erstaunen sezt. Die Cirkel der großen Welt, d. h. der reichen, sind den Newyorkern nachgemacht, wo die elegante Jugend ihre Bildung erhalten haben muß. Wird ein Fremder in eine solche Gesellschaft eingeführt, alsbald wird das Ungeziefer Gegenstand des Gesprächs, von dem sie meinen, es falle den Europäern in Schwärmen vom Kopfe. Sie nennen es Bug, auch white Bug (weiße Wanze), wogegen sie die eigentliche Wanze, die durch Menge und stattliche Gestalt den Abgang der sogenannten weißen reichlich erſezt, mit dem französischen Namen punaise bezeichnen. Dann loben sie die Feinheit ihrer Sitten und geben sich für die höflichste Nation in der Welt aus, endlich sagen sie, die Franzosen, die dafür gehalten werden, seyen von den Amerikanern längst übertroffen. Auf Französisch redet man eine Gesellschaft „Messieurs et Mesdames“ an, der Amerikaner sagt aber „Ladies and Gentlemen“ und räumt galanterweise dem schönen Geschlechte den Vorrang ein. Es ist richtig, daß in diesem Fall die französische Syntax die Artigkeit bei Seite sezt; es liegt aber mehr Höflichkeit in einer gelegentlichen einfachen Bewegung eines Franzosen, als in einem amerikanischen schwülstigen Kompliment, einer plumpen Gratulation oder schwerfälligen Deklamation.

Im Sinne dieses nationellen feinen Tones haben die Charlestowner ihre schönste Gasse, wo die ansehnlichen Häuser ihrer reichen Bewohner stehen, Queen-Street, (Königinstraße) genannt, während die mit ganz schlechten Gebäuden besezte Kings-Street (Königsstraße) die zweite Gasse im Range ist. Leztere ist das Quartier der vertriebenen St. Dominger und wegen der vielen Kaufläden die lebhafteste Gegend der Stadt. Bis früh neun Uhr glaubt man in einer afrikanischen Stadt zu seyn, denn da laufen nur Neger herum, allmählig mischen sich Weiße darunter, endlich gegen Mittag erscheint die schöne Welt und schoppirt. Schoppiren (to shop) heißt in den Kaufläden umherlaufen, die Waaren durchwühlen, nach allen Preisen fragen und das Wiederkommen versprechen, auf amerikanische Art. Shopping hour ist die Stunde zwischen Zwölf und Eins, und Shopping day, alle Tage, außer Sonntag; eine lustige, von der englischen ganz abweichende Sprachlehre für die armen Kaufleute.

Charlestown ist auf einer Halbinsel zwischen dem Ausfluß zweier unbedeutenden Flüßchen gebaut. Die Namen dieser Gewässer konnte mir Niemand sagen, wie überhaupt die Amerikaner, so gut sie auch mit der Geographie ihres Landes bekannt sind, den Namen des Flusses nicht wissen, an dem sie wohnen. So nennt man in Newyork den Hudson the nord river; der Delaware bei Philadelphia, der Ohio bei Pittsburg und Cincinnati heißen nur schlechtweg the river, und nur wenige daselbst wissen ihren eigentlichen Namen. Zu Neworleans gibt man dem Missisippi noch meistens den sehr richtigen indianischen Namen: der Todtenfluß. Kingsstreet bildet die westliche Stadtmauer, und aus der Mitte dieser Straße läuft perpendikulär die breite Queenstreet gegen den Hafen zu, wovon sie aber durch das Stadthaus, City-Hall, getrennt ist. Es macht einen herrlichen Effekt, wenn man vom obersten Ende von Queenstreet dieses schöne, geschmackvolle Gebäude erblickt, welches die Straße zu schließen scheint. Die übrigen Seitengassen sind auch mitunter recht hübsch, und viele mit Alleen von einer Art Akazien mit purpurrothen Blüthen besezt. Um die Stadt herum, landeinwärts, ist eine greuliche Wüstenei, nur Sümpfe und Wälder, die theilweise ohne Ordnung geplündert werden. Da man nur Holz zu Bauten und etwas zum Kochen, aber nicht zur Heizung braucht, so nehmen die Waldungen auch nicht sehr ab.

(Die Fortsezung folgt.)

Mirabeau.

(Fortsezung.)

Der Hohn, der Scherz stand Mirabeau trefflich, aber wahrhaft groß war er im Zorn. War er gereizt worden, hatte ihm einer unversehens so einen Stich beigebracht, wie er den Redner und den Stier zu wilden Sätzen stachelt, etwa mitten in einer Rede, so brach er die begonnene Gedankenreihe kurz ab, unbekümmert darum, ob der logische Bogen, an dem er eben baute, hinter ihm zusammenstürzte, weil noch der Schlußstein fehlte,

er ließ die Frage frei fallen, und ging wüthend geradezu auf den neuen Gegenstand los. Wehe da dem, der ihn unterbrochen! wehe dem Toreador, der ihm die Banderilla zugeworfen! Mirabeau stürzte auf ihn los, packte ihn tief, schleuderte ihn in die Luft, trat ihn mit Füßen, ließ ab, kam wieder und zermalmte ihn. Er packte den ganzen Mann, wer er nun war, groß oder klein, böse oder nichtsbedeutend, Koth oder Staub; sein Leben, sein Charakter, sein Streben, seine Laster wie seine Schwächen, Alles mußte herhalten; er schonte nichts, er vergaß nichts, kein falscher Hieb fiel, unbarmherzig nagelte er seinen Gegner an die Rednerbühne; er übergoß die Hörer mit Schauder und reizte sie zu lautem Gelächter; jedes Wort traf, jeder Satz war ein Pfeil, eine Furie tobte in seinem Busen — es war furchtbarschön, ein Löwengrimm! Ein großer, gewaltiger Redner, und in solchem Augenblick doppelt herrlich! Wie er da alles Nebelgewölk, das sich um den Punkt der Verhandlung lagerte, in die Weite scheuchte! wie da sein Sturmeshauch auf allen Köpfen in der Versammlung die Haare zu Berge trieb! Sonderbar! nie war sein Vortrag logischer als im Zorn. Die heftigste Aufregung, statt durch ihre natürliche Erschütterung den Guß seiner Rede zu sprengen, entwickelte vielmehr bei ihm eine Art von potenzirter Logik, und in der Wuth strömten ihm die Beweisgründe zu, wie sonst einem die Gleichnisse . . . Wir wissen es von unsern Vätern, wer Mirabeau nicht im Zorn gesehen, hatte ihn nicht gesehen. Im Zorn schlug sein Genius ein Rad und entfaltete all seine Pracht. Der Zorn stand dem Mann gut, wie dem Ocean der Sturm.

Auch wer ihn gesehen, ihn gehört hat, auch für den sind seine Reden jezt ein todter Buchstabe. Der Odem des Geistes, lebendiger Ausdruck, Farbe, Seele und Leben, Alles ist dahin; Alles in diesen herrlichen Ergüssen des Geistes ist für uns platt und eben. Wo ist der Hauch, vor dem diese Ideen alle wirbelten, wie die Blätter im Sturmwind? Da steht der Satz, wo ist aber die Geberde dazu? da steht der Schrei, wo ist der Laut dazu? da steht das Wort, wo der Blick dazu? da steht die Rede, wo ist das Drama zu der Rede? Denn so ist es: in jedem Redner hausen zwei Wesen, der Denker und der Schauspieler. Der Denker überlebt, der Schauspieler geht dahin mit dem Menschen. Talma steigt ganz, Mirabeau steigt zur Hälfte in die Grube.

In der konstituirenden Versammlung steckte etwas, das Männer von scharfem Auge mit Entsetzen erfüllte — der Convent. Wer sich mit dieser Zeit einigermaaßen bekannt gemacht hat, muß sehen, daß vom Jahr 1789 an sich der Convent in der konstituirenden Versammlung barg, als Keim, als Embrio, als erste Anlage. Für den Haufen war es noch ein Nebelbild, für den, der den rechten Blick hatte, bereits eine Schreckensgestalt. Und was war es? eine etwas dunklere Schattirung als die allgemeine Farbe, eine falsche Note in einem Orchester, ein murrender, eigensinniger Laut in einem Chor, wo Alles von Hoffnung und schönen Träumen singt, ein klein Stück, das zu dem Ganzen nicht recht paßt, eine düstere Gruppe in einem finstern Winkel, ein paar Stimmen, die auf gewisse Worte einen gewissen Nachdruck legen, dreißig Stimmen, nicht mehr als dreißig Stimmen, die später, in schrecklicher Progression gehäuft, sich in Girondisten, in Berg und Ebene spalten werden, mit Einem Wort: 1793 als schwarzer Punkt am blauen Himmel von 1789. Und dieser schwarze Punkt barg allbereits Alles: jene blutige Trilogie, den 21sten Januar, den 31sten Mai, den 9ten Thermidor, jene schreckliche Trias, Buzot, der Ludwig XVI. verschlingt, Robespierre, der Buzot verschlingt, Vadier, der Robespierre verschlingt. Die untergeordnetsten, unbedeutendsten von diesen Menschen verzogen bei den Verhandlungen den Mund zu seltsamem Lächeln; es war, als behielten sie einen Gedanken, den ihr Mund nicht aussprach, für andere Zeiten zurück. Wir meinen, der Geschichtsforscher sollte mit dem Mikroscop beobachten können, wie eine Versammlung im Schooße einer andern Versammlung sich entwickelt und bildet; dergleichen Fälle, wo ein Ding im andern steckt, kommen in der Geschichte nicht selten vor, und dieses Verhältniß ist wohl noch nicht gehörig beachtet. Im vorliegenden Fall war jener räthselhafte Auswuchs auf dem legislativen Körper, der Auswuchs, der bereits das Schaffot für den König von Frankreich barg, sicher kein Ding ohne Belang. Es mußte ein mißgeschaffen Wesen seyn, der Embrio des Konvents im Schooße der konstituirenden Versammlung; ein Geierei in einem Adler.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Februar.

(Fortsezung.)

Die savoyische Revolutionsposse.

Die Herren werden durch die Erscheinung L..s unterbrochen, der eben über die Brücke kommt. Es ist der Herausgeber des National; man geht auf ihn zu, ladet ihn ein, Eis in der Gesellschaft zu nehmen; nach einigem Zureden nimmt er die Einladung nicht ohne Würde und Bedeutung an, wiewohl er entsezlich viel zu thun habe und in einer halben Stunde in die Sizung der Société patriotique müsse. Sogleich wird das Eis und dazu Champagner à la glace in Profusion bestellt und die Herren nehmen dicht neben uns Plaz. Nach einigen Spöttereien über das Fest der Juliustage fragt man den Redakteur nach Neuigkeiten des

Auslandes. „C'est pitié," antwortet er, „que l'histoire de nos jours. Mes lettres de Vienne ne disent pas grande chose. Le valet de chambre de Metternic m'écrit cependant que l'empereur François II. vient d'avoir une forte scène avec le prince et que les électeurs, l'électeur de Hesse à leur tête, se formalisent extrêmement à Francfort de la grande prodigalité de ce ministre détesté par tous les hommes bien pensans; enfin l'on me fait entendre que l'Empereur pourroit bien se voir forcé par le peuple de renvoyer Metternic; des inondations du lac ménacent son château en Hongrie où, à ce qu'on m'assure, il a amassé d'immenses richesses. L'on me mande de Berlin, que l'autocrate moscovite, toujours également détesté par tous ceux qui le connoissent doit y arriver incessamment pour occuper le château du prince Schwedt qu'on lui prépare et où l'on pratique maintenant un petit escalier dérobé donnant sur l'Elbe par lequel le despote pourroit s'échapper s'il voyoit son existence menacée." — „Aber sehen Sie doch: Miß Forgheß auf ihrer göttlichen Stute!" Alles springt auf und eilt der Engländerin zu.

Ich meine, dies genügt zur Einleitung und um einige der Elemente kennen zu lernen, die eine neue, bessere Welt bilden wollen. Alle stehen in Wechselwirkung, und außer obigem National, der von Ferner aus redigirt wird, haben sie noch ein in fürchterlichen Phrasen sprechendes Organ, die Europe centrale, und einige Zeit blies auch das gleichfalls von einem Franzosen geschriebene Journal de Genève in dasselbe Sturmhorn. An sie schließt sich die Société patriotique an, die freilich nicht wie jene jungen Leute ein anderes Italien, Piemont und Polen gründen will, der aber die Genfer Regierung zu fest, zu besonnen und zu geachtet ist, um bei ihr Einfluß und Stellen gewinnen zu können. Ihr patriotischer Grundsatz ist: ôte toi pour que je m'y mette. Diese drei Elemente: die Mouvementsjournale, die Société patriotique und die fremden Verwiesenen, bildeten bald in innigem Verständniß einen Staat im Staate, der sich durch den Einfluß einer Menge hübscher, kräftiger junger Männer auf die Weiber, und was mit ihnen zusammenhängt, immer mehr ausdehnte. Die Regierung erkannte bald die ihr von dieser Coalition drohende Gefahr, aber sie konnte nichts thun, als einige zu laute italienische Verwiesene wegschicken. Der Hauptstamm blieb immer, und diese Hummeln glichen — so unglaublich es auch ist — den Lilien: sie säeten nicht, sie ernteten nicht, und wurden doch ernährt. Der Regierung half es gar nichts, seit 1828 in besonnenem Fortschreiten und ohne allen revolutionären Eclat eine Menge Verbesserungen im politischen und öffentlichen Leben vorgenommen zu haben, die in einem großen Staat viel Aufsehen gemacht hätten und unter denen ich nur bessere Kommunalverfassung, Gründung trefflicher Wohlthätigkeitsanstalten, Vervollkommnung des Volksunterrichts, Preßfreiheit, Oeffentlichkeit der parlamentarischen Verhandlungen, Trennung der Justiz von der Polizei und Administration nennen will. Es war so gut, als wenn sie nichts gethan hätte, als ob Genf das am schlechtesten regierte Land Europas wäre, denn jene Mouvementsjournale, die alles Gute verdrehten, sprachen sich auf die undankbarste, gehässigste und gröbste Art über Alles aus, ja manchmal sagten sie es gar nicht undeutlich, die Emeute müsse schnell wirken. Manchmal auch gaben sie sich das Ansehen, als machten sie mit Allem nur eine konstitutionelle Opposition, im Stillen aber bereiteten sie die Mittel zum Hauptschlag vor. Das Ganze wurde verbrämt und der Menge mundrecht gemacht durch tönende philanthropische Worte und durch die ganze Phraseologie des Pariser Mouvements.

Seit ungefähr vier Monaten wurden diese Aufregungen immer häufiger und hartnäckiger, auch mischte sich überall bitterer Spott über die Regierung und Troz gegen ihre freilich zu schonenden und milden Maßregeln ein; bald waren die Gallerien im Theater unbändig, sangen die Marseillaise, warfen Stücke Holz auf's Orchester und riefen dabei Drohungen gegen die Regierung; bald rotteten sich die Handwerksgesellen zusammen und versagten die Arbeit; bald griff man die Gensdarmen thätlich an, zog nächtlich in großen Rotten durch die Straßen, sang aufrührerische Lieder u. s. w. Alles dies aber wurde von den sinnverwandten Journalen sehr gebilligt und gegen jedes Einschreiten der Regierung in Schuz genommen. So wurde der politische Dunstkreis immer schwüler, und wer einigen Takt im französischen öffentlichen Leben hatte, sah ein, daß es nicht so bleiben könne, sondern daß ein entscheidender Schritt in irgend einem Sinne bevorstehe. So kam es auch, nur mit dem Unterschied, daß zwei Schritte geschahen, beide in ganz verschiedenem Sinne.

Gegen die Mitte des Januars zeigten die verwiesenen Italiener, Piemontesen und Polen eine verdoppelte deklamatorische Effervescenz; man sah sie überall in zahlreichen gestikulirenden Gruppen zusammenstehen, sie waren auch kecker, manchmal sogar unartig im Umgang; ein Blinder mußte gewahr werden, daß sie etwas Besonderes vorhatten. Der Verbrauch an Cigarren, an schäumendem Bier, an Champagner und Beefsteaks war auch viel bedeutender in den Wirthshäusern und Caffés. Ein stiller, aber aufmerksamer Beobachter will gezählt haben, daß eilf dieser Herren in Zeit einer halben Stunde das Wort république fünf- und dreißigmal, droits de l'homme ein- und vierzigmal, despotie neun- und zwanzigmal, insurrection zwei- und fünfzigmal, Savoie zwei- und siebzigmal ausgesprochen. Aus diesen Zahlen sezte ich mir schon damals eine Unternehmung auf Savoyen mit deren wahrscheinlichem Ausgang zusammen, indem ich eine Zahl mit der andern auf dem Papier multiplizirte und dann noch die gehörigen Nullen hinzufügte. Ja, schon damals war's keine Hexerei, mit Bestimmtheit vorauszusagen, daß aus dieser von solchen Leuten auf dem Markt ausgeschrienen Unternehmung nichts werden könne; die Herren schienen aber ihrer Succeße so gewiß, daß sie sich nie im Sprechen in Acht nahmen, auch nie ihre Umgebung berücksichtigten. Man hätte glauben sollen, sie hätten wenigstens hunderttausend Mann mit einigen Duzend Millionen zu ihrer Disposition, oder es liege in ihrem strategischen Plan, eine Diversion zu machen, die Aufmerksamkeit der Regierungen auf Savoyen zu leiten, während ihre Unternehmung auf ein ganz anderes Land gerichtet sey.

In den lezten Tagen des Januars kam von Lausanne die Nachricht herüber, daß sich die im Canton Bern am Jura wohnenden Polen ohne Erlaubniß, ohne Päße und gegen ihr ausdrücklich gegebenes Ehrenwort aus dem Staub gemacht hätten, daß sie unter dem lauten Beifallruf der Menge gegen den Genfersee vordrängen, wo sie im Verein mit den in den Uferstädten versammelten Piemontesen und Italienern eine Landung auf der Savoyischen Küste vorzunehmen gedächten, um dies Land zu insurgiren, weil sie beim Linienmilitär und den Einwohnern der kräftigsten Unterstüzung gewiß zu seyn meinten. Auch der Polengeneral Ramorino kam am 31. Januar von Lausanne hier an.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 55.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 5. März 1834.

— Non fanda timemus:
Sed venient majora metu.
Lucan.

Mirabeau.

(Beschluß.)

Schon damals ward vielen hellen Köpfen in der konstituirenden Versammlung unheimlich zu Muth ob dieser Handvoll verschlossener Menschen, die sich selbst für eine andere Zeit aufzusparen schienen. Sie ahneten es, ein Heer von Stürmen beherbergte die Brust dieser Unbegreiflichen, die jezt kaum ein paar Worte hauchte. Sie fragten sich, werden nicht einst diese Orkane entfesselt toben? und was wird dann aus den Stützen der Kultur, welche das Jahr 89 nicht entwurzelt? Rabaut St. Etienne, der die Revolution für beendigt hielt und dies laut aussprach, ging Unheil witternd um Robespierre herum, der meinte, sie habe kaum angefangen, und dies für sich behielt. Die lebenden Zertrümmerer der Monarchie zitterten vor den kommenden Zertrümmerern der Gesellschaft. Diese, gleich allen Menschen, denen die Zukunft angehört und es wissen, waren hochmüthig, zänkisch, anmaaßend, und der kleinste Mann von ihnen stieß die Häupter der Versammlung geringschätzig mit dem Ellbogen an. Die unbedeutendsten, obskursten unter diesen Menschen unterbrachen nach Laune und Belieben die gewichtigsten Redner auf's Insolenteste, und da Jedermann wußte, daß in einer nahen Zukunft für diese Menschen etwas blühte, wagte es Niemand, ihnen etwas zu sagen. In solchen Augenblicken, wo die dereinstige Versammlung der bestehenden bange machte, zeigte sich denn Mirabeaus Gewalt, die nur ihr zustand, in vollem Glanze. Im Gefühle seiner Allmacht, nicht wissend, daß er so etwas Großes that, schrie er dem finstern Häuflein, wenn es laut wurde in der Versammlung, zu: Silence aux trente voix! — und der Convent schwieg. In dieser Aeolushöhle blieb es still und ruhig, so lange Mirabeau den Fuß auf dem Deckel hatte. Kaum war Mirabeau todt, so kamen alle im Herzen gehegten Zerstörungsgedanken ans Licht.

Wir wiederholen übrigens, nach unserer Meinung ist Mirabeau zur rechten Zeit gestorben. Man sieht deutlich, nachdem er im Staate so manchen Sturm entfesselt, hat er eine Zeitlang mit seinem geistigen Gewicht alle die divergirenden Kräfte, welche das von ihm begonnene Werk der Zerstörung vollenden sollten, niedergehalten; aber just durch diesen Druck kondensirten sie sich, und früher oder später wäre gewiß die Mine der Revolution aufgeflogen und hätte Mirabeau, den Riesen Mirabeau, in die Luft geschleudert.

Sollen wir Mirabeau mit Einem Worte bezeichnen, so ist es dies: aus Mirabeau spricht kein Mann, kein Volk, sondern ein Weltereigniß, ein ungeheures Ereigniß, der Sturz der monarchischen Regierungsform in Frankreich.

— Unter Mirabeau war die Monarchie und die Republik gleich undenkbar. Mit der Monarchie konnte er sich nicht vertragen wegen ihrer Hierarchie, mit der Republik nicht, wegen ihres starren Gleichheitsgrundsatzes. Mirabeau ist der Mann für eine Uebergangsperiode. Sollte Mirabeau hier seine Schwingen gehörig ausbreiten können, so mußte die gesellschaftliche Atmosphäre sich in jenem eigenthümlichen Zustand befinden, bei welchem nichts einen festen Umriß hat, nichts mit starker Wurzel am Boden hängt, wo kein Hinderniß den Flug der Theorien hemmt, das nicht leicht von selbst wiche; wo die Grundsätze, welche dereinst die feste Grundlage der künftigen Gesellschaft bilden sollen, formlos und locker im Raume schwimmen, und in dem Medium, in welchem sie durcheinander wirbeln, des Augenblicks harren, wo sie sich niederschlagen und zu Krystallen anschießen werden. Jede fest gegründete Institution hat Kanten und Ecken, an denen sich vielleicht Mirabeaus Genie den Flügel geknickt hätte.

Mirabeau sah mit scharfem Blick in die Verhältnisse, er sah mit gleich scharfem Blick in die Gemüther . . . Nur was Robespierre und Marat wollten, davon hatte er keinen Begriff. Der eine war ihm der Advokat ohne Prozeß, der andere der Arzt ohne Patienten, und er dachte nicht anders, als der Verdruß reize sie zu Ausschweifungen. In gewisser Hinsicht war dem wohl auch so. Von Allem, was sich für die nächste Zeit mit so reißender Eile vorbereitete, war sein Blick durchaus abgewendet. Wie bei allen Radicalreformen, blieb sein Augenmerk ungleich mehr auf die socialen, als auf die politischen Fragen gerichtet: nicht die Republik, die Revolution war sein Werk. Daß er der ächte große Mann für jene Zeit war, geht daraus hervor, daß er größer geblieben ist, als irgend einer, der sich nach ihm in demselben Ideenkreise zur Größe emporgeschwungen hat....

Mirabeau war für das Gesammtwerk des achtzehnten Jahrhunderts von so großer Bedeutung als Voltaire. Beider Männer Bestimmung ist die gleiche: sie sollten das Alte zerstören, dem Neuen den Weg bereiten. Des einen Werk war langdauernd, er arbeitete daran im Angesicht von Europa ein ganzes langes Leben lang; der andere erschien nur wenige Augenblicke auf dem Schauplatz. Zum gemeinsamen Geschäft war Voltairen die Zeit nach Jahren, Mirabeau nach Tagen zugemessen. Und doch hat Mirabeau so viel gethan als Voltaire; nur geht der Redner anders zu Werke als der Philosoph; jeder hat seine Weise, wie er dem Körper der Gesellschaft ans Leben greift. Voltaire zersezt, Mirabeau zerschmettert; Voltaire wirkt gewissermaaßen chemisch, Mirabeau rein physisch; wo Voltaire geschafft hat, ist die Gesellschaft aufgelöst, wo Mirabeau, ist sie in Staub zerschlagen. Voltaire ist eine Säure, Mirabeau ist eine Keule.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Es verging mir bald die Neugierde, diese ländlichen Umgebungen zu besuchen. Einst waren wir zehn Meilen von der Stadt auf der Straße nach Columbia zu einem Gärtner gefahren, der da seit 1814 in der Einsamkeit mit einer Sklavin lebt, und im Rufe steht, ein bedeutendes Vermögen erworben zu haben. Glücklich aber hat es ihn nicht gemacht. Er ist ein ernster alter Krieger, ein Veteran der großen Armee; indessen schien ihm unser Besuch willkommen; er nannte sich scherzweise la Caricature de l'hermite de la chaussée d'Antin, und diese Rolle auffassend, gab er uns in wenig Stunden eine richtige Uebersicht der Landesverhältnisse. Hätten wir Amerika nicht schon selbst so gut gekannt, so wäre uns seine Sprache sarkastisch, seine Schilderungen übertrieben vorgekommen; den nämlichen Eindruck dürften diese Blätter auf den Leser machen, vor dessen Blick sich hier eine vierjährige Erfahrung in wenigen Seiten zusammendrängt. Als wir wieder nach Hause fuhren, überraschte uns die Nacht, und wir hörten auf einmal ein fürchterliches Ochsengebrüll. Wäre uns das im Norden begegnet, so hätten wir nicht gezweifelt, unter eine Büffelheerde gerathen zu seyn, so aber wußten wir nicht, was wir davon halten sollten. Wir kamen auf eine Blöße im Walde, wo wir einige hundert Stöcke von abgehauenen Bäumen zu erblicken glaubten; bald aber sahen wir ganz deutlich beim Mondschein, wie die vermeinten Stöcke sich bewegten und zu tanzen und zu hüpfen anfingen. Der Neger, der uns führte, trieb die Pferde mit schauerlichem Geschrei und gellendem Pfeifen an; uns wurde ganz unheimlich, und unwillkührlich deklamirte ich in Gedanken Bürgers Lenore. Mein Gemahl fragte den Kutscher, was dieser Herentanz zu bedeuten habe. Der Schwarze stieß ein lautes Gelächter aus, was mir in dem Augenblick ganz teuflisch vorkam, um so mehr, da er gar kein Ende nehmen wollte, bis mein Mann ungeduldig wurde und die Frage mit einer, bei Sklaven landesüblichen Ermahnung wiederholte. „Ach, Herr," sagte der Neger mit unterdrücktem Lachen, „haben Sie denn noch keine Kröten gesehen? ich glaubte, Sie spaßen." Wir sahen nun auch die ellenlangen und fast eben so breiten Unthiere ganz deutlich, aber war es Ekel oder Entsetzen, gewiß, wir waren froh, als wir sie weit im Rücken hatten. So viel man hier Riesenkröten sieht, so viel in Frankreich Hühner hüpfen, so viele Klapperschlangen schnellen in den Floridas herum; in den südlichen Ländern begreife ich also ganz, daß man nur in den Straßen der Städte spazieren gehen mag.

Das Schoppiren füllt nur etwa anderthalb Stunden im Tage aus, Theater hat man höchstens vier Wochen im Jahr, wenn nämlich die französischen Schauspieler von Neworleans den Sommer über nach Newyork gehen und den lezten Wintermonat in Charlestown ihr Glück versuchen. Man ist daher aus Langeweile etwas geselliger als im Norden, und ein Fremder bekommt leichter Zutritt in die Häuser, aber — Ahnenproben müssen gemacht werden.

Was! Ahnenproben in den Nordamerikanischen Freistaaten? es ist nicht möglich! Ja, ja mein Herr, oder meine schöne Dame, gleichviel, so ist's, und wenn Sie je in eine hiesige Gesellschaft kommen sollten, so rathe ich Ihnen, sich mit einem korrekten Stammbaum zu versehen, wenn Sie sich anders nicht der Verlegenheit aussetzen wollen, von jedem Anwesenden ohne Weiteres bei der Nase genommen zu werden, und weh Ihnen, wenn es dem Knorpel in der Nasenspitze an Härte fehlt. In jeder Familie werden die Geschlechtsregister mit allen dazu gehörigen genealogischen Dokumenten sorgfältig geführt und verwahrt, um nöthigenfalls den Beweis einer reinen, unvermischten Abstammung führen zu können. Die entfernteste Vermischung mit Negerblut ist ein unauslöschlicher Schandfleck. Der verachtete Bastardsprößling, selbst wenn er im vierten Gliede und in bürgerlicher Ehe geboren wäre, darf sich nie an Einen Tisch mit Weißen setzen, nicht einmal im Wohnzimmer eines Weißen sich niederlassen. Im vierten, fünften Gliede sind zwar alle Kennzeichen der Negerabkunft völlig verwischt, nur der Nasenknorpel fehlt, wie die hiesigen Kreolen behaupten, und die verrätherische Nasenspitze bleibt nach ihnen auch wohl noch zwei oder drei Generationen länger weich, ohne deßhalb die abgeplattete Form zu haben. Wer also seine Papiere nicht in Ordnung hat, der muß die Nase herhalten. Jemanden ohne Grund eine auf diese Weise befleckte Abstammung Schuld zu geben, ist eine durch das Gesetz hoch verpönte Beleidigung, die schon oft zu großen Prozessen und unerschwinglichen Strafen Anlaß gegeben hat; fehlt es dem Beleidigten an Beweismittel, so wird er gerichtlich bei der Nase genommen. Wenn sich der Knorpel in der gehörigen Härte wieder einstellt, ist der Schandfleck verjährt.

Wenn wir sagten, daß die Amerikaner in ihrem Thun und Lassen sich durch die ganze Union so ziemlich gleich bleiben, so bringt doch das Sklavenwesen in den Ländern, wo es besteht, in den gesellschaftlichen Verhältnissen manche Abweichung hervor. — Wir haben gesehen, wie die hochverehrlichsten Leute und die großen Männer im Norden ungeheure Körbe auf den Markt und schwer beladen wieder nach Hause schleppen; im Süden macht die große Hitze im Sommer und die ermüdende laue Luft im Winter die weißen Abkömmlinge zu jeder Handarbeit, die etwas Anstrengung erfordert, unfähig. Die nothwendigsten Handwerker fehlen hier, aller Hausrath wird im Norden fabrizirt und hergebracht. Dafür ist man aber auch in Möbeln sehr genügsam; der einzige Parlor ist halbwegs eingerichtet, alle übrigen Zimmer im Hause sind aber leer, außer dem über den Fußboden genagelten Teppich. Nur Afrikas Söhne sind in diesem Klima arbeitsfähig; willig gibt sich der Weiße der halb gezwungenen Trägheit hin, und so ist es nach und nach zur Schande geworden, die geringste Arbeit im Freien zu verrichten. Hätte man z. B. ein noch so unbedeutendes Päckchen nur über die Straße zu schaffen, so muß man einen Freigelassenen dazu miethen, wenn man selbst keinen Sklaven hat.

(Der Beschluß folgt.)

Sonett.

Erinnerung des Herzens.

Mir ist, als hört' ich süße Saiten klingen,
Dich seh' ich spielen, du geliebtes Kind,
Die reinen Züge ruh'n so ernst und lind,
Lichtstrahlen aus den tiefen Augen dringen.

Will mir der Geist die Wonnen wiederbringen,
Die bebend jüngst hindurchgezogen sind? —
Will selig, wie das Echo spielt im Wind,
Erinn'rung gaukeln auf des Liedes Schwingen?

O wär' es so! Doch nur der Sehnsucht Schmerz
Hat mir dies Bild geführt vor Aug' und Ohr,
Das nimmermehr ich wiedersehen werde.

Warum auch strebst du, ungeduldig Herz,
An jedem schwanken Sonnenstrahl empor,
Der aus dem Himmel dringet auf die Erde!

J. Fallati.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 24sten Februar.

Der französische Teufel auf dem Theater.

„Nun, haben Sie Robert den Teufel gesehen?“ — „Ich? warum nicht gar! In der römischen Staatszeitung, wenn die Republik oder das Kaiserreich dergleichen gehabt hätte, wäre zu lesen gewesen: gestern hat der große Pompejus dem römischen Volk das vordem nie gesehene Rhinoceros vorgeführt, oder: Gordianus Cäsar hat im Cirkus zwanzig Elephanten auf dem Seil tanzen und sechshundert Löwen, worunter vierhundert mit Mähnen, mit wilden Stieren kämpfen lassen.“ — „Was soll dies heißen?“ — „Es soll so viel heißen: das waren großartige Opern! ein niegesehenes Nashorn, welch gigantische Persönlichkeit! und was sind unsere steifen, eingelernten Chöre gegen den Naturchor brüllender und malerisch mit dem Schweif schlagender Löwen! was unsere quiekenden, schmachtenden Violinen gegen das Todesröcheln sterbender Fechter! Und was das Beste war, diese Schauspiele des großen Volks waren unübersezbar; wenn man in Lydien oder Cappadocien dergleichen haben wollte, war es

nicht damit gethan, daß man sich die Partitur verschaffte und Maler und Schneider in Bewegung sezte. Ich wollte, Paris wäre Rom, in diesem Punkt wenigstens.“ — „O weh! ich verstehe: die alten Jeremiaden über den Verfall der Kunst, über das giftige Unkraut der Sinnlichkeit, das die arme Sensitive Geschmack überwuchert und erstickt, über die Musik, die nur in Walzern fortlebt, über die aufgegebene Nationalität in einem Punkte, in dem es uns erlaubt wäre, sie zu behaupten! Was wollen Sie denn? hat nicht jede Zeit das Recht, zu seyn, wie sie eben ist? kann sich der Einzelne, ich meine die einzelne Stadt, die einzelne Intendanz, dem Geist der Zeit entäußern? Und wenn es auch wirklich an dem ist, daß die dramatische Kunst tiefer und immer tiefer sinkt, wenn auch, wie Sie neulich in Ihrem Sinne richtig bemerkten, die Zeit der Circenses bei Lampenschein gekommen ist, muß man nicht dasjenige, was eine gewisse Periode verwerflich gefunden hätte, was eine andere vielleicht verwerflich finden wird, an sich kommen lassen, und wäre es auch nur, damit einen die Revolution in Poesie und Kunst, von der Sie träumen, auf dem Laufenden finde? Was sind wir? wir machen weder die Geschichte, noch die Kunst; wir leiden und genießen in und mit der Zeit und somit —“ — „Verschonen Sie mich Ihrerseits mit Ihrem Optimismus im Pessimismus, mit Ihren politischen und moralischen Nothwendigkeiten! Weil wir dem Zollverein beigetreten sind, müssen wir Robert den Teufel haben, nicht wahr? Nun meinetwegen; wenn man in Paris die besten Operpfeifen schneidet, wendet euch dahin, wenn man dort macht, was ihr nicht könnt. Holt die Stumme von Portici, die Oper der Revolution; das ist das Fach der Franzosen. Laßt eure kosmopolitischen Ohren kitzeln von den Akkorden der Rebellion, laßt in euren weiten Herzen die Sturmglocke hallen; es ist wenigstens neu! In Wiz und Grazie sind die Franzosen Meister: übersezt, ihr Dresdener und Berliner! man kann tausendmal besser übersezen als ihr, und laßt den Franzosen den besten Theil ihrer neuen Werke. Aber so tief zu sinken, daß wir ihnen den Teufel abborgen, unser eigenes, angebornes, geistiges Eigenthum abborgen! o Deutschland! Wem gehört der Teufel an, wenn nicht Dir? wer auf der Welt versteht etwas vom Teufel außer uns? Er lebt im Volksglauben, er lebt in unserer Poesie, in der höchsten, wie in der niedrigsten, eine ächt nationale Gestalt. Und den Herrn, der uns die Ehre erweist, daß er im Herzen von Deutschland sein Hoflager hält, den Unbekannten, der unsern Großmüttern als Stutzer im rothen Rock nachgeschlichen, den könnt ihr als Franzosen sehen, ohne zu lachen? Der Teufel ist längst ausgetrieben aus der französischen Poesie, und jezt, da sie in ihrer Armseligkeit ihn von uns entlehnen, betrachtet ihr das von den prosaischen, aber fingerfertigen Tausendkünstlern geschnizte Konterfei nicht mit dem ironischen Wohlbehagen, das die Sache besser weiß, sondern mit der Maulsperre der Bewunderung!“

(Die Fortsezung folgt.)

Genf, Februar.

(Fortsezung.)

Die savoyische Revolutionsposse.

Am 1sten Februar um Mittag — ich hatte gerade meinen Pensionären in der Geschichtsstunde von Hannibals Zug über den Mont-Cenis gesprochen — höre ich in der Stadt den Generalmarsch schlagen, der immer einen außerordentlichen Vorfall, ein außerordentliches Bedürfniß von zuverlässigen Männern bei uns anzeigt. Ich eile in die Stadt und erfahre da unter hundert mehr und weniger von einander abweichenden Gerüchten — denn Niemand wußte bis zum Abend etwas Genaues — daß die Regierung vor einigen Stunden Nachricht von der Landung einer Expedition Polen an der nahen Bellote empfangen und deshalb Truppen mit Artillerie hingesendet habe, um die Insurgenten von unserm Gebiet zurückzudrängen, andere Nationalgarden sollten an unsere übrigen Grenzen gegen Savoyen hin rücken, um den Uebergang aller bewaffneten Fremden aus unserm Kanton dahin zu verhindern. Kurz darauf wird durch den starken Ostwind eine Barke von der Bellote her in unsern Hafen getrieben, welche von den Polen abgeschnitten ist und die zur Expedition gehörigen Waffen enthält. Die Regierung läßt sie sogleich in Beschlag nehmen, die Waffen ausladen und mit den vier sie begleitenden Polen nach dem Arsenal bringen. So gelingt auch der erste Transport, aber bei dem zweiten zeigt sich eine große Opposition von Seiten der Einwohner aus Theilnahme für die Polen und Haß gegen die unmenschliche sardinische Regierung, und es handelte sich im Anfang wirklich nur darum, die Polen zu schüzen und die Regierung zu hindern, wie man sagte, den Gensdarmendienst Karl Alberts zu übernehmen. Eifrig widersezte man sich aber dem zweiten Waffentransport, riß den Barkführern die Flinten aus der Hand, und zwar mit um so mehr Leidenschaft, da man sich versicherte, sie seyen bestochen worden, die Polenwaffen nach Genf zu fahren und der Regierung davon Nachricht zu geben. In diesem Handgemenge bekommt ein Bürger ganz durch eigene Schuld eine ganz leichte Bajonnetverlezung in den Hintern, worüber er ein Zettergeschrei anstellt, in das sich einige hundert Straßenbuben und andere junge Leute mischen; es werden auch von verschiedenen Seiten grobe Drohungen gegen die Regierung ausgestoßen, und damit bekam der im Anfang im Sinn menschlicher Theilnahme gemachte Auflauf einen ganz andern Charakter. Die Gassenbuben, Handwerksburschen, Handels-, Fabriks- und Comptoirjungen beginnen nun mit Schreien und Drohen eine wichtige Rolle zu spielen. Die Regierung läßt zwar eine Kompagnie Nationalgarden an den Hafen rücken, um die Wegnahme der Waffen durch die aufgeregte Menge zu verhindern: diese Miliz zeigt aber dabei, zwar keine Opposition und Insubordination, aber große Lauheit. Ein Syndikus, der zur versammelten Menge sprechen will, wird nicht zum Wort gelassen, sondern durch laute beleidigende Aeußerungen zum Schweigen verwiesen, die Stimmung gegen die Regierung war also im Zunehmen. Sie vermehrte sich auch gegen Abend noch, denn das Mouvement glaubte sie sehr günstig für seine Absichten, und sezte sich nach allen Richtungen in Bewegung. Kein Mittel der Ueberredung und der Zusprache wurde gespart. So gelang es denn mit einbrechender Nacht, die Menge immer mehr aufzuregen; die aufgestellten Truppen thaten, als sähen sie nichts. In einem Augenblicke hatte man sich der Polenbarke bemächtigt, nahm die noch großentheils da vorhandenen Waffen weg, trug sie ans Land, rief sich zu, à Carouge, und lief damit fort. An der Porte-neuve, wo man durch mußte, um nach Carouge zu kommen, zeigte die Besazung wieder keine Energie; sie schloß die Thorflügel nicht, und nach einigem lächerlichen Drohen ließ sie die Menge über die Zugbrücken. Diese eilte nun im Triumphe nach Carouge, wo sich indessen die meisten hiesigen Italiener, Piemontesen und Polen in und vor einem Kaffeehause gesammelt hatten und die ihnen übergebenen Waffen — wie ein hiesiges Bewegungsblatt sagt — mit rührender Begeisterung in Empfang nahmen und küßten.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 56.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 6. März 1834.

Dies ist das Gesetz des Lichtes und der Beschattung, das sich in so viele Wunder hüllt.

Plinius Naturgesch. I, 15.

Die Mondfinsterniß vom 26sten December vorigen Jahres.

Dargestellt
von
Dr. Nürnberger.

Die merkwürdige totale Mondfinsterniß, welche am 26sten December v. J. Statt gefunden hat, ist durch das schönste, heiterste Wetter, wie wohl selten eine Mondfinsterniß, begünstigt worden, so daß die Beobachtungen überall (nur nicht in England, wo der Himmel bedeckt war), sehr genaue Resultate geliefert haben. Wir werden uns darüber in diesem Aufsatze, nach mehrfachen und indeß zugekommenen Mittheilungen ausführlich verbreiten, glauben aber einen Theil unserer Leser zu verbinden, wenn wir zuvörderst das Allgemeinste über diese Art von Himmelsbegebenheiten in ihr Gedächtniß zurückrufen.

Die Erde, als eine für sich dunkle, von der Sonne beleuchtete Kugel wirft, der Sonne gegenüber, einen großen kegelförmigen Schatten in den Weltenraum hinein, in welchen Schatten sich der Mond, wenn er voll ist, d. h. wenn die Erde zwischen ihm und der Sonne steht, zuweilen theilweise, zuweilen ganz eintaucht. Eine Mondfinsterniß ist also nichts anders, als ein Durchgang des Mondes durch jenen Schattenkegel der Erde, wobei der in den Erdschatten eintretende Theil, oder auch die ganze Mondscheibe ihr ebenfalls nur von der Sonne erborgtes Licht auf so lange einbüßt. Bewundernswürdig bleibt dabei, daß die Astronomie versteht, dergleichen Finsternisse lange und nach den kleinsten Umständen auf Minuten vorher zu sagen. — Wie fängt sie dies an?

Die erste und einfachste Bemerkung, welche sich zur Beantwortung dieser Frage darbietet, besteht darin, daß die Verfinsterungen des Mondes sowohl als der Sonne, wie alle übrigen Himmelsbegebenheiten in gewissen Perioden regelmäßig wiederkehren. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die frühesten Astronomen bei ihren Vorhersagungen der Finsternisse sich nur auf solche, durch langjährige Beobachtung entdeckte Perioden stützten, wenn ihnen nicht etwa, wie der französische Gelehrte Bailly behauptet, die Mittheilungen eines von der Erde verschwundenen, uralten, in den Wissenschaften schon sehr vorgerückten Volkes zu Gebote standen. So ist eine sehr merkwürdige Periode der Rückkehr der Finsternisse z. B. die Halleysche oder Plinianische von 18 Jahren 11 Tagen *) und 8 Stunden. Der englische Astronom Halley sagte, mit

*) Wenn in diese 18 Jahre 5 Schaltjahre fallen, nur 10 Tage.

Beziehung auf dieselbe, die Sonnenfinsterniß vom 2ten Juli 1684 richtig vorher, weil um so viel Zeit früher, nämlich am 22ten Juni 1666 eine Sonnenfinsterniß beobachtet worden war. Es ist gewiß, daß die alten Chaldäer diese Periode unter dem Namen Saros gekannt haben, und Plinius d. ä. (Hist. nat. II. 13.) thut ihrer mit den bestimmtesten Worten Erwähnung. Man kennt längere Perioden, welche dies noch genauer leisten; und ein Theil des Vorherverkündigungsgeheimnisses der Finsternisse ist also hiedurch schon aufgeklärt.

Die neuere Astronomie bedient sich indeß, da sie genauere Methoden der Berechnung besizt, solcher Perioden nur beiläufig. Man muß sich, um einen allgemeinen Begriff von ihrem Verfahren zu erlangen, daran erinnern, daß der Mond die Erde in einer, vom Kreise wenig abweichenden Bahn umläuft. Fiele die Ebene dieser Bahn mit der Ebene der Erdbahn um die Sonne zusammen, so müßten wir in jedem (synodischen) Monate eine Mond- und Sonnenfinsterniß haben. Allein da die Mondbahn vielmehr gegen die Erdbahn geneigt ist, und dieselbe nur in zwei Punkten (den Knoten) durchschneidet; so können Verfinsterungen nur dann eintreten, wenn sich die Neu- oder Vollmonde in der Nähe dieser Knoten ereignen. Der Mond geht sonst, wenn von Mondfinsternissen die Rede ist, über oder unter dem Schattenkegel der Erde hinweg, und behält also sein Licht. Nun ist aber die Bewegung des Mondes in jener seiner kreisähnlichen Bahn um die Erde mit allen Ungleichheiten jezt so bekannt, daß man darüber Tafeln hat entwerfen können, aus welchen sich der Augenblick des jedesmaligen Vollmondes und seine gleichzeitige Entfernung vom betreffenden Knoten ergibt. Von dieser Entfernung hängt es ab, ob überhaupt eine Finsterniß eintreten und wie groß sie seyn wird, d. h. im Allgemeinen, ob sich der Mond dabei nur partiell oder total, wie bei der lezten Finsterniß in den Erdschatten eintauchen wird. Fallen dabei die Mittelpunkte von Schatten und Mond zusammen, so heißt die Finsterniß zugleich central, welches diesmal nicht der Fall war. Außerdem kennt man die Größe des Durchschnittes des Schattenkegels der Erde in der Gegend, wo der Mond durch denselben hindurch geht, und die stündliche Bewegung des Mondes, und findet also hieraus, wann lezterer diesen Schattenkegel zuerst berührt (Anfang —), wann sein lezter Rand ihn ganz wieder verläßt (Ende —), wann er sich auf der Mitte des ganzen Weges durch den Schattenkegel befindet (Mittel —), und wie lange er demnach überhaupt in demselben verharrt (Dauer der Finsterniß). Noch ist zu bemerken, daß jenen eigentlichen Schattenkegel (Kernschatten) ein minder verdunkelter Raum, der Halbschatten umgibt, wohin zwar noch Sonnenlicht, aber wenigeres fällt, weil ein Theil der Erde schon einen Theil der Strahlen abhält, und wo der Mond also bereits anfängt, ein matteres Licht zu zeigen.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Beschluß.)

Die Behandlung der Sklaven empört das Menschengefühl, sie sind aber leider für bessere Behandlung wenig empfänglich und stets zu gewaltsamer Empörung geneigt, wo sie dann die grausamste Rache üben. Die Südländer leben in steter Furcht vor solchen Ereignissen, wozu Feuersbrünste gewöhnlich das Signal geben. Entsteht ein Feuerlärm, so müssen die Schwarzen bei Todesstrafe augenblicklich nach Hause, nur Weiße dürfen löschen und die ganze Bürgerschaft tritt ins Gewehr, um die Sklaven zu bewachen. Hier ist ein Feuerlärm kein Fest mehr, sondern eine Schreckenszeit, die noch Monate nachher zittern macht und sich deßwegen auch nur in mäßigen Pausen wiederholt. Begegnet ein Schwarzer einem Weißen auf der Gasse, so muß der Neger nicht nur ausweichen, sondern das Trottoir verlassen und sich auf die Mitte der Straße begeben. Diese Polizeimaßregel ist freilich mehr zur Sicherung wider den Meuchelmord als wegen der Kleiderordnung eingeführt. Ein Sklave, der widersetzlich die Hand wider einen Weißen aufhebt, gleichviel gegen wen und aus was für einem Anlaß, verliert die Hand. Es laufen genug solcher Krüppel hier herum, die ihren Zorn nicht bezähmen konnten. Diese Kinder der Wüste haben mehr Ehrgefühl als man glaubt, sie leiden Schmerzen mit verzweifelter Ergebung, aber Hohn ist ihnen unerträglich.

Um einen Begriff von dem Loos dieser armen Geschöpfe zu geben, wollen wir einen Blick in die Haushaltung der kleinen republikanischen Tyrannen werfen. Gewohnt, jeden Befehl mit einer Tracht Schläge zu begleiten, eitel, ihre Größe durch vieles Befehlen zur Schau zu tragen, legen sie die Peitsche nie aus der Hand. Treten wir in den Parlor; da sizt die reiche Lady in der Mitte auf ihrem Schaukelstuhl und wiegt sich vierzehn Stunden des Tags. Mit der linken Hand hält sie eine kleine brennende Cigarre en papillote, in der Rechten hat sie eine tüchtig geflochtene, lange Gerte, nach Art der schon erwähnten vermeinten kirchlichen Fliegenwedel. Ihr gegenüber ist die Thüre, dabei stehen auf jeder Seite drei Schwarze, der Winke der Gebieterin gewärtig. Die Sklavenbesitzer benennen ihre Sklaven nach Laune; man legt ihnen die Namen von Flüssen, Städten, Thieren, Edelsteinen bei; häufig werden Spottnamen ersonnen,

welche ihre Eigenschaften oder Gebrechen lächerlich machen. Der Jagdliebhaber hat einen Mylord, eine Becasse, einen Karo, einen Slighflier; Schöngeister halten sich Garricks, Voltaires, Shakespeares, sogar eine schwarze Sontag habe ich gesehen. Die Dame von gutem Geschmack aber läßt sich von Göttern bedienen. Zwölf Uhr, die Schoppierstunde, schlägt; Helios, mit der platten Nase und den abgetragenen Kleidern seines Herrn, hat den altmodischen Staatswagen vorgeführt, Venus und Diana liegen zu den Füßen der ungeduldigen Gebieterin, der sie die Schuhe nicht schnell genug anziehen können, denn die Gebieterin ist rasch, das zeigt die lebhafte Bewegung ihrer, mit der Peitsche bewaffneten Hand. Zur Strafe ihrer Langsamkeit nimmt die Dame zwei Tücher, bindet den Zofen den Mund zu und läßt sie jede in einem andern Winkel niederknien und schwebt hinaus. Unter der Hausthüre steht tiefsinnig Jupiter Ammon, die Arme über die Brust zusammengeschlagen, kaut Tabak und verstellt den Weg. „Schwarzes Thier!“ ruft die Lady, „hast Du keinen dummern Platz mehr finden können? Dort knie hin in die Hausflur, bis ich wiederkomme!“ Es wird dem Jupiter Ammon eine Weiberschürze um den Hals gebunden, eine papierne Krone mit langen Ohren aufgesezt, und so kniet er auf seinen Strafplatz nieder. Nun eilt die Lady zum Wagen, Phöbus öffnet den Schlag; Phöbus ist barfuß, leinene kurze Unterhosen bedecken dürftig seine schwarzen Beine bis zum Knie, er hat kein Hemd, aber einen alten Frack an und eine Mütze auf, die er sich aus einer alten Zeitung gemacht hat, er stellt sich auf den Tritt hinter den Wagen, und nun geht's vorwärts im majestätischen Paradeschritt, so feierlich, daß man oft nicht weiß, ob das Fuhrwerk nicht ganz stille steht. Ueber Land fährt man im leichten Tilbury rasend schnell, in der Stadt mit der Staatskutsche wird nur getrabt. Neben dem Wagen gehen die drei Grazien: Euphrosyne hält das Schnupftuch im Perlenbeutel, Aglaja und Thalia tragen jede ein Paar Schuhe, damit die Dame in jedem Laden, wo sie eintritt, wechseln kann, wozu ihr Tisiphone jedesmal die Peitsche überreicht. Indessen gilt der Gebrauch dieses Instruments noch keineswegs als Züchtigung für ein Vergehen, das ist nur so eine Gewohnheitssache. Wir wollen bei der Aufzählung der Grausamkeiten, die man an diesen armen Menschen verübt, nicht länger verweilen; es geht so weit, daß viele den Tod suchen, und in dieser Absicht Erde fressen. Man hält sie auch zu christlichen Religionsgebräuchen strenge an, in so weit es der Politik der Pflanzer dienlich ist. Sie werden ohne Namen getauft, man läßt sie den Sonntag feiern, aber nie werden sie getraut, und nur wie das Vieh in die Grube geworfen und verscharrt.

In Columbia, in St. Augustin, in New-Orleans, überall haben wir das Nämliche gesehen. Im Ganzen sind die Südländer freigebiger, umgänglicher und weniger mißtrauisch, als die Bewohner der andern Staaten; jedoch war ich recht froh, im Frühjahr nach New-york zurückkehren zu dürfen, wo wir gegenwärtig die Beendigung einiger Geschäfte mit Ungeduld abwarten, um uns wieder nach dem Havre einzuschiffen.

Gewöhnlich geben uns die Reisenden die Merkwürdigkeiten, die sie wirklich oder in der Einbildung gesehen haben, zu lesen; ich will hier aber noch etwas erwähnen, was gar nicht zu sehen ist, nämlich daß man in diesem ganzen unermeßlichen Lande auch nicht Einem Krüppel begegnet; man vergißt ganz, daß es Höckerige, Krummbeinigte und andere menschliche Mißgestalten geben kann. Eben am Schlusse fällt mir noch diese Bemerkung ein.

Wenn im Süden das Klima nicht so ungesund wäre, wenn im Norden der spekulative Krämergeist nicht gar zu egoistisch herrschte, wenn im Westen die Indianer dem Landbauer ihre ungebetenen Besuche nicht so oft abstatteten, wenn die Viktualienwucherer ihnen nicht den Lohn ihrer Arbeit abjagten, so wäre Amerika allerdings das Land, wo Auswanderer aus Osten guten Unterhalt finden, ja ihr Glück machen könnten. Amerika hat gewiß seine schönen, großen Seiten, sie konnten aber nur wenig Platz in Blättern finden, die allein das gewöhnliche Leben schildern, welches nirgends ein Ideal ist, und mit dem Jeder in Berührung treten muß. Mögen sie den Lesern als schmerzlose Erfahrung dienen und zu ihrem Vortheil einiges Gewicht in die eine Schaale der Wage legen, deren andere bisher dem Wucher und der Habsucht so reichliche, durch lockende Erdichtungen erschlichene Ausbeute zuwog. Es wäre möglich, daß diese Bilder von der Seite nicht unangefochten blieben; gleichviel, der Stempel der Wahrheit, den sie gewiß unverkennbar tragen, wird doch hie und da ein Opfer der Leichtgläubigkeit dem Verderben entreißen. Dies ist die Absicht und der schönste Lohn der Verfasserin.

Gleaner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Februar.

(Fortsezung.)

Die savoyische Revolutionsposse.

Hier bereiteten sie sich nun zum Auszug gen St. Julien, den ersten savoyischen Ort von einiger Bedeutung. Zuvor aber soll einer ihrer Anführer folgende Anrede an sie gehalten haben: „Waffenbrüder! Europa schaut in diesem Augenblicke auf uns. Wie einst der große Napoleon bei seiner Rückkehr von Elba den Wiener Kongreß zerstäubte, so wird auch der jezt dort versammelte und alles Völkerrecht mit Füßen tretende Ministerverein scheu und ängstlich auseinanderfahren, wenn er unsere kühne Unternehmung und

ihre blitzesschnelle Ausführung hören wird; denn nicht bloß für das kleine Land Savoyen, sondern für ganz Piemont und Italien, ja für alle europäischen Völkersympathien pflanzen wir das Banner der Freiheit auf, für diese große, heilige Sache der Völker gehen wir in den Tod. Waffenbrüder! in einigen Stunden wird der große Polengeneral Ramorino bei uns seyn und unsere Schaaren in Person anführen. Waffenbrüder! seyd eurer großen Ahnen in Italien würdig, und ihr edeln Polen, vergeßt den Tag von Ostrolenka nicht; das Blut, welches ihr dort ausgesäet habt, wird in diesen Tagen mit herrlichen Früchten aufgehen. Also vorwärts auf den feigen Feind! vorwärts auf die feilen Königsknechte!" — Durch einstimmigen Zuruf und Päan wurde abermals beschlossen, St. Julien und seine Garnison zu überrumpeln, gefangen zu nehmen und dann sogleich über das Gebirg nach Annecy zu marschiren, wo unverzüglich die Befreundeten aus Lyon und aus dem Departement Isère, desgleichen Ramorino von Annemasse her eintreffen würde. So wurde denn gegen sieben Uhr abgezogen unter zahlreicher gleichgestimmter Begleitung von Carouge und Genf, wobei abermals die liebe Jugend sich heiser schrie. Sonderbar aber wirkte die immer näher rückende savoyische Grenze auf die heilige Schaar, denn mit jedem Schritt wurde sie stiller, ja die Nachricht von einem ausgestellten Kavalleriepiket hätte sie beinahe zum Umkehren gebracht. Einige hundert Schritte von St. Julien war kein lautes Wort mehr zu hören, vielleicht weil man die Garnison überrumpeln wollte. Um so unbegreiflicher ist es, daß man diesen Gedanken so schnell und ohne alle sichtliche Veranlassung aufgegeben hat, denn in dem Orte lagen nur hundert und vierzig Mann Truppen, die überdies Ordre hatten, Insurgentenhaufen keinen Widerstand in den Weg zu legen, sondern sie ins Innere des Landes zu lassen, ihnen aber dann den Rückweg abzuschneiden. Die Anführer unserer heiligen Schaar, die wahrscheinlich diesen Plan merkten oder Nachricht davon bekommen hatten, hielten es nun auf einmal für klüger, ihren ersten Plan aufzugeben und gleich bei St. Julien rechts abzugehen und dicht an der Genfer Grenze eine rückgängige Bewegung zu machen. Diese plötzliche Aenderung in dem Feldzugsplan war um so fataler, da man nach den in Carouge gefaßten Dispositionen, denen viele Genfer beiwohnten, nichts davon ahnen konnte. Gegen Mitternacht kamen daher mehrere Wagen mit Genfern, besonders Mouvements- und Oppositions-Damen, mit einer starken Ladung von Bouteillen und kalten Pasteten, Schärpen, Bändern und Lorbeerkränzen in St. Julien an, das sie von der „Insurrektionsarmee," — so ist die offizielle Benennung in den Mouvementsjournalen — besezt glaubten, wo ihnen aber Niemand berichten konnte, wo das Heer eigentlich hingekommen. Es hatte, wie gesagt, St. Julien und seine Garnison rechts liegen lassen und war am Fuß des großen Salève bis nach dem Dorf Bossey — durch J. J. Rousseau's Jugendtage bekannt — gezogen, wo es zu bivouakiren, abzukochen und am folgenden Morgen seinen Triumpheinzug über Annemasse in Savoyen zu halten gedachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, 24sten Februar.

(Fortsetzung.)

Der französische Teufel auf dem Theater.

Man sieht, ich hatte hier einen jener Catone vor mir, die wohl wissen, daß ihretwegen die Tänzerinnen im Circus ihre Kleider nicht behalten werden, und deshalb nie ins Schauspiel gehen, einen jener Wimmerer über die sinkende Republik der Künste, einen wehmüthigen, jugendlichen Lobredner einer schönern Zeit, die er selbst nie gesehen, einen mürrischen Propheten einer bessern Zukunft, die er nicht erleben wird. Dergleichen Charaktere sind indessen hier bei weitem nicht zahlreich genug, daß sie irgend Einfluß haben könnten; häufiger, versteht sich, jedoch im Verhältniß zu andern Städten wohl in nicht sehr bedeutender Anzahl, finden sich die leichten Truppen der Kultur in ihren oberflächlichsten Aeußerungen, die Avantgarde des blühenden, wie des sinkenden Kunstgeschmacks. Eben vorhin begegnete mir ein solcher Vorläufer der Zeit, der seinen Mitbürgern vor Augen stellt, wie sie in einem Jahre gekleidet seyn werden, und der lange, bevor hier der Zinngießer das Silbergeschirr zu Robert dem Teufel goß, ganze Passagen aus demselben trillerte. Der kam mir natürlich mit der Frage, ob ich Robert den Teufel gesehen, zuvor, und ehe ich nur ja antworten konnte, überschüttete er mich mit seinen Sensationen, die indessen sämmtlich Paraphrasen des Worts waren, das man am Abend der ersten Aufführung der Oper zu Paris in allen Kaffeehäusern hören konnte: c'est prodigieux! c'est prodigieux!

Nachdem ich so die beiden Extreme der Kritik angegeben, sollte ich den Eindruck bezeichnen, welchen das hiesige Publikum von dem prachtvollen Schauspiel erhalten, das es der Sorge der Intendanz verdankt. Ich fühle aber, daß ich nach zwei Aufführungen, nachdem erst ein kleiner Theil der Urtheilsfähigen etwas gesehen, was Jedermann wird sehen wollen, dem Publikum Unrecht thun könnte, und muß mich daher auf mein eigenes Urtheil beschränken, auf die Gefahr hin, dem Tonkünstler Unrecht zu thun; den Dichtern fürchte ich kaum Unrecht thun zu können, und daß ich den Leistungen der hiesigen Bühne vollkommenes Recht widerfahren lassen werde, weiß ich gewiß.

Ein Operntext ist schwer zu machen; ach ja! das ist schon tausendmal gesagt und theoretisch und praktisch bewiesen worden; einen zu übersetzen, zumal wenn eine Sprache zu Grunde liegt, die sich zur Musik so wunderlich verhält, wie die französische, mag gewissermaßen noch schwerer seyn. Das sollte man aber doch nicht glauben, daß der Uebersetzer über der schreienden Geige, die ihm etwa die Töne vorzählt und vorwiegt, poetisch ganz bewußtlos werden muß. Ist es möglich, daß Meyerbeer im schöngeistigen Berlin, wo er seine Oper selbst auf die Bühne brachte, keinen poetischen Famulus gefunden haben sollte, der den Takt nicht bloß in den Ohren hat, so daß er sich an eine verrufene Fabrik wenden mußte? Betrachten wir aber das französische Textbuch, so ist gleich die ganze Tendenz des Stücks, wie wir Deutsche es nennen, und wornach wir zuerst fragen, im höchsten Grade unklar, moralisch wie poetisch. Doch von den Tendenzen einer Oper zu sprechen, ist langweilig und undankbar; die Verfasser des Textes mögen gemeint haben, darauf zu reflektiren, sey es nicht weniger: und so haben sie denn sichtbar den Hauptaccent auf das Diabolische gelegt. Das riesenhafte Bild des Teufels schien ihnen ein so großartiger Stoff, daß man nur ein Stück davon abzureißen und sich sonst um Poesie nicht zu bemühen brauchte; ein paar Atome jenes Parfüms, das der Herr bei seinem Verschwinden zu hinterlassen pflegt, dünkte ihnen hinreichend, um ein ganzes großes Werk pikant poetisch zu durchduften.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 57.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 7. März 1834.

Ist in meinem Werke was, das mir gaben andre Leute,
Ist das Meiste doch wohl mein und nicht Alles fremde Beute.
Jedem, der das Seine kennet, geb' ich willig Seines hin,
Weiß wohl, daß ich über Manches dennoch Eigen bleib' und bin.

Logau.

Was wäre die Kultur ohne die Buchdruckerkunst?

Wir sind von mehreren Seiten aufgefordert worden, die Leser unserer Blätter mit Charles Nodier, dem wunderlichen, aber originellen französischen Philosophen, noch weiter bekannt zu machen. Wir wählen dazu ein Stück seiner Werke, das in denselben Ideenkreis gehört, wie die von uns mitgetheilte Palingenesie des Menschen. Wenn auch Ideen wie die folgenden schon mehrfach ausgesprochen worden sind, wenn auch schon Plato ungefähr dasselbe, was Nodier von der Buchdruckerkunst sagt, von der Schrift gesagt hat, so ist doch das Thema neu genug, um Nutzen, die Formen eigenthümlich genug, um Vergnügen zu gewähren.

* * *

Perfektibilität ist kein altes Wort, und dem gesunden Sinn der Alten schreibe ich es zu, daß es dies nicht ist. Plato, Cicero, Marc Aurel hatten keinen Begriff davon, Montaigne machte sich darüber lustig. Wer behauptet, der Mensch sey perfektibel, der sezt voraus, daß sich sein ganzes Wesen, seine Natur ändern kann, der will Rosen vom Isop und Ananas von der Pappel pflücken. Zeigt mir einen Menschen, den die Natur mit einem Sinne weiter als das übrige Geschlecht begabt hat, so will ich an seiner relativen Perfektibilität nicht zweifeln. Immerhin mag in Folge einer großen Umwälzung des Erdballs nach langen Jahrhunderten ein Geschlecht erstehen, ungleich glücklicher organisirt als das unsrige, und das will nicht viel heißen; aber dieses Geschlecht ist dann mit dem unsrigen nicht identisch; dies ist dann eine neue Schöpfung, keine Vervollkommnung.

Der einzige Zweig unserer Kultur, wo möglicherweise von Perfektibilität die Rede seyn könnte, ist die mechanische Arbeit, die manuelle Industrie des Menschen. Die Menschenhand ist allerdings ein höchst sinnreiches Werkzeug, dessen möglichen Verrichtungen keine absolute, nothwendige Grenze haben. Indessen ist es sehr zweifelhaft, ob wir es in Werken der Art je weit über jene Wunder der Geduld und Geschicklichkeit hinausbringen, welche das Alterthum bewunderte, und vielleicht dürften wir zufrieden seyn, wenn wir nur wieder so weit wären. Aber die Verrichtungen des menschlichen Geistes sind in feste Grenzen eingeschlossen; so lange der Mensch Mensch ist, bringt er es nicht weiter. In der neuesten Zeit spricht man gar viel von der Vervollkommnung der Wissenschaften. Aerger kann man ein Wort nicht mißbrauchen. Die spekulativen Wissenschaften sind nicht von der Stelle gerückt; die positiven Wissenschaften bleiben ihrem Wesen nach stille stehen, die faktischen Wissenschaften dehnen sich

wohl aus, aber sie vervollkommnen sich nicht. So lange der Mensch nicht Alles auf der Welt gesehen hat und ihn die Wißbegierde plagt, wird es ihm nicht an Gelegenheit fehlen, Neues zu sehen, und er mag immerhin seine Entdeckungen zu Buch bringen und seine Beschreibungen drucken lassen. Ja, er hat da noch ein gar weites Feld, denn man kann wohl kecklich behaupten, daß er erst den kleinsten Theil dessen gesehen hat, was zu sehen ist, und daß er nimmermehr Alles sehen wird. Er mag neue Verhältnisse, neue Eigenschaften der Körper beobachten, er mag neue Wesen entdecken, die ihm bisher entgangen; er mag neue Analysen machen, neue Synthesen bauen, mag neue Namenreihen, neue Methoden schöpfen: erfinden wird er nichts mehr. So kenntnißarm auch die ersten Meister der Erfahrungswissenschaften seyn mochten, immerhin ist die Schöpfung dieser Wissenschaften ihr Werk; so reich an Beobachtungen ihre Nachfolger seyn mögen, zu schaffen gibt es nichts mehr für sie. Jene schufen die Physik, die Chemie, die Naturgeschichte; leztere machen Versuche und Katalogen.

Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert halten sich für die Jahrhunderte der Entdeckungen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie in hohem Grade Ignoranten waren, weil, den Marktschreier ausgenommen, der schaamlos sein Plagiat für etwas Nagelneues ausschrie, worauf bis zu dieser Stunde der Menschengeist noch nie verfallen, es zu seiner Zeit keiner Seele einfiel, den alten Autor aufzuschlagen, dessen Entdeckung er sich zueignete. Fast mit allen unsern geistigen Eroberungen in der neuern Zeit verhält es sich wie mit den Spielkarten, die unter Karl VI. von Frankreich erfunden worden seyn sollen, da sie doch schon im grausten Alterthum vorkommen; wie mit dem Lumpenpapier, das schon vor der Erbauung von Alexandrien allgemein fabrizirt wurde; wie mit der Druckerschwärze, die Schöffer erfunden haben soll, während das Rezept dazu im Dioscorides steht (1 Buch, 67 Kap.); wie mit der Buchdruckerkunst selbst, die in China fast seit undenklicher Zeit bekannt ist. Wo wir nur immer auf wissenschaftlichem Boden unsern Fuß setzen mochten, überall trafen wir die Fußstapfen der uralten Zeit; ist auch z. B. Amerika von den Bewohnern der alten Welt nicht schon früher besucht, vielleicht von ihnen bevölkert worden, wie wir doch fast annehmen müssen, so weist die Geographie und Philosophie der Alten deutlich genug darauf hin, daß die Existenz der andern Halbkugel von jeher ein rationelles Faktum war. Alles war voll Bewunderung in Frankreich, als d'Alembert aus seinem beschränkten, unfruchtbaren Kopfe eine ganz klare Eintheilung der menschlichen Kenntnisse zu Tage förderte. Die ganze Geschichte stand im Baco, und dieser hatte sie von einem Franzosen Savigny, dessen Werk dem Gewicht nach verkauft wurde; lezterer hatte sie wiederum von einem gewissen Bergeron, der noch obscurer ist, und von wem sie dieser hatte, weiß man gar nicht; es liegt aber auch sehr wenig daran, weil man alles so ziemlich beim Aristoteles findet, der sicher zu spät auf der Bahn war, um die Sache zu erfinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Mondsinsterniß vom 26sten December vorigen Jahres.

(Beschluß.)

Bei der diesmaligen totalen Mondfinsterniß vom 26sten December nun hatte Statt:

der Anfang der Finsterniß oder der erste Eintritt in den Kernschatten Abends	. 8 Uhr	27 Minuten *)
das Mittel derselben . .	10 —	16 —
das Ende	12 —	5 —

und die ganze Dauer der Finsterniß war also, abgesehen vom oben erwähnten Halbschatten, 3 Stunden 38 Minuten. Außerdem pflegt man bei einer solchen totalen Finsterniß noch zwei Phasen anzugeben, nämlich den Augenblick, wo der Mond eben ganz in den Schattenkegel versinkt (Immersion), und wo er nur eben erst wieder aus demselben hervortaucht (Emersion); die dazwischen verfließende Zeit heißt die Dauer der totalen Finsterniß, während welcher sich der Mond also immer ganz im Schattenkegel befand. Diese Immersion fand diesmal Statt . . . . . 9 Uhr 26 Minuten,
die Emersion . . . . . 11 — 5 —
die totale Finsterniß dauerte also 1 Stunde 38 Minuten.

Während dieser ganzen Zeit der vollen Verfinsterung blieb aber der Mond diesmal dem bewaffneten Auge des aufmerksamen Beobachters sichtbar, wogegen man früher mehrmals totale Mondfinsternisse beobachtet hat, bei welchen der Mond, in den Augenblicken des tiefsten Eintauchens in den Schatten, völlig verschwunden zu seyn schien. Einen solchen Fall erzählt z. B. Hevel, ein fleißiger Mondbeobachter des siebzehnten Jahrhunderts, von einer am 25sten April 1642 beobachteten Mondfinsterniß, bei welcher der Mond Minutenlang auch durch starke Fernröhren nicht aufzufinden gewesen sey, ohngeachtet ein vollkommen heitrer Himmel stattgefunden habe. Da indeß viele auf die Atmosphäre der Erde fallende Sonnenstrahlen so gebrochen werden, daß ihr Licht hernach in den Schattenkegel bringt, so ist es gewöhnlicher, daß der Mond, während

*) Mittlere Zeit zu Augsburg, wovon eine sehr genaue Beobachtung vor uns liegt.

des Durchganges durch den Schatten, in hellerer oder dunklerer rother Färbung noch einigermaßen sichtbar bleibt.

Dieser leztere Fall trat, wie gesagt, auch diesmal ein, und selbst der total verfinsterte Mond zeigte sich noch in einem röthlichbraunen Schimmer. Als der Kernschatten etwa den dritten Theil des Monddurchmessers eingenommen hatte, wurden die an sich dunklen Stellen des Mondes noch dunkler, wogegen die benachbarten glänzendern Stellen bis dahin nichts von ihrer Helligkeit zu verlieren schienen. Vielleicht hätte es, auf Veranlassung dieser Finsterniß, gelingen können, über den Unterschied der Naturbeschaffenheit solcher hellern oder blassern Mondstellen etwas Näheres auszumitteln. Wenn die Leser den Mond auch nur mit bloßen Augen betrachten, so werden sie dergleichen hellere und dunklere Theile darauf gewahr werden, und dem bewaffneten Auge stellt sich die ganze Mondfläche wie besäet mit Ungleichheiten, Streifen, Flecken, Vertiefungen und Erhöhungen dar. Die größern, blaß schattirten Flecken scheinen Ebenen zu seyn, welche, der Natur ihrer Bestandtheile wegen, das Sonnenlicht weniger lebhaft reflectiren, wogegen die glänzendern Stellen vielleicht Felsen von weißlicher Farbe oder Aehnliches sind, wovon das Sonnenlicht stark abprallt. Ich bemerke dabei, daß die uns sichtbar werdende Mondhälfte an Oberfläche etwa dem russischen Reiche gleich kommt, d. h. gegen 400,000 Quadratmeilen faßt, und also hinreichend groß ist, um ansehnliche Ebnen, Fels- und Gebirgszüge zu enthalten. Manches Eigenthümliche, und von der Beschaffenheit unserer Erde Abweichende mag dabei vorkommen, worauf auch wieder die Beobachtungen der diesmaligen Finsterniß hinzudeuten scheinen. Denn als der Kernschatten immer weiter gegen die Mitte des Mondes vordrang, ließ sich plötzlich in dem nun verfinsterten Theile, unweit des Mondrandes, eine Helligkeit bemerken, als wenn der Mond an dieser Stelle wie Eisen glühte. Man könnte annehmen, diesem Mondpunkte komme die Eigenschaft zu, das Sonnenlicht, von dem er vorher beschienen worden war, auch nach eingetretener Beschattung noch zurück zu halten, um fortwährend darin zu glänzen. Eine noch merkwürdigere Erscheinung aber zeigte sich, nach den Beobachtungen eines dem Referenten benachbarten Astronomen, um die Mitte der Finsterniß. Während der mittlere Mondgürtel rothbraun leuchtend erschien, wurde auf den zwei diametral entgegengesezten Abschnitten eine viel energischere Helligkeit sichtbar, welche an hellgelblich glühendes Eisen mahnte und durch eine deutlich erkennbare, geradlinige Grenze von dem so ganz anders kolorirten übrigen Theile der Mondfläche getrennt war. Auch über den Grund dieses Phänomens läßt sich noch nichts ganz Befriedigendes sagen; unser astronomischer Nachbar macht aber auf Veranlassung der Bemerkbarkeit aller dieser Lichtnüaneen auf der Mondoberfläche die Anmerkung, daß, wenn die Seleniten zur Zeit der Finsterniß drei große Feuer etwa im Dreiecke angezündet hätten, dieselben den terrestrischen Beobachtern nicht entgangen seyn würden. Man hätte darauf von der Erde aus durch ähnliche Feuersignale antworten können, welche durch vorausgesezte Mondfernröhren ebenfalls wahrgenommen worden wären; und also hätte sich in der That eine Art von telegraphischer Kommunikation zwischen den beiden Weltkörpern etabliren lassen. Referent gesteht, daß ihn dieser Gedanke unendlich angezogen hat, und wahrscheinlich wird es den Lesern eben so ergehen.

Allmählig hob nun der Wiederaustritt des Mondes aus dem irdischen Schattenkegel an, und dies war ein ungemein prächtiges Schauspiel, dessen Herrlichkeit man schon mit unbewaffnetem Auge nicht genug bewundern konnte. Die ganze Mondscheibe färbte sich dabei mit Einem Male gelbbraun; nahe irdische Gegenstände erglänzten plötzlich in einem ganz besondern magischen Schimmer, welcher den an diese eigenthümliche Art von Beleuchtung nicht gewohnten Blick wunderbar überraschte; und als der Mondrand scheinbar nur etwa fingerbreit aus dem Schatten hervorgetreten war, warfen die Körper sogleich wieder einen bestimmten Schatten. Bald nach Mitternacht endlich war, wie schon oben bemerkt, das schöne Schauspiel zu Ende. Für diejenigen Leser aber, welche diese unsere Beschreibung desselben interessirt hat, bemerken wir schließlich noch, daß die erste Wiederholung desselben, d. h. die nächste totale Mondfinsterniß, den 20sten April 1837 zwischen neun und zehn Uhr Abends stattfinden wird.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Februar.

(Fortsezung.)

Die savoyische Revolutionsposse.

Man war wieder heiter, laut, unternehmend und drohend geworden in dem Maß, als man sich von St. Julien entfernte. In dieser Nacht wurden auch die Proklamationen ausgepackt, die am folgenden Sonntag und Montag (2ten und 3ten Februar) auf dem Marsch durch das Land in großer Menge unter das Volk vertheilt werden und großen Effekt hervorbringen sollten. Urtheilen Sie selbst über die Wirkung, die eine Schrift folgenden Inhalts hervorbringen kann: „Freiheit, Gleichheit, Menschheit, Unabhängigkeit, Einheit. Die provisorische Insurrektionsregierung im Namen des Volks: In Betracht, daß überall, wo Despotismus herrscht, Insurrektion die heiligste der Pflichten ist; daß, wenn der durch die Umstände gereifte Augenblick endlich gekommen, Jeder ein Verbrechen begeht, der nicht unter die Fahne der Insurrektion tritt; daß dieser Augenblick gekommen ist; daß jede, zu einem volksthümlichen Zweck beschlossene und gedachte Insurrektion auch vom Volke ausgeführt werden muß; daß eine freiwillige, gleichzeitige.

allgemeine laute Kraftäußerung das mächtige Mittel ist, die Krisis abzukürzen, beschließt: 1) Von diesem Augenblick an ist die Insurrektion proklamirt. 2) Die Staatsbürger werden aufgefordert, zu den Waffen zu greifen, von welcher Art diese auch seyen; sich auf den Plätzen zu vereinigen und sich an die Männer anzuschließen, welche die öffentliche Meinung und die Insurrektion selbst als diejenigen bezeichnen wird, die der Volkssache am meisten zugethan sind. 3) In jeder Stadt, in jedem Flecken oder Dorf soll die Sturmglocke geläutet werden. 4) Patrioten werden nach allen Seiten die Dörfer und das Land durchlaufen, um die Insurrektion zu verbreiten. 5) Jedes insurgirte Land wird seine Insurrektion durch auf den Höhen angezündete Feuer verkündigen. 6) Ueberall soll die Fahne der Regierung abgerissen und durch die Fahne der Insurrektion ersezt werden. 7) Die insurgirten Länder werden sogleich schnelle Kommunikationen untereinander errichten. Sie werden Kuriere nach den Orten schicken, welche nach den öffentlichen Nachrichten von den Befreiertruppen besezt sind. Diese Kuriere sollen sogleich von den Märschen, Concentrirungen und andern Truppenbewegungen Nachricht geben. 8) Jede Collision zwischen dem Volk und den Linientruppen soll so viel als möglich vermieden werden. Bevor man zur Gewalt schreitet, sollen alle Mittel der Verbrüderung mit ihnen versucht werden. 9) In den Städten soll sich die Insurrektion sogleich des Stadthauses, der Thore und der wichtigen Posten bemächtigen und sich in deren Besiz mit den Linientruppen behaupten, wenn sie mit diesen fraternisirt hat; allein aber, wenn dies noch nicht geschehen ist. 10) Die öffentlichen Beamten, als: Kassirer und Steuereinnehmer, Salz- und Tabaksbeamte, Rentbeamte, Hypothekenbewahrer, Direktoren oder Beamte der Posten, Forstbeamte und Inspektoren aller Art, Gemeindesekretäre und alle Rechnungsbeamte haben in ihren Stellen und Funktionen zu verbleiben, bei Strafe, des Verraths am Vaterland schuldig erkannt zu werden. 11) Die Gemeindesyndiken sind nicht nur zum Verbleiben an ihren Stellen und Geschäften verbunden, sie haben auch unter ihrer Verantwortung über die sofortige und genaue Ausführung gegenwärtigen Dekrets zu wachen. Die Akten, Archive, Bücher, Papiere und Verwaltungskassen stehen unter ihrer Verwahrung und Verantwortung. 12) Wenn feindliche oder zweideutige Linientruppen nahe bei den insurgirten Orten stehen, so soll man auf den öffentlichen Plätzen und an den äußersten Enden der Hauptstraßen Materialien aufhäufen, um diese zu barrikadiren. 13) Wenn einmal die Insurrektion bewirkt ist, so hat jede Provinz, jede bedeutende Stadt sogleich einen starken Haufen bewaffneter Patrioten nach dem Hauptquartier der Befreiungsarmee zu senden. 14) Das Insurrektionsgeschrei ist: es lebe die Republik! 15) Die Frauen, Kinder und Greise sind unter den Schuz des Volks gesezt. St. Julien, 1sten Februar 1834. Joseph Mazzini. Amadeus Melegari. Johann Ruffini. Rubin." Diese Proklamation beginnt also, wie ihre ältern Schwestern von 1792 und 1793, mit liberté und égalité, ist auch übrigens in demselben Styl nicht bloß für Savoyen, sondern für alle zu insurgirenden Länder abgefaßt, für Piemont, Italien, Frankreich u. s. w. Sie ist von St. Julien 1sten Februar 1834 datirt, wiewohl die Insurrektionsarmee diesen Ort keinen Augenblick inne gehabt hat. In Art. 15 werden zwar Weiber, Greise und Kinder unter die Sauvegarde des Volks gestellt, nicht aber Hab und Gut, Eigenthum und Vermögen; allerdings eine sehr weise Auslassung, deren guter Grund sich schon am folgenden Morgen zeigte.

(Die Fortsezung folgt.)

Stuttgart, 24sten Februar.

(Fortsezung.)

Der französische Teufel auf dem Theater.

Leider hat Scribe mit derselben Scheere, mit der er Marquisinnen und Napoleonsche Obersten ausschneidet, auch den Teufel zugerichtet, und so erhielt denn der entschiedenste Charakter von der Welt einen Vaudevillecharakter, das heißt keinen. Die Attribute eines Teufels, die Personifikationen eines Höllengeistes überhaupt, und der Typus des Teufels, des obersten, des Teufels par excellence sind auf's Wunderlichste durcheinander geworfen. Bertram ist bald ein Teufel, bald der Teufel; wäre er aber jenes ganz, so hätte er seine Sachen anders gemacht, wäre er dieses ganz, so hätte er es ganz bleiben lassen. Der böse Geist, der, sich als „Fürst der Hölle" ankündigend, den todten Nonnen auf dem Kirchhof zuruft:

Pour une heure quittez votre lit funéraire,
Nonnes, relevez vous!

und der böse Geist, der kaum vorher, belauscht, betrogen, die Rolle eines gemeinen Sendlings der Hölle spielt, können in unserm Sinne nicht eine und dieselbe Person seyn; so wenigstens, wie hier die heroischen und die komischen Elemente des Mythus gemischt sind, ermangelt die Figur durchaus der poetischen Wahrheit, und man sollte meinen, wenigstens in einem gewissen Grade sey diese ein absolut nothwendiges Erforderniß zur Erreichung der musikalischen Wahrheit, die ja auch keine andere ist als eine poetische. Kurz, ich muß meinem malkontenten Kunstphilosophen Recht geben: die Franzosen verstehen den T..... vom Teufel!

Dieses Faktum, ich darf es wohl so nennen, mag mich für den ganz unbefangenen Genuß der Musik verstimmt haben; freilich nicht in dem Grade, daß ich das große Talent des Komponisten und den Aufwand von Kunst in der Partitur, die Neuheit der Harmonie, die gewandtesten Kombinationen der Instrumental- und Vokalmusik hätte verkennen sollen. Die ersten zwei Akte, ein Theil des dritten, machten einen sehr gefälligen Eindruck auf mich, und von manchen Stücken mit vorherrschendem melodischem Charakter fühlte ich mich äußerst angenehm angesprochen; ich rechne dahin gleich den Chor im ersten Akt: versez à tasse pleine! Aliçens Romanze, die effektvolle Sicilienne Roberts; im zweiten den kleinen, sehr melodischen Frauenchor: à la souffrance donne assistance, die glänzende Cavatine, den schönen vierstimmigen Ritterchor beim Abgang zum Turnier; im dritten das ironische, in Grétrys Styl gehaltene Duett: ah! l'honnête homme. Jezt aber, mit dem formidabeln g der dämonischen Posaunen ward ich aus dem ruhigen Genusse aufgeschreckt. Es ist mir nicht gegeben, mich lange mit der Plus-Elektricität einer Oper, der Musik, zu laden und mich gegen die Minus-Elektricität, die Poesie, zu isoliren; im Brüllen jenes Dämonenchors schlug der Funke über und der französische Wortpoet neutralisirte in mir den deutschen Tondichter. — Den deutschen Tondichter? — Ja. Meyerbeers Werk ist, namentlich von Berlin aus, als ein ächtes Werk des deutschen Genius in Anspruch genommen worden, man hat es eine himmelanstrebende Lyrik genannt, man hat gesagt, bei allen, der französischen Richtung gemachten Concessionen, habe der deutsche Künstler von der deutschen Tiefe und Charakteristik, von der deutschen Wissenschaft in Sachen des Teufels nichts aufgegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 58.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 8. März 1834.

Es wohnt in diesen Wellen
Geheime Wunderkraft,
Die ist für wehe Stellen
Ein linder Balsamsaft.
Das hab' ich selbst empfunden
In diesem Trauerland,
Wenn ich, vom Flor umwunden,
An lieben Gräbern stand.

C. G. v. Leitner.

Der alte Gondolier.

Vom Grafen v. Platen.

Es sonnt sich auf den Stufen
Der seebespülten Schwelle
Ein Greis am Rand der Welle,
In weißer Locken Zier:
Und gerne steht dem Fremdling,
Der müßig wandelt, Rede
Auf seiner Fragen jede
Der alte Gondolier.

Er spricht: Ich habe rüstig
Lagun' und Meer befahren;
Doch hab' ich nun seit Jahren
Kein Ruder eingetaucht:
Es hangt die morsche Gondel
An Stricken in der Halle,
Wo Alles im Verfalle,
Wo Alles ungebraucht.

Es ist der Herr des Hauses
Nach fernen Himmelstrichen
Seit langer Zeit entwichen,
Für unsre Bitten taub;
Der Gute zog von hinnen
Am Tag, als Bonaparte
Der Republik Standarte
Ließ werfen in den Staub.

Er stand in besten Jahren,
Als er von uns geschieden;
Doch, lebt er noch hienieden,
So ist's ein greiser Mann.
Er sprach: Und soll ich dienen,
So sey's in fremden Ländern:
Hier soll mit Ordensbändern
Mich schmücken kein Tyrann!

Wir blieben, ach, und schauten,
Wie Kirchenraub und Schande
Beging die schnöde Bande
Nach schnellgebrochnem Eid!
Wir sahn, wie jene Wilden
Den Bucentaur zerschlugen,
Und unsre Seelen trugen
Ein unerhörtes Leid!

Wir sahn den Marcuslöwen
Zum fernen Strand entführen,
Wir sahn, wie man mit Schwüren
Und mit Besiegten scherzt.

Wir sahn, zerstört von Frevlern,
Was würdig schien der Dauer,
Wir sahn an Thor und Mauer
Die Wappen ausgemerzt.

Doch leb' ich und betrachte
Die theure Stadt noch immer,
Erquick' im Morgenschimmer
Die Glieder schwach und alt.
Von meines Herrn Pallaste
Vermocht' ich nicht zu weichen,
Auch läßt er gern mir reichen
Den kleinen Unterhalt.

Da denk' ich meiner Jugend,
Und wie ich als Matrose
Gefolgt der Windesrose
Bei Sturm und Sonnenstrahl;
Und wie blokirte Tunis
Und jene Türkenrotte,
Mit seiner schönen Flotte,
Venedigs Admiral.

O holder Tag, als Emo's
Heimzug die Fluthen theilte,
Und ihm entgegen eilte
Der Doge Paul Renier!
Gedenk' ich jener Zeiten,
Wird meine Seele milder:
Es fliegen jene Bilder
Wie Engel um mich her!

Was wäre die Kultur ohne die Buchdruckerkunst?

(Fortsetzung.)

Doch das ist noch nichts: schreiben doch die ehrlichen Leute das Säugen der Kinder von Seiten der Mütter dem philanthropischen Genius Jean Jacques Rousseaus als eine neue Erfindung zu, als ob Eva und ihre Töchter ihren Erstgebornen Ammen gehalten hätten! Ich erinnere mich, daß ich in meiner Jugend einer Vorlesung über Mnemonik beiwohnte, welche ein armer deutscher Philosophaster, Namens Feinnagel, im erbärmlichsten Kauderwelsch hielt. Das war auch eine Entdeckung; die herrliche Kunst, deren Neuheit kein Mensch in Zweifel zog, kostete jeden Adepten zwei Louisd'or; und in einer Stunde und für ein paar Groschen konnte sie Jeder in den dreihundertjährigen vermoderten Schriften des Peter von Ravenna, des Giordano Bruno, des Grattarol, und einer Menge Anderer lernen, von denen man heutzutage gerade so viel weiß, wie von den genannten. Was aber noch verwunderlicher ist: abgesehen von den abgeschmackten Formeln, womit mein lustiger Erfinder seine Kunst aufgeputzt, steht sie ganz und gar im dritten Buch der Rhetoricorum ad Herennium bei'm Cicero, dessen sich, scheint es, jene gelehrten Herrn von der Schule her nicht mehr erinnerten. Gegenwärtig ist viel von Jacotots Universalunterricht die Rede, die dem Doktoromonopol der hohen Häupter der Universität ein klägliches Ende droht. Jedenfalls muß der merkwürdige Mann die schönsten Blätter aus seinem Kranze einem armseligen Pedanten des siebzehnten Jahrhunderts lassen, der eine Zeitlang mit seinem tollen Zeug mitten in Paris, zu großem Ergötzen der Spaßvögel im Stadtviertel, Hausierhandel trieb, und dessen Ruhm seit langen Jahren die Gewürzkrämer zerpflückt haben. Damit wir in diesem Jahrhunderte der Aufklärung die ganze lange Reihe der menschlichen Verirrungen durchmachen, fehlt uns mit Gottes Hülfe nichts mehr als eine neue Religion, und wer ihrer hundert in der Woche machen will, dem thut unter dem Wust von Stoff nur die Wahl weh: unerschöpfliche Minen sind da die zahllosen heiligen Schriften aller Völker, die Reisebeschreibungen, die geschriebenen oder mündlich überlieferten Träumereien jener zahllosen Ketzer im Mittelalter, der eigentlichen Sophisten des Christenthums. Es wäre dies eine sehr unschuldige Beschäftigung, und in einer so tiefreligiösen Zeit wie die unsrige hätte die Sache sogar ihre spaßhafte Seite. Ist übrigens je etwas Neues aufzutreiben, so muß man es beim Absurden suchen; die Wahrheit hat Schranken, das Absurde aber nicht.

Ein für allemal: das Menschengeschlecht bewegt sich fort und fort in einem Kreise, aus dem es nimmer heraus kann, weil die excentrischen Kräfte, die es darüber hinaustreiben könnten, nicht in seiner Organisation liegen. Nur große Geister stehen auf einer Tangente dieses Kreises, die nicht in denselben fällt, aber ihn in einem Punkte fest, untrennbar berührt, und sich, wohl oder übel, mit ihm umdreht. So wenig sich der Termite in Nubien einen neuen Baustyl schaffen, so wenig unsere Biene das ewige Polygon ihrer Zellen mit einer Seite weiter bauen kann, so wenig vermag eine Staatsgewalt, ja auch nur ein bloßer Theorienmacher, der in seinem Studierzimmer chimärische Verfassungen schmiedet, einen neuen Kulturgang zu schaffen. Was wir zu thun vermochten, ist gethan worden, und was gethan worden ist, wird fort und fort gethan werden. Die Welt war einst jung, jetzt ist sie alt; sie hat ihre vier Alter durchlebt, ihre vier Säcula, wie die Alten sagten; und steht sie noch hunderttausend Jahre, sie dreht sich ewig um dieselbe Achse mit denselben Kräften. Ihr Leben verfloß, wie das Leben des Menschen, als Einzelwesen, verfließt, des Menschen, der ihr Prototypus ist: lange schleppte sie sich mit den Windeln der unmündigen Kindheit, kämpfte

in der Jugend mit dem Sturm der Leidenschaften, verfolgte blindlings im Mannesalter des Ehrgeizes trügerisches Ziel, und den elenden Rest eines durch den Untergang jeder Hoffnung verbitterten Lebens verbringt sie wechselnd in düsterm Unmuth und in dumpfer Unthätigkeit. Das Besserwerden, in welcher Beziehung man davon spreche, ist ein Trugbild für die Lernenden, ein Vorwand für die Wissenden, ein Spott für die, so dem Grabe zugehen. Der kommenden Geschlechter Loos ist in der Geschichte der dahingegangenen Geschlechter unfehlbar vorgebildet. Das Alterthum blühte durch das Institut des Christenthums, das jeder Freiheit, das allen Umwälzungen Thor und Thüre geöffnet hat. Wir sind im Zeitalter der Buchdruckerei, und dies ist die lezte Epoche dessen, was geschehen kann, denn sie hat Allen zum Besitz von Allem verholfen: die Buchdruckerkunst ist das Ackergesetz der Intelligenz. Erst Kasten, dann Priester, dann Advokaten; erst rein menschliche Gesetze, dann das Evangelium, dann die Zeitungen; darin liegen alle Phasen der Kultur, und wenn sie herum sind, muß man eben wieder von vorne anfangen.

Man wirft mir ein, von dem Punkte an, den die Kultur jezt erreicht hat, müsse sie nothwendig eine fortschreitende bleiben, weil ihr im Zeitalter der Buchdruckerei ein Vehikel der Progression geworden sey, von dem die frühere Zeit nichts gewußt habe. Die Buchdruckerei hat, der allgemeinen Ansicht nach, den Wiedereinbruch der Barbarei auf ewig unmöglich gemacht. Ja, diese Behauptung ist zum eigentlichen Grundsatz erhoben worden; man darf es aber wohl einmal laut sagen: dieser Grundsatz ist rein erlogen. Die Buchdruckerei ist so wenig ein Damm gegen die Barbarei, daß man ohne Scheu behaupten kann: leztere ist dadurch nur drohender und unvermeidlicher geworden. Die Buchdruckerei ist nicht die Morgenröthe eines Tages ohne Ende, sie ist die Abenddämmerung einer ewigen Nacht. So viel Jahrhunderte die Kultur weniger lebt, als sie voraussetzlich hätte leben können, so viel sind ihr von Guttenberg gestohlen worden. Eine neue Ansicht gilt immer für parador, und wenn mit einem Male alle verborgenen Wahrheiten ans Licht kämen, so wäre sicher allein die Lüge keine Paradore. Die Ansicht, die ich hier ausspreche, braucht keine Hypothesen zur Unterstützung, Thatsachen mögen für sie sprechen.

Als die Buchdruckerkunst in Europa erfunden wurde, war das Mittelalter noch nicht zu Ende, und statt es rasch zu beschließen, verlängerte sie vielmehr dasselbe. Die Buchdruckerei verbreitete die abgeschmackten Streitigkeiten der Scholastik, sie brachte in eine Welt, der bis dahin das Lämpchen des unbewußten, natürlichen, dem Menschen spezifischen Verstandes geleuchtet, die finstern Lehren, die stupiden Ausschweifungen des Mönchthums. Die Vernunft hat sich seit jener Zeit allerhöchstens so weit entwickelt, als sie sich auch ohne Buchdruckerei entwickelt haben würde, deren Sokrates und Cicero nicht bedurften, um den Polytheismus zu stürzen und die heuchlerischen Fabeleien der Augurn in ihrer Blöße zu zeigen. Man blicke zurück auf andere Uebergangsperioden und antworte aufrichtig: hat die Menschenvernunft bei Verhandlung religiöser Ideen durch die Buchdruckerkunst Zeit gewonnen oder verloren?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 24sten Februar.

(Beschluß.)

Der französische Teufel auf dem Theater.

Wenn man freilich an den deutschen Mann denkt, der aus Molières schwachem, prosaischem Festin de pierre ein Epos geschaffen hat, das einen ganzen Himmel und eine ganze Hölle umfaßt, muß man Solches für möglich halten. Allein schon bei jenem, durch Sprachröhre verstärkten Chor der höllischen Geister sagte ich mir: Teufel sind gefallene Engel, auch durch ihre wildesten Akkorde wird eine Reminiscenz der Sphärenmusik beben, und fragte mich: wollte der Komponist an der Académie royale de musique den wahren deutschen Teufel spielen, wenn er es auch konnte? Ich muß die Musik noch öfter hören, um diese Frage mir selbst beantworten zu können; vorläufig gestehe ich, sogar da, wo im lezten Trio, das für die Krone des Ganzen gilt, der Künstler alle Donner des Orchesters sammelt, hörte ich nur den französischen Diable in die Hölle plumpen, aus der ihn der deutsche Künstler nie hätte heraufbeschwören, oder — so ist wenigstens bis jezt mein Gefühl — wenn er einmal Gemeinschaft mit ihm gepflogen, nicht von sich hätte behaupten lassen sollen, er sey mit dem ächten daneben im Bunde gewesen.

Daß indessen das Stück in seinem Ensemble den höchsten Effekt hervorbringt, ist allbekannt, und jener Berliner Kritiker hat Recht, der seiner Zeit zierlich sagte: „Der Genius des Effekts spendet seine Reichthümer verschwenderisch.“ Sollte aber dies erreicht werden, so mußte sich Meyerbeer dem Charakter des modernen Opersystems in Frankreich anschmiegen, und das that er auch: in der Trias von Künstlern, die zum Gesammteffekt zusammenwirken, ist er nur der primus inter pares, während, nach dem veralteten Gebrauch, der Librettomacher nur der Vasall, der Dekorateur nur der Knecht des Komponisten war. Ob durch dieses Verhältniß das Musikwerk an innerem Werth und an Tiefe gewinnt, ist zweifelhaft, daß aber das Ganze auf diese Weise zu einem schimmerreichen, die Sinne mächtig fesselnden Werke wurde, liegt vor Augen. Was in der großen Welt, was in zehn Hauptstädten Aufsehen gemacht hat und mit Bewunderung genossen worden ist, wollen auch wir würdigen und genießen, und somit verdient die Intendanz den aufrichtigen Dank des hiesigen Publikums, daß sie weder die bedeutenden Kosten, noch die gewiß endlose Mühe gescheut hat, ein so complicirtes, die verschiedenartigsten Kräfte in Anspruch nehmendes Werk auf die Bühne zu bringen. Ich könnte hier in Versuchung gerathen, mich über die Leistungen unsers Personals auszulassen, wenn ich nicht wüßte, daß Sie, von dem Grundsatze ausgehend, ein für die Gebildeten des gesammten Deutschlands bestimmtes Blatt müsse allerdings über den Gang der Kunst Buch führen.

aber die Chronik der lokalen Bühnen lokalen Journalen überlassen, Kritiken künstlerischer Individualitäten nur dann gerne aufnehmen, wenn die Form die Materie, der Gedanke das Substrat beherrscht, was ich mir nicht zutraue, so dankbar an hiesigem Orte auch der Stoff seyn mag. Ich möchte Ihnen freilich zu bedenken geben, daß Schauspieler und Sänger so ziemlich — vom Geist, versteht sich, abgesehen — das einzige Gesammtdeutsche sind, was wir besitzen, die eigentlichen public characters, die, wie sie eine Art von deutscher lingua communis sprechen, keiner Provinz, sondern dem ganzen Vaterlande angehören; ich gebe indessen gerne zu, daß die Zahl selbst schon der bedeutendern Künstler mit dem Raum, den ihr Gesammtwerth für die Kultur in Ihrem Blatt anzusprechen hätte, in keinem Verhältniß steht. So viel werden Sie mir aber doch zu versichern erlauben, daß unser Orchester, unsere Sänger, unsere Intendanz den Vergleich mit keiner Bühne von demselben, oder sogar größern Umfang zu scheuen haben. Und nun nur noch ein paar Worte über die hiesige Aufführung. In der genannten Trias von Faktoren unserer Zauberoper geschieht Meyerbeer durch unsere Sänger und Musiker, durch unsere trefflich eingeübten Sang- und Tanzchöre durchaus Genüge; den Jammer der Herren Scribe und Delavigne, den potenzirten Jammer Theodor Hells nehmen wir mit ganz Deutschland geduldig hin, und Monsieur Ciceri ward von Seiten des Dekorateurs und Theatermeisters mit glänzendem Erfolg nachgerungen. Wir könnten ohne Weiteres mit den Franzosen sagen, der Mondschein in der Geisterscene des dritten Akts sey unerhört wahr, bemerken aber lieber, daß die gespenstischen Nonnen durch ihre große Zahl, wie durch die Virtuosität, womit sie sich ihres Auftrags entledigen, den Flor der hiesigen Balletschule und den Eifer unsers Intendanten, des Grafen von Leutrum, beurkunden.

Es war wohl nur die prämeditirte Kritik, was schon während der Aufführung den Geist des Widerspruchs bei mir weckte; wer nur Genuß sucht und ihn so reichlich findet, dem kommen die kritischen Gedanken höchstens den andern Tag beim Aufwachen, und mancher ernste Mann denkt wohl beim Nachhausegehen, was der Badaud ruft: c'est prodigieux!

A.

Genf, Februar.

(Fortsetzung.)

Die savoyische Revolutionsposse.

Als der Morgen des 2ten Februar anbrach, zeigten sich auf den benachbarten Anhöhen sardinische Kavalleriepikets, die aber nicht zum Angreifen, sondern bloß zum Rekognosciren ausgeschickt waren. Ihr Anblick machte auf die Insurrektionsarmee eine fatale Wirkung, denn mit stiller, verbissener Wuth zog sie sogleich ab, gen Annemasse hin, wo sie durch die Arve ziemlich gegen Unternehmungen von St. Julien her gedeckt war. Truppen von Thonon her glaubte man hingegen durch das bei der Bellote gelandete Insurgentenkorps abgehalten. Da in Annemasse die savoyische Douanengrenze ist, so steht hier ein Zollhaus mit ungefähr zwölf Mauthsoldaten. Mit unsäglicher Todesverachtung stürzte sich die Armee auf sie, es wurden einige unschuldige Schüsse gewechselt und dann zogen sich die Zöllner ins Innere des Landes zurück. Sogleich fiel die Armee über das Zollhaus her und riß es nieder, verbrannte die Bücher und Register, plünderte die Kasse und richtete einen Freiheitsbaum auf. Hier in Annemasse stieß auch der von Genf gekommene General Ramorino zu ihnen und übernahm das Oberkommando der Armee. Die Einwohner nahmen an dem Allen nicht den geringsten Antheil und freuten sich nur sehr über die Entmauthung. Statt mit der Insurrektionsarmee zu fraternisiren, zogen sie am 3ten und 4ten Februar schaarenweise nach Genf, um da schnell eine Menge Zucker, Kaffee, Baumwollenwaaren, Tuch u. s. w. einzukaufen und zollfrei in ihr Land zu führen; eine ameisenartige Wanderung, die unaufhörlich zwei Tage lang gedauert hat, und durch die schwerbepackten Pferde, Esel, Maulesel, Männer, Frauen und Kinder, die hintereinander herzogen, sehr komisch anzusehen war. Da die Insurrektionsarmee ungeachtet ihres vielen Zuredens zum Aufstand, ungeachtet ihrer zahlreich vertheilten Proklamationen so gar keine ihr günstige Stimmung bei den Einwohnern des Landes fand, so kam dadurch sichtlich Unsicherheit und Unschlüssigkeit in ihre ganze Unternehmung; die Polen und Deutschen wollten um jeden Preis weiter ins Land eindringen und dessen Aufregung nicht so leicht aufgeben, die Piemontesen und Italiener hingegen, ihre Lage und die Widerstandskraft der sardinischen Regierung wohl besser kennend, verlangten schnellen Rückzug auf Genfer Gebiet und Ablieferung ihrer Waffen. Ramorino und eine Art von Kriegsrath war derselben Meinung, eine Ansicht, die alle Augenblicke plausibler wurde, die Polen aber so wüthend machte, daß sie den vor Kurzem noch vergötterten Ramorino nun des Verraths bezüchtigten und ihn so ernstlich zu ermorden trachteten, daß er sich nur mit Mühe aus dem Fenster des Maires in Carra retten konnte, und auch hernach auf seiner weitern Flucht durch die überall herumschwärmenden Polenbanden in Lebensgefahr kam, aus der er nur durch die Geistesgegenwart und den Muth eines Genfers gerettet wurde. Schon am Sonntag machte die Insurrektionsarmee eine rückgängige und Seitenbewegung nach dem Dorf Villagrand, das dicht an der Genfer Grenze, unfern von Carra, liegt; am Montag (5ten) überlieferte sie dem hier aufgestellten Genfer Truppenkorps ihre Waffen und zerstreute sich hierauf in mehrere Haufen, von denen sich die meisten in der Dunkelheit wieder nach Carouge begaben, das sie am Sonnabend mit so glänzenden Hoffnungen verlassen hatten, und wo sie mit Recht Unterstützung, Gastlichkeit und Aufnahme bei den allen Regierungsmaßregeln so sehr entgegengesetzten Einwohnern zu finden hoffen konnten und auch wirklich gefunden haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Logogriphe in Nr. 52:
1) Werg, Werk. 2) Hunt, Hund. 3) Spaz, Spaß.

Logogriphen.

Hart und weich am vorlezten Zeichen.

1.

Weich sang es wilde Lieder,
Führt' in den Tod selbst Weiber,
Hart zwang es viele Weiber
Schon hart um ihre Leiber.

2.

Hart mach' ich's, dich zu irren
Im leichten Räthselrathen,
Weich ruf' ich nun es zu dir,
Folgst du, so ist's errathen.

3.

Hart geht's, schwimmt leicht, doch fliegt es
Und wird ein guter Braten.
Weich machst du's meinen Räthseln,
Hast du sie nur errathen.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 59.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 10. März 1834.

Hin, wo die Trümmer stehen
Der hohen Römerwelt, daß unsrer Tage
Ohnmacht an ihrer Größe sich beweise,
Hin nach Verona lenken wir die Reise.

Zedlitz.

Verona.

Von Willibald Alexis.

Wo sich die Etsch, in ihrem Lauf nach Süden, wiederum nordwärts wendet, um, kurz um eine Ecke brechend, abermals in ihrer vorigen Richtung fortzuströmen, liegt Verona. Der Alpenstrom, noch ganz in seinem Bergcharakter, grün, reißend, ungestüm, umspühlt in einem ovalen Halbkreise die eigentliche Stadt, so eine natürliche Festung bildend, welche indessen ohne große Kunst wenig Schutz geboten hätte. Denn diese ovale Halbinsel mit ihrer Spitze gegen Norden ist ringsum von Höhen umzogen, die es wiederum zu befestigen galt, wenn sie nicht zu gefährlichen Schanzen für jeden Feind werden sollten. Er brauchte nur mit Steinen über die Etsch zu werfen, und die Stadt war sein. Dies hat man denn auch gethan und rings auf dem Kamm der Höhen, so ungefähr parallel mit dem Flusse, gewaltige Riesenmauern gezogen, die unserer heutigen Fortifikationskunde ein Schnippchen schlagen und auch damals in ihrer ungeheuern, unbequemen Ausdehnung keine Garnison, sondern die ganze Bevölkerung einer Stadt, wie Verona, zu ihrer Vertheidigung forderten. Berg auf, Berg ab, steigt diese Mauer durch Schluchten und über Substruktionen, Berge und Thäler einschließend, und doch nur eine erbärmliche Vormauer der ungeheuern Alpenmauern, die sich dahinter gen Norden aufthürmen. Zwischen Etsch und Mauer klemmen sich nun Dörfer, Vorstädte, Kirchen, alte Citadellen, Gärten, Weinberge, Villen — alle in malerischer Unordnung ihrer Berglage. Malerisch, das Wort paßt überhaupt ganz eigends für Verona: eine italienische Stadt, umschlossen von einem grünen, breiten, reißenden Alpenstrome, umkränzt von Bergen, die hier bald Fels, bald grüne Hügel, Wald, Weinberge, Stadt sind, Alles dir bietend, nur nichts Monotones; und droben noch der Kranz der Berge, umkränzt von Mauern, die schon wieder malerische verwitterte Ruinen wurden, obgleich ihr Alterthum kaum ein drittes Stadium unter den Alterthümern der Stadt einnimmt.

Tausend Bilder, ich meine landschaftliche, wirst du finden, denn der architektonischen aus allen Zeitaltern sind so viele mitten in der Stadt, daß die Zahl Tausend gar nicht reicht; und das eben, dünkt mich, macht das Malerische, daß es kein einziges Bild ist, keine eine Totalanschauung, sondern daß der Maler überall suchen kann und finden wird, und überall eine neue Landschaft zu Tage kommt. Doch bleibt vielleicht die Hauptansicht die vom Castell San Felice, der nördlichsten Spitze jener umkreisenden Mauer. Man schaut hinunter über die wüsten Vorstädte, deren grüne und architektonische Spitzen

sich hier in der raschen Abdachung allein dem Auge präsentiren, auf die ganze Fläche der Stadt, wo die Quaderthürme aus dem Meer von geraden Dächern, scharf abspringend, auftauchen. Die Etsch schaukelt sich hindurch; du siehst durch ihre steinernen Brückenbogen und verfolgst ihren Silberlauf bis weithin in die lombardische Fläche. Verona ist noch eine Bergstadt, und doch auch wieder eine Stadt aus der Ebene, eine ächt italienisch-lombardische, was Beides ihr auch ohne ihr Alterthum und dessen sichtbare Stufenleiter einen ganz eigenthümlichen Reiz liehe.

Ich will dich nicht ermüden, wie ich mich selbst auch nicht ermüdet habe, Haus für Haus, Palläste, Sammlungen, Kirchen, Antiquitäten mit mir zu besuchen. Es ist gewiß außerordentlich viel Sehenswerthes da; aber wir überlassen es einem Engländer, Stück um Stück zu visitiren und zu notiren; und nicht einmal auf einen Thurm laß ich dich hier mit mir steigen, da wir schon — wenn auch nicht dasselbe — doch Aehnliches von den nördlichen Höhen herab gesehen haben. Verona ist ein Blüthepunkt des mittelalterlichen Lebens von Italien; das springt ins Auge bei jedem Schritt durch seine bunten Straßen. Aber indem ich dir seine Physiognomie deutlich zu machen versuche, wie sie sich mir aufgedrängt hat, darf ich nicht beim Mittelalter verweilen, sondern muß dich vom grauen Alterthume bis vorgestern umherführen. Denn das ist das ganz besonders Eigenthümliche dieser historischen Stadt, daß sie neben einander Monumente aus der Blüthezeit der verschiedensten Epochen aufzuweisen hat. Reichthum an Allem, Schönheit der Lage, ein ergiebiger Boden, ein Amphitheater der Alpen, ein reißender Strom, eine lachende Ebene, ein wegen seiner Schönheit berühmtes Geschlecht, eine romantische Geschichte, tyrannische Dynasten, ein Ezzelino, eine Scaligerfamilie, eine historische Liebesgeschichte, die erste in der Welt, wiederkehrend in aller Welt, vom ersten Dichter der Welt gefeiert, dokumentirt und monumentirt innerhalb Veronas Mauern, und dazu noch die Anklänge an das alte Rom, der nächste Verkehr mit Deutschland, die Kunst einmal in ihrer Blüthe, und endlich noch ein europäischer Kongreß in Verona — Himmel, wie viel des Glanzes über eine Stadt unter Italiens wolkenlosem Horizont!

Was noch von den alten Galliern da ist, denen man Veronas Gründung zuschreibt, weiß ich nicht: aber Rom brauchst du nicht zu suchen. Inmitten der Stadt, auf dem großen Platze Bra, steht ein fast zweitausendjähriges Denkmal der alten Weltbeherrscherin, die kolossale Arena. Selbst der italienische Cicerone, der dir Alles zeigen will, weil er meint, daß du nichts selbst finden kannst, würde lächeln, wenn du ihn darnach fragtest, so massenhaft ragt das thurmartige Bauwerk selbst über die großen Massen des Mittelalters vor und zeigt dir selbst den Weg. Dagegen wirst du dich von ihm führen lassen, um die andern Reste des römischen Alterthums, mehr oder minder verbaut, in den Straßen und Häusern aufzufinden. Allein wer sucht nach den Stecknadeln einer alten Königin, wenn er ihr Diadem gefunden? Nur eine Porta mit vielfachen großen und kleinen Arkaden springt in die Augen, indem sie noch jezt einen Schwibbogen in einer der lebhaftesten Straßen bildet. Noch kann man einige römische Inschriften darauf entziffern. Kurios ist — ich weiß nicht mehr, an welcher Straßenecke — das kleine Haus eines Buchhändlers in eine römische Tempelwand eingebaut, und irgend ein heidnischer Götterkopf nickt über der Glasthüre, hinter welcher doch füglich nur Devotionsbücher ausstehen dürfen.

Vom Norden her, durch die furchtbare Schlucht der Etsch, kamen die germanischen Barbaren, und ich glaube, es war auch hier, wo sie die berühmte Schlittenfahrt machten und auf ihren Schilden die Schneeberge herabglitten. Die Ufer der Etsch sind mit ihrem und italienischem Blute oft gedüngt, und hier an der Veroneser Klause rettete später der erste Wittelsbacher Otto durch kühne That das deutsche Heer. Ein germanischer Stempel ist mit riesenkräftiger Faust Verona aufgedrückt. Oberhalb der Stadt, jenseits des Flusses, jedoch noch innerhalb der spätern Ringmauern, liegt König Theodorichs Burg, jezt nur noch eine unförmliche Masse gewaltiger Mauern. Der Fremde wird selten hingeführt. Was sind auch Reste vom Re Theodorico für den Britten oder Franzosen, der seine grand tour durch Italien macht! Für den Deutschen ist die Stammburg seines Dietrichs von Bern etwas so Wichtiges, daß wir eben darum einen besondern Spaziergang dahin machen wollen und vorläufig das Hauptmonument der mythischen Epoche des Mittelalters an seinem Flecke stehen lassen, um durch das eigentliche Mittelalter innerhalb Veronas Straßen zu promeniren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Was wäre die Kultur ohne die Buchdruckerkunst?

(Fortsetzung.)

Am unmittelbarsten mußte die Buchdruckerkunst auf die Literatur fördernd wirken. Wo sind aber ihre ungeheuren Wirkungen? Hat ein neuer Homer den alten um seinen Kranz gebracht? ist mit einem von Leo X. gekrönten Poeten Horazens liebenswürdige Philosophie wiedererstanden? Wo ist der Geschichtschreiber, der Tacitus verdunkelt, wo der Moralphilosoph, über dem man Marc

Aurel vergißt? Und wir brauchen nicht so weit zurückzugehen: waren etwa die der Buchdruckerkunst unmittelbar vorangehenden Jahrhunderte gegen die Jahrhunderte nach ihr so gar weit zurück? steht denn Dante so gar tief unter Tasso, Boccaz unter Castiglione und Firenzuola, Petrarca unter Sannazar? Ja, die beiden größten Männer der neuern Zeit unter den eigentlichen Gelehrten, Erasmus und Luther, sind zu früh auf die Welt gekommen, als daß sie sich aus gedruckten Büchern hätten bilden können, die in ihrer Kindheit seltener waren als Handschriften, und wer hat sie übertroffen? Sollte die Buchdruckerkunst, als sie erfunden wurde, zu etwas nützen, mußte doch wohl das Zeitalter schon weit vorgeschritten, schon sehr reif, sehr geisteskräftig seyn. Und wenn man sieht, wie sämmtliche Klassiker, mit Ausnahme von zweien oder dreien, die noch nicht aufgefunden waren, in den ersten dreißig Jahren nach der Entdeckung gedruckt erschienen, und zwar an mehr als hundert fünfzig verschiedenen Orten, jeder in acht, zehn Ausgaben, womit auf einmal gegen zehn Millionen Bände in die Welt kamen, so ist wohl augenfällig, daß ein solches Unternehmen eine Unzahl gelehrter Männer voraussezt, welche im Stande waren, unter jenen Geistesschätzen mit Verstand eine Auswahl zu treffen, die Schwierigkeiten aller Art zu lösen, die abweichenden Lesarten zu vergleichen, die verdorbenen Texte herzustellen, die Lücken auszufüllen; und keiner dieser hochstehenden Männer verdankte doch wohl sein Wissen dem erfinderischen Genius des Mainzer Handwerkers, der ohne sie seine Hände ruhen lassen mußte. Ich appellire jezt an jeden vorurtheilsfreien Kopf: nehmen wir an, die Buchdruckerkunst sey eben erst in die Welt gekommen, wie die unbeschränkte Preßfreiheit, und zwar beim gegenwärtigen Zustand unserer Kenntnisse im Allgemeinen, wie viele unserer Jahrhunderte brauchte es wohl da, um dergleichen Werke zu Stande zu bringen? Sind sie denn heutzutage so dicht gesäet, die Lascaris, die Chalcondyles, die Demetrius von Creta, Monbritius, Trapezuntius, Manucius, Robert Gaguin, welche die Schätze des gelehrten Alterthums mit überschwänglicher Geisteskraft in die Welt streuten? Ach nein! ganz Europa, mit der alleinzigen Ausnahme von Deutschland, dessen Kultur, nach der übereinstimmenden Behauptung der Politiker, stationär geblieben seyn soll, wäre jezt kaum im Stande, ich will nicht sagen den hundertsten Theil der Pressen im fünfzehnten Jahrhundert, nein, nur die einzige Polyglottendruckerei zu Alcala mit verständigen Korrektoren zu versehen. Noch mehr, von den hundert fünfzig fruchtbaren Städten, wo die Handschriften sich vervielfältigten, wie die Brode im Evangelium, haben zum wenigsten hundert zwanzig keine Pressen mehr, oder der Preßbengel arbeitet doch nur an der Proklamation des Präfekten, dem Hirtenbrief des Prälaten oder dem Ausschreiben des Bürgermeisters. Die Glorie, welche ihnen einst, in einer Zeit, welche wir eine barbarische nennen, eine neue Kunst verliehen, ist rein aus ihrer Erinnerung verwischt, und sie meinen Wunder, was sie an dem haben, was noch von Literatur bei ihnen spukt; und was ist dies? Schreibstubendialektik und Sakristeiberedsamkeit.

Die materielle Erhaltung der Urkunden des menschlichen Geistes erscheint durch ein Mittel, wodurch sie ins Unendliche vervielfältigt werden können, freilich gesicherter; ist aber auch dem wirklich so? In China hat einmal, schon in sehr alter Zeit, eine Revolution fast alle Bücher zerstört; was die Chinesen jezt noch von ihrer viele Jahrhunderte alten Geschichte und Literatur besitzen, ist nicht der hundertste Theil dessen, was wir aus den Trümmern des Mittelalters gerettet haben, und doch hatten sie die Buchdruckerkunst. Bricht einmal eine Empörung gegen die Bücher aus, und sie muß einmal ausbrechen — war sie doch vor vierzig Jahren, ja vor einem erst,*) vor der Thüre — so muß der Zerstörungseifer desto reger seyn, je mehr Stoff er vorfindet.

Es ist eine ganz falsche Vorstellung, daß die Handschriften bei den Alten selten gewesen seyen. Manche Werke waren wohl in mehr Exemplaren vorhanden, als die meisten gedruckten Bücher. Der Stoff war dabei fester, dauerhafter, die Erhaltung durch größere Achtsamkeit gesicherter. Wo ist freilich jene Handschrift Homers, welche Alexander in der Truhe des Darius aufbewahrte? wo ist jene Chronik der alten Welt, welche Henoch in den Fels gehauen? Der Kaiser Tacitus befahl, jeder römische Bürger solle sich eine Abschrift der Werke des unsterblichen Geschichtschreibers, dessen Namen er führte, verschaffen; diese Vorsicht war fruchtlos, wir besitzen nur Fetzen von ihm. Die Bibliothek der Ptolemäer war weit reicher an literarischen Schätzen, als die reichste Büchersammlung im jetzigen Europa. Sie zählte siebenmalhunderttausend Bände, und sie zu vernichten, brauchte es nichts als eine Fackel.

Vielfältig, mit Ernst habe ich mich nach dem Schwung umgesehen, den die Buchdruckerkunst der Literatur ertheilt haben soll, und ich gestehe, ich kann nichts davon finden. Das Jahrhundert Franz I., das Jahrhundert Ludwigs XIV. waren große Jahrhunderte; sie gingen hinter der Erfindung der Buchdruckerkunst her, aber diese Kunst hat nichts damit zu schaffen. Jene Zeitalter mußten kommen, und sie waren mit der Buchdruckerei, und zwar im höchsten Fall, was sie ohne dieselbe auch geworden wären. Das Zeitalter des Perikles, das

*) Der Verfasser meint mit jenem die französische Schreckenszeit, mit diesem die Plünderung der Bibliothek des Erzbischofs von Paris.

Zeitalter Augusts haben nicht auf sie gewartet. Und ist sie wirklich auf die Entwickelung unserer Literatur von Einfluß gewesen, desto schlimmer; ein solcher Einfluß konnte diese nur um ihre Naivität bringen. Mit neuen Eigenschaften hat sie die Druckerei nicht ausgestattet, nein, sie hat ihr die Schwingen gelähmt, indem sie sie in die Bande einer bigotten, kleinlichen Nachahmung schlug, indem sie sie um das brachte, was den Produkten des Geistes ihren eigentlichen Werth gibt, um die Selbstständigkeit des frisch gebornen Gedankens, um die originelle Wendung im Ausdruck, und auf diese Weise ist vielleicht aus zwei Plejaden genialer Köpfe eine Heerde zierlicher Plagiatoren geworden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Februar.

(Fortsetzung.)

Die savoyische Revolutionsposse.

Wenden wir uns nun zu dem andern, aus Polen und Deutschen bestehenden Insurgentenhaufen, der von Nyon her am Morgen des 1sten Februar bei der Bellote gelandet war, so sehen wir ihn von der Genfer Miliz im Schach gehalten, bis sich die Polen, bei der Unmöglichkeit, weiter zu dringen, endlich bewogen sahen, sich wieder einzuschiffen. Das indeß herbeigekommene Dampfschiff W. Tell nahm ihre Barke am Sonntag früh (2ten) ins Schlepptau und führte sie wieder hinüber auf die waadländische Küste, aber nicht nach Nyon, wo sie hergekommen und wo die Stimmung für die Polen zu aufgeregt war, sondern nach Coppet. Hier stellten sich sogleich einige Bataillons waadländischer Truppen am Ufer auf, das bewaffnete Dampfschiff und eine mit Soldaten besezte Barke nahmen das Polenschiff in die Mitte und ließen keine Verbindung mit dem Lande zu. Es wurde auch, bevor Antwort auf die geschehene Anfrage von Lausanne gekommen, keinem Insurgenten erlaubt, zu landen. Da es Sonntags ziemlich frisch war, zumal auf dem See, so war die Lage der auf dem Wasser in einer offenen Barke eng Zusammengedrängten sehr peinlich; doch wurde ihnen Essen und Trinken in Menge gereicht, und an ermunterndem Zuruf vom Lande her fehlte es auch nicht; indessen war doch in Coppet selbst der Polenenthusiasmus viel lauer als in Nyon, wo er wirklich etwas Fieberhaftes hatte. In der Nacht vom Sonntag auf den Montag ($^{2}/_{3}$.) kam endlich von Lausanne die Erlaubniß zu ihrer Ausschiffung an. Die Insurgenten sollten zuerst und bis zu ihrer gänzlichen Wegführung im Nyoner Schloß eingeschlossen werden; da aber die Einwohner da Miene machten, sie zu befreien, so brachte man sie nach Rolle in Verwahrung.

Sie fragen vielleicht: was war Ihr Antheil bei dem Allen? Haben Sie vielleicht Manches mit eigenen Augen gesehen? Allerdings. Welche Parthei nehmen Sie? Ich habe die von Paris aus kommandirte, mit Blut beginnende polnische Revolution von Anfang an nicht gebilligt und nichts als unsäglichen Jammer für das Land von ihr erwartet, nachdem darin nicht Bürgertugend und eine große leitende Idee, sondern eine Menge großer und kleiner Leidenschaften und Widersprüche vorherrschend wurden; ich verabscheute immer das so undankbare, jakobinische Wesen der Polen in Frankreich und überall, wo sie noch auf ihrer Auswanderung hingekommen sind, ich verabscheue ihr Fieber, sich überall einzumischen, das Bestehende umzustoßen und zu revolutioniren, ich begreife nicht, wie ein ritterliches, tapferes Volk so wenig auf sein Ehrenwort halten und seine Wohlthäter mit Undank belohnen kann; aber ich liebe die Polen als ein geistreiches, liebenswürdiges Volk, ich bin ihnen dankbar für die gastliche und freundliche Aufnahme, die ich in ihren Schlössern gefunden habe, ich erkenne ihre gesellschaftliche Anmuth und die Liebenswürdigkeit ihrer reizenden Frauen. Gleicher Dank und so vieles Andere zieht mich auch zu den Italienern hin, bei denen ich lange lebte. Ich billige die revolutionären Unternehmungen meiner deutschen Landsleute von Hambach bis zu Frankfurt nicht, ich bedaure ihre Meinung, daß auf diesem Wege das Glück Deutschlands gemacht werden könne; aber ich vergesse nicht, daß wir Einem Vaterland angehören und daß wir Eine Sprache reden. Als ich daher am Abend des 1sten Februars Männer aus diesen drei Nationen zu einer Unternehmung ausziehen sah, deren ganzen Unsinn und Gefahr ich besser einsah wie sie, und da ich unmöglich ahnen konnte, daß sie diese Unternehmung, kaum begonnen, wie Schulknaben, ohne das geringste Zeichen von Muth und Energie, wieder aufgeben würden, als ich sie so entschlossen von Carouge ausziehen sah, that es mir herzlich leid, und instinktartig, ohne recht zu wissen, was ich vornahm, sezte ich mich zu Pferd, um vielleicht einen oder zwei im Augenblick der Gefahr zu retten. Als ich Abends neun Uhr nach St. Julien kam, waren die Insurgenten schon längst links abgegangen, und von einer Anhöhe sah ich sie neben ihren Feuern bei Bossey bivouakiren. In St. Julien sagte man mir, ihre Ankunft sey eine Stunde vorher durch einen reitenden Boten angekündigt worden, die Garnison habe hierauf Ordre erhalten, zum Abmarsch bereit zu seyn und die Pferde zu satteln; Patronen wurden ausgetheilt u. s. w., sogleich aber auch befohlen, sich beim Einmarsch der Insurgenten ganz ruhig zu verhalten, als wenn gar nichts vorginge. Durch Spione wollte man wissen, das Hauptinsurrektionskorps werde morgen unter Ramorino's Anführung von Annemasse in Savoyen vorzudringen suchen. Ich ritt hierauf zurück und blieb in dem Grenzort Chesne über Nacht, um am folgenden Morgen bei guter Zeit gegen Annemasse zu reiten. Dort kam ich aber doch erst an, als die Insurgenten schon das Zollhaus zertrümmert und dessen Kasse weggeschleppt hatten. Links bei dem Dorf wurde ein Freiheitsbaum gepflanzt, einige Gruppen sangen die Marseillaise, andere scherzten mit den Mädchen und Frauen, die aber kurz mit ihnen angebunden waren. Von einem jungen Deutschen, den ich früher in Genf gesehen und jezt bei den Insurgenten erblickte, erfuhr ich, daß sieben blutarme Savoyarden für dreißig Sous täglich angeworben worden seyen, daß aber, dieser Unterstüzung ungeachtet, die Rückkehr der Insurgenten auf Genfer Gebiet bereits beschlossen sey; er denke morgen wieder bei seinem Buchbinder in Genf einzutreten. Der junge Mensch gab mir auch die oben mitgetheilte Proklamation der provisorischen Regierung. Hier war also nichts mehr zu beobachten; deswegen beschloß ich, über Carra nach Coligny und der Bellote zu reiten, um da das andere Insurrektionskorps zu sehen. Aber schon vor Coligny begegneten mir Leute, von denen ich erfuhr, die Polen seyen bereits am Morgen früh auf ihrer Barke eingeschifft und von einem Dampfboot wieder hinüber ins Waadland geschifft worden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 60.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 11. März 1834.

Tout cet éclat dont l'Europe est si fière,
Tout ce savoir qui ne la defend pas,
S'écrulera. —

Béranger.

Was wäre die Kultur ohne die Buchdruckerkunst?

(Beschluß.)

Die Buchdruckerkunst, sagt man, hat herrliche Geisteswerke dem Zahn der Zeit entrissen, und vielleicht wären sämmtliche Werke der Alten auf uns gekommen, hätten sie sie gekannt. Ich bedaure wohl so sehr als irgend Jemand den Verlust der Schauspiele Menanders und der lateinischen Komiker, unter denen Terenz erst der sechste im Range war, obgleich Plautus gar nicht gerechnet wurde. Allerdings wären mir die verlornen Dekaden des Livius und die Gedichte des Varius ein hoher Genuß, ich gäbe viel Geld um die schlechteste Ausgabe von Ciceros Abhandlung de gloria, und vollends um des Brutus Buch de virtute; aber ich tröste mich manchmal mit dem Gedanken, daß dann auch das alberne Zeug eines Bavius und Mävius und das unverschämte Geschwätz des Zoilus auf uns gekommen wären.

Der große Uebelstand bei der Buchdruckerei ist der: sie ist passiv und nicht intelligent; sie gehorcht willenlos, sie unterscheidet nicht; sie hat das Gute, sie hat aber auch das Verwerfliche in Umlauf gebracht; sie hat manchen feinern Geistesgenuß zugänglicher gemacht, dagegen aber tausend Irrthümer und Tollheiten gehegt; und da nun einmal der denkenden Köpfe unendlich wenigere sind als der nicht denkenden, hat sie immerhin den Weisen mit geistiger Speise gelabt, im großen Haufen aber ein ewiges Ferment zur Unordnung erzeugt; die Kultur ist durch sie beschleunigt, eben damit aber rascher ihrem Verfall in Barbarei entgegengeführt worden, wie das Opium in starken Dosen das Leben beschleunigt, es aber desto geschwinder dem Tod entgegenführt.

Hat aber wirklich die Literatur durch die Buchdruckerei gewonnen, so wird man wenigstens nicht behaupten wollen, daß die Schriftsteller durch sie gewonnen haben. Durch die feile Vervielfältigung schlechter Bücher ist die Kunst des Schriftstellers in Mißachtung gekommen. Bei den Alten verlieh die Gabe des Styls, das Meisterstück der Natur, wie es Pope nennt, dem Mann, der sie besaß, eine Art von priesterlicher Weihe; die Buchdruckerei hat die Himmelsgabe zum Handwerk gemacht. Geistige Bildung bahnte einst den Weg zu Ehre, Größe und Ruhm; heutzutage erblickt man nicht viel mehr darin, als einen eitlen Zeitvertreib für den Müßigen, ein Erwerbsmittel für den Armen, eine Waffe in der Hand des Schlechten. Immerhin mag man, wie bisher, so noch eine Weile, der Wissenschaft und dem Genie das tägliche Brod reichen, Kränze hat man nicht mehr für sie. In unsern Tagen kommt keinem Tullius

mehr der Purpur entgegen, zieht kein Petrarch mehr im Triumph aufs Kapitol. In den glühendsten Seelen erstarrt die Begeisterung vor jener wüsten, lärmenden Publicität, die nicht der Ruhm ist. Die Musen sind Weiber, und Heimlichkeit ist die Seele ihrer Genüsse.

Erschöpft ist die Frage allerdings nicht, aber entschieden. Inwiefern die sogenannte fortschreitende Entwicklung des gegenwärtigen Gesellschaftszustandes dem Wiedereinbruch der Barbarei wehren soll, ist rein nicht abzusehen. Nein, ihr werdet wieder Barbaren, wie ihr es wart, und vielleicht ärgere, und viel fehlt wahrlich nicht, so seyd ihr es jezt schon; von der frühern wird sich eure Barbarei nur in Einem Punkt unterscheiden: ihr Reich wird im Namen der Kultur und Perfektibilität, d. h. mit dem Unsinn, seinen Anfang nehmen. Das bestreite ich euch nicht, daß ihr von den Schleiern der keuschen Isis ein paar gelüftet habt; doch dazu gehört nicht mehr als beharrliche Wißbegier und unverwüstliche Eitelkeit, zwei Eigenschaften, an denen es zwar der Menschheit zu keiner Zeit gefehlt hat, die aber ganz besonders das gegenwärtige Geschlecht charakterisiren. Aber jenen ewig undurchdringlichen Schleier, hinter dem vom Anbeginn der Zeiten die Natur ihre Mysterien vor jedem Menschenauge birgt, den werdet ihr nimmermehr lüften. Die einzige Wahrheit, deren Erkenntniß euch verliehen ist, die ihr vollkommen ergründen dürft, ist, daß ihr sterben müßt, daß alle eure Werke vergehen müssen, wie ihr.

Ich wollte beweisen, daß die Buchdruckerkunst, mag man darüber sagen was man will, das unabänderliche Loos des gesammten Menschengeschlechts läßt, wie es ist; daß an ihr weder der Ruhm ein Präservativ gegen die Vergessenheit, noch die Kultur ein Präservativ gegen die Barbarei hat. Wie viel lieber hätte ich ihr diese Wunderkraft zugestanden! leider aber gehört sie in Eine Kategorie mit Medeas magischen Künsten, mit der Poeten Quell der ewigen Jugend und dem trinkbaren Gold der Alchymisten. Wie gerne möchte ich der Wunder dieser Kunst genießen, ohne Ahnung der allgemeinen Katastrophe, die sie über ein Kleines mit dem ganzen Geschlecht in finstere Nacht begraben wird! Meine Schuld ist es nicht, wenn die Betrachtung der Zukunft der Völker auf einen wirkt, wie die Höhle des Trophonius, die man nur mit verstörten Zügen verließ, und wenn ich am Rande des Abgrunds keinen Trost weiß als den Spruch der alten Weisen:

— dum licet uti,
Utere deliciis; omnia mors adimit.

Verona.

(Fortsetzung.)

Noch freilich gehört das Grabmal des Königs Pipin, im äußersten Westen der Stadt, der außerhalb der Halbinsel liegt, dieser grauen Vorzeit an, es ist aber nicht von großer Bedeutung. Indem wir zurückkehren, sehen wir indessen am Ufer der Etsch, gerade an dem Punkte, wo sie sich nordwärts wendet, das Castell Vecchio, ein ausgedehntes, massenhaftes Castell von rothem Ziegelstein, ganz in der alterthümlich = mittelalterlichen Bauart, welche den Burgen Oberitaliens einen durchaus verschiedenen Charakter von denen Deutschlands gibt. Während die deutsche Feudalbaukunst Alles nach oben zuspizte, thürmen sich hier die Zinnen wie getragene Schaalen; die Dimensionen, die unverzierten Massen und das verwitterte Ziegelroth geben allen diesen Castellen etwas Unheimliches. Ihre unterirdischen Kerker habe ich nicht besucht; aber die Vorstellung aller der Gräuel und Martern, die man einem Ezzelino beimißt, kann uns wohl beim äußern Anblick einer solchen Burg natürlich scheinen, wie denn auch dies Castell Vecchio, jezt eine Kaserne kaiserlicher Truppen, ehedem ein Siz des gefürchteten Tyrannen gewesen seyn mag. Als Zwingburg der alten Dynasten von Verona hatte es den geeignetsten Plaz, indem es Fluß und Stadt zugleich beherrscht.

Der volle Typus einer Reichsstadt, aber einer italienischen, ruht auf der eigentlichen Stadt Verona. Enge, krumme, hohe Straßen, dabei breite Pläze, herrliche Kirchenfronten, mit gehörigen Räumen davor, wie es scheint mit Gewalt ausgehauen in die Steinmasse, damit man sie sehen soll; und an diesen hohen Fronten der Straßen und Märkten jedes Fleckchen Betriebsleiß und Zierlichkeit von sonst. Was eine deutsche Reichsstadt ist, weißt du; aber nun denke dir die Nürnberger Häuser höher, bunter, großartiger, massiver. Ich führe dich z. B. auf den Blumenmarkt — oder heißt er Fruchtmarkt? — er ist breit und schmal, lang und kurz, wie du ihn ansehen willst; aber von jeder Seite bietet er ein schönes architektonisches Bild, eine so bunt komponirte Dekoration, die die Erfindungsgabe des Malers überflügelt. Kein Haus wie das andere, Marmorfronten und Nürnberger Drechslergebäck, Antikes und Gothisches, kunstreich durch = und zusammenkomponirt, von Marmorsäulen getragene Palläste und Giebelhäuser, wo sich eine Etage über die andere schiebt. Es hat in Italien Alles Farbe; man braucht die Wirklichkeit nur abzuklatschen, und man hat ein Bild; in der Gegenwart färbt häufig nur der Schmuz des Lebens, aber die Farben der alten Italiener scheinen, wie ihre Gemälde beweisen, dauernd, so auch die Farbe ihrer Architektur. Es lebt noch Alles hier in Verona, und das Straßenleben von heut zeiht

das an den Mauern keiner Lüge. Die wenigen Elegants und frisirten Kellner abgerechnet, die sich auf dem Fruchtmarkt sehen lassen, könnte alles Uebrige, was sich darauf präsentirt, so gut im sechzehnten Jahrhundert, als heut, dort vorgehen. Um das Bild der reichen Behaglichkeit zu füllen, denke dir zu den Bäuerinnen, alten und jungen, in ihrer malerischen Tracht, zu den Körben voll Grünem, voll Weintrauben und Kernobst, zu den Granaten und Apfelsinen, zu dem besonders malerischen Blumenkohl, zu den röstenden Kastanien, zu den gaffenden Faullenzern, die Hände auf dem Rücken, zu den zarten Veroneserinnen, die mit ihren weißen Schleiern sich durch diesen reichen Teppich drängen, denke dir dazu noch, als Teppich unter dem Teppich, ein spiegelglattes Pflaster von Marmorfliesen! Manchmal dünkte mich das in den italienischen Staaten wie eine Sottise zu dem Schmutz und den Unebenheiten, die dem Leben hier seine eigenthümliche Poesie geben.

Mir fehlen in der Sprache immer die rechten Töne für das Charakteristische einer ächt italienischen Stadt. Ich meine hier nur ihre Bauart und rede nur von Oberitalien. Beim ersten Anblick hat man es weg und kann es doch nicht wiedergeben. Mailand ist keine solche Stadt; oft verwüstet, hat sie ein ziemlich allgemein südlich-modernes Ansehen gewonnen; Venedig noch weniger, das ist etwas ganz Eigenthümliches durch sich und aus sich. Die Maler malen lieber die ganz antiken, oder ganz modernen Vüen aus dem weiteren Süden, und doch könnten sie mit wenigen Strichen und Farbenzügen den Typus der alten lombardischen Städte skizziren. Ich sah ihn in Piacenza zuerst und fand ihn überall wieder. Sein Grundton ist roth, seine Grundform breit und gedrückt, d. h. die massenhaften Fundamente verrathen ein Streben nach Höhe, aber eine flache Hand hat sie alle planirt. Alle Häuser enden mit einer geraden Linie und alle kastell- und pallastartigen Massenbauten, ja selbst viele Kathedralen, thürmen nur mehrere gerade Linien über einander dem Horizont entgegen, die durch ihre verschiedene Länge und bunte Cannelirung sich von einander scheiden. Damit nun nicht der Horizont mit dieser rasirten Kante einen Halbkreis oder Bogenschnitt bilde, läßt man hie und da ins Leere eine Kuppel hinauswachsen, oder aus dem Meere von Flächen schießt ohne Anhalt ein schlanker viereckiger Glockenthurm in die Höhe, eine Hopfenstange mitten in einem Kleefelde. Diese Glockenthürme hängen selten mit den Kirchen, denen sie dienen, zusammen, und eben so isolirt dünkt uns ihr Himmelanstreben in Vergleich zu der Stadt, die in ihren horizontalen Linien bemüht ist, sich ganz der Erde anzuschließen. Welch andere Bedeutung haben die Kirchthürme in einer gothischen Stadt! Wie sind sie da nur das lezte Glied des himmelanstrebenden Sinnes, der von den Erkern der Privathäuser durch die Portale, Strebepfeiler und Giebel der Kathedralen bis zu ihnen seine Stufenleiter findet!

Durch eine kleine Querstraße von jenem Blumenmarkte kommst du freilich an etwas gothisch Gethürmtes; es ist sogar ein Kirchhof, aber die Spitzen reichen nicht zum Himmel, und der ganze Kirchhof wird erdrückt von den rings umher stehenden Häusermassen. Es ist das Grabmal der Scaliger, das kurioseste, geschmackloseste Monument des Mittelalters in Verona, vielleicht in allen gothischen Städten. In Erz und Stein haben sich die alten Dynasten der Stadt Grabmäler über ihren Grabgewölben meißeln und gießen lassen, pyramidalisch, gothisch-geschnörkelt, römisch fundamentirt, mit Heiligenbildern und eigenen Conterfei's, die in Erz, gewappnet vom Wirbel bis zur Zehe, unter den Spitzdächerchen stehen. Und unter diesen Schaugestalten, die bizarr und schreckhaft zugleich sind, modern, oder modern nicht — denn einige sind Mumien — die alten Scaliger und ihre Muhmen und Vettern. Und dieser gothische Todtenhof ist, wie gesagt, zwei Schritte weit vom Küchenmarkte, in einem finstern Winkel Verona's, und dennoch eine Zierde der Stadt; denn wer möchte sich Verona denken ohne die Gräber der Scaliger!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Bugeaud und Dulong.

Bei einer der in dieser Jahrszeit so häufigen Soirées befand ich mich neben einem Manne, welcher das Ordensband der Ehrenlegion trug und ein sehr gebildeter, fein gesitteter Mann zu seyn schien. Er sprach in einem sanften Tone, und was er sagte, war recht vernünftig und ganz human. Nun trat Jemand in die Gesellschaft und erzählte den traurigen Vorfall des Tages, nämlich den Zweikampf zwischen dem General Bugeaud und dem jungen Dulong, seinem Kollegen in der Deputirtenkammer, welcher Vorfall an eben diesem Tage statt gehabt und sich leider mit dem Tode des im Zweikampfe unerfahrnen Dulong endigte. Jedermann bezeigte sein Bedauern über eine so traurige Begebenheit, obschon die Duelle sonst in Paris wenig Aufsehen erregen, da man selten die Kämpfer persönlich kennt und auch wenig von den nähern Umständen erfährt. Dießmal war die Veranlassung eine in der Hitze der Debatte hingeworfene beleidigende Aeußerung eines zu voreiligen Jünglings gegen einen General, welcher durch das ihm aufgetragene Kommando in der Festung Blaie während der Gefangenschaft der Herzogin von Berry dem Publikum allgemein bekannt geworden war. Die kleinen karlistischen Blätter hatten Monate lang Gift und Galle gegen ihn gespieen, ohne daß sich der Mann auch nur im Geringsten gerührt hätte. Jezt aber, bei der öffentlichen Beleidigung in der Deputirtenkammer, empört sich sein Ehrgefühl; er verlangt Genugthuung; vermittelnde Freunde suchen die Sache durch ein von Dulong unterzeichnetes Schreiben beizulegen; schon

ist dasselbe in einer Journaldruckerei und soll in der Nacht abgedruckt werden, um am andern Morgen in den Zeitungen zu erscheinen. Ein unbedachtsamer Mitarbeiter am ministeriellen Journal de Paris kündigt in dessen am Abend erscheinenden Bulletin du soir an: Dulong habe zum Kreuz kriechen und dem General schriftlich Abbitte thun müssen. Nun empört sich auch das Ehrgefühl Dulongs; er berathschlagt mit seinen Freunden und sie sind der Meinung, bei so bewandten Umständen würde das Erscheinen seines Schreibens als Feigheit ausgelegt werden, und er müsse den Brief zurücknehmen. Dies geschah um Mitternacht. Der Zweikampf war nun unvermeidlich, und Dulong fiel am andern Morgen. Mich dünkt, seine Freunde waren hier in ihrem Rathe zu weit gegangen; denn was konnte es schaden, daß in einem Journale, wenn es auch ein ministerielles war, Jemand behauptete, Dulong sey zu diesem Schreiben gezwungen worden? die Hauptsache war doch die Abfassung des Schreibens selbst. Da nun aber dieses so abgefaßt war, daß beide Partheien damit zufrieden gewesen waren, so hätte die unbedachtsame Aeußerung des Journal de Paris, die doch nur eine Privatmeinung enthielt, auch Niemand auf dem Versöhnungswege stören sollen, den man doch einmal eingeschlagen hatte. In der Abendgesellschaft, wovon ich oben sprach, wußte man aber nur erst die Hauptsache; Dulong war noch nicht einmal todt; es wurde erzählt, die Kugel sey im Kopfe stecken geblieben und er liege seit dem Morgen ohne Besinnung, ohne daß Hoffnung zu seiner Wiederherstellung vorhanden sey. Nun ergriff der feine Herr neben mir das Wort und äußerte, Dulong sey ein schlechter Kerl gewesen und nach Gebühr behandelt worden; diese Lektion werde die Opposition lehren, künftighin behutsamer in ihren Aeußerungen zu seyn. Ganz erstaunt über den leidenschaftlichen Ton und die lieblosen Gesinnungen des feinen Herrn, wandte ich mich an einen Nachbar und fragte ihn leise, wer dieser Mann sey. „Sie kennen also Herrn **, den Deputirten, noch nicht, welcher in der Kammer hinter der Ministerbank zu sitzen pflegt?" erwiderte der Nachbar etwas höhnisch. Nun erinnerte ich mich allerdings wohl eines zuweilen für die Minister ziemlich heftig redenden Deputirten dieses Namens; allein niemals hätte ich geglaubt, daß ein solcher Ministerfreund so leidenschaftlich urtheilen, mit solchem Hasse einen gefallenen Oppositionsredner verfolgen könne. Wie läßt sich Ruhe und Eintracht hoffen, wenn sogar die Anhänger der jetzigen Machthaber so wild losfahren? Aus dem, was der Mann mir erzählte, sah ich, daß er besser unterrichtet war, als wir Alle; denn er war schon Nachmittags bei dem siegreichen General Bugeaud gewesen, und die ganze Ministerpartheí hatte sich zu demselben verfügt; auch der Minister d'Argout war da gewesen; Alle hatten dem General wo nicht Glück gewünscht, doch ihre Zufriedenheit darüber bezeigt, daß er unverletzt aus dem Zweikampfe davongegangen. Der General, sagte er, habe sich sehr bescheiden geäußert; er habe bedauert, den Tod seines Gegners veranlaßt zu haben, er sey aber zu dem Kampfe gezwungen gewesen u. s. w. Es ward mir unheimlich neben einem Manne, welcher vor wenigen Stunden dem Sieger über einen Kollegen seine Zufriedenheit bezeigt hatte, und ich entfernte mich aus der Gesellschaft.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, Februar.

(Beschluß.)

Die savoysche Revolutionsposse.

Erst Nachmittags gegen vier Uhr konnte ich wieder von Genf weg, wo ich um das Stadthaus herum viel Bewegung zweideutiger Leute sah. Zwischen dem Schweizerthor und Coppet gerieth ich in eine unsägliche Menge Wagen, Reiter und Fußgänger, die gingen und kamen. Bei Coppet lagen die drei Barken. Es war wirklich ein trauriger und ergreifender Anblick. Die Barke mit den zweiundneunzig Polen und zwanzig Deutschen — irrig zeigte man mir Dr. Siebenpfeifer unter ihnen — lag in einiger Entfernung vom Ufer, neben ihr auf der einen Seite das bewaffnete Genfer Dampfschiff, auf der andern eine mit Waadtländer Truppen besezte Barke, die Ufer waren gleichfalls mit Militär besezt und so alle Kommunikation mit den Insurgenten abgeschnitten. Sie lagen auf ihrer Barke so dicht bei einander, daß das Umdrehen eines Einzelnen auf dem ganzen Schiffe Unordnung und Störung, ja sogar die Gefahr hervorbrachte, über den uneingefaßten Rand ins Wasser zu fallen, und die Europe centrale, welche diese Lage der Insurgenten pittoresquement atroce nannte, behauptete gar, drei seyen wirklich ins Wasser gefallen, aber wieder gerettet worden. Man hoffte in der folgenden Nacht von Lausanne die Erlaubniß zu ihrer Ausschiffung zu erhalten.

Dies war also die große Expedition, von der die Pariser Tribüne vom 5ten Februar gleich zu Anfang der ersten Kolumne mit großen Buchstaben sagte:

Je vous annonce que demain, dimanche 2 février, le général Ramorino entre dans le Piémont à la tête de 4500 hommes Italiens, Français, Suisses et Polonais. C'est le premier mouvement de cette insurrection préparée avec tant de constance et de courage par la jeune Italie. C'est le premier tocsin de l'émancipation des peuples... Une autre lettre nous annonce que le jour même où les insurgés sont entrés en Savoie, onze cents carabiniers royaux se sont joints à eux.

Wenden wir uns nun nach Genf zurück, so sehen wir da in der bedenklichen Nacht vom 1sten auf den 2ten Februar viel Bewegung, die Regierung schwankend, eingeschüchtert und ängstlich gemacht durch die Lauigkeit und abgeneigte Stimmung mehrerer Nationalgarden, das Mouvement, die Société patriotique und die ganze revolutionäre Parthei in großer, fröhlicher Hoffnung und Thätigkeit. Glücklicherweise war das Stadthaus, als der Siz der Regierung, und das dabei liegende Arsenal gut mit Truppen besezt. Konnte man sich aber im Fall einer starken Volksbewegung ganz auf sie verlassen? Die Regierung erhielt von Stunde zu Stunde beunruhigendere Nachrichten von den innern Machinationen, bis die Kunde von dem erbärmlichen Ausgang der Insurrektion eintraf. Die Revolution nach außen lag nun freilich darnieder; durch die Rückkehr der unruhigen und aufgeregten Italiener, Piemontesen und Polen war aber wieder das gefährliche Ferment in das kleine Land gekommen, wo es schon lange genug gearbeitet hatte. Die Insurgenten sezten sich trozig in dem immer opponirenden Carouge fest und die Einwohner sagten ihnen Schuz zu; alle Einladungen und Aufforderungen der Regierung zu ihrem Abzug nach Genf in die angewiesene Kaserne Chantepoulet hatten keinen andern Erfolg, als daß man noch keker antwortete. Die neue Gegenwart so vieler Insurrektions- und Revolutionsköpfe hatte unserm Mouvement neuen Muth und Unternehmungsgeist gegeben, und umgekehrt das Mouvement den Insurgenten. Es handelte sich nun nicht mehr von dem Umsturz der Regierung in Savoyen und Piemont, sondern von dem Umsturz der Genfer Regierung.

Ich breche hier ab und verspare den weitern Verfolg auf meinen nächsten Brief, der nicht lange auf sich warten lassen wird.

Beilage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 61.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 12. März 1834.

— O wackrer Narr!
Ein würd'ger Narr! Die Jacke lob' ich mir.

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Aquarelle.

Von August Lewald.

Jedes Menschenleben hat seine pittoreske Seite, es kommt nur darauf an, sie im rechten Sinne aufzufassen und darzustellen. Nicht Alles eignet sich darin zur großen historischen Behandlung; denn bei kleinern Gegenständen geht die Begeisterung verloren, ehe die weitläuftigen Vorbereitungen getroffen sind. Hiezu ist nun die, von den Engländern besonders gepflegte Aquarellmanier sehr geeignet. So wie der Gedanke kommt, wird er in flüchtigen, aber festen Umrissen schnell auf's Papier geworfen, dann werden eben so schnell mit Saftfarben die Lokaltinten angedeutet. Alles ist flüchtig, durchsichtig und klar, gibt einen vollkommenen Begriff von dem darzustellenden Gegenstande, und ist dabei gefällig anzusehen. Der Geist muß in der Auffassung liegen, und da man nicht Tagelang auf das Trocknen zu warten hat, da man auch die Lichter nicht auszusparen braucht, so folgt die Ausführung dem Gedanken und athmet daher Leben und Wahrheit.

In dieser Manier glaubte ich eine Reihe kleiner Genrebilder und Zeichnungen nach der Natur ausführen zu müssen. Dies zur Erklärung des gewählten Titels.

I.

Der alte Staberl.

Das Unbedeutendste, Geringfügigste in den Augen vieler Leute spielt in dem Leben Anderer oft eine große Rolle, dient ihrem Schicksale zum Wendepunkte, oder durchkreuzt ihren Lebenspfad auf eine merkwürdige Weise. Das Leztere war bei mir mit der bekannten süddeutschen Lustspielfigur, **Staberl** genannt, der Fall. Sie erscheint mir jezt noch als die personificirte Lustigkeit der Jugend; liebliche Gegenden, ein lebendiger Strom, eine heitere, reiche Stadt, redliche und gesellige Freunde, mein eigenes offenes, hingebendes Gemüth, Alles was mich damals umgab, wird wieder lebendig um mich. Ein verlornes Paradies!

Es war in Frankfurt, wo ich, sehr jung noch, Staberl begegnete. Er machte dort große Sensation. Die Frankfurter wurden nicht satt, ihren possierlichen Gast zu bewundern. Die Leute drängten sich so sehr herbei, daß ein dicker Bürger aus Sachsenhausen an der Theaterkasse todtgedrückt wurde. Wir bekamen gerade in jener Zeit nichts als eine hausbackene Komik an den Schauspielern in Frankfurt zu bewundern. Weidner leistete in Stücken, wie sie Kotzebue ihm lieferte, Angenehmes; Leißring war komisch lang, schon sein Aussehen machte die beste Wirkung; der phantastische Lux, der vom Mönch

Schauspieler geworden war, tummelte sich noch am freiesten in dem Gebiete der Posse herum, und was er gab, streifte oftmals an das Ideale. Die Leute meinten aber, er übertreibe. — Da sprang mit einem Male, geharnischt, gleich der Minerva aus dem Götterkopfe, ein ganz fertiger Narr, ein buntscheckiger, harmloser, ächt deutscher Narr in nie geahnter Liebenswürdigkeit in das Alltagsleben der bretternen Welt hinein. Er kümmerte sich nicht um Anstand und Uebereinkommen, wie wir sie kannten, denn er brachte Beides auf seine Weise mit und man war bereit, es dafür gelten zu lassen. Selbst alte, grämliche Leute, welche dies und das dagegen vorbringen wollten und sehr ernste Gesichter schnitten, konnten die Worte dazu nicht aussprechen, weil das tollste Lachen ihnen den Mund weit auseinanderriß. Er belustigte uns einige Wochen lang auf das Herrlichste, dann zog er fort, und wie auch ich später Frankfurt verließ, entschwand das bunte Bild meines lieben Clown immer mehr und mehr aus meinem Gedächtnisse, und zuletzt erinnerte ich mich seiner nur noch bei Gelegenheit seiner jungen Frau, die er bei sich hatte, die aber nicht zu ihm paßte, weil sie mir weder närrisch, noch lustig erschienen war, sondern recht angenehm sentimental, mit tiefschwarzen Augen voll Liebesfeuer, einem Gesicht, weiß und roth, und einem Näschen statt der stolzen Nase, welches alle jene aufgezählten Eigenthümlichkeiten einer Italienerin für die Deutsche, zwischen Rhein und Donau geboren, mit vollstem Rechte in Anspruch nahm.

Einige Jahre darauf — in Breslau — gab es eine ganz artige Theatromanie unter uns jungen Leuten. Und das hatte seinen guten Grund. Ein Verein von Talenten war dort beisammen, von denen man sich nicht zu viel versprach. Ich nenne davon nur Seydelmann, Anschütz und den Komiker Schmelka. Wir wurden mit ganz guter Theaterkost genährt, und bei unserm Appetite wählten wir nicht sehr streng die Schüsseln aus. Man tafelte uns einige spanische und englische Gerichte auf, Kotzebue brachte gut gesalzene Ragouts, Müllner heizte seinen neuen Zugofen mit Macht, und sein spanischer Wind und andere Soufflés wurden freundlich hingenommen. Da mit einem Male erklingt es erst fern, dann näher, erst leise, dann stärker, der Parapluiemacher Staberl werde seine Aufwartung machen.

Ein seltsames Gefühl wie Heimweh kam über mich. Ich konnte nicht Ruhe gewinnen, bis ich die Bekanntschaft meines Narren erneuert hatte. In der stolzen Hauptstadt Schlesiens, die von dem Landbewohner nur „Groß-Brassel" genannt wird, steckten die Leute die Köpfe zusammen. „Wie? ein Narr von der Donau, ein dummer Kasperl will es wagen, vor uns zu erscheinen?" Die Aesthetischen fügten hinzu: „Wir, genährt mit Calderons mystischer Milch und Shakespeares historischem Marke, sollen nun mit Possen aus der Leopoldstadt regalirt werden?" Viele Patriotische bemerkten: „Wir sind Preußen's und nicht mehr Oesterreichs!" Sonst sprachen sie nichts aus, aber Jeder konnte leicht denken, daß sie so toll waren, sich nunmehr für klüger zu halten. Kurz, wo man hinhorchte, schienen die Gemüther meinem ehrlichen Narren eher ab- als zugewendet. Die Zettel, die seine Erscheinung meldeten, wurden indeß an die Straßenecken geklebt und ich konnte die Stunde kaum erwarten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verona.

(Fortsetzung.)

Die meisten Kirchen harmoniren mit dem historischen Alterthum der Stadt; italienischer Styl, aber gothischer Ernst daneben. Ihre Portalfronten sind bunt und reich geziert, ihr Inneres, obgleich auch nicht ohne italienische Ueberladung, doch würdiger und gothisch-dunkler als die modernen in Venedig. Es sind manche Kunstschätze darin verborgen, Tizians, Tintorettos, Paul Veroneses. Indeß fängt man auch hier vernünftigerweise an, die werthvollen Originalgemälde mit Kopien zu vertauschen, um sie vor dem Untergange, in der feuchten Luft lichtloser Kirchen fast unvermeidlich, zu bewahren. Die einem pflichtgetreuen Reisenden in Italien auferlegte Qual, den Kopf zu recken, um einige verbleichende Fresken in den Kuppeln zu durchmustern, ohne doch einen Genuß davon zu haben, wird uns hier erspart. Auffallend dagegen ist, daß die katholischen Kirchen in Italien nicht immer offen, nur in gewissen Stunden für die stille Andacht aufgeschlossen werden. Ob es ihrer Kostbarkeiten wegen geschieht, oder des bekannten Spruches: „E pallazzo qui?" In den Kirchen selbst sah ich zwar noch nicht das allgemeine Menschenrecht der Italiener ausgeübt, dagegen abundirten davon die Verhallen, Treppen, und namentlich die der Thürme, wo ein empfindlicher Gestank die Mühe des Steigens noch vergrößert. Nur an wenigen Kirchen fand ich jezt schon die polizeiliche Ordre: „E vietato di lordar qui."

Wenn du nicht bedeutende Phantasie mitbringst, oder gar fürchtest, von deiner zu verlieren, so besuche nicht das eine vielberühmte Alterthum Veronas, Julias Grab. Es bleibt ein steinerner Wassertrog, wenn auch wirklich der Witz es herausbrächte, zu beweisen, daß die wahrhafte Julia Capulet darin gelegen, und troz dem, daß Madame Crelinger einen Ring von diesem Sarkophage besizt. Das Alterthum ist ja noch lebendig; die ewige Geschichte bleibt ewig wahr, wenn sie sich auch nie

ereignet hätte, und ich wette, du findest eine Julie, wenn irgend wo, in Verona. Ein eigenthümlicher Reiz ist über diese zarten, schönen Gestalten ausgegossen. Ich möchte den Typus der Gesichter fast ideal nennen, so ganz verschieden ist er von der üppigen Fülle Venedigs und dem der andern lombardischen Städte. Nirgends bemerkt man so viel Blondinen. Noch ist auch gewiß etwas von Julia übrig geblieben — ihr Schleier. Unbeschreiblich anmuthig fließt von jedem Haupte dieser Veroneser Schleier auf die zarte Gestalt herab, und selbst der unzarten verleiht er einen Reiz. Während der schwarze Milaneser Schleier flach auf der Stirn ruht, wird dieser weiße auf dem hohen Kamm des Hinterhaars befestigt und glänzt von da herab, wie das natürlichste Diadem. Es ist der anspruchloseste und zierendste Damenputz, den ich gesehen.

Aber jezt sind diese anmuthigen Gestalten von der Straße verschwunden; es ist früher Nachmittag und ich führe dich noch einmal dahin, wo kein eleganter Fuß und kein süßer Blick uns folgt. Wir gehen die jenseitige Uferstraße entlang und sehen hier Palläste, angelehnt an schroffe Felswände, dahinter französische Gärten mit Taxushecken, zu den Felsen hinaufsteigend. Jezt gen Norden sind die Palläste aus und wir wenden uns durch die Berggäßchen einer armseligen Vorstadt. Der nackte Schmutz des italienischen Lebens stiert aus den Papierfenstern. Man schaut uns nach, wohin wir durch die halbgrün überwachsenen und doch Kloakengassen wollen; denn wer besucht die Ruinen vom Pallast des Re Theodorico! Bald sind auch diese Hütten hinter uns verschwunden. Durch Lehmhohlwege, über Schutt und verwachsenes Mauerwerk, längs der ungeheuern Stadtmauer, führt der einsame Weg, bald bergauf, bald bergab. Keine lebende Seele in dem schweigenden Schauplatz der Verwüstung! und wir haben den Weg verloren, da überwachsene Trümmer und Riesenmauern die Aussicht hemmen. Endlich sehen wir an einer solchen Mauer ein ungeheures Portal; das Gras davor sagt uns, daß die Flügel seit Jahren nicht geöffnet sind; aber es ist eine kleine Pforte darin und eine verrostete Klingelschnur daneben; das Klingeln ist vergebens; es ist Alles todt, nur die heisere Stimme eines alten Hundes wird durch unsere Bewegung geweckt. Wir stampfen und pochen, und da erst wird uns vorsichtig das Kastell von einem zitternden Knaben geöffnet, der mit einem Hunde und einer Ziege zur Leibwache gekommen ist, um zu sehen, wer da einbrechen will, wo nichts zu holen ist. Hinten saß noch in dem, von Nesseln ellenhoch überwucherten Klosterhofe ein uraltes Mütterchen, mit nicht minder erschrockenen Blicken. Als wir uns verständigt, sahen wir, daß so wenig, als für sonst Jemand etwas, für uns hier Trost zu holen war. König Dietrichs Burg lag noch durch eine tiefe Schlucht und hohe Mauer getrennt von diesem verfallenen Klosterhofe, und der Schlüssel zu der Burg sey, hieß es, da und da. Großmutter und Enkel sprachen nämlich ein Veroneser Patois, das schwer zu verstehen war. Auch was sie selbst da machten, angesiedelt unter dem brechenden Gewölbe einer zerstörten gothischen Kirche, erfuhr ich weder von ihnen, noch vom Hunde und der Ziege; aber eine hinlänglich schauerige Studie zu einem Rattliff'schen Roman, oder etwas Besserm, war doch dies Stillleben. Wie grinsten die gemarterten Heiligen von den zerbröckelten Wänden der Kapelle, und mit welchem kolossalen Ernste stierten Theodorichs Burgmauern dazu herüber!

Seltsam! ich sage es voraus, ich wollte die Leser in Theodorichs Burg führen, und ich bin selbst nicht drin gewesen. Der Schlüssel zu diesem Räthsel ist der Schlüssel zum Thor, den wir nicht auffinden konnten. Aber ich meine, daß wir nichts verloren, sondern eher gewonnen haben; denn indem wir durch das wilde Geklüft umher kletterten, ohne den Eingang zu finden — die riesigen Mauern über uns, von denen die Geier ängstlich flatterten — drückte sich uns ein großartigeres Bild von Dietrichs Burg auf, als wenn wir vielleicht den Schutt drinne durchmustert hätten. Die höchste Größe dieses Helden gehört der Sage an; nicht zu nahe historisch hinangetreten, sonst verliert sie von dem Lustre! Paßte doch Alles ringsum zu dem Mythenbilde aus grauer Fabelzeit: die Ruine einer deutschen, unverstandenen Vorzeit, ein kolossales Monument unserer vorväterlichen Kraft, einsam hervorragend aus der Verwüstung eines jüngern und doch jezt auch schon vermoderten, staubgewordenen, italienischen Lebens. Da wucherte die Nessel auf Ziegelschutt, nichts Grünes, nichts Reines, gelb verwittert der Thon, wie auf einer Salvator Rosa'schen Felsenöde; und zu dieser Einsamkeit, um sie recht schauerlich zu machen, gehörte das schwüle, schwüle Tageslicht. Schatten suchend, folgten wir einem der verschlungenen Gänge durch den Schutt — ein wahrer Schlupfwinkel, eine wahre Studiengrube für Banditen und Banditenmaler — als uns rasch eine Gestalt entgegentrat, wie sie die Phantasie nicht besser schaffen konnte. Halb nackend die athletischen Glieder — wenigstens waren die Hemdärmel aufgekrempt — blutbefleckt die Schürze, in der zwei Messer steckten, sah er uns fragend an, was wir hier wollten, und wollte doch an uns vorüber eilen, als wie unheimlich berührt durch unsere Gegenwart. Aber ich suchte ihn durch eine Frage zum Stehen zu bringen. Er antwortete in einem Bergdialekt, von dem ich nur die Hälfte verstand, und als ich meinen Begleiter aufforderte, mit seiner mehreren Kenntniß des Italienischen ihm genau zu folgen, öffnete plötzlich der schreckliche Mensch die Lippen und sagte, gerade wie ich es hier niederschreibe: „Das

weiß ich nicht, meine Herren.“ Also ein deutscher Bandit! und nun war er verschwunden. Wir wollten um die Ecke biegen, von der er gekommen — denn es ist besser in solchen Lagen, dem Schreckhaften kühn ins Angesicht blicken, als den Rückzug versuchen — aber welch ein Anblick! es war ein Sackwinkel, und aus der Tiefe flogen, widerlich krächzend, eine Anzahl Krähen auf von dem noch blutenden Leichname; unsere Tritte hatten sie bei der vollen frischen Mahlzeit aufgestört. Es ist aber hier keine Carbonararache, noch der Banditenstoß gegen den Urenkel einer erlauchten Familie im Spiele; denn es lag in der Grube kein Leichnam eines ermordeten Nobile, noch einer holden Dame, vielmehr lediglich der eines Pferdes; und bald nach uns kam auch der wilde Mensch mit den Blutflecken und den Messern wieder, und es war derselbe Scharfrichterknecht, der das Thier ausgeweidet und etwas vergessen hatte. Also ein deutscher Scharfrichterknecht in Verona, hausend unter den Schloßruinen seines urväterlichen Königs, und wahrhaftig, er selbst hätte sich gut geschickt unter die Recken Dietrichs von Bern.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Bugeaud und Dulong.

Am andern Tage starb Dulong, ohne daß er wieder zur Besinnung gekommen war. Seine Freunde, und besonders die republikanische Parthei, zu welcher er gehörte, waren nicht müßig, um seinem Begräbnisse einen großen Glanz zu geben; ihrerseits war auch die Polizei nicht unthätig, um einem Auftritte, wie der bei dem Leichenbegängnisse Lamarques, vorzubeugen, und durch eine Vorkehrung, die komisch erscheinen würde, wenn der Vorfall nicht so ernsthaft, ja traurig wäre, schloß sie den Zug der hinter dem Leichenwagen Einhergehenden mit einer Reihe von Truppen ein, und dieser Kordon geleitete den Zug durch Paris bis zu dem großen Friedhofe. Ein Denkmal wird dem armen Deputirten errichtet werden; zu der deßhalb eröffneten Subscription haben sich bereits Manche gemeldet; allein von den Beamten und von allen Freunden des jetzigen Ministeriums wird keiner auch nur einen Heller beitragen. Dulong war auch vielmehr wegen seiner festen, bestimmt ausgesprochenen Gesinnung, als wegen seines Rednertalents merkwürdig. Sein siegreicher Gegner ist freilich noch weniger ein Redner, obgleich er manchmal auftritt und sich hören läßt. Er mag ein guter General seyn, aber seine Reden sind platt und äußerst gemein; der Mann hat sich nicht einmal den üblichen gebildeten Styl der redenden Deputirten anzueignen gewußt. Freilich fordert man von einem Militär nicht, daß er der Rede mächtig sey wie ein Sachwalter oder Staatsmann; allein es gibt in der Deputirtenkammer sechs bis acht Generale, die alle gut und angemessen sprechen; General Bugeaud ist unstreitig derjenige Militär, der am schlechtesten spricht. Der Mann muß überhaupt wenig Gefühl von Anstand haben; denn nur zu bald nach dem traurigen Zweikampfe erschien er auch schon wieder nicht allein in der Deputirtenkammer, sondern auch auf der Rednerbühne, und sprach in einem leichtfertigen Tone, als ob nichts vorgefallen wäre. Dies unziemliche Betragen hat manche Unbefangene empört und dem Rufe des Generals mehr geschadet, als der Zweikampf selbst. Wem der Erfolg dieses Kampfes am meisten zu Herzen ging, das ist der edle Dupont de l'Eure, dessen unehelicher Sohn Dulong gewesen seyn soll. In den Schreiben, welche Dupont bei Veranlassung des Todes des jungen Dulong hat ergehen lassen, bezeichnet er ihn bloß als seinen Verwandten. Dupont de l'Eure hat nur einmal in seinem Alter fröhliche Tage gehabt, damals nämlich, als er, durch die öffentliche Meinung bezeichnet, zum Justizminister ernannt wurde. Als solcher blieb er der schlichte Mann, der er immer war, und ging in seiner gewöhnlichen Kleidung an den Hof, an welchem damals freilich wenig an Etikette gedacht wurde. Der Tod seines Lieblings Dulong verkümmert seine noch übrigen Tage. Rührend sind die von ihm erlassenen Schreiben an die Deputirtenkammer und an die Wähler des Euredepartements, welche Dulong zu ihrem Repräsentanten gewählt hatten; man sieht es diesen Ergießungen seines Herzens an, daß Dulong ihm näher stand, als er gestehen mag. Er hat frei gesagt, er möge nicht mehr in der Kammer neben Jemand sitzen, der seinem geliebten Dulong das Leben genommen habe. Lafayette hat versucht, in einem herzlichen Schreiben seinen alten Freund von diesem Entschlusse abzubringen; allein für den von Kummer gebeugten Staatsmann scheint nichts in der Welt mehr Reiz zu haben, seit sein junger Zögling auf eine so bedauernswerthe Art ums Leben gekommen ist. Vermuthlich sah er sich in dem von ihm gebildeten Dulong wieder aufleben. Dulong hatte die politischen Ansichten, die Gesinnungen und Empfindungen seines Pflegers; er konnte eines Tages Frankreich ein zweiter Dupont werden; diese Hoffnung ist nun verschwunden: Dupont de l'Eure hat keinen Sohn mehr. Beschränkte sich die Geschichte des Zweikampfs auf die erwähnten Umstände, so wäre es immerhin ein bedauernswerther Vorfall, wobei man aber eigentlich Niemand einen Vorwurf machen kann, abgesehen davon, daß zwei gebildete Menschen ihr Leben einander preisgegeben haben; da indessen kein Gesetz in Frankreich den Zweikampf verbietet, so waren sie wenigstens vor den Augen der Justiz nicht strafbar. Was aber dem Vorfall einen besonders ernsthaften Charakter gegeben hat, ist der Umstand, daß ein Adjudant des Königs dem General Bugeaud als Sekundant diente, und daß dieser Sekundant den Dienst bei Hofe versah, also natürlich Rechenschaft von seiner Abwesenheit geben mußte. Da nun gewisse Partheien in Frankreich nur allzu geneigt sind, den Namen des Königs überall einzumischen, so haben sie auch diesmal nicht ermangelt, zu behaupten, der König sey nicht nach der Begebenheit, sondern vor dem Zweikampfe davon unterrichtet worden, obschon die Regierungsblätter das Gegentheil behaupten, was, wie man leicht einsieht, hier einen großen Unterschied macht. Es erschienen daher den ganzen Monat hindurch äußerst scharfe und tief verletzende Anspielungen in den kleinern Tageblättern, und so eben gibt eines derselben eine lithographirte Darstellung des tödtlichen Zweikampfs, wobei eine aus den Wolken kommende Hand, also eine unsichtbare Macht, den General Bugeaud zum Schießen antreibt. Gerichtlich verfolgen lassen sich dergleichen Anspielungen nicht; auch sind es nicht so sehr die Aeußerungen selbst, als daß mehrere Personen auf dergleichen Gedanken haben fallen können, was in dieser Sache einen schlimmen, schwer zu verlöschenden Eindruck macht.

D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 62.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 13. März 1834.

Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerstieben?

Platen.

Verona.

(Beschluß.)

Und nun mit einem Sprunge von Theodorichs Burg nach der Piazza Bra! Es ist ein kühler, heller Abend; die Menge wogt schon vor den Kaffeehäusern in den Arkaden des Schauspielhauses. Uns fesseln andere Arkaden, ein anderes Schauspielhaus – die Arena. Ehe wir hineintreten, machen wir einen Spaziergang um die eiförmige Rotunda. Alle die untern Arkaden sind wohl erhalten und die Mehrzahl ihrer festen Gewölbe ist vermiethet und benuzt als Waarenlager, Boutiken, Heuschober. Die passendste Verwendung, wenn doch die Antike zum Nutzen verwandt werden soll, schien mir noch die zu Schmieden. Wenn der Ambos dröhnte und die Funken herausstoben aus der römischen Halle, konnte man doch wirklich an eine Vulkanswerkstatt denken. Einige Arkaden sind unbenuzt, aber sauber aufgeräumt und mit Gittern verschlossen; man blickt durch ihre hintere Oeffnung in den innern Raum, oder vielmehr, es fällt nur etwas Licht von der Arena in die dunkeln Höhlen. Auch hier, wie durch alle alten Städte Italiens und Griechenlands, ist der frühere Boden durch Schutt dergestalt erhöht, daß man wieder Treppen hinabgraben müssen, um nur an die Thorschwellen zu kommen. Und nun durch Gitter und Höhlen und Treppen, und für ein kleines Entree, das die Alten aber nicht zu zahlen brauchten, sind wir drinne, und wie beschreibe ich dieses Innere! So äußerst einfach diese Treppen auf Treppen, Stufen auf Stufen, Alles nur vom Bedürfniß dictirt, und doch so großartig, so majestätisch! — Es wiederholt sich hier, daß das wahrhaft Schöne und Große, je länger wir es ansehen, um so klarer heraustritt. Ein Maler malt nur einförmige Striche, und was leiht nun diesem Einförmigen den gewaltigen Eindruck? Ist es allein die Erinnerung? Aber sie ist bald verzehrt; mache die Augen eine Weile zu, und wenn du sie wiederum aufschlägst, ist es dasselbe und mehr. Unten im Cirkus — ein geräumiger Grasplatz, dessen Boden aber seit der Römerzeit ebenfalls sehr erhöht seyn muß — haben sie ein Puppentheater für menschliche Darstellungen gebaut. Ein kleiner Ausschnitt der alten Römersitze dient auch zum Amphitheater für diese triste Bühne. Viele Besucher stört es, es ist ihnen eine Entweihung; für mich nicht. Gerade aus den Gegensätzen jenes Lumpentheaters, das doch im Verhältniß zu seinen städtischen Schwesterbühnen nicht allzu klein ist, zu dem steinernen Amphitheater, in das es sich verkriecht wie ein Punkt, tritt mir dessen Größe erst recht hervor. Ich sah für mein Supplementgeld zum innern Bezirk ein wenig den Grimassen der Schreihälse unten zu; dann kletterte ich lieber umher auf

den Gigantentreppen und füllte sie mir mit den Gestalten von ehemals. Aber indem ich auf der höchsten Staffel die Runde machte, mußte ich doch wieder am Theater vorbei. Die Acteurs unten sahen aus wie Däumchen und schrien doch wie Cyklopen. Es war ein Ifflandsches Stück, oder eine Art davon, ein rührendes Familiengemälde. Ein Vater polterte gegen seinen Sohn wegen seiner vornehmen Bekanntschaften und vielleicht seiner Liebe zu einer edelmüthigen Kokette, oder was Aehnliches; denn dieser deutsche Jammer von ehedem florirt jezt auf den italienischen Bühnen. Nun schrieen diese geschminkten Figürchen unten dermaßen, daß mir oben — dem Himmel näher als der Erde — die Ohren gellten; und ich glaube kaum, daß das Heulen der Löwen und Tiger und der Todesschrei der sterbenden Gladiatoren einen stärkern Eindruck auf das Publikum gemacht hat. Man wird mir eingestehen, es gibt kaum größere Gegensätze, als Ifflandsche Familiennoth und die eines armen Sklaven, der unter Qualen sterben muß, um einem Publikum Vergnügen zu schaffen. Das große Publikum ist aber überall dasselbe, in Rom, Berlin und London; die Direktoren und Intendanzen erziehen es sich zu dem Grade von Rohheit, dessen Fütterung ihrer Kasse am wohlfeilsten scheint.

Die äußere Umkleidung der Arena, ihre Galerie nach außen zu ist bis auf ein kleines Bruchstück überall verschwunden; man kann daher auf den obersten Sperrsitzen frei umher spazieren; das Auge links sieht in die Arena, das Auge rechts auf die Piazza Bra und über die ganze Stadt. Es geht kein Geländer herum; ein Schritt hinüber, und du liegst zerschmettert unten. Aber welch entzückende Aussicht an einem schönen Sommerabende von diesem hohen Spaziergange: die weite Stadt ringsum mit Dächern, Kuppeln, Thürmen, Zinnen, das flache grüne Land, die Berge, die Ringmauern, die Kastelle, Theodorichs Burg und die Alpen. Auf dem Schuttboden oben keimt, anmuthige Ruheplätzchen bietend, weiches Mauergras, und die Ammen und Kinderfrauen führen ihre Jugend hierher, vermuthlich, um ihnen früh einen Begriff zu geben von der Vergänglichkeit aller Größe und wie ein Schauspiel in der Welt auf das andere folgt. Auch schien mir dieser hohe Reif des Cirkus von einigen Herrn benuzt, um ein Liebesspiel par distance zu treiben; sie agirten wenigstens mit langen Fernröhren, und an den obern Fenstern schien manches anmuthige Brustbild telegraphische Bewegungen zu machen.

Es sind noch nicht viele Jahre her, daß in Verona ein großes europäisches Schauspiel gegeben wurde. Es spielten da alle Nationen mit, ausgenommen die Engländer; und wir haben jezt noch an der Rechnung dieses großen Schauspiels zu zahlen. Aber denen, die dies Schauspiel aufführten, wurde noch eines extra gegeben. Ich weiß nicht, war es Romeo und Julie, oder eine Thierhetze, kurz es war ein Schauspiel, aber der Schauplatz war diese Arena. Den Repräsentanten des monarchischen Europas, denen damals Alles möglich war, war auch das möglich geworden, diese Arena mit Volk zu füllen, und man sah zum erstenmal seit, ich weiß nicht wie vielen Jahrhunderten, den Cirkus von Verona gedrängt voll Zuschauer. Es soll ein imposantes Schauspiel gewesen seyn: Kopf über Kopf, und noch über alle diese Köpfe auf dem äußersten Rande ungarische Grenadiere mit ihren blauen Hosen und weißen Röcken, das Gewehr an der Seite, paradirend. — Ein Reisender, der es gesehen, erzählte uns, er habe nur Eine Idee dabei gehabt, und das war ein großer Hut, den er über alle diese Köpfe stülpen mögen, wenn es einen solchen Hut in der Welt gäbe.

Aquarelle.

(Fortsetzung.)

Da pocht's an meine Thür und herein tritt ein mir wohlbekannter dicker, großer Mann, der Niemand anders war als der Regisseur des Theaters und erste Heldenspieler. Ich mochte ihn nicht leiden, seitdem ich ihn einmal als Wallenstein vom Publikum bewundert sah. Die Ursache seines Besuchs war Staberl. Mein Herz schlug. Sein Anliegen bestand darin, einen Vers zu haben, der am Schlusse des Stücks transparent erscheinen könnte, um das Ganze sinnig zu krönen. Eine großartige Idee, die in seinem eigenen Hirne entsprungen war. Ich war entzückt; ich dankte ihm für das Vertrauen, das er mir schenkte, mit sehr gerührten Worten und nannte ihn in der wonnigen Zerstreuung, welche sich meiner bemächtigt hatte: Herr Wallenstein. Er aber war herablassend genug zu erwidern, er heiße nur Nagel. Der Vers sollte indeß gefunden werden, und die Augen fest auf einen Punkt der Decke gerichtet, die Lippen bewegend und die Finger in leisem Zucken begriffen, etwa wie Pipe in Peregrine Pickle, wenn er seinen Sang anstimmen soll, war ich darüber her, eine zweite Zeile mit korrespondirendem Reime zu suchen, denn die erste war mir wie ein Bliz durch's Gedächtniß gefahren. Herr Nagel durfte nicht lange warten. Der Vers war da, er lautete:

„Fortan umfang' uns Harmonie,
„Und Alle deck' Ein Parapluie!“

Er war zufrieden, sehr zufrieden, sprach von Honorar, von bedeutendem Talente, meinte, ich sollte es einmal mit etwas Größerem versuchen, da ich doch nunmehr in die Reihe deutscher Theaterdichter rühmlichst eingetreten sey, und lief mit ähnlichen Versicherungen im Munde

und meinen Vers im Kopfe fort, um ihn nicht drucken, sondern, wie die Egypter ihre Gesetzesreime in Felsen, meine Reime in starker Pappe aushauen zu lassen. Dies Intermezzo hatte mich glücklicherweise um etwas Zeit gebracht, die mir bis zum Anfange des Schauspiels sehr lange wurde. Ich war Einer der Früheften im Theater. Es war leer, aber Männer saßen darin, die für Viele gelten konnten. Die ganze Gelahrtheit, ernste Weise, Naturphilosophen und Geschichtschreiber hatten sich eingefunden, bis herunter zu dem losen Völkchen der Belletristen. Sie saßen auf den Bänken da herum wie bei Shakespeare und Calderon, und meinten, nun werde alle Herrlichkeit der lustigen, näschigen und hochgepriesenen Kaiserstadt an der Donau über sie kommen, die göttliche Thorheit, der bunte Wahnsinn, eine geniale Lustigkeit, eine Lachkrampf ohne Ende. Sie freuten sich im Voraus, einmal aus der hohen Region des Denkens und Forschens in die höhere zu gelangen, wo man weder denkt noch forscht, und sich bloß selig fühlt.

Staberl erschien. Es war sein rother Rock, sein grauer Hut, die blaue Weste, die Schnürstiefeln à la Tyrolienne, der krumme, dünne Zopf. Mein Auge erkannte ihn sogleich, aber mein Herz sprang ihm nicht entgegen. Meine Blicke streiften zu der Gelehrtenaristokratie, die sich einmal in ihrer Weisheit einen guten Abend machen wollte. Aber die Verklärung des Lachens hatte sich noch nicht über ihre Züge verbreitet, und sie saßen da, so ernst, als brüteten sie über irgend einem ihrer großen Werke; dazu hatte sich der Ausdruck getäuschter Erwartung gesellt, und diese Mischung gab ihren sonst nicht bedeutenden Physiognomien einen Anstrich erhabener Dummheit.

Ich war aber sehr unglücklich, wie ich das Alles bemerkte. „Wer schafft mir den Rhein her und den Main mit ihren heitern Uferbewohnern!“ dachte ich in einem fort. „Die Lustigkeit hat viel Ansteckendes, und darum ergriff sie dort auch mich. Diese Schlesier, nicht Slaven, nicht Deutsche, nicht norddeutsch, nicht süddeutsch, Juste-milieu-Menschen, sie können nicht lachen, nicht weinen. Ist dieser Staberl etwa nicht gut?“ so sagte ich mir in einem fort.

Aber er war in der That nicht gut, dieser Staberl, ich ärgerte mich über ihn und schwärmte dann zum Rhein; meine frühern Jünglingsjahre fielen mir ein, ich seufzte einmal über's andere, dazwischen schwebte das Bild der holden Frau mit den nächtlichen, sternflammenden Augen, mit der schwimmenden Sentimentalität im Blicke vor mir vorüber; wo war sie? mußte sie nicht Staberls Erscheinung nothwendig ergänzen? Alles, Alles wünschte ich mir wieder zurück, selbst den todtgedrückten, dicken Bürger aus Sachsenhausen mit dem blauen Gesichte — nein! der da vor mir war der rechte Narr nicht, oder — ich selbst war es nicht mehr. — Am Schlusse sangen sie ein Lied. Ich schreckte in die Höhe, wie ich die Musik vernahm. Die Professoren und Gelehrten hatten sich erhoben, um stehend, wie auf dem Sprung, noch eine Strophe des Liedes mitzunehmen; und mit einigem Stolz fiel mir nun meine Theaterdichterweihe von diesem Morgen ein; ich blickte nach der Bühne, die mir seit einer Stunde ganz entschwunden war. Das Transparent war da, aber irgend ein Sachverständiger, vielleicht der gelehrte Dramaturg des Breslauer Theaters, der den Ossian übersezte und Sanskrit verstand, hatte einen Apostroph statt eines Buchstaben von mir angebracht, um den Reim richtiger zu machen. Ich las:

„Fortan umfang uns Harmonie,
„Uns Alle dea' Ein Parapl'e!“ —

Die Verbesserung war so, daß sie Staberl selbst gemacht haben konnte. Es war mein erstes Lachen an jenem Abende.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lebewohl an Schleiermacher.

Da steh' ich auf des Berges Höhen,
Deß kahlen Scheitel schmückt kein Baum,
Wo kalte Lüfte mich umwehen,
Nur Felsen ringsum sind zu sehen,
Und Haidkraut deckt den Boden kaum.

Da drunten grüß' ich sonn'ge Gauen,
Durchströmt von einem blauen Fluß,
Der Heimath wohlbekannte Auen,
Und Ahnung läßt die Theuern schauen,
Die ich so lang entbehren muß.

Was nun auf kalter Höhe weilen?
Warum ins blüthevolle Thal
Nicht raschen Schritts hinuntereilen,
Die alten Schmerzen mir zu heilen,
Zu fliehen vor der Sehnsucht Qual?

Der Jugend Traum ist mir verklungen,
Fast fremd ist mir mein Heimathland:
Du hast mich, ach! so ganz umschlungen,
Hast mir ein Zauberlied gesungen,
Das mich zum tiefen Ernst gewandt!

Dem ich so viel zu danken habe,
Du stehest an dem frischen Quell,
Reichst noch den Becher mir zur Labe,
Voll von des Wundertrankes Gabe;
Dein Auge strahlt so freundlich hell!

Soll ich von Dir, für's ganze Leben,
Der meinen heißen Durst gestillt?
Mein Engel, der mir Ruh' gegeben,
Gerettet mich dem schönsten Streben,
Mit Kraft und Gluth mich hat erfüllt?

Lebwohl, lebwohl! mich ruft die Ferne,
Lebwohl, der Herr soll mit Dir seyn.
„Es werden leuchten, wie die Sterne
Die Lehrer;“ ach und wie so gerne
Blieb' ich noch nahe Deinem Schein!

Du frischer Greis in Silberhaaren,
Mögst lang noch Gottes Dienst Dich weih'n,
Mögst lang noch seine Huld erfahren,
Dich freuen edler Jüngerschaaren,
Du greiser, ewigjunger Wein!

Und ruft Dich Gott vom Erdenrunde,
Fällt auf Dein Auge Todesnacht,
Dann mög' in Deiner lezten Stunde
Der Siegesruf aus Jesu Munde
Der Deine seyn: „Es ist vollbracht!“

März 1850.

Albert Schott.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Februar.

Statistische Notizen.

Es ist jezt im Werke, in unserer Residenz eine neue Sternwarte zu errichten. Schon hat der Kaiser den Antrag dazu genehmigt und die Ausrüstung derselben mit den vorzüglichsten Instrumenten befohlen. Die Bestellung der leztern soll möglichst bald eingeleitet werden; der Bau der Sternwarte selbst aber, zu dem einstweilen 100,000 Rubel angewiesen sind, wird dieses Frühjahr den Anfang nehmen. Die Wahl eines passenden Lokals dazu in einer der nächsten Umgebungen der Residenz bleibt der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften überlassen. — Die Zahl der Studirenden auf hiesiger Universität beträgt 558, in Moskau 788, in Dorpat 584, wovon 223 Liefländer, 118 Kurländer, 87 Ehstländer, 141 aus andern russischen Statthalterschaften und 15 Ausländer. — Durch einen kaiserlichen Ukas wird das Lyceum von Wolhynien von Kremenesz nach Kiew verlegt, und dieses Institut zu einer Universität für die Gouvernements von Kiew, Podolien und Wolhynien erweitert. Die neue Universität soll den Namen St. Wladimir erhalten und für das Erste zwei Fakultäten, die der Rechte und der Philosophie, später aber auch die der Medizin bekommen. — Auf Vorschlag des Ministers des Unterrichts wird an unserer Universität ein Lehrstuhl für die Sanskritsprache errichtet werden.

Unter Iwan Wasiljewitsch I. im Jahre 1462 enthielt das russische Reich 18,491 Q. M., bei seinem Tode, 1505, 37,137; bei Iwan Wasiljewitsch II. Tode, 1584, war das Areal bereits auf 125,465 Q. M. gestiegen, und bei Michael I. Tode, 1645, auf 254,360. Bei Peter I. Thronbesteigung, 1689, betrug das Areal 265,900 Q. M. mit 16 Millionen Einwohnern, bei seinem Tode, 1725, aber 275,815 Q. M. mit 20 Mill. Katharina II. fand beim Antritte ihrer Regierung, 1762, an Flächeninhalt gegen 320,000 Q. M. mit 25 Mill., und hinterließ bei ihrem Tode, 1796, 331,800 Q. M. und nahe an 38 Mill. Einwohner. Gegenwärtig hat das russische Reich 367,500 Q. M. und 55 Mill. Einwohner.

Bei der Universität in Kasan sind gegenwärtig acht deutsche Professoren angestellt. Von den Lehrern dieser Hochschule wird seit dem 1sten Januar 1834 eine gelehrte Zeitschrift herausgegeben, welche die Mitte zwischen wissenschaftlichen Jahrbüchern und einem Journale hält, nach der Manier des Journal des Savans. Die Originalaufsäze können in russischer, deutscher und französischer Sprache geschrieben seyn. Das seit Gründung der Universität erschienene russische Journal hatte im Laufe der Zeit seinen wissenschaftlichen Zweck verloren.

Helsingfors in Finnland, welches vor einigen Jahren kaum 4000 Einwohner hatte, zählt gegenwärtig, nachdem es die Hauptstadt des Landes und der Siz der Regierung und der Universität geworden ist, gegen 13,000. Diese Zunahme der Bevölkerung, besonders der höhern Klassen, veranlaßte bald den Wunsch, die Zahl der Prachtgebäude der Stadt durch eines vermehrt zu sehen, das für Assembleen bestimmt wäre, welche bisher auf dem Rathhause stattfanden, wo es oft an Raum fehlte. Das neue Lokal, nach dem Plane des geschickten Intendanten Engel auf Aktien erbaut, steht seit Kurzem, als die Hauptzierde der Esplanade, in großem Maßstabe aufgeführt, da. Von den Aktien hat auch Se. Majestät der Kaiser für 20,000 Rubel genommen. — Die Anzahl der Studirenden bei der Universität betrug im Herbste 1862, 425, im Frühjahre 1855, 422 und im lezten Herbste 590. Während dieser drei Zeiträume wurden 177 Studirende immatrikulirt und 154 entlassen, 19 starben.

Am 6ten Januar hat das Reglement der schon im vorigen Jahre neu gegründeten Universität in Kiew die kaiserliche Bestätigung erhalten. Der Studienkursus ist auf vier Jahre festgesezt. Das Lehrerpersonal besteht aus 20 Professoren, 6 Adjunkten, 4 Lektoren, einem griechischen und einem katholischen Geistlichen. Die Vorträge geschehen in russischer Sprache. Die jährlichen Kosten der neuen Universität betragen 250,000 Rubel Banko.

Bei Gelegenheit der Herstellung eines kleinen Kanals am Ufer des Ladogasees unweit Pitkaranda im Gouvernement Wiburg hat man das schönste Zinnerz entdeckt, so daß nun Hoffnung ist, es werde unser ohnehin so metallreiches Rußland bald auch Zinn liefern. Ein aus Sachsen angekommener Hüttenmeister wird in diesem Jahre die ersten Schmelzversuche machen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 63.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 14. März 1834.

— Sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
Die Götter schenken heiliges Leid uns auch,
Drum bleibe dies: ein Sohn der Erde
Bin ich; zu lieben gemacht, zu leiden.

Hölderlin.

Des Sängers Tod.

„Meiner Jugend Freund! ja, süße Bilder
Der Erinn'rung weckt dein Anblick mir,
Und das kaum gestillte Herz pocht wilder,
Mit verbot'ner Lust schlägt es noch dir.
Feinde haben uns getrennt, doch fluche
Denen nicht, die unsrer Liebe Band
Frech zerrissen; — ach! entflieh' und suche,
Suche Frieden fern in fremdem Land!“

„Ja! laß uns entsagen, doch auch hoffen,
Bald, o bald, ach! endet alle Noth;
Eine Pforte steht uns immer offen,
Und die Eine, Freund! es ist — der Tod!
Tönt von selbst einst deine Sängerharfe
Töne süßer Himmelsmelodie,
Dann sank deiner Freundin Erdenlarve
Und vom Himmel ruft dir selig sie.“

Also spricht Sie; und mit bangem Beben
Hört der Jüngling dieses Schreckenswort,
Qualvoll und verhaßt ist ihm das Leben,
Vor sich selber möcht' er fliehen fort.
Wie ein Blitz die finstre Nacht durchzücket,
So war Liebe strahlend ihm erblüht,
Und nun ist der schöne Traum entrücket,
Weint er mit zerrissenem Gemüth.

Zitternd reißt er sich aus Mutterarmen,
In die Fremde treibt es ihn mit Macht:
„Habt, o habt mit meinem Schmerz Erbarmen,“
Und so fliehet er in dunkle Nacht.
Gleich wie Engelsaugen sehn die Sterne,
Sieht der bleiche, sanfte Mond herab;
Armer Wanderer! in weiter Ferne
Finde Ruhe bald im stillen Grab.

Die Vertraute seiner tiefen Schmerzen,
Seine Leier, nahm allein er mit,
Zu verkünden gleichgestimmten Herzen,
Was das seine hoffte, was es litt.
Wie ein Sänger aus den alten Tagen
Wandert er mit seinem Saitenspiel
Hin von Land zu Land, und seine Klagen
Treffen tiefverlezte Seelen viel.

Seinen Namen höret bald man preisen,
Und der Ruhm bezeichnet seine Bahn,
Um zu horchen diesen fremden Weisen,
Strömet überall das Volk heran;

Denn gar wunderbar klingt seine Leier
  Wie aus andern Welten an das Ohr,
Sie ertönet mit hocherns'ter Feier
  Schaurig, wie ein voller Geisterchor.

Oft zwar tobt der Wahnsinn durch die Lieder,
  Daß das Herz im Busen innen bebt,
Und der Schrei des Schmerzens gellet wieder,
  Der in seinem Innern nagend lebt; —
Doch oft tauchet auch mit Himmelsschöne
  Lieblich frommer Kindeston heraus,
Die Verirrten laden diese Töne
  Frieden säuselnd heim ins Vaterhaus. —

Und er lernet sein Geschick ertragen,
  Immer reiner tönt der Lyra Klang;
Ja, ein freies, göttliches Entsagen
  Lehrt ihn selbst sein eigener Gesang.
Bald von heiligem Gefühl getrieben,
  Singt er nicht mehr ird'scher Liebe Glut,
Singt, wie droben sich die Engel lieben,
  Wie der Sohn aus Liebe gab sein Blut.

Starren Herzen wird bei seinem Liede
  Eine tiefe, höh're Sehnsucht wach,
Und der eigne, süße Gottesfriede
  Hallet sanft in seinen Liedern nach.
Voll von heil'ger Wehmuth, fromm gerühret
  Blicket er zum blauen Himmel auf,
Danket Gott, zu dem ihn Schmerz geführet,
  Hofft, daß ende bald sein Pilgerlauf.

Und es kommen und es schwinden Jahre,
  Seine Locken, sie erbleichen schon,
Freudig denkt er an die nahe Bahre,
  Horch! da klinget hell der reinste Ton,
Und es rauscht vorbei, wie Geisterwehen;
  Ihn ergreift's mit himmlischer Gewalt:
O, die Töne kann ich wohl verstehen,
  Ja ich komm', o Theure! komme bald!

Und in's Jugendland tritt er mit Bangen,
  Alte Bilder kommen ihm zu Sinn;
Seine Lieben sind vorausgegangen,
  An den Gräbern kniet er weinend hin,
Kniet auf Einem Grabe wonnetrunken,
  Da klingt wieder hell der Geisterton,
Auf die Blumen ist er hingesunken,
  Die geprüfte Seele ist entfloh'n.

N. Binder.

Aquarelle.

(Fortsetzung.)

Kurz darauf sah ich Wien. Meine Freude war natürlich. Wien erschien dem Norddeutschen vormals wie Eldorado. Wir verstehen heutzutage unter „vormals“ zehn Jahre. Ich wußte alle Herrlichkeiten Wiens an den Fingern herzuzählen, aber sonderbar genug, neben der Ambraser Sammlung und der Gemäldegalerie, dem Stephansthurm und dem Prater, dem Kinderballet, der Brühl und dem Aufreiten der ungarischen Nobelgarde am Neujahrstage, sprang mir immer der Gedanke jubelnd im Kopfe herum, daß ich meinen Staberl wieder sehen würde, meinen fou chéri, meinen fou par excellence, mit ihm meine Jugend, meinen Frohsinn, kurz, den singenden Baum mit goldenen Blättern des Mährchens. Ich durfte nicht lange warten. Mein Glück tauchte bereits am Ende der Jägerzeile auf; es galt nur, es zu erhaschen. Anschlagezettel, klein, grau, schlecht gedruckt, klebten neben einander an einem Eckhause. Alle waren sie gleich elend ausgestattet, und doch waren sie ihrem Wesen nach so verschieden. Sie hatten etwas von der unscheinbaren Tracht der hohen römischen Clerisey am Aschermittwoch. Da standen die Namen aller deren, die dem Publikum ihre Späße am Abende vormachen sollten; ernste und heitere, gesungene, gesprochene und getanzte. Ob auf dem Zettel stand: von den k. k. Hofschauspielern, oder Hofopersten, ob er die mit Gold aufgewogenen Füße Roziers und der Millière für den Abend verhieß, oder ob er die belachten und verachteten Gottheiten der Volksbühne in der Leopoldstadt nannte, die bezaubernden Genien des Wiedener Kunsttempels, die am Tage baarfuß und bettelnd davor herumliefen, oder die Tableaufiguren Seligmanns, der großartigen Caryatide in den winzigen Hallen der Josephstadt: das Papier aller Zettel war gleich schlecht, der Druck gleich elend, die Namen klebten Alle auf gleiche Weise an der Straßenecke, über Schmutz und Unrath aller Art, und nur das Einzige mochte als Vorzug gelten, je öfter die beiden Buchstaben k. k. auf dem Zettel zu lesen waren. Bei dem Burgtheaterzettel beliefen sie sich, wie ich glaube, auf 125.

Ich las diese Zettel jeden Morgen mit einer instinktmäßigen Neugier. Einst — es war am 30sten Oktober des Jahres 1818 — stehe ich an einem schönen Herbsttage wieder vor meinen Zetteln und lese: Tasso, von Göthe; Aline, Ballet; der Berggeist, großes Kinderballet; der lustige Fritz, von Maisl; der Elephantenrüssel, Pantomime. — Ach! es war keine Nahrung für meine seltsame Stimmung; so scharf ich auch hinblicken mochte, die Titel der Vorstellung blieben dieselben. Es ging mir wie einem Lottospieler, der stets mit Sicherheit glaubt,

die erhoffte Terne auf dem Aushängeschild des Kollekteurs zu sehen, und sich nicht überzeugen will, schon wieder den Satz verloren zu haben.

Noch sah ich die Zettel an und dachte an andere Dinge dabei, als sich plötzlich ein roher, dicker Arm mir vor die Augen senkt, wie eine Wolke vor meinen sonnigen Träumereien. Denn ich will nur gestehen, daß ich an den Rhein, an meine Jugend, an meinen Narren und an seine Frau gedacht, und an der Ecke der Jägerzeile stehend, mich ganz in eine ideale Welt erhoben hatte. Der Arm war aber kein Traum, sondern Wirklichkeit. Er war mit einem etwas zerrissenen Aermel von grobem, schäbigem, dunkelblauem Tuche bekleidet und trug an seinem Ende eine starkgeröthete Hand mit dicken, beharrten Fingern, welche darüber her waren, den Zettel vom lustigen Fritz vor meinen sehenden Augen herabzureißen. Nun erhielt ich einen ziemlich starken Stoß, der mich bei Seite schob, und eine zweite Hand erschien, welche die Mauer mit einer glänzenden Feuchtigkeit bepinselte, worauf nun beide einen andern Zettel klebten, den sie streichend glätteten und befestigten. Dann verschwand die Erscheinung eben so schnell, als sie gekommen war, und ich konnte mich wieder näher drängen. Wie ward mir aber, als ich Folgendes las: „Wegen plötzlicher Erkrankung des Herrn Raimund wird heute aufgeführt: Staberl oder die Bürger in Wien.“ Tasso, Aline, Berggeist und Elephantenrüssel, die Meisterwerke der dramatischen wie der choregraphischen Scene verschwanden, ich bedauerte jezt, nur die Arme und Hände und nicht den ganzen Körper jenes Engels betrachtet zu haben, durch den diese Zettelmetamorphose bewerkstelligt worden war. Ich war geneigt, ihn für einen Boten meines Schutzgeistes, wenn nicht für diesen selbst zu halten. Mein trüber Sinn war fort, alles längst Hingeschwundene lebte wieder auf, nur Geträumtes umgab mich wirklich, ich überzeugte mich davon, daß das Leben ein Traum sey, da Traum und Wirklichkeit ganz eins und dasselbe sind, und die Träume die größere und schönere Hälfte unsers eigentlichsten Lebens ausmachen. „Hab' ich dich endlich wieder, meine Jugend!“ rief ich entzückt aus und dachte mir dabei den Inbegriff alles Glücks: meinen Narren! die hübsche Frau! den grünen Rhein! den gelben Main! mich selbst, den ich auch verloren hatte! — Ich aß diesen Mittag vortrefflich und mit bestem Appetite im goldnen Pfau in der Leopoldstadt. Ich hätte mich nicht entschließen können, diese Vorstadt an jenem Tage zu verlassen, gleichsam als ob dort ein himmlischer Zauber um mich waltete, dessen Kraft erlöschen könnte, wenn ich die Schlagbrücke passirt haben würde.

Der Abend sah mich in dem dunkeln Parterre der Leopoldstadt. Die ersten Scenen des jungen Berliner Dichters mit der Tochter des Herrn Redlich, so klar und künstlerisch sie die Exposition des Stücks bilden, erschienen mir nichtig. Ich hatte keinen Sinn für Bäuerles Größe; nur Staberl wollte ich haben, meinen Narren aus Prädilection! Und ein Männchen trat ein, mit preciösen Kappenstiefeln, ganz ernstem Frack und anständigem Hute in der Hand. Seine Mine war trocken, seine Haltung Achtung erregend, sein Mund weit und sein Dialekt breit. Es war ein Bewohner Wiens, wie man ihn täglich auf dem Tandelmarkte, in der Kirche, Sonntags im Würstelprater erblicken kann; ich selbst durfte nur den Arm ausstrecken, um einem solchen die Hand zu drücken, der doch noch viel ächter war, als der Mann auf dem Theater, den nichts als das geschminkte Gesicht und ein kleiner Höcker auszeichnete. Das war Staberl nicht, nicht mein rheinischer Staberl! Unglaublich! und hier in seiner Vaterstadt so entartet! Ich warf meinen Haß auf das Leopoldstädter Theater, weil es meinen lezten Traum zerstört hatte. Ich wußte nun, daß mir meine Jugend ewig unwiderbringlich verloren war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Kopenhagen, Februar.

Die Marmorkirche und Thorwaldsen.

Wer könnte in Kopenhagen die prächtige Ruine der Marmorkirche betrachten, ohne von einem unbestimmten Gefühle sehnsüchtiger Wehmuth ergriffen zu werden, wer könnte die Frauenkirche daselbst betreten, ohne von hoher Bewunderung für den größten aller lebenden Bildhauer und zugleich von erhebender Hoffnung durchdrungen zu werden? Ich wenigstens habe dies empfunden, und die beiden Namen, welche ich diesen Zeilen zur Ueberschrift wählte, haben sich unwillkührlich in meiner Phantasie zu einem herrlichen Ganzen verwebt.

Thorwaldsen ist ein Name, auf den jeder Däne stolz seyn darf, obgleich er selbst, der ganzen Welt angehörend, sich längst, und wohl auf immer, von seinem kleinen Vaterlande losgerissen hat. Die Dänen aber zürnen ihm deßhalb nicht, sie freuen sich des weltverbreiteten Ruhmes ihres Lieblings und thun das Ihrige gern, ihn immer weiter zu tragen. Ein Beleg dazu ist das in Leipzig bei Brockhaus erschienene Prachtwerk des Professor Thiele: „Leben und Werke des dänischen Bildhauers Bertel Thorwaldsen,“ dessen erster Theil eben vor mir liegt, und woran ich nur eines recht sehr bedaure, daß es nämlich viel zu theuer ist, um allgemein bekannt zu werden.

In der Biographie eines großen Künstlers liegt immer etwas eigenthümlich Erhebendes, besonders wenn er, wie das nicht selten der Fall ist, mit beengenden Verhältnissen zu kämpfen hatte. Dies erste Aufkeimen des jungen Talents, das auch der nächsten Nähe der Mitgebornen ein Mysterium ist, dies erste Hervorleuchten der göttlichen Flamme durch alle Hemmnisse des unausgebildeten Körpers und Geistes, dies erste Erwachen des schamhaften Gefühls, einen Gott in sich zu bergen, und endlich der erhabene

Augenblick, wo sein Genie von der Welt anerkannt wird, wo Jason das goldene Vließ errungen hat und der schönste Erdenstolz seine Brust schwellt: wer vermöchte die Zeichnung solcher Gegenstände, wenn auch noch so einfach, oder vielmehr, je einfacher je besser ausgeführt, ohne Rührung zu lesen? Thorwaldsens Leben ist eigentlich ganz ohne Begebenheiten, diejenigen abgerechnet, die für das Auge des Publikums nicht geeignet sind und an denen jedes Menschenleben reich ist. Aber das Interesse desselben liegt in seinem Genius. Man sieht den armen Knaben zuerst für den Vater zeichnen und schnitzen, bis der redliche Haushahn nach und nach zu ahnen beginnt, es möchte dem jungen Adler schwerlich genügen, im ländlichen Hofe sein mühselig Körnchen aufzusammeln. Dann sieht man die Augen einiger braven Professoren mit Gönnerblicken auf dem jungen Zögling ruhen, der wohl die innere Weihe zu fühlen anfängt, aber dennoch den Wettkampf mit dem Gewöhnlichen scheut und sich nur halbgezwungen alle Ehrenmedaillen seiner Vaterstadt erwirbt, bis er derselben mit weitausgebreiteten Schwingen entfliegt, um wohl nie wieder in sein Nest zurückzukehren. Seinen Alexanderszug und so vieles Schöne, und das Schönste von Allen, den Christus und die Apostel in der Frauenkirche, hat er der Vaterstadt gesandt, und je mehr er sendet, desto mehr wünschen wir zu besitzen. Diese Frauenkirche ist ein ganz eigenthümliches Gebäude, dessen Aeußeres Viele unbefriedigt läßt. Die Bomben der Engländer zerstörten das alte große Werk; jezt ist es wieder hergestellt, hat ein schlichtes weißes Kleid bekommen, und statt des himmelhohen Thurmes, der bis auf wenige Ellen über der Giebelhöhe des Daches einstürzte, ein großes, goldenes Kreuz. Mir gefällt es wohl; das Innere aber wird gewiß auf Jeden einen Eindruck machen, der, mit der einfachen, heiligen Würde des Christenthums ganz übereinstimmend, mächtig auf das Gefühl wirkt. Ueber dem Altare steht der Christus, nicht der Danneckersche, siegende, sondern der segnende, der die Mühseligen und Beladenen zu sich ruft. Einige meinen, der Kopf sey zu klein, Andere tadeln Anderes; aber dieser Christus wird ewig ein Meisterstück bleiben, eine heilige Bildsäule, durch und durch erhaben und zu Thränen begeisternd. An den langen, einfachen Wänden der Kirche stehen seine Zwölf, in herrlicher Reihe, durch die togaartigen Gewänder wesentlich vom Christus verschieden, der am Oberleibe entblößt ist; Keiner, der nicht zur Bewunderung hinriße, den man nicht gerne als den Gründer seiner Religion verehrte, doch der Thomas besonders meisterhaft, ungläubig, und doch so heilig vertrauend, eine vollkommen gelöste Aufgabe.

Diese Vereinigung der dreizehn kolossalen Bildsäulen in der Frauenkirche riß mich zu allerlei Träumen hin. Ich dachte an Canova, der seiner Vaterstadt ein Geschenk machte, welches nur sein eigener Ruhm überleben wird. Dann fiel mir ein, vor Kurzem gelesen zu haben, daß Thorwaldsen, nicht so reich, doch eben so groß und gut wie jener, der Stadt Kopenhagen die Schäze seines Ateliers vermacht habe. Welch ein Vermächtniß! Eine Welt voll herrlicher Bilder vor meiner Seele, ging ich nach Hause. Ich wohnte in der Breitenstraße und mein Fenster gewährte mir den herrlichen Anblick der alten grauen Marmorruine der Friedrichskirche, deren ungeheure Säulenschäfte, deren hohe, mit Gras bewachsene Mauern, mit den leeren, hohlen Fensternischen, starr und zwecklos in die Bläue ragen. Friedrich V., der Großvater des jezigen Königs von Dänemark, der Niebuhr nach Egypten reisen ließ und Bernstorff zu seinem Minister wählte, legte im Jahr 1749 den Grundstein zu dieser Kirche, auf einem großen, freien Plaze, gerade vor dem Eingang der kurzen, weiten Quergasse, welche die Breitestraße mit der Amalienburg — der jezigen Residenz — verbindet. Welch ein Ensemble, wenn der herrliche Bau vollendet wäre! Als aber siebzehn Jahre später der König starb, kam der Bau ins Stocken, und nach der Zeit mochte es wohl an den Mitteln fehlen, den allzugroß angelegten Plan durchzuführen. Man zog eine Bretterwand vor den schönen Plaz und ließ die ungeheuren Marmorblöcke, die in großer Menge herbeigeschafft waren, liegen. Der Wiederaufbau des abgebrannten Christiansburger Schlosses, den man für wichtiger hielt, als die Vollendung der Friedrichskirche, erforderte allen Aufwand, den man für solche Dinge zu bestreiten vermochte, ja man bediente sich zur Verschönerung des neuen Schlosses der zu jener bestimmten Baumaterialien, und fing sogar an, die enormen Blöcke von den niedrigen Mauertheilen wieder abzunehmen. Es geht die Sage, die in Kopenhagen wohnenden Katholiken haben sich erboten, die Kirche auf ihre Kosten vollenden zu lassen, wenn man sie ihnen zu ihrem Gebrauche abtreten wolle; die Regierung habe es aber nicht passend gefunden, die schönste aller Kirchen einem andern als dem herrschenden lutherischen Gottesdienste zu weihen. Aehnliches wird von den Juden behauptet; gewiß aber ist es, daß in neuerer Zeit der französische Gesandte, Marquis de St. Simon, der unmittelbar zur Seite des Bauplazes ein schönes Privathaus bewohnte, sich an den Minister des Auswärtigen, den seligen Geheimerath von Rosenkranz, wandte, um die Erlaubniß zu erhalten, auf seine Kosten die erwähnte Bretterwand abbrechen, die Baumaterialien wegräumen und den ganzen Plaz, worauf die prächtige Ruine steht, zu einer Gartenanlage umwandeln zu lassen. Auch dies ward nicht gestattet.

Während ich, in meinem Fenster liegend, diesen und ähnlichen Gedanken nachhing, war es dunkel geworden; seitwärts trat der Mond in seiner Sichelform über die Dächer der nächsten Straße und goß sein schwachflimmerndes, mattes Licht über die riesigen Marmormassen, und mit einem Male gewann, wie durch einen Zauber, Alles eine andere Gestalt. Keine umherliegenden Blöcke störten die Fläche des mit Fliesen belegten Plazes, die Riesensäulen trugen ein kolossales Frontispice, und hinter diesem hoben sich die grauen Wände und wölbten sich darüber hin, wie die Kuppel des Pantheons. Ich stieg die breiten Stufen des Portals hinan und trat staunend in die von oben erleuchtete Halle, wo Thorwaldsens Wunderwerke, die Basreliefs rings in den Wänden eingelassen, die Statüen theils in Nischen, theils in weitem Kreise auf vorspringenden Piedestals, und im geweihten Raume der Mitte die schönsten der schönen Werke, von allen Seiten zugänglich und in herrlichster Beleuchtung, mich entzückten, bis ich erwachte.

Dieser schöne Traum war mir schon wieder entfallen, und vielleicht hätte ich mich seiner nie erinnert, wenn ich nicht vor einigen Tagen in der Zeitung gelesen hätte: „Der Kopenhagener Kunstverein hat zwei Preise ausgesezt von 400 und 100 Thlr. Silber für einen Plan zur Benuzung der malerischen Ruine der marmornen Friedrichskirche. Es ist dem Künstler überlassen, wie er sein Projekt einrichten will, um jene Ueberreste, so wie den Plaz, worauf sie ruhen, am besten zu benuzen.“

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 64.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 15. März 1834.

Stehst so gastlich auf dem Berge da,
Auf dem Berg in aller Herrlichkeit,
Zwischen beiden Strömen reißendschnell.

v. Goeze.
Russische Volkslieder.

Einiges über Kasan und die Tataren. *)

Von der westlichen Seite nimmt sich Kasan sehr stattlich aus, besonders die Citadelle auf dem hohen, steilen Ufer der Kasanka **) mit ihren Ringmauern und dem hohen zierlichen Minaret einer uralten tatarischen Metsched, in der obern Stadt eine große, buntgemalte Kirche, ein Theil des Gastinoidwor (Kaufhof) mit seinen weißen Hallen, viele große schöne Gebäude und Kuppeln von Kirchen; in der untern Stadt südlich die tatarische Vorstadt mit ihren schlanken Minarets. Kaum hat man die Kasanka auf einer Fahre passirt, so erblickt man in der weiten Ebene unter der Stadt und Festung, nahe an der Straße, ein ocherbraun angestrichenes Denkmal aus Sandsteinquadern in griechisch-egyptischem Geschmack erbaut; es ist zebn Klafter hoch und eben so breit an seiner Basis, und hat die Form einer stumpfen Pyramide, ähnlich der vierseitigen stumpfen Spitze eines Obelisken, ein vergoldetes Kreuz steht darauf. Es fesselt den Blick, man läßt halten, liest am Portal: „Zur Erinnerung des Sieges über die Tataren 1552," steigt die breiten steinernen Stufen hinan zum alterthümlichen Portal, öffnet eine Glasthüre und befindet sich in einer Kirche, erhellt durch vier halbe Bogenfenster über den vier Portalen; im Hintergrunde zeigt sich ein Altar mit einem Christusbilde. Ein Mönch mit schwarzer cylinderförmiger Mütze und schwarzem Gewand winkt in eine Seitenhalle, zündet Licht an und führt stufenabwärts durch einen schmalen Gang in ein schauriges, finsteres Gewölbe, in dessen Mitte ein langer Kasten, wie ein Sarg, an dessen obern Ende ein Kreuz und ein altes Heiligenbild, düster erhellt durch den matten Schein einer ewigen Lampe, die Erwartung spannt. Schweigend zündet der Mönch einige Wachskerzen an und öffnet den langen Kasten: er ist voll Todtenschädeln und einigen großen langen Gebeinen. Er hebt die Bretter des Fußbodens auf, und auch der Boden des ganzen Raumes ist mit Todtengebeinen erfüllt. Sie gehören den Tapfern, welche bei der blutigen Erstürmung von Kasan 1552 am 2ten Oktober a. St. fielen und in dieser kleinen Anhöhe nach der Schlacht begraben wurden, auf welcher vor dem Sturme des Zars Iwan IV. Wasiljewitsch Feldkapelle und Hauptfahne,

*) Fortsetzung der mit Nr. 211 des M.Bl. 1833 begonnenen Skizzen aus Sibirien, wozu man sonst schon das rechnete, was jenseits der Wolga liegt; jezt macht die Mitte des Urals die Grenze. Tataren nennen sie sich selbst und werden auch von den Russen so genannt, daher nicht Tartaren.

**) Diese fließt jezt noch, in die Mitte ihres Flußthales zurückgezogen, in geringer Entfernung von der Citadelle vorbei, hinter welcher sie aus einem Thale kommt; in der frühesten Bildung ihres Thales bildete sie den steilen Abhang, worauf die Citadelle liegt, der also sonst ihr Ufer war.

worauf ein Christusbild *) befindlich war, standen. Nur eine kleine Betkapelle war hier erbaut, bis der Archimandrit des Silantosschen Klosters Ambrosius durch Beiträge Sr. M. des Kaiser Alexander und der kaiserlichen Familie, mehrerer Klöster, Städte und Kaufmannschaften 1823 dieses Denkmal zu Stande brachte. Es kostete 100,315 Rubel B. A.

Kasan und die Citadelle waren zulezt vom Chan Edegar, einem Sohn des Kasay Achmadawa, des Chans von Astrachan, besezt und wurde lange hartnäckig vertheidigt. Ein deutscher Ingenieur, Rimtschin Razmiöl, sprengte durch zweckmäßig angelegte Minen die Stadtmauer in die Luft. Die Russen liefen sogleich durch die Bresche Sturm und eroberten es troz dem heftigsten Widerstande der Tataren. Edegar wurde gefangen und mußte sich, um sein Leben zu retten, taufen lassen, er hieß dann Simon. Jährlich werden am Tage der Erstürmung hier Seelenmessen für die Erschlagenen gehalten und ihre Namen dabei genannt. Der Mönch bittet um ein stilles Gebet für die Seelen der Gebliebenen; eine Schaale nimmt Beiträge zu Seelenmessen auf. Das Todtengewölbe ist kalt und dumpf, ernst entsteigt man der Gruft und fährt sinnend weiter. Nach einer Viertelstunde ist man am Schlagbaum; der Unteroffizier verlangt den Paß oder die Podaroschne (Postanweisung auf Pferde, die in ganz Sibirien von größerer Bedeutung ist als ein Paß, nach welchem sie ausgestellt worden). Das beste Absteigquartier ist im adligen Klubb (dwaranski sobranje), in dessen zwei vordern Flügeln in jedem zwei Quartiere befindlich sind und an anständige Reisende vermiethet werden. Personen von hohem Range werden auch wohl im Hauptgebäude logirt. Dieses hat herrliche große Säle und eine schöne Aussicht auf den südlichen Theil der Stadt. In diesem Gebäude versammeln sich die Gutsbesitzer der Umgegend, die Adeligen, um hier zusammen zu speisen, Bälle, Abendunterhaltungen ꝛc. zu geben, wobei man sich sehr wohl unterhält, da es hier sehr viele und schätzbare Honoratioren gibt. Das Ganze ist an einen Deutschen verpachtet, welcher die Bewirthung ꝛc. besorgt; man bekommt an seinem Tische, oder auch auf's Zimmer eine gute kräftige Hausmannskost, und ziemlich billig. Seit 1831 ist hier auch von einem Russen ein Gasthaus nach deutschem Muster eingerichtet worden.

Obgleich es außer dem Zweck meiner Reise ist, statistische Nachrichten zu geben, so muß das Nachfolgende doch wohl hier angeführt werden, da ich von dem großartigen Anblick der Stadt sprach und später Mehreres von den Tataren erwähnen werde. Kasan hat über 5000 Häuser, 40 Kirchen, 3 Klöster und 44,000 Einwohner, worunter über 10,000 Tataren. Mehrere einzelne Abhandlungen über die Geschichte von Kasan, über die Feste und Münzen der Tataren sind bereits vom Herrn Staatsrath v. Fuchs, Professor an der Universität und Doktor der Medizin, in russischer Sprache erschienen. Derselbe fand reichen Genuß und Ersatz im Studium der Natur und der Alterthümer der Tataren sowohl als ihrer noch beibehaltenen Sitten und Gebräuche. Er besizt ein tatarisches Museum. Sein treffliches Herz, so wie seine vielseitigen medizinischen Kenntnisse, durch welche er Tausenden nützlich war, haben ihm bei Christen und Tataren allgemeine Achtung und Liebe erworben. Manche interessante Notiz verdanke ich nur ihm, zu deren Zusammenstellung und weitern Ausarbeitung er mich aufmunterte.

Eine ausführliche Beschreibung der Stadt zu geben, nimmt viele Zeit weg, und wird stets, just der Vollständigkeit wegen, etwas trocken; ich werde daher nur abgebrochene Notizen hier mittheilen, von welchen ich glaube, daß sie Interesse erregen möchten, und welche man nur bei etwas längerem Aufenthalte, wozu mich zweimal das Aufgehen der Flüsse zwang, sammeln kann.

Die frühesten Bewohner der Gegenden um die mittlere Wolga und Kama waren die Mordwinen, Tscheremissen und Tschuwaschen, von denen Ueberreste noch heute an der Wolga und im nahen Gouvernement Wjatka wohnen und eigene Tracht und Sitten beibehalten haben. Sie wurden sämmtlich bis 1239 von den Mongolen unterjocht. Kasan gehörte einst dem Chan der goldnen Horde Toktamisch, unter dessen Regierung es 1395 zum erstenmal in der Geschichte erwähnt wird. Seit 1446 bildete es unter Mametak ein eigenes Reich, bis es, wie schon früher erwähnt, unter Edegar 1552 von den Russen erobert wurde und von dieser Zeit an in ihrem Besitz blieb. In einem Zeitraume von nur 106 Jahren hatten in Kasan 17 Chane regiert, von welchen zwei dreimal den Thron bestiegen und eben so oft verlassen mußten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aquarelle.

(Fortsetzung.)

Meine Jugend sollte mir dennoch zurückkehren! — Durch einen seltsamen Zufall, den ich bei anderer Gelegenheit erzählen will, kam ich nach München. Ich hatte wenig von dieser Stadt gehört, weil man damals noch wenig im übrigen Deutschland von ihr zu sprechen pflegte. Am Abende vor meiner Abreise von Wien sagten mir meine Freunde, es gebe keine Kaffeehäuser dort, und bedauerten mich, weil sie wußten, daß ich das südliche Kaffeehausleben sehr goutire. Was mir nun hiedurch an Lebensannehmlichkeit entging, sollte mir auf andere Weise

---

*) Daher das Christusbild oben auf dem Altar, welcher über diesem Gewölbe steht.

reichlich ersezt werden. Man denke: ich sollte meinen Staberl dort finden, den ächten, nicht zu verkennenden, nicht zu verleugnenden Narren, in seinem baroken Anzuge, mit der unvergleichlichen Miene, worin Dummheit und List, Gutmüthigkeit und Bosheit zu ganz gleichen Theilen den seltsamsten Kontrast bildeten mit der grotesken, hölzernen Beweglichkeit eines ächten Polichinell und den lustigsten Scherzen, die von seiner anstoßenden Zunge gleich einer Cascade sprudelten.

Das war er, wie er leibte und lebte. Ich erkannte ihn auf den ersten Blick wieder, und die ganz abweichende Art und Weise, wie das bei andern Erscheinungen derbe und dabei etwas phlegmatische Publikum ihn aufnahm, wie es ihm entgegenlachte, wenn er kam, nachjauchzte, wenn er ging, bewies mir deutlich, daß er es war. Er war jung und derselbe geblieben, und neben ihm saß und ging die hübsche Frau, und ihr Auge war eben so getaucht in Schwärmerei, ihre Farbe war roth und weiß, nur ihr Umfang hatte unbedeutend zugenommen. Aber ich war ernster und älter geworden, das fühlte ich nun, wenn ich gleich — den Jahren nach — von allen Leuten jung genannt wurde. Doch machte es mich selig genug, daß ich meinen Staberl wieder hatte, und diese Seligkeit kämpfte auf sonderbare Weise mit meinem Aerger, daß ich älter geworden war, und nunmehr über Staberls Späße hinweg in die schönsten Augen blicken konnte, und zwar nicht nur bloß in die Augen der hübschen Frau, sondern in die eines jungen Mädchens. Ja, mein Wesen war ernster geworden, ich hatte meine Blicke auf's Solide gerichtet, ich ließ mich von Staberls Tollheiten umschwirren und konnte mich dabei verlieben, und wie sich, meiner damaligen Richtung nach, von selbst versteht, sehr ernst. So von Liebe und Heiterkeit umgeben, nahm mein früher trüber, dann ernster Sinn eine immer lebhaftere Färbung an; das Glück kehrte wieder und es fehlte zur Jugend nichts mehr als die Jahre.

Diese wuchsen indeß mit Riesenschritten, und des Lebens Mitte war längst vorüber, als ich mich zum zweiten Male in München befand. Es hatte ein imposantes Kleid von Stein in der Zwischenzeit um sich geschlagen, mir war es aber doch noch kenntlich. Nur einige Leute wollten von großen Veränderungen sprechen. Mein idealer Narr war zwar längst fortgezogen, um seiner Heimath zu zeigen, wie gröblich sie durch den falschen, plumpen, spießbürgerlich-materiellen Narren gefoppt worden war. Mir lag nicht viel daran. Das unbestimmte Sehnen, das sich unmittelbar an die fortziehende Jugend schließt, verschwindet nach und nach, oder wird vielmehr von reellen Interessen verdrängt. Nur seltsame, auffallende Ereignisse können es wieder in uns hervorrufen. So ging es auch mir.

Von München aus ist es so lockend, Italien zu besuchen. Ich konnte dem Drange nicht widerstehen. Die erste Muße und etwas überflüssiges Geld, und ich saß im Wagen. Mein erstes Ziel war Venedig. Bereits hatte ich einen genußreichen Tag dort verlebt; San Marco, der Palazzo ducale und eine lange Gondelfahrt nach dem Lido mit seinen Volksspielen hatten ihn ausgefüllt. Der zweite Morgen trieb mich an, den Thurm des Marcusplatzes zu besteigen. Eine deutsche Inschrift unter einem Regenschirm fällt mir an einem jener kleinen Laden auf, welche den Schaft des Thurmes umgeben. Ich trete näher und lese zu meiner Verwunderung die Worte: „Riedl Staberl, bürgerlicher Parapluiemacher und Stadtführer.“ Daß ich meinen Augen kaum traute, wird man sich denken können. Also keine Erdichtung, kein schönes Bild der Schöpferkraft eines Künstlers! Hier holte Bäuerle seine Begeisterung! Was aber ist Bäuerle's Staberl? Jener Staberl ist's, der mich entzückte, der Narr meines Lebens, meiner Seele, mein schöner Jugendtraum, der kann im Leben nur einmal wiedergefunden werden!

Und ich trat in den Laden; ein junger Mensch fragte, ob ich Regenschirme kaufen, oder die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein nehmen wollte. Ich bat mir aber vor allen Dingen Entzifferung der Inschrift aus. „Den Namen, den Sie auf dem Schilde lesen, mein Herr,“ fing er in gutem Italienisch an, „trug mein armer Vater. Er ist ein Wiener von Geburt und trieb neben seinem Geschäfte noch das Amt eines Cicerone mit großer Virtuosität. Allerdings hatte er gewisse Eigenheiten, die ihn bei allen Fremden, vorzüglich bei seinen Landsleuten, sehr beliebt machten.“ — „Und ist er gestorben?“ fragte ich. — „Nein,“ erwiderte der Inhaber des Ladens mit einem tiefen Seufzer. — „Gottlob,“ rief ich freudig aus, „so kann ich ihn sehen und sprechen! wo ist er, wo?“ — „In S. Rocco,“ sagte der Andere betrübt. — Ich aber lachte: „Dort mußte ich ihn ja wiederfinden! Wir Menschen sind Thoren, daß wir der Chimäre Glück rastlos nachrennen; es ist so nahe das Glück. Einst habe ich es besessen in Frankfurt in meiner Jugend, und wie ich auch seitdem die Schauspielhäuser durchsucht, der Kunst nachgespürt, wo ich sie witterte — nichts fand ich, was mich getröstet hätte. Mein Glück schien verloren; aber Gottlob! es schien nur so: ich habe es wieder im Narrenhause von Venedig!“ — Der junge Staberl ward verlegen. Er glaubte, einen Geistesverwandten seines Vaters vor sich zu sehen. Der Höflichkeit wegen mochte er mir noch einige Worte sagen wollen: „Wahrscheinlich hat mein Vater Sie einmal schon in Venedig herumgeführt?“ — „Keineswegs!“ rief ich schnell, „und dennoch kenne ich ihn und will sogleich zu ihm, um ihn einmal wieder zu sehen, den ersehnten Freund!“ — „Ich werde Sie begleiten,“ sprach der junge Mensch, und während er Ueberrock und Hut

nahm, fragte er noch: „Ihren Namen, mein Herr?“ — „Ich bin der Prinz Zerbino, der dem guten Geschmacke nachreist,“ rief ich in einem Anfalle von Lustigkeit. Und der junge Mensch verstummte von nun an ehrerbietig, da er den Stand und Namen seines Gastes erfahren hatte. Wir bestiegen eine Gondel; keine Unterhaltung wurde gepflogen; wie wir aber den großen Kanal hinauffuhren, nannte mein Staberl, der Cicerone, gleichsam wie aus Gewohnheit, einige Palläste und ihre Erbauer; ich aber dachte an mein Fest im Narrenhause, und hörte die Namen: Palazzo Pesaro, Palladio, Sansovino, Tiziano, wie im Traum.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Die Karlisten im Fasching.

Gewiß wird man den Parisern nicht nachsagen können, daß sie lezten Fasching nicht genug getanzt haben. Ich wüßte nicht, in welchem Jahre man mehr getanzt hätte. Zwar hat man im vorigen Jahre nicht weniger getanzt, aber so lustig, wie diesmal, ging es doch nicht dabei zu. Man hätte glauben sollen, die Pariser habe die Tarantel gestochen; überall gab es Bälle, sogar das hochadelige Faubourg St. Germain soll der herrschenden Sucht unterlegen seyn, und ihres Schwures uneingedenk, den Fall der ältern Bourbons ewig zu betrauern, hie und da sich eine Quadrille, ja sogar einen modischen Galopp haben zu Schulden kommen lassen. Jedoch sollen diese meineidigen Tanzbelustigungen bloß im Stillen und fern von den profanen Augen stattgefunden haben. Nur bei dem österreichischen Gesandten, dessen Salon gewissermaßen ein neutraler Grund ist, sollen die beiden Partheien einander friedlich im Tanze beigestanden und zusammen ein queue de chat, ein chassez tous les huit und dergleichen Quadrillentouren gemacht haben. Im vorigen Winter oder im vorlezten war in den karlistischen Blättern großes Aufheben von einem Korbe, welchen ein hochadeliges Fräulein vom alten Schlage dem Herzoge von Orleans, welcher bei Appony mit ihr tanzen wollte, gegeben haben sollte. Ob etwas an der Sache war, weiß ich nicht; die Quotidienne sezte sie aber als unbezweifelt voraus, eben so die andern Tageblätter dieser Parthei, und das Fräulein wurde beinahe wie eine Heldin gefeiert, welche sich lieber dem Märtyrertod preisgegeben, als daß sie vor dem Götzen des Tages das Knie gebeugt. Seit dieser merkwürdigen Begebenheit haben die ächten Royalisten, das heißt die Karlisten, bedeutend nachgegeben; denn auf dem lezten Balle bei Appony hat der Herzog von Orleans mit dem Fräulein von Bethune getanzt. Das Faktum war diesmal gar nicht wegzuläugnen; die Sache war weltkundig; wer weiß, ob sie nicht sogar vom Notar vor Zeugen instrumentirt worden ist? Alle Zeitungen kündigten sie der Welt an. Die karlistischen Blätter versuchten diesmal auch gar nicht, die Thatsache wegzudemonstriren; allein die Quotidienne erholte sich bald von ihrer ersten Betäubung und behauptete, das Fräulein sey überrumpelt worden; was es mit diesem Ueberrumpeln für eine Bewandniß habe, wurde nicht gesagt. Vermuthlich wollte die Quotidienne sagen, das gnädige Fräulein habe nicht Zeit gehabt, das legitimistische Comité zusammenzuberufen, um erst zu erörtern, ob die Sache der Legitimität nicht durch einen Tanz mit dem Erbprinzen der jezt regierenden Linie gefährdet werden könnte. Dieß mag wohl wahr seyn, und vielleicht hat das arme Fräulein hernach manchen Vorwurf von Seiten der Hauptstützen ihrer Parthei hören müssen. Bei Personen von geringerm Ansehen, als ein Kronprinz, wird indeß mancher Tanz zwischen einem altadeligen Fräulein und einem jungen Kavalier vom Orleanistischen Hofe stattgefunden haben; denn die guten Mädchen können doch nicht immer auf ihren Stühlen sitzen bleiben und ruhig zusehen, wie die nicht legitimistischen Mädchen so fröhlich tanzen und sich verheirathen. Was können sie dafür, daß Karl X. seine Krone verloren hat? warum hat er nicht besser regiert? und wird er je wieder dadurch zu Ansehen und Macht kommen, daß sie nicht tanzen und Jungfern bleiben? Der große Probierstein der karlistischen Gesinnungen ist aber der Ball bei Hofe; wer sich hier zeigt und tanzt, der bekennt, daß er es mit der jetzigen Dynastie hält und nichts dagegen hat, sich von dem heutigen Herrn des Tuilerienschlosses bewirthen zu lassen. Es fragt sich also, ob viele Damen vom Faubourg St. Germain sich bei den vielen und großen Bällen, welche in diesem Jahre bei Hofe stattgehabt, eingefunden haben. Hier sind die Meinungen getheilt. Die ministeriellen Blätter äußern, es sey eine Menge Personen aller Stände, folglich auch vom alten Adel, dagewesen, und hätte der Hof nur sich geneigt finden lassen, den schüchternen Leuten ein wenig entgegenzugehen, wie sie es wünschten, so würde er die halbe Vorstadt St. Germain in den Tuilerien zu erblicken das Vergnügen gehabt haben. Das wollen aber die karlistischen Blätter nicht eingestehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Logogriphe in Nr. 58:
1) Barde, Barte. 2) Finte, Finde. 3) Ente, Ende.

Räthsel
für alle fünf Sinne.

Wenig sind der Dinge nur,
Die erfreuen alle Sinne.
Einem bin ich auf der Spur,
Das ich drum besonders minne.

Sehen darf ich seinen Glanz
In den allerschönsten Farben,
Roth, Gold, Purpur ist es ganz,
Lüstern Auge darf nicht darben.

Hören kann ich sein Gesumm,
Dieses Lied unreifer Jugend,
Wird es stärker und Gebrumm,
So verheißt es größre Tugend.

Riechen mag ich gern den Duft
Seiner feinen, zarten Blume.
Steigt es vor aus seiner Gruft,
Dient ihm sein Geruch zum Ruhme.

Schmecken, wer da schmecken kann,
Der erfreue seinen Gaumen.
Besser wird so Weib als Mann
Ruhn nach ihm auf weichen Flaumen.

Fühlen wird der Frohe sein
Werk in allen Fingerspitzen.
Glücklich Alle, die es rein,
Lieblich, schön und stark besitzen!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 65.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 17. März 1834.

Todt ist er, das ist wahr; wahr ist's, 's ist Schade,
Und Schade, daß es wahr ist.

Shakespeare.
Hamlet.

Aquarelle.

(Fortsetzung.)

Wir hatten unsern Narren bald erreicht. Seine Umgebung jedoch hauchte den reinen Spiegel meiner Freudigkeit sehr bald an und trübte das Glas. Um uns spreizte sich ekelhafter Wahnsinn. Gelbe, vertrocknete Weibergesichter mit schwarzrothen Augen, gleich glimmenden Kohlen, steife Haare, wie eines Pferdes, um den Kopf, in barok-phantastischen Lumpenkram gehüllt, stiegen stolz wie Pfauen auf und ab, dazwischen huschten und sprangen wildaussehende Männer, reich mit Haaren bewachsen, halb nackt hin und her, und schrien uns an mit gellender Kehle, wie Affen und Arras in einer Menagerie. Das war nicht die Narrheit, die ich suchte. Ich griff an meinen Kopf, um mich zu überzeugen, woher sein Drehen käme, und war froh, als ich ihn noch ganz fest auf den Schultern sah. Es war übrigens das erste italienische Tollhaus, worin ich mich befand. Nur einmal hatte ich eine wahnsinnige Italienerin gesehen. Es war die hübsche, junge Tochter eines alten Bilder- und Salamihändlers in meiner Vaterstadt. Ich sah sie jeden Morgen, wenn ich in die Schule ging, auf der Brücke stehen, in einem feuchten Kleide, das beim stärksten Winde sie starr umhüllte und nicht flattern wollte. Sie sah beständig den Weg zum Thore hinan. Dort ging's nach dem Rhein und so weiter nach Frankreich. Ein fremder Soldat hatte ihr versprochen, sie gewiß heimzuholen, und nun stand sie jeden Tag auf der Brücke, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und erwartete ihn. Das Kleid aber, das sie beim Abschiede getragen, legte sie nicht mehr ab, aus Furcht, er würde sie in einem ungewohnten nicht so leicht wieder erkennen. Und nun, da bereits Jahre darüber vergangen waren, und sie immer reinlich und geschmückt dastehen wollte, wusch sie Nachts das Kleid und zog es am Morgen wieder an, und es hatte die Farbe verloren und war hie und da zerrissen und ganz so unkenntlich geworden, wie sie selber. Man erzählte, daß sie auf die Frage, wer sie sey, nichts erwiderte, als: „ich bin Braut." Ich hatte es nie gehört, denn mir fehlte das Herz, sie durch eine vorwitzige Anrede zu stören. Dafür aber bemerkte ich seit einiger Zeit, weil ich sie dessenungeachtet sehr aufmerksam beobachtete, daß sie nicht mehr die Straße zum Thore hinan sah, sondern über das Brückengeländer in den Strom. Dies jagte mir Angst ein, ich dachte an ein Unglück, aber Niemand wollte dasselbe glauben. Ein[illegible] Morgens stand sie nicht mehr da, und wie ich Mittags aus der Schule kam, ward ein triefender Leichnam über die Brücke getragen. Dies war die einzige Italienerin, die ich toll gesehen. Sie ließ ein wehmüthiges Gefühl in mir zurück,

welches jezt in Italien wieder lebendiger erwacht war; aber im venetianischen Tollhaus war nichts, das mir ihr Bild vergegenwärtigen konnte. Jenes hübsche, gefühlvolle, liebende Wesen möchte wohl überhaupt auch unter den vernünftigen Italienerinnen schwer anzutreffen seyn. Es war eben eine Jugenderinnerung!

Der alte Staberl saß aber wirklich vor uns. Er erschien mir wie eine wichtige Person im Staate, die auf Pension gesezt worden war, und sie nun gemächlich verzehrte. „Sie sind ein großer Diplomat, ein Sterngucker," hatte ihm einst ein reisender Lord, nach seinem eigenen Geständnisse im ersten Akte der „Bürger in Wien," zugerufen, und nie ward ich mehr davon durchdrungen, wie jezt. Wie bei Polonius, schimmerte bei aller Narrheit der feinste Hof- und Weltton hindurch, bei allem Stolze die scheinbar größte Herablassung, Nachgiebigkeit, sogar Unterwürfigkeit. Man bemerkte es sogleich, daß dieser Narr im Umgange mit Vornehmen alle Feinheit, Gewandtheit und Lebensweisheit errungen hatte, und oft mochte ich mich überreden, die Narrheit sey nur verstellt, um die Vernunft zu täuschen. Seine Phantasien beschränkten sich übrigens auf Verhandlungen mit fremden Prinzen und großen Herren, die sich ihm naheten, um durch ihn mit Venedigs glänzender Vorzeit und ihren Denkmälern bekannt zu werden. Es war die Verklärung seines frühern Geschäfts als Cicerone, er hatte sich in die reinste Region des Seyns erhoben, und genoß des Glückes eines wahrhaft Seligen.

Wie sein Sohn mich als den Prinzen Zerbino vorstellte, erhob er sich ein wenig von dem Säulenstumpfe, worauf er saß, verbeugte sich und sprach mit Würde: „Ich bitt', Ew. Gnaden, nur ein Augenblick. Es ist mir eine große Ehr', wer aber früher kommt, der mahlt zuerst. Ich muß nur gleich mit Sr. Herrlichkeit, dem Lord von Harrison fertig werden, mit dem ich einst so glücklich war, mich auf Reisen zu befinden." Nun führte er ein weitläuftiges Gespräch mit der blauen Luft; denn Niemand, außer uns, befand sich in der Nähe. Er stieg in Gedanken die Riesentreppe hinan, zeigte den Fleck, wo Marino Falieri enthauptet wurde, den Saal der Bibliothek, die kleine Treppe, die zu den Bleikammern führt, endlich diese selbst. Und so eilte er von einem interessanten Punkt zum andern, Hunderte von Namen und Jahrzahlen aufrechnend, mit bewundernswerther Kraft des Gedächtnisses. Ich stand vor ihm, ganz im Anschauen verloren. Es war derselbe Staberl, den ich einst in Frankfurt gekannt, nur gealtert, ehrwürdiger, verklärter. Und den Mann haben sie ins Tollhaus gesperrt! dachte ich bei mir selbst, und wagte diesem Gedanken keine Worte zu geben. Kann die Welt glücklich seyn, wenn man solche Narrheit daraus verbannt? Ich mochte eine seltsame Miene machen, der junge Mensch, der mich hieher geführt, näherte sich besorgt: „Mein Vater, erhizt von dem vielen Sprechen, wird jezt bald in wildere Tollheit übergehen, dann schlägt er um sich und könnte leicht auch Ew. Durchlaucht beleidigen." Er zog mich beim Arme fort, indem er noch sagte: „Ach, der alte Mann war ein prächtiger Mensch voll Scherz und Laune, er erheiterte alle Welt und that Niemanden etwas zu Leide. Da haben sie ihn auf's Theater gebracht, und das hat er sich zu Herzen genommen und darüber den Verstand verloren."

(Der Beschluß folgt.)

Einiges über Kasan und die Tataren.

(Fortsetzung.)

Das Merkwürdigste in der von den Tataren so lange auf's Hartnäckigste vertheidigten Citadelle ist der noch sehr wohl erhaltene, von gebrannten Ziegeln erbaute zierliche Pallast der sogenannten Königin Sujumbecka; ferner eine ebenfalls von gebrannten Ziegeln erbaute Metsched (Bethaus), mit einem zierlichen hohen Minaret, auf welchem jezt ein vergoldeter kaiserlicher Doppeladler sich befindet. Es ist zu verwundern, daß sich beide Gebäude, da sie nur aus schlecht gebrannten Ziegeln bestehen, so lange erhalten konnten; die Metsched wird jezt leider baufällig, so daß man die Terrassen um das Minaret nicht mehr ohne Gefahr besteigen kann. Die Tataren erzählen sich: wenn der Tatar geboren seyn würde, welcher mit Bogen und Pfeil den Thurmknopf von diesem Minaret abschießen könne, so werde Kasan wieder tatarisch werden. Ein vergeblicher Wunsch, um so mehr, da das Bogenschießen unter den hiesigen Tataren etwas Seltenes geworden ist, so daß ich oft viel lästige Begleitung bekam, wenn ich zuweilen bei meiner Rückkehr aus Sibirien mit meinem mongolischen Bogen und Pfeilen auf die Vogeljagd ging und der Tatarenstadt nahe kam, bei welcher sich die meisten Raubvögel aufzuhalten pflegen.

Da ich einmal von diesem alten tatarischen Bethaus gesprochen habe, so erwähne ich hier etwas, was gewiß jedem Fremden stets auf's Neue in die Augen fällt: schon in Moskau und hier, und in allen Gegenden, wo man über den Islam gesiegt, steht auf den Kuppeln und Thürmen der russischen Kirchen über der Mitte des liegenden Halbmondes das christliche Kreuz.

Das große Kloster der Mutter Gottes zu Kasan ist eines der berühmtesten im russischen Reiche. Die Legende, wie eine Jungfrau mehrmals im Traume ein Muttergottesbild sah, worauf an der Stelle nachgegraben und ein altes Oelgemälde, die Mutter Gottes vorstellend, gefunden wurde, ist bekannt.

Das Universitätsgebäude ist groß und wohl eingerichtet. An der Spitze der Universität steht ein ausgezeichneter Mann, der auch Dichter ist, und unter den Professoren gibt es mehrere vorzügliche und berühmte Männer. Es würde schwer seyn, jeden nach Würden zu schildern, auch lernte ich nur die kennen, welche mit meinen frühern Studien und Lieblingsneigungen verwandt waren: ein paar tüchtige Naturforscher, einen guten Physiker und Weltumsegler, und einen tiefen Alterthumsforscher und Sprachkundigen. Alle Studenten müssen außer ihren übrigen Vorlesungen auch theologische hören, und sind auf militärischen Fuß gestellt. Die Universität hat jezt auch einen tüchtigen Mechanikus, der sein freundliches München verließ.

Der beliebteste Spaziergang in der Stadt ist der am sogenannten schwarzen See (tschorne osero), einer tiefen Einbuchtung, in welcher Anlagen gemacht worden sind. Hier treffen sich, besonders im Frühjahr, wo stets mehrere Nachtigallen die Büsche beleben, die Honoratioren. Von dem sogenannten See ist nur ein länglich viereckiger, dunkler Teich übrig geblieben, auf welchem noch das Gerüst eines Tempels schwamm, an dem ein Feuerwerk zu Ehren des vorigen Herrn Gouverneurs abgebrannt worden war.

Eine gute halbe Stunde nordöstlich von der Stadt befinden sich Laubholzgebüsche auf dem ehemaligen hohen, steilen Ufer der Kasanka; hier haben die in Kasan wohnenden Deutschen recht hübsche Anlagen gemacht, und bringen meist den Sonntag bei schönem Wetter hier fröhlich zu. Man nennt diesen Platz wegen mehrerer steilen Schluchten und wegen der hübschen Aussicht auf die Stadt, die Schweiz oder den Spaziergang der Deutschen. In dem offenen Thale unter diesen Anlagen schlängelt sich die Kasanka, ruhig dahin fließend; sobald sie sich aber der Stadt nähert, drängt sie sich heftig gegen das steile Ufer, welches sie jährlich immer mehr und mehr unterwäscht, so daß das Ufer bereits bis an die Ringmauern des darauf erbauten Frauenklosters abgestürzt ist, und dieses in wenig Jahren seinem unvermeidlichen Untergang entgegensieht und in die Kasanka herabstürzen wird.

Der Reisende nach Sibirien mag sich hier noch mit einer Menge Bedürfnisse versehen, die er dort schwer oder gar nicht bekommt; z. B. gutes Jagdpulver (jedoch nicht so gut als das Petersburger Windowkenpulver), Schrot von allen Nummern; in Sibirien bekommt man oft nur Eine grobe Nummer, und diese nicht gleichförmig; gute Schumacherarbeit, mancherlei Eisengeräthschaften, leidlichen Tabak, mancherlei Luxusartikel zu Geschenken. Auch mag man sich wenigstens noch hier, wenn es nicht schon in Moskau geschehen ist, mit gutem Karawanenthee versehen; denn je weiter man nach der chinesischen Grenze kommt, woher man ihn bringt, desto theurer wird er, da man, je weiter man in Sibirien vordringt, guten Thee meist nur in ganzen Kistchen verkauft und sich scheut, ihn Pfundweise zu vereinzeln, aus Furcht, es möchte der zurückbleibende nicht bald Abnehmer finden, denn die dort wohnenden Familien kaufen auch ihren Bedarf an Thee kistchenweise.

Die hiesigen Fuhrwerke sind ganz vorzüglich gut gearbeitet, Achsen und Räder von Eichenholz, was, wenn man Kasan verlassen hat, nicht weiter zu bekommen ist. Auf dem ganzen Ural wächst nicht Eine Eiche wild; man hat in ein paar Gärten welche angepflanzt, aber sie gedeihen nicht. In Kasan lernte ich zuerst ein ganz eigenes Fuhrwerk kennen, das ich, da es so viele Vortheile gewährt, hier beschreiben werde. Auf zwei schwanke, 8 Ellen lange und 3 bis 3½ Leipz. Zoll im Quadrat dicke Birkenstangen wird ziemlich in der Mitte die Bavorske (ein leichter, länglicher, etwas bauchiger, halbüberdeckter Wagen) befestigt; diese muß jedoch einige Ladung bekommen, damit sie sanfter schwankt. Ein solcher Wagen schaukelt so sanft, daß man darin lesen kann, besser als in den meisten Wagen, welche auf Federn stehen. Außer der Bequemlichkeit, auf dem schlechtesten Wege noch sanft zu fahren, hat eine solche Karentasse, oder richtiger Tarentasse, weil dies Fuhrwerk zuerst bei den Tataren gebräuchlich gewesen ist, noch zwei Hauptvortheile: erstens, daß man fast niemals damit umwerfen kann (wenn nicht etwa lange, tiefe Gräben längs des Weges sind); denn wenn die Vorderräder den Umsturz drohen, so stehen die acht Ellen davon entfernten Hinterräder gewiß noch gerade, und haben die erstern die schlimme Stelle passirt, so stehen sie sicher wieder gerade, wenn eines der hintern sich zum Umsturz hebt; zweitens: bricht auch eine der beiden Stangen, so dient die zu jedem sibirischen Fuhrwerk gehörige Art schnell dazu, den nächsten schwanken Baum zu fällen, mit den stets unentbehrlichen vorräthigen Stricken längs unterzubinden, und im nächsten Dorf die wenigen Eisen, welche die Stange in ihrer Lage halten, darum zu legen. Einen Nachtheil hat allerdings diese Art von Fuhrwerk: daß es viel Platz braucht, um gewendet zu werden;*) doch habe ich dies oft in engen Gehöften bewirkt, wenn nur ein paar kräftige und willige Leute Hand dabei anlegten. Uebrigens fährt sich ein solches Fuhrwerk sehr leicht, so gefährlich es auch aussieht, so daß mein Bedienter es oft mit aller darin befindlichen schweren Bagage ganz allein auf ebener Straße ein Stück weit fortzog, in der Absicht, den Bauern, die zuweilen jeden

*) Diesem kann abgeholfen werden, indem man die Stangen hoch stellt; aber das Ganze verliert dadurch an Sicherheit, Festigkeit und Bequemlichkeit.

Umstand hervorsuchen, um für ein Pferd, zuweilen auch wohl nur für ein halbes Pferd, mehr Bezahlung zu verlangen, vom Ungrund ihres Schreckens über den langen Wagen zu überzeugen. Das Verdeck ließ ich vorne mit einem ledernen Regendach versehen und über den offenen Theil des Wagens ging ein anderes Leder, welches bis an jenes hinaufgeknöpft werden konnte; machte ich so alles zu, so befand ich mich in meinem eigenen Zimmer und habe mich darin oft in Dörfern, während des Umspannens der Pferde, umringt von einer Menge neugieriger Zuschauer, völlig umgekleidet, ohne im Geringsten gestört zu seyn, auch oft darin übernachtet, wenn mir's im Hause nicht gefiel. Mein Bedienter schlief in der Regel während der Reise jede Nacht darin und befand sich oft wohler als ich im Zimmer; denn dies ward gegen Morgen manchmal so kalt, daß ich darüber erwachte, während er in seinen Pelzen gleichförmig warm blieb; auch plagten ihn nicht die mancherlei Zimmerinsekten, und er hatte stets frische Luft. Unmittelbar hinter meinem Wagen ließ ich auf den Stangen noch ein kleines Verdeck und Polster befestigen, in welchem sich mein Kosak sehr wohl befand, auch konnte sich so Niemand unbemerkt dem Wagen nähern. Den ganzen Wagen, Stangen und Räder ließ ich mit Firniß und gepulvertem Malachit überstreichen, und hatte so einen unveränderlich grün bleibenden, dauerhaften, bequemen und wohlfeilen Reisewagen, der in Wäldern auch noch als Jagdequipage diente. Man pflegt wohl unter jede Stange eine platte Eisenstange zu befestigen, um das Brechen zu vermeiden, aber was man hiedurch gewinnt, verliert man anderseits, indem der Wagen nun nicht mehr so sanft schwankt. Im Winter wirft man die langen Stangen ab und läßt den Wagen auf einen Schlitten setzen, wo die zur Seite angebundenen Räder und Achsen noch das Umwerfen verhindern helfen; im Frühjahr wirft man den Schlitten weg und läßt den Wagen wieder auf Stangen setzen, die zur Noth auch von Nadelholz seyn können; in diesem Falle werden schwächere Stämme, dagegen aber auch ihrer vier genommen. Zur Ausrüstung gehört noch eine Reserveachse, und zwar Vorderachse, weil diese wegen des Lochs für den Schlußnagel nicht so leicht zu ersetzen ist als die Hinterachse. Die sibirischen Achsen sind alle von Birkenholz und sehr gut.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Der Fasching.

La Mode, ein ächtes Hofblatt der abgesezten Familie, rümpft sehr vornehm die Nase über die lezten Bälle in den Tuilerien; man habe dort den guten Ton der ehemaligen Hofgesellschaft vermißt, es sey eine wahre Bürgergesellschaft gewesen, in der sich eine Menge schlecht gekleideter Engländerinnen umhergetrieben haben, die nicht einmal von vornehmer Herkunft gewesen seyen. Aus dem Faubourg St. Germain seyen nur zwei Damen dagewesen, wovon die eine noch dazu nur halb und halb zu jener Vorstadt gehöre. Zwänge man also la Mode, sich bestimmt und kategorisch zu erklären, so würde herauskommen, daß von der gesammten Vorstadt nur anderthalb Damen den Lustbarkeiten in den Tuilerien beigewohnt haben. Obschon nun aber diese Parthei viel Gewicht auf das Ausbleiben oder Erscheinen ihrer Damen legt, so ist dies der großen Welt doch völlig gleichgültig; denn eben weil es keine Hoffähigen mehr gibt und Personen aus den meisten Ständen zu jenen Bällen bei Hofe eingeladen werden, geht es darauf so lustig her, wie auf einem Privatballe. Auch hält sich die Vorstadt St. Germain nicht völlig so abgesondert, wie es die karlistischen Blätter verlauten lassen; denn nicht Alle haben sich mit dem alten Hofe zurückgezogen, die Pairsstellen aufgegeben und auf andere Würden verzichtet, nicht Alle haben ihre Vergnügungen, ihre Aussichten, ihre Hoffnungen einer abgelebten Fürstenfamilie zum Opfer gebracht. So zahlreich übrigens auch die Hofbälle besucht wurden, so waren es die Theaterbälle nicht minder. In einem frühern Berichte ist bereits der mannichfachen Vergnügungen erwähnt worden, womit die diesjährigen Opernbälle ausgestattet waren, wie auch des Einfalls des Direktors, eine Lotterie von allerlei hübschen Sachen den Besuchern unentgeldlich preiszugeben. Dieses Beispiel ist sogleich von einem andern Theater, dem Cirque olympique, nachgeahmt worden; da dieser Bereitercirkus aber nur Pferde besizt, so hat er den Liebhabern auch nur ein Pferd anbieten können. Freilich war dieses Pferd ein türkisches; es wurde in Paris herumgeführt, um den Leuten den Mund wäßrig zu machen, und dann auf einem Balle ausgespielt, ohne daß es die Besucher mehr kostete, als das Eintrittsgeld. Ein Tageblatt erzählt, ein Student habe es gewonnen und sey triumphirend zu seinem Wirthe geritten, aber höchst verlegen geworden, was er mit seinem Gewinnste in der Nacht machen solle. Ein anderes Theater hatte seinen Kunden ein Abendessen versprochen; bei Erfüllung dieses Versprechens soll es etwas tumultuarisch hergegangen seyn. Dr. Veron an der Oper hatte noch etwas Besonderes ersonnen. Ich habe einmal der gypsenen Karrikaturfigürchen des launigen Dantan erwähnt, welche berühmte Personen darstellen und troz ihrer Verzerrung leicht kenntlich sind. Diese Zerrbilder nun erschienen leibhaftig auf dem Opernballe, und einige berühmte Leute hatten das eigene Vergnügen, ihr Ich mit übertriebenen Naturfehlern wandeln zu sehen; sie hatten die schönste Gelegenheit von der Welt, philosophischen Gleichmuth zu zeigen und mit den Zuschauern über ihre eigene lange Nase, oder hagere, langbeinige Person, oder kurz gedrängte Masse zu lachen. Einige sollen es jedoch in der Philosophie noch nicht so weit gebracht haben und böse geworden seyn; man hat sie aber mit der Vorstellung besänftigt, daß der Fasching eine Fortsezung der alten Saturnalien sey und daß ein solcher Scherz mit durchgehe. Auf den kleinern Theaterbällen gab die liebe Jugend, das heißt die Kollegien- und Ladenjugend, den Ton an, womit gesagt seyn soll, daß es etwas zu rauschend für einen gesezten Mann zuging; aber freilich erscheinen auch nicht viel gesezte Leute auf solchen Bällen. Am Ende wurden Rundtänze getanzt, an denen die ganze Gesellschaft, das heißt einige hundert Personen oder eigentlich junge Leute, Theil nahmen. Man fühlte sich fast auf eine Dorfkirmeß versezt, so wild und ausgelassen ging es her.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 66.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 18. März 1834.

Nec sibi coenarum quivis temere arroget artem,
Non prius exacta tenui ratione saporum;
Nec satis est cara pisces averrere mensa.

Horat:

Einiges über Kasan und die Tataren.

(Fortsetzung.)

Unter den Wagen (besser in den Wagen) gehört ein starkes, wohlbefestigtes Tönnchen mit Tjochte (Birkentheer). Zum ersten Schmieren der neuen hölzernen Achsen, welche sich durch die Reibung leicht entzünden, darf nicht Theer genommen werden, sondern altes Unschlitt. Man fährt in allen russischen Kibitken oder Bavorsken liegend auf Stroh, Heu, Pelzen, Betten; ich ließ einen großen Sack machen, etwas breiter und länger als das Innere meiner Bavorske, welcher, zuweilen mit gutem frischem Heu ausgefüllt, ein herrliches Lager abgab. Darunter befindet sich die Bagage, die wohl nicht sicherer transportirt werden kann, da man darauf liegt, oder nach Gefallen auch mit ausgestreckten Beinen sizt; darüber hatte ich eine gute wollene Decke und dann meine Pelze; ein länglicher Sack, mit Heu angefüllt, diente als unterstes Kopfkissen, über welchem ein Daunenkissen, mit Leder überzogen. So ausgerüstet kann man dem schlechtesten Wege, ja selbst den gräßlichen Knüppelwegen trotzen. Kaufleute liegen meist in ihren Kibitken in einem vollständigen Bette. Man muß oft lächeln, wenn man solche fahrende Betten mit wohlgenährten, gemächlich ausgestreckten bärtigen Schläfern vorüberrasseln sieht. Nur auf die eben beschriebene Reiseart ist es möglich, so große Strecken, als man in Sibirien zurückzulegen hat, ohne besondere Ermüdung auszuhalten, während man bei uns am ersten Tage, wenn man noch nicht 70 Werste (10 Meilen) zurückgelegt hat, sich im besten Wagen sehr ermüdet fühlt, was von dem lästigen Sitzen herrührt, welches nur darauf berechnet ist, recht viele Personen auf einmal fortzubringen.

Wird man auch hin und wieder ungehalten auf mich seyn, daß ich mich so lange bei der Beschreibung jenes Reisewagens aufhielt, so wird es doch manchem Leser nicht unlieb seyn, einen Wagen kennen gelernt zu haben, in welchem man so bequem fährt, der kaum umzuwerfen ist, so leicht zu repariren, und im kleinern Maaßstabe, wenn man keinen Wagen auf die Stangen sezt, sondern auf diesen selbst, die nahe bei einander, sizt oder reitet, eine köstliche leichte Jagdequipage abgibt, von der man sogleich abspringen kann, wenn sich Wild zeigt.*)

Der Fischmarkt in Kasan ist nicht so bedeutend, als ich ihn bei der Nähe zweier so großen fischreichen Ströme, wie die Wolga und Kama, erwartet hatte. Um ihn indessen in seinem vollen Reichthum zu sehen, muß man sich an den Marktagen schon vor fünf Uhr des Morgens dahin

*) Die Jagdhunde liegen auf den Bänken für die Füße, welche mit einem Leder umgeben sind.

begeben. Manche vornehme Damen gehen mit ihrer Bedienung dahin, um selbst auszuwählen, andere schicken bloß ihre Köche. Um sieben Uhr ist fast Alles verkauft, man sieht später nur Ueberreste, die Niemand früher kaufen wollte. Auffallend ist es, oft neben einem Haufen schöner Sterlete ein Bündel graulicher Ratten mit platten Schwänzen zu erblicken; es sind Moschusratten, von welchen später die Rede seyn wird. Meist sind es Tataren, welche sie auf den Markt bringen, da sie dieselben in ihren Fischreisen oder Netzen fangen und so gut wie ihre Fische verkaufen. Die bessern Arten von Fischen sind im Allgemeinen theuer, da sich wegen der vielen Honoratioren Abnehmer genug finden. Da gibt es große Hausen (Accipenser Huso), Störe (A. Sturio; Osseirin russ.), Welse, zwei köstliche Lachsarten, Salmo Hucho (Taimèn russ.) und S. Nelma, (Njelma russ.). Die Sterlete (A. Ruthenus) der Wolga und Kama gelten für ganz vorzüglich gut, und die hier bereiteten Sterletsuppen sollen besser als anderswo seyn. Auch die Quappe (Gadus lota; Nalym russ.) und ihre Leber sind hier sehr beliebt zu Fischsuppen, mir aber wegen ihres schlammigen Geschmacks zuwider. Da die Fischsuppen (Ucka russ.) außer Rußland, Norwegen, Dänemark, Ungarn, und etwa eine Aalsuppe in Hamburg, wenig gebräuchlich sind, so möge es mir erlaubt seyn, vielleicht manchen wohlbesetzten Tisch noch um ein einfaches, aber schmackhaftes Gericht zu vermehren, und wo nur Fisch vorhanden ist, noch ein Suppe hinzuzufügen. Bei uns werden die Fische, etwa Forellen ausgenommen, zu lange gesotten; der beste Saft, welcher ausgekocht ist, wird dann weggegossen und der hart und geschmacklos gewordene Fisch aufgetragen. Warum wird nicht auch der aus Fleisch gekochte Saft weggegossen, sondern als Suppe genossen? Eine gute Fischsuppe und ein schmackhafter Fisch werden auf folgende Weise bereitet. Der Fisch wird auf's Beste gereinigt, wenn's nöthig ist, geschuppt, z. B. Barsch, Hecht u. s. w. und in Stücke von fünf bis sechs Zollen geschnitten, wenn es nicht etwa kleine Fische sind. Während der Zeit steht bereits das Wasser über dem Feuer mit dem nöthigen Salz, einigen zur Hälfte zerschnittenen Zwiebeln,*) auch wohl einigen klein geschnittenen geschälten Kartoffeln; man läßt diese einige Minuten damit kochen, ehe man den Fisch hinzuthut, damit sie bei dem nachherigen raschen Kochen des Fisches auch gar werden. Die richtigen Verhältnisse von Wasser, Salz und Zeit sind es, worauf hiebei Alles ankommt. Wasser darf nicht mehr seyn, als daß es den zu kochenden Fisch eben bedeckt, sonst wird die Suppe nicht kräftig, Salz so wenig als möglich; nimmt man jedoch zu wenig, so schmeckt der Fisch nicht, nimmt man zu viel, so wird die Suppe zu salzig und der Fisch bleibt nicht so saftig, als er seyn könnte. Es erfordert eine kleine Uebung, dies nach der Größe des Gefäßes und der Fischart richtig zu treffen; das findet sich jedoch bald, wenn man sich nur erst ein paar Mal die Suppe versalzen hat. Lorbeerblätter müssen gänzlich wegbleiben, denn sie benehmen dem wohlschmeckendsten Fisch seinen eigenthümlichen Geschmack, eben so der Suppe. Den feinsten Geschmack bekommt eine Fischsuppe, wenn man fette und magere Fische zusammen sieden kann, oder, sollten sie verschieden Zeit und Salz erfordern, die Brühen von beiden zusammengießt. In jenes kochende Wasser nun bringt man den Fisch, unterhält lebhaftes Feuer und schäumt sorgfältig ab, läßt jedoch den Fisch nicht um Eine Minute länger darin als nöthig; denn sobald der Eyweißstoff des Fleisches so eben geronnen ist, wie beim weichgekochten Ey, ist das Fleisch noch saftig und wohlschmeckend, wird aber, wie ein Ey, von Minute zu Minute härter, trockener und geschmackloser.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) In Norwegen liebt man, säuerliche Aepfel mitkochen zu lassen. Gewürz kann auch dazu kommen, wenn man dies mehr liebt, als den reinen Fischgeschmack, oder zur Verdauung für nöthig findet (wozu jedoch wohl ein Glas Wein besser ist), allenfalls bei sehr fetten Fischen einige Pfefferkörner. In Ungarn thut man zu den Fischsuppen gepulverten rothen spanischen Pfeffer, sogenannten Paprica, welcher denselben einen brennend scharfen Geschmack gibt und bei öfterem Gebrauch die Verdauung zerstört.

Aquarelle.

(Beschluß.)

Nun erst wurde mir's klar, daß auch ich den Verstand verloren hatte; daß Wirklichkeit und Täuschung sich meiner Sinne bemächtigt hatten und sie wild durch einander rüttelten. Mir war es lieb, wie ich das Freie erreicht hatte und das angenehme Schaukeln der Gondel fühlte; aber klar ward es mir nicht, wer der eigentliche Staberl gewesen: der ideale des Theaters, meine frühere Jugenderinnerung, oder der wirkliche im Tollhause zu Venedig. Die Bewegung der Gondel und das Hinstrecken auf ihr weiches Lederpolster schläferte mich ein, und mein lezter Gedanke vor dem Einschlafen war: „Jenes war der Jugendtraum von Glück, wie ihn jeder höher begabte Mensch einmal in seinem Leben hat; dieses ist das Glück der reifern Jahre.“ Erst da ich wieder erwachte, fiel es mir ein, daß ich ja zu fragen vergessen hatte, wo denn die hübsche, schwärmerische Frau hingekommen sey. Ich wollte auch dieses noch erschöpfen, um mich ganz zu überzeugen. So ruhig, als es mir nur immer möglich war, trat ich wieder in den Laden Miedl Staberls, des Parapluiemachers, am Campanile des Markusplatzes. „Meine Mutter ist längst gestorben,“ antwortete der

junge Mensch mit seiner gewöhnlichen Trockenheit, „jedoch war sie weder hübsch, noch schwärmerisch. Da sind Ew. Durchlaucht schlecht berichtet worden. Sie war eine gute Frau, die Tochter eines Krämers in Chioggia, sehr religiös und fleißig. Und auch mein Vater war damals ein ordentlicher Mann. Sie müssen sich ihn nicht so denken, wie Sie ihn gestern gesehen haben. Er trug sonst nicht die närrische Kleidung, sondern ging, wie stille, arbeitsame Bürger sich zu kleiden pflegen.“ Und nun zeigte er mir die Garderobe des Alten, und ich sah zu meinem Erstaunen den Wiener Staberl der Leopoldstadt, wie ich ihn vor Jahren gesehen, Bäuerles Staberl, wie er ihn dem Leben geraubt und auf die Bretter verpflanzt; aber der himmlische, ideale Narr war es nicht, wie ihn mir die Kunst und das Tollhaus gezeigt, beide entflammte ein göttlicher Wahnsinn, beide thronen auf den Höhen des Lebens. „O mein Glück! mein Glück!“ seufzte ich in mich hinein, als mich die Gondel nach Mestre zurücktrug, und Venedig mit allen seinen Herrlichkeiten versank hinter mir in den Lagunen des adriatischen Meeres. Ich konnte keinen Blick mehr dahin zurücksenden.

Bald lebte ich wieder einsam in München. Der Fasching rollte dort die alten Leierwalzen von Tanz, Maskerade und fader Thorheit ab, unbekümmert darum, welchen Anklang sie fänden. Der Fasching ist bereits seit einer großen Reihe von Jahren in den meisten Städten gleich langweilig, nur die Tanzlust findet ihre Rechnung dabei. Ich glaube kaum, daß unsere Urgroßväter, lebten sie noch, sich erinnern könnten, wann Masken sinnreich, ihr Gespräch witzig, die Unterhaltung auf Bällen geistreich und der Fasching überhaupt erheblich genannt werden durfte. Für unsere Zeit scheint er die Bedeutung verloren zu haben. Es war am Faschingsdienstage, als ich, um einen Freund zu besuchen, über den Platz ging, wo das Theater steht. Die Thüren waren weit geöffnet; die Kassiere saßen da, die Wache wurde sichtbar, die Billetteurs, die Zettelverkäufer; kein Zweifel blieb, es wurde Komödie gespielt. Mein Gott! am hellen, lichten Mittage! Bei dem Scheine dieser freundlichen Wintersonne! Arme Schauspieler! Wenn die ganze Welt sich vernünftig sonnt, müßt ihr in den öden Katakomben eurer Kunst das abgedroschene Spiel treiben. Niemand wird euch sehen wollen, Niemand eurer Rede horchen, traurige Spaßmacher! Mit diesen Gedanken war ich in die Halle getreten, und instinktmäßig weiter in den innern Raum des Hauses.

Wie sehr aber hatte ich mich geirrt! Alle Thüren standen weit auf und selbst in den Gängen hielt sich regungslos eine neugierige Menge. Ich gewann nur mit einiger Mühe einen Standpunkt, von dem mein Auge die Bühne erreichen konnte. Zuerst erblickte ich zwei Frauen, unbedeutende Worte, die ich nur halb verstand, hin und herwerfend. Plötzlich stimmen die mir zunächst Stehenden ein enormes Gelächter an, das sich wie ein Lauffeuer verbreitet und wie der Donner einer stürzenden Lawine anwächst. Bis in die fernsten und höchsten Winkel des Saales erschallt es, und nun tritt — ich sehe es mit freudigem Erstaunen — Staberl durch die offene Thüre, so jung noch, wie ehemals, in schönen, neuen Kleidern, mit ganz hübscher Miene und hellklingender Stimme. Darum hatten sich die vielen Leute versammelt; sie waren da, um den lieben Kerl, den einzigen Spaßmacher zu bewundern, den wieder ewige, göttergleiche Jugend zierte. Ich wollte mich mit ganzer Seele dem Schauspiele leihen, mich isoliren in der Menge und erproben, welchen Eindruck jezt die Erscheinung auf mich machen würde. Das Lachen, das unaufhörlich um mich erschallte, hätte mich nicht gestört, wohl aber der ewige Refrain: „Wie fade! wie abgeschmackt! es ist nicht auszuhalten!“ Es waren junge Leute, die sich so vernehmen ließen, in demselben Alter, worin ich damals war, als ich Staberls Bekanntschaft zum ersten Male in Frankfurt gemacht hatte. Aber sie hatten nicht Unrecht; denn auch ich nahm die Farce bald für das, was sie war: eine Maskerade, für den Fasching ersonnen. Den Staberlrock hatte der Maskenverleiher hergegeben, Alles war dem ächten Staberl abgelauscht worden, aber Er war es nicht. Dies war ein nüchterner Spaß, jene Thorheit hatte ihre tieferunste Seite. Nein, ich widerspreche nicht, sie hatten Alle Recht, die während des Lachens behaupteten: „es ist fade! nicht zum Aushalten! abgeschmackt!“

Und traurig schlich ich heim. Ich fühlte nun wieder tief, daß ich mein Narrenideal nie mehr im Leben wiederfinden würde. Er ist nirgends mehr vorhanden, der gute, phantastische Schalk, er ist alt geworden und pensionirt. Wollt ihr ihn finden, so sucht ihn in S. Rocco zu Venedig.

Ganz einsam saß ich Abends bei meiner Lampe und schrieb diese Erinnerung nieder. Draußen war Fasching; die Wagen rollten durch's offene Thor meines Wohnhauses, vor meiner Zimmerthür rauschten die schönsten Masken vorbei und über mir wurde getanzt; denn im Hause wurde Ball gehalten. Da schlug es zwölf — die Musik verstummte. Der Aschermittwoch brach an und mich ergriff eine bangere Wehmuth. „Und warum diese Wehmuth mich ergriff?“ — „Weil ich meinen Narren für ewig verloren habe!“ antwortete ich laut der Stimme, die jene Frage tiefinnerst leise an mich richtete. Und nun blickte ich auf und sah in dem Spiegel neben mir meine alternden Gesichtszüge und mein ergrauendes Haar, und Thränen drangen aus dem Auge, wie ich zu sehen glaubte — ich mußte den Kopf wegwenden.

———

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, März.

Die Staatskrisis nach dem Einfall in Savoyen.

Ich habe in meinem vorigen Briefe den Verlauf des revolutionären Possenspiels, das aber für unsere Stadt nur zu ernsthafte Folgen hätte haben können, bis zu dem Punkte verfolgt, wo die Insurgenten nach Vereitlung aller ihrer Plane nach außen sich in Carouge festgesezt hatten, und nun ihre verderbliche Thätigkeit sich gegen unsern kleinen Staat zu richten schien.

In Carouge war eigens eine Bande von fünfzig Gassenjungen aufgestellt, die in einem Winkelhaus lagen, und von da aus abwechselnd und nach verschiedenen Seiten laufen, dabei entsezlichen Lärm machen, vivent les Polonais! à bas le Gouvernement etc. schreien mußten, um Jedermann in Spannung, Aufregung und Unruhe zu erhalten. Am 3ten und 4ten Februar Abends war die Spannung am größten; zahlreiche zweideutige Haufen umzogen das Stadthaus, und die Truppen mußten dort verstärkt werden. Aber gerade in diesen Tagen kam es auch zur heilbringenden Krisis. Man hatte indessen in der Stadt erfahren, welche Plane zum Umsturz unserer Regierung, zur Einsezung einer andern gemacht worden, daß zu den vier Syndikenstellen bereits Männer bestimmt seyen, welche die öffentliche Mißachtung schon lange bezeichnet hatte, daß von der neuen Regierung das Arsenal den Insurgenten geöffnet werden und hierauf Genf zum materiellen und intellektuellen Mittel- und Stützpunkt, zum Hauptquartier der Insurrektionen in der Schweiz (besonders Wallis), Savoyen, Piemont, Frankreich und Italien gemacht werden solle. Alle Gutdenkenden sahen nun ein, daß es die höchste Zeit sey, alle frühere Opposition zu vergessen, um die so bedrohte Regierung auf alle mögliche Weise in einem so schwierigen Moment zu unterstützen und ihr Kraft und Energie zu geben. Daher schickten noch am 5ten Abends neun Uhr alle Cirkel oder Männergesellschaften, die Société de lecture, die Société littéraire, welche zusammen die in jeder Hinsicht ausgezeichnetsten und besten Bürger enthalten, Deputationen an den permanenten Staatsrath, um ihm ihre volle Billigung seiner Maßregeln auszusprechen und ihn zugleich ihres unbedingten Beistands in allen Fällen der Gefahr zu versichern. Am folgenden Morgen wurde dieselbe Erklärung von den angesehensten und reichsten Besizern von Industrieanstalten und Fabriken einstimmig abgegeben, auch dabei alle Strenge gegen ihre Arbeiter versprochen. Am 6ten erwiderte der zahlreich versammelte Conseil représentatif den Rapport des ersten Syndiks mit einstimmiger Akklamation und unbedingter Billigung aller vom Staatsrath getroffenen Maßregeln. In diesem ganzen Akt sprach sich ein wirklich erhebendes Bürgergefühl aus. Von nun an war der Umsturz der Regierung nicht mehr möglich, im Gegentheil, sie war stärker geworden, als vorher. Durch alle diese Zustimmungen und Versicherungen erhielt die Regierung große Zuversicht und Sicherheit, zumal Viele von denen sich ihr wieder anschlossen, welche in den vergangenen Tagen, ohne das Mouvement in seinen Planen und Unternehmungen unterstüzen zu wollen, doch aus übelverstandener Menschlichkeit für die Insurgenten sich begeistert, seitdem aber die Sache ruhig überlegt hatten. Außerdem erhielt die Regierung eine große und wichtige Stüze für energische Maßregeln in den sich schnell folgenden Schreiben des Vororts, welche ihr sofortige Strenge und Festnehmung, und Transportirung der Insurgenten zur unerläßlichen Bundespflicht machten.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Die Polizeiverordnung zum Besten der Polizei.

Vermuthlich wartete die Polizei nur das Ende des Karnevals ab, um ein Verbot wider die öffentlichen Bälle während der Fasten, ausgenommen am Tage der Mitfasten, ergehen zu lassen. Wäre es aus Rücksicht auf die katholischen Fasten geschehen, so hätte der Polizeipräfekt gesezwidrig gehandelt, da es keine Staatsreligion mehr gibt, also auch keine Rücksicht auf die Gebräuche einer besondern Kirche genommen zu werden braucht. Wahrscheinlich aber meinte er, man habe des tollen Treibens jezt genug, und Jedermann werde gern ausruhen. In der That hatte Paris nach einem so rauschenden Fasching der Ruhe nöthig; nur ruht man lieber freiwillig als gezwungen aus. Glücklicherweise hat der Polizeipräfekt in den Privathäusern nicht zu gebieten, und hier wird noch fortgetanzt, troz des Aschermittwochs und des Fastenmandements des Erzbischofs von Paris. Die Ermüdung der Polizei nach einem solchen Karneval hat dem Polizeipräfekten (noch immer Gisquet) die unglückliche Idee eingegeben, dieser armen Polizei auf Kosten anderer Vergnügungen der Pariser einige Erholung zu verschaffen. Er hat nämlich sogleich nach dem Karneval eine Verordnung erlassen, wornach die Theatervorstellungen künftighin um eilf Uhr aufhören und die Theater sogleich geschlossen werden sollen. Zwar hat er nicht ausdrücklich gesagt, aber aus dem Texte der Verordnung hat man abnehmen können, daß es geschehen sey, damit die Polizeiaufseher früher zu Bette gehen können. Die armen Leute sind den Fasching hindurch bis spät in die Nacht auf den Beinen gewesen und haben kaum des Schlafes genossen; schon aus Mitleid für ihre lieben Frauen hätte ihr Herr früher an sie denken sollen. Allein Herr Gisquet hat wohl nicht bedacht, daß es eine gefährliche Sache in Paris ist, den Bewohnern der großen Hauptstadt leichtsinnig ihre Vergnügungen anzutasten und ihren gemeinschaftlichen Genuß zu schmälern, zumal wenn, wie hier, kein hinreichender Grund dazu vorhanden ist; denn aus den späten Theatervorstellungen ist bisher nicht der geringste Nachtheil entstanden, außer daß man spät zu Bette geht, was aber die Polizei nicht kümmern darf, und haben die Polizeiaufseher zu viel Arbeit, so braucht Herr Gisquet ja nur einige mehr anzustellen; es sind ja reichliche Fonds für dieses Departement angewiesen. Man begriff daher auch nicht, was dem Polizeipräfekten durch den Kopf gefahren war, und es fielen die kleinen und auch die großen Tageblätter so lustig über ihn her, daß der Mann es nicht wagte, seiner eigenen Verordnung Kraft zu geben; mithin ist dieselbe so ziemlich als nicht erlassen zu betrachten, ein Loos, das sie mit vielen andern albernen Verordnungen gemein hat, und die Theatervorstellungen in Paris hören nach wie vor in dem Augenblicke auf, wenn das lezte Stück geendigt und der Vorhang gefallen ist. In England fällt der Vorhang, wenn bei einer Vorstellung am Sonnabend die Mitternachtsstunde schlägt; zu einer solchen pietistischen oder puritanischen Pünktlichkeit würden sich aber die Pariser schwerlich bequemen. Sie wollen ein mit ihrem Gelde bezahltes Schauspiel nicht eher freiwillig verlassen, als bis sie wissen, was der Ausgang der dramatischen Handlung ist. Freilich läßt sich bei manchen neuern Stücken dieser Ausgang schon von fern wittern, und manchmal könnte man schon bei den ersten Auftritten davon gehen, um der Gisquetschen Verordnung gewissenhaft nachzukommen.

D g.

Beilage: Kunstblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 67.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 19. März 1834.

— Das Leben ist ein Traum,
Und in dem Traume gaukelt wiederum
Des ganzen Lebens lustig Schattenspiel.

Young.

Der Traum.

Mir träumet' einst, ich sey geboren
In eine morgenfrische Welt,
Ich habe nie ein Herz verloren,
Mir sey noch keine Lust vergällt;
Und wie ein Hauch war mir verschwunden
Der Kindheit süßes Morgenroth
Mit ihren stillen Wonnestunden,
Mit ihrer Spiele Lust und Noth.

Und weiter träumt' ich, ich erblickte
Ein Mädchen, schöner als das Licht,
Die mir mein warmes Herz entzückte
Mit ihrem Blumenangesicht;
Aus ihres Auges Dunkel stralen
Sah ich die Seele ahnungsvoll,
Bis mir von Freuden und von Qualen
Die eigne Seele mächtig schwoll.

Mir träumte, daß die ew'gen Stunden
Der Seligkeit ich da genoß,
Daß ich die Hölle da empfunden
Und Glut in meinen Adern floß;
Daß ich, die ganze Welt verachtend,
Auch alle Himmel von mir stieß,
Nach ihren süßen Augen schmachtend,
Die Liebe meine Göttin hieß.

Ich träumte fort, die Liebe sprenge
Gewaltig mir das Schloß der Brust,
Und zu des Liebchens Küssen dränge
Mich eine schauervolle Lust;
Und sie erwidre kalt und höhnend
Die Worte meiner Flammenpein,
Durch alle Nerven furchtbar tönend,
Braust mir das kalte, spitz'ge Nein.

Ich träumte, der Pistole Mündung
Sie liege kalt, wo's heiß mir pocht,
Und wo unsterbliche Empfindung
Im jugendwilden Herzen kocht;
Und kalter Schauer übermanne
Die Glut des Fiebers vor dem Grab,
Den todesschweren Hahnen spanne
Der feige Finger bebend ab.

Und weiter träumt' ich, eiskalt liege
Der Frühling wieder auf der Welt,
Im himmelblauen Aether wiege
Die Lerche neu sich, sonnerhellt;

Allmählig schließen sich zu Narben
Die Wunden, ihres Schmerzes müd;
Die Freuden, die der Seele starben,
Sie leben wieder auf im Lied.

Und aus dem todten Herzen quelle
Ein Strom von Liedern nun empor,
Durchsichtig glänzend jede Welle,
Doch tiefverhüllt in Trauerflor;
Es tönen ewige Gesänge,
Die Liebesflamme wird Krystall,
Und auf die süßen Trauerklänge
Antwortet mir der Widerhall.

Ich träumte fort, es sey ein Glaube,
Der alle Erdennoth ersezt,
Ein Stern, den keine Sturmnacht raube,
Ein Eichbaum, den kein Wurm verlezt.
Er fordre alle Erdenschöne
Zum Opfer, die mir übrig blieb,
Er fordre meines Liedes Töne,
Mein müdes Auge werde trüb.

Ich breche zürnend meine Harfe,
Und klagend flieht der Harfe Geist,
Ich höre, wie der lezte, scharfe
Zerriss'ne Ton mein Herz zerreißt.
Getheilten Herzens, finstern Sinnes,
Träumt' ich, verblute meine Brust,
Und ohne Hoffnung des Gewinnes
Trag' ich den tödtlichen Verlust.

So träumet' ich und werd' ich träumen,
Bis dunkler wird die Mitternacht,
Die lezten Wellen sich verschäumen,
Des Schiffbruchs lezte Planke kracht:
Dann sterben Lied und Liebesflammen,
Der Glaube und mein tödtlich Weh;
Und über meinem Haupt zusammen
Wogt grenzenlos die dunkle See.

H. P.

Einiges über Kasan und die Tataren.

(Fortsetzung.)

Kleine Fische, z. B. Barsche ꝛc., brauchen nur ein paar Minuten zu sieden, größere, von etwa drei Zoll im Durchmesser des Rückens, acht, höchstens zehn Minuten; sehr dicke Fische müssen deßhalb gehörig zerschnitten werden, damit auch das Innere bei dem schnellen Sieden gar wird. Ist der Fisch eben gar, so wird sogleich die Brühe abgegossen, *) damit er nicht in dieser länger stehend hart werde, und als Suppe verspeist, die oft, wenn keine Spur von Fisch darin blieb, für Hühnerbrühe genossen wurde. Gewiß wird Niemand über diesen Eingriff in die Kochkunst lächeln, wenn ich an das erinnern darf, was ich in meiner ersten sibirischen Skizze (Nr. 211, 1833 dieser Blätter) andeutete. Oft war ich genöthigt, an der türkischen Grenze, im hohen Dalekarlien und in Dau-urien mehrere Wochen in ganze Tagereisen von den nächsten menschlichen Wohnungen entfernten Gebirgsthälern und Waldungen zuzubringen. Gab dann ein naher fischreicher Bach oder ein Flüßchen Beiträge zu den nicht großen Vorräthen, welche ich mit mir führen konnte, so war dies natürlich sehr erwünscht, und wollte ich mein Mahl reinlich und schmackhaft bereitet haben, so mußte ich oft selbst Hand anlegen; da lernt sich so etwas am besten. Auch freute ich mich oft, wenn meine Leute sich in Sibirien aus ihrem Fisch mit ein wenig Salz und ein paar Zwiebeln eine gute Suppe und ein schmackhaftes Gericht bereiteten und genügsam dem Schöpfer dankten für die gute Gabe.

In den Kaufhallen des Fischmarktes ist Birkentheer, Robben- und Seehundsthran von Archangel in guten Qualitäten zu haben. Die großen Seifenfabriken der Tataren, welche in der Seifebereitung Meister sind, müssen hier gleichfalls erwähnt werden. Sie produciren jährlich über 200,000 Pud Seife, welche sehr weit geführt wird. Sie bereiten viele Seife aus Archangler Robbenthran. Pottasche bekommen sie besonders aus dem nahen Gouvernement Wjätka, welches große Nadelholzwaldungen hat. Auch die Lederfabriken der Tataren sind berühmt, und einen großen Handelsartikel bilden hier die von den Tataren verfertigten saffianenen Stiefeln, Schuhe, Käppchen u. s. w. Die darin eingenähten Arabesken sind meist recht hübsch. Mit einer stählernen scharfen Form werden dieselben aus rothem und grünem Leder geschlagen; das Grüne wird in das Rothe und umgekehrt eingesezt, und sodann zwischen das Eingesezte eine meist gelbe wollene Schnur eingenäht. Dies verrichten tatarische Mädchen, die, so wie denn leider für alle weiblichen Arbeiten kaum etwas bezahlt wird, sich dabei nur einen kümmerlichen Unterhalt erwerben. In den großen Kaufhallen der obern Stadt werden diese Arbeiten von russischen Kaufleuten verkauft, und selbst hier noch sehr wohlfeil. Die Farben sind sehr dauerhaft, man findet schönes Roth, Grün und Gelb; die Näthe gehen nicht von einander, eher reißt das Leder, wenn es lange

*) In Norwegen gießt man etwas von der ganz schwach gesalzenen Fischbrühe ab in ein kleineres Gefäß, salzt es hier sehr stark, kocht es mit etwas Kartoffelmehl und Zucker und gießt dies über den Fisch, der dadurch hinreichend gesalzen wird.

getragen worden ist. Die Tataren tragen solche Stiefeln baarfuß anstatt der Strümpfe, und darüber eine Art Pantoffeln oder Ueberschuhe, welche sie vor den Thüren der Zimmer und in der Vorhalle des Bethauses stehen lassen. Stiefeln und Schuhe haben aufwärts gebogene Spitzen.

In der Nähe der Eisenbuden in der obern Stadt ist der Vogelmarkt, wo man gewöhnlich Emberiza sanguinea, den Goldammer mit rothgefleckter Brust, und oft manchen seltenen Vogel lebendig zu kaufen bekommen kann, zuweilen wohl auch ein fliegendes Eichhörnchen, welche schon im Gouvernement Kasan östlich in Birkenwaldungen vorkommen. Sie sind von ihrer Nahrung, den Samenkätzchen der Birken, so mit Birkenöl durchdrungen, daß sie wahrhafte lebendige Mumien sind, indem sie leichter vertrocknen als verfaulen. Ihr Fell ist ungemein zart und weich, die Farbe hellgrau, am Bauche weiß, der Schwanz sehr stark behaart. Sie können mit Hülfe der zwischen den Vorder- und Hinterbeinen beim Springen sich ausbreitenden Haut bedeutende Sätze machen. Werden sie verfolgt, so klammern sie sich mit ausgebreiteten Beinen oft so an den weißen Birkenstamm, daß sich jene Haut ganz an die Rinde schmiegt und man sie schwer wahrnehmen kann. Sie geben erst in der Dämmerung ihrer Nahrung nach, wo man einen guten Hund zur Hülfe haben muß. Während das gemeine Eichhorn (das etwas größer ist) furchtbar beißt, kann man das fliegende Eichhorn unbesorgt in die Hand nehmen, auf welche es zwar zuweilen heftig losfährt, die es aber wegen seines einwärts stehenden Gebisses nicht verwunden kann.

Die auf dem Marktplatz an den großen Kaufhallen befindlichen Kräuterbuden verdienen eine genaue Besichtigung. Die getrockneten Wurzeln von Calamus aromaticus aus den sumpfigen Niederungen der Wolga sind hier von ganz vorzüglicher Güte zu haben. Diese und Lindenblüthen vervollständigten meine kleine Reiseapotheke, welche man in wüsten Gegenden mit sich führen muß, um sich und andern im Fall der Noth helfen zu können.

Beginnt der Schnee zu schmelzen, so werden die meisten Straßen Kasans, besonders die der untern Stadt, bodenlos, und man läuft Gefahr, mit der leichtesten Equipage, vielleicht vor dem Hause, worin man Besuch abstatten will, stecken zu bleiben. Steine sind theuer, da sie weit hergeholt werden müssen; man hat jedoch Straßenpflaster versucht (und versucht es noch eine steile Straße hinauf bei dem Kaufhofe), aber der Boden, der beinahe plastisch ist, quillt in den nassen Jahreszeiten auf, und das Straßenpflaster versinkt. Längs den Häusern gehen bretterne, ziemlich breite Trottoirs, die sehr nützlich sind, bis man eine Straße zu passiren hat; da weiß man oft nicht, wie man hinüberkommen soll, und bedient sich oft der Droschken, welche man leer neben sich durch den Koth ziehen läßt, um auf ihnen zum nächsten Trottoir überzusetzen. Es sind schon manche Vorschläge gemacht, aber immer unausführbar befunden worden. Vielleicht möchte es möglich seyn, wie jeder Bürger zu allgemein nothwendigen Anstalten, welche seinen Wohnort betreffen, beisteuert, die Mehrzahl dahin zu bringen, daß nach der Größe jedes Haushaltes jede Familie verbunden wäre, eine gewisse Anzahl Ziegel, wozu der Stoff bei Kasan allgemein verbreitet ist und welche man ihnen lufttrocken lieferte, beim Heizen der Badstube mit einzusetzen, wo sie also, da dies wenigstens alle Woche einmal geschieht, ohne besondere Ausgaben für Brennmaterial beiläufig mitgebrannt würden. Man könnte sie dann, auf die hohe Kante gestellt, oder zerstoßen anwenden, um eine trockene Straße zu bekommen. Freilich hat dieser Vorschlag auch große Schwierigkeiten, aber es soll auch einem großen Uebel abgeholfen werden.

In der Nähe von Kasan ist ein tiefes Bassin, durch eine Quelle, welche sich nicht höher heben kann, oder durch einen kleinen Erdfall gebildet. Seine Bildung bewirkt, daß bei rechter Beleuchtung durch die Sonne in dem krystallklaren Wasser ein tiefer Schlund, mit Regenbogenfarben umgeben, erscheint, man mag auf dem Kahne darin herumfahren, wo man will. Herr v. Fuchs hat dieses Bassin, welches man den Tschetakowschen See nennt, besucht, und wir waren mehrmals im Begriff, dahin zu fahren.

Wenn im April das Eis der Wolga bricht und der Schnee überall wegschmilzt, so tritt nicht nur die Wolga,*) sondern auch die dicht bei Kasan vorbeifließende Kasanka bedeutend aus ihren Ufern; die ganze westliche Umgegend von Kasan ist dann überschwemmt, und Kasan hat ganz das Ansehen einer Seestadt. Das Wasser geht bis an und in die untere Stadt, wo einige Magazine auf Pfähle gebaut sind, da man diese jährliche Ueberschwemmung kennt; hin und wieder erblickt man einige größere Barken mit vollem Segel, was jenen Eindruck noch verstärkt. Am besten nimmt sich Alles von dem unter den Ringmauern der Festung herumgehenden Spazierwege aus. Mitten aus der Wasserfläche ragt wundersam die braune Pyramide, das Denkmal der gefallenen Russen, hervor; der oberste Theil der kleinen Anhöhe, wo des Zars Hauptpanier stand und jezt dies Denkmal erbaut ist, wird nicht überschwemmt. Fast ein paar Wochen dauert die Ueberschwemmung, und wenn dann die ungeheure Wassermasse abgeflossen ist, brechen plötzlich die Knospen auf und schnell wird Alles grün. Die von dieser Ueberschwemmung zurückbleibende Feuchtigkeit und schnell darauf folgende Hitze bringt häufige Wechselfieber hervor und bewirkt hauptsächlich das ungesunde Klima von Kasan. Hitze und Kälte sind hier einander ziemlich gleich, indem beide

*) Die Wolga tritt so schnell aus ihren Ufern, daß die Kasanka ein paar Tage gar nicht fließen kann, sondern bloß zurückgedrängt wird.

zu ihren Zeiten fast gleiche Grade erreichen: im Juni + 19°,4., im Januar —22,7. Kaum ist es grün geworden und die Hitze fängt an, so entsteigen den schlammigen, sumpfigen Niederungen der Wolga Myriaden von Mücken und kleinen Beißfliegen und quälen, wen sie auf dem Wasser oder am Ufer finden.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, März.

(Beschluß.)

Die Staatskrisis nach dem Einfall in Savoyen.

Es wurden für den 7ten beide Kontingente und alle Milizen der Stadt und des Kantons einberufen, nicht bloß, weil ein lezter verzweifelter Versuch des Mouvements möglich war, sondern weil auch die Insurgenten mit ihren Einverstandenen in Carouge auf ihrer Renitenz bestehen konnten, wo dann offene Gewalt gegen sie gebraucht werden mußte. Der Hauptzweck der Regierung bei dieser militärischen Demonstration war aber ein höherer und volksthümlicherer; es lag ihr daran, von dem bei weitem größten und achtungswürdigsten Theil der Einwohner den vollen Ausdruck der Anerkennung und Billigung für die getroffenen Maßregeln, so wie die Versicherung zu hören, daß sie auch bei künftig etwa vorkommenden Fällen zum Schuz und zur Unterstüzung der bestehenden Regierung herbeizueilen bereit seyen. Es sollte dadurch ein neuer, innigerer Bund geschlossen werden. Diese Maßregel wirkte nach Wunsch, denn sie zeigte das gute Gewissen, die Redlichkeit und den festen Willen der Regierung, der Sache mit einem Male ein Ende zu machen und die unserm kleinen Fabrik- und Handelsstaat so nöthige Ruhe um jeden Preis wiederherzustellen. Kaum aber war das Militär zu den Waffen gerufen, so hielten es die Insurgenten und ihre Anhänger für gerathen, nachzugeben. Jene reichten eine Bittschrift bei dem Staatsrath ein, wodurch sie sich ihm und seinen Maßregeln unterwarfen, sich auch größtentheils in die angewiesene Kaserne verfügten. Es war also unnöthig, Gewalt gegen sie zu gebrauchen, und es konnten nun Rücksichten der Menschlichkeit beobachtet werden, zu denen hier Jedermann und auch die Regierung sehr geneigt ist. Die Bittschriften der Insurgenten, in einem wirklich lächerlichen Ton der Anmaßung abgefaßt, enthielten vieles Unrichtige, indem sie sich als arme, unschuldige Opfer darstellten, welche die Ruhe und Neutralität des Kantons gar nicht verlezt hätten u. s. w. Es war recht gut zu sehen, daß diese Aeußerungen weniger von den Insurgenten selbst, als von dem sie leitenden Mouvement ausgingen.

Der 7te Februar ist einer der wichtigsten Tage in der Genfer neuern Geschichte. Aus allen Gegenden des Kantons strömten da mit frühem Morgen die Nationalgarden zusammen, in guter Kleidung und Haltung. Wir sahen aber auch unter ihnen viele Männer, die nach den Gesezen gar nicht mehr zum Militärdienst verpflichtet waren, die sich aber freiwillig wieder unter ihre alten Fahnen gestellt hatten, weil das Vaterland vielleicht ihres Armes bedürfen konnte. Ein Gleiches war bei den Nationalgarden der Stadt zu bemerken, denn mancher würdige ältere Mann, der früher Offizier gewesen, trug heute als Freiwilliger die Flinte in seinem ehemaligen Korps. Ehe sie sich noch geäußert hatten, sah man diesen Truppen ihre patriotische Stimmung schon an. Gegen eilf Uhr waren sie alle aufgestellt in der schönen Corraterie bis St. Leger, auf St. Antoine, in der großen Allee vor dem botanischen Garten und auf Plain-Palais. In Allem mochten es gegen sechstausend Mann seyn, Infanterie, Kavallerie und Artillerie. Von der Regierung war eine kurze, kräftige und väterliche Proklamation oder Tagsbefehl abgefaßt, die nun die Offiziere ihren Kompagnien und Rotten vorlasen. Diese beantworteten sie überall mit lautem Beifallsruf und patriotischen Vivats. Was bei dem Linienmilitär vielleicht mißlich gewesen wäre, klang hier sehr gut in dem Mund der freien, unbezahlten Bürger. Hierauf wurde Wein, Brod und Käse zum Frühstück unter die sämmtliche Miliz ausgetheilt, und nachdem sie auf ihre Bitte die Erlaubniß erhalten hatten, einen Theil dieser Lebensmittel ihren Frauen und Kindern mit nach Hause bringen zu dürfen, steckten sie dieselben auf ihre nun unnöthigen und unblutigen Bajonnette, was allerdings, besonders die Käsefragmente und Segmente, einen sehr komischen Anblick gewährte, aber auch wieder etwas Patriarchalisches hatte. Dem Wein wurde mit Maß zugesprochen, und dann mit dem jezt überall bekannten vierstimmigen Gesang patriotische Lieder angestimmt und von den vielen tausend schönen Männerstimmen ausgeführt. Es waren freilich weder Marseillaise, noch Parisienne, aber ein God save für die Regierung. Gar anmuthig waren bei dem Essen, Trinken und Singen die Gruppen der Milizen anzusehen, wie sich wohlgekleidete Frauen, schöne Mädchen und niedliche Kinder da gleich überall einmischten und händeschüttelnd herbeidrängten. Ich habe dabei gar manche freundliche und zärtliche Blicke bemerkt; am meisten aber freuten mich die Knabengruppen, die in den stillen Intervallen um die Flintenpyramiden und Kanonen herumstanden, mit langen Fingern bald dies, bald jenes demonstrirten, docirten und diskutirten, während die kleinen Mädchen sich viel um die goldgestickten Fahnen zu thun machten, aber dabei schon nach den schmucken Reitern schielten, die bei ihnen herumgaloppirten und courbettirten. Alle vereinigte dann wieder die große Musik der verschiedenen Korps, welche die Lieblingsstücke aus der Stummen von Portici, Fra Diavolo, Zampa, W. Tell u. s. w. aufführte. Kurz, es war entschieden ein Nationalfest, erfreuender und bedeutender, als viele andere, weil es mit die Ruhe, den Frieden und das Glück unserer schönen Heimath sicherte. Ich habe nie eine solche compakte und zusammenhängende Truppenmasse in den Straßen von Genf zusammengesehen, da ihr Vereinigungspunkt bei den großen Sommerrevüen immer vor dem Thore auf Plain-Palais ist. Gegen ein Uhr wurden die Truppen entlassen, und die aus der Umgegend zogen wieder mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen zu den Thoren hinaus in ihre Heimath.

So endigte dieser merkwürdige Tag, welcher dem Mouvement so viel Aerger gemacht hat, da es an ihm und durch ihn seine Hoffnungen und Absichten, wenn nicht ganz zu Wasser werden, doch sehr zurückgeworfen sah. Der bisherige Präsident der Société patriotique gab seine Entlassung und betheuerte in den Zeitungen die Reinheit und Gesezmäßigkeit seiner Absichten. Das Journal de Genève, das vor einigen Tagen noch eines unserer heftigen Mouvementsblätter war, sah sich bewogen, seine Farbe ganz zu ändern und — ungeachtet es von einem Franzosen redigirt wird — die ächt nationale Farbe wieder anzunehmen, die es früher unter anderer Redaktion hatte. Die Herausgeber anderer Blätter geriethen sich in die Haare und prügelten sich, weil einer dem andern vorwarf, er habe die Polen und Italiener am meisten angereizt und ihnen täuschende Versprechungen gemacht. Die Société patriotique soll es für gerathen gefunden haben, ihre Protokolle, Akten und Bücher zu verbrennen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 68.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 20. März 1834.

— Thut mir die Liebe,
Bringet mich hin zu den Mäusen.

Reineke Fuchs.

Einiges über Kasan und die Tataren.

(Fortsetzung.)

Ist die Ueberschwemmung abgelaufen und das Frühjahr hat begonnen, so kommen die Wolga herauf große Barken voll herrlicher Apfelsinen und Zitronen von Smyrna und Kleinasien, welche ziemlich wohlfeil verkauft werden. Man ist erstaunt, Hesperiens Schätze in solcher Menge aufgehäuft zu sehen, wo vor einigen Wochen noch ellendicke Eisschollen trieben. Im Sommer kommen ganze Schiffsladungen Wassermelonen (Arbusen, Angurien) aus dem benachbarten Saratow, wo sie auf freiem Felde wachsen, auch große süße persische Melonen; im Herbst köstliche Weintrauben von Astrachan, welche durch ihre Größe an Kalebs Weintraube erinnern; die Beeren sind sehr groß, länglich und haben saftiges Fleisch. Achtzehn Zoll lange Weintrauben sind nichts Seltenes.

Krimmischer Wein, die Flasche für 1 Rubel B. A. (7 Gr.) ist hier in Menge zu haben; er ist feurig und angenehm zu trinken, jedoch, wie alle südlichen Weine, etwas süßlich; er ist zu wohlfeil, um, wie die fremden Weine, verfälscht zu werden. Auch Santorino, Teneriffa und Lissabon werden hier verkauft.

Im Sommer wird hier am sogenannten Boulak, einem Kanal von der Wolga her, ein Markt gehalten. Besonders wird viel russisches Porzellan und Steingut hergebracht; die Formen und Farben sind recht hübsch, man glaubt hier manche Pariser Tasse zu sehen; nur die Vergoldung geht bald ab, es wird aber auch zu unglaublich wohlfeilen Preisen verkauft. Ich sah ein Theeservice von hübscher Form, weiß mit grüner Guirlande und vergoldeten Rändern, bestehend aus 12 Paar Tassen, 2 Theekannen, einer größern und einer kleinern, 1 Milchkännchen, Zuckerschaale und Spülnapf für 7 Rubel = 2 Rthlr. 1 Gr. kaufen.

Wenn die Flüsse im Frühjahr anschwellen, wird ein seltenes Thier aus seinen Löchern in den Ufern der Flüsse getrieben, deren einige stets unter dem Wasser münden, damit es unbemerkt ins Wasser gelangen und seiner Nahrung nachgehen kann. Es ist dies die der hiesigen Umgegend eigenthümliche Moschusratte (Sorex moschatus, *Schreb.* Mygale moschata, *Cuvier*, Wuichuchol im Tatarischen). Sie werden dann zu Hunderten in den Fischreisen erstickt gefunden, oder in den Netzen beim Fischen gefangen und von den Tataren, wie oben schon erwähnt worden, häufig mit auf den Fischmarkt gebracht und verkauft. Die Tataren gebrauchen die Fellchen zu Mützen, Pelzwerk u. s. w., auch gehen solche Fellchen in Kiachta als Tausch gegen Thee mit anderem Pelzwerk nach China. Die genauern Abmessungen gehören in die specielle Naturgeschichte, hier mögen nur einige Maaße folgen, um

eine deutlichere Vorstellung von dem Thiere zu geben. Das Thier ist gewöhnlich ohne den Schwanz 8,6 Par. Zoll lang, der Schwanz ist 5,7 bis 6,1 lang, 7 bis 8 Linien breit, an der Wurzel 5 Linien dick; er steht senkrecht, läuft, schmäler und schmäler werdend, lanzettförmig spitz zu, und ist mit einer Schuppenhaut bedeckt, welche mit dicht anliegenden, ziemlich weitläuftig stehenden starren Haaren besezt ist. Unter jener Schuppenhaut, und besonders in der Nähe der Schwanzwurzel, liegen eine Menge Drüsen, welche einen Moschusgeruch verbreiten, der bei weitem durchdringender und widriger ist, als der ächte Moschus, und noch unvergänglicher seyn soll. Einige dieser Schwänze, die man bei den Tataren auch besonders zu kaufen bekommen kann, zu Pelzwerk gepackt, verhindern, daß Motten dazu kommen. Die Farbe des Thieres ist auf dem Rücken dunkel graulichbraun; der Pelz besteht größtentheils aus einer höchst zarten Wolle, aus welcher sehr glänzende feine Haare hervorstehen und dem Thiere ein glattes, glänzendes Ansehen geben. Der Bauch ist graulichweiß, sehr glänzend und glatt, und enthält auch eine feine, dichte Wolle. Die Vorderfüße sind ganz kurz und mit scharfen Krallen zum Scharren besezt; sie haben an beiden Seiten der Fußsohle eine Einfassung von kurzen, starren, wie eine Franse abstehenden Haaren, die hinter dem Ballen der Fußsohle in ein Büschel längerer steifer Haare auslaufen, welche sich, so wie die Einfassung, beim Schwimmen ausbreiten und das Rudern erleichtern; die Hinterfüße sind ebenfalls kurz, haben eine 1,8 bis 2 Par. Zoll lange Fußsohle, sind mit tüchtigen Schwimmhäuten und starken Krallen versehen, und sehen mehr dem Fuß eines Wasservogels als dem eines vierfüßigen Thieres ähnlich. Der Kopf hat eine besonders merkwürdige Bildung. Die Augen sind kleiner wie beim Maulwurf, es sind nur zwei schwarze Punkte, so groß wie kleine Hirsekörner. Die Ohren sind äußerlich gar nicht bemerkbar und so mit Haaren verwachsen, daß man sie kaum finden kann. Der ziemlich 9 Linien lange Rachen ist mit einem furchtbaren Gebiß, ähnlich dem der Spitzmaus in verjüngtem Maaßstabe, besezt, und die Oberlippe ist zu einem fast 8 Linien langen, in der Mitte 2, am Ende 3 Linien breiten Rüssel mit 2 weit geöffneten Nasenlöchern verlängert. Dieser Rüssel ist voll der feinsten Nerven; mit ihm spürt sie und zieht wahrscheinlich auch aus dem Schlamme die kleinen Blutegel, ihre einzige Nahrung; Pallas, Fuchs fanden nie etwas anderes in ihrem Magen. Daß sie Calmudwurzeln fressen sollte, ist wohl falsch. Diese Ratten fangen ihre Löcher unter dem Wasser an, theils aus dem schon oben erwähnten Grunde, theils weil dann alle ausgewühlte Erde rückwärts ins Wasser fällt, die sie sonst nicht würden herausschaffen können. Oft treiben sie am Ufer, wo das Wasser still fließt, biegen dann den Rüssel bis ans Maul zurück, oder nehmen ihn ins Maul, lassen ihn wieder losschnellen und bringen so ein plätscherndes Geräusch hervor, wahrscheinlich um sich ein Privatvergnügen zu machen. Die Eingeweide verbreiten, wenn man sie beim Ausbälgen herausnimmt, einen widrigen Schwefelgeruch. Das Thier hat, gereizt, oder wenn es in Gefahr ist, eine quitschende Stimme und beißt fürchterlich um sich. Die Moschusratte findet sich nur an den Ufern der südlichern Kama, der Kasanka, der Wolga; bei dieser stromaufwärts jedoch nur bis zur Okka, stromabwärts bis an die Samara und die dortigen Seen der Niederungen; am Jaik findet sie sich nicht mehr. Sie lebt also nur auf einem kleinen Punkt der Erde und ist von der amerikanischen Moschusratte in Canada, dem Ondatra, vollkommen verschieden. Die meisten dieser Notizen von der Moschusratte finden sich schon in dem Werke des trefflichen Pallas, der in seinen naturhistorischen und ethnographischen Nachrichten so genau ist, daß noch heute wenig hinzugefügt werden kann.

Ich würde mich nicht so lange bei der Moschusratte aufgehalten haben, wäre das Thier nicht in der Bildung aller seiner Theile so höchst merkwürdig, obgleich grundhäßlich.

Die hier einheimische Hausratte, die asiatische Ratte, ist eine eigene Art, und in Bildung des Kopfes und Schwanzes freundlicher als die unsrige, aber noch viel ungezogener. Einige Beispiele mögen hinreichen, dies zu beweisen; denn wollte man die dortigen Kaufleute sprechen lassen über ihre Verheerungen, so hörte die Geschichte von den nicht wohlriechenden Ratten gar nicht auf. Mein verehrter Freund, Herr Dr. Fuchs, war hieher als Professor gesendet. Er kam an, wurde einquartirt, die Sachen aus dem Wagen ins Zimmer getragen; ermüdet schlief er bald ein, aber leider fand er den andern Tag alle seine in Leder gebundenen Bücher von diesen Ratten zerfressen, ja auch sein Herbarium vivum zerstört. Während meines Aufenthaltes hatte ich mehrere schwarze Vipern getödtet, und weil ich sie nicht in Spiritus transportiren wollte, abgehäutet, mit Arsenikseife, worin auch Kampfer war, angestrichen und mit Hirse, die ich am leichtesten haben konnte, ausgefüllt, um die Haut von einander zu halten, da sie durch Ausstopfen mit Baumwolle zu sehr ausgedehnt wird. Unbesorgt ließ ich meine so vorgerichteten Schlangenhäute im Vorzimmer liegen; nach ein paar Tagen waren sie, die Schlangen vorstellten und als solche noch im Tode von den meisten Thieren gescheut werden, von den Ratten angefressen, um zu der Hirse zu gelangen.

Ob die europäischen Ratten Luxusartikel eben so lieben wie die asiatischen, weiß ich nicht, wohl aber, daß einer Dame in Kasan ein silberner Fingerhut, dann wieder eine mit Silber eingefaßte Scheere (die stählerne,

schön polirte daneben blieb unangetastet), und ein silberner Theelöffel zu verschiedenen Malen weggeschleppt und in Rattennestern bald wieder gefunden wurden, indem dieselbe Rattenfamilie, welche sich einmal schuldig bewiesen hatte, bald darauf einen neuen Diebstahl verübte und das Geraubte in das wieder hergestellte Nest schleppte, wo man zuerst Verdacht hatte, nachsuchte und fand. Ich lachte Anfangs über die diebischen Ratten, aber bald vermißte ich meinen Siegelring, an welchem Wappenschild und Ring massiv von Silber; Niemand als ich und mein Bedienter konnten ins Zimmer und waren darin gewesen, und ich wußte mit Bestimmtheit, daß mein Ring auf einem freistehenden Schreibtische noch gestern gelegen hatte; überall suchten wir vergeblich, bis ich zwischen einem ganz entfernt stehenden Koffer und der Wand, wo er vor ein verstopftes Loch gerückt worden war, etwas Blinkendes erblickte; es war mein Ring. Noch hätte ich glauben können, er sey zum Schein dahin geworfen worden, aber leider bemerkte ich, daß sie ihn nicht bloß weggeschleppt, sondern auch bei wiederholten Versuchen, ihn festzuhalten, tiefe Furchen von ihren Zähnen zurückgelassen hatten.

Während der Ueberschwemmung retiriren sich auf einige Inseln in der Wolga eine Menge Hasen; der Raum wird immer enger, dann fahren Kähne hinüber, und die armen Insulaner, die nicht den sichern Tod in den Fluthen suchen, werden mit Stöcken todt geschlagen. Bei einer solchen Klopfjagd wurde vor einigen Jahren ein ganz schwarzer Hase (mit einem Stich ins Braune) erschlagen, welcher sich ausgestopft im naturhistorischen Museum der Universität befindet. Es lebt hier nur Lepus variabilis, welcher im Winter weiß wird; sein Fleisch ist nicht so schmackhaft als das des Lepus timidus, welcher bei uns lebt, es ist süßlich und etwas trocken. Die gemeinen Russen essen den Hasen nicht, fangen ihn aber, besonders in Sibirien, Winters in großer Menge in Schlingen, durch welche der Hase in die Luft geschnellt wird und an dem schwanken Baum, an welchem die Schlinge befestigt ist, in der Höhe hängen bleibt, denn auf der Erde würden ihn bald Wölfe, Füchse ꝛc. verzehren. So glaubt man zuweilen auf der Jagd in der Ferne, besonders in kleinen Birkenwäldchen, einen großen Vogel, etwa eine Schneeeule, durch das Gewirr der entfernten Zweige zu entdecken, und erblickt, näher kommend, einen verunglückten Hasen. Er wird nur um des Balges willen gefangen; mit dem Fleisch mästet man die Schweine, wie in Nordamerika beim Zug der Wandertauben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben.

Es ist gesorgt, daß sich die Verneinung des Rechten nicht in dem Grade fortpflanzt, als die Bejahung. Der Negant entzieht sich der Lebensentfaltung; er hat keine oder wenig Kinder, Angehörige, Freunde; er erzieht jene nicht unmittelbar; er lehrt mittelbar und durch's Gegentheil an seinem Wesen und Geschick, was das Rechte sey. — Bastarde zeugen nicht. Die Liebe zum Rechten, die Uebereinstimmung mit der Welt pflanzt sich durch sich selbst von dem engsten zu den weitesten Kreisen fort.

*

Das weibliche Geschlecht hat viel mehr Macht, sich zu verschönern, als das unsere. Ein passend angekleideter Mann ist so normal, als er nur immer seyn kann. Seine natürliche Gestalt, seine plastische Form kann durch das Gewand nicht um Vieles zu seinem Vortheil verändert werden. Beim weiblichen Geschlecht ist die Gewalt der Kunst und des Geschmacks oft wunderbar. Das Weib hat den Vortheil, den Blick durch Stoff, Farbe, Schnitt, Zusammenstellung, Kontrast ꝛc. da und dort zu- und abzulenken, Formen zu heben, zu verhüllen, auszugleichen. Die Werke der Mode haben gleichsam eine Geltung für sich, eine objektive Schönheit, einen Reiz an sich, in welchen das weibliche Geschlecht sich ohne Weiteres mit Vortheil hüllen kann.

Der Blick faßt die Gestalt um so mehr nur im Ganzen, je berechneter die Verbindung von Hülle und Fülle ist, und es gehört eine eigene Abstraktionsgabe dazu, die reizende Pariser Puppe in Evens Tochter zurück zu übersetzen.

*

Das Weib hat mehr eine innere, gemüthliche Geschichtsanschauung, der Mann eine äußere, literarische. Ihr Vor- und Rückwärtsahnen macht sie sceptischer; ihr Blick in Beziehung auf Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit ist richtiger, als der unsrige. Ein prosaischer Mann ist meist noch phantastischer, als eine poetisch gesinnte Frau, und wir thun wohl, den raschen Pendelschlag unserer blühenden Hoffnungen von den Zweifeln und Skrupeln unserer Hälfte reguliren zu lassen.

F. L. B.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

Der Karneval. Odeon. Museum.

Unser Karneval war diesmal etwas mehr im Charakter und sinnreicher als voriges Jahr. Wo sonst nur gewalzt und galoppirt, gegessen und getrunken wurde, sah man nun auch theatralische Vorstellungen, Gesellschaftsspiele, Transparente und Maskeraden. Die Kostüme waren geschmackvoller und verschiedenartiger, die Masken zahlreicher und

amüsanter, lezteres jedoch nur ausnahmsweise, weil die Freuden, welche sie gewähren, hier noch nicht begeisternd genug sind, um das Mißbehagen, welches das Gesicht darunter empfindet, vergessen zu machen. Zur Begeisterung gehört Geist; Geist fehlt hier keineswegs, aber ihm fehlt noch Muth, Geschmeidigkeit und Gewandtheit, Gymnastik, möchte ich sagen. Daher wird es unsern Maskirten auf die Dauer so schwer, ihre Rolle zu spielen, und fast unmöglich, sie durchzuführen. Es wird ihnen heiß, noch ehe das Wachs zu schwizen beginnt, und tritt dies ein, so finden sie den Zwang unausstehlich, reißen die Maske ab, schlagen die Kapuze zurück, werfen sich erschöpft auf einen Siz oder gehen im Saale herum, mit nichts Anderm beschäftigt, als sich den Schweiß von der Stirne zu wischen und sich Luft zuzufächeln, und das oft gleich in der ersten Stunde des Festes. Die, welche sich bei Tage auf der Straße sehen lassen, sind nicht streitsüchtige, die Begegnenden lebhaft in Anspruch nehmende, redselige, wizige Dottori oder überhaupt drollige Wizlinge und Possenreißer, sondern größtentheils Holländer, Türken und ähnliche Phlegmas, denen man den ganzen Spaß an ihrer Vermummung absehen soll, oder an den seltsamen Pfeifen, die sie, um das Stillschweigen zu bedingen, im Munde führen. Jeder Anfang ist schwer. Zwar ist auch hier die Maske schon etwas Altes, und selbst unsere Bauern in ihren Dörfern kennen und handhaben sie; allein das wahre Maskenleben ist erst in seinem Beginnen, wovon schon der Umstand zeugt, daß es noch Viele gibt, welche sich an den muthwilligen Scherzen desselben ärgern und sie im Falle aufs Gröblichste zurückweisen. Daß es sich schnell entwickeln und schön gestalten wird, dafür bürgen die Lebenslust und die Aufgewecktheit unserer Frauen, die ungewöhnliche Menschlichkeit der hiesigen Sitten und der durch Kunst, Zufluß der Fremden und höhere Kultur der Einheimischen hervorgerufene lebendigere Geist, welcher hier zu hausen und sich geltend zu machen anfängt. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß während des Karnevals eine Unzahl von Bällen und Schmäusen aller Art in Privat- und Gasthäusern stattfinden. Von den Schmäusen will ich nichts weiter sagen; von den Bällen aber — kommen Sie, wenn es Sie freut, wir wollen einige besuchen. Es ist Abends sechs Uhr; Sie sind bald mit Ihrer Toilette fertig, sie braucht nicht sehr gesucht zu seyn; der Kutscher ist bereit, steigen wir ein. „Wohin, Herr Baron?“ fragt der Kutscher; der Titel darf Ihnen nicht auffallen, denn hier nennt der gemeine Mann Jeden, der ein Aussehen da signore hat, Baron, so wie in Wien Ew. Gnaden. „Ins Odeon!“ antworten wir. Dort ist Kinder- oder Jugendball; da sehen Sie die Münchner Jugend, wie sie sich aus den Windeln heraus entwickelt, Tänzer und Tänzerinnen, die kaum laufen gelernt haben, in buntem Wirbel mit andern, die schon im Stande sind, im Leben bedeutende Sprünge zu machen. Sie sind alle kostümirt; einige erröthen schon bei der Aufforderung zum Tanze, andere liebäugeln schon, andere wissen noch nichts und hüpfen taktlos und schreien laut vor Freude. Indem wir den Saal verlassen und die Treppe hinuntergehen, drängt sich uns die Frage auf, ob wohl solche Bälle, wenn sie sich so oft, wie hier, wiederholen, im Einklange mit den Grundsäzen einer wohlverstandenen Pädagogik stehen mögen? Es ist uns nicht gegeben, ordentlich darauf zu antworten, denn wir sezen uns wieder ein, und im Wagen können wir ob dem außerordentlichen Gerassel unsere eigenen Worte nicht hören. Alle Kutscher der Stadt sind zu Bock; in jeder Gasse ist mindestens in Einem Hause Ball; da fährt es und geht es nun hin, festlich gekleidet, kostümirt, maskirt, oder wie gewöhnlich angezogen, je nachdem der Ort es erheischt, wo man eben hingeht. Unter den Fußgängern sehen Sie viele Masken, welche heute Abend ihr größtes Vergnügen darin finden, daß sie von einem Wirthshaus in das andere ziehen, dort stumm und wie dumm um die Tafeln herumwandeln, die Gäste mustern und dann ohne Weiteres ihres Wegs gehen. Wir kommen an der Residenz vorbei; die Schildwachen gehen ruhig vor den Thoren auf und ab, es ist da Alles still; es gibt aber viele Tage im Karneval, wo es mit nichten so ist. Aber nun lauschen Sie: hören Sie, wie es dort droben schon dröhnt? — „Dort in jenem Hause?“ — Ich bitte um Entschuldigung, in jenem Pallaste, müssen Sie sagen; gibt es auch wenig Palläste hier, welche diesen Namen verdienen, so führen ihn doch alle großen, von hohem Adel bewohnten Häuser, und eines von diesen ist jener Pallast, wo nun Ball ist. Ich muthe Ihnen nicht zu, demselben beizuwohnen, weil ich nicht weiß, ob Sie von Adel sind. Es schien mir eben so unhöflich, als lächerlich, Sie darüber zu befragen. In unsern adeligen Häusern aber erkundigt man sich sehr genau darnach; warum? ist eine Frage, die man schon zur Genüge beantwortet hat und die Viele der Antwort gar nicht mehr werth halten. Indessen verlieren Sie wenig dabei, denn Sie können unsern Adel auch auf dem Museum und im Frohsinn kennen lernen, wo er Ihnen nichts weniger als steif und hoffährtig, wo er Ihnen liebenswürdig, leutselig, ziemlich gebildet und zeitgemäß vorkommen wird. — Wir langen vor dem Museum an; das Trottoir vor seinem Eingang ist mit weißer Leinwand überbaut, ein Zeichen, daß ein Fest gegeben wird. Wir steigen aus. Wenn es regnete, so würden wir troz des Zeltes naß werden, weil wir vor demselben aussteigen müssen. Auch das Gebäude des Museums gilt für einen Pallast; wenn es regnete, würden wir über diese Benennung lachen, da Pallast nur dasjenige große Gebäude genannt werden darf, welches nebst andern Großartigkeiten auch eine doppelte Einfahrt besizt. Ich führe Sie zuerst in einen großen gewölbten Saal im Erdgeschoß. Er ist noch leer; während des Balls kommen nur Wenige herunter, um verstohlen an einem Schluck Bier sich zu laben; nach dem Balle aber wird er zum Gedränge voll. Da entschädigen sich die jungen Herren für die mehrere Stunden lange Entbehrung des Biers und des Rauchtabaks; da zeigt sich's, daß Jeder seine Pfeife oder seine Cigarren im Mantel mitgebracht hatte, und da rauchen, trinken, singen und conversiren sie nun bis gegen Morgen, und für Viele ist das mehr werth, als die Freuden in den obern Geschossen. In den Sälen des ersten Geschosses hat Gavard aus dem goldenen Hirsch eine Trattorie aufgeschlagen. Seine Speisen gelten für die feinsten, und sind um einen Zwölfer theurer, als anderswo; er selbst ist ein Franzose, war Koch beim Herzog von Leuchtenberg, und ist nun ein famoser Mann, weil er in München den ersten Gasthof hält; er ist auch zugleich Mitglied des Museums. Mehrere Herrn und Damen haben schon Plaz genommen; die Lüstres und der Boden über uns zittern bedeutend: man hat schon zu tanzen begonnen. Gehen wir hinauf. Wir kommen droben durch einen kleinen Saal, wo später, bei Ueberfüllung des großen Tanzsaals, auch getanzt wird, in kleinere Zimmer, wo Matronen und junge und alte Herren Karten spielen, und dann in einen sehr engen Gang, wo das Büffet sich befindet, und da stehen wir nun vor dem großen Tanzsaal.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 69.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 21. März 1834.

Einbläsereien sind des Teufels Redekunst.

Goethe.
Faust. 2ter Theil.

Die Teufelssonate.

(Ballade.)

Vieles Herrliche gebar,
Vieles Große, Schöne
Welschlands Himmel, rein und klar,
In dem Reich der Töne.

Große Meister, weltbekannt,
Die wie Sterne glühen,
Ließ dies gottgeweihte Land
Mit dem Lorbeer blühen.

Doch vor Vielen sah der Ruhm
An Pirano's Grenzen,
Als sein schönstes Eigenthum,
Ihn, Tartini, glänzen;

Jenen Meister, dessen Geist,
Dessen wildes Feuer,
In die Welt der Töne reißt,
Sturmbeschwingt die Leier;

Jenen Meister, dessen Hand
Hieß den Bogen gleiten,
Wie mit Wunderkraft gespannt,
Ueber Zaubersaiten.

Doch, was er auch schuf und rang,
Nie wollt's ihm gelingen,
Seines Herzens wilden Drang
So recht auszusingen;

Auszusingen seiner Brust
Glühendheißes Sehnen,
Seiner Träume süße Lust,
Seines Kummers Thränen.

Und der Schwermuth Nebel sank
Auf des Künstlers Streben,
Und an Seel' und Körper krank,
Stand bedroht sein Leben.

Da, in wilden Phantasie'n,
Hört' er dumpf' Getöse,
Und im Fieberwahn erschien
Plötzlich ihm der Böse,

Blickte seine Seele an,
Und, o Wunder! spielte
Ihr aus tiefstem Innern dann
Alles, was sie fühlte.

Spielte aus des Künstlers Brust
Tief heraus sein Sehnen,
Seiner schönsten Träume Lust,
Ach! und seine Thränen.

Zischte dann ihn schlangigt an:
„Meister! sollst hienieden
„Spielen, sowie ich es kann,
„Willst dafür mir dienen."

Und der Künstler, dessen Sinn
Taumelt im Entzücken,
Reicht die Hand dem Bösen hin,
Unter leisem Drücken.

Reißt dann, fieberhaft entbrannt,
Seine Glut zu kühlen,
Schnell die Geige von der Wand
Und fängt an zu spielen.

Spielt, o Wunder! welche Lust!
Unter Wonnethränen,
Sich heraus aus tiefster Brust
All' sein glühend Sehnen.

Spielt und sezt in Fieberglut
Alles, was er spielet,
Was im tiefsten Busen ruht,
Und sein Sehnen kühlet.

Spielet fort und immer fort,
Wie des Wahnes Bilder
Ihn ergreifen hier und dort,
Wilder stets und wilder.

Spielet tief bis in die Nacht,
Bis die Sterne blinken,
Und gelähmt von Fiebermacht,
Seine Kräfte sinken.

Da reißt plötzlich, wild erfaßt,
Wie durch böse Geister,
Jede Saite und — erblaßt
Liegt der edle Meister —

Liegt erblaßt von Todeshand. —
Also geht die Sage.
Doch sein Werk blieb weltbekannt,
Bis zum heut'gen Tage.

G. A. v. Maltitz.

Einiges über Kasan und die Tataren.

(Fortsetzung.)

Die Umgegend von Kasan hat besonders längs der Kasanka und der Wolga viele sumpfige Stellen; hier hausten zu Tausenden die Natter (Coluber Natrix), und die schwarze Viper (C. Prester, *Linn.*) findet sich zu Hunderten in den Höhlen der Flußufer, vorzüglich ein paar Stunden südlich von Kasan. Sie sind im Frühjahr, wenn sie sich vom Winterschlaf noch nicht erholt haben, etwas träge, werden aber, sobald einige heiße Tage vorüber sind, sehr böse, und wehren sich heftig, wenn man sie erlegen will. Die längste, welche ich tödtete, hatte 2 Fuß 5 Par. Zoll. Alle großen sind gegen die Schwanzspitze zu unterhalb gelb gefärbt. Es vergeht kein Jahr, wo nicht einige Weiber, die nach Beeren, Kräutern, Wurzeln in die Gebüsche gehen, von schwarzen Vipern gebissen werden, und dann, wenn die Geschwulst schon den Schenkel ergriffen hat, kommen sie, Hülfe suchend, zu Herrn Dr. Fuchs; sie werden stets auf die Mitte des Schienbeins gebissen. Herr v. Fuchs wendet dann immer mit sicherem Erfolg warme Umschläge an aus Kamillenwasser (10 Loth), Weingeist (1 Loth), Salmiak (2 Quent.) und Laudanum (2 Quent.).

Vipera Berus, die europäische Otter, ist im Ganzen selten. Coluber Melanogaster (Schwarzbauch) hat Herr Staatsrath v. Fuchs eine neue Species genannt. Sie hat die Farbe von, an der Luft mit einer grauen Haut überzogenem Blei. Sie ist gegen 3 Par. Fuß lang; ihrem Kopf nach gehört sie nicht zu den giftigen. Ob sie Giftzähne hatte, konnte ich nicht untersuchen, weil sie in einem gut verkitteten Spiritusglase war, daher zählte ich auch nicht ihre Bauch- und Schwanzschilder. Der Schwanz läuft allmählig spitz zu; die länglich ovalen Schuppen haben am Ende einen freistehenden schwarzen Punkt; auch sind einzelne Gruppen schwarz eingerändert, und zwar so, daß nur Eine Schuppe rings herum einen schwarzen Rand hat, und die benachbarten nur an der Seite, wo sie jene berühren, oder es sind zwei Schuppen längs ihrer gegen einander überliegenden längern Seiten schwarz gerändert, so daß sie mit dem kleinen Streifchen der dazwischen liegenden Schuppe die Gestalt eines)-(bilden. Bis jezt ist nur dies einzige Exemplar gefunden worden; fände sich diese Zeichnung constant, so müßte bei der Benennung wohl eher darauf Rücksicht genommen werden, denn ihr gleichförmig schwarzer Bauch findet sich eben so bei V. Prester und V. Berus.

Es soll sich nun noch nach den Aussagen von Tataren und Landleuten eine silberfarbne Schlange an Hecken finden, aber Herr v. Fuchs hat keine davon zu Gesicht bekommen können. Vielleicht war es jene hellgraue, die in einer andern Lebensperiode noch weißer seyn kann.

Die Blindschleiche findet sich hin und wieder in den Gebüschen, ist aber rothbrauner wie die unsrige. Ich fing eine Blindschleiche mit 20 Paar hellblauen Punkten, die gleich hinter dem Kopfe anfangen und zu beiden Seiten des Rückens $5\frac{1}{2}$ Par. Zoll weit fortsetzen; der übrige

Theil des Körpers ist gleichförmig gefärbt, schokoladefarben. Sie ist 13½ Par. Zoll lang. Es scheint eine neue Species zu seyn.

Nun noch Einiges über die Benennungen dieser Schlangenarten bei den hiesigen Landbewohnern. Die Russen nennen die Natter Usch, d. i. Unke, und tödten sie nicht, weil sie wissen, daß sie unschädlich ist; sie soll oft in die Bauernhäuser kommen und, wo sie dazu gelangen kann, aus den Milchnäpfen saufen. Ja, man erzählt, daß eine große Natter eine Kuh jede Nacht regelmäßig abmolk. V. Prester und V. Berus nennen sie Smeja, d. i. Schlange, womit sie den Begriff giftig verbinden, und tödten sie, wo sie sie finden. Die giftigste Schlange im südlichen Rußland, am Kaukasus und am kaspischen Meere (wahrscheinlich V. Cerastes), nennen sie Egidna; mit diesem Namen belegen sie auch ein bitterböses Weib. Die Blindschleiche nennen sie Mednitza, d. i. kupferner Griff, weil sie oft wie ein kupferner Reif zusammengebogen im Wege liegt und angelaufenem Kupfer ähnlich sieht.

Schon jenseits des Einflusses der Kama in die Wolga findet sich der asiatische Steppenigel (Erinaceus auritus), ein munteres, trotz seiner Stacheln possirliches Thierchen. Sein Lieblingsfraß sind Schlangen, die in der Regel in jenen Gegenden giftig sind. Er bemächtigt sich ihrer auf folgende Weise: der Igel schleicht heran, faßt die Schlange am Schwanze fest und rollt sich sogleich zusammen. Die Schlange kann ihn nun nicht beißen, nicht umwinden, da er eine stachlichte Kugel bildet; sie macht alle möglichen Anstrengungen, um sich zu befreien, rollt sich so mit ihm herum, verwundet sich an seinen Stacheln, ermattet und stirbt, der Igel rollt sich nun auf und verzehrt sie gemächlich bis auf den Kopf, den er liegen läßt. Der schwarze Hamster (Mustela Cricetus niger) ist bei Kasan häufig.

Auffallend ist die Menge Raubvögel (Falco Buteo), besonders in der untern und der Tatarenstadt; oft sieht man deren 12 bis 15 auf einmal in der Luft kreisen. Die hier einheimische Nachtigall ist die größere Art, der sogenannte Sprosser (Motacilla Philomela, *Bechst*); ihr Gesang ist schmetternder und nicht so melodisch, wie der bei uns einheimischen M. Luscinia. Unter den Sumpfvögeln gibt es manches Seltene. Zuweilen zeigt sich einmal der fleischrothe große Pelikan (P. Onocrotalus) auf der Wolga. Auch der schöne Bienenfresser (Merops Apiaster) findet sich im südlichen Gouvernement Kasan. Picus leuconotos (der Elsterspecht), welcher bei uns nicht vorkommt, ist hier ganz gewöhnlich.

An den Ufern der Kasanka, nördlich von der Stadt, findet sich unter Steinen der Kasan eigenthümliche Käfer, Carabus aurolimbatus seu Eversmanni (zu Ehren des hier lebenden Professors der Naturgeschichte, Herrn Eversmann, rühmlichst bekannt durch seine Reise nach der Bucharei), dessen dunkle Flügeldecken einen schön metallisch glänzenden Rand haben, der bei einigen röthlich gelb, bei andern köstlich grün ist. Im Altai finden sich C. regalis, imperialis und Schönherri mit violetten Einfassungen. In Nertschinsk am Argun C. Humelii seu Burnaschewii mit glänzend grüner und grünlich gelber, C. Fitinghofii mit köstlich feuerfarbner und grüner Einfassung.

Das Gouvernement Kasan enthält zwar nicht solche hochstämmige Lindenwaldungen, wie ich in der großen Wallachei sah, doch hat es deren von großer Ausdehnung. In diesen wird eine ungeheure Menge Bast gesammelt und zu Decken geflochten (Ragotzi), in welche fast Alles verpackt und mit einem Strick umschnürt wird, dessen aufgedrehtes Ende man besiegelt. Die Decken gehen zu Tausenden nach St. Petersburg. Ein anderer Ertrag dieser Lindenwaldungen ist der während der Blüthezeit erhaltene Honig, der zwar eine höchst liebliche Süße hat, aber nicht das eigene Aromatische des von der Blüthe des Haidekorns erhaltenen Honigs. Man hält große Bienengärten, besonders die Tataren. Nächst den Linden nehmen in den herrschenden Laubholzwaldungen die erste Stelle die Haselnüsse ein. Diese dienen, so wie die Zürbelnüsse aus Sibirien, vielen gemeinen Russen in den Städten zum Theil zur Nahrung. Ueberall sieht man zu jeder Jahreszeit welche stehen, die mit ihren schönen Zähnen Haselnüsse aufknacken und verzehren, und stundenlang nichts weiter thun. Sie werden sehr wohlfeil verkauft, und dennoch wurden — kaum wäre es mir glaublich gewesen, wenn mir nicht mein verehrter Freund Beweise gegeben hätte, wie viel schon kleine Güter lieferten — und dennoch wurden im Jahr 1831, wo die Haselnüsse besonders reichlich gerathen waren, für eine Million Rubel B. A. (à 7 Gr.) Haselnüsse im Gouvernement Kasan gewonnen.

Im benachbarten Gouvernement Wjätka bemerkte ich in den großen Waldungen neben dem Wege große, sehr pyramidal gewachsene Bäume, die bisher immer für die gewöhnliche Edeltanne gehalten worden seyn mögen, denn ich finde sie nirgends erwähnt; selbst mein verehrter Freund wollte nicht glauben, daß es Pinus cedrus daurica sey, bis ich Aeste und Zapfen davon mitbrachte. Ich sah sie auch später im Ural, aber einzeln und nicht in solcher Menge wie hier, wo sie herrschend waren. Später in Dau-urien habe ich nirgends welche gesehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Fortsetzung.)

Karneval. Museum. Frohsinn.

Wir sind nicht den geraden Weg gegangen, weil ich Sie erst mit dem Lokal des Museums bekannt machen wollte. Architektur und architektonische Verzierungen aus der Zopfzeit: eine gewisse Größe, durch kleinliche Schnörkel entstellt, viel Aufwand ohne besondern Effekt, vergeudeter Reichthum, im Suchen sich verirrender Geschmack, doch inmitten dieses schlechten Geschmacks große Fertigkeit im Machwerk, und aus diesem Machwerk blickt überall eine gewisse Wollust, geradezu die Wollust des vorigen Jahrhunderts. Aber sehen Sie, mit welcher Lust unsere Münchner tanzen! Man tanzt eben den Regdowaki; wäre es eine Française, so würden die Meisten nur Zuschauer abgeben. Auf den Polstern umher liegen Boas und Shawls, worunter, wenigstens von weitem, auch Kaschemirs, und sitzen die Mütter und auch junge Damen, die nicht zum Tanzen gekleidet sind, weil sie, wie sie vorgeben, nicht in der Absicht zu tanzen gekommen sind, die sich aber sehr leicht dazu werden bewegen lassen. In diesem Saale sehen Sie Adelige und Nichtadelige beiderlei Geschlechts; Jedermann, der vornehm lebt, hat hier Zutritt. Dort steht der greise, ehrwürdige Feldmarschall Wrede, und nicht weit von ihm ein Juwelier, dessen Gattin so eben mit einem Grafen vorüberschwebte. Jenes Fräulein mit den glänzend schwarzen Locken ist eine schöne Jüdin, und wenn ich Ihnen deren Glaubensgenossen alle zeigen sollte, die zugegen sind, würde ich viel zu thun haben. Im Frohsinn und im Bürgerverein werden keine Juden zugelassen. Abgesehen von der Intoleranz der beiden genannten Gesellschaften, geht man hier mit den Juden sehr christlich, oder, da dies Wort leider nur zu oft an ihnen zu Schanden geworden ist, sehr human um. Nur hie und da wird eine Stimme gegen sie laut, man hört es ihr indessen gleich an, daß sie aus einer Bärenhaut fährt, und wir wissen nichts von der überdachten, feigen, neidischen Judenverfolgung, wie sie sich noch in manchen Städten Deutschlands zur wahren Schande unserer Nation herausläßt und herauslassen darf. Doch, sehen Sie, der Tanz ist aus; die Tänzer führen ihre Damen an der Hand, und so galant und zart, wie es ihnen nur möglich ist, auf die Plätze zurück. „Bravo! rufen Sie hier, gut gesagt: wie nur möglich ist, denn die Damen machen es ihnen schwer, eilen ihnen voraus, machen sich selbst im Gedränge Platz und lassen sie somit oft im Stich. Ist diese allzu große Lebhaftigkeit jugendlicher Ungestüm, Hast, Feuer? sind die Damen lebhafter, als ihre Kavaliere? oder noch nicht lange an derselben Galanterie so gewöhnt, um sich in jedem Fall auf sie verlassen zu können? Sehen Sie, ob ich nicht Recht habe! dort hat eine Tänzerin schon lange Platz genommen, und jezt erst hat sich ihr Tänzer aus dem Gewühl herausgefunden und sucht sie auf, um ihr zu danken.“ — Zu sehr von der Grazie unsers schönen Geschlechts bestochen, ist mir, was Sie da eben bemerken, völlig entgangen; übrigens werden Sie aber mit mir einverstanden seyn, daß der Ton, welcher in diesen Sälen herrscht, gut ist, ungezwungen, doch nicht ausgelassen, traulich, doch nicht familiär, nicht brillant, aber doch immer fein genug. Es ist selten, daß unter den jungen Herrn Beleidigungen von Folgen vorfallen; tritt dieser Fall ein, so fordert man sich mehr oder minder chevaleresk und — „Ist denn das Duell nicht bei großer Strafe verboten?“ unterbrechen Sie mich und ich antworte: das ist es allerdings, und seit vorigem Jahre, wo der einzige Sprößling eines adeligen Hauses von einem Wallachen ob einer Kleinigkeit todtgeschossen wurde, ist das Gesetz darüber unerbittlich, ja erbittert geworden; allein das Duell bleibt ein nothwendiges Uebel, so lange die Sitten noch nicht gänzlich der Zeit entwachsen sind, worin es aufkam; daher fordert man sich noch immer, und dann trägt der Klügere entweder den Schein der Memme davon, oder man schlägt todt oder läßt sich todt schlagen, oder verwundet oder läßt sich verwunden, so ganz im Geheimen draußen im idyllischen Haine von Harlachingen.

Es ist Zeit, daß wir in den Frohsinn kommen. Das Gebäude, worin sich die Mitglieder dieser sehr zahlreichen Gesellschaft vereinigen, wurde eigens dafür gebaut und ist also zweckmäßiger eingerichtet, als das Museum. Der Tanzsaal und die Speisezimmer liegen neben einander, und geben daher bei einem Balle ein belebteres Ganze ab. Ersterer ist sehr groß, mit einer Galerie versehen und mit einer Schaubühne, von welcher Sie diesen Abend nichts sehen, als den Vorhang. Warum ein so gar schlechtes Gemälde auf diesem Vorhang ist, der doch gewöhnlich die Stelle einer der Wände eines glänzenden Gesellschaftssaales vertreten muß, kann ich schon deßwegen nicht begreifen, und noch weniger, wenn ich bedenke, daß der Künstler, welcher es malte, sonst ein recht wackerer seyn kann. An der Decke des Odeonsaales, wohin das Auge kaum reichen kann und bei deren Anschauung man einen steifen Hals davon trägt, wurden eine Menge Malereien verschwendet, die manches Gute enthalten, und hier ließ man gerade in den Gesichtskreis hinein einen Parnaß malen, der doch auch gar nichts Gutes an sich hat, und dem von der schlechtesten Geige des ihm gegenüber stehenden Orchesters heimgegeigt wird; und das in München, wo jeder schlechte Pinselstrich einen unsäglichen Kitzel auf dem Zwerchfell neidischer Fremden erregt! Eines von den Speisezimmern heißt das Weinzimmer, weil da nur Wein getrunken werden darf, während in den übrigen nur Bier getrunken wird; nebenan, wie billig durch eine dicke Wand getrennt, befindet sich das Rauchzimmer. Der Traiteur ist einer der Gebrüder Tambosi und um einen Sechser wohlfeiler als Gavard. Die Gesellschaft ist sehr gemischt; der Adel ist hier mehr unter den Männern, unter den Frauen viele mit Riegelhäubchen; jene dort mit den blauen Augen und dem schönen Munde ist eine reizende, liebenswürdige Kaffeewirthin; auf den Sitzen umher wenige oder keine alte hütende Mütterchen, weil die jungen Fräulein der Obhut ihrer verheiratheten Freundinnen anempfohlen sind; der Ton gut, ein bischen südlicher, als im Museum, das Leben lustiger; der Tänzer führt die Tänzerin statt an der Hand, am Arme zurück; fallen Beleidigungen vor, so beklagt sich gewöhnlich der Beleidigte beim Vorstande des Saals, oder macht auch einen heimlichen Spaziergang nach dem idyllischen Haine von Harlachingen. Hätten wir nicht noch andere Bälle zu besuchen, so würden wir länger und gerne auf dem des Frohsinns verweilen. Doch wohin nun? In die Flora? in die Thalia? in eine der vielen Stahlschützengesellschaften? in eine der vielen Bolzschützengesellschaften? oder in welchen von den achtzig hiesigen geschlossenen Vereinen? Die erstgenannten bilden ohngefähr ein Mittelding zwischen dem Frohsinn und dem Bürgerverein; wir können sie also übergehen, wenn wir leztern besuchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 70.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 22. März 1834.

O die Stadt London, welch treffliches Wirthshaus! o Wein! o Forellen!
Heda! den Punschnapf herbei, Kellner! God save the king!

Matthisson.

Aquarelle.

Von August Lewald.

II.

Reisende Engländer.

Die Engländer haben uns andern armen Erdensöhnen das Reisen verdorben. Ich spreche nicht von jenen Lords, die mit ihrer persönlichen und angebornen Herrlichkeit zugleich ihren ambulanten Pallast im ersten besten Hafen des Kontinents ausschiffen lassen. Das sind keine gewöhnlichen Erdensöhne mehr, sondern mindestens Halbgötter. Nein, jene Engländer meine ich, Schneider und Apotheker, die zu einem gewissen Grade von Wohlhabenheit in ihrem Vaterlande gelangt sind, Oberoffiziere auf halbem Sold, Verliebte, die gegen den Willen ihrer Eltern sich verbunden haben, kurz den ganzen Troß eleganter Nomaden, wie man sie überall antreffen kann, die Alles kennen lernen wollen, alle Moden mitmachen, in Frankreich Fricassées und in Italien Maccaroni essen, sich aber immer dabei nach Englands Fleischtöpfen sehnen, und in Anzug, Gang, Haltung, Manier, Gesinnung stets ihre Originalität behaupten. Diese Leute würden in England ihren gesalzenen Häring essen und ihre Pinte Porter trinken in einer schlechten Winkelschenke, und bei uns sitzen sie auf den ersten Plätzen, heißen „von,“ als wären sie Alle geborne Wiener, werden in der Fremdenliste als „Edelleute“ aufgeführt, bei Hofe vorgestellt u. s. w. Eine weise Sparsamkeit ist stets der erste Hebel, der diese antreibt, Albions Küste zu verlassen. Ein paar Jahre in Deutschland oder Italien zugebracht, und ein ganzes Schuldenwesen ist zur Zufriedenheit der Gläubiger geordnet, oder es sind Ersparnisse gemacht, um irgend ein Landgut kaufen, irgend ein neues Geschäft aus eigenen Mitteln begründen zu können.

Ich habe vielfältig Gelegenheit gehabt, reisende Engländer zu studieren. Sie sind mir von allen Ständen vorgekommen. Der Soldat, der Ostindien und China gesehen, der Maler, der hundert Guineen für ein Porträt sich zahlen ließ, der Musiker, der in eigener Equipage zu seinen Schülern in London herumfuhr, ein kleiner Apotheker aus Waterford in Irland, Mr. Blunt, Schneider aus Birmingham, Josua Israels Esquire, der Bankier, leztere zwei mit ihren Damen; und Alle waren, bei aller Verschiedenheit, darin sich gleich, daß sie großen Hang zu Naturschönheiten hatten, bei allen Gelegenheiten sich knauserig zeigten und dennoch mehr als ein Anderer bezahlten, und eine verstohlene Neigung zu blutigsaftigem Rindfleisch niemals zu unterdrücken im Stande waren.

Die oben genannten sechs Herrn und zwei Damen bildeten eine Gesellschaft, die ich vor einem Jahre in der

Grafschaft Tyrol antraf, welche mit vollem Rechte verdiente, wenigstens gefürstet zu werden, da sie so königlich schön ist. Um mit den Damen anzufangen, so waren sie in grauleinene, kurze Blousen und eben solche Pantalons gekleidet, und trugen dazu Strohhüte mit breitem Raude, grünen Schleiern und verschossenen Bandschleifen. Die Herrn hatten alle ohne Ausnahme ihren altenglischen Nationalstolz abgelegt und dafür alte englische Röcke angezogen, die am Ellenbogen oder unter der Achselhöhle bedeutend zerrissen waren; dabei führten in den Wirthshäusern immer nur zwei das Wort, die sich unserer Sprache mit Geläufigkeit zu bedienen wußten, und die andern schwiegen ganz, was einem ächten Engländer nicht schwer wird, oder sie sprachen nur unverständlich und murmelnd, was ihnen auch keinen Zwang auferlegt. Und sollte man es wohl denken? trotz dieser Vorsichtsmaßregeln, die sie nur vor dem Uebervortheilen der Wirthe schützen sollten, wurden sie gleich für das, was sie waren, genommen, und ich selbst, der zufällig mit ihnen reiste, mußte meinen wackern deutschen Landsleuten eine englische Zeche bezahlen. Dessenungeachtet wurden die Leute mit den zerrissenen Röcken immer vorgezogen; sie erhielten die besten Zimmer und Betten, und einmal sogar, es war im Val di Ledre, wo wir getrennt in zwei Zimmern aßen, sah ich ganz deutlich, wie man den Nachkommen der Angelsachsen einen großen, fetten Truthahn servirte, während ein ächter Germane sich mit einer jämmerlichen Taube begnügen mußte. Beim Bezahlen räumte uns dennoch der Wirth gleiche Rechte ein, und nannte uns alle durch die Bank: „meine Herrn Fremden," welches immer so viel als Engländer bedeutet. Dies ist schon ein Grund, der uns das Reisen verleidet, nicht zu gedenken des andern, den Lord Byron anführt: daß man gezwungen ist, auf jedem schönen Punkte, in jeder herrlichen Landschaft, bei jedem Kunstwerke einen Haufen Engländer als Staffage mit hinzunehmen und sich von gelispelten, gezwitscherten und gestotterten Ausrufungen umschwirrt zu hören.

Meine Gesellschaft kam vom Comersee durch das Baltelin und hatte in rauher Jahreszeit den Monte Stelvio passirt, diese wunderbarste aller Straßen, die selbst Engländer in Erstaunen setzen kann. Einem von ihnen waren beide Schenkel von einer herabstürzenden Lawine zerschmettert worden, und das war ein sehr unerfreuliches Abentheuer. Man hatte es ihnen vorausgesagt in Bormio, daß es nicht rathsam sey, über das Stilsser Joch zu gehen, aber sie wollten es dennoch wagen, und die ungalante Ortelerspitze sandte dem fashionablen Gentleman diesen plumpen, tyrolischen Gruß hernieder. Der arme Landsmann lag nun in Glarus beim Pfarrherrn und ließ sich kuriren und pflegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges über Kasan und die Tataren.

(Fortsetzung.)

Kasan ist auf der sibirischen Straße der lezte Ort, wo noch Obst gezogen werden kann, und selbst hier bedarf es noch folgender Vorsicht, um die Bäumchen vor dem Erfrieren zu schützen. Es sind lauter Zwergbäume; sie werden in eine breite Grube gepflanzt, die beinahe eben so tief als das Bäumchen ist. Der Boden muß locker seyn, um überflüssiges Wasser einsaugen zu können. Der Sommer ist meist heiß und trocken, für den Winter aber wird diese Grube um das Bäumchen herum mit Stroh, trocknem Laub ꝛc. ausgefüllt, es selbst noch mit Stroh, und darüber mit Tannenzweigen, Bastdecken u. s. w. bedeckt, und nur so ist es möglich, das Bäumchen zu überwintern. Im Winter $18^{31}/_{32}$ fror hier das Quecksilber mehrmals, was jedoch nicht jeden Winter geschieht. Pfirsiche werden in Kasan am Spalier groß und sehr schmackhaft erzogen. Der Weinstock erfriert im Freien. Vieles Obst wird aus den südlichern Provinzen, Saratow, Astrachan hergebracht, wie schon früher erwähnt wurde.

In den Niederungen längs der Wolga wächst Ribes nigrum, die schwarze Johannisbeere, in ganz besonderer Güte und Größe; ihre Beeren sind so groß wie unsere Vogelkirschen. Sie dienen wegen ihres reichen Farbestoffs den Tataren zum Färben. Auch werden sie abgebeert, große gläserne Flaschen damit angefüllt und mit Spiritus übergossen, so daß dieser nur einen Zoll über den Beeren steht, die Flaschen mit Papier zugebunden und nun einige Wochen der Sonne ausgesezt. Der Spiritus, der dann die besten Säfte aus den Beeren aufgenommen hat, wird abgegossen und mit zerlassenem Zucker so süß gemacht, als man ihn wünscht. Dies Getränk nennt man Nalyſka (von nalywatj aufgießen). Es wird im Ural und in Sibirien überall bereitet, um die fremden theuren und schlechten Weine zu ersetzen. Man bereitet auf diese Weise noch Nalyska von Himbeeren, Erdbeeren, Moosbeeren (V. oxycoccos), Vogelbeeren (Sorbus aucuparia) u. s. w. Die zurückgebliebenen Beeren werden mit Zusatz von Wasser destillirt und geben noch einen nach den Beeren fein riechenden und schmeckenden Branntwein.

Calamus aromaticus wächst in den Einbuchtungen der Wolga von ausgezeichneter Güte. Hier ist auch das Vaterland des Spargels, denn kaum hat sich die Wolga (südlich von Kasan) in ihre Ufer zurückgezogen, so schießt auch der erste wilde Spargel dort hervor. Er ist nicht sehr dick, zuweilen etwas grünlich und schmeckt etwas bitterer als unser Gartenspargel. Die Landleute, welche in der Nähe wohnen, haben eine eigene sinnreiche und einfache Weise, bis in den Sommer frischen Spargel liefern zu können, da dieser in den vornehmen Familien

häufig verspeist wird. Auf den wilden Beeten werden die Spargel erst gestochen, so lange es geht; dann bringt man eine Lage frischen Sand darauf und tritt sie eben; so hat der Stock einem neuen Frühjahr entgegen zu treiben. Dies wird ein paar Mal wiederholt, bis die Erdwärme zu sehr zunimmt; dann schießt ein Wald empor, der auf großen Strecken ein furchtbares Dickigt bildet, in welchem Wölfe, Füchse und Schlangen sich wohl befinden.

Nun möge Einiges über die Tataren folgen, und zwar zuerst der Sabon (der Pflug), das Frühlingsfest der Tataren. — Sie feiern es den 1sten Mai a. St. Viele Familien fahren in dicht verhängten Wagen in die grünenden Gebüsche eines kleinen, einige Werste südöstlich von Kasan gelegenen Abhanges; sie lagern sich auf abgelegenen Plätzchen im Grünen und haben Erfrischungen mit sich; von hier sehen die Frauen unbemerkt und verstohlen auf die gleich unter dem Abhange liegende grüne Ebene, wo die Männer kämpfen und Pferderennen halten und eine große Menge Menschen versammelt ist. Trotz dem Tumult und selbst der Störung im stillen Gebüsch, schlugen schmetternd ein paar Nachtigallen, als kümmre sie das Treiben der Menge nicht. Nach dem Mittagessen strömen Tausende von Fußgängern, Reitern, Wagen und Equipagen hinaus; gegen vier Uhr beginnen die Kämpfe der Tataren. Ein ebener Rasenplatz ist mit Pfählen und herumgespannten Seilen eingegrenzt. Zwei Kämpfer treten auf, jeder hat einen Shawl, wie sie dieselben um ihre Kaftane tragen; diesen legt er seinem Gegner um die Hüften, und mit Brust und Achseln lehnen sie sich an einander; hat nun jeder den Shawl mit beiden Händen fest angezogen, so sucht er seinen Gegner umzuwerfen. Es mag schwer seyn und viel Kraft erfordern, sieht aber, wie sie mit den vorwärts an einander gelehnten Leibern, jeder den Kopf zur Seite haltend, mit einer Miene voll Anstrengung und Besorgniß wie eine Doppelgeburt herumtrampeln, höchst kläglich aus. Wer den andern niederwirft und sich auf ihm zu halten weiß, bekommt für seinen Sieg ein Stückchen Seidenzeug zu einem Tuch, einer Mütze für seine Frau u. s. w. Einige reiche tatarische Kaufleute theilten diese Prämien aus, um sich mit all den verlegenen und verschossenen Resten noch eine Art von Bedeutung unter ihren Landsleuten zu geben. Dies Ringen, wenn es diesen Namen verdient, dauert bis gegen Abend. Dabei gehen Markedenter mit Getränken und Eßwaaren herum. Wenn die Sonne noch so hoch wie ein mäßiger Baum über dem Horizonte steht, ziehen sich aus dem Tumult mehrere ältere Tataren zurück. Mein verehrter Freund hatte ein paar derselben beobachtet und winkte mir, ihnen zu folgen. Sie gingen nach einem südlichen Gehölz, wo Alles still war; es waren aber aus der großen Menge nur zwölf; sie stellten sich in Eine Reihe, fielen zu wiederholten Malen auf's Angesicht und hielten so ihr Gebet. Hier tiefe Andacht der Muselmänner, dort das Gewühl der Menge und die Anstrengungen der Kämpfer. Ist die Sonne bis an den Horizont gesunken, so hören die Kämpfe auf, und es bildet sich in der grünen Ebene eine breite, lange Gasse von Menschen. Drei Werst vom Ziel stehen die zum Wettrennen aufgestellten Pferde; das Zeichen wird gegeben und die dürren Pferde kommen endlich an, verdrießlich, daß man sie für Wettrenner angesehen hat. Im südlichern Asien mögen die tatarischen Pferde feuriger und schöner seyn; die hiesigen gaben diesmal keinen Begriff davon. Nur Knaben saßen auf den Pferden. Ein tatarischer Knabe in weißem Hemde, auf einem dürren, langhalsigen Schimmel, langte zuerst an und erhielt einige seidene Tücher. Ein merkwürdiger persischer Zwerg, den der jetzige Generalgouverneur aus Tiflis mitgebracht hatte, ritt in seiner Landestracht äußerst gewandt mit, hatte aber ein eben so dickes Pferd, als die andern dürr waren. Die Volksmenge kam nun in ein allgemeines Wogen und strömte zurück in die Stadt. Dieses Fest sah ich bei meiner Rückkehr aus Sibirien.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

* Berlin, März.

Schleiermacher.

Schleiermachers Tod ist ein so wichtiges Ereigniß, daß in diesen Wochen eigentlich Alles, was sonst aus Berlin zu berichten wäre, in Unbedeutenheit dagegen versinkt. Aber was ich Ihnen über die Umstände seines Todes, seines Begräbnisses sagen könnte, wissen Sie aus den politischen Blättern. Es ist eine Begebenheit, die nicht unsere Hauptstadt, unser preußisches und deutsches Vaterland allein, sondern die ganze protestantische Welt angeht. Das ausführlichste Resumé seiner Thätigkeit enthält bis jezt ein Aufsaz in der Staatszeitung. Ueber das, was Schleiermacher als Theolog und Philosoph war, über den innern Menschen, können aber Journalartikel, am wenigsten gleich nach seinem Tode, Auskunft, nicht einmal genügende Andeutungen geben, und es steht zu erwarten, ob dereinst eine Biographie den ganzen Mann, was er geworden und wie er es wurde, würdig wird schildern können. Der Selige war zu vielseitig und stand zu hoch, um, vom niedrigen Standpunkte der Parthei aus, wäre es auch mit den begeistertsten Augen, ganz aufgefaßt zu werden. Und doch gehört zu einem solchen Gemälde, um ihm rechte Wärme zu geben, die einseitig begeisterte Liebe eines Schülers. Eine erste Anzeige seines Todes im Freimüthigen enthält Folgendes über Schleiermachers Stellung zur Außenwelt: „Selten hat der Name eines gelehrten Kanzelredners einen so hellen, weithin tönenden Klang, und selten wußte einer, wie Schleiermacher, so allen Partheien, auch den ihm entgegen denkenden, Achtung einzuflößen. Seiner Zeit war er einer der ersten und gewaltigsten Redner, welcher in einer flachen, nüchtern-frivolen Epoche der geoffenbarten Religion wieder Anhänger erwarb (s. seine Briefe an einige gebildete Verächter des Christenthums), wofür er von Einigen der Koryphäen von damals als Mystiker verschrien wurde. Als er später gesiegt und es

wieder Mode wurde, religiös zu seyn, mußte der hell forschende Gottesgelehrte auch die entgegengesezten Vorwürfe und verkezernden Anklagen aus dem Munde der Mystiker und Pietisten erdulden, ein Loos, das er mit allen ausgezeichneten Männern theilt, die den Angriffen der Fanatiker von rechts und links jedesmal ausgesezt sind, wenn sie den Muth haben, zu keiner Faktionsfahne zu schwören, und ein sicheres Zeichen des richtigen Weges, auf dem er schritt. Die Anfeindungen kümmerten den rüstigen Kämpfer für Glauben und Licht wenig, und wie sein Körper, schwächlich von Ansehen, doch bis ins Alter kräftig blieb (er machte noch als Sechziger bedeutende Fußreisen, und im Winter), so blieb auch seine geistige Kraft ungeschwächt bis auf die lezten Momente. Er starb als gläubiger Christ. Seinem Wirken hat es nicht an anerkennender Auszeichnung gefehlt, und sein Leben war in jeder Hinsicht ein glückliches zu nennen." — Aus begreiflichen Rücksichten fehlen hier freilich manche Andeutungen, die doch einst zu seiner Lebensgeschichte nothwendig werden. Der Sonnenschein von oben strahlte ihm erst, als sein Haar schon gebleicht war und der Schritte zum Grabe nicht mehr zu viele seyn konnten; und auch da selbst war diese Gunst nur bedingt, und galt nicht den Verdiensten des großen Mannes, sondern einem zufälligen Ereigniß, das seinen Namen abermals, sehr gegen seinen Willen, in die politische Strömung gestoßen. Schleiermachers Geist war zu bedeutend, seine Thätigkeit zu eminent, als daß die Vertreter der Ordnung, die nur fügsame Tüchtigkeit wollen, ihn gerade gern gesehen hätten. Man mußte ihn Anfangs dulden (und dulden heißt hier, wirken lassen), um nicht ein entgegengesetztes Aufsehen zu erregen; aber die Aengstlichkeit beschränkte schon vor jener ersten demagogischen Epoche seine Wirksamkeit, und hier wäre wohl die Hauptaufgabe des künftigen Biographen, darzustellen, wie der Webersohn aus Schlesien, der schüchterne Herrnhuterzögling, der, klein, unansehnlich, verwachsen, ein armer Kandidat, nach Berlin kam, doch, und vermöge seines Geistes, zu diesem Grade von Wirksamkeit gedieh.

(Die Fortsetzung folgt.)

München, März.

(Fortsetzung.)

Karneval. Bürgerverein. Wirthshausball.

Das Lokal des Bürgervereins ist der alte Frohsinn oder die goldene Ente. Durch das Billardzimmer, wo geraucht wird, kommen wir hinunter in den Saal, welcher ebenfalls eine Bühne für theatralische Vorstellungen in sich schließt. Die Bühne ist aber heute nichts als eine Erhöhung, worauf gedeckte Tische stehen; in einem Nebenzimmer befinden sich ebenfalls dergleichen, und in dem Tanzsaale selbst hat man derer wo immer möglich angebracht. An den Tischen sizen die Großmütter in ihren alterthümlichen Trachten, nicht als nothwendige Zeugen der Freuden ihrer Enkel, sondern um sich an dem Vergnügen derselben als Zuschauer zu ergözen und dabei an ihre eigene Jugend zurückzudenken; ferner sizen daran die dicksten Herren und Meister der Münchner Zünfte, welche zu tanzen nicht für gut finden und sich indessen an Gläsern laben, wo zwei Maaß eben so leicht hinein, als herausgehen; endlich alle diejenigen, jung oder alt, welche in dem Augenblick nicht tanzen. Auf einem Zettel an der Wand steht geschrieben: vom allerbesten Punsch das Glas 12 kr.; unter dem Orchester wirthschaften ein paar Kellnerinnen unter Bierkrügen und gebackenen Mehlspeisen; auf den Speisezetteln steht obenan Hirschschlegel und untenan Käse; was der Kellner auf die Tische bringt, das ist, außer den Speisen des Speisezettels, Bier, Punsch und Glühwein, ob auch anderer Wein, weiß ich nicht. Mitten tanzt man, wenn nicht den Walzer, den Galopp, und wenn nicht den Galopp, den Walzer. Nach dem Tanze nimmt der Tänzer seine Tänzerin unter dem Arm und macht ringsum mit ihr einen gesprächigen Lustwandel. Sehen Sie dort die Königin des Festes? es ist die schöne Wirthin vom grünen Baum, vor deren Haus zwei in der Isar sich spiegelnde Linden stehen, unter welchen vom vorzüglichsten Bier in München getrunken wird. Jenes schmucke Riegelhäubchen ist eine sehr reiche Erbin, und jenes andere, eben so schmucke, ist eine Nätherin. Da sehen Sie nun, wie hier Alles mittelbar Hand in Hand geht. Aber bewundern Sie auch den schönen Anstand, welcher im Bürgervereine herrscht, und sehen Sie, wie viel man hier mit den höhern Ständen gemein hat. Wir brauchen nicht lange da zu bleiben: wie es jezt hergeht, so geht es während des ganzen Abends, und kommen wir etwa nach zwei Stunden wieder, so finden wir jenen dicken Papa noch auf derselben Stelle, und so auch jene freundliche Großmutter, finden überhaupt denselben Gang der Dinge. Fahren wir also weiter.

Heute Abend ist Ball beim Wein- und Kaffeewirth (N. N.), las ich diesen Morgen im Tagblatt; fahren wir dahin. Eintritt 24 kr. Tänzer: die Kunden des Herrn Wirths, worunter viele Studenten; Tänzerinnen: eingeladene Mamsellchen aus den Buden der Nachbarschaft. Auch die Kellnerin macht zuweilen eine Tour. Sie kann unmöglich den vielen Aufforderungen widerstehen, denn eine Münchner Kellnerin vom ersten Range ist eine gar gefeierte Person. Aendert sie den Dienst, so ist es gewiß, daß sie eine gute Anzahl Kunden ihres bisherigen Herrn ihrem neuen zubringt. Die Studenten, die Sie hier sehen, sind von den gesitteten; sie sind sauber, selbst elegant gekleidet, halten nicht die Wildheit für Lebhaftigkeit, die Rohheit für Genialität, die Trunkenheit für Begeisterung. Sie sind lustig, fidel, flott, und nur dann ein bischen ausgelassen, wenn eine weibliche wandelnde Maske oder eine aus dem schwarzen Adler im Saale erscheint. Nach dem Tanze lassen sie sich, wie die übrigen Tänzer, mit ihren Tänzerinnen nieder, und nun wird den Schönen aufgetischt nach Herzenslust.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 64:
Der Wein.

Logogriphen.

Vorn und in der Mitte weich oder hart.

1.

Weich pflegt es mörderischen Pfeil
In manche starke Brust zu senden;
Hart, weit verbreiteten Giftes Theil,
Dem Tod zu weih'n viel zarte Spenden;
Doch, schon geschwächt, wird bald zum Heil
Der Menschen beider Herrschaft enden.

2.

Vorn und in der Mitte weich,
Säubernder Chirurgus;
Vorn und in der Mitte hart,
Geistlicher Lykurgus.

3.

Vorn, mitten zweimal und am Ende hart,
Ist's jedes ewigen Friedens Instrument;
Vorn, mitten zweimal und am Ende weich,
Ist's eine Stadt, berühmt im Orient.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 71.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 24. März 1834.

— Les Muezzins, dans leurs versets bruyans,
A la prière sainte appellent les croyans.

Méry et Barthélemy.

Einiges über Kasan und die Tataren.

(Beschluß.)

Tatarischer Anfall. — Die sibirische Straße war in der Gegend von Kasan gegen Osten eine Zeitlang unsicher gewesen, und es war mir interessant, von einer ganz eigenen Art des Anfalls auf offner Straße zu hören. Der Wagen, den sich einige Tataren zu plündern vorgenommen haben, fährt ruhig seinen Weg; eine Telege (zweirädriges Fuhrwerk der Landleute) mit ein paar Männern fährt vorbei, nichts Ungewöhnliches; auf der andern Seite kommt noch eine Telege bis neben den Wagen, um, wie es scheint, auch vorbeizufahren. Die erste bleibt zurück, bis der Wagen in der Mitte ist und sie ganz nahe dabei. Der Reisende liegt und schläft, oder gibt wenigstens auf so unbedeutende, so häufig vorbeifahrende Fuhrwerke nicht Acht. Sobald sie aber den Wagen in der Mitte haben, springen plötzlich die Männer geschickt in denselben und bemächtigen sich der Reisenden; eine Telege fährt vor die Pferde, der Wagen steht still und wird ausgeraubt.

Die Metsched (tatarisches Bethaus). — In Begleitung meines Freundes, des gelehrten Professors der orientalischen Sprachen, Kazim Beg, eines Persers von edler Familie (Sohn des großen Mufti von Ufa), begab ich mich gegen eilf Uhr nach einer steinernen Metsched der bei Kasan befindlichen tatarischen Vorstadt. Auf dem ringsum befindlichen, mit einer Mauer umgebenen Kirchhofe waren viele mannshohe alte Grabsteine mit tatarischen Inschriften. Auf der Spitze des schlanken Minaret blinkte der halbe Mond; am Geländer desselben erschien der Assann (Ausrufer) und rufte zum Gebet, denn Glocken haben bekanntlich die Mahomedaner nicht. Mit lauter Stimme ruft er, nach Mecca gewendet: (ich will versuchen, die Aussprache, so gut ich vermag, mit lateinischen Lettern nachzuahmen).

Ellohhi eckber	4 mal
Loh illoh illolalah	4 mal
Aschhadeh lo illo lochhö	2 mal
Aschhadeh Mahommeda rasullillahë	2 mal
Haja halassalah	2 mal
Haja halalfala	2 mal
Ellohhi eckber	1 mal
Loh illoh illolalah	2 mal

Uebersetzung: Gott ist groß.
Es ist kein Gott außer Allah.
Ich bekenne, daß außer Allah kein andrer Gott ist.
Ich bekenne, daß Mahomed der Prophet Gottes ist.
Kommt anzuhören,
Kommt her zu Eurem Heil.
Gott ist groß.
Es ist kein Gott außer Allah.

Nun wartet er ein paar Minuten, dreht sich dann nach der andern Seite und ruft mit klagender Stimme: Sala, sala! d. i. kommt, kommt; dann geht er hinunter. Nun sammeln sich die Tataren im Bethaus. Dasselbe war in der Mitte abgetheilt; im vordersten Raume werden die Ueberschuhe abgelegt, und in diesem Raume bleibt die gemeine Klasse; der Fußboden ist hier ziemlich schmutzig. An jeder Seite führt eine Thüre in den zweiten Raum; dieser ist weiß angestrichen, im Hintergrunde befindet sich eine Nische und in diese sezt sich der Mufti oder der Agun (diese tragen weiße große Turbane), mit dem Rücken gegen die Versammlung gekehrt, die hinter ihm orientalisch sizt. Wer die Wallfahrt zum Grabe des Propheten gemacht hat, darf einen Turban tragen; von diesem macht er den hinten hineingesteckten Zipfel los und läßt ihn herabhängen, dann erst ist er geschickt zum Gebet. Die Versammlung betet stillschweigend, steht auf und hält die flachen Hände neben einander, als läsen sie im Alkoran; dann werfen sie sich zu wiederholten Malen auf's Angesicht und bleiben oft lange in dieser Stellung liegen. Gegen das Ende dieses Gottesdienstes dreht sich der Priester in der Nische gegen die Versammlung um und liest eine Stelle aus dem Alkoran vor. Die Tataren stehen hiebei und halten hinter jedes Ohr die etwas gekrümmte Hand, als solle ihnen kein Laut entgehen; sie halten noch ein stilles Gebet und gehen auseinander. Während dieser Zeit sitzen die vornehmen Tatarinnen zu Hause, lesen im Alkoran und halten ihr Gebet. Der Priester kam auf uns zu und begrüßte uns auf orientalische Weise, indem er unsere Hand zwischen seine beiden Hände nahm und schüttelte. Er fragte mich, wie mir ihre Gottesverehrung gefalle. Ich bezeugte mein Wohlgefallen über die tiefe Andacht und ehrfurchtsvolle Stille, worüber er sich freute und die Einladung, mich zu besuchen, annahm. Als eine der vornehmern Tatarinnen bei Madame Fuchs ihren Besuch machte, gingen wir ebenfalls in das Zimmer; sie sprach vollkommen russisch und war aufgeklärt genug, sich mit uns zu unterhalten. Sie sagte mir, sie wisse, ich sey lezthin in der Metsched gewesen; ich zog mein Taschenbuch hervor und fing an zu lesen, um zu erfahren, ob ich die Töne gut nachgeahmt, da wurde sie auf einmal ernsthaft, warf ihr Oberkleid ab, breitete es auf die Erde und hielt ihr Gebet; wir riefen sie bei Namen, versuchten Mehreres, um sie dahin zu bringen, sich nur umzusehen; vergebens, sie ließ sich durch nichts stören. Ganz erschöpft warf sie dann ihr Oberkleid wieder über, und war durch nichts zu bewegen, länger zu bleiben, sondern ging sogleich nach Hause.

Die Tataren haben in jedem ihrer Dörfer Schulen, wo lesen und schreiben gelehrt wird.

Der arabische Gruß aller Mahomedaner ist: Salam a leikom, Friede mit Dir, worauf man die Hand reicht und der andere a leikom salam, mit Dir Friede, antwortet.

Auch einer tatarischen Hochzeit wohnte ich bei, obgleich kein Mann dabei zugegen seyn darf; ihre Beschreibung soll folgen.

Abschied von Kasan. — Schnell waren vier Wochen entschwunden, das Grünwerden der Büsche mahnte zur Abreise, vor mir lag eine Karte mit großen Steppen und Wüsten. Freunde hatte ich bald auch hier gefunden, aber keiner konnte mit mir reisen, nicht einmal ein treuer Hund begleitete mich. Mein bester Freund fuhr mit bis auf die sibirische Straße (Sibirsky Tract). Der Weg ist breit und kahl, niedrige Laubholzgebüsche begrenzen den nahen Horizont; wir hielten still, mein Freund stieg aus und auch ich, um ihm Lebewohl zu sagen; da fragte er mich, als er sah, daß ich trüb in die öde Ferne blickte: „Können Sie sich eine Wüste vorstellen, unübersehbar?“ — „Warum nicht?“ — „Gut, Sie haben nun diese Steppe durchschnitten, sind getrennt von allem, was Ihnen lieb und theuer. Können Sie sich noch so eine Wüste vorstellen, unabsehbar, so weit das Auge reicht?“ — „O ja.“ — „Und noch eine?“ — „Nun — ja.“ — „Nun, dann reisen Sie in Gottes Namen.“ Ich sprang in den Wagen, der mit Windesschnelle dahinflog, und Staubwolken verhüllten tröstend die öde Ferne.

Dresden im December 1833.

Dr. Gustav Fiedler,
K. S. Bergkommissär.

Aquarelle.

(Fortsetzung.)

Obgleich diese Leute schon viele Monate zusammenreisten und das Chamounithal, Savoyen und Oberitalien durchstrichen hatten, so warfen sie sich doch bei jeder Mahlzeit Fragen hin, als ob sie erst jezt das Vergnügen einer flüchtigen, zufälligen Zusammenkunft genössen. Besonders war der Soldat, ein Mann in den Fünfzigen, unerschöpflich in Fragen, zum größten Verdrusse des Apothekers, der noch jung, ganz Aufmerksamkeit und Etikette für seine zartgebaute Ehehälfte war und sich ungern darin stören ließ. Der Soldat war aber Naturforscher und hatte bei seinem langen Aufenthalte in fremden Welttheilen eine bedeutende Sammlung von Merkwürdigkeiten aus den drei Reichen, nicht von Britannien, sondern der Natur angelegt, die er noch immer zu vergrößern bemüht war. Sechs oder acht Taschen befanden sich in seinem Rocke, und diese strozten alle, wenn er im Nachtquartier angekommen war. Dann wurden manchmal die Herrlichkeiten hervorgezogen und gezeigt: Feldmäuse, Murmelthiere, Schlangen, Käfer, Pflanzen, Steine — Alles bunt durcheinander. Das Ausbalgen, Skeletiren und Ausstopfen füllte seine frühesten Morgenstunden aus, und ein sehr bequem eingerichtetes

Necessaire, das seine Instrumente enthielt, beherbergte auch in seinen Fächern die wachsende Sammlung und wurde von einem Menschen, den er in jedem Orte dazu miethete, dem Besitzer nachgetragen. Oft verließ er die Gesellschaft halbe Tage lang, um seiner naturhistorischen Jagd nachzugehen, und dann war es manchmal Josua Israels Esq., der Bankier, der sich ihm anschloß. Dieser hatte besondere Neigung zur Metallurgie, und wünschte sich nebenbei von den Erd- und Steinlagern zu unterrichten, weil er selbst bei großen Bergwerken in Amerika für bedeutende Summen interessirt war. Durch dieses öftere Beisammenseyn hatte sich nun ein Staat im Staate gebildet; nämlich eine gewisse Konvention zwischen dem Soldaten und dem Bankier, die unter sich andere Gesetze erkannten und andere Zeichen zu ihrer Verständigung erfunden hatten, als die, welche der Gesellschaft im weitern Sinne bekannt waren. Der Bankier war ein sehr gefälliger Mann. Oft zog er Abends irgend ein Ding hervor, das er am Wege gefunden, oder gepflückt, oder für Geld erstanden hatte, und präsentirte es mit inniger Freude seinem gelehrten und erfahrenen Landsmanne. Dabei war er offenbar der Reichste unter uns, theilte von seinen feinen Cigarren einem jeden gern mit, fand in allen größern Städten bei einem Bankierhause einen Pack englischer Zeitungen, die ihn erwarteten, und die auch wir zu lesen bekamen, trug aber dabei einen zerrissenen Rock wie die Uebrigen; indessen konnte er es nicht unterlassen, mit der Koketterie eines englischen Gentleman die fein gefältelten Battistmanschetten über die schwarzseidenen Handschuhe zu ziehen und nebenbei den Mangel guten saftigen Fleisches zu regrettiren, weil er am schwachen Magen litt. Nach dem Essen mußte er jederzeit Sodawasser trinken, und seine naturhistorischen Streifereien hatten darin wohl auch ihren Grund. Das, was ihm manchmal den Genuß der Naturschönheiten verkümmerte, war, neben diesem Mangel guter Verdauungswerkzeuge und der daraus entspringenden Hypochondrie, ein schlechter Cours, der ihm in den Städten von seinen Handelsfreunden gemeldet wurde, wo er dann für alles ihn Umgebende mit einem Male unempfänglich wurde und Stundenlang dasitzen konnte, die Brille von der Nase auf die Stirne geschoben und mit seinen gespenstischen Augen gerade vor sich hinstarrend, ohne etwas außer sich zu bemerken.

Wir waren in Verona angekommen, um einen Abstecher nach dem Gardasee zu machen. Unser Bankier war den ganzen Tag herumgelaufen und stellte sich erst spät zum Dinner in der Torre di Londra ein. Wir erwarteten ihn schon lange. Sein Aussehen zeigte deutlich, daß der Cours seinen Spekulationen nicht günstig stand, und wir richteten in solchen Fällen keine Frage an ihn und überließen ihn seiner übeln Laune. Obgleich die Speisen sehr gut zubereitet waren, aß unser Bankier nicht einen Bissen, sah bleich aus und gab vor, krank zu seyn. Der Apotheker und seine Frau, die ihm zunächst saßen, warfen sich während der Mahlzeit sehr bedeutende Winke zu, rückten mit den Stühlen und schienen freier aufzuathmen, wie das Essen vorüber war. Wir gingen im Saale auf und ab, nur der Bankier blieb allein sitzen. Da flüsterte der Apotheker dem Schneider, dieser dem Soldaten, dieser dem Maler etwas zu, das mit sonderbaren Mienen aufgenommen wurde. Endlich zog man auch mich ins Geheimniß, und ich erfuhr nun, daß der Bankier einen höchst unangenehmen, seltsamen Geruch um sich verbreite, und man in Verlegenheit sey, wie man ihn, ohne den Anstand zu verletzen, davon benachrichtigen solle. Die Frau des Apothekers wurde endlich von ihrem Manne in unserem Namen beauftragt, es der Frau des Bankiers mit aller Schonung vorzubringen. Dies geschah.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Fortsetzung.)

Karneval. Volksbälle.

Ich habe den schwarzen Adler genannt: da müssen wir auch hin, wollen Sie Münchens Karneval kennen lernen. In diesem Gasthofe, welcher nach dem goldenen Hirsch der ansehnlichste ist, finden zu dieser Zeit Bälle statt, welche merkwürdig sind. Entree 24 kr. Ein hell beleuchteter, eleganter Saal; nur dürfte er größer seyn; wenn er groß wäre, wie der Hofgarten, wäre er vielleicht von der rechten Größe. Aber beobachten Sie, mit welcher schönen Aufmerksamkeit sich hier der Kavalier gegen die Damen benimmt! und verdienen diese es nicht durch ihr Benehmen und mehr noch ob ihrer seltenen Schönheit? Da wir nicht bis zum Ende des Tanzes da blieben, wo oft Tänzer und Tänzerin, wenn gerade kein anderer Platz mehr da ist, sich mit einem und demselben Stuhle zusammen begnügen, würden Sie schwerlich glauben, daß wir auf einem im Auslande viel mehr als hier verrufenen Balle gewesen sind, um so weniger, da Sie so viele elegante Herrn als Zuschauer ihm beiwohnen sahen. Wir brauchen nur ein paar Schritte weiter zu gehen, so sind wir in einem Kaffeehause, wo ebenfalls getanzt wird. Wir lösen unser Billet und treten in den Saal. Harfenhummel heißt da das Orchester, das Ballpersonal ist dem ähnlich, welches wir beim ersten Gastwirthe trafen, nur sind die Studenten burschikos und das Philisterium wirklich philisterios, Kneipe, Besen, Pumpen, Katzenjammer ꝛc. sind hier gangbare Wörter, und der Wirth ist ein gar guter Mann. Es ist zwar ein eigenes Zimmer für die Rauchenden angewiesen, allein man hält sich nicht so genau daran. Auch hier herrscht Höflichkeit, doch nur, weil man Furcht vor einander hat, und von den wandelnden Masken sprechen nur die kühnsten, oder die, welche sich Vieles gefallen lassen, hier ein.

Sie beginnen zu gähnen? sind Sie müde oder schläfrig? oder beschleicht Sie die Langeweile? Und ich wollte Sie noch mit drei verschiedenen Bällen bekannt machen. Auf dem ersten derselben hätten Sie die Handwerksburschen und die griechischen Unteroffiziere gesehen, wie sie mit ihren Liebchen den Walzer und den Dreher tanzen, wie da die

Galerie der Zuschauer steht, den Krug in der Hand, die Pfeife und allerhand seltsame bayerische Liebesflosteln im Munde, und wie da schon die Gensdarmen herumwandeln, auf ihre Beute lauernd. Auf dem andern, in einem großen Saale ohne Kronleuchter und fast ohne Lichter, hätten Sie die Jugend der untersten Klasse und alle ihre Freuden theils sehen, theils voraussehen können; denn da geht es lustig und ungenirt zu, und nur die umherstehenden Gensdarmen erhalten Ordnung und lehren die Anfangsgründe des Anstandes und der Zucht. Da ist keine Toilette, keine Eintrittsgebühr, da wird kein Zucker in das Wasser gethan, kein Glas mit dem Kruge gereicht, die Kellner laufen in Hemdärmeln umher, die Dunkelheit der Beleuchtung ist Zufall; wäre es hell, man würde thun, als wenn es dunkel wäre, und da es schier dunkel ist, so kann man nicht recht unterscheiden, ob Tänzer und Tänzerin nach dem Tanze auf einem und eben demselben Stuhle sitzen, oder ob Sie nicht darauf sitzen. Dem letzten der Bälle jedoch, die wir noch zu besuchen hätten, müssen wir einen Augenblick beiwohnen, weil er den Uebergang des Stadtlebens zu dem Landleben bezeichnet. Zudem liegt er uns auf dem Wege; dort in jenem großen Hause wird er gegeben. Es ist das Haus eines Bräuers. Ueber der Thüre steht ein schwarzes, reich vergoldetes Marienbild; die Hausflur ist ein malerisches Gewölbe, welches in einem tiefen Hintergrund endet und sich mit andern Gewölben verschlingt, mit denen der dampfenden Bräuerei, mit denen, wo die langen Faßwagen und die ungeheuren Fässer stehen, und mit denen, wo die vier riesigen Hengste ruhen. Ich hätte beinahe Lust, Ihnen bei dieser Gelegenheit einen Münchner Bräuer zu schildern, sammt seinem Hause, seiner Bräuerei, seinen Kellern, seinen Fässern, seinen Knechten und Mägden, seinen Wagen und seinen Hengsten, und auf welche Art man seinen Namens- oder Geburtstag von Seiten seiner Kunden feiert, mit Transparenten, Gedichten und Angebinden; aber ich müßte da beim Pschorr-, oder beim Zacher-, oder beim Hackerbräu anfangen, wo wir eben nicht sind, und zudem höre ich Sie gähnend fragen, wo denn der gerühmte Ball sey? Gleich hier unten. Die Thüre des Saals geht auf die Hausflur und steht offen. Der Saal ist eher ein Zimmer und klein; an den Wandleuchtern glimmen Talglichter; die Musikanten, eine Klarinette, zwei Hörner und zwei Trompeten, sitzen in einer Ecke und fangen eben an. Die Tänzer bewegen sich im Takt nach den Tänzerinnen hin und fordern sie schon auf dem Wege nach ihnen auf, indem sie sie lustig anblicken und pfeifen, oder singen und mit den Fingern Castagnette schlagen. Beim Tanzen machen sie Sprünge, schlagen sich auf possirliche Weise auf die Fersen und die Schenkel, poltern mit den Füßen, pfeifen, juchzen und machen einen schrecklichen Lärm. Ohrzerreißend schmettert die Musik darein; die Sinne werden betäubt, der Tanz ist ein Rausch. Unter den Tanzenden befinden sich der Hausknecht, die Kellner und Kellnerinnen und die Mägde, und wer in der Nachbarschaft keinen leichten Schlaf hat, bekommt ihn heute gewiß nicht.

(Der Beschluß folgt.)

* Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Schleiermacher.

Ein zweiter Moment für den Biographen wäre der, wie Schleiermacher, trotz dem, daß er sich der neuen romantischen Schule anschloß und sogar Friedrich Schlegels Lucinde vertheidigte, unter den Theologen schnell ein so gewaltiges Ansehen gewann und als Reformator des Glaubens auftreten konnte. — In jener unseligen altdeutschen Demagogenepoche hätte ihn eine feindliche Faktion allzugern in eine und dieselbe Rubrik mit den verfolgten Turnern gebracht. Alle Machinationen scheiterten indeß an seiner Klugheit und an seinem zu gewaltigen Rufe als Kanzelredner, und die Feinde mußten sich begnügen, ihm durch einzelne Interdikte und Recherchen das Leben zu verbittern. Allein er war der Mann, aller dieser Unbill die Stirne zu bieten, und selbst als ein stärkeres Ungewitter über den Vertheidiger der Universitätsrechte im Gegensatz zu dem jus reformandi, das nach protestantischem Kirchenrechte dem Staatsoberhaupte in liturgischen Angelegenheiten zukommen soll, heranzog, selbst da blieb er unerschütterlich und das Ungewitter vertheilte sich. — Nach der Julirevolution wollte, Gott weiß wer, in französischen Blättern Schleiermacher zu einem preußischen Mauguin oder Lafayette machen, eine Ehre, die der große Mann in einem sarkastischen Schreiben mit eben dem Rechte ablehnte, als die höchst lächerliche Imputation von vollkommener Mißkennung unserer Verhältnisse zeugte. Dafür nun, und nicht für sein langes, verdienstvolles Leben, schien ihm — zwei Jahre vor seinem Tode — die Sonne von oben. Er erhielt zugleich mit Hegel einen Orden. Daß ein Schleiermacher darüber innerlich vergnügt gewesen, wurde ihm nun von der andern Seite zum Verbrechen gemacht, und es fehlte nicht an gehässigen Ausfällen der entgegengesetzten Faktion. Wenn einen Schleiermacher, dem die Welt bereits den höchsten Orden der Achtung aufgedrückt, ein rothes Band erfreuen konnte, so war es nur, weil er darin ein Symbol der Aussöhnung mit einem Fürstenhause erblickte, dem er in treuer Ergebenheit und Liebe sein ganzes Leben gewidmet hat. Welchen noch so hohen Geist soll es nicht freuen, wenn der Schleier des Mißverständnisses endlich reißt, der ihn lange von einem geliebten Freunde getrennt hielt? Eine Art Triumphzug wurde dem Seligen noch kurz vor seinem Tode durch die Reise nach Schweden bereitet. Er starb in der Gunst; also durfte sein Begräbniß ein hoch feierliches seyn, und Niemand, der dazu mitwirken konnte, ließ es an ehrender Theilnahme fehlen. Es war ein Trauerfest, das zugleich etwas ungemein Erhebendes hat im Gedanken der ausgebreiteten, vielseitigen Theilnahme. Ein Referent des langen Leichenzugs bemerkt: Wären auch alle die, welche nur Pflicht und Neugier hingezogen, davon ausgeschieden worden, so wäre der Zug nur um einen geringen Theil kleiner geworden, und es müßte eine interessante Aufgabe gewesen seyn, auszusondern, welchem Titel, ob als Kanzelredner, als gelehrter Theolog, als Denker, als Universitätslehrer, als Religionslehrer oder als Mensch, der Todte die größte Zahl der Leidtragenden verdankte; denn zu seinen strahlenden Eigenschaften kommt eine, welche nur einem beschränktern Kreise bekannt seyn kann: der große Theolog war einer der heitersten, lebenslustigsten Menschen und einer der angenehmsten Gesellschafter, den Tafelfreuden keineswegs abhold, ohne doch von ihnen sich im Geringsten in seinem Wirken hindern zu lassen. Aber der leuchtendste Punkt in dem Leichenzuge, der die halbe große Friedrichsstraße füllte — fast alle Leidtragenden gingen zu Fuß — leuchtender, als die Galaequipagen der Großen, war für mich die Anwesenheit der hiesigen katholischen Geistlichen im Leichenzuge des großen protestantischen Predigers; eine Ehre, der Größe und der Wahrheit dargebracht, welche auch darin ihre rechtfertigende Erklärung findet, daß Schleiermacher niemals feindlich gegen die katholische Kirche aufgetreten ist, vielmehr sie und die protestantische für nothwendige, ewige Gegensätze, so lange die christliche Kirche besteht, anerkannte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 72.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 25. März 1834.

— Meines Lebens ganzer Hergang zeigt,
Ich sey nicht von der Zahl gemeiner Menschen.
Und bringt mir einen, den ein Weib gebar,
Der in der Kunst mühsamer Bahn mir folgt,
Und Schritt mir hält in tiefer Nachforschung.

Shakespeare.
Heinrich IV.

Chateaubriands Vorrede zu seinen Memoiren.

Vor einigen Tagen hat Chateaubriand in der Revue des deux mondes, unter dem Titel préface testamentaire, eine Vorrede zu den Memoiren drucken lassen, an denen er seit längerer Zeit arbeitet. Das Stück ist zu eigenthümlich, zu bezeichnend für den Charakter des merkwürdigen Mannes, als daß wir nicht durch Mittheilung desselben den Dank der Leser verdienen sollten.

* * *

Den Zeitpunkt meines Hintritts kann ich unmöglich voraussehen, in meinem Alter sind die Tage, welche der Mensch noch vor sich hat, nur eine Gnadenfrist, oder vielmehr eine Nothfrist, leicht könnte mich der Tod überraschen, und so will ich mich denn über eine Arbeit aussprechen, welche hinfort mir jene lezten, einsamen Stunden versüßen soll, von denen kein Mensch etwas will und womit man nichts anzufangen weiß.

Die Denkwürdigkeiten, welche diese Vorrede eröffnen soll, umfassen oder sollen doch den ganzen Verlauf meines Lebens umfassen. Begonnen wurden sie schon im Jahr 1811 und bis auf diese Stunde fortgesezt. So weit sie vollendet sind, schildern sie, so weit sie erst noch in Skizzen vorliegen, werden sie schildern: meine Kindheit, meine Erziehung, meine frühe Jugend, meinen Eintritt in den Dienst, meine Ankunft in Paris, meine Vorstellung bei Ludwig XVI., den Anfang der Revolution, meine Reisen in Amerika, meine Rückkehr nach Europa, meine Auswanderung nach Deutschland und England, meine Rückkehr nach Frankreich unter dem Konsulat, mein Leben und meine schriftstellerischen Arbeiten unter dem Kaiserreich, meinen Ausflug nach Jerusalem, mein Leben und meine schriftstellerischen Arbeiten unter der Restauration, endlich die Geschichte der Restauration und ihres Sturzes. Ich bin auf dem Lebenswege so ziemlich allen Männern begegnet, welche zu meiner Zeit im Ausland und in meinem Vaterland eine Rolle, groß oder klein, gespielt haben, von Washington bis Napoleon, von Ludwig XVIII. bis Alexander, von Pius VII. bis Gregor XVI., von Fox, Burke, Pitt, Sheridan, Londonderry, Capo d'Istria bis Malesherbes, Mirabeau u. s. w.; von Nelson, Bolivar, Mehemet Ali bis Suffren, Bougainville, Lapeyrouse, Moreau u. s. w. Ich war Mitglied eines bis dahin nie gesehenen Triumvirats: drei Dichter, verschiedenen Interessen dienend, verschiedenen Nationen angehörend, waren fast zu gleicher Zeit Minister der auswärtigen Angelegenheiten: ich in Frankreich, Canning in England, Martinez de la Rosa in Spanien. Nacheinander sind die an Ereignissen armen Jahre meiner Jugend, die thatenreichen Jahre der republikanischen Aera, die Zeit Bonapartes und der Herrschaft der Legitimität an mir vorübergegangen.

Ich habe die Meere der alten und der neuen Welt durchschifft, habe den Boden der vier Welttheile durchzogen. Nachdem ich in der Hütte des Irokesen und unter dem Zelt des Arabers, in den Wigwams der Huronen, in den Trümmern von Athen, von Jerusalem, Memphis, Carthago, Granada, bei dem Griechen, dem Türken, dem Mauren, in Forsten und Ruinen mein Haupt niedergelegt, nachdem ich den Bärenpelz des Wilden und den seidenen Kaftan des Mameluken getragen, nachdem Armuth, Hunger, Durst und Verbannung mein Loos gewesen, habe ich mich, überladen mit Gold, Ordenszeichen und Bändern, am Tische der Könige, an der Tafelrunde von Prinzen und Prinzessinnen niedergelassen, um wiederum in Dürftigkeit zu sinken und Kerkerluft zu kosten. Mit einer Unzahl von Männern, die sich im Waffenwerk, in der Kirche, in Politik, Magistratur, Kunst und Wissenschaft einen Namen gemacht, bin ich in näherer Verbindung gestanden. Ich gebiete über eine ungeheure Masse von Material, mehr denn viertausend Privatbriefe, die diplomatischen Korrespondenzen von meinen verschiedenen Gesandtschaftsposten her, die von der Zeit, da ich Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, darunter mir allein zugehörige, nur einmal vorhandene, ganz unbekannte Dokumente. Ich habe die Muskete, habe den Wanderstock und den Pilgerstab geführt; ich bin ein Schiffer, und mein Loos war so wandelbar als mein Segel, ich bin der Eisvogel, der sein Nest über der Woge baut. — Ich habe zu Krieg und Frieden mein Wort mitgesprochen, habe Verträge, Protokolle unterzeichnet, und allermittelst manches Buch herausgegeben. Ich war in die Geheimnisse der Partheien, in Hof- und Staatsgeheimnisse eingeweiht; ich war Zeuge des unerhörtesten Unglücks, des schwindelnsten Glücks, des riesenhaftesten Ruhms. Ich habe Belagerungen, Kongressen, Conclaven beigewohnt, war dabei, wo Throne errichtet und niedergerissen wurden. Ich habe an der Geschichte geschafft, und war im Stande, sie zu schreiben. Und mitten durch diese Welt der Wirklichkeit voll Sturm, Lärm und Verwirrung zog sich mein eigenstes Leben, meine Welt des Gemüths und der Poesie, mit den Söhnen meiner Träume, Chactas, René, Eudore, Aben-Hamet, mit den Töchtern meiner Phantasie, Atala, Amelie, Blanca, Velleda, Cymodocea. So mitten in meine Zeit und neben sie gestellt, wirkte ich vielleicht auf sie, unbewußt und absichtslos, in der dreifachen Richtung der Religion, der Politik und der Literatur.

Nur vier, fünf Zeitgenossen von altem Ruse stehen noch an meiner Seite. Alfieri, Canova, Monti sind dahin; aus den Tagen seines Glanzes hat Italien nur noch Pindemonte und Manzoni; Pellico hat seine besten Jahre in den Kerkern des Spielbergs verloren; die Geisteskraft in Dantes Vaterland ist verstummt, oder siecht auf fremder Erde; Lord Byron und Canning sind jung gestorben, Walter Scott scheint Abschied von uns nehmen zu wollen, Göthe ist eben, reich an Ruhm und Jahren, von uns gegangen. Frankreich hat so gut wie nichts mehr aus der reichen Zeit hinter uns; es beginnt eine neue Aera. Ich bin noch da, mein Jahrhundert zu Grabe zu geleiten, wie der alte Priester bei der Zerstörung von Beziers, der, wenn der lezte Bürger todt war, noch die Glocke läuten sollte, bevor er selbst fiel.

(Der Beschluß folgt.)

Aquarelle.

(Fortsezung.)

Mistreß Israels erblaßte sichtlich. Sie näherte sich ihrem Manne sogleich, der, in Gedanken vertieft, noch immer auf dem alten Flecke saß und vor sich hinstarrte, und mit einer Miene, die uns sogleich bemerkbar machte, daß das Gerücht von der sonderbaren Eigenschaft ihres Gatten nur zu wohl begründet sey, trat sie sogleich einige Schritte zurück und sprach mit der ihrer Nation eigenthümlichen Betonung, die im englischen Idiom noch schärfer hervortritt: „Israels, was hast Du angestellt? Du verbreitest ja einen Leichengeruch.“ Der Bankier blickte mit mattem Auge seine Frau an und erwiderte entsezt: „Also ist es wahr? und bin ich es denn wirklich? Schon längst merke ich auch so etwas. Ich fühle mich sehr unwohl und will mich zu Bett legen. Dieser Leichengeruch ist das Vorzeichen meines Todes. Laßt sogleich den ersten Arzt in Verona herbeirufen.“ Die Gesellschaft war durch diesen Vorfall sichtlich verstimmt. Man verließ mit Scheu und Besorgniß den Patienten, der sich zu Bette bringen ließ, und zerstreute sich in der Stadt, die nun so lange uns beherbergen sollte, bis wir über unsers armen Reisegefährten Zustand vollkommen Gewißheit haben würden.

Nach einem Spaziergange zum Castello vecchio kehrte ich heim, um mich nach dem Befinden des Bankiers zu erkundigen. Ich fand ihn im Bette liegend und Thee trinkend. Sein Gesicht zeigte Heiterkeit und seine Gattin versicherte sogleich, ich dürfe ganz nahe zu ihm hingehen, das unglückliche Symptom sey gänzlich verschwunden und Sir Josua Israels vollkommen gesund. Der Arzt habe ihn fieberfrei gefunden und den erzählten seltsamen Umstand mit dem Leichengeruche stark in Zweifel gezogen. Ich und die andern, die nun auch hinzugekommen, beruhigten uns gern dabei, und waren geneigt, das Ganze auf eine Weise zu erklären, die bei italienischer Reinlichkeit, wie sie auch in unserm Gasthofe herrschte, nicht weit hergeholt erschien. Sir Israels ließ von seinem Bedienten sich den Schlafrock reichen, es wurden mehr Lichter angezündet, Thee und Karten gegeben, und bald saßen wir Alle mit recht

gesundem Humor beim Kartenspiele. Vor dem Schlafengehen ward beschlossen, noch zwei Tage in Verona zu bleiben.

Am andern Morgen, nachdem der Bankier seine Toilette beendet hatte, verließ er uns, um seinen Freund zu besuchen, unter dessen Adresse Briefe für ihn einliefen, und wir versprachen, ihn in einer Stunde beim Grabmale der Skaliger zu treffen. Er schien sehr eilig und hielt sich mit einem hohen Grade ängstlicher Aufmerksamkeit von uns entfernt. Wir bemerkten es sogleich und theilten ihm unser Befremden mit. Er aber erwiderte mit tiefem Seufzer: „Ich glaube schon wieder etwas von dem fatalen Geruch an mir zu spüren und suche meine erwachende Aengstlichkeit damit zu beschwichtigen, daß Alles nur Einbildung sey. Bleibt mir Alle vom Leibe, denn eure Bestätigung des Schrecklichen könnte mich zum Wahnsinn bringen. Mein Loos ist fürchterlich! Ich kann mich weder bei Loyds noch an der Börse mehr blicken lassen.“ Mit diesen Worten rannte er fort. Seine Landsleute erschöpften sich in Vermuthungen. Ich aber stellte im Stillen Betrachtungen über die englische Nationalkrankheit, Spleen genannt, an und war nicht böse auf den Zufall, der mir Gelegenheit gab, sie zum ersten Male in einer so interessanten Gestalt kennen zu lernen. Eine Stunde war vergangen, und wir machten uns nach dem Grabmale der Skaliger auf. Unser Bankier erwartete uns bereits mit seinem italienischen Freunde dort, hinter dem Gitter, das die Mausoleen umschließt. Wir betrachteten sie mit Aufmerksamkeit und ließen uns die Namen der Fürsten nennen, die diese kostbaren Denkmäler über ihren Leichnamen erbauen ließen. Der Italiener war eben im besten Erklären begriffen, als er mit einem Male ausrief: „Was das seltsam ist! Ist es nicht, als wenn diese seit Jahrhunderten Gestorbenen noch im Verwesungsprozeß begriffen wären? Treten Sie näher, meine Herrn, zu diesem Consignorius, dem Prächtigen; spüren Sie nicht einen durchdringenden Leichengeruch?“ Wir andern sahen uns dabei befremdet an und traten einen Schritt zurück. Israels aber, der Unglückliche, schrie mit heiserem Tone: „Nichts Consignorius — nichts der Prächtige! ich verbreite den Leichengeruch — ich — ich —“ Und somit verließ er uns und eilte, was er konnte, um den Gasthof zu erreichen, wo wir ihn bereits wieder im Bette antrafen und seine geängstigte Frau um ihn beschäftigt.

Erwärmt durch Thee, befand er sich leichter, der herbeigerufene Arzt fand nichts als die Aufregung, jedoch keine Spur von Fieber, und wäre gern bereit gewesen, den seltsamen Fall auf eine stark erregte Einbildungskraft zu schieben, hätte nicht unser Zeugniß diese Annahme über den Haufen geworfen. Seine Landsleute hielten sich an diesem Abende auf's Strengste von ihm abgesondert, entwarfen völlige Quarantainegesetze, der Apotheker bereitete sogleich wirksame Mittel gegen die Ansteckung, und man beschloß, ohne Sir Josua Israels die Reise weiter fortzusetzen. Nur ich blieb dem Armen treu und hatte die Freude, ihn mit Appetit seinen Abendthee trinken zu sehen und eine Parthie Ecarté mit ihm zu spielen, da er sich wieder ganz geruchlos fühlte. Wie ich mich jedoch in mein Schlafzimmer begeben wollte, da bemerkte der Aufwärter, der Naturhistoriker und Soldat, mit dem ich es bis jezt getheilt hatte, sey ausgezogen und habe es mir allein überlassen; auch händigte er mir ein Päckchen ein. Es war vom Apotheker und enthielt ein Fläschchen zum Riechen, ein Säckchen, um auf der Magengrube getragen zu werden, eine Chlorauflösung zum Waschen und folgende Worte in englischer Sprache: „Die Gesellschaft englischer Fußreisender, welcher ich mich angeschlossen habe, und die meine fernere Begleitung nicht ungern sähe, wegen meiner Kenntniß des Landes Tyrol und seiner Sprache, das sie nunmehr bald zu betreten im Sinne habe, könne nicht umhin, mich zu benachrichtigen, daß ich, wenn ich diese Gesinnungen theile, auch jenem von ihnen gefaßten Beschlusse beitreten möchte, wonach der sehr achtbare Bankier Josua Israels Esq. als von einer „infectious nervous disorder“ befallen erklärt worden, und mithin aller und jeder Umgang mit ihm zu vermeiden sey.“ Diese Akte hatten Alle unterzeichnet.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Beschluß.)

Maskenball. Terminirende Franziskaner. Kunstvereln.

So hätten Sie denn ohngefähr einen Begriff von unsern verschiedenen Karnevalsbällen, die Maskenbälle ausgenommen, welche im Hoftheater stattfinden und von allen die merkwürdigsten, ja vielleicht einzig in ihrer Art sind. Ich lasse mich auf keine Beschreibung derselben ein, weil sie sich nicht mit wenigen Worten beschreiben lassen. Der schönste davon war diesmal der zweite. Der Zudrang zu demselben war so groß und die Lösung der Billette so ungestüm, daß auf einen Augenblick die Kasse geschlossen werden mußte. Der Hintergrund der Bühne war in einen Speisesaal verwandelt worden, mit einem Springquell, dessen Balustrade mit Blumen besezt und dessen Rauschen und Frische höchst erquickend war. Mit Guirlanden und Spiegeln hatte man die Wände geschmückt und auch mit einer Art von Landschaftsgemälde, worin der Mond wandelte, was aber eher eine große, weder mit der Zeit, noch mit dem Orte im Einklange stehende Kinderei zu seyn beliebte. Ein Maskenzug verschönerte diesen Ball; das rohe, nicht genug zu rügende Kämpfen und Ringen um Plaz bei der Quadrille im Parterre entstellte ihn auf eine empörende Weise.

Es befinden sich jezt die zwei Franziskaner hier, welche in Deutschland herumreisen, um Almosen zur Wiedererbauung der im Jahre 1832 durch das Erdbeben zertrümmerten Kirche der Madonna degli Angeli bei Assisi einzusammeln. Sie wohnen im Franziskanerkloster in der St. Annavorstadt; man sieht sie aber oft in der Straße, weil sie an mehrere gute Häuser mit vieler Wärme empfohlen sind. Gegen Almosen geben sie eine in Wien lithographirte

Ansicht von der Kirche, wie sie jezt ist, und daneben einen flehenden San Francesco mit der Umschrift, einerseits: L'iniquità dell' uomo fa scuotere la terra, il pentimento li rende la primiera stabilità, andererseits: L'occulta limosina copre la moltitudine di nostri peccati. Die Uebersezung steht daneben und ist französisch, und ist in Wien und zur Erbauung deutscher Gläubigen gemacht, und man wundert sich noch, wenn die Deutschen ihren Herrgott französisch wollen sprechen lassen! Einer der beiden Reisenden ist der Padre Antonio aus Aracoli (Kloster in Rom), der andere der Custode des Klosters der Madonna degli Angeli. Sie sind mit ihrer Einnahme sehr zufrieden; auf ihrem kurzen Wege von Venedig, Triest und Wien hieher haben sie schon tausend Scudi zusammengebracht. „Das ist viel in unsern Zeiten!" sagen sie selbst. Was sie von dem Freskogemälde Overbecks in genannter Kirche sagen, ist dagegen sehr betrübend. Dies schöne Werk unsers Landsmanns, welches ihm bei den Umbriern gleichsam das Bürgerrecht erworben, indem sie ihn deßhalb nicht anders als il nostro pittore nennen, hatte beim Erdbeben nur einen Riß davongetragen. Dieser war so unbedeutend, daß eine Dame, mit welcher ich auf der Reise während des Erdbebens von Foligno zusammentraf, und welche Tags zuvor die eingestürzte Kirche besucht hatte, mir mit großer Freude sagen konnte, daß, da das Chorgewölbe der Kirche noch stehe, auch das Gemälde Raphaels (Overbecks, wollte sie sagen) wenig oder nichts gelitten habe. Allein, erzählen nun unsere Franziskaner, man befürchtete, jenes Gewölbe könnte auch noch einbrechen und somit das Heiligthum des heiligen Francesco, welches sich in dem Chore befindet, zertrümmern. Der heilige Vater verordnete daher, daß mit Faschinen ein Bollwerk um dasselbe errichtet werden sollte, damit es in jedem Fall gesichert bliebe. Das Bollwerk, welches den heiligen Vater auf 1200 Scudi zu stehen kam, ward demnach alsobald aufgeführt, aber in solcher Hast und des Gemäldes so uneingedenk, daß man dieses mit den Faschinen, wie mit Kämmen bekrazte und ruinirte.

Nächstens werde ich Ihnen ausführlich von unserm Kunstverein sprechen. Die Verloosung der von ihm angekauften Gemälde wird morgen gehalten. Das schönste derselben ist der Fischer nach Goethe. Ich habe seiner schon in einem frühern Berichte Erwähnung gethan. Es ist von Christ. Heinr. Hansonn (nicht Jahnson, wie ich damals aus Versehen schrieb), einem sehr geschickten Maler aus Altona, der wohl eher, als mancher Andere, glänzende Aufträge verdiente. Damals schien man auf eine unbegreifliche Weise unter den Schiedsrichtern des Vereins über den Werth dieses bezaubernden Bildes nicht einverstanden zu seyn, denn es wurde dem Künstler von seiner äußerst gemäßigten Forderung eine gute Summe abgezogen, was er leider auch, durch Umstände gezwungen, geschehen lassen mußte. Dies klingt wie eine Rüge, und das soll es auch; in München soll Jeder dazu beitragen, daß Fälle nicht wiederkehren, die den hiesigen Geschmack und das hiesige Kunsturtheil in ein schlechtes Licht sezen; schaden uns doch schon genug die lächerlichen Kunstberichte aus München, welche seit einem Jahre in deutschen Blättern herumfahren. Das Bild von Hansonn ist von Hanfstängel lithographirt worden. Die Lithographie gibt nicht alles Schöne des Originals wieder, aber noch genug, um sie zu einer der lieblichsten zu machen, die in Deutschland erschienen sind. L.......s.

* Berlin, März.

(Fortsezung.)

Schleiermacher. Städtische Fehden.

Schleiermacher hat gewirkt und ausgewirkt, sein Tod war so glücklich, wie sein Leben. Dennoch, obgleich er erreicht, was mit menschlichen Kräften billigerweise zu erreichen ist, bleibt sein Verlust ein unersezlicher, sowohl für die Theologie und die hiesige Universität, als für das Publikum. Er war ein Vermittler, der doch nicht lavirte und auf festem Boden stand, unerschüttert von dem Wogenandrang zweier Faktionen. Rationalisten und Supernaturalisten konnten ihn anfeinden, ihn hassen, aber sie mußten ihn achten und respektvoll stehen lassen. Ein ausgebreitetes Publikum, welches ein Bedürfniß nach Religion empfand, ohne vom Glauben durchdrungen zu seyn, und das der blinde Eiferer nur zurückschreckt von dem kaum betretenen Pfade, verliert in ihm einen Fahnenträger, dem es mit Vertrauen folgte. — Abbildungen, wie er auf der Todtenbahre liegt; Medaillen, Gedichte, Reden fehlen nicht. Die Herausgabe seiner hinterlassenen Schriften hat Schleiermacher auf dem Todtenbette einem Lieblingsschüler, dem Prediger Jonas, übertragen; was nicht durch diesen befördert im Druck erscheint, wird für unrechtmäßig erklärt.

Eine städtische Angelegenheit von minder tragischem, aber doch ernsthaftem Charakter, beschäftigte kurz vor Schleiermachers Tode die Gemüther: ein Streit mit dem Oberbürgermeister, ein unvermeidlicher Appendix des vorher mehr theoretisch geführten Streites über unsere Städteordnung. Es wird nicht geläugnet, daß unsere Stadtverordnetenversammlung eine Art perpetuirlicher Opposition gegen die ministerielle Obergewalt bildet. Man irrte jedoch, wenn man diese Opposition mit der modern liberalen in Eins würfe. Es liegt im Gegentheil, so viel diese Opposition zur Sprache kommt, ihr ein mehr mittelalterlicher Städtetroz zum Grunde, der sich, so weit dies geht, der Landeskontrolle entziehen möchte, und, wo es erlaubt ist, gern das Entgegengesezte von dem thut, was von der Centralbehörde gewünscht wird. Auf empfindliche Weise hat sich diese Neigung bereits bei Besezung mehrerer städtischer Schulämter und Predigerstellen kund gethan. Der mißvergnügteste Liberale wird unserer Regierung nicht abstreiten, daß sie wenigstens das Bestreben hat, diese Aemter mit den Würdigsten zu besezen, wogegen bei den der Magistratswahl überlassenen ziemlich ohne Hehl das altrömische und reichsstädtische Connexionswesen obwaltet. Die Kandidaten ambiren bei den Stadträthen, und man hat noch nicht viele Beispiele, daß bei ihren Wahlen der Würdigere den Vorzug erhielt, und wenn die Wahlherren auch zu ehrbar sind, um der Bestechung offen zu seyn, so hat sich doch ein gewisser Nepotismus deutlich genug ausgesprochen, und mindestens wird durch ihre Verfahrungsart nicht die öffentliche Geneigtheit der munizipalen Freiheit zugewandt. Schon haben von ihnen angestellte Lehrer wieder entfernt werden müssen, und gerade solche, deren Anstellung der Magistrat, gegen die ernsten Vorstellungen des Ministeriums, ertrozt hatte. Wenn die alten reichsstädtischen Magistrate es sich zur Ehre rechneten, die ausgezeichnetsten Kanzelredner aus weiter Fremde mit großem Kostenaufwande zu berufen, und man jezt wahrnimmt, daß die Geistlichen an unsern Stadthauptkirchen nach der Nähe der Verwandtschaft oder Bekanntschaft mit den Stadträthen erwählt werden, so ist der liberale Wunsch im Publikum erklärlich, daß dem Magistrate diese Befugniß wieder abgenommen und der Regierung überlassen werde, wo wohl auch Menschlichkeiten vorkommen und vorgefaßte Meinungen das Urtheil trüben, nie aber der Indifferentismus zum Prinzip werden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 73.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 26. März 1834.

— Zur selbigen Stunde
War er von aller Krankheit befreit und allen Gebrechen.

Reineke Fuchs.

Aquarelle.

(Beschluß.)

Ich erschien am andern Morgen nicht mehr beim gemeinschaftlichen Frühstück und ließ „der Gesellschaft englischer Fußreisender“ melden, daß ich es vorziehe, bei ihrem, wahrscheinlich am Spleen erkrankten Landsmanne zu bleiben, dem ich allen Beistand zu leisten gedächte. Wirklich reisten diese egoistischen Insulaner gegen Mittag weiter, und ich sah ihnen gleichgültig nach. Interessanter war es mir jezt, meinen Spleenkranken zu studiren. Ich hatte mir vorgenommen, ihn zu einem Spaziergange aufzufordern, um zu sehen, welchen Eindruck die herrliche Landschaft, die sich um Verona ausbreitet, auf sein Gemüth machen würde. Leichte Nahrungsmittel, starke Bewegung, aufheiternde Gegenstände, das waren meine Arzneimittel, die ich für den armen Sir Josua in Bereitschaft halten wollte.

Ich fand ihn noch unangekleidet und bei ziemlich guter Laune. Das Gespenst mit dem Leichengeruche war seit gestern nicht wieder gekommen. Er aß seinen Roast mit Eyern und trank Thee dazu, mit dem besten Appetite; er war hocherfreut, daß ich ihm treu geblieben und nicht den andern gefolgt war, die mit großer Förmlichkeit sich schriftlich von ihm beurlaubt und den Wunsch ausgesprochen, ihn dereinst im Vaterlande gesund wieder zu sehen. „Die Ruhe, denk' ich,“ sprach er, „ist mir dienlich. Sobald ich mich viel bewege, namentlich in freier Luft, so werden jene Stoffe in mir, welche die leichenähnliche Ausdünstung verbreiten, wieder aufgeregt.“ — „O nicht doch!“ fiel ich ihm in's Wort. „Lassen Sie uns gleich die Probe machen. Die Sonne scheint herrlich, wir kennen noch zu wenig von den hiesigen Naturschönheiten; kleiden Sie sich an und gehen Sie mit mir spazieren. Lassen Sie uns nicht mehr an den lächerlichen Wahn denken, der Sie seit einigen Tagen in Angst und Schrecken sezte. Sie sind gesund, glauben Sie mir's nur auf's Wort.“ — „Aber der Geruch war doch einmal da und läßt sich nicht wegleugnen. Oder glauben Sie wirklich, der alte, dreihundert Jahre alte Leichnam des Consignorius könne noch jezt so penetrant durch den Marmor hindurch duften?“ So fragte er, noch immer nicht frei von der Besorgniß, der fatale Zustand könnte sich wieder einstellen, ich aber ließ immer nicht nach, das Ganze für Einbildung zu erklären, die durch äußere Umstände Nahrung erhalten habe, und von den ängstlichen Leuten, die sich nun erst als solche deutlich gezeigt, bestätigt und gedeutet worden sey. „Machen Sie die Probe!“ rief ich endlich im festen Vertrauen, daß ich ihn von seiner fixen Idee befreien würde, „und Sie werden

sehen, daß keine Spur eines Leichengeruchs an einem fashionablen Gentleman zu haften im Stande ist.“

Mistreß Israels vereinigte ihr Zureden mit dem meinigen, und so schritt denn der Bankier zur Toilette, die er mit einer Sorgfalt machte, und eine solche Menge des feinsten Parfums dabei verschwendete, als rüstete er sich, in der ersten Gesellschaft Londons zu erscheinen. Man kann jedoch leicht den Grund errathen, weßhalb es geschah. Nun klingelte er dem Bedienten und befahl diesem, ihm den Rock zu bringen. Der Bediente blieb jedoch verlegen stehen und sprach zögernd: „Ich weiß nicht, was es ist, aber die Sache wird so unausstehlich, daß ich am Ende gezwungen bin, jede Rücksicht bei Seite zu setzen und zu melden, daß Ihr Rock, Sir, einen solchen Gestank verbreitet, daß ich kaum mehr daneben ausdauern kann.“ — „Mein Rock?“ unterbrach ihn der Bankier. „Also doch?“ — „Der strenge Befehl, nie die Tasche zu berühren, worin Ihr Taschenbuch steckt, und Briefe und andere Dinge von Wichtigkeit sich befinden, hat mich abgehalten, dem Gestanke näher auf die Spur zu kommen.“ — „Hat man jemals solche Tollheit gesehen!“ schrie hier Sir Josua; „mein Taschenbuch, Briefe, Dinge von Wichtigkeit — was könnte darunter ein solches Phänomen bewirken? — Ach nein — viel eher glaube ich — weil ich den Unglücksrock auf dem Leibe hatte, wie ich von der Krankheit befallen wurde — “ — „O fallen Sie nur nicht wieder in Ihre aberwitzige Angst, oder vielmehr immerhin, wir haben jezt das Mittel, sie für immer zu vertreiben. Schnell den Rock herein!“ rief ich dem Bedienten zu, der fortsprang. „Wir wollen sehen,“ sagte Israels, der wieder etwas bleich geworden war. „Du wirst sehen,“ meinte er, zu seiner Frau gewendet, „Niemand anders als ich habe dem Rocke diese ärgerliche Eigenschaft angehängt.“

Der Bediente trat nun mit dem Rocke ins Zimmer, den er — gleichsam wie aus Ekel — nur mit zwei Fingern hielt, und wirklich verbreitete das Kleidungsstück einen solch pestilenzialischen Duft, daß die Mistreß alsogleich die Fenster öffnete und Odeurs ausgoß. Ich überwand meinen Ekel und wollte einen beherzten Griff in die Tasche thun, der Bankier bat jedoch um die Erlaubniß, vorerst sein Taschenbuch und einige Briefe herausnehmen zu dürfen. Kaum aber war seine Hand in der Tasche, und er blieb in seiner Stellung, als sey er versteinert. Der Ausdruck, den sein Gesicht zeigte, ist unbeschreiblich. Die Augenbraunen zogen sich bis in die Mitte der Stirne, die Augen glänzten mit einem Male, der Mund öffnete sich wie zum Sprechen, ohne jedoch einen artikulirten Laut hervorzubringen, und die weitgeöffneten Nüstern schienen mit Wollust den ekelhaften Duft zu schlürfen, der seiner Gattin beinahe eine Ohnmacht zuzog. „Verfluchter Naturforscher!“ waren seine ersten Worte. „O ich gefälliger Esel — abscheuliche Sammlerwuth — bestialisches Exemplar von einem Murmelthier!“ So schrie er dann noch eine Weile fort, bis er endlich ein Etwas aus der Tasche zog und auf die Erde warf, woran man kaum noch eine Gestalt entdecken konnte. Aber unwiderlegbar war es das Ding, von dem der Verwesungsduft ausging. Das Räthsel war gelöst und auf meinen Wink mußte sich der Bediente mit Rock und Klumpen sogleich entfernen. Sir Josua erzählte nun, wie er vor einigen Tagen ein todtes Murmelthier am Wege gefunden, und weil er dem Naturforscher eine Freude damit zu machen geglaubt, so habe er es zu sich gesteckt, um es in den Abendstunden heimlich, gleich seinem Freunde, dem er oft zugesehen, zu präpariren und ihm dann ein Geschenk damit zu machen. Die Nachricht von dem Fallen des Curses habe aber hierauf seine Gedanken von dieser naturhistorischen Belustigung gänzlich abgelenkt, und so sey das Exemplar in Fäulniß übergegangen. Der Bediente aber dürfe nie in die Tasche greifen, es mögen noch so dringende Umstände es erheischen, das war streng befohlen; der Kerl hätte nur nicht so lange schweigen sollen, das war das Ganze.

„Nur fort in's Freie!“ rief ich selbst jezt mit gepreßter Brust. Aber der Bankier hatte keinen Rock, und während er zum Schneider schickte, um einen neuen fertigen zu kaufen, machte ich den Weg allein nach Castell vecchio, wo mich eine Stunde später der ganz ehrenwerthe, parfumirte Josua Israels Esq., am Arme seine Gattin führend, heiter und lachend traf. Ich zeigte ihm die herrlichen, himmelhohen Cypressen. „Lassen Sie die Cypressen,“ sprach er, „die erinnern mich an's Sterben; ich bin aber froh, daß nur das Murmelthier todt ist und nicht ich.“

Chateaubriands Vorrede zu seinen Memoiren.

(Beschluß.)

Wenn der Tod den Vorhang niederläßt zwischen mir und der Welt, wird sich zeigen, daß mein Drama aus drei Handlungen besteht. Von meiner frühen Jugend bis zum Jahr 1800 war ich Soldat und Wanderer; von 1800 bis 1814, unter Konsulat und Kaiserreich, lebte ich in der literarischen, von der Restauration bis jezt in der politischen Welt. Auf dieser meiner dreifachen Laufbahn hatte ich jedesmal ein großes Ziel im Auge: als Reisender strebte ich nach der Entdeckung der Polarwelt; als Schriftsteller versuchte ich, die Religion aus ihrem Verfall wieder aufzurichten; als Staatsmann war mein Bestreben, den Völkern zu der wahren monarchisch-repräsentativen Regierungsform mit den verschiedenen, ihr eigenthümlichen Freiheiten zu verhelfen. Zum wenigsten habe ich die

Freiheit erringen helfen, die alle aufwiegt, für alle gilt und jedwede Konstitution ersezt, die Preßfreiheit . . . . Unter den neuern französischen Schriftstellern meiner Zeit bin ich so ziemlich der einzige, aus dessen Schriften sein Leben spricht. Wanderer war ich, Soldat, Poet, Gesezesmann, und so besang ich denn die Wildniß, wenn ich im Walde war, zu Schiff schilderte ich die See, im Lager verhandelte ich vom Waffenwerk, im Exil ging ich in die Schule der Verbannung, am Hofe, in den Staatsgeschäften, in den Assembleen beobachtete ich die Fürsten, lernte ich Politik, Geseze, Geschichte. Die Redner Griechenlands und Roms bewegten sich im öffentlichen Leben und theilten Wohl und Weh des Staats; in Italien und Spanien, am Schlusse des Mittelalters und zur Zeit der Wiederherstellung von Kunst und Wissenschaft, traten die ersten Schriftsteller und Künstler handelnd in den Ereignissen auf. Dante, Tasso, Camoens, Ercilla, Cervantes, wie sturmbewegt und wie schön ist ihr Leben! Unsere alten französischen Poeten, unsere alten Historiker sangen und schrieben während Pilgerfahrten und Fehden: Thibault, Graf von Champagne, Villehardouin, Joinville verdanken ihren glücklichen Styl ihrem Leben voll Abentheuern; Froissard zieht der Geschichte auf den Heerstraßen nach, und bekommt sie überliefert von Rittern und Aebten, mit denen er zusammentrifft und Eines Weges zieht. Aber von Franz I. an wurden unsere Schriftsteller einzeln stehende Männer, deren geistiger Charakter immerhin den Geist ihrer Zeit, nimmermehr aber deren Begebnisse abspiegeln kann. Ist anders Fortdauer mein Loos, so werde ich in meiner Persönlichkeit, die sich wiederum in meinen Memoiren repräsentirt, die Grundsätze, Ideen, Ereignisse, Katastrophen meiner Zeit, ihre ganze Epopee repräsentiren, und dies um so mehr, als ich eine Welt zu Grabe gehen, eine neue beginnen sah, und die kontrastirenden Charaktere jenes Endes und dieses Anfangs sich in meinen Ansichten verschmelzen. Ich sah mich zwischen den beiden Jahrhunderten, wie am Zusammenfluß zweier Ströme; ich warf mich in ihre trüben Wasser, widerstrebenden Herzens entfernte ich mich vom alten Ufer, an dem ich die Welt erblickt, und hoffnungsvoll schwamm ich dem unbekannten Ufer zu, an dem die neuen Geschlechter landen werden.

Die Memoiren sind in Bücher und Abschnitte getheilt und zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten geschrieben; damit tritt naturgemäß nach jedem Abbruch eine Art von Prolog ein, in welchem die Ereignisse seit dem lezten Zeitpunkt zusammengefaßt und die Orte, an denen ich den Faden der Erzählung wieder aufnehme, geschildert werden. Die mannichfaltigen Ereignisse und die wechselnden Gestaltungen meines Lebens verschwimmen somit in einander; es fügt sich, daß ich in Momenten des Glücks von Zeiten der Trübsal zu schreiben habe, oder in Tagen der Bedrängniß meine guten Tage schildere. Indem sich so die verschiedenen Gefühlsweisen auf verschiedenen Stufen meines Alters aussprechen, indem meine Jugend in mein Alter übergreift, und der Ernst der reifen Jahre die Jahre des Frohsinns trübt; indem die Strahlen meiner Sonne, vom Morgenroth bis zum Untergang, sich kreuzen und verschmelzen, gleich den zerstreuten Bildern, in welchen sich mein Leben brach, erhält mein Werk eine eigenthümliche duftige Einheit; an meiner Wiege tönt mein Grabgeläute, an meinem Grabe mein Wiegensang; meine Leiden werden zu Freuden, meine Freuden zu Schmerzen, und Niemand weiß zu sagen, sind diese Denkwürdigkeiten das Werk eines braunen oder eines weißen Hauptes. Ich sage dies nicht zu meinem Lob, weiß ich doch nicht, ob es gut ist; ich spreche nur aus, wie es ist, wie es gekommen ist, mir unbewußt, just durch die Unbeständigkeit der Stürme, die gegen mein Fahrzeug tobten, wobei mir oft, um dieses oder jenes Stück meines Lebens niederzuschreiben, kein Boden blieb, als die Klippe, an der ich gescheitert.

Mit ächter Vaterfreude habe ich an diesen Denkwürdigkeiten gearbeitet; ich wollte, ich könnte zur Stunde Geister heraufbeschwören, welche die Bogen korrigirten; die Todten machen schnell. Ein, zwei Jahre in einem einsamen Erdwinkel, mehr brauchte es nicht, sie zu vollenden; aber ich habe nimmer Ruhe gehabt, als die neun Monate, die ich im Mutterschooß verschlafen; schwerlich wird mir diese Ruhe vor der Geburt wieder anders werden, als im Schooß unserer gemeinsamen Mutter im Tode.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Karnevalspossen.

Etwas ist noch von dem lezten Fasching übrig geblieben, nämlich die Theaterstücke, wozu er Anlaß gegeben hat, und die, wie gewöhnlich, nur Possen sind. Dahin gehört „un scandale,“ im Theater des Palais-royal, in welchem die handelnden Personen im ganzen Saale zerstreut sind und reden, so daß man zulezt nicht mehr weiß, wie man dran ist, und ob der Nachbar nicht auch zu den Schauspielern gehört und, statt sich zu belustigen, bloß da ist, um die Andern zu belustigen. Ein schlichter Provinziale, der zum erstenmale diesem Stücke beiwohnte, könnte im Ernste glauben, es gebe wirklich Scandal im Schauspielhause, und ganz erschrocken davonlaufen. Die Pariser aber lassen sich nicht so leicht hintergehen. Sie kennen dergleichen Spaßstücke gar wohl, und im Karneval sind sie stets dergleichen gewärtig. Ein anderes Faschingstück ist „Candide,“ nach Voltaire's schlüpfriger Erzählung gleichen Namens. Früher würde man geglaubt haben, es sey unmöglich, aus einer solchen Erzählung ein Theaterstück zu machen; allein einerseits sind die Pariser Theaterdichter weit gewandter als sonst wo, und andernseits ist ihr Publikum nicht mehr so sittsam und schüchtern; es werden jezt Stücke auf den Pariser Bühnen

dargestellt, z. B. Alexander Dumas „Angèle," welche ein Mädchen nicht ohne Erröthen ansehen kann, zu denen die Mutter daher sogar ihre erwachsene Tochter nicht mitnimmt. Alexander Dumas und Victor Hugo wetteifern überhaupt, um recht viel Ehebrecherei, Blutschande und dergleichen Kleinigkeiten zur Ergötzlichkeit der Zuschauer auf die Bühne zu bringen. Die beiden Dichter sind einander nicht gut; sie haben aber doppelt Unrecht, erstlich, weil sie Mitbrüder sind, und zweitens, weil sie ungefähr gleich viel Abscheulichkeiten darstellen. Sollten sie fortfahren, einander zu überbieten, so sehe ich nicht ein, wer zuletzt noch ins Theater gehen kann. Die Damen werden bald ausbleiben müssen, und am Ende wird es auch für die Männer zu arg werden. Die Beiden sollten nur im entgegengesezten Sinne mit einander wetteifern; dann würde das Publikum dabei gewinnen. Victor Hugo besonders muß doch bei kaltem Blute wohl fühlen, daß er unmöglich auf dem eingeschlagenen Wege fortwandeln kann, wenn er sich einen dauerhaften Ruf als dramatischer Schriftsteller erwerben will; denn so großes Aufsehen auch seine Stücke erregt haben und so großen Zulauf sie Anfangs hatten, so ist doch eigentlich keines von ihnen ein Repertoirstück geworden, und Hernani, sein gepriesener Hernani, wird schon seit einigen Jahren nicht mehr gegeben, indeß die meisten Trauerspiele Cas. Delavigne's sich auf der Bühne erhalten. Auch der „Domino rose" oder „rosenfarbige Domino" ist ein Karnevalsstück, von dem außerordentlich schreibseligen Ancelot, der, wie Scribe, auch immer mit irgend einem Gehülfen arbeitet, dessen wahrer Gehülfe aber seine eigene Frau seyn soll. Ancelot ist leider in die Schlechtigkeiten des vorigen Jahrhunderts so tief hineingerathen, daß er wie im Schlamm darin herumpatscht und ein schmuziges Stück nach dem andern daraus hervorzieht. Dafür wird er denn auch in den Feuilletons der Tagesblätter ganz unbarmherzig mitgenommen. Fast jede Woche halten sie ihm diese Sucht, Auftritte und Sitten aus der verdorbenen Zeit Ludwigs XV. zu schildern, als eine Nichtswürdigkeit vor, und sprechen von ihm wie von einem öffentlichen Sittenverderber. Ein empfindlicher Mann würde sich so etwas sehr zu Gemüthe führen und vor Gram vergehen, oder aufhören, Vaudevilles zu schreiben, besonders dergleichen schmuzige Vaudevilles. Er mag aber denken: alle Kritiken wider Scribe in den Feuilletons, von den Janinschen Artikeln im Journal des Débats angefangen, haben den geistreichen Mann nicht verhindert, dick und fett und noch dazu sehr reich zu werden. Warum sollte nicht auch ich diese vortrefflichen Eigenschaften erwerben können? Es kommt ja nur darauf an, ununterbrochen und rastlos fortzuarbeiten. Nach diesen Betrachtungen muß er sich dann wohl die Ohren verstopft, die Augen zugemacht und das Herz verpanzert haben gegen alle Feuilletons und Kritiken der Stadt Paris. Nun ist freilich ein sehr großer Unterschied zwischen Scribe und Ancelot; diesen wird aber die Eitelkeit oder Eigenliebe nicht anerkennen wollen. In dem letzten Ancelotschen Vaudeville wird auf Kosten der Hausehre des so berüchtigten weiland Polizeilieutenants Sartines gewizelt und gespaßt. Dieser soll nämlich mit Jemand eine Wette eingegangen haben, er wolle genau angeben, wo dieser Jemand die Nacht sich aufhalte. Nun soll sich aber der Jemand ziemlich oft Nachts im Schlafgemach der Frau Polizeilieutenantin aufgehalten haben; mithin, da Niemand solche Besuche dem Hausherrn verrathen mochte, und Herr von Sartines besser die Geheimnisse der Schlafgemächer Anderer, als die seines eigenen kannte, habe er die Wette verloren.

(Der Beschluß folgt.)

* Berlin, März.

(Beschluß.)

Der Oberbürgermeister. Das Spukhaus.

Herr von Bärensprung wurde Oberbürgermeister in Folge der günstigen Meinung, welche das städtische Wahlkollegium von seinem kräftigen, freien Willen hatte. Man betrachtete es als Triumph, ihn, gegen den höchste Ungeneigtheit vorhanden seyn sollte, sich erstritten zu haben. Neuerdings aber hatte sich das Blatt gewendet; der neue Bürgermeister kehrte seinen kräftigen Willen gegen das Kollegium, das seiner energischen Kraft im Handeln nicht genug nachkam; die heftigsten Dispute, die ärgerlichsten Auftritte erfolgten, und es kam zu gegenseitigen protokollarischen Erklärungen der Nichtachtung und zu Injurienprozessen. Zulezt ging dasselbe Kollegium, welches ihn sich ertrozt hatte, so weit, ihn mit Bitten und Versprechungen um Niederlegung seines Amtes anzugehen. Herr von Bärensprung hat diese Offerte angenommen, und ist im Begriff, seinen Konsulstab gegen eine bedeutende jährliche Pension niederzulegen. Noch fehlt nur die Bestätigung des Königs, welcher in dieser Verhandlung den Ruhm eines wahrhaft königlichen Vermittlers davon getragen, indem derselbe mit eigenen Opfern die nächsten Gegenstände der ärgerlichen Streitpunkte zu entfernen gesucht hat. Ueber das neu zu wählende Oberhaupt unserer Stadt schwanken noch die Meinungen. Von dergleichen Angelegenheiten erfährt man hier übrigens nur durch die fremden Blätter. Die Censur sorgt, daß keine Symptome unsers Lebensprozesses zum Vorschein kommen. Zwei Studenten duellirten sich; aus Ungeschicklichkeit fällt der eine. Man hätte vielleicht kaum von der Sache gesprochen, wenn nicht ein Theaterstück, das am Abende gegeben werden sollte, deßhalb abgeändert worden wäre, weil der Titel hieß: „das Duell auf der Dachstube." Ich weiß wirklich nicht, ob jenes in einer Dachstube stattgefunden hat.

Berlin ist so wenig historisch, daß die Hoffnung, Schätze zu finden, bei den Hausverkäufen hier kaum vorkommt. Noch weniger gibt es Geister, d. h. Gespenster, von denen sich was erzählen läßt. Um so mehr muß es überraschen, wenn ein Haus im allerneuesten Theile der Stadt, demjenigen, wo unsere Schuljugend noch vor einigen Jahren auf den Wiesen sich umtummelte, in den Ruf eines Spukhauses gekommen ist. In einem solchen funkelnagelneuen Gebäude der Louisenstadt mit kerzengeraden Fenstern und hellen Treppen lassen sich entsezliche Seufzer aus den Wänden vernehmen, und höchst namhafte Personen haben diese eingemauerten Klagetöne vernommen. Zwar so gut als die Memnonssäule durch den tönenden Granit erklärt ist, ließe sich auch hier eine physikalische Aufklärung denken; allein in demselben Hause haben scharlachkranke Kinder etwas Unnennbares im Wandschranke gesehen und vor Entsezen geschrien, und nicht aussagen können, was sie gesehen, und als das eine Kind darüber gestorben, hat das andere Kind, das in der Nebenstube lag, sich aufgerichtet und dem Todten durch die halboffene Thüre zugerufen: „Marie, ich folge dir!" und ist in einer halben Stunde auch gestorben, und die Mutter dazu, über dem Schreck. Leider hat Berlin keine Nikolai und Biester mehr. Von Erdbeben hat man nichts gehört, auch haben sich die Sterne nicht, wie in Amerika, zur Erde geneigt, daß man an einen jüngsten Tag glauben sollte, eine Furcht, die überhaupt unserer Bevölkerung, troz der um sich greifenden Pietisten, noch fremd bleibt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 74.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 27. März 1834.

Wehmuth und Wollust, Tod und Leben
Sind hier in innigster Sympathie;
Wer sich der höchsten Lieb' ergeben,
Genest von ihren Wunden nie.

Novalis.

Lieder von K. M.

Eindruck.

Dein Haar ist dünn und weiß,
Dein Antlitz ist gebräunt;
Dein Leben war wohl heiß
Und müde bist du, Freund?

Besänftigung.

Mann mit finstrer Ernstesstirn',
O gestatte mir die Frage:
Ob erlittnes Leid dein Hirn,
Ob begangenes dich plage?

Daß du keinem ganz entrannst,
Lag in deinem Menschenleben;
Doch erlittnem Unrecht kannst
Du, gethanem Gott vergeben.

Das Begräbniß.

Was besagt der Laut der Glocken?
Man begräbt den Biedermann.
Weine hier, wer weinen kann,
Jenseits grüß' ihn Ein Frohlocken!

An einen Todten.

Glocken deiner Leiche schallen
Zur Bestattung und verhallen;
Thränen fließen und versiegen;
Ruhig magst du, Todter, liegen!
Traurig Loos! nur kurze Lust
Füllt die arme Menschenbrust.
Trauriger: das arme Herz
Trägt noch kürzer an dem Schmerz!

Im Tannenwalde.

Wie herauf zum Tannenwald
Fernes Grabgeläute hallt!
Und wie schüttert durch die Trauer
Mir ein ungewohnter Schauer!

Thräne, die mein Auge wärmt,
Wär's ein Geist, der, ausgehärmt,
Hinglitt durch die Wipfelhalle
Und dich hielt in deinem Falle?

Ja, die leise Zähre stockt;
Geisteswehen mich verlockt,
Ihm in's ew'ge Geistesleben
Durch die Tannen nachzuheben.

Sonntagsgeläute.

Andacht will das Bergdorf pflegen;
Glocken fleh'n dazu um Segen,
Und auf blauen Himmelswegen
Haucht der Ost ihn lind entgegen.

Wunsch und Hoffnung.

Der Himmel weint; Ein Regen nur
Verhüllt in Grau die grüne Flur.
Doch zeigt nach oben goldne Wonne
Dies Wolkendach im Licht der Sonne;
Ein Schauspiel, das uns jenseits werde
Beim Blick auf's Wehe dieser Erde!

In abendrother Nacht.

Die Sonn' ist längst hinabgegangen;
Doch blieb ihr Widerschein nicht hangen
In Luft und Landschaft nächtlich spät?
Welch' Abendroth, und sternbesä't!
Und Nacht und Tag, sonst so geschieden,
Wie schwelgen sie in seltnem Frieden!

Die Ruinen von Balbek.

Nach Lamartine.

Zu Anfang Aprils wird ein kleines Werk von **Lamartine** unter dem Titel: Destinées de la poésie, erscheinen. Es ist eine Rhapsodie über das Verhältniß der Poesie im weitesten Sinne zu der künftigen Entwicklung des Menschengeschlechts. Die meisten Bilder sind dabei seiner Reise in den Orient entlehnt. Die Sitte der Pariser Journale, aus angekündigten interessanten Werken zum voraus Bruchstücke mitzutheilen, sezt uns in Stand, die folgende Skizze zu übertragen, welche ein Ganzes für sich bildet.

* * *

Ich hatte eines Tags den mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Sannim überstiegen und war den mit seinem Cederndiadem gekrönten Libanon herab in die nackte, dürre Einöde von Heliopolis gezogen. Da, am Ende einer langen, mühseligen Tagereise, hob sich am noch fernen Horizont, auf den lezten Staffeln der schwarzen Berge des Antilibanon, von den beschatteten Bergwänden ein ungeheurer Klumpen gelber, von der Abendsonne vergoldeter Trümmer ab. Unsere Führer wiesen mit dem Finger hin und riefen: Balbek! Balbek! Ja, es war das Wunder der Wüste, die fabelhafte Balbek; strahlend stieg sie aus ihrem Grabe, um uns von Zeiten zu erzählen, für welche die Geschichte kein Gedächtniß mehr hat. Langsam zogen wir auf unsern müden Rossen dahin, die Augen auf die Riesenmauern, die kolossalen, schimmernden Säulen geheftet, welche immer mächtiger, gewaltiger in den Raum zu wachsen schienen, je näher wir kamen. Tiefe Stille herrschte in unserer Karavane; Jeder fürchtete, um einen Eindruck dieser Scene zu kommen, wenn er den eben erhaltenen mittheilte; sogar die Araber schwiegen, auch sie, schien es, stimmte ein Schauspiel, das allen Gedanken Eine Richtung gibt, zu tiefer, ernster Betrachtung. Endlich erreichten wir die ersten Marmorblöcke, die ersten Säulenstümpfe, welche die Erderschütterungen über eine Meile weit von den Denkmälern weggeschleudert, gleich dem trocknen Laube, das der Sturm weit weg vom Baume führt. Die tiefen, breiten Steinbrüche, welche gleich Thalschluchten in die schwarzen Bergseiten des Antilibanon einschneiden, lagen bereits gähnend vor den Hufen unserer Pferde; noch sah man in diesen weiten Steinbecken, an deren Wänden das Brecheisen tiefe Spuren hinterlassen, hie und da einen gigantischen, halb abgelösten Block, weiterhin andere, auf allen vier Seiten behauen, die zur Fortschaffung nur der Wagen oder der Arme eines Riesengeschlechts zu harren schienen; einer dieser Quader von Balbek war zwei-und-sechzig Fuß lang, vier-und-zwanzig breit, sechzehn dick. Einer unserer Araber stieg vom Pferde, gleitete hinab in den Steinbruch, erkletterte den Stein mit Hülfe der Kerben vom Meisel und des Mooses, das darauf Wurzel geschlagen, schwang sich auf dieses Fußgestelle, und lief nun unter wildem Geschrei auf der Fläche hin und her; aber die Masse des Piedestals erdrückte den Menschen der Jeztzeit, die Kreatur verschwand vor ihrem Werke. Es brauchte die vereinigte Kraft von sechzigtausend jetzigen Menschen (?), um nur diesen Stein von der Stelle zu rücken, und an den Platformen der Tempel von Balbek sieht man noch kolossalere, die, fünf-und-zwanzig, dreißig Fuß über dem Boden, Kolonnaden tragen, welche mit solchen Grundmauern im Verhältniß stehen.

Wir verfolgten unsern Weg, links die Wüste, rechts die Wellenlinien des Antilibanon, an ein paar kleinen, von den arabischen Hirten bebauten Feldern vorbei, und längs eines breiten Waldbachs, der sich durch die Trümmer schlängelt und einige hübsche Nußbäume auf seinen Ufern trägt. Die Acropolis, der künstliche Hügel, auf welchem alle großen Denkmäler von Heliopolis stehen, zeigte sich hin und wieder durch die Zweige und über den Wipfeln der großen Bäume; endlich lag sie ganz vor uns, und unwillkührlich, wie elektrisch berührt, machte die ganze Karavane Halt. Keine Feder schildert, kein Pinsel malt den Eindruck, den dieser einzige Blick auf Auge und

Gemüth macht: zu unsern Füßen, im Strombett, rings auf dem Feld, um alle Baumstämme herum ungeheure Blöcke von grauem oder rothem Granit, blutrothem Porphyr, weißem Marmor, gelbem Stein, der glänzt, wie parischer Marmor; Säulenstümpfe, Kapitäler, Architrave, Knäufe, Karnieße, Gesimse, Fußgestelle, zerstreute, wie noch zuckende Glieder von Bildsäulen, die mit dem Gesicht am Boden liegen; und all dies wirr durcheinander, hier in Haufen aufgethürmt, dort in tausend Trümmer zerschlagen, und nach allen Seiten dehnt es sich hinaus gleich Lavaströmen eines Vulkans, der die Trümmer eines großen Reiches von sich speit. Mühsam windet sich der Pfad durch den Kunstschutt, der überall den Boden deckt, und mit jedem Schritt glischte der Huf unserer Pferde hier über das glatte Acanthusblatt eines Karnießes, dort über den Schneebusen eines weiblichen Torso; nur das Wasser des Flusses bricht sich Bahn durch die Trümmerbänke und nezt mit der murmelnden Welle die Marmorsplitter, die seinen Lauf hemmen.

Jenseits dieser Trümmer, welche eigentliche Marmordünen bilden, liegt der Hügel von Balbek, eine Plattform, tausend Schritte lang, siebenhundert breit, ganz von Menschenhand aus Quadern aufgebaut, die zum Theil fünfzig bis sechzig Fuß lang, zwanzig bis zwei-und-zwanzig hoch sind. Dieser Hügel von gehauenem Granit lag jezt mit seinem östlichen Ende vor uns und zeigte seine tiefen Fundamente, seine riesenhafte Bekleidung, wo drei Granitblöcke hundert achtzig Fuß weit fortlaufen und ein Mauerstück von nahezu viertausend Fuß im Gevierte bilden, die weiten Oeffnungen seiner unterirdischen Gewölbe, in die sich der Fluß hinunterstürzt und wo der Wind mit dem Wasser ein Getöse hervorbringt, ähnlich dem fernen Geläute mächtiger Kirchenglocken. Oben auf dieser ungeheuren Plattform nun hob sich das Ende der großen Tempel, in Goldfarbe, von dem blauen und rosenrothen Himmel ab. Manche dieser verlassenen Bauwerke sahen aus, als wären sie eben erst unter der Hand des Künstlers hervorgegangen; von andern standen nur noch Trümmer, einzelne Säulen, hängende Mauerstücke, zerfallene Giebel; das Auge verirrte sich im schimmernden Säulenwalde all der Tempel, und vor dem hohen Horizonte konnten wir nicht sehen, wo dieses Steingewimmel ein Ende nahm. Die drei Riesensäulen des großen Tempels, auf denen noch majestätisch das reiche, kolossale Gesimse ruht, beherrschten die ganze Scene und schwangen sich auf in den blauen Himmel der Wüste, gleich einem Wolkenaltar für ein Riesengeschlecht.

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem Leben.

Man kann sich ein topographisches Verhältniß der innern Bedürfnisse denken. Es gibt Städte, Länder, ja Welttheile, die gewisser Ansichten, Interessen, Empfindungen gar nicht fähig sind, in denen sie, auch gewaltsam hineingetragen, klanglos verhallen und so selbst im Träger verstummen würden. So haben gewisse Städte für bestimmte Ideen, Zustände oder Gefühle, z. B. für Geschlechtsliebe, Ehe, Freiheit, Anstand, Fleiß, Ehre, Lebensgenuß, Geistesbildung, Sittlichkeit ꝛc. ein besonderes Lokalmaaß, eine örtliche Resonnanz. Wie sehr unterscheiden sich hier, um nur einige zu nennen, Neuorleans, Madrid, Paris, Rom, London, Petersburg ꝛc.? Daher die Unbehaglichkeit dessen, der mit Interessen und Lebensgewohnheiten von höherer Temperatur dahin versezt wird, wo diese zufällig einen sehr tiefen Thermometerstand haben.

*

Der Jüngling will lieben, das Mädchen sich geliebt sehen. Das ist naturgemäß. Ihm dünkt die Liebe ein höchstes Gut, der herrlichste Besitz und Genuß; ihr die Liebenswürdigkeit. Ihm verdeckt erhörte Neigung die ganze übrige Welt; ihr Sinn geht weiter. Sie möchte mit einer dieser Zuneigungen ihre Bestimmung erfüllen. Daher ist das Mädchen über eine verlorne Liebe untröstlicher, als der Jüngling. Sie zweifelt an der Gewalt ihrer Liebenswürdigkeit; der Jüngling tröstet sich mit der Tyrannei der Konvenienz oder dem bekannten Flattersinn der Mädchen. Er denkt: sie war meiner nicht werth! Sie fragt sich: bin ich denn seiner nicht werth?

*

Wenn die Menschen nicht Achtung für ihre dunkeln Gefühle hegten, ihr bloßer Verstand würde bald alle guten Verhältnisse des Daseyns zerstören. Sie empfinden richtiger, als sie denken, und ahnen tiefer, als sie sehen.

*

In der Gesellschaft muß man nicht vergessen, daß ihr Wesen einem dilettantischen Drama ähnlich ist; daß Alles auf Wechselreden und Handlung, auf Humor, Spiel, Darstellung beruht, daß Geschäftsinteressen, lange Erzählungen, Ablesen und alle Monotonien ausgeschlossen sind. Aergere sich darum kein Biedermann, wenn man dem Buffon, dem Intriguant, dem Simpel, dem Handwurst, dem Polterer sein Ohr oft lieber leiht, als ihm, dem deutschen Hausvater, dem redlichen Weisen. Es ist in Gesellschaft von keinem theoretischen oder praktischen Resultat die Rede, sondern daß Interesse und Handlung niemals stille stehen, werden diese nun fortgetragen durch wen sie wollen. Ja,

der Faßlichste, Kräftigste, Keckste, Schlagfertigste ist der Gesellschaft stets der Liebste; und bietet er dabei noch aktiv oder passiv ergötzliche Seiten dar, sizt ihm, während er in lautem Ton über die Dinge der Zeit abspricht und sparsam Lob, reichlich Tadel zumißt, manchmal selbst eine Eule auf, so ist das den Genossen meist lieber, als das mäßige, treffende Wort eines ruhigen Denkers.

*

Es ist tragi-komisch, mit anzusehen, wie im Leben auch den Besonnensten, Kältesten, den ächten Prosaikern dennoch die Phantasie von innen durch ihre Neigungen und Hoffnungen, von außen durch die lockenden Phantasmagorien oft plumper Menschen stets auf's Neue mitspielt, und wie die Eingezogensten von ihren Gelüsten gehänselt werden bis an ihr Ende. F. L. B.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Musik.

Wahrscheinlich ist dies nur der Einfall eines Wizlings und keine Anekdote aus der Polizeigeschichte der Stadt Paris; dies ist aber den Vaudevilledichtern einerlei; sie haben die Anekdote dramatisirt, und Ancelot hat sein Talent aufgeboten, um dieses Stück der Chronique scandaleuse recht wizig zu machen, was ihm auch so übel nicht gelungen ist; denn im Grunde haben Herr und Madame Ancelot zusammengenommen Wiz und Geschick, und wenn sie ernstlich ans Werk geben, schreiben sie auch gut; jedoch in den lezten Stücken soll der Styl vernachlässigt seyn; wie sollten sie auch Zeit finden, denselben zu feilen? Während nun alle diese und mehrere andere Karnevalstücke noch auf den Theatern als Nachklänge des Faschings sich vernehmen lassen, treten die Konzerte ein, oder eigentlich vermehren sie sich, denn Konzerte gibt es in Paris das ganze Jahr hindurch. Das Musikkonservatorium gibt jeden Sonntag ein Konzert, und zwar gewöhnlich zur völligen Befriedigung der Musikkenner, die schon seit einigen Jahren das Vergnügen haben, Beethoven den ihm gebührenden Plaz unter den Meistern, deren Symphonien aufgeführt werden, einnehmen zu sehen. Nicht allein wird diesem Meister die ihm gebührende Anerkennung, es gibt sogar Enthusiasten, welche von Beethoven mit einer schwärmerischen Verehrung sprechen, die man nicht einmal in Deutschland antrifft. So schrieb neulich ein Kritiker in dem Feuilleton eines Journals, bei Gelegenheit der Erwähnung eines Konzerts im Musikkonservatorium: wenn man eine große Beethovensche Symphonie aufführen gehört habe, so sollte man eigentlich sterben, oder wenigstens einen ganzen Monat lang in Traum versunken liegen bleiben. Ich zweifle, ob jemals in Deutschland einer den Wunsch geäußert hat, sogleich nach einer Beethovenschen Symphonie das Zeitliche zu segnen und sich beim Ausgange aus dem Konzertsaale ins Grab zu legen, damit kein irdischer Gedanke mehr die himmlische Empfindung störe, die man aus dem Saale mit hinausbringt. Freilich ist dieser Enthusiast selbst ein schwärmerischer Tonsezer, Berliot nämlich, dessen Symphonies fantastiques auch ein- oder mehrmal in Paris aufgeführt worden sind. Diese Symphonien lauteten etwas verworren und es herrschte ein furchtbares Geräusch darin; indessen ließ sich doch auch mancher Beethovensche Klang vernehmen, und nur ein begeisterter Künstler konnte dergleichen Musik sezen. Was diesen jungen Mann begeistert hat, ist die Aufführung der Shakespeareschen Trauerspiele durch eine englische Truppe in Paris. Der Shakespearesche Geist fuhr bei dieser Gelegenheit in den jungen Enthusiasten, und von nun an wollte er ein musikalischer Shakespeare werden. Er mag seitdem eingesehen haben, daß dies keine leichte Sache ist; allein er ist auf dem Wege, es zu werden, und vielleicht gelingt es ihm. Ein besonderer Umstand ist es, daß er sich nicht allein in die Shakespeareschen Trauerspiele, sondern auch in die darin vortrefflich spielende Miß Smithson verliebte, sie aber erst heirathete, als sie arm geworden war und durch einen Fall ein Bein gebrochen hatte. Einmal ist sie wieder in einer Vorstellung aufgetreten, welche zum Besten des Paares gegeben wurde. Erst spielte Miß Smithson eine ihrer besten Rollen, und dann ließ Berliot eine „phantastische Symphonie“ aufführen; man hatte also hier Ursache und Wirkung nach der Reihe, und gleichsam die Geschichte der Konzertgeber verwirklicht. Das Wort phantastisch spielt jezt eine bedeutende Rolle in der französischen Literatur. Seitdem ein Uebersezer durch die Worte Contes fantastiques die Hoffmannschen Erzählungen bezeichnet hat, gehen alle bizarren Geistesprodukte unter diesem Namen durch; die ziemlich unbekannte Zeitschrift l'Essor ereiferte sich daher auch zu Anfang dieses Jahres über das Einreißen des phantastischen Geistes und über die Ueberschwemmung mit phantastischen Erzählungen. Freilich schießen diese überall wie Pilze auf; allein wenn in Paris Uebermaaß von etwas entsteht, so kann man sicher seyn, daß das Ding selbst nicht lange mehr dauern wird. Die Pariser verlassen Alles schnell, wenn es zu gemein wird und ihnen zu häufig vor Augen und Ohren kommt. Man wird sich noch der Konzertunternehmungen erinnern, die im vorigen Jahre entstanden, weil Jemand den guten Einfall gehabt, einen Plaz in den champs élysées einzuhegen und dort unter freiem Himmel Musikstücke aufführen zu lassen. Mit dem Worte Konzert ist man eben nicht karg in Paris; einige aufeinander folgende Musikstücke heißen ein Konzert; somit mußte denn auch diese Abendmusik für ein Konzert gelten. Da nun diese Unterhaltung gefiel, so entstanden auch in andern Gegenden dergleichen, besonders im Montesquieusaale neben dem Palais royal. Auf diesem Gebäude, das inwendig so künstlich von Eisen angelegt ist, scheint aber ein böses Geschick zu ruhen; denn es ist schon ein Badhaus und dann ein Bazar gewesen; dem Konzertsaale ist es nicht besser gegangen, als dem Badhause und dem Bazar, und jezt ist es ein Ballsaal. Auch die andern Konzertunternehmungen haben wieder aufgehört. Nur jener Herr Musard, Erfinder oder Unternehmer der Abendmusik in den elysäischen Gefilden, steht noch aufrecht und hat den Winter hindurch seine Kunden in einem großen Saal der St. Honoréstraße zu einer musikalischen Abendunterhaltung versammelt. Auch dieser Saal hat verschiedene Schicksale gehabt; er war ein Bazar, als die Bazarsucht die Pariser Spekulanten ergriffen hatte; dann ward er der Betsaal der neuen Eglise française, die aber noch weniger ihr Glück darin gefunden, als die Kaufleute des Bazar; jezt wird jeden Abend nicht üble Musik darin aufgeführt, und dies hat vor der Hand mehr Beifall, als das Feilbieten guter und schlechter Waare, und als das Hersagen französischer Gebete und politischer Predigten der bereits veralteten „neuen Kirche.“ Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 75.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 28. März 1834.

Im Kampfe muß er sich entgegen wagen
Der eignen Liebe, wie dem fremden Hasse.

Platen.

Lessing.

Vom Freiherrn v. Sternberg.

Lessing heißt die neueste, in Kurzem erscheinende Novelle des Verfassers der Zerrissenen. Der große Mann und sein Zeitalter sind darin auf ganz originelle Weise aufgefaßt. Die Form der Dichtung erlaubt uns auch hier wieder, abgerundete, für sich sprechende Gemälde zum Vergnügen der Leser auszuschneiden. Zum vollen Verständniß des folgenden Stücks genügen wenige Worte.

Wir finden Lessing in der Periode, wo in ihm das erwachende Bewußtseyn seines Berufs als Dichter mit den äußern Verhältnissen in hartem Kampf liegt. Sein Stück Miß Sara Sampson wird von den Berliner Schauspielern einstudirt; aber den armen frommen Eltern ist die Weise, wie er zu Berlin seine Bildung verfolgt, sein Umgang mit Schauspielern und modernen Philosophen, von der schlimmsten Seite geschildert worden. Er hat auf dem Dorfe draußen der besorgten Mutter versprechen müssen, dem Theater und allem gefährlichen Umgang zu entsagen und sich besonders einem vornehmen Gönner zu widmen, der nach Berlin kommen soll und den jungen Mann mit seinem Sohne als Hofmeister reisen lassen will. Wir sehen ihn wieder in Berlin, mit den besten Vorsätzen, den Wünschen der Seinigen möglichst nachzukommen.

Unser Dichter war bereits vierzehn Tage in Berlin, ohne daß er, dem gegebenen Worte treu, seine alten Freunde und Bekanntschaften aufgesucht; die ihm von den Studien übrig bleibende Zeit brachte er damit hin, sich jenem vornehmen und angesehenen Gönner näher zu verbinden, durch Aufmerksamkeit und kleine Dienstleistungen aller Art, welche jenem, in der Stadt und Gegend noch Fremden, sehr zu statten kamen. Auf einem dieser Gänge begegnete er seinem frühern vertrauten Freunde Mylius, der ihn verwundert anblickte und nicht glauben wollte, daß er es selbst sey. „Ist's möglich?“ rief der lebendige junge Mann, „Sie hier, verehrter Ephraim? Eher hätte ich doch den Untergang dieser frommen Stadt prophezeit, als Sie in diesen Straßen wandeln zu sehen, ohne daß Ihr zärtlichster Freund nur eine Sylbe davon weiß.“ Lessing freute sich, den fröhlichen Kameraden, der stets guter Dinge war, in seine Einsamkeit wieder hineinlächeln zu sehen; er konnte es ihm nicht abschlagen, ihn bis zur entfernten Wohnung hinzubegleiten, und Mylius erzählte unterdessen auf seine Weise, was sich in Berlin zugetragen. „Unter Anderem,“ sagte er, „bin ich wieder einmal durch's Examen gefallen, und zwar durch ein philosophisches; ich betrachte diese Anstalten gleich einem Siebe, je öfter man durchfällt, desto geläuterter und besser wird man; für keinen Preis möchte ich zu den Hülsen gehören, die oben bleiben.“ Lessing

war verwundert. „Wie!“ rief er, „Du, der Du nichts thust, als philosophische Systeme ausbecken, der Du mit nichts zufrieden bist, alle große Geister über die Achsel ansiehst — Dich hat man so behandeln dürfen?“ — „Freilich,“ war die Antwort, „weil ich eben mit nichts zufrieden bin, ist man's auch nicht mit mir. Doch laß das; jezt, da Du wieder hier bist, soll es nach alter Weise lustig hergehen. Vor Allem muß ich Dir vom Theater erzählen. Es geht ganz nach Wunsche, Theuerster; die Madame Golzig und ihre Histrionen sind ganz entbrannt in Dein Stück, sie bringen es zur Aufführung; hörst Du, Deine Miß Sara Sampson! Und die kleine Sabine wird die Miß machen. Ich versäume von den Abenden bei der Golzig keinen einzigen, und gieb Acht, eher fließt die Spree zurück, als daß unser neuer guter Geschmack sich nicht Bahn bräche.“ — „Was mein Drama betrifft,“ sagte Lessing, „so sind mir andere und bessere Gedanken gekommen; ich werde es von der Golzig zurückfordern. Auch bin ich Willens, mich mit dieser Frau und ihrer Gesellschaft nicht mehr abzugeben.“

Mylius überhörte diese ganze Rede. Beide kamen jezt an einem Hause vorbei, wo eine schöne Frau wohnte, die sich zufällig eben am Fenster zeigte. „A propos!“ rief der junge Philosoph, „wissen Sie auch, daß Gellert in Berlin ist? Wir müssen ihn aufsuchen, er muß uns kennen lernen; es wird ihn freuen, Leute zu sehen, die ihre künftige Berühmtheit schon fertig verbrieft in der Tasche haben. Doch, was seh' ich da, da ist ja der Garten der Golzig, es klingt Musik darin; richtig, am Samstag zieht sie immer herüber. Kommen Sie hinein!“

Lessing, der schon wider Vorsatz und Willen dem Freunde bis vor's Thor gefolgt war, erklärte sich bestimmt gegen den Eintritt, er schüzte die eintretende Dämmerung vor, um sich schleunig nach Hause begeben zu dürfen; allein sein lebensfroher Gesellschafter wollte von keiner Einrede etwas hören. Als der Dichter nicht gutwillig ihm folgte, nahm er ihn unter'm Arm und schob ihn mit Gewalt in die offenstehende Pforte. Gleich in den ersten Gängen traten zwei Freunde, die sich auch mit den Schauspielern abgaben, zu ihnen und bezeugten lebhafte Freude, Lessingen wieder zu sehen. Sie gingen mit einander weiter und kamen an einen beschatteten Platz, wo es in der Dunkelheit, die sich hier verbreitet hatte, schien, als schwebte eine weiße Gestalt mit eiligem Fluge um die rauschenden Baumgipfel herum. Als sie näher traten, sahen sie, daß es ein Mädchen war, die sich auf einer Strickschaukel schwingen ließ. Der Knabe, der die Schaukel in Bewegung sezte, ließ jezt die Arme erschöpft ruhen, indem er sich weigerte, weiter einen Dienst zu verrichten, der seine Kräfte zu überbieten schien. Mylius sprang hinzu, er erkannte die Schauspielerin Sabine, welche in nachlässiger Stellung in den engen Sessel hinein gefügt, den Kopf auf den Arm gestüzt, auf- und niederflog; sie ließ es geschehen, daß ihr kleiner Page einen rüstigern Stellvertreter fand, und indem dieser den schon etwas erlahmten Schwung der Schaukel neu belebte, nahm er Gelegenheit, den neuangekommenen Freund, der in der Nähe stand, vorzustellen. Die auf- und niederfliegende Schöne knüpfte nun ein eiliges und verwirrtes Gespräch an, das öfters stockte, wenn der Sprecherin durch den Schwung die Luft ausging. Der Knabe hatte auf ihr Geheiß ein paar bunte Lampen gebracht, die er in's Gras auf den Boden stellte, so daß die dunkeln Gebüsche und die fliegende Gestalt dadurch auf das Seltsamste beleuchtet wurden. „Ich kenne nichts Schöneres,“ rief das Mädchen, „als so in der Nacht durch die träumerischen Lüfte in die schlafenden Baumgipfel zu fliegen!“ — „Ja wohl,“ entgegnete Mylius, „besonders wenn man ein paar hübsche Füßchen nebst deren Anhang zu zeigen hat.“ — „Ich denke nicht mehr an die Füße, wenn ich die Erde und ihre Albernheiten hinter mir habe!“ rief das Mädchen aus den Lüften herab; „wissen aber möchte ich doch, wofür mich die schlafenden Vögel halten, wenn ich so auffahrend in ihre Nester gucke.“ — „Ohne Zweifel,“ antwortete Mylius, „für ihresgleichen, und zwar für einen lockern Vogel.“ Sabine streifte ihm im Niederfahren mit dem Fuß den Hut vom Kopfe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ruinen von Balbek.

(Beschluß.)

Wir hielten nur einige Minuten an, wir wollten nur überblicken, was wir endlich nach so viel Gefahr, nach so manchem sauren Schritte gefunden; da wir nun für den andern Tag eines Schauspiels gewiß waren, wie es uns der Traum nicht wieder geben könnte, brachen wir auf. Der Tag neigte sich seinem Ende zu; wir mußten uns nach einem Obdach umsehen, sey es unter dem Zelt oder in einem Gewölbe dieser Trümmer, um die Nacht zuzubringen und vom vierzehnstündigen Marsch auszuruhen. Wir ließen den Trümmerberg und ein weites, von lauter Schutt weiß schimmerndes Feld links liegen und ritten über einige Rasenstücke, wo Ziegen und Kameele weideten, auf den Rauch zu, der ein paar hundert Schritte vor uns aus einer Gruppe von Trümmern, mit arabischem Bauwerk dazwischen, aufstieg. Der Boden war uneben, hügligt, und dröhnte dumpf unter den Hufen unserer Pferde, als wollten die Gewölbe, über die wir wegritten, unter ihnen einbrechen. Bald befanden wir uns an der Thüre einer niedrigen, hinter zertrümmerten

Mauern halb versteckten Hütte, woran die Thüre und die schmalen Fenster aus mit etwas Kitt schlecht verbundenen Marmor und Porphyrstücken erbaut waren; ein kleiner Steinbogen ragte ein paar Fuß über die Platform hinaus, welche das Dach des Bauwesens bildete, und darin wiegte sich im Wind ein Glöckchen, wie man es auf Eremitengrotten zeichnet. Es war der bischöfliche Pallast des arabischen Bischofs von Balbek, des geistlichen Hirten einer kleinen Heerde von zwölf, fünfzehn Christen griechischer Konfession, die hier im Schooße der Wüste und des wilden Stamms der unabhängigen Bqua-Araber hausen. Bis jezt war uns kein lebendes Wesen zu Gesicht gekommen, außer den Chakals, die unter den Säulen des großen Tempels herumliefen, und den kleinen Schwalben mit rosaseidnem Halsband, die gleich einem orientalischen Ornament an den Karnießen der Platform hingen. Nicht lange, so erschien der Bischof auf den Lärm unserer Karavane, machte seine Verbeugung auf der Schwelle und hieß mich willkommen. Es war ein schöner Alter mit silberfarbigem Bart und Haar, mit ernsten, sanften Zügen, adeliger, wohlklingender, gemessener Rede, völlig das Ideal des Priesters im Gedicht oder im Roman, eine von Frieden, Ergebung und Bruderliebe umflossene Gestalt, ganz im Einklang mit der ernsten, feierlichen Trümmerwelt ringsum. Er führte uns in einen kleinen Hof im Innern, der gleichfalls mit Re-ten von Bildsäulen, mit Stücken von Mosaik und antiken Gefäßen gepflastert war, übergab uns seine Behausung, das heißt zwei kleine, niedrige Zimmer ohne Hausrath und Thüren, entfernte sich und ließ uns, nach der Sitte des Orients, im unumschränkten Besitz seines Hauswesens. Während unsere Araber um das Haus her die eisernen Pflöcke in den Boden schlugen, an denen man die Füße der Pferde anbindet, und andere im Hof ein Feuer anzündeten, um unsern Pilaw zu kochen und die Gerstenkuchen zu backen, gingen wir wieder hinaus, um noch einen Blick auf die Monumente ringsum zu werfen. Die großen Tempel standen vor uns gleich Statuen auf ihren Fußgestellen, der lezte Strahl der Sonne fiel auf sie und wanderte gemach von Säule zu Säule, gleich dem Schein einer Lampe, die der Priester ins Heiligthum trägt, und die tausend Schatten all der Säulengänge, Pfeiler, Altäre zogen sich verschwimmend unter dem ungeheuren Steinwalde hin und verschlangen allgemach auf der Acropolis den hellen Schimmer des Marmors und Travertins. Weiterhin, in der Ebene, dehnte sich ein nur vom Horizont begrenztes Trümmermeer hin; es war, als brächen sich steinerne Wogen an einem Felsenriff und der weiße Schaum deckte weit hinaus die Fläche. Nichts, rein nichts erhob sich aus dieser Trümmersee, und allmählich senkte sich die Nacht von den bereits erbleichten Höhen einer Bergkette hernieder und hüllte sie in ihren Schatten. Schweigend, in Gedanken versunken, sahen wir eine Zeitlang dem mächtigen, stummen Drama zu und gingen dann langsam in den kleinen Hof des Bischofs zurück, den das Feuer der Araber beleuchtete.

Auf Fragmenten von Karnießen und Kapitälen, die im Hofe als Bänke dienten, verzehrten wir rasch das spärliche Mahl des Wanderers in der Wüste, und besprachen noch vor dem Schlafengehen die Bilder, die unsere Seelen füllten. Das Feuer erlosch, aber der Mond ging voll und glänzend am krystallklaren Himmel auf und goß über die Zacken einer großen, weißen Mauer und durch die Steinblätter eines verzierten Fensters, welche den Hof gegen die Wüste begrenzten, sein volles Licht über alle Steine im Raum. Wir versanken in träumerisches Schweigen; was wir da gedacht haben, so weit, weit von der Welt der Lebendigen, in dieser Welt des Todes, so vielen stummen Zeugen einer Vergangenheit gegenüber, die uns ein Räthsel ist und doch unsere armseligen Theorien von Geschichte und Philosophie der Menschheit über den Haufen wirft; was sich uns da in Kopf oder Herz regte, Systeme und Vorstellungen, ja, und wohl auch Erinnerungen und eigenste Gefühle — Gott allein weiß es, und unsere Zunge versuchte es nicht auszusprechen; hätten wir doch gefürchtet, die Feier dieser Stunde, die Pracht dieses Gestirns, ja die Andacht unserer eigenen Gedanken zu entweihen; wir schwiegen. Da auf einmal dringt ein sanfter, klagender Laut, ein tiefer, mit Gefühl gezogener Ton herüber aus den Trümmern hinter der großen, von arabischen Bogenfenstern durchbrochenen Mauer, woran uns das Dach eingestürzt geschienen; die wirren Töne schwellen an, werden stärker, lauter, ja, jezt hören wir einen Chorgesang mehrerer Stimmen, eintönig, melancholisch, rührend; der Ton läuft hinauf, hinab, erstirbt, erwacht wechselsweise und bildet sein eigen Echo: der Bischof hielt mit seiner kleinen Heerde das Abendgebet im verwüsteten Raum seiner ehemaligen Kirche, über dem Schutt, den hier, vor Kurzem erst, ein Trupp arabischer Götzendiener gehäuft. Völlig unerwartet klang diese seelenvolle Musik, wobei jede Note ein Gefühl oder einen Seufzer der Menschenbrust athmet, hier, in dieser Einsamkeit, mitten in der Wüste, hervor aus dem stummen Gestein, das die Zuckungen der Erde, die Barbaren und die Zeit übereinandergeworfen. Wir fühlten uns im Innersten erschüttert; begeistert, andachtsvoll, mit tief poetischem Gefühl lauschten wir den heiligen Tönen, bis die eintönigen Säze der Litanei abgesungen waren, bis der lezte Laut der andächtigen Stimmen verklang und wiederum das gewohnte Schweigen auf den alten Trümmern lag.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, März.

Spaziergang durch Hamburg.

(Fortsetzung von Nr. 22 u. 23 dieses Jahrs.)

II.

Wie oft wird man an Platens schöne Verse erinnert:

„Es liegt an eines Menschen Schmerz, an eines Menschen Wunde nichts!"

Mir ist, ich sey daran erinnert worden, ehe ich sie kannte. Heute geschah es lebhaft, als ich durch Altona nach Hamburg ging. Es war ein warmer Frühlingstag, obgleich erst einer der ersten Märztage. Die Palmaille, durch die mein Weg zunächst führte, ist eine stolze Straße, deren riesige Ulmen in vier langen Reihen in die Luft hinausragen, keine Berliner Linden, sondern saftige holsteinische Bäume, die jezt schon im jungen Triebe schwellen. Auf beiden Seiten stehen weiße, villenartig erbaute Häuser, wovon die glücklichern südlichen die Aussicht, über freundliche Gärten und die niedern Stadttheile hin, auf den stolzen Elbstrom haben, und die Sonne dazu. Auf der nördlichen Seite stand heute eine lange, lange Reihe Trauerkutschen. Ein angesehener Mann der Stadt wurde begraben; sein Leichenwagen, mit den schwarzen Draperien und den schwarzbehangenen Pferden, führte den Zug, und dazwischen schrien die Fischweiber: „Frische Kabeljau, kauft! frische Kabeljau!" — Ein roth angemalter Milchwagen, zweirädrig, mit dem stämmigen Rößlein bespannt, hielt vor dem gegenüberstehenden Hause; der Knecht öffnete den Spunt eines der eisenbeschlagenen Fäßchen und ließ den weißen Strahl in die reine Schüssel laufen, die ihm die Magd hinhielt, während er mit ihr scherzte. Eine kleine Abtheilung dänischer Soldaten ging in munterm Schritt vorüber, jeder ein Commisbrod unter dem Arm. Wenige Schritte davon hatte ein Lastträger seinen Karren niedergesezt und eine Gemüsehändlerin ihre Körbe; beide stierten nach den schwarzen Tafeln mit den gezogenen Lottonummern, als müßten sie herauslesen, daß sie ferner keinen Karren mehr zu schieben, keine Körbe mehr zu tragen brauchten; aber das Lotto, dieser große Vielfraß, der am ganzen Lande zehrt, hatte auch ihren lezten Tagelohn verschlungen, und die große Lehre stand ihnen so nahe: auf dem schwarzen Wagen stand geschrieben, wann allein der Augenblick kommt, wo Keiner mehr eine Last zu schieben oder zu tragen braucht. Sie aber achteten nicht darauf. Alles wogte und trieb sich zwischen und durch den Leichenzug hin; nur einer alten Frau begegnete ich, die sich die Augen mit dem Zipfel ihrer Schürze trocknete, die hatte vielleicht ein gutes Brod mit dem verstorbenen Herrn verloren. Darum fiel mir's heute so besonders schwer auf's Herz:

„Es liegt an eines Menschen Schmerz, an eines Menschen Wunde nichts!"

Dennoch trabte ich durch Altona durch, auch meinen Geschäften nach. Sobald man die schöne Palmaille und das am Ende derselben errichtete Schauspielhaus mit der Inschrift:

„Der Muse (sic) unserer Mitbürger."

hinter sich hat, tritt man in eine verkrüppelte, häßliche, unendliche Stadt, mit einigen hölzernen Mohren vor den Tabaksladen, reinlichen Bäcker- und Schlächterbuden, einem ganz stattlichen Rathhause und einer Unzahl großer Schilde mit der Inschrift: Hauptkollekteur des königlich dänischen Lotto; Gewürz- und Schnittwaarenlager 2c. ungerechnet, denn sich kleiden und Kaffee trinken muß man sogar in Altona. Ein geschmackloses hölzernes Thor trennt dasselbe von St. Pauli, wie es seit Kurzem das Gesez nennt, oder dem Hamburger Berge, wie es das Volk noch lange nennen wird. Ueber diesen, in mancher Hinsicht merkwürdigen Hambuger Berg ein andermal, wenn die Muße mir längeres Verweilen gestattet. Heute suchte ich mir, durch Beachtung dessen, was mir aus seinem bunten Getreibe eben vor Augen war, die melancholischen Leichenzuggedanken zu vertreiben. Vor mir ging eine etwas korpulente Frau — keine Spur einer Dame — im grünseidenen Ueberrock, mit kurzem, bestimmten Tritt. Da die Geschwindigkeit ihres Ganges der des meinigen egal war, wußte ich nichts Besseres zu thun, als nach der mir zugekehrten Hälfte ihres Aeußern auf ihre Beschäftigung zu schließen, und ich war meiner Sache bald gewiß. Sie war eine Geldverleiherin gegen Pfänder. Von meinen vielen Gründen nur ein paar. Sie war eine Hamburgerin, weil sie mit dem Geschwindschritt der Pferde ging, die ihrem Stalle zueilen; in Hamburg aber steht an jeder sechsten Thüre mit großen Buchstaben: Hier verleiht man Geld auf Pfänder. Nur einmal wandte sie den Kopf, als ein Pudel ihr am Rocke schnuppert, und ich sah an ihrem vergelbten Gesichte, daß sie nicht anders zu dem grünseidenen Ueberrock gekommen seyn konnte, als durch Zueignung des verfallenen Pfandes. Es blieb mir endlich kein Zweifel, als im Thore ein zwergartiges Trödelmännchen zu ihr trat, das etwas altes Porzellan und andern Kram in den Armen trug. Meine Grünseidene redete ihn bekannt an, sie spizte die handschuhlosen Finger, als frage sie ihn, ob er Tabak bei sich habe, und er holte dienstfertig — es ist wahrhaftig wahr — ein braunthönernes Milchtöpfchen aus der Tasche und präsentirte ihr eine Prise daraus. Sie sagte ihrem untergeordneten Minister noch zwei, drei Worte im Geschäftsstyl, und war mir aus den Augen. Das kleine verkrüppelte Männchen erinnerte mich an ein ähnliches Geschöpf, dem man oft in den Hamburger Straßen begegnet, von dem mein kleiner achtjähriger Knabe neulich erzählte, er habe eine Frau ohne Beine gehen sehen, „denn gleich über den Füßen fing der Leib an." Diese kleine Person geht in selbstgefälliger Eitelkeit, im besten Puz die Straßen auf und ab und hat zwei Kinder.

Ich sah Hamburg heute mit nachsichtigen, freundlichen Augen an, denn wir hatten vierzehn Tage keinen Regen, drei Tage fliegenden Sturm gehabt, und so waren die Straßen ziemlich trocken; auch trippelte Alles munter daher, und eine Großmutter wollte sogar versuchen, ihr anderthalbjähriges Enkelchen, das sie auf dem Arme trug, eine Strecke gehen zu lassen. Die Sache ging auch ganz gut von statten, so lange sie sich begnügte, dem Kleinen schmeichelnd zu sagen: „Du schast en betjen gahn, min lütj Jung, de Straat is smuck drög vun Daag; ternaaßen schast uck en Boltje hemn." (Du sollst ein bischen gehen, mein kleiner Junge, die Straße ist hübsch trocken heute; hernach sollst du auch ein Bonbon haben.) Als sie aber den Kleinen wirklich auf die Erde sezte und er den Sinn der Worte faßte, fing er ein solch höllisches Geschrei an, daß ich glaubte, es stecke ein junger Stentor in dem freien Reichsstädter, und wirklich ward dadurch eine Heerde Gänse und Enten, die ihr Futter in ländlicher Weise auf den Gassen suchten (es war freilich auf dem Wege zum Gänsemarkt), in eine so decidirte Flucht gejagt, daß sie es in ihren eigenen Bülletins kaum anders werden dreh'en können.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 76.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 29. März 1834.

— Mein Bote, zaudre nicht,
Vollbring' die aufgetragne Pflicht,
Dann darfst du ruhn und träumen.

Karl Borrom: v. Miltitz.

Der Läufer von Glarus.

Einst fochten die von Uri sich
Und die von Glarus bitterlich
Um ihre Landesscheiden an,
Da ward zuletzt der Spruch gethan:
„Zur Tag- und Nachtgleich allerfrühst,
Wann kaum der Hahn den Morgen grüßt,
Soll nach der beiden Länder Enden
Jedweder einen Läufer senden,
Und wo sich drauf begegnen beide,
Da sey fortan des Landes Scheide.“
Und als der Morgen war gekommen,
Und kaum die höchsten Alpen glommen,
Zu Uri wachte schon der Hahn
Und sang den Morgen lustig an:
Der Hunger hat ihn früh geweckt,
Und wie er kaum die Flügel reckt,
Bricht schon der Urner hurtig auf
Und nimmt zur Scheide seinen Lauf.
Indeß zu Glarus schläft noch fest
Der Hahn in seinem warmen Nest;
Sie hatten trefflich ihn gefüttert,
Drum schlief er satt und unerschüttert,
Derweil im rothen Morgenbrand
Ihn bänglich die Gemein' umstand.
Doch endlich hub er an zu krähen
Und schlummertrunken sich zu blähen.
Und hurtig sprang der Glarner auf
Und nahm zur Marke seinen Lauf.
Doch als er eilte kurze Strecke,
Kam droben um die Felsenecke
In's Land herein mit stolzen Tritten
Schon der von Uri hergeschritten.
Der Glarner hielt mit nichten an,
Er sprang noch unverzagt bergan,
Daß er noch Land dem guten Rechte
Und seinem Volk gewinnen möchte.
Der Urner hüpft mit lautem Hohn:
„Hier ist die Scheide!“ ruft er schon;
Doch will er von den Alpenmatten
Ein Stücklein ihm zurückerstatten,
So weit es ihm noch möge glücken,
Ihn fortzutragen auf dem Rücken.
Der schwingt ihn auf die Schulter drauf
Und klettert frisch den Steg hinauf;
Er athmet schwer, das Knie bricht ein,
Erblassend stürzt er auf's Gestein.
„Hier ist die Grenze!“ ruft er schnelle —
Sein Grabstein ist zur selben Stelle. *

*

Da ruhe nun von deinem Lauf,
Und athme wieder freudig auf!
Du bist, so lang dein Fuß dich trug
Und bis zum lezten Athemzug,
Für's gute Recht vorangedrungen
Und hast ihm treulich Land errungen
Und weiter seine Mark gesezt.
Glückselig, wer zu guter Lezt:
Hier ist die Grenze! rufen kann.
Am Steine, den dein Muth gewann,
Den Ruhstein du gefunden hast —
Da, braver Läufer, halte Rast!

A. Stöber.

Lessing.

(Fortsetzung.)

Es war unterdessen ganz finster geworden, eine drückende, in dieser späten Jahreszeit ungewöhnliche Schwüle verkündete ein Wetter, das im Westen langsam aufzog. Aus dem erleuchteten Gartenhause ertönte Musik und Gelächter. „Sie können sich nur freuen, wenn sie Wein und Speisen vor sich sehen,“ rief Sabine; „und,“ sezte sie zu Lessing hinzu, „wo sind Sie denn indeß gewesen, Herr Ephraim?“ — „Zu Hause, bei meinen Eltern,“ antwortete der Jüngling. „Ach! auch ich hatte ein Haus,“ seufzte das Mädchen, „ein Haus, wo ich ein glückliches, frohes Kind war. Es stand am Ufer eines Baches, der melancholisch seine Wellen unter überhängenden Birken dahinfluthen ließ. Ach! laßt mich herab, ich will nicht mehr fliegen, die Erde ist doch schön! ich will nicht mehr fliegen.“

Die Schaukel wurde angehalten, und indeß Mylius sich der Seile bemächtigte, glitt das erhizte Mädchen in Ephraims Arme. Ein dumpfer Donner rollte und einzelne warme Tropfen fielen herab. Sabine hing sich an Lessings Arm, und sie gingen schweigend dem Hause zu. Als sie an den Tisch traten, der mit Speisen und Getränken, zugleich mit Büchern und Kupferstichen bedeckt war, und an dem die ganze Gruppe der Schauspieler Platz genommen hatte, wurde Lessing mit rauschendem Beifalle begrüßt. Es fand sich, daß man so eben von dem neuen Drama und dessen Darstellung gesprochen, und jezt war daher ein doppeltes Interesse mit der Erscheinung des Dichters verknüpft. Diesem wurde es schwer, der Fluth von Fragen und Lobsprüchen zugleich zu begegnen. Mit Mühe gelang es ihm endlich, so weit vorzudringen, daß er mit Ruhe der Madame Golzig seinen Entschluß mittheilen konnte, die Darstellung seines Gedichts für dießmal zu verhindern. Kaum waren jedoch die Worte heraus, als auch der lebhafteste Widerspruch von allen Seiten her laut wurde. Im Geschrei und Gezänke schaffte sich die Stimme der Prinzipalin Raum. „Wie?“ rief sie entrüstet und beleidigt, „das Stück untersagen, das Manuscript uns wieder fortnehmen? und wofür hätten wir denn all' die Anstalten getroffen? Nein, verehrter Herr Lessing, so gerne wir Theater spielen, so ungerne sehen wir, daß man mit uns Theater spielt; das Stück bleibt in unsern Händen und wird aufgeführt.“ Der Beifall der Uebrigen stimmte ihr bei, und nachdem sie aus einem ziemlich großen Punschglase einen Zug gethan, sezte sie begeisterter ihre Rede fort: „Sie sollten sich schämen, Herr Lessing, mit Ihren Gaben, Ihren Talenten so kleinlaut und verzagt zu thun; habe ich Ihnen nicht schon tausendmal versichert, daß Sie zum Bühnendichter geboren sind? Es hat bis jezt Niemand unter unsern Poeten, straf mich Gott! eine so excellente Piece zusammenbringen können, als Ihre hübsche Miß. Was helfen mir Verse, und Verse und immer Verse? die kann ich auch machen; aber so eine kunstreiche Verhandlung, mit allen dazu passenden Reden, Abgängen, Affekten und Charakteren auszugrübeln, ist nicht Jedermanns Sache. Doch ich habe, wenn's gut geht, auch mein Verdienst. Mit vielen Kosten sind ganz neue Kleider angeschafft und zwei neue Akteurs gewonnen worden; kurz, dieses Stück soll mir die Kasse füllen, und meiner Bühne, die einigen Schaden erlebt hat, vollends auf die Beine helfen.“

Lessing zog sich vom Tisch zurück, er sah ein, daß bei der lebhaften, erhizten Frau für diesen Moment nichts zu erreichen sey. Unmuthig warf er sich auf einen Sessel, der von der Gesellschaft geschieden am Fenster stand; man beachtete ihn auch nicht weiter, und er durfte ungestört seinen Gedanken freien Lauf lassen.

Zwei Theaterfreunde, die jezt hereintraten, brachten sofort neues Leben an den Tisch. Der eine von ihnen, ein magerer Franzose, mit einer durchdringenden feinen Stimme, behauptete, was Urtheile über Bühne und Kunst betraf, den ersten Platz. Er fand entschiedenen Beifall und Glauben, einestheils weil er eben ein Franzose war, anderntheils, weil man vermuthete, daß er hohen Standes sey, welchen Glauben auch die Aufnahme des Fremden in den vornehmen Kreisen der Hauptstadt zu bestätigen schien. Wie das Gespräch jezt auf die beiden neuen Schauspieler und ihre in Frage stehende Tüchtigkeit kam, rief er: „Wozu sik streiten? ce n'est qu'une seule règle que je donne: hat sie Anstand die Akteur, hat sie keinen? voilà tout! und um das zu probir, mak ich so: il laß ihn mir bringen tout simplement einen Stuhl; bringt sie den Stuhl mit grace, nit zu schnell, nit zu langsam, stoßt sie nirgends damit an, so ist der Akteur fertig, und dieselbige kann dann nachher einen héros, einen Komiker, Alles; oui, mes enfans, Anstand, Anstand, c'est tout in diese Welt. Ohne Anstand auf der

Bühne findet ein anständik Publikum kein Vergnügen, ohn' Vergnügen kein Spektakel!" — „Charmant!" rief die Menge, „delizios! Der Anstand ist's! der Anstand soll leben!" Einige stießen ihre Gläser aneinander, und der magere Sprecher fuhr fort: „Par exemple, mes amis, der große Lecain seyn die erste Künstler gegenwärtig à Paris; hab' mit ihm oft dinirt und soupirt, und mich gestritten über das Kunst, und selbige mir nachher versikert, parolo d'honneur! ik haben viel Talent zum Akteur; warum? weil ik hab' grace, und jeder Franzos haben grace. Keben sie Ak, wie ich nimm, par exemple, dies Glas; sehen sie den Hand, die Finger, alles hat seine Ordnung. Die Deutschen aber, permettez, messieurs, seyn eigentlich eine unanständige Nation, und darum seyn sie nit nuß zum Spektakel." — „Erlauben Sie, Herr Marquis!" rief hier einer der jungen Schauspieler; „es gibt doch auch Fälle in der Kunst, wo der Anstand höchst unanständig wäre." Ein allgemeines Gelächter erscholl. Einige von der Gesellschaft, welche versucht hatten, es dem Kunstkenner im Anfassen des Glases und in zierlicher Stellung der Hand gleich zu machen, sezten jezt die Gläser hin und wandten sich gegen den kühnen Redner. Der Franzose machte eine sehr ernsthafte Miene und sagte: „Comment? c'est impossible!" — „Sehr möglich," nahm der Sprecher wieder das Wort, „wenn der Anstand gegen Natur und Wahrheit streitet, so muß der Schauspieler ihn aufgeben, um den leztern zu folgen. Kann nicht zum Beispiel der Fall gedacht werden, daß der Dichter einen Charakter zeigen wolle, der aller Geseze des sogenannten Anstandes spottet, der gleichsam im Unanständigen excellirt? Hat man Gift bekommen, oder leidet man an ganz ungewöhnlichen Passionen, so kann man unmöglich ganz anständig sich geberden."

Der Franzose wußte nicht, was er hierauf erwidern sollte; er begnügte sich, die Achseln zu zucken und eine spöttische Miene zu machen. Mylius drängte sich jezt an den Tisch und rief: „Meine Herrn, der Streit ist unnüz! Was ist am Ende anständig, was unanständig? hat Jemand schon den Unterschied herausgebracht? Ich zweifle; es sind leere Worte ohne Begriffe, oder vielmehr die Begriffe sind von Anbeginn der Welt immerdar verwechselt worden. Viele z. B. würden es höchst unanständig finden, daß wir hier so vielen Punsch trinken und so laut zanken; ja man könnte behaupten, wir seyen höchst unanständig geworden, indem wir uns über diesen Anstand streiten, und die beste Difinition des Anstandes sey, wenn wir aufhörten, über ihn zu zanken." Ein noch stärkeres Gelächter erscholl, und einige machten leise den Vorschlag, auf die Erhebung der Unanständigkeit die Gläser anzustoßen und zu leeren. Der Redner fuhr fort: „Was die Franzosen betrifft, so muß man ihnen den Ruhm lassen, daß sie überall wissen mit Anstand unanständig zu seyn, indeß die guten Deutschen von jeher unanständig anständig gewesen sind. Doch, um wieder auf die Bühne und die dramatische Kunst zurückzukommen, so scheint mir das vollendetste Kunstwerk das zu seyn, welches bei den Zuschauern die meiste Langeweile verursacht." Der Franzose nahm eine Prise, schlug die Dose heftig zu und rief: „Ah ciel! was Neues!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, März.

(Fortsetzung.)

Spaziergang durch Hamburg.

Ich befand mich in der Neustadt, einer gräulichen Anhäufung von schmuzigen Gassen und alten hölzernen Häusern, die durch ihre Trause lebhaft an la roche qui pleuve im Fontainebleauer Holz erinnern. Dabei muß ich als einer der Eigenthümlichkeiten dieser Stadt erwähnen, daß die Namen fast nie zu den Orten passen, die sie bezeichnen. Der große Neumarkt ist weder groß, noch neu, noch ein Markt, auf den hohen Bleichen sieht man kein einziges Stück Leinwand, auf der Admiralität gibt es keinen Admiral, in der Kaffamacherei wohnt der russische Minister, der Dreckwall ist eine der reinlichern Straßen der Stadt. In der Bäckerstraße und am Brodschragen sucht man vergebens nach einem Bäcker, in der Deichstraße ist nichts von einem Deiche zu sehen, und wie die Republik zu einer Königsstraße kommt, mag Gott wissen. Doch im Buerstah haben wirklich einmal Bauern gestanden, als sie mit bewaffneter Hand in die Stadt drangen und der Bürgermeister an der Spize seiner tapfern Getreuen ihnen zurief: Buer, stah! (Bauer, steh!).

Endlich gelangte ich über den Gänsemarkt in den Jungfernstieg, aber hier war keine Zeit, sich mit alten Großmüttern :c. zu beschäftigen. Es wogte heute Alles im Winterstaate, der noch in der ersten Frische glänzte, fast wie er auf dem Weihnachtstische geprangt hatte; denn während des ganzen Winters war, des schlechten Wetters wegen, eine elegante Dame kaum aus dem Hause oder aus der Kutsche gekommen; nur seit den lezten paar Wochen konnten sie sich einigemal entschädigen und sehen lassen. Auch die Schwäne auf der Alster schnäbelten fröhlich dem Frühling entgegen und brüsteten sich in ihrem schönen Gefieder. Ich will aber diesmal den Leser nicht auf dem Jungfernstiege sizen lassen, wie ich es neulich unverantwortlicherweise that (daß ich ihn wieder dahin geführt, möge er verzeihen, ich genieße die weiche Wasserluft gar zu gern); vielmehr will ich ihn mit an die Börse nehmen, wohin ich neulich allein eilen mußte. Zuerst führt der Weg nach dem breiten Giebel, wo vormals eine breitgieblige Kirche stand, die von den Franzosen zum Magazin benuzt, später der Hanseatischen Jugend zum Turnplaz angewiesen und endlich abgebrochen ward. Es war ein schöner Turnplaz, ein ebener, elastischer Bretterboden über den ganzen Flur der großen Kirche hin, zwischen den hohen Pfeilern die vielen Recks und Barren für Groß und Klein, und in der Mitte die Kletterbäume und Voltigierpferde. Ich habe vor manchen Jahren selbst dort, als Gast, geturnt, und kann nicht ohne Wehmuth daran denken; denn einer der schönsten, anmuthigsten Jünglinge führte mich dahin; ein Turner, wie es wenige gab, Kraft und Grazie in jeder Bewegung, ein

Mensch, wie ich wenige gekannt habe, glühend für alles Schöne und Große, Alle liebend, von Allen geliebt, ein Sohn, wie ihn die besten Mütter sich kaum wünschen mögen, denn um der seinigen die Sorgen und Kränkungen nie gekannter Entbehrungen im hohen Alter zu ersparen, opferte er Alles, selbst die Ehre auf. Ich kann nicht ohne Wehmuth daran denken; denn dieser hoffnungsübervolle Jüngling war Wilhelm Beneke, der wenige Jahre später dem bekannten Bankierhause in Berlin vorstand, einen schlimmen, sehr schlimmen Bankerott machte und — im Gefängnisse starb. Der jüngere Bruder, von ihm mit fortgerissen, saß auch, sollte noch lange sitzen, doch seine Befreiung ward auf eine Art herbeigeführt, die ein Denkmal verdient, wie ich es nicht zu errichten vermag. Unter den reichen Handelsherrn dieser Hansestadt traten gerade diejenigen zusammen, die durch jenes Fallissement die bedeutendsten Verluste erlitten hatten, sezten den Hergang der Sache, so weit er ihnen bekannt, einfach auf und baten den König von Preußen, dem jungen Manne die Freiheit zu schenken. Der König gewährte die Bitte. Jene edlen Männer aber wußten wohl, daß in unserer verkehrten Welt die nackte Freiheit zum Lebensglück nicht hinreicht. Sie traten abermals zusammen und verschafften dem Befreiten auch die Mittel eines ehrenvollen Erwerbs. Solche Beispiele — doch ich halte mich länger als billig am breiten Giebel auf. Die Kirche, wie gesagt, ist abgetragen, aber lange wird es nicht dauern, so erheben sich neue Häuser aus dem Schutt. Jezt muß man sich noch zwischen der Bretterwand, die den Bauplaz einfaßt, und einigen der elegantesten Laden Hamburgs durchdrängen, um dann in die noch engere kleine Johannisstraße, aus dieser in die große Bäckerstraße und mittelst einer kleinen Fußgängerbrücke über einen schmuzigen Graben in den Neß zu gelangen, wo man rechts einen freien Plaz und dahinter das alte, nichts als alte Rathhaus gewahrt, das jezt einen fast unangenehmen Eindruck macht, weil unmittelbar daneben die 1619 begründete, aber vor wenigen Jahren im edelsten Styl neuerbaute Bank steht. Vor dem Rathhause angelangt, fragt der Fremde nach der Börse, denn dort soll sie ja seyn. Er wendet sich mit dieser Frage zunächst an einen der dort postirten Droschkenführer, die aber, weil sie einen bessern Rock haben, als viele ihrer Genossen (sie sind nämlich, wie die österreichische Artillerie, leberfarb und ziegelroth gekleidet), sich auch vornehmer dünken und — wie manche andere Leute in Hamburg — glauben, daß Vornehmseyn und Höflichseyn sich nicht wohl mit einander vertragen. Er wird daher mit einem halb höhnischen Blick abgewiesen, ärgert sich vielleicht und wendet sich an einen ältlichen Mann, der einige Schritte weiter, ein zweiter Papageno, seine Käfige von einem Baume losnestelt. Man muß die Stimme erheben, denn der Baum ist das Obdach einer großen Menge kleiner, zum Kauf ausgebotener Sänger, die wie in buntem Gefieder, so in wirbelndem Wettgesange sich zu überbieten trachten. Nachdem es dem Fragenden gelungen, sich dem Manne verständlich zu machen, sieht dieser ihn verwundert an, dreht sich um, sieht ihn nochmals an, begreift endlich und sagt: „Der Herr ist wohl fremd hier?“ — „Ja wohl, lieber Freund.“ — „Na sehen Sie, das hier ist die Börse.“ — Nun weiß er's, von selbst wäre er schwerlich darauf gekommen. Diese Hamburger Börse ist nämlich ein kleiner, mit Gittern umgebener Plaz, an dessen einer Seite etliche hölzerne Säulchen ein Dach tragen, unter welchem kaum hundert verträgliche Menschen Schuz gegen den Regen finden. Und der Regen ist nicht etwa eine Seltenheit in Hamburg; im vorigen Jahre z. B. waren unter den 365 Tagen nur 151 trockene.

Immer noch etwas ungläubig sieht der Fremde sich um, wie jener Vogelhändler; der aber hat die kleinen Sänger auf seinem großen Karren davongeschoben, denn es schlägt ein Uhr, und nun überzeugt er sich erst von der Wahrheit seiner Angabe. Von allen Seiten strömen die Menschen herbei in blauen oder braunen Oberröcken von sehr gutem Tuche, oder in Mänteln mit großen, über die Arme herabfallenden Kragen, oben mit braunem Pelz verbrämt, mit weißer Wäsche, mit Kravatten von Seide oder Pferdehaar und schwarzen Filzhüten mit kleinem Rande, gewöhnlich einen seidenen Regenschirm in der Hand oder unter dem Arm. Aus der am Rathhaus befindlichen Bürgerwache tritt ein Unteroffizier mit einigen Soldaten und führt diese an die verschiedenen Zugänge des Plazes, um Wagen und Lastträger anzuhalten, welche während der Börsenstunde mitunter bedeutende Umwege machen müssen. Die Herren, die aus Altena oder von den Hamburger Vorstädten und Gartenhäusern zu Wagen ankommen, müssen es sich auch gefallen lassen, vor dem Plaze auszusteigen; und dies ist eine sehr weise Maßregel, denn die Menschenmenge wird bald so groß, daß nicht nur die Börse selbst, d. h. der umgitterte Plaz, sondern auch die Straße daneben und der ganze Plaz vor dem Rathhause gedrängt voll stehen, und die Wagenpassage wirklich gefährlich seyn würde.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Logogriphe in Nr. 70:

1) Bogen, Pocken. 2) Bader, Pater. 3) Paktat, Bagdad.

Räthsel

Es dringt in ein großes Theater hinein,
Doch muß gezogen der Vorhang seyn;
Groß ist die Rolle, von ihm gespielt,
Reich ist der Effekt, von ihm erzielt.

Es verleiht dem Klügeren größere Macht,
Herrn hat es Dienern bekannt gemacht,
Es hat dem Genie in Einem Nu
Manch Räthsel gezeigt und das Wort dazu.

Dem Feldherrn hilft es in heißem Kampf
Siegreich zerstreuen den Pulverdampf;
Hat manchen Schächer durchbohrt mit Recht,
An Schlechten sich durch die Verachtung gerächt.

Es hebet mit sich dich zum Himmel empor,
Wenn erst es den irdischen Haft verlor;
Mit Schmeicheln und Heucheln und Buhlen allein
Wird selbst es entehrt und verächtlich seyn.

Mir hat es den Stolz des Geschlechtes besiegt,
Und hat mich in himmlische Träume gewiegt,
Verfolgt mich Glücklichen oft so weit,
Schwach trifft es mich freilich zu jeder Zeit.

Gern ruht es auf Gras und frischem Klee,
Klar bleibt sein Himmel bei Regen und Schnee;
Doch sah ich es schwimmen in bitterem See,
Daran zu denken, es thut mir weh.

Wißt ihr es noch nicht? ach! es ist ja der Pfeil,
Den Liebe versendet zu Vieler Heil,
Ach! es ist ja der Bote, der Seligkeit bringt,
Der Siz der Seele, wohin es dringt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 77.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 31. März 1834.

— Daß ein Deutscher selbst dächte, von selbst die Kühnheit hätte, an der Vortrefflichkeit eines Franzosen zu zweifeln, wer kann sich das einbilden?

Lessing.
Hamburgische Dramaturgie.

Lessing.

(Fortsetzung.)

„Nichts natürlicher,“ entgegnete Mylius; „das Lachen wie die Thräne sind nur niedere Funktionen des thierischen Menschen. Die Kunst, welche sich damit abgibt, bloß diese in Thätigkeit zu setzen, steht natürlich auch auf einer geringen Stufe; sie leistet nichts mehr, als was tausend geringfügige Anlässe des gemeinen Lebens leisten. Je inniger ein Dichter aber von seinem großen Berufe durchdrungen ist, desto mehr wird er diese grobsinnlichen Opfer für seine Muse verschmähen, er wird höher und höher streben und nicht eher sich befriedigt fühlen, bis er jene Glanzhöhe seiner Kunst erreicht hat, deren Elemente in einer langweiligen Andacht, oder in einer andächtigen Langeweile bestehen. Die Eingeweihten verstehen mich. Allein diese leuchtende Region zu erstreben, ist nicht leicht. Ein Kunstwerk, das sich ihr nähern will, muß unter andern Tugenden besonders eine gewisse trübe Unverständlichkeit, eine mysteriöse Unbedeutenheit, eine vornehme Gelehrsamkeit sich aneignen. Es muß stets mit einem gewissen Etwas versehen seyn, das schwer zu beschreiben ist, welches jedoch immer daran erkannt wird, daß man sogleich bei seiner Annäherung die gründlichste Langeweile empfindet; eine Langeweile, die aber so edel und vornehm ist, daß ein nur irgend ästhetisch Gebildeter oder Kunstmensch um's Himmelswillen kein so langweiliges Stück für das belustigendste hingibt. Das ist, Freunde, die göttliche Ruhe, und wenn es uns gelingt, ein ganzes Publikum so göttlich zur Ruhe zu bringen, so hat unsere Kunst den Gipfel ihrer Bestimmung erreicht. Die Franzosen, wie in allen Dingen, können auch hier uns die besten Muster liefern.“

Der Franzose, welcher zweifelhaft war, welche Deutung er der ganzen Rede geben sollte, fand sich durch den Schluß derselben eben so befriedigt als geschmeichelt. „Il n'y a pas de doute,“ rief er, „meine Nation ist unique, was betrifft die Kunst. Alle diese Wunder thut bewirken der Anstand. Es gibt große Exempel hierin. Le célèbre Bertier wurde verbannt und bestraft, weil er gewagt, vor die König und die ganze Hof den Tyran Neron zu spielen, ohne Galanteriedegen und weiße Handschuh.“ — „Fürchterlich!“ rief Mylius, „wahrhaft gräßlich! und dennoch muß ich jenen großen Künstler loben. Der Zug ist grell, aber wahr. Welch ein sprechenderes Merkmal seiner bodenlosen Verderbtheit konnte dieser Wüthrich wohl geben? Daß er Rom verbrennen ließ, die Ermordung seiner eigenen Familie kaltblütig anbefahl, zahllose Verbrechen auf sein Haupt häufte, kann in den Augen der Zuschauer sein Bild nicht so verzerren, als jene weggelassenen Handschuhe es thun. Nun erscheint

er ganz als Scheusal, als über alle Grenzen des Menschlichen sich hinaus verirrendes Ungethüm, dem nichts heilig, nichts mehr ehrwürdig ist."

Ein Theil der Anwesenden lachte, ein anderer beobachtete die Mienen des Marquis, um nach seiner Theilnahme oder Abneigung bei diesen Worten ihr Betragen einzurichten. Madame Golzig, die die Aufmerksamkeit wiederum auf sich und ihre nächsten Angelegenheiten lenken wollte, rief jezt: „Was mich betrifft, gebe ich den jungen Ankömmlingen unbedingt meinen Beifall; sie sind beide von gutem Aeußern, wohl gebaut, und scheinen, was ihre Conduite betrifft, Kinder rechtlicher Eltern zu seyn. Der Eine ist sogar von einer so saubern Niedlichkeit, daß er der Mademoiselle dort bei der Probe nicht einmal einen Kuß geben wollte; doch so etwas empfiehlt. Ihr Spiel betreffend, mag das Publikum entscheiden." — „Ja, ja, das Publikum," riefen alle, „das hat die lezte Stimme!" — „Ich habe," sezte Madame Golzig ihre Rede fort, „jezt noch einen wichtigen Gegenstand Ihnen, meine Anwesende, vorzulegen. Es ist die Klage entstanden, daß ich zu viel ernsthafte Historien zur Aufführung bringe. Die vielen Staatsgeschäfte, der nahe Krieg und die große Besorglichkeit überhaupt machen, daß die Leute heutzutage ernsthafter sind, als sie es jemals waren. Wer in die Komödie geht, will darum nicht wieder ähnliches Herzeleid, sondern Lust und Lachen finden. In Betreff dieser Anforderungen sind denn auch die beiden neuen Akteurs verschrieben; sie können singen und tanzen, der eine sogar will auf dem Seil Künste machen, wenn's erforderlich ist. Nun aber fehlen mir wieder die gehörigen Possen und Liederspiele. Ich habe schon mancherlei Plane und Gedanken mir gemacht. Auf meine Bitten schickte mir mein Korrespondent aus Hamburg etliche von solchen kuriosen singenden Komödien, die allesammt sehr schöne Titel haben; freilich sind sie nicht mehr ganz neu, doch ließe sich mit ein paar Aenderungen gewiß das Trefflichste daraus machen. Lesen Sie, Herr Mylius."

Der junge Mann ergriff das Blatt und trug der Gesellschaft folgende Titel vor: „Der aus Hyperboreien nach Cimbrien überbrachte güldene Apfel, ein allegorisches Triumphspiel mit Tanz- und Singbelustigung. Der gestürzte und wieder erhöhte Nebucadnezar, eine Tragödie mit Tanz. Die große römische Unruhe, oder die edelmüthige Octavia, eine mit Tanz ausgeschmückte Historie. Der angenehme Betrug, oder das Karneval zu Venedig." Der Leser hielt inne und man fing an, sich über diese Bühnenstücke zu besprechen, als in dem Moment die Saalthür aufflog: unter einigen starken Wetterschlägen trat ein junger blühender und erhizter Offizier herein, am Arm eine Theaterschöne, die mit zum Kongreß gehörte, jedoch vorgab, sich bei einer Freundin verspätet zu haben. Sie ließ sich von ihrem Begleiter den Mantel abnehmen und hörte mit freundlichem Lächeln auf die Artigkeiten, welche ihr der Marquis über den Tisch hinüber ziemlich laut zuflüsterte. Ein paar Schauspieler machten eben so laute Bemerkungen über den neuen Halsschmuck der Schönen. Der Offizier näherte sich der Madame Golzig und rief: ob es nicht jezt Zeit sey, die Karten tanzen zu lassen; für ein treffliches Soupé später habe er schon gesorgt. Bei diesem Antrage erhoben sich Mehrere sogleich und schlichen leise, nach ihren Hüten greifend, fort. Die andern rückten die Tische näher zusammen, schlossen die Fensterladen, und der Lieutenant ergriff die Karten, um Bank zu halten. Eine tiefe Stille trat ein, und die vielen vom Wein glühenden Gesichter blickten, wie mit Zauber gebannt, auf die Blätter, die unter den Händen des Offiziers ihre ominösen Zahlen zeigten.

Lessing hatte sich schon beim Beginne jenes nutzlosen Streites aus dem Zimmer entfernt und stand jezt, in Träume versenkt, unter einem breitblättrigen Kastanienbaum; ihn störte der verworrene Lärm aus dem Hause nicht, wohl aber fuhr er jezt auf, als er sich von einem weichen Arm umschlungen fühlte und gewahr wurde, daß Sabine neben ihm stand. Der Blick ihres Auges schien durch die Dunkelheit in das seinige zu dringen. Eine Pause verging, dann stieß sie mit einem schmerzlichen Seufzer die Worte aus: „Ephraim, Du bist mir untreu!" Sie weinte jezt auf das Heftigste, und der Jüngling bog sich zu ihr herab. „Wunderliches Mädchen!" rief er, „weßhalb glaubst Du das? Doch," sezte er schnell hinzu, „glaube es nur immerhin, Du mußt jezt erfahren, daß wir uns nicht mehr wiedersehen werden; obgleich in Einer Stadt mit Dir wohnend, werde ich sowohl Dich als Deine Gesellschaft geflissentlich vermeiden." Sie weinte immer heftiger, und er bog seinen Arm um ihren Leib. „Weine nicht!" rief er mit weicher Stimme, „ist es nicht besser, daß sich ein Band schnell und unverzüglich löst, so lange es noch schwach und leicht ist? Wir wollen beide ein besseres, edleres Ziel uns vorsetzen." Sie schlang ihren Arm um seinen Hals. „Ich weiß nicht, was Du willst, Ephraim! ich weiß nicht, was edel oder verwerflich, was Tugend oder Verbrechen ist. Du bist mein Eines und Alles; wenn Dein Auge mir lächelt, so bin ich gut, fliehst Du mich, so könnte ich morden." — „Fürchterlich!" rief der Jüngling bewegt; „armes, verwahrlostes Mädchen, wie soll ich Dir helfen?" — „Horch, wie der Donner schmettert!" unterbrach sie seine Worte; „tausend Menschenherzen zittern jezt in Furcht und Aengsten, ich kenne keine Gefahr. Ich habe über der Erde wie auf ihr nur Dich allein, Ephraim! Wenn der Blitz uns jezt wegnähme, wenn er, indem sein Strahl dieses Herz durchbohrt, zugleich die Qual endete, die darin verschlossen, die Qual, Geliebter, daß Du nicht

mehr mein bist, so wäre mir auf immer geholfen.“ Sie schwieg, und auf's Neue rannen ihre Thränen. „Du schwärmst,“ hob er mit ernster Stimme wieder an; „uns soll der Blitz tödten? und was hätten wir denn mit einander zu schaffen?“ Das Mädchen zuckte krampfhaft zusammen. „Was wir mit einander zu schaffen haben?“ erwiderte sie mit einem seltsam stockenden Ton; „das will ich Dir sagen.“ Sie hob sich auf die Fußspitzen bis zum Ohr des Jünglings, und zischelte schnell und leise einige Worte hinein. Heftiger rauschten die Gipfel der Bäume, wiederholte Donnerschläge ließen sich hören. „Jezt weißt Du es!“ rief sie, indem sie krampfhaft seine Hand drückte und mit einem Sprunge in der Dunkelheit verschwand. Einsam schlich Ephraim aus dem Garten durch die leergewordenen Gassen seinem Hause zu.

Sonette.

Von Johannes Fallati.

Erinnerung des Kopfes.

Du sonnenhafte Jungfrau, stolze, reine,
Die du mir warst, ein Sultanskind, geraubt
Aus dem Kiosk, von Palmen hoch umlaubt,
Das fremd nun wandelte durch Fichtenhaine,

Es zieht dein Bild mit seinem bunten Scheine,
Dies Bild, das ich verblichen längst geglaubt,
So glänzend heute durch mein ödes Haupt,
Daß ich dein Sklave noch zu seyn vermeine.

Doch ist das Herz jezt still dabei, pocht nicht,
Und von dem Bilde fällt in seine Falten
Nur der Erinn'rung kühles Mondenlicht.

Wie wenn der Wilde Zeichen und Gestalten
Der weichen Haut mit Schmerz einäzt und sticht:
Das Weh stirbt bald, das Bild wird lange halten.

Schwarze Augen.

O schwarzer Augen dunkeltiefer Schacht,
Draus zauberkräftig Edelsteine blinken,
Verstohlen blinzelnd mich hinunterwinken
Zum Quelle so geheimnißvoller Pracht:

In eines Herzens wunderreiche Nacht,
Die glühend Sonnenlicht mich ließe trinken,
Um taumelnd in der Liebe Schlund zu sinken,
Deß Tiefe kein Gedanke je gedacht.

Wie lang ist nun das Augenpaar entschwunden,
In dem ich alles das zuerst gefunden! –
Es nie zu sehn mehr, hab' ich mich verbunden.

Doch wo mir leuchtet schwarzer Augenschein,
Da tauch' ich tief in ihn die Seele ein,
Und wähne selig, ach! wie einst zu seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, März.

(Beschluß.)

Spazziergang durch Hamburg.

Sehr lange schon hat man über den schlechten Börsenplatz geklagt, ja es wurden schon vor Jahren 500 Aktien à 1000 M. B. gezeichnet (über 450,000 fl.), um eine neue Börse zu bauen. Dabei ist es aber bis jezt geblieben, obgleich die Baumeister zu allen Ausstellungen Börsenplane liefern. Man ist schon daran gewöhnt, sich etwas quetschen und beregnen zu lassen, und nur selten wird der ruhige Geschäftsgang gestört, es wäre denn, daß ein Wortstreit, durch fühlbare Gestikulationen unterstüzt, die Wache nöthigte, einen Querkopf zu arretiren, oder daß die Schandglocke auf ein paar Minuten die Aufmerksamkeit der Versammlung auf sich zöge. Diese Schandglocke hängt nämlich in dem kleinen Thurme des Rathhauses, gerade über dem sogenannten ehrlosen Block, an welchem arge Schmähschriften ꝛc. durch den Büttel verbrannt, auch wohl die Verfasser derselben in Person zur Schau gestellt und die Namen boshafter, meineidiger Bankeruttiers öffentlich bezeichnet werden. Bei allen diesen Gelegenheiten wird mit der Schandglocke geläutet; ich muß aber zur Ehre der Stadt hinzufügen, daß dergleichen in neuerer Zeit höchst selten geschieht, und daß die erwähnte Glocke wohl lange schweigen müßte, wenn sie nicht außerdem die keineswegs schimpfliche Bestimmung hätte, die Jahrmärkte ein- und auszuläuten.

Die versammelte Menge bietet auf den ersten Blick wenig Charakteristisches dar, der Fremde sieht hier nichts Hervorstechendes, keine Griechen, Ungarn ꝛc., wie in Wien, keine Polen, wie in Leipzig, überhaupt nichts, was seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nehmen könnte, wenn er nicht (etwa vom Lande kommend) beim Gruße eines Bekannten vor seiner eigenen Kappe oder Pelzmüze erschrickt und sich der seltenen Auszeichnung schämt. Allein bei näherer Betrachtung des Gewühls wird es ihm nicht lange entgehen, daß die ganze Versammlung sich füglich in drei Klassen scheiden läßt, nämlich in ruhig stillstehende, geschäftig umhereilende und unstät dahinschlendernde Männer. Die ersten sind die ansäßigen Großhändler, welche ihre bestimmten Standpläze haben und diese nicht verlassen, um von Allen, die sie suchen, gefunden werden zu können. Die andern sind die Makler, die theils mit Proben von Kaffee, Zucker, Indigo ꝛc., theils mit Assekuranzprämien- und Kurszetteln oder Wechselnotaten ꝛc. von Einem zum Andern laufen, hier fragen, was man geben will, dort das Gebot anzeigen, bis das Geschäft zum Abschluß kommt, oder auch nicht. Die lezten endlich sind theils junge Leute, die, von ihren Handelsherren beauftragt, diesem oder jenem etwas zu melden haben, theils Fremde oder Durchreisende, die ein paar Bekannte aufsuchen oder sich umsehen wollen, theils auch junge Advokaten, die ringsherum hinhorchen, ob etwa eine Differenz zu einem Rechtsstreite führen wird, wobei sie ihren Beistand offeriren könnten. Daß jede dieser drei Klassen, und nicht die leztere allein, in verschiedene Unterabtheilungen zerfällt, versteht sich von selbst; doch gehört schon viel Lokalkenntniß dazu, um hier einigermaßen richtige Grenzen zu ziehen. Die interessantesten Individualitäten bietet unstreitig die erste Klasse dar, aus der ich ein paar Einzelne hervorheben will, um sie dem Leser wo möglich anschaulich zu machen.

An jener Säule dort steht ein aristokratisch aussehender schöner Mann, dem man auf den ersten Blick die Abkunft

aus dem brittischen Inselreiche ansieht, obgleich die deutsche Freundlichkeit und Sitte schon seit Generationen Zeit gehabt haben mag, sich mit dem fremden Element zu verschmelzen. Seine Erscheinung ist wohl die ausgezeichnetste in der Versammlung; durch den Stolz, ja den Hochmuth seiner merkantilischen Haltung an der Börse, wo nicht leicht ein junger Kaufmann ihn anzureden wagt, und wenn er es thut, kurz ab- und an den Makler gewiesen zu werden riskirt, schimmert doch die Vertrauen einflößende Leutseligkeit der freundlichen Gesinnung durch. Auch ruht der Stempel innerer, feiner Seelenbildung auf seinem Gesichte und auf seiner ganzen hohen Gestalt, und zugleich die glückliche Ruhe eines reichen Mannes. In seiner Nähe sieht man zuweilen eine Figur, die auch von brittischem Hochmuthe strozt, und zwar nicht gemildert durch das deutsche Element, sondern recht abstoßend und grell; man sieht auf der Stelle, daß dieser und einige seiner Landsleute hier noch nicht warm geworden sind, so verächtlich kalt blicken sie auf Alles herab, und doch möchten mitunter befremdliche Resultate zum Vorschein kommen, wenn man den Grund oder Ungrund dieses Stolzes beleuchten könnte oder wollte. Aber ihrer sind nur Wenige; die Mehrzahl der Anglo-Hamburger zeichnet sich keineswegs auf solche Weise aus; in der Regel nur durch eine gewisse Ruhe der Haltung und Steifheit im Verkehr mit Fremden. Nahe bei Ersterem sieht man einen kleinen, Ministerähnlichen, hagern Mann, mit scharfen und doch sanften Zügen, dem das starke Hinneigen des einen Ohrs nach dem mit ihm Sprechenden ein besonders zutrauliches Ansehen gibt, aber auch auf Taubheit schließen läßt. Ein bis zwei glückliche, befriedigte, mit Hamburger Kost wohlgenährte Gesichter erkennt man noch unter den Stabilen (d. h. unter denen, welchen es seit einem Jahrzehend oder länger stabil geglückt ist); sonst sind die Physiognomien der hiesigen Handelsherren meist unbefriedigend, entweder der Art, daß man sich wundert, wie ein so gewichtiger Mann sich nicht etwas mehr Aplomb angeeignet hat, oder aufgeblasen von Geldstolz und Indigestion, denn es wird hier über alle Maßen gegessen und getrunken, worüber ich noch Einiges in petto behalte, um mich, als ein kluger Autor, nicht ganz auszuschreiben. Ein junger Altonaer bewegt sich mit angenehmem Anstand durch die Versammlung; der elegante Wagen, in dem er ankommt, der modische Schnitt seiner Kleidung lassen auf den gereisten Sohn eines reichen Vaters schließen. Manchmal sieht man auch unter den gewichtigen Männern der Stadt einen wohlgenährten, offenbar von den Weibern verzogenen Juristen, auf dessen, an den Kaiser Alexander erinnerndem Gesicht ein ganzes Magazin von trockenem Wize offen liegt, und auf den man gern einen Blick wirft, wenn er sich behaglich durch die Menge bewegt, als brauche er sein Theil nicht mehr zu suchen. — Unter den Israeliten steht auch Mancher durch Bildung, wie durch merkantilischen Einfluß, oben an, und sezt sich auch äußerlich gern auf kameradschaftlichen Fuß mit denjenigen, die so glücklich sind, einen honorirten Glauben zu haben; aber ganz gelingt es ihnen nicht. Die vornehmen christlichen Kaufleute sind zwar sehr artig, machen auch gern Geschäfte mit ihnen, doch eine Nüance in ihrem Benehmen deutet an, daß die Bekenner des alten Testaments nicht zu ihrer eigentlichen Gesellschaft gehören. Wollte ich mehrere dieser Herren beim Namen nennen, sie würden schwer ins Gewicht der europäischen Geldwage fallen. Was in der Hamburger Bank liegt, was der Kredit vermag und was hier jährlich umgesezt wird, reicht zwar nicht an den Riesenmaßstab der Engländer, sucht aber in Deutschland seines Gleichen; denn die Geschäfte dieses Ortes werden, allein im Waarenhandel, gewiß nicht zu hoch auf drittehalb hundert Millionen, im Ganzen aber, Assekuranz und Bankgeschäfte eingerechnet, auf achtehalb hundert Millionen Mark Banko jährlich angeschlagen, und sind noch in steiger Zunahme begriffen. Und dieser große, ja brillante Umsaz wird größtentheils auf der kleinen, schmuzigen Börse zu Stande gebracht, und zwar in Einer Stunde des Tages; denn um zwei Uhr ist Alles vorbei, die versammelte Menge trennt sich mit derselben geschäftigen Eile, mit der sie kam, Einige zu den harrenden Wagen, Andere, von gutem Appetit getrieben, in verschiedene Restaurationen oder Austerkeller, noch Andere nach Hause ins Comptoir oder zur Familie, Viele endlich in die Börsenhalle eilend, um dort, im großen, erwärmten Lokale des untern Stockwerks, ein begonnenes Geschäftsgespräch fortzusezen, oder die daselbst schriftlich angeschlagenen Neuigkeiten und im Lesezimmer die Zeitungen zu durchlaufen. Doch an diesen und an andere interessante Orte will ich den Leser ein andermal führen, denn auch mich treibt der Appetit in Herrn Unbescheidens Austerkeller, bescheiden mein Duzend Austern zu verzehren.

Von der Nordsee, März.

Ankündigung des Dampfbootkurses zwischen der Elbe und Helgoland.

Den zahlreichen Freunden und Freundinnen des unvergleichlichen Seebades Helgoland geben wir die erfreuliche Nachricht, daß sie diese großartige und heilvolle, im Schooße der kräftigen Nordsee errichtete Anstalt künftig sehr schnell, von Hamburg in zehn, von Curhafen in vier Stunden erreichen können. Das auf Verfügung einer Hamburger Aktiengesellschaft erst voriges Jahr zu Glasgow erbaute prächtige Dampfschiff, die Elbe genannt, an Eleganz, Bequemlichkeit und besonders an Schnelligkeit alle Dampfschiffe übertreffend, die früher vor Hamburg erschienen sind, hat unter andern Bestimmungen auch die einer regelmäßigen wöchentlichen Ueberfahrt nach Helgoland, Sonnabends hin und Montags zurück. Es hat Raum für 500 Passagiers mit Gepäck und eine Restauration an Bord, die zwar nicht so großartig als die Helgolander ist, doch mit Allem, was zur Lebensnothdurft gehört, immer vollständig und reichlich versehen seyn wird. Schon im Voraus gewiß, die rasche Ueberfahrt immer in zahlreicher Gesellschaft von Damen und Herrn zu machen, darf der Passagier von einer so interessanten Seereise en miniature sich wohl ein nicht alltägliches Vergnügen versprechen, selbst wenn Aeolus, verkehrt blasend, der schönen Elbe mitunter ein ungalantes Widerspiel halten sollte, wobei er doch nur den Kürzern ziehen würde. Die Bestimmung des Fährgeldes ist äußerst billig. Es beträgt für die Person von Hamburg in erster Kajüte 15 Mark (oder 5 Rthlr.), in zweiter Kajüte 12 Mark (oder 4 Rthlr.), und von Curhafen 5 und resp. 4 Mark Hamburger Courant. Eine zeitige öffentliche Bekanntmachung des ersten Abfahrtstages von Seiten der Dampfschifffahrts-Direktion würde für das bei diesem Gegenstande schon seit Jahren gleich interessirte Publikum des nahen und fernen Auslandes wünschenswerth seyn.

Auflösung des Räthsels in Nr. 76:

Der Blick.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 33 und Monatsregister März.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 78.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 1. April 1834.

Gruben Gräben', dämmten ein,
Schmälerten des Meeres Rechte,
Herrn an seiner Statt zu seyn.
So erblickst du in der Weite
Erst des Meeres blauen Saum,
Rechts und links, in aller Breite,
Dicht gedrängt bewohnten Raum.

Goethe.

Niederländische Briefe. *)

Ausflug nach Leyden.

Sie wissen, wie hart es mir ist, anzufangen und nicht fortzusetzen, im Reisen wenigstens. Und doch muß ich mich diesmal bescheiden, nur die Vorhalle Hollands zu betreten, an den Küsten zu bleiben, ohne den „reinen Osten," Amsterdam, Harlem, Utrecht besuchen zu können. Wer nicht bis zur Sättigung haben soll, der will doch naschen, und so beschlossen wir, auf einer Ausflucht aus dem Haag nach dem nahen Leyden vom Lande der Kanäle die Süßigkeit des Kerns zu kosten. Gewissenhafte Gäste der heilenden See, nahmen wir also gestern unser kühles Bad in ungewöhnlich früher Stunde, wanderten dann durch den heitern Busch, durch's Haag, zum äußersten Kanale, und erreichten glücklich die „achte Schuyte;" denn stündlich geht diese gemächliche Reisegelegenheit ab, und schon viel früher, als zur achten Stunde. — Sie kennen im Ganzen die Einrichtung dieser Fahrzeuge, die ohne kostspielige Eleganz die nöthigsten Bedürfnisse holländischer Bequemlichkeit befriedigen. Dem Stübchen (het Roef), dem bescheidenen Aufenthalt der, wie billig etwas höher besteuerten Aristokratie, fehlt nie der niedrige Tisch mit dem unentbehrlichen Feuerbecken und dem bekannten andern Geräth der unverhehlten, freilich nicht scheinbaren Reinlichkeitsliebe. Sehr weiche Federkissen liegen auf den hölzernen Bänken umher, und Vorhänge an den Fenstern, Duodezausgaben der Prachtexemplare in den Wohnstuben, gewähren auch hier das dem Holländer so gemüthliche Halblicht, das bei ungünstigem Wetter durch den Tabaksdampf der dann oft dicht gedrängten Gäste möglichst gesteigert wird. An freundlichen Tagen, wenn die Sonne die feuchte Luft des Kanals durchwärmt, bleibt man freilich lieber im unbedeckten Theile, und kommt so rauchend, schlafend, oder bequem und eintönig schwatzend, mühlos an den Ort der Bestimmung. Indessen ist die Fahrt nicht gar zu langsam, jedenfalls empfehlenswerth wohlfeil, und doch — da bei der großen Zahl täglich abgehender Fahrzeuge selten Ueberfüllung entsteht — auch von den höhern Ständen benuzt. Wir waren noch zu

---

*) Unter dem Titel: Niederländische Briefe, erscheint in Kurzem in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ein Werk, in welchem sich an die Anschauung der Kunstwerke in den vornehmsten niederländischen Städten die interessantesten Betrachtungen über Malerei, Skulptur und Architektur im Allgemeinen anschließen. Bei den Abschnitten, welche wir den Lesern mitzutheilen gedenken, nehmen wir, dem Charakter unserer Blätter gemäß, besondere Rücksicht auf Schilderungen von Land und Volk, und ziehen Kunsturtheile nur in soweit herein, als es geschehen kann, ohne auf das Gebiet unseres Kunstblatts zu sehr überzugreifen.

D. Red.

frühe für die Abfahrt gekommen; dafür aber gab die Reisegesellschaft, die langsam sich einfand, günstige Aussicht. Ein gar liebliches Professorenkind, ein freundliches Willkommen aus dem gelehrten Leyden, bestieg mit dem jüngern Bruder den Nachen. Die Fülle der schönen Holländerinnen, die freilich später oft einen bleichen, schweren Charakter annimmt, war hier noch in jugendlicher Frische, und stand gar zierlich in der feinen französischen Tracht. Leider aber wollte sie nur in der Tracht vom Französischen wissen, nicht in meiner Anrede, die sie freundlich, aber bestimmt ablehnte. Bald tönte auch die Glocke, als lezter Ruf zur Abfahrt, der Pferdeknabe (das Jägerchen, wie man ihn hier zärtlich nennt) saß auf seinem Quersattel, und unsere sanfte Reise begann. — Bald mündet der vom Haag her kommende Kanal in den, welcher von Delft nach Leyden führt; wir wandten uns also links, und fuhren nun lange Zeit bei sehr sorgfältig erhaltenen Landhäusern vorbei. In Holland wie in Venedig sind die Kanäle die Schauseiten der Häuser, während man die Straßen des Innern weniger würdigt. An sie reihen sich diese ruhigen Lustsitze, welche dem Reisenden der Wasserstraße das Land als den Aufenthalt gewerbloser, genießender Rentner erscheinen lassen. Gewöhnlich sind diese Landhäuser in mehreren Stockwerken, aber niedrig gebaut, in einfachen Formen, aber mit frisch angestrichenen Laden und Thüren und hellglänzenden Spiegelfenstern, welche das Vergnügen müßiger Neugierde dem Bewohner, nicht dem Vorüberfahrenden gestatten. Dieser wird dagegen durch den Anblick überreicher Blumenbeete, bunter Spaliergewächse oder der dichten, schattigen Baumgänge entschädigt. Häufig, wenn das Wohnhaus selbst weiter im Innern des Gartens, liegt dann dicht am Kanal ein Pavillon, gewöhnlich, um den Genuß der stündlich vorbeikommenden Fahrzeuge nicht auf eine enge Gegenwart zu beschränken, sondern Annäherung und Entfernung beobachten zu können, mit einem dreiseitigen, ganz zu Fenstern bestimmten Vorbau. An diesen möglichst bunten und zierlichen, oft in gothischen oder chinesischen Formen erbauten Häuschen ist denn auch der Name des Landsitzes zu lesen; manchmal nur die Lokalität angebend, z. B. Voorburg, Yperburg; zuweilen in galanter Erwähnung ehrbarer Hausfrauen oder Töchter, Carolinaburg, am häufigsten aber das Wohlgefallen des Besitzers aussprechend, Welgelegen oder Vreugde en Rust. Freude und Ruhe! die wahren Penaten dieser friedlichsten aller Burgen, eigentlich nur verschiedene Verkörperungen derselben Gottheit. Die Ruhe, erzählt man, wird häufig hier so strenge verehrt, daß viele der müßigen Bewohner dieser Landsitze selbst die Reise in die nächste Stadt lebenslang aufschieben. Nur durch diese grenzenlose Liebe zur Ruhe wird der Patriotismus begreiflich, welcher die Holländer abhält, nach englischer Sitte, weniger hochbesteuerten Lebensgenuß in andern Ländern zu suchen. Geräuschlos zogen wir unsere Wasserstraße fort durch die geräuschlose Welt der „Freude und Ruhe,“ deren ewige Sabbathstille für uns unruhigere Geister des festern Landes wenig gemacht seyn möchte. Hinter dem freundlichen Oertchen Letztedamm, wo wir kurze Zeit anlegten, um den unentbehrlichen Genuß des Vormittagskaffee's zu haben, wurden die Umgebungen einförmiger und das Gespräch der Reisegesellschaft belebter. Ein französischer ancien militaire, den seine philanthropischen Wanderungen unter Napoleon nach Egypten, Italien, Spanien, Deutschland, aber nicht nach Holland geführt hatten, holte das Versäumte nach, und der Weitgereiste, obgleich an das Delta sich erinnernd und die Niederungen des Po, zollte der Schönheit, der üppigen Fruchtbarkeit und Fülle des Niederlandes reichen Beifall. Er erhob Baumwuchs und Früchte; aber unerschöpflich war er, seinem grauen Haupte zum Troz, im Preise der edlern Früchte des Landes, der weiblichen Schönheiten in ihrer Fülle und Frische, bis unsere schöne Reisegefährtin, unter dem Schleier erröthend, sich seitwärts wendete und so verrieth, daß ihr früheres Ablehnen unserer französischen Fragen nicht wohl gewählte Vorsicht gewesen.

Endlich wurden die Landhäuser an den Ufern wieder häufiger, die Nähe der Stadt verkündend, deren Thürme sich auch hinter dichtem Laube zeigten. Bald entschwanden sie wieder, weil die umgebenden Gärten uns hinderten, und nicht lange darauf legten wir an. Wir waren unmittelbar vor der Stadt, ohne es zu wissen. Die Musen des batavischen Athens verbargen sich unter der Schaar der Grazien, würde ein holländischer Poet vielleicht noch heute sagen, da hier der derbe Redeprunk des siebzehnten Jahrhunderts noch nicht ganz abgekommen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mozarts Don Juan auf der französischen Opernbühne.

Sucht nur die Menschen zu verwirren,
Sie zu befriedigen ist schwer.

Paris, im März.

Rossini und Meyerbeer, ja sogar Auber schweigen, und so ist denn unser Doktor Véron, der Operndirektor, der denn doch einmal die Hände nicht in den Schooß legen darf, auf den Einfall gerathen, Mozarts Don Juan in französischem Gewande dem Publikum vorzuführen, da bisher nur die Zauberflöte, und noch dazu sehr verhunzt, auf die Pariser Opernbühne gebracht worden war.

Mozart ist früher als Beethoven in Frankreich zu Ehren gekommen; allein eigentlich hat seine Glanzperiode doch erst kürzlich begonnen, wozu einige meistens junge Theaterkritiker ziemlich viel beigetragen haben. Jetzt wird es zur Ehrensache, Mozart zu bewundern, und so hat denn Véron gemeint, es sey der rechte Zeitpunkt, ihn auch dem Opernpublikum nach einem Zwischenraum von mehr als dreißig Jahren wieder vorzuführen. Die Väter und Mütter haben die erste Aufführung der Mystères d'Isis gesehen; jezt erleben ihre Söhne und Töchter die ersten Darstellungen des französischen Don Juan Die Tagesblätter, die fast alle dem Direktor geneigt sind, hatten angekündigt, Dr. Véron habe das Meisterwerk des deutschen Tonkünstlers gewissenhaft auf die Pariser Bühne verpflanzt, und wie ein vom Alterthume überliefertes Kunstwerk unverändert gelassen; allein so etwas ist in Paris fast unmöglich. Noch nie ist hier ein fremdes Stück auf die Bühne gebracht worden, in französischer Gestalt meine ich, ohne bedeutende Veränderungen zu erleiden, wie sie der Geschmack der Nation und zuweilen die Laune des übersetzenden Dichters mit sich bringt. Mit dem Da Ponteschen Texte des Mozartschen Don Juan ist man nun freilich gelinder und respektvoller verfahren; allein Einiges hat man doch ändern, und folglich verbessern oder verschönern zu müssen geglaubt. Auch hat die große Oper in Paris Rücksicht zu nehmen auf die Dauer des Stücks, auf die Gewohnheit des Publikums, tanzen zu sehen, u. s. w. In Deutschland dauert das Schauspiel selten lange; man begnügt sich mit einem Schauspiele oder mit einer kurzen Oper und legt sich dann schlafen. Nicht so in Paris; hier muß das Schauspiel den ganzen Abend ausfüllen und sich bis eilf Uhr ausdehnen. Wohl nirgend anderswo ist die Polizei genöthigt gewesen, eine Vorkehrung gegen allzulange Schauspiele zu treffen, und sich hernach wegen dieser Vorkehrung zu entschuldigen, wie es hier neulich sich ereignet hat. Mozarts Don Juan ist, wie alle italienischen Opern, in zwei Theile oder Aufzüge getheilt; dies ist der unveränderliche Zuschnitt derselben; wer davon abginge, würde beinahe als ein Revolutionär im Theaterwesen betrachtet und behandelt werden. Da Ponte hat sich daher auch wohl gehütet, von dieser alten, verjährten Gewohnheit abzuweichen. Die große Pariser Oper kann aber unmöglich mit dieser Eintheilung bestehen. Zwar gibt die hundert Schritte von ihr entfernt liegende italienische Oper Jahr aus, Jahr ein ihre zweiaktigen Stücke, nicht mehr und nicht weniger; Jedermann findet dies in der Ordnung und verlangt auch nichts weiter. Allein was diesseits der Boulevards Gewohnheit ist, kann jenseits derselben nicht als Regel gelten. Die italienische Oper wird hauptsächlich von den Reichen besucht, die um sechs Uhr und wohl noch später zu Mittag speisen; ihnen zu Gefallen beginnt die Aufführung erst um acht Uhr, und gegen eilf Uhr ist Alles beendigt, so daß den Zuschauern noch Zeit übrig bleibt, in Gesellschaft zu fahren. Das Publikum der französischen Oper ist aber ein anderes; für seine Unterhaltung muß schon um sieben Uhr gesorgt werden, und zwar so, daß sich die Unterhaltung bis eilf Uhr und wohl darüber verlängert. Von einem zweiaktigen Stücke würde es somit nicht befriedigt werden. Doktor Véron hat also den Don Juan in fünf Aufzüge getheilt; um dies möglich zu machen, sind zwei Ballette eingeschoben, ferner eine Arie Elvirens, welche die italienischen Sänger auslassen, wieder hergestellt und, was nicht so lobenswerth ist, eine Arie aus einer andern Mozartschen Oper der Donna Anna beigelegt worden, die wahrscheinlich ihr Erbtheil zu kurz gefunden hatte. Der Text ist an manchen Stellen, in den Rezitativen besonders, sehr frei, zuweilen sehr elegant übersezt. Die hauptsächlichste Veränderung aber hat man beim Ausgange der Handlung angebracht. Ich glaube, dem Direktor ist bange gewesen, ein Spaßvogel aus dem Parterre möchte am Ende des Stücks ausrufen: „Da holt ihn der Teufel!“ Um dies zu vermeiden und noch dazu die Zuschauer zu überraschen, verwandelt sich das Theater in den schönen Schloßgarten oder vielmehr Schloßpark, sobald Don Juan die Bildsäule berührt hat. In diesem Parke, in dunkler Nacht, gehen nun die sonderbarsten Dinge vor. Die Bildsäule braucht nur zu winken, so erscheint ein Chor von Verdammten; wo sie herkommen, wird nicht gesagt, genug, man sieht sie auf allen Fußsteigen mit Fackeln und kabbalistischen Büchern; was sie mit diesen Büchern zu thun haben, wird nicht gesagt; denn die schwarzen Geister wollen doch wohl keine andern Geister beschwören? Diese Verdammten nun stellen sich im Kreise um Don Juan her und — singen ihm ein Stück aus Mozarts Seelenmesse vor. So etwas Frommes und Heiliges hatte man gewiß von ihnen nicht erwartet, und es beweist, daß die Verdammten große Liebhaber von guter geistlicher Musik sind. Dem Publikum ist es eben nicht unangenehm, ein Fragment aus der Seelenmesse, die es so selten Gelegenheit hat zu hören, hier mit in den Kauf zu bekommen; aber um den Eindruck der Musik des Don Juan ist es geschehen; sie ist vermischt oder verwirrt. Das Uebrige ist vollends bloß für's Auge berechnet. Es erscheint jezt auf der Bühne ein Chor weißgekleideter Jungfrauen unter Begleitung einer geistlichen Musik, die wahrscheinlich auch aus Mozarts Werken entlehnt ist und uns noch weiter von der Musik des Don Juan entfernt. Sie bringen auf einer Bahre den weißgekrönten Leichnam Donna Anna's. Don Juan wird bestürzt und will fliehen. Indem er aber die große Schloßtreppe hinaufeilt, tritt ihm der Kommandeur entgegen und stößt ihn zurück.

Don Juan taumelt in ein von den Verdammten bereitetes Grab, indeß der Chor der Jungfrauen über die Haide fortschreitet, wie das Textbuch sagt. — So abscheulich dies Alles ist, so kann man doch dem Direktor keine Vorwürfe machen. Wußte er doch gewiß, daß einem so gemischten Publikum, welches nicht allein schöne Musik, sondern auch herrliche Augenweide haben will, und durch die vielen glänzenden Stücke der lezten Jahre noch mehr verwöhnt worden ist, das Mozartsche Stück nicht lange behagen würde, zumal die Musik nicht ganz in dem neuen, jezt beliebten lebhaften Style gesezt ist, wenn man ihm seinen schlichten Zuschnitt ließe und nicht etwas Romantisches zum Besten gäbe, was in empfindsamen Seelen eine sanfte Rührung erweckte. Durch den herrlichen Schluß hat er das Stück gleichsam bei den Parisern gerettet, und wer sonst profan genug gewesen wäre, nach zwei, drei Vorstellungen Mozarts Meisterwerk etwas langweilig und monoton zu finden, kann jezt nicht umhin, ihm Beifall zu zollen, und geht auch wohl zwei- oder mehrmal hin, um den ersten Genuß zu wiederholen. So gewinnt man die Leute, indem man ihrem Geschmacke einige Opfer bringt. Wem aber der Ausgang der Handlung im französischen Don Juan nicht zusagt, kann sich an den ächten halten, denn so eben kündigt auch die italienische Oper, wahrscheinlich durch den guten Erfolg der französischen Darstellung gereizt, eine Darstellung des Don Juan nach dem da Ponteschen Texte und nach der Originalpartitur an. Diesseits der Boulevards kann man also den Wüstling vom Teufel holen sehen und jenseits, hundert Schritte davon, am folgenden Abend ihn zu Grabe singen hören.

Dg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, März.

Schweizerische Universitäten.

Neulich hat nun auch Bern die Errichtung einer förmlichen Hochschule beschlossen, und die Schweiz wird nun in Kurzem, und zwar auf ihrem deutschen und protestantischen Boden nur, nicht weniger als drei Universitäten, in Basel, Zürich und Bern, besizen. Mögen diese Creationen auch aus verschiedenartigen Beweggründen entstanden seyn, immerhin verdient der unverkennbar dadurch bewiesene Eifer, für die höhere geistige Ausbildung der Nation zu sorgen, volle Anerkennung, und erinnert man sich, wie mühsam unter den vorigen Regierungen in Bern und in Zürich sogar jede Verbesserung der höhern Lehranstalten sich eine Bahn brach, so wird man gestehen, daß unsere jüngste Revolution auch wahrhaft Gutes mit sich brachte. Nicht von jener Parthei nur, die Alles tadelt, was jezt gethan wird, oder von denen, die nichts wollen, was Geld kostet, ohne einen direkten und materiellen Nuzen zu gewähren, werden indessen diese neuen Unternehmungen oft mißbilligt, sondern auch von anderer achtbarerer Seite. Nicht zufrieden sind nämlich einerseits Alle, die keine vereinzelten Kantonaluniversitäten, sondern eine Nationalhochschule verlangen, und anderseits wieder die, die für jeden Kanton wohl höhere Bildungsanstalten für nöthig halten, für keinen aber eine förmliche Universität für zweckmäßig erachten.

Daß mit der Aufstellung einer Universität Basel, Zürich, Bern jeder Gedanke an die Verwirklichung einer Centralhochschule nunmehr aufgegeben werden muß, liegt am Tage. Sollte indessen wirklich jezt erst diese Hoffnung verschwunden seyn? Gewiß nicht. So lange die Schweiz ein Föderativstaat bleibt, ist die Idee einer solchen Nationalanstalt eine Chimäre. Wer kann glauben, daß je die verschiedenen Hauptorte sich freiwillig entschließen könnten, ihre bestehenden höhern Institute aufzugeben, um irgend einen einzigen zum Brennpunkte des wissenschaftlichen Lebens zu machen? Durch Konkordate kam ja kaum zu Stande, was jedem Kantone gleichmäßig frommte, wie ist eine Verständigung denkbar, die von allen Opfer fordert, um Einen zu begünstigen? Oder wird irgend ein Kanton etwa aus eigenen Kräften eine solche Unternehmung wagen? Basel hatte den Schein, Aehnliches versuchen zu wollen, und als Troxler hinberufen wurde, hat dieser versucht, Basel glauben zu machen, daß es zu einer Gesammthochschule der Schweiz werden könne. Was er aber nicht versuchte, war eine Beleuchtung der Hindernisse.

Soll sich eine schweizerische Hochschule nur einer deutschen zweiten Ranges gleichstellen, so erfordert dies nicht nur einen Aufwand, der außer Verhältniß mit den Einnahmen jedes einzelnen Kantons ist, sondern zugleich eine Frequenz von doch wenigstens 600 Studirenden; denn eine solche ist nöthig, um Lehrer in allen Fächern zu beschäftigen und auch nur wenige ausgezeichnete zu fesseln. Nehmen wir nun zum Maßstabe die gebildetsten Theile Deutschlands an, so findet sich, daß die ganze deutsche und protestantische Schweiz kaum eine solche Anzahl Musensöhne liefern möchte. Zudem aber ist eben jener Maßstab nicht anwendbar. Für's Erste studiren bei uns wenige junge Leute. Bei unsern republikanischen Verfassungen haben wir gar viele einigermaßen gebildete Männer nöthig, doch ungleich weniger bezahlte Beamte. In jedem Kantone sind daher höhere Schulanstalten Bedürfniß, solche aber für die Meisten genügend. Auch haben wir keinen Adel, der standesgemäß einige Jahre auf der Universität zubringen muß. Für's Zweite hat bei uns kein Studienzwang statt, und kann wohl auch nie eingeführt werden. Die Folge davon ist aber, daß von jener Zahl noch ein guter Theil abgehen mag, da Viele, die nur wenige Jahre studiren, doch eine ausländische Universität vorziehen mögen. Und für's Dritte endlich muß die Frequenz noch um so geringer seyn, da angenommen sogar, unsere Universität komme einer deutschen zweiten Ranges gleich, gar Viele noch ihre Studien im Auslande vollenden werden, und eine solche dagegen nicht in gleichem Verhältnisse Ausländer herbeiziehen kann. Und diese Vermuthungen unterstüzen auch nur zu sehr die neuesten Erfahrungen. Basel, obschon lange die einzige Hochschule, brachte unter den günstigsten Verhältnissen die Zahl der Studirenden nie über 100. Zürich, obwohl weit vortheilhafter gelegen und dermalen auch so viel als einzige Hochschule, soll zwar an 200 zählen. Rechnet man aber diejenigen ab, die anderwärts Gymnasiasten hießen, die Apotheker, Bartscheerer ꝛc., die zählen müssen, weil sie mitunter ein Kollegium besuchen, und überdies die politischen Flüchtlinge, denen man das Consilium abeundi ertheilen muß, so dürfte auch hier die Zahl auf 100 schwinden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 79.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 2. April 1834.

Il était beau, brillant, leste et volage,
Né tendre et vif, mais encore innocent,
Bref, digne oiseau d'une si sainte cage.

Gresset.
Ver-Vert.

Kanarienvogels Liebe und Leid.

Thierische Novelle von Karl Gutzkow.

— — In dem grünen Eckzimmer der Frau Commerzienräthin ereignete sich nämlich folgende wundersame Geschichte. — Der Held derselben war ein Kanarienvogel, welcher in einem Topfe von Immergrün, der künstlich mit Messing durchflochten und zu einem Bauer gestaltet war, seinen angewiesenen Wohnort hatte. Die Zuckerpflanzungen auf den kanarischen Inseln haben nie einen schönern Hahn gesehen, als der unsrige war, und doch stammte dieser nur aus Thüringen. Er gehörte keineswegs zu jenen buttergelben Vögeln seiner Art, sondern hatte eine Zeichnung, die ihm eigenthümlich war. Ueber das gelbe Unterkleid war gleichsam eine durchsichtige schwarze Capotte geworfen, die eine höchst wohlthuende Farbenmischung verursachte. Der Kopf war hochgelb, von derselben Farbe das Halsband, die Augen dunkelbraun, der Schnabel so durchsichtig fleischfarben, daß man die Zunge zu sehen glaubte. Und dennoch gab es an ihm noch drei Reize, welche alle frühern übertrafen. Die Flügel des Helden schimmerten in jenem unsagbaren Farbenschmelze, den man übereingekommen ist, Isabellenfarbe zu nennen; der Schwanz lief nach hinten in eine zunehmende Steigerung dunkler Farben aus, bis die äußersten Säume sich mit Entschiedenheit für ein glänzendes Schwarz aussprachen. Allein dieser Kanarienvogel war nicht bloß ein Antinous in seiner Art, sondern er sang noch meisterhafter, als ihn die Natur gezeichnet hatte. Es war an ihm nicht das gellende Lärmen jener tyrannischen Hähne, die nie aus der Hecke herauskommen, und früh zu Familienvätern geworden, sich einen so impertinenten Schlag angewöhnt haben, daß ihnen oft die Lungenadern springen und sie mitten in ihrem Lärm todt niederfallen. Noch weniger hatten ihn Abrichter und Hänflingsverkäufer in die Schule genommen, ihn gewöhnt, bei Lichte oder wohl gar eine Bravourarie aus der weißen Dame zu singen. Nein, es war nichts Gelerntes, nichts Künstliches an ihm, sondern er war ein freier Natursänger aus Thüringen, der sich aus eigenem Antriebe alle die Vortheile angeeignet hatte, welche sich dem denkenden Kanarienvogel bei dem Zusammenleben mit tausend Vögeln jeder Art in den kleinen Käfigen der wandernden Vogelfänger und Heckenhalter von selbst anbieten. Er hatte die Töne der Nachtigall belauscht und früh gelernt, einige ihrer göttlichen Cadenzen in seine Melodien zu mischen. Sein eigener Vater, dessen zärtlicher Liebe er nur zu früh entrissen wurde, war ein sogenannter englischer Kanarienvogel gewesen, und hatte ihm zum Vermächtniß bei ihrer Trennung einige der lieblichsten Sätze aus dem Gesange der

Baumlerche hinterlassen. Jezt erwäge man, welche Folie seine eigene junge Kehle zu diesen kleinen Vorzügen abgab! Er war von Natur ein Thüringer Schläger, seine Kehle war silberhell wie die Thaler, welche in Mannsfeld gewonnen werden. Er ließ wenig schmetternde Strophen hören, lullte aber dafür so süß jede einzelne Strophe seiner erfindungsreichen Kompositionen die Leiter der Octave herunter, daß man, eingewiegt in die melancholischen, säuselnden Schatten des Harzes, aufschreckte, wenn gleichsam die Kasseler Post aus einem dampfenden Thalgrunde herausschmettert und ein gellendes Terzeng! plözlich alle unsere Träume vernichtet. So kann man sagen, daß mein Held ein Kanarienvogel mit Humor war.

Mätzchen war noch sehr jung, als er aus dem Vaterhause in die Residenz versezt wurde. Er hatte noch nicht das Bedürfniß größerer Gesellschaft, und befand sich glücklich in seinem Topf von Immergrün in dem grünen Eckzimmer der Commerzienräthin. Da er in seiner neuen Lage noch für einen Fremdling gehalten wurde, wagte man nicht, ihm das Drahtgitter zurückzuschieben, oder kleine Ausflüge auf die Sophalehne, das Porträt des Königs, auf einige klassische Schriften der deutschen Literatur, welche in einer Nische standen, zu erlauben. Aber bald nahm man Einsicht. Sein gemüthliches Benehmen, sein unschuldiger Gesang, die Reinlichkeit, mit der er seine Hanfkörner verspeiste, Wasser dazu trank und verdaute, mußten ihm das allgemeine Vertrauen erwerben, und bald durfte er seine Spazierflüge in den saubern Zimmern so lange machen, bis er selbst zu seiner Futterkrippe zurückkehrte, der kleine gelbe Solosänger. Doch ach! diese so glückliche Unschuld währte kaum länger, als einige Wochen; da trat mit ihm eine merkwürdige Veränderung ein.

Unsers Helden Stimme fing seit einiger Zeit an, besonders fest und entschieden zu werden. Er sezte die Töne mit sicherster Präzision ein, gewann einige neue Noten in der Tiefe und namentlich einen Gurgelton, den er mit aufgeworfenem Halse, mit etwas nach dem Oberscheitel hingedrängten Federn, kurz mit dem ganzen Benehmen eines jungen Mannes, der zum ersten Male eine Cravatte umlegt, hervorbrachte. Es war gewiß, daß sich unser Kanarienvogel als Hahn fühlte. Er hatte das kindische, schüchterne Flattern abgelegt, die Unruhe im Wechseln des Sitzpunktes mäßigte sich, eine gewisse Würde nahmen Flug, Haltung, Alles an. Er verlor sich oft, auf den Schriften der Caroline Pichler sitzend, in ein tiefes Nachdenken, weniger als Philosoph, denn als Träumer. Er schien sich nach seiner Bestimmung zu fragen, ohne Logik, ohne Religion, aber wohl mit einer süßen Schwärmerei, die ihn unwillkührlich bestrickte und ihm das Ansehen eines Zerstreuten gab. Wenn man ihn in diesen Momenten störte, so flatterte er, mit einem bittenden Ausdruck in seinen braunen Augen, fast furchtsam in einen entlegenen Winkel, oben am Gardinenbrett, in die Rosetten der Vorhänge, oder auf die Epauletten des Kronprinzen aus Gips, der auf dem Ofen stand. Er vergaß es, sich mit sinkender Sonne in seine Epheulaube zu begeben, und der frühe Morgen traf ihn oft, wie er noch immer auf den Epauletten des Kronprinzen saß. Man konnte nicht leugnen, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen war; der Verständige sah aber bald ein, daß es nur gewisse Ahnungen ungewisser Gefühle, nicht erklärter Bedürfnisse seyn könnten, die in seiner Seele aufstiegen. Mit einem Worte, das gute Thierchen ahnt das andere Geschlecht, und nur wer die Liebe kennt, weiß, was es leidet.

(Die Fortsezung folgt.)

Niederländische Briefe.

(Fortsezung.)

Der üppige Baumwuchs der Anpflanzungen hatte bisher die nahen Häuser bedeckt, so daß wir die Entfernung der Stadt nur nach den herüberragenden, entlegenen Thürmen beurtheilen konnten. Nach wenigen Schritten traten wir durch das mächtige Thor in die Hauptstraße, die einen vortheilhaften Eindruck bürgerlichen Reichthums gewährt. Es sind nicht die Palläste wie im Haag, in welchen der Schmuck, dünn ausgebreitet, nur standes- und ehrenhalber da ist, aber auch nicht die schmalen Giebelhäuser Rotterdams, die nur Mündungen der Speicher zum Kanal zu seyn scheinen, und in denen sich höchstens Bequemlichkeit und Reinlichkeit aussprechen. Hier dagegen fehlt es nicht an mannichfaltiger Zierde, man sieht den Häusern an, daß die Besitzer mit Muße und Liebe auf die Verschönerung ihres Eigenthums, jeder nach seiner Weise, gedacht haben. Freilich sind die Formen meistens die des siebzehnten Jahrhunderts; über welche der „gute Geschmack“ entschieden sein Anathem ausgesprochen hat; aber ich bin so sehr Ketzer, daß ich selbst diesen Styl, ungeachtet manches wunderlichen Putzes, nicht überall verwerfe. Tüchtiges, bürgerliches Leben zeigt sich einmal nicht anders, als in selbstständiger, freier Ausbildung, nicht in gleichmäßiger Regel, und diesen heitern Anblick kräftiger Mannichfaltigkeit darf man sich nicht verkümmern lassen, wenn hin und wieder eine etwas zu derbe, oder auch eine barock gekünstelte Gestalt dazwischen tritt; vielmehr gehört das zur Sache. Im Einzelnen will ich freilich die bauschigen Gesimse, die durchbrochenen Pilaster und Gebälke, die steinernen Blumen und Schnecken, den altväterischen

Kram von Vasen und Pyramiden und schlechten Statuen nicht in Schutz nehmen; aber im Ganzen gibt es ein treffliches, malerisches Bild, wenn auch nicht jugendlicher Frische, doch kräftigen, jovialen Mannesalters. Auf alle Fälle ist mir dieser wuchernde Reichthum lieber als das dürftige Maß der „Zweckmäßigkeit und die Schreinerarbeit,“ wie Sie sie nennen mögen, als eine fabrikmäßig gleiche Architektur. Jedem das Seine. Doch dies nur im Vorbeigehen als ein Fehdehandschuh für künftige tuskulanische Quästionen.

Im Gasthofe mit einem Führer versehen, traten wir unsere Wanderungen an. Schon hatten die langen, dreimonatlichen Ferien begonnen, und die Stille der Straßen mochte daher größer als gewöhnlich seyn. Indessen auch so war der Unterschied des niederländischen Musensitzes von dem deutschen nicht zu verkennen. Hier sieht man keine burschikosen Trachten, hört nicht den Klang der wenig benuzten, lose gewordenen Sporen auf dem Steinpflaster, nicht das ferne Klirren der Rapiere, nicht das Spiel mit dem wohldressirten Pudel; aber die ehrbare Gelehrsamkeit zeigt sich schon auf den Klingelschildern der Professoren, bei zahlreichen Buchhändlern und Antiquaren, ja sie erstreckt sich bis auf die Studentenwirthe, wenigstens wenn sie keine Miether haben. Denn die Aushängezettel kündigen dies nicht in der Landessprache, sondern lateinisch an: Cubiculum locandum. Vielleicht ein Gebrauch aus der längst vergangenen Zeit, wo die Ausländer zahlreich hieher kamen.

Schon mehr als Eine Epoche des Glanzes ist für Leyden verschwunden; indessen wird man wenig daran erinnert, vielmehr sieht Alles freundlich und wohlerhalten aus. Freilich haftet das Gedächtniß der Nachkommen überall weniger an ganzen Perioden als an einzelnen Begebenheiten und sichtbaren Spuren. So sind denn auch hier die Zeiten der einst so bedeutenden Handelsblüthe und die des, zum Theil wenigstens antiquirten literarischen Ruhms viel weniger in der Erinnerung des Volks, als drei besonders anregende Momente: die Römerzeit (durch die Entfernung in einen Punkt zusammengezogen), weiterhin der kräftige Widerstand der von Hunger und Waffen bedrängten Bürger gegen die belagernden Spanier im Jahr 1574, und endlich als neuestes die Verwüstung eines beträchtlichen Theils der Stadt durch die Explosion eines Pulverschiffes im Jahr 1807. Schaulustige Reisende halten es mit dem Volke, sie wollen sehen, um lebendig zu glauben. Die Stätte des lezten öffentlichen Unfalls erinnert jezt nur durch den Namen der „Ruine“ daran, daß sie das plötzliche Grab so manchen häuslichen Glücks geworden, und hat die freundlichste Stadt Hollands mit zwei großen regelmäßigen Plätzen und schattigen Pflanzungen bereichert. Jener ältesten dunkeln Zeit aber schreibt man ein in der That merkwürdiges Ueberbleibsel zu. Mitten in der Stadt erhebt sich da, wo zwei Arme des Rheins sich trennen, ein in der Ebene offenbar künstlich gebildeter Warthügel, dessen Seiten jezt zu friedlichen Gärten der Städter benuzt sind, dessen flache Spitze aber ein wohlerhaltenes, massiges, kreisrundes Mauerwerk, mit innerm Umgang und Zinnen trägt. Es heißt die Burg, und ist bis in spätere Zeiten die Veste der Grafen von Holland gewesen. Das Mauerwerk selbst, aus kleinen Ziegeln und mit dicken Kalklagen, ist ohne Zweifel eine Arbeit des Mittelalters, die regelrechte Form des Kreises aber kann wohl durch römische Fundamente bestimmt seyn. Jedenfalls ist es nicht unmöglich, daß jenes Lugdunum auf der Bataver Insel, welches die Römer gründeten, auf dieser Höhe gelegen, von der sie einen so weiten Ueberblick über das ebene Land ihrer unfreiwilligen Bundesgenossen hatten, und daß, damit zusammenhängend, der Name Lugdunum (Lueg, Look-down) teutonischen Ursprungs ist. Wer sich an dieser Tradition nicht erbauen will, besteige wenigstens die Warte, um durch die Zinnen den Ueberblick der Stadt und der reichen, wohlbebauten Fläche zu haben, die sich nach allen Richtungen bis zum Horizont ausdehnt. Im Innern dieses Mauerkreises ist, von Pflanzungen umgeben, ein tiefer Brunnen, den Berg durchschneidend; ein Beweis der ernsten Absicht, den engen Raum lange zu vertheidigen. Im Begriffe, wieder in die Stadt hinabzusteigen, hielt uns auf halber Höhe ein schönes Bild auf; denn von dem alterthümlichen Bogen des Thors, wie von einem Rahmen eingefaßt, sahen wir durch das glänzende Laub der nahen Bäume des Anberges einen Theil der Pankratiuskirche, von höchst zierlichem gothischem Bau.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie dieser Anblick meine antiquarische Sehnsucht steigerte, und daß nun mein Begleiter nicht eher Ruhe hatte, bis die Kirchen der Stadt durchwandert waren. Dennoch sollen Sie — wenigstens heute — mit allen architektonischen Berichten verschont bleiben, obgleich die Kirchen Leydens zum Theil für die schönsten Gebäude des Mittelalters in diesen Gegenden gelten. Anderes aber, als Architektonisches, ist von holländischen Kirchen nicht zu sagen, da alles Bildwerk verschwunden ist, und nur Gräber die weißen Wände schmücken. Da fehlt es denn freilich nicht an Monumenten Boerhave's, des Justus Scaliger und Anderer, von denen aber nichts zu erzählen wäre, als — die Namen. — Von den Kirchen ließen wir uns zum Rathhause führen. Das Gebäude selbst ist im spätern Style des sechzehnten Jahrhunderts, mit einer freien, hohen Treppe, stattlich genug, in den einzelnen Verzierungen freilich wieder schwerfällig. Ueber der Eingangsthüre gibt eine große Tafel folgenden Vers,

den ich als eine Probe der volksbeliebten Ausdrucksweise des sechszehnten Jahrhunderts kopirt habe:

Na sWarte hVngersnoot,
GebraCht hadde te doot
BI naast ses dVIsend MensChen,
ALs't GODT den Heer Verdroot
Gaf hI Vns Weder broot,
Soo VeeL WI CVnten WensChen. *)

Daß Sie mit einem Akrostichon zu thun haben, daß jedes W für zwei V gerechnet, daß die Buchstaben im Namen Gottes ehrfurchtsvoll von der Verpflichtung zum Zahlendienst entbunden sind, daß mithin ein M vier C und zwei L, vierzehn V und vier I vorkommen, so daß der Inhalt sich auf die Belagerung vom Jahre 1574 bezieht, das Alles entgeht Ihnen nicht. Aber dennoch fehlt Ihnen die eigentliche Spitze. Nicht nur die Jahreszahl, sondern auch die Tage der Belagerung sind wiedergegeben; denn sie währte vom 27sten Mai bis zum 3ten Oktober, und 129 Buchstaben stehen vor Ihnen. Gewiß kein Zufall, sondern Scharfsinn des Verfassers, da, wenn er es nicht verrieth, das Geheimniß wohl nie entdeckt worden wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Als schwarze Hungersnoth zum Tode schon gebracht beinah sechstausend Menschen, es Gott den Herrn verdroß, er gab uns wieder Brod, so viel wir konnten wünschen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, März.

(Beschluß.)

Schweizerische Universitäten.

Man spricht zuweilen von eigenthümlichen Vorzügen, die ausgezeichnete Männer herbeiziehen dürften. Die Gehalte können es nicht seyn, denn in Basel sind den ordentlichen Professoren 100, in Zürich 120 und in Bern 150 Louisdor angewiesen, und in der Schweiz ist ziemlich theuer zu leben. Auch durch eine besondere Achtung, die Wissenschaft und Gelehrsamkeit in diesem Lande genießen sollten, kann Niemand angezogen werden. Schwerlich wird man ferner eine reellere Lehrfreiheit in einem Staate finden, wo das Volk, mit seinen Vorurtheilen also, Souverän seyn will und Räthe aus schlichten Bürgern oft das Studienwesen regieren. Höchstens möchte also Mancher für seine politischen Gesinnungen hier eine freiere Luft finden. Ob aber solche Gelehrte, die deßhalb Deutschland verlassen, für uns und unsere Schulen gar erfreuliche Acquisitionen sind, ist eine Frage, die Basel wenigstens nicht bejahen wird. Ich sage aber noch mehr. Eben in jener größern Freiheit liegt meines Bedünkens ein neues und wesentliches Hinderniß für das Bestehen einer Nationalhochschule in der Schweiz. Welche unserer Regierungen würde eine solche Anstalt vor Exzessen bewahren können, deren Lehrer und Schüler überdies größtentheils dem Auslande oder andern Kantonen angehören, und nur zu oft eben junge Brauseköpfe seyn mögen, denen man aber gerade, um sie herbeizuziehen, ein möglichst freies Leben gestatten muß? Eine solche Anstalt, wo sie ihren Sitz hätte, würde daher unfehlbar eine eigene politische Bedeutsamkeit erlangen, und nicht nur für das Ausland ein Stein des Anstoßes, sondern für die Ruhe der Schweiz selbst in hohem Grade gefährlich seyn.

Ich würde mich kaum so lange nur bei den verschiedenen Gründen gegen eine schweizerische Centraluniversität aufgehalten haben, wenn mehrere derselben nicht zugleich die zweite Meinung unterstützten, daß überhaupt für unser Land auf die Errichtung von eigentlichen Universitäten verzichtet werden sollte. In der That, wenn am Tage liegt, daß im besten Falle sogar, oder wenn alle protestantischen Kantone sich dazu verbänden, höchstens eine Universität minorum gentium zu Stande zu bringen wäre, zu welcher Diminutivform müssen dann erst vereinzelte Kantonalhochschulen zusammenschwinden? Ich höre oft entgegnen, daß es ja auf den Namen nicht ankomme; mir scheint aber, daß ein falscher Namen nicht bloß lächerlich, sondern auch vielfach nachtheilig sey; denn dem Namen zu Lieb gibt man der Sache einen unzweckmäßigen Zuschnitt; er verleitet, beschränkte Kräfte auf Einrichtungen zu verwenden, die kein Bedürfniß sind, und sie weit nützlichern zu entziehen, und der unbefriedigende Erfolg lähmt später den Eifer, wissenschaftliche Anstalten überhaupt zu unterstützen.

Unstreitig sollte jeder der größern oder reichern Kantone wenigstens gut eingerichtete höhere Schulen zur wissenschaftlichen, wie zur gewerblichen Ausbildung besitzen, und nicht in Einem vielleicht ist dafür schon genügend gesorgt. Fänden sich dann überdies noch hie und da gewisse akademische Institute zur tüchtigen Vorbereitung der Jünglinge auf eine Universität, zur Ausbildung von Lehrern oder Beamten, und einige technische Spezialschulen, so dürften füglich Alle, die noch eigentliche Universitätsstudien zu machen wünschen, auf das Ausland angewiesen bleiben. Für den Schweizer besonders ist heilsam, daß er auch anderer Länder Sitten und Gesetze kennen lerne. Viel kostspieliger kann der Aufenthalt auf einer deutschen Hochschule auch nicht seyn; alle Wohlhabendern werden ohnehin eine solche beziehen, weil diesen unmöglich die heimischen Anstalten genügen können, und Mittellose, die es verdienen, können durch ihre Mitbürger unterstützt werden. Allerdings mögen dann wohl weniger junge Leute sich den Studien zuwenden, als wenn einheimische Anstalten diese Laufbahn auf mancherlei Weise erleichterten. Allein eben dies zähle ich noch zu den Vortheilen. Die übergroße Anzahl von Studirenden in Deutschland ist ein längst gefühltes Uebel, an dem jedoch hauptsächlich die veraltete Einrichtung der Universitäten Schuld ist. In unsern Zeiten ist es gewiß nicht mehr nöthig, durch Privilegien und Vorrechte aller Art diese Institute zu begünstigen. An gründlich und wissenschaftlich gebildeten Männern wird es uns aber, auch ohne eigene Hochschule, gewiß nie fehlen, wenn wir nur bei Besetzung von Stellen, wo Wissenschaftlichkeit wichtig ist, auf diese bloß sehen, und an Gelehrten sogar nicht, wenn wir Gelehrsamkeit zu achten und zu ehren verstehen. Genf und Zürich besaßen zuweilen ausgezeichnete Gelehrte, die oft nicht einmal an ihren Akademien angestellt waren, und Basel weltberühmte Gelehrte, als lange schon die Universität erstorben war. Sie verloren sich erst dann, als man aufhörte, auf den Besitz solcher Männer stolzer zu seyn, als auf den des Reichthums.

Beilage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 80.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 3. April 1834.

Das ist die Kunst, das ist die Welt,
Daß eins ums andere gefällt.

Goethe.

Niederländische Briefe.

(Fortsetzung.)

Doch zu etwas Besserem, zu dem, was mich in das Innere des Rathhauses führte. Es sind die in einigen Sälen aufgestellten Gemälde, meistens durch die Geburt des Künstlers oder durch den Gegenstand in Leyden einheimisch. Vor Allen im Saale des Bürgermeisters das große jüngste Gericht von Lucas von Leyden. Leider ist es bedeutend übermalt, so daß sich — zumal es hoch und schlecht beleuchtet hängt — über das Kolorit nicht urtheilen läßt; Komposition und Zeichnung sind dagegen höchst interessant. Die große mittlere Tafel enthält Christus thronend, auf jeder Seite eine Apostelgruppe, darunter mehrere Engel; unterhalb statt andern landschaftlichen Hintergrundes eine grüne Fläche (man sieht kaum, ob es Wasser oder Land seyn soll), auf welcher schwach angedeutete Figuren, wahrscheinlich Auferstandene und Teufel, sich tummeln. Im Vordergrunde sind deutlich motivirte und sehr sorgfältig ausgeführte Gruppen, aber in ziemlich kleiner Zahl. Diese dürftige oder sparsame Ausstattung des Bildes ist, wenn man andere gleichzeitige Ausführungen desselben Gegenstandes damit vergleicht, höchst auffallend. Erinnern Sie sich zum Beispiel jener des Johann von Fiesole, die wir in Rom, oder gar des großen Danziger Bildes, das Sie bei seiner Rückkehr von Paris gesehen haben, oder auch nur jenes weniger bedeutenden, aber einigermaßen ähnlichen Werks eines unbekannten Meisters im Kölner Museum. Welcher Glanz der himmlischen Heerschaaren und welch' dichtes Drängen der Auferstandenen! Ueberall das Bestreben, den größten der Tage, der das Leben aller Jahrhunderte erweckt und die Pforten des Himmels aufschließt, wiederzugeben. Darum die verschiedenartigsten, bedeutendsten Scenen, Leben und Glanz von allen Seiten, das sich in der Mitte in dem leuchtenden Panzer des Erzengels spiegelnd vereinigt. Hier dagegen, welche Leere! Das große Werk scheint fast beendigt oder erst angefangen. Wäre es nicht historisch bekannt, daß das Bild zur Zeit des Bildersturms aus der hiesigen Peterskirche gerettet ist, so möchte ich glauben, daß es gar nicht für kirchliche Zwecke bestimmt gewesen, sondern daß der sonst so phantastische Maler hier nur Studien des Nackten geben wollte, die ihm noch neu seyn mußten, und daß ihm bei diesem theoretischen Benehmen die Laune vorging. Auf den Seitentafeln sehen wir, wie gewöhnlich, die Oerter der Seligen und Verdammten; aber selbst die Hölle, die zu Erfindungen in seiner Weise so viel Veranlassung bot, ist mäßig und dürftig ausgefallen. Er führt nicht in das Innere ein, sondern läßt uns nur durch das Thor in die Welt der Flammen blicken. Noch mehr fehlt es dem

Himmel an der Freude und Seligkeit, die jene ältern Bilder geben. Matte bleiche Gestalten sollen als Selige und Engel erscheinen; aber nichts von jenem Hochgesang der Himmlischen, oder von den Reihetänzen, wie sie, jeder in seiner Weise, der Maler des Danziger Bildes und Johann von Fiesole zeigen, nichts von jenem Glanze der Freude auf den Gesichtern und des geistlichen Schmucks auf den Gewändern. Dagegen ist die Zeichnung des Nackten an dem nordischen Maler allerdings zu bewundern, und es fehlt auch im Einzelnen nicht an scharfem Ausdruck; besonders kann ich für Charakteristik und Körperkenntniß auf zwei Frauen an der Höllenseite aufmerksam machen; die eine, von einem bösen Geiste bei den Haaren zu Boden gezogen, die andere, am Boden liegend, während ein Teufel sie am Fuße fortschleppen will, mit den Händen verzweiflungsvoll in die Erde sich einwühlend und ihr noch immer schönes, bleiches Gesicht dem Beschauer zuwendend. Auf der Außenseite der Flügel sind die Apostel Petrus und Paulus. Während die äußern Seiten gewöhnlich stiefmütterlich gegen die innern, für die Festtage bestimmten Bilder behandelt sind, ist es hier umgekehrt; der Maler scheint sie mehr mit Lust gearbeitet zu haben. Besonders Paulus ist würdiger gedacht und in allen Theilen, in Stellung und Gewandung edler ausgeführt, als man es sonst bei Lucas findet. Von dem Kolorit ist leider nichts mehr zu erkennen und durch falsche Schattirung des ungeschickten Verbesserers theilweise selbst die Zeichnung entstellt...

Vom Rathhause ließen wir uns — die nöthigen Erlaubnißkarten waren unterdessen besorgt — auf das Museum führen. Zuerst in die naturhistorische Sammlung, die, bekanntlich sehr vollständig, in zwei höchst geräumigen Stockwerken eines Quadratgebäudes aufgestellt ist. Nur für die Giraffe war keiner der Säle hoch genug, und sie reicht daher ihr Haupt naiv durch die durchbrochene Decke aus dem untern in das obere Stockwerk hinein, Ober- und Unterwelt verbindend, eine wunderliche Proserpina. Neben der Naturwissenschaft sind freilich Kunst und Alterthum stiefmütterlich behandelt. Nur ein Theil des Antikenkabinets ist in einem anstoßenden Flügel des Museums mit möglichster Raumersparniß, zum Theil auf Balken und Gerüsten, untergebracht. Alterthümer von großem Kunstwerthe sind nicht, aber wohl Proben des Verschiedenartigsten gesammelt.

Ein Theil der Sammlung, für welchen der Raum des Kabinets zu eng war, ist in einem hölzernen Schoppen beim botanischen Garten aufgestellt. Vieles davon ist egyptisch, namentlich einige große Granitsärge, die Basreliefs einer ganzen Kammer; dann mehrere römische Werke, worunter eine gute Statue Trajans. Auch eine Reihe irdener etruskischer Grabkisten ist nicht ohne Interesse. Außer mehreren Wiederholungen der bekannten Darstellung des Kampfes, wo dem Streitenden sein Genius zur Seite steht, enthalten sie Mehreres aus dem griechischen Sagenkreise, unter Anderm den Cyklopen, dem Ulysses nachwerfend, ein Gegenstand, der, wenn ich nicht irre, auch sonst auf etruskischen Grabkisten vorkommt. Auf einer andern Urne umfaßt eine jugendliche Gestalt einen Altar ohne Bildsäule, während eine andere das Schwert gegen sie schwingt; beide tragen die phrygische Mütze, vielleicht eine Scene aus der Einnahme Trojas.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kanarienvogels Liebe und Leid.

(Fortsetzung.)

Da geschah es eines Morgens, daß unser Held beim ersten Ausfluge aus seinem Käfig von einer Erscheinung angezogen wurde, die ihm sonst schon oft begegnet war, ohne aber irgend einen Eindruck in ihm hinterlassen zu haben. Wie er nämlich an dem Spiegel, der zwischen zweien der drei Fenster des Zimmers aufgehängt war, vorüberflog, bemerkte er ein zweites, ihm ganz gleiches Wesen, mit demselben schwarzgelben Farbengemisch, denselben Isabellenflügeln, denselben schwarzen Schwanzfedern, und in derselben Schnelligkeit seinem Auge entzogen, wie er selbst flog. Er sezte sich auf einen Band Caroline Pichler nieder und zog das Ding, das ihn frappirt hatte, näher in Erwägung. Es war durchaus keinem Zweifel unterworfen, daß er einen lebendigen Kanarienvogel neben sich hatte fliegen sehen. Das kleine Herz fing an zu picken, er wagte, noch eine Stufe höher in seiner Gedankenleiter zu steigen. „Können deine Träume," sagte er, „jezt nicht in Erfüllung gegangen seyn? Deinem Schmerze ist ein Name gegeben, und mit ihm die süßeste Hoffnung. Gewiß, gewiß, ich habe das Ideal meiner Sehnsucht gefunden." Und mit diesen Worten flog der verliebte Schwärmer wieder in jene Richtung zurück, wo er seinen Traum, seine Hoffnung, sein Ideal aus den Augen verloren hatte. Da ist sie! schwarz, gelb, klein, niedlich wie er. Und sein Schreck ist so groß, daß ihm die Liebe wie Lähmung in die Flügel fährt, wie jungen Männern in die errôthenden Wangen, und er dicht vor dem Spiegel sich auf dem untersten Fuße desselben niederläßt.

Da steht sie nun vor dir, mein kleiner Taugenichts, die Geliebte deines Herzens! Du zwitscherst mit zitternder Stimme einen verschämten Gruß und siehst dein theures Ebenbild die Augen, die den deinen so ähnlich sind, mit derselben Verschämtheit bald auf den Boden

heften, bald verstohlen aufblicken. Und immer begegnen sich eure Blicke; jede Bewegung wird erwidert, jeder Ton scheint nachzuklingen; ach! schon dies selige Anschauen versezt meinen guten Liebhaber unter die glücklichsten aller Kanarienvögel. Er wagt einen kleinen Seitentritt zur Rechten: die Geliebte folgt ihm, zur Linken: sie geht mit ihm; er flattert vor Lust einigemal in die Höhe: sie thut ihm Alles nach, so liebt sie ihn. Nichts wird so sehr ohne Lehrmeister gelernt, als die ersten Zärtlichkeiten der Liebe. Den Kuß gibt so zu sagen der Instinkt schon ein. Auch mein entzückter Kanarienvogel wagt es, sich nach vielen Beweisen von Neigung schon eine größere Freiheit zu nehmen; er erlaubt sich, seinen spitzen Schnabel etwas auf die Seite zu legen und von unten herauf den Schnabel der Geliebten zu wetzen; er fühlte Hartes genug, um zu wissen, daß er Fleisch und Bein vor sich hatte. Da bewegte sich die angelehnte Seitenthür auf der Angel, er erschrack und flog auf seinen Käfig, sich nach der Ursache dieser Störung umwendend.

Wir lernen jezt eine zweite Person dieser Geschichte kennen, nämlich die Katze der Commerzienräthin. Man würde eine ganz falsche Meinung von dieser Katze haben, hielte man sie für eine blutdürstige Verfolgerin der kleinen Thiere, welcher sie habhaft hätte werden können. Im Gegentheil war es eine Katze, die philosophirte, eine Katze, die Bildung und Belesenheit genug hatte, um einzusehen, daß es unwürdig sey, sich dem rohen Naturtriebe vor aller Welt gefangen zu geben. Mäuse und Ratten waren vor Niemanden sicherer, als vor ihr, ja mit unserm Kanarienvogel war sie ein freundschaftliches Verhältniß eingegangen, das auf gegenseitiger Anerkennung und Mittheilung beruhte. Sie ironisirte sich zuweilen selbst, machte das, was ihr angeboren war, zur Folie dessen, was sie sich durch Bildung verschafft hatte, und wenn die Katze im Allgemeinen das diabolische Prinzip in der kleinen Thierwelt vorstellt, so war sie ein Mephistopheles, kurz, eine moderne Katze, eine Katze im Sinn unserer Zeit.

So wie sie in das Zimmer schlich, grüßte sie mit höchst freundlicher Geberde den glücklichen Kanarienvogel, der auf sie zuflog und sich dicht an ihr Ohr sezte, um sie zu der stillen Vertrauten seiner Leidenschaft zu machen. Troz der Philosophie krümmten sich doch die Krallen in den weichen Sammetpfötchen, wovon aber der freudige Liebhaber nichts sah, da sie mit ihrem Barthaar sein weiches Gefieder zärtlich streichelte. Er erzählte ihr Alles; die Katze lachte. „Nein,“ rief er fast ärgerlich, „lache nicht, meine Freundin; meinem Leben ist ein ganz neuer Stern aufgegangen. Von jezt an wird bei mir Alles eine andere Wendung nehmen. Für meine Melodien werde ich die wundervollsten Motive bekommen. Man muß aber auch so für einander geschaffen seyn, wie wir Beide es sind. Da wäre auch kein Fäserchen an ihrem Leibe, das nicht der Spiegel meiner selbst seyn könnte. Alles trifft zu, es hätte nichts Ungerechteres geschehen können, als wenn wir uns Beide nicht begegnet wären. Ach, ich muß nur gleich wieder an den Ort, wo ich sie finde und wo Du sie auch sehen magst.“ Damit flog er zu dem Spiegel zurück, rief die Katze heran, seine Wahl zu sehen, und verlor sich dann bald wieder in das zärtliche Zwitschern seines zitternden Schnabels. Die Katze sah den Irrthum sehr bald ein, zuckte die Achseln über ihren dummen Freund und schlich sich mit hohnlachendem Niesen aus dem grünen Eckzimmer.

Wenn sich das Leben eines Kanarienvogels auf zwanzig Jahre belaufen kann, so lassen sich wohl drei Monate feststellen, welche auf die ersten Wonnen einer so glücklichen Bekanntschaft, wie sie unser Held gemacht zu haben glaubte, gerechnet werden dürfen. Wie treu, wie hingebend war der junge Liebhaber! Er war von dem Spiegelsims, das gleichsam sein Sprachgitter vorstellte, nicht mehr wegzubringen, er magerte ab, weil er sich nicht Zeit zum Essen nahm, er verlernte seinen Gesang, weil er nichts that, als zärtlich zwitschern und liebeln. Er bot alles Mögliche auf, seine Freundin gut zu unterhalten.

Die Geschichten, welche sein Vater von seinem Großvater gehört hatte, die Vogelmährchen aus den kanarischen Inseln, die Thüringer Sagen, die ihm Hänflinge, Stieglitze und Grasmücken einst auf dem Rücken des Papageno, der sie in die Residenz trug, mitgetheilt hatten, Alles zwitscherte er ihr mit kosenden Lauten ins Ohr. Dabei schleppte er aus seinem Käfig eine Menge kleiner Hanfkörner herbei, die er alle mit der Geliebten theilte. Wenn er aß, so sah er, daß sie auch den Mund rührte, wenn er ein Körnchen fallen ließ, so glaubte er, es sey ihr entfallen, bückte sich mit ihr um die Wette, und verschluckte es dann, indem er annahm, sie habe es aus seinem Schnabel genommen, er aber beim Herauslangen noch ein zweites für sich in den Mund bekommen. So viel Combinationen kamen ihm zur Hülfe, ihn in seiner süßen Täuschung zu erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Leben ohne Lied.

Wie muß ich heut' dich schauen,
O Wald, so gelb belaubt?
So sieht man wohl ergrauen
Oft über Nacht ein Haupt.

Sag' an, was hat zertrümmert
Dein grünes Leben ganz?
Sag' an, was hat verkümmert
All deinen frischen Glanz?

Ich ahne, welch ein Leiden
Dich hat gebeugt so sehr:
Ein schnelles, bittres Scheiden
Fiel deinem Herzen schwer.

Die jüngst in warmen Nestern
Dir sang manch' helles Lied,
Die Schaar der Vögel gestern
Aus deinem Hause schied.

So muß wohl auch zur Stunde
Mein Haupt ergrauen bang,
Wann einst sich meinem Munde
Das lezte Lied entschwang.

A. Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Privatbälle.

Als die Polizei, wie ich schon gemeldet habe, die Theaterbälle während der Fastenzeit untersagt hatte, gleichsam um die Leute wenigstens zu einer Art von Enthaltsamkeit zu zwingen, hatte sie die Pariser mit dem Donnerstage der Mitfasten (mi-carême) getröstet, an welchem Tage Jeder die Erlaubniß haben sollte, sich nach Belieben an öffentlichen Orten zu belustigen; eine Erlaubniß, die eigentlich ganz unnütz war, denn von jeher ist dieser Tag in Frankreich eine Art von Suspension der Fasten, ein Rückfall in die Ausschweifungen des Faschings gewesen. Warum? mag der Himmel wissen; vielleicht, weil es der lebensfrohen Nation doch nicht möglich ist, vom Aschermittwoch an so ganz und gar auf die öffentlichen Tanzbelustigungen Verzicht zu leisten. Natürlich spreche ich hier von einer ältern Zeit, denn in der jezigen lassen sich wenige Pariser etwas von ihren gewöhnlichen Vergnügungen abgehen, und nur die Polizei hat sie diesmal daran erinnert, daß man in den sieben Wochen vor Ostern etwas entbehren müsse. Ich sage etwas, denn die öffentlichen Theaterbälle abgerechnet, wurde das Tanzen so lustig und häufig vor, als nach den drei Karnevalstagen getrieben. Einige Privatbälle waren sehr glänzend, besonders in dem Revier der sogenannten Chaussée d'Antin, wo die Banquiers wohnen, welche Geld für die verarmten oder bedürftigen Fürsten und Völker übrig haben, und mit einer Hand dem Süden, mit der andern dem Norden vorstrecken. Hier gab es Feste, die anderswo ein Prinz beneiden würde; Feste, an welchen beinahe tausend Personen Theil nahmen, und welche die ganze Straße mit Kutschen und Lärm füllten. Unsere Landsleute wollten bei dieser Gelegenheit den Parisern nicht nachstehen, und Schillers Ball wurde in den Zeitungen unter den köstlichsten erwähnt, welche in gegenwärtigem Fasching die Herren und Damen der eleganten Welt entzückt haben. Schiller ist in Paris als der Besitzer der schönsten Pferde bekannt. Ich habe behaupten hören, er habe seinen Pferden die kostbaren Säle im ersten Stockwerke seines Hotels eingeräumt. Dies ist wohl nur ein Scherz; so viel ist aber gewiß, daß die Ställe im Schillerschen Hotel so schön sind, wie manche Säle, und daß man sich Eintrittskarten verschafft, um sie zu bewundern. Sonst waren die Ställe des Prinzen von Condé zu Chantilly berühmt; man sprach weit und breit von der prächtigen Einrichtung der Wohnung seiner Pferde; jezt spricht man in Paris von der Pracht der Schillerschen Ställe. Damit wir aber nicht von den Faschingsvergnügen abkommen, so muß ich noch eines Balles erwähnen, der in einer einsamen Gegend von Paris, auf der Insel St. Louis, gegeben wurde, wo ein großer Ball etwas Unerhörtes ist. Es wohnt hier ein durch seinen Gewerbsfleiß reich gewordener Mann, der sich auch einmal das Vergnügen der reichen, geldleihenden Bankiers der Chaussée d'Antin verschaffen wollte, und daher etwa neunhundert Personen eingeladen hatte, worunter sich einige meiner Bekannten befanden. Schon einen Monat vorher hatte man mit den Zubereitungen zu diesem Feste angefangen. Die Säle waren auf's Kostbarste ausgeschmückt worden. Da sie sehr hoch waren, so hatte man in dem Hauptsaale eine künstliche Decke mit schönen Blumengewinden angebracht und die Verzierungen der Mauern damit in Uebereinstimmung gesezt. Die Fenster waren mit ungeheuer großen Spiegeln bedeckt worden, und man hatte viele hundert Wachskerzen aufgestellt, so daß am Abend des Balls Alles Glanz und Licht war. Ueber ein Duzend Pompiers standen bereit, um einem Unglücke vorzubeugen, wie das auf dem Schwarzenbergischen Balle, dem Napoleon und Marie Louise beiwohnten. Ein Duzend Gensdarmen oder, wie sie jezt höflicher genannt werden, gardes municipaux waren aufgestellt, um mit gezücktem Säbel Ordnung auf der Gasse zu halten. Auch war vor dem Hause eine Art von Zelt errichtet worden, um den geschmückten Damen das Absteigen zu erleichtern. Das furchtbare Rasseln der Kutschen, die Gensdarmen, ich wollte sagen, die gardes municipaux zu Pferde, der Glanz, der aus dem Hause auf die dunkle Gasse strahlte, Alles dies hatte die friedfertigen Bewohner der Insel aufgeschreckt, und alle bejahrten Mütterchen des einsamen Reviers verschafften sich das Vergnügen, sich um das Zelt herumzudrängen und wenigstens die gepuzten Damen aussteigen zu sehen. Diese waren nicht darauf gefaßt, vor einem doppelten Publikum die Musterung zu passiren und schon bekrittelt zu werden, ehe sie noch in den Ballsälen anlangten. Da half aber nichts, und jede Dame mußte sich zuerst der Kritik der bejahrten Inselbewohnerinnen preisgeben. Wie nun die neunhundert Gäste im Hause versammelt waren, spürte man erst etwas, woran man zuvor gar nicht gedacht hatte, nämlich, daß es an Luft fehle und daß man Gefahr laufe, zu ersticken; allein die Tapezierer hatten ihre Sachen so gut gemacht, daß an kein Wegräumen der Spiegel vor den Fenstern zu denken war. Es blieb also kein anderes Mittel übrig, als die Fenster hinter den Spiegeln zu zerschlagen, um doch wenigstens von oben her etwas Luft zu bekommen. Uebrigens war dieser Ball so lustig, als irgend einer eines Bankiers, eines Ministers oder eines Gesandten, und der ihn gab, war doch nur ein bloßer Privatmann, ohne bekannten Namen, ohne Titel, ohne Amt, ein unabhängiger, reicher Gutsbesizer, wie es deren in Frankreich eine Menge gibt.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 81.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 4. April 1834.

Il expira dans le sein du plaisir,
Du tendre amour victime fortunée.
Vénus enfin dans les sacrés bosquets
Le mena au rang des héros perroquets.

Gresset.

Kanarienvogels Liebe und Leid.

(Beschluß.)

Wir haben es Alle an uns selbst erfahren, daß dieser Zustand entfernter, anschauender Zärtlichkeit nicht lange währt; man verlangt von seiner Liebe immer größere Zugeständnisse. Die Katze, des Kanarienvogels zärtliche Freundin, machte ihn mit ironischem Lächeln darauf aufmerksam, daß es in der Liebe gewisse Stadien gebe, die man alle durchlaufen müsse. Sie rieth ihm, mehr zu thun, als zu sprechen, und bei nächster Gelegenheit eine herzhafte Umarmung zu wagen. Der junge Liebhaber erröthete, versprach aber, ihren frivolen Rath zu befolgen. Jetzt aber trat die Periode ein, in welcher das arme Thierchen die Pein der Liebe fühlte; denn mit dem ersten Flügelschlage, den er gegen den Spiegel wagte, sah er wohl ein, daß hier ein Hinderniß, und zwar ein unüberwindliches, seiner Leidenschaft den Zügel anlege. Er pickte an der großen Mauer, die ihm sein Glück entzog; aber da wollte sich keine Oeffnung zeigen, wo er wie Pyramus zu Thisben kommen konnte. Eine Menge alter Sagen fanden jezt auf ihn Anwendung. Es war die Geschichte von den beiden Königskindern, die Geschichte von Hero und Leander, welche in diesem Falle ein gläserner Hellespont trennte. Sie konnten nicht zusammenkommen! Zu diesem Schmerze gesellte sich ein anderer; denn so wenig Begriffe unser Kanarienvogel von der Reflexion des Lichtes hatte, so unerklärbar ihm die einfachsten Gesetze der Optik gewesen seyn mögen, so ergriff ihn doch zuweilen an der Wirklichkeit des geliebten Wesens, das er vor sich hatte und doch nicht berühren konnte, ein herber Zweifel; er mochte wohl gar zu träumen glauben. Dann aber, wenn er sah, daß sein Gegenüber doch da war, Bewegungen machte, zärtlich blickte, wie er, und ihm eine Strecke immer nachflog, wenn er sich aufschwang, kehrte ihm der Glaube wieder zurück, machte er sich den stillen Vorwurf der Untreue, empfand aber sein Schicksal tiefer als jemals. Wider Willen war er zur Resignation verdammt; er war gezwungen, ein Ritter Toggenburg zu werden, und härmte sich kläglich.

Unglückliche Liebe trocknet auf. Christiane, das Kammermädchen der Kommerzienräthin, hatte das Treiben des Vogels schon lange beobachtet und die Ursache, warum er nie vom Spiegel wollte, sehr wohl errathen. Sie theilte diese Dinge ihrer Herrin mit, welche sie höchst spaßhaft fand, sie dem Gelächter ihrer Soiréen preisgab und ein eigenes Dejeuner arrangirte, um ihren Freundinnen eines Morgens den Anblick zu verschaffen, wie der verschmachtende Liebhaber am Spiegel saß, seiner kraftlosen Liebe seufzend. Das gellende Gelächter, das den armen Kanarienvogel bei diesem Besuche aufschreckte,

zog ihm ein heftiges Fieber zu, das bald in einen bösartigen Pips ausartete. Das Zungenhäutchen verhärtete sich, die Nasenlöcher wurden verstopft, die Schnabelwurzel krankhaft gelb; die Federn des Kopfes namentlich sträubten sich aufwärts. Dabei zwang den kleinen Patienten die anhaltende Hitze und Trockenheit der Zunge, seinen Schnabel aufzusperren und einmal nach dem andern konvulsivisch zu niesen. Doch war unser Held noch jung; er hielt es aus, daß die Krankheit seines Herzens gewissermaßen homöopatisch die seines Körpers vertrieb; doch blieb die erste mit einer fortwährend nachwirkenden Schwäche des Körpers zurück. Der Pips hatte ihn verlassen, das sahen Alle, um aber den drohenden Rückfall zu verhüten, wurde die Pforte seines Käfigs nicht mehr geöffnet; er sollte den Gegenstand seiner unglücklichen Neigung nicht wieder sehen und auf andere Gedanken kommen. Allein seine Liebe war stärker als die Mittel, welche gegen sie wirken sollten. Er verfiel in Trübsinn, in stille Melancholie. Er begann wieder einige Strophen zu singen, aber sie waren nur der Ausdruck seiner Leiden. Bald verstummte er gänzlich und stieg selbst nicht mehr in den Ring, der in seinem Bauer aufgehängt war, weil ihn das Schaukeln in seinem Schmerze störte. Die Menschen, die ihn umgaben, erriethen nicht, daß seine fortdauernde Abzehrung nur die Folge jener Neigung war, die sie längst vergessen hatten. Sie dachten, der Pips habe eine Krankheit nachgelassen, die sie bald die Mause nannten, da man doch in der Mitte Sommers lebte, bald die Darre, da er doch regelmäßigen Stuhlgang hatte, bald die Milbensucht, da er sich in seinen Umständen doch noch immer reinlich erhielt. Man marterte ihn ab, bald mit Terpentin, der ihm tropfenweise auf den Kopf gegossen wurde, bald mit kalten Sturzbädern, mit Kreuzspinnen, die in Oel abgesotten waren und ihm in seinen Schnabel gedrückt wurden, mit tausend andern Quacksalbereien. Der Arme! Niemand wollte mehr daran denken, was ihm Linderung seiner Leiden verschafft hätte; den rechten Sitz seines Uebels hatten Alle vergessen, nur die Katze nicht, die Freundin, die ihn tröstete und später sogar ihm zu helfen versprach. „Sieh, ich will Dir helfen,“ sprach sie eines Tages zu ihm und blickte dabei zu Boden, um ihre verrätherischen Absichten nicht kund zu geben. „Du sollst sie wiedersehen, Deine Freundin.“ Der Kanarienvogel wandte sein Haupt mit wehmüthigem Blicke um und sprach mit ersterbender Stimme: „Wie willst Du das zu Stande bringen? Kannst Du das Drahtgitter meines Käfigs aufziehen?“ — „Nein,“ antwortete die Katze, „aber ich bin kräftig genug, Deinen Käfig, weil er zum Theil nur aus Blättern und dürren Zweigen besteht, zu zernagen und Dir einen Weg zu bahnen.“ — „Ach, wenn Du das könntest!“ flüsterte der Kanarienvogel mit einer Stimme, von der man nicht sagen kann, ob sie mehr durch seine Schwindsucht oder sein Entzücken oder durch die Furcht gedämpft wurde. Genug, die Katze sprang auf's Fenster hinauf, zerrte an den Bändern so viel hin und her, daß allmählig ein Loch entstand, weit genug, den glücklichen Patienten hindurch zu lassen. Sie war bei dieser Gelegenheit so in eine Uebung ihrer Krallen gekommen, daß sie auf einen Augenblick ihre Philosophie vergaß und etwas derb in den rechten Flügel des Vogels hineinhackte. Der Gerettete sah sie groß an, sie lachte und sagte mit altkluger Ironie: „Sieh einmal, jetzt könnt' ich Dich todtbeißen, wenn ich die Manieren besäße, welche ich besitzen sollte.“ Aber die Falsche machte ihren Fang durch diese Worte nur sicher. Der glückliche Kanarienvogel flog an den Spiegel, sah sein Ebenbild, jauchzte mit flatternden Flügeln, der Himmel that sich ihm auf, aber in demselben Augenblicke fühlte er etwas Grobes im Genick, das Genick war ihm umgedreht: er starb ohne Schmerz, ohne Haß, denn er sah, daß die Geliebte in demselben Augenblicke mit ihm starb.

Mit dem triumphirenden Lächeln eines Epikuräers, der im Arm der Sünde über die Tugend philosophirt, blickte die Katze auf ihren Freund, den sie gemordet hatte. Sie warf die Unterlippe und sagte: „Wie man sich doch übereilen kann! Ich war nicht mehr gewohnt, ihn flattern zu sehen, und tödtete den Narren, als er mir in Fangnähe kam. Nun, er wäre ja doch gestorben!“ Damit schlich sich die treulose Mörderin in die Zimmer der Kommerzienräthin zurück, wo sie mit offenen Armen empfangen und auf seidenen Kissen gebettet wurde. Von dem Kanarienvogel aber hieß es, er sey wie Ritter Toggenburg gestorben, worüber die Damen, welche die Kommerzienräthin den Abend zur Whistparthie besuchten, nicht satt werden konnten zu lachen, bis die Chronik der Stadt ihren Gesprächen neuen Stoff gab.

Niederländische Briefe.

(Fortsetzung.)

Noch lange werden die Bildwerke dieser römisch etruskischen Zeit die Antiquare für die Erforschung eines Kultus und einer Denkweise in Anspruch nehmen, die, obgleich die Menge der vorgefundenen Bildwerke sie zur Zeit der Blüthe römischer Macht sehr verbreitet zeigt, dennoch in den schriftlichen Nachrichten nirgends erwähnt ist. Eine wunderbar dunkle Stelle in einer so hell beleuchteten Zeit! Indessen mußte freilich neben der blendenden Sonne Roms das Leben der andern italienischen Völker im Schatten stehen. Immer aber hat die Anschauung jener stummen Völker, die nicht durch Worte, nur durch Formen zu uns sprechen, etwas Rührendes;

hier um so mehr, weil die etruskischen Bildwerke, so wenig sie auf höchsten Kunstwerth Anspruch machen, durch ihren eigenthümlichen Styl besonders interessiren. Es ist etwas Christliches in diesem Style. Schon die religiösen Vorstellungen, welche wir aus den Darstellungen erkennen, die Vorstellung feindlicher und schützender, schwarzer und weißer Genien, die um die Seele des Verstorbenen kämpfen, haben etwas Fremdartiges gegen die sonstige heidnische Ansicht. Es liegt eine Sorge, ein Zweifel über das Schicksal der Seele nach dem Tode darin, der mit der Gleichgültigkeit des Hades seltsam kontrastirt. Selbst jene bösen Genien und die schwarze Farbe, mit welcher wir sie in den Grabgemälden finden, erinnern an christliche, wenn auch nur abergläubische Meinungen. Das griechische Heidenthum hat den Teufel nicht so schwarz gemalt. Dieser christliche Zug ist aber nicht bloß in den Lehren, sondern auch in den Formen der Gestalten und der Darstellung. Die Archäologen sprechen von ihnen gewöhnlich nur tadelnd, weil sie freilich die Reinheit des griechischen Styls hier nicht wiederfinden, und es mag richtig seyn, daß die Verfertiger dieser Grabkisten in Stein oder Thon nicht das höchste Maß griechischen Kunstsinnes und technischer Ausbildung besaßen. Allein die eigenthümlich abweichende Richtung einer ganzen Klasse von Bildnern, der Geschmack eines ganzen, wenn auch zurückgesezten Volks ist nie bloßer Mangel der Vollendung, sondern immer ist damit auch der Ausdruck eines bestimmten, von der herrschenden Richtung abweichenden Geistes verbunden. Und so ist es auch hier. Freilich fühlt man wohl in diesen Bildwerken auch einen Zwiespalt. Der altetruskische Geist hat sein Selbstgefühl verloren; nicht nur griechische Mythen sind oft dargestellt, die durch uralte Tradition im Etruskervolke das Bürgerrecht erhalten haben mögen, sondern auch spätere Einwirkungen griechischer Kunst sind nicht zu verkennen. Hellenische Auffassung und einheimische stehen im Kampfe. Allein auch dieser Zwiespalt ist an sich noch kein zerstörender für die künstlerische Einheit, vielmehr bringt es die Allgemeinheit der griechischen Anschauung mit sich, daß er in vielen wechselnden Gestalten oft wiederkehren muß. Die Auffassung des heitern Daseyns, des leichten Gesammtlebens des menschlichen Geistes und der Natur ist so vollkommen in der griechischen Welt erschöpft, daß jede andere Auffassung, welche mehr auf den großen Bruch zwischen der Welt und dem Menschen gerichtet ist, welche den harten Kampf menschlicher Kraft mit der Natureinheit tiefer empfindet und darstellt, auch zugleich mit jener griechischen Kunstgestalt zu ringen scheint. Dieses Ringen nach schärferem Ausdrucke der Besonderheit ist in den Formen auch hier leicht kennbar. Daher sind die Züge streng und eckig, die Bewegungen stets gewaltsam, die Ruhe starr; die schöne Milderung zur belebten Ruhe oder zur gemäßigten Bewegung fehlt: schroffe Gegensätze, die aber durch eine allgemeine technische Basis, durch einen hergebrachten Styl, und selbst, des Widerstrebenden ungeachtet, durch die ausgebildete griechische Form getragen werden, und sich dadurch von ähnlichen Erscheinungen (z. B. in der egyptischen Kunst) unterscheiden. Jedenfalls erinnert aber diese Verbindung des griechischen Naturideals mit dem Streben nach Besonderung wiederum sehr lebendig an bestimmte Uebergangsepochen der christlichen Kunst. Besonders bei den frühern italienischen Meistern, welchen die antike Form nicht mehr fremd war, aber, ohne daß sie es wußten, nicht völlig genügte, finden sich sehr ähnliche Formen, wie diese etruskischen, Formen eines lebhaften Ausbruchs, der zwar die Schönheit der Gestalten nicht verlezt, aber auch nicht heraushebt, und — richtiger Ausführung ungeachtet — oft mit ihnen im Kontraste zu stehen scheint. Ein Beispiel unter den Malern würde etwa Domenico Ghirlandajo geben; häufigere Beispiele finden sich aber, aus begreiflichen Gründen, unter den Bildhauern, schon aus der ältern Pisaner Schule bis auf Michel Angelo hin, ihn selbst nicht völlig ausgeschlossen. Freilich aber läßt sich das Genauere, in welchen Formen diese Uebereinstimmung liegt, weniger aussprechen, als zeigen. — Ein anderes, unzweideutiges Vorgreifen jener etruskischen Bilder in christliche Auffassung der Form ist, daß sie schon nicht mehr vermögen, den reinen Basreliefstyl zu halten. Während auf sonstigen griechischen und römischen Werken ohne Ausnahme die Gestalten, so gut es gehen will, in eine Profilansicht gebracht sind, ordnet sich bei ihnen die Handlung stets mehr auf malerische Weise, so daß sie auf eine Mittellinie hindeutet. Bei den modernen Bildwerken erklärt sich dies oberflächlich schon dadurch, daß sie durch die Malerei als die vorherrschende Kunst verleitet sind. Allein bei den Alten hatte auch die Malerei den Basreliefstyl und kannte die perspektivische Anordnung wenig oder gar nicht. Was konnte also wohl den anspruchslosen Werkmeistern Hetruriens eine Auffassungsweise geben, welche der herrschenden Richtung ihrer Zeit fremd war und die erst nach einer Reihe von Jahrhunderten vollkommen ausgebildet werden sollte? Der Mangel an Kunstgeschick erklärt hier nichts. Der untergeordnete Geist ahmt nach, er bricht nicht neue Bahnen. Vergeblich sucht man aber nach äußern Gründen. Jene wiederkehrende Vorstellung des Kampfes zweier Genien um den Verstorbenen steht wohl damit in Verbindung, allein auf vielen römischen Darstellungen ist der Basreliefstyl, wenn ihn auch die Grundauffassung des Gegenstandes noch weniger begünstigte, dennoch durchgeführt, und so hätte sich auch dieser Kampf in eine Profilansicht bringen lassen. Andere äußere Ursachen lassen sich aber nicht auffinden.

und man kann es wohl nur der tiefen innern Beziehung zwischen Form und Geist zuschreiben, daß schon ein Anklang moderner Denkungsweise die Verwandtschaft der Formen begründete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Volksbelustigungen. Die Gebrüder Müller.

Am Tage der Mitfasten standen die meisten Theater wieder zu Bällen offen; natürlich war die große Oper abermals obenan mit ihren Galoppaden, Dantanschen Zerrbildern und ihrer Lotterie, bei der diesmal der Gewinn den Eintritt in die Oper für das ganze Jahr verschaffte. An Masken und Verkleidungen fehlte es an diesem Tage eben so wenig, als im Fasching. Der Tag der Mitfasten ist in Paris, ich weiß nicht warum, ein Festtag für die Wäscherinnen und Wäscher, eine sehr zahlreiche Zunft, welche am Seineufer oder eigenlich auf platten Schiffen auf der Seine selbst ihr Handwerk treibt. Schon am Mittwoch waren diese platten Schiffe, besonders die größern, alle mit grünen Zweigen und farbigen Bändern geziert. Es scheint, jedes große Schiff ernennt eine Königin. Als ich über den Grèvekay ging, hatte die Königin oder eine von den Königinnen bereits ihr Hoflager in einer Kneipe aufgeschlagen, und es ging darin sehr lustig zu, da bereits zum Tanze aufgespielt wurde. Am Donnerstage waren die Königinnen mit ihrem Hofstaate und Unterthanen, das heißt mit den andern Wäscherinnen und Wäschern, ebenfalls schon frühe in den Kneipen, oder tanzten am Ufer der Seine; so mögen mit Tanzen, Trinken und Spielen einige Tage hingegangen seyn, die den Leuten viel Geld gekostet, aber wenig gefruchtet haben. Manche haben während dieser Zeit keinen Fuß aus der Schenke gesezt. Ueberhaupt kommen alle diese Schlemmereien das Volk theuer zu stehen und haben doch nichts [illegible], nichts Poetisches. Die ganze Lustigkeit besteht im Trinken und Essen, und endigt zuweilen mit Raufen und Schlägereien. So verhält es sich mit den Metzgerknechten am Fasching, mit den Wäschern am Tage der Mitfasten, mit den Zimmerleuten am St. Josephstage. Alle diese Leute halten viel auf das alte Herkommen, dem auch Niemand ein Hinderniß in den Weg legt, und versäumen nicht, an ihrem Feiertage tüchtig zu trinken und zu schlemmen, natürlich auf ihre Kosten, wenn sie nicht etwa bei den Meistern oder an dem Hofe und bei den reichen Staatsbeamten so viel kollektiren, daß sie sich auf Kosten Anderer betrinken können. Obschon, wie oben gesagt, die Polizei die Bälle in den Theatern nur für den Abend oder die Nacht der Mitfasten erlaubt hat, so wird nichtsdestoweniger mit den Bällen in den eigentlichen Tanzsälen fortgefahren, als Vauxhall, Tivoli d'hiver, Prado, und wie sie sonst heißen; von solchen Bällen nimmt die elegante Welt aber eigentlich gar keine Notiz; sie werden von den sogenannten Grisettes, von Ladendienern, Studenten besucht und machen der Polizei nicht so viel zu schaffen, als die großen Theaterbälle, weßhalb sie ihrethalben auch keine Schaar von Polizeisergeanten die ganze Nacht auf den Beinen zu halten braucht, und wohl nur deßwegen läßt sie dieselben Jahr aus Jahr ein ruhig und ungehudelt. Eben so verhält es sich mit den vielen Lustgärten, mit den Tanzböden in den Kneipen, welche um die Stadt her liegen, und besonders den Familien der Handwerker zu Versammlungs- und Vergnügensorten dienen, wobei ein schlechter Wein und nicht bessere Kost in Menge verzehrt wird. Es geht hier aber, troz des Geräusches, ziemlich ordentlich zu, und ein paar Gensdarmen oder etwa eine Patrouille der an der Barriere Wache haltenden Truppen reichen hin, um Alles hübsch in guter Ordnung zu halten. – Die geistigen Genüsse wechseln beständig in Paris mit einander ab; kaum fängt man an, des einen satt zu werden, so bietet sich sogleich ein anderer dar. Schauspiele und Konzerte folgen schnell auf einander. Das Musikkonservatorium ist in voller Thätigkeit und gibt jeden Sonntag ein Konzert, das gewöhnlich ein volles Haus hat. Dann sind die vier Gebrüder Müller aus Braunschweig angekommen und haben bereits fünfmal ihre, so vortrefflich ausgeführten Quartette hören lassen, ein Genuß, den man in Paris selten hat, denn wo sollte man vier Tonkünstler zusammenfinden, die gleichsam nur Eine Seele und Eine Hand haben, wie diese vier Brüder? und dann mögen die Pariser Tonkünstler nicht gern andere Musik spielen, als ihre eigene. Baillot, der ausgezeichnete Meister auf der Geige, gibt fast jeden Winter Abends-Konzerte, worin er mit drei andern guten Tonkünstlern Quartette aufführt; allein seine Geige läßt sich vor allen andern hören; er hat die Hauptrolle und führt sie meisterhaft durch, der Gesammteffekt geht aber darüber verloren; da ist kein Zusammenschmelzen der Töne, keine innige Vereinigung der vier Instrumente, wie bei diesen vier Brüdern. Onslows und Beethovens Quartette waren hier wenig bekannt; ihnen verdanken wir die Bekanntschaft mit denselben. Beethovens Quartette besonders erhalten immer rauschenden Beifall. Die vier Tonkünstler könnten sich beinahe auf diesen Meister beschränken, und lieber würde man, statt jeden Abend drei Quartette von verschiedenen Meistern, drei Beethovensche hören; zuweilen wäre man geneigt, sie zu bitten, nur Ein Beethovensches Quartett dreimal nacheinander zu spielen. Sie thun wohl, daß sie Beethoven immer für das Ende aufsparen; denn nach ihm würden die andern schwach erscheinen, besonders Fesca, der schwerlich ein Günstling der Pariser Musikliebhaber wird. Seine Werke sind daher auch in Frankreich wenig beachtet worden. „Fesca," sagte ein alter Musikliebhaber neben mir, „kann sich glücklich schätzen, daß er solche Dolmetscher wie die Gebrüder Müller bekommen hat." Es war bei der Aufführung eines ziemlich gezerrten Quartetts von ihm. An einem andern Abend spielten sie ein gefälligeres Stück von ihm, und diesmal ließ das Publikum doch einen Theil wiederholen. Ueberhaupt werden diese Künstler stets mit neuem Vergnügen gehört, und man gesteht allgemein, daß sich nichts Vollkommeneres denken läßt, als ihre Weise, Quartette zu spielen. – Die in einer andern Art vortrefflichen Darstellungen an der italienischen Oper werden am Ende dieses Monats aufhören. Die hier sehr zahlreichen Liebhaber der italienischen Oper haben fast keine Vorstellung versäumt, und vielleicht hat der Direktor nie ein besseres Jahr, oder vielmehr einen bessern Winter gehabt, als diesen, denn der Saal war fast immer voll und das Publikum meistens sehr zufrieden mit den Leistungen der so sorgfältig ausgewählten Truppe. Mehrere Rossinische Opern, die man beinahe auswendig wußte, bekamen einen neuen Glanz durch die meisterhafte Darstellung. Dlle. Grisi hat sich einen dauernden Ruf erworben, und auch Dlle. Ungher ist in diesem Winter bedeutend hervorgetreten. Was Rubini und Tamburini betrifft, so waren sie bereits als große Sänger bekannt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 82.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. April 1834.

> Zu des Lebens lustigem Sitze
> Eignet sich ein jedes Land;
> Zeigt sich eine Felsenritze,
> Ist auch schon der Zwerg zur Hand.
>
> Goethe.

Sommertage in Wallis.

Zweiter Brief.

(Fortsetzung von Nro. 55.)

Am Grandiosesten spricht sich wohl die Natur des merkwürdigen Landes aus, wenn man bei den Dörfern Oberwald oder Ulrichen herab auf das niedere Thalland sieht, durch das die Rhone strömt, ihr zur Rechten und Linken die mächtigen Riesenwälle, auf denen sich noch höhere Zinnen und Thürme erheben. Ich kenne wirklich keine auffallendere Ländergestalt als Wallis. Die hohen Gebirge rechts und links sind so bestimmt und scharf gezeichnet, daß man auf den ersten Blick alle die vielen Seitenthäler erblickt, die sich in das große Rhonethal münden. Beim Rhonegletscher, zwischen der Grimsel und Furka, beginnt die Trennung der beiden großen Alpenzüge, die bis zum Monte-Rosa immer weiter von einander treten, dann sich aber wie entzweite Eheleute langsam wieder nähern und sich endlich bei der Brücke von St. Maurice über den lang befreundeten Strom die Hände reichen. Beide Alpenmauern und ihre Hochberge scheinen zwei große Klammern mit ihren Nägeln, welche einen Theil von Mitteleuropa zusammenzuhalten bestimmt sind. Sehr merkwürdig und auffallend ist die Aehnlichkeit ihrer Höhenverhältnisse und Abhänge, und man sieht, daß beide nach einem und demselben Gesetz gebildet sind, und daß beide als integrirende Theile eines Systemes dastehen. Eine einzige Alpenkette hätte wahrscheinlich bei dieser Architektur nicht genügt, oder ihre Masse hätte müssen noch stärker und größer seyn, z. B. wie die Himalaya Kette, und dann hätte sie doch nicht so fest gehalten, als zwei nahe stehende, parallel mit einander laufende Klammern. Auch die größte und ungeheuerste Gebirgsmasse wäre doch im Lauf der Jahrtausende zerbröckelt und zusammengefallen, und die herabrollenden Trümmer hätten sich nach verschiedenen Seiten verloren; das große Thal zwischen zwei Bergketten dient hingegen wie ein Reservoir; wenn auch die Höhen mit der Zeit niedriger werden, so häufen sich ihre Trümmer immer in engem, bestimmten Raum zusammen, die Basen werden höher und stärker, die Höhen und Formen werden zwar anders, aber die Masse der Kraft und des Drucks bleibt immer dieselbe. Dieser weise Kunstbau der Natur und dessen Wirkungen zeigen sich besonders in Oberwallis. Das Thal ist hier bedeutend erhöht worden durch heruntergestürzte Bergtrümmer: häufig hat sie die Rhone abgerundet und abgeschliffen, oder in runde Hügel auf einander geschwemmt, die gleichförmig gestaltet durch das ganze Land zerstreut sind und die zerstörten Burgen tragen, die ihm einen so eigenthümlichen Anblick geben. So stehen hier Trümmer auf Trümmern. Ueber die leztern

gingen Jahrtausende hin, über die Burgen aber nur ein paar Jahrhunderte. Die nördliche Kette ist sehr schroff, steil, ja fast perpendikulär, sie steht da wie eine Riesenmauer auf ungeheuren Gebirgstrümmern. Gegen das westliche Berner Oberland und gegen Waad hin wird sie weniger steil und ihre Abhänge gehen in Alpen und Gelände über, die in der herrlichsten Vegetation prangen. Die mittägliche Gebirgswand, welche der Monte-Rosa beherrscht und der große St. Bernhard schließt, ist fast eben so steil, hat aber keine so reizende und fruchtbare Verflachung. Wie die nördliche Kette, rollt sie ihre Gebirgstrümmer ins Wallis und nicht nach Italien, das seine schönen Thäler jenseits hinbreitet. Die alte und neue Geschichte des Landes berichtet eine Menge von Unglücksfällen in Folge von furchtbaren Bergstürzen. Die Flanken des St. Bernhard und des Simplon zeigen große Risse und Abbrüche. Zwei Gipfel der Diablerets stürzten 1714 und 1749 ein und begruben ganze Thäler mit ihren Dörfern und Einwohnern. Auch Gregor von Tours erzählt von solchen Erscheinungen, die sich zu seiner Zeit zutrugen. Wie viel Berge mögen hier zusammengestürzt seyn, ehe die Geschichte des Landes beginnt? An den furchtbaren Felsenwänden der Dent dû midi und der Dent de Morcles zeigen sich Narben, deren lebhafte helle und röthliche Färbung auf einen Bruch von gestern zu deuten scheint, und doch spricht hier weder Sage noch Geschichte von einem Bergfall. Die wilde Rauhheit der nördlichen Gebirgswand, ihre gänzliche Unfruchtbarkeit, kurz Alles scheint auf frühere Brüche derselben, auf eine immer fortschreitende Zerstörung hinzuweisen. Alles dies könnte einen auf den Gedanken bringen, die Natur habe Wallis nicht dazu bestimmt, von Menschen bewohnt zu werden. Denn ein Thal, das furchtbare und zum Theil ganz unzugängliche Berge einengen, das immerfort von der Zerstörung durch Bergfälle leidet, kann nur ein gefährlicher Aufenthalt für Menschen seyn. Nimmt man die Brücke von St. Maurice aus, so geht der Zugang nach Wallis nur über dergleichen hohe und drohende Gebirge, ja St. Maurice selbst ist wie das alte, im sechsten Jahrhundert verschüttete Epaunum, täglich der Verschüttung durch die überragende Dent dû midi ausgesetzt. Erst in neuerer Zeit ist der kühne Uebergang über den Simplon gemacht worden. Man könnte aber fragen: ist es gerathen, Granitberge zu durchgraben, Wege über Ströme und Abgründe und Bogen über der Lawinen Weg zu bauen? Ob wohl die Natur in einem so gefährlichen Land voll Wechsel, Graus und Zerstörung das schwächlichste und gebrechlichste ihrer Geschöpfe, den Menschen, setzen wollte? Dieser Mensch versteht es freilich, alle Hindernisse zu besiegen; so hat er denn auch das Wallis erobert, er hat dies furchtbare, drohende Land der Natur abgezwungen, er hat es zu dem Seinigen gemacht, aber noch immer scheinen da alle Elemente im Krieg gegen ihn. Auch rächt sich die Natur furchtbar an der Menschen eigensinnigem Wagniß; die Menschen, die in das Thal zwischen den zusammenstürzenden Bergen eindrangen, sollten auch in ihrer Natur Theil haben an dem Verfall ihrer Berge und der Zerstörung ihres Bodens, an der langsamen, aber sichern und mächtigen Zersetzung alles dessen, was ihn umgibt. Es war fast überflüssig und fruchtlos, daß das Geschlecht der alten halbrömischen Einwohner sich erneuerte und erfrischte durch seine Mischung mit Gothen, Vandalen, Hunnen, Burgunden und Mauren, die nach einander zwischen diesen Bergen für kürzere oder längere Zeit hausten. Diese Völker hatten Europa durchzogen und unterworfen, hier aber besiegte sie die Natur, denn die Eroberer Roms ließen in Niederwallis nur eine Nachkommenschaft von Cretins zurück.

Ein großes Thal, über zwanzig Meilen lang, das sich vom Rhonegletscher bis zum Genfersee zieht und in das sich sechzehn kleine Seitenthäler wie Kinder oder kleine Hausgenossen münden, die auch von wilden Flüssen durchströmt, von mächtigen Bergen umstanden und geschieden, von Felsen ummauert und von Gletschern durchzogen sind; ein Thal, das im Raum von eilf Meilen die Vegetation von zehn Breitegraden zeigt, wo sich die Natur in ihrem Verfall und in ihrem Zusammensturz, gleich darauf aber wieder in ihrer größten Erhabenheit zeigt, wo furchtbare Naturereignisse zu einer Resignation der Einwohner führen, die oft in Aberglauben übergeht, aber doch bei den Gebirgsbewohnern die Liebe zur Freiheit, den Heldenmuth und die schönen alten Tugenden ihrer Ahnen nicht ausschließt — dies ist Wallis. Ungeheure Granitmassen bilden rund um das Thalbecken eine Einfassung, und an sie lehnen sich wieder niedrigere Bergketten von Gneis und Kalk an. Hoch über den Cervin (13,850′), über den Combin (13,250′) und das Finsteraarhorn (13,170′) ragt der Monte-Rosa, die unerreichte, jungfräuliche Riesenrose. Ja die andern, doch ansehnlichen Berge, die Jungfrau (12,870′) und ihre Genossen, der Velan (10,400′), die Dent d'Erron (12,000′), die Dent-Blanche (12,500′), die Cima di Jazzi (12,880′), die westlichen Schlußsteine, die Dent du midi (9890′), die Dent de Morcles (8910′) und die Diablerets (9600′) scheinen nur dienendes Gefolge. Der höchste Walliser, ja der höchste europäische Bergübergang ist der des Cervin (10,300′), auf dessen Col die kräftigsten Gebirgsmänner Athem und Kraft verlieren, und unverwüstliche Maulesel deutliche Zeichen von Angst von sich geben, nur mit Mühe athmen und ein ganz eigenes Klag- oder Hülfsgeschrei hören lassen. Die andern Uebergänge erheben sich nicht zu achttausend Fuß, wie der Sanetsch (6140′), der Rawyl (7230′), die

Gemmi (6860′), die Grimsel (6770′), die Furka (7790′), der Simplon (6200′), der Col de la Fenêtre (7980′), der große St. Bernhard (7680′) und der Col de Terret (7260′).

(Die Fortsetzung folgt.)

Niederländische Briefe.

(Fortsetzung.)

Der Tag war ziemlich verflossen und unsere Sehkraft völlig erschöpft. Wir schlossen daher unsere Wanderungen durch die gelehrte Stadt, ohne die eigentlichen Sitze der Gelehrsamkeit, die Universität und die Bibliothek gesehen zu haben. Jene würde, obgleich jezt leer, einen Besuch in mancher Beziehung belohnt haben. Unter Anderem enthält sie eine Sammlung der Bildnisse aller ihrer Professoren von Scaliger bis auf unsere Tage. Es ist schon erfreulich, eine ganze Schaar unserer wissenschaftlichen Voreltern versammelt zu sehen, und die Vossius und Gronovius, die Hemsterhuys und Wittenbach, den berühmten Boerhave, dann wieder die Schaar der Legisten, Voet und Noodt, und wie sie heißen mögen, von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Allein dieses Interesse an den Einzelnen ist das Geringere gegen den Vorzug eines Ueberblicks ganzer Klassen und ganzer Zeitalter menschlichen Thuns, den solche Sammlungen gewähren. Sie sind Stammtafeln geistiger Familien, in welchen man die allmählichen Veränderungen der Generationen, wahrlich nicht bloß in den Trachten, sondern selbst in den Gesichtsbildungen beobachten, und so durch ihren Gegensatz die Zeiten selbst besser verstehen lernt, oder — besser zu verstehen glaubt. Indessen ist es gewiß nicht ganz Täuschung; es gibt auch eine Geschichte der Physiognomien, auch in den Gesichtsbildungen gehen durch den wechselnden Zeitgeist Veränderungen vor. Die Gelehrten werden freilich diese Aenderung nicht am deutlichsten zeigen, denn die Thätigkeit des Lebens, welche sich in den Zügen ausprägen soll, ist bei ihnen zu sehr eine innerliche. Die Männer der That, Könige, wenn sie es nicht bloß dem Namen nach sind, Staatsmänner, Feldherrn sprechen daher deutlicher; nur zu nähern Bestimmungen des Gegensatzes muß neben ihnen die gelehrte Welt beachtet werden. In der Mitte zwischen beiden sind die Künstler, bei denen die innere Bildkraft des Geistes auch den Körper besonders ausdrucksvoll zu machen scheint, und die, wie sie selbst nothwendig in der Mitte ihrer Zeit stehen müssen, auch den Geist derselben deutlich in ihrem Aeußern erkennen lassen.

Doch genug von Voraussetzungen; auch gestern hielten wir uns dabei nicht lange auf, sondern gingen ohne Weiteres zu dem Reellen, zu dem längst bereiteten Mittagsmahle über, das bei unsern klassischen Beschäftigungen freilich zur Cöna geworden war. Auch hier fanden wir Ursache zu bedauern, daß die nahe Abfahrt der lezten Schuyte uns an gründlichern Studien Leydenscher Kunst — nämlich Kochkunst — hinderte. Leyden rühmt sich, die schönste und gelehrteste Stadt Hollands zu seyn, die Andern aber nennen sie die „theuerste,“ und nachdem wir den Tag zugebracht, um jene ersten Eigenschaften kennen zu lernen, mußten wir zulezt auch die andere bestätigt finden. Indessen ben mangiato, ben pagato; man muß zufrieden seyn, wenn die Wirthe nicht den Nachsatz für wichtiger als die Prämisse halten. So erreichten wir, Dank sey unserer Mäßigkeit, die Schuyte noch vor der Abfahrt, aber dennoch zu spät, denn der Roef, das Stübchen, war ganz vermiethet und der Raum überfüllt. Zum Glück ging gleichzeitig auch ein Fahrzeug nach Delft ab, und da es in der Entfernung von kaum einer halben Stunde beim Haag vorbeiführt, so zögerten wir nicht, hineinzuspringen. Die feuchte Kanalluft trieb uns bald in das Stübchen, wo wir, fast ganz einsam, die Freuden des Tages erst besprechen, dann von ihnen ausruhen konnten. Das „Jägerchen“ mußte aber in der Dunkelheit uns oder sich lange Ruhe gegönnt haben, und es war schon tiefe Nacht, als wir an dem Scheidewege des Kanals ans Land sprangen. Wir hatten einen weiten Weg vor uns und die Hoffnung, daß unsere ruhigen Wirthe für nächtlichen Einlaß Sorge tragen würden, konnte leicht trügen. Es galt daher Eile, die bei der Finsterniß der sternenlosen Nacht und bei rauhem, durch die häufigen Regengüsse verdorbenem Wege nicht wenig beschwerlich war. Noch ehe wir die Stadt erreichten, sollte ich die Eigenthümlichkeiten des Landes von einer neuen Seite kennen lernen. Mühsam auf dem rauhen Wege stolpernd, dennoch die Feuchtigkeit des Grases zwischen den Bäumen scheuend, glaubte ich jenseits desselben einen weißen Pfad schimmern zu sehen. Geschickt springe ich also, um das nasse Gras zu vermeiden, und stehe in einem Kanal. Zum Glück war er am Rande nicht tief; ich kam halb durchnäßt heraus, und tröstete mich, nun aus doppelten Gründen eilend, mit so manchen Malern des Landes, in deren Lebensgeschichte dergleichen „Fälle“ nicht zu den seltenen gehören. Nur freilich unterschied ich mich von diesen Herren durch eine leidige Nüchternheit, die sie bei solchen Gelegenheiten nicht zu haben pflegten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Die italienische Oper. Scribe's passion secrète.

Rossini, Bellini, Donizetti sind beinahe die einzigen Meister, von denen Opern aufgeführt worden sind. Mozart ist nicht zu dieser Ehre gelangt, eben so wenig irgend einer der Meister der ältern Schule Italiens. Dagegen hat ein junger Meister, Namens Marliani, hier mit einer ganz neuen Oper sein Glück versucht, was am hiesigen italienischen Theater etwas Seltenes ist, da man nur Opern vorzunehmen pflegt, deren Ruf bereits in Italien wohl gegründet ist. Der Versuch ist eben nicht sehr geglückt, obschon die Tageblätter den Tonsetzer so viel als möglich aufgemuntert haben. Dem Faust der Dlle. Bertin, Tochter des reichen Inhabers des Journal des Débats, ging es vor einigen Jahren nicht besser. Glücklicherweise hat sich dadurch die junge Künstlerin nicht abschrecken lassen, denn bereits hat sie eine andere Oper gesezt, aber diesmal keine italienische, sondern eine französische, die erst künftigen Herbst aufgeführt werden soll. Victor Hugo hat nämlich ihr zu Gefallen aus seinem Romane Notre Dame de Paris den Text zu einer Oper gezogen. Man muß ihr wünschen, daß der Dichter mit seinem Romane nicht so sonderbar verfahren haben möge, wie mit der „Maria Tuder," denn sonst würde kaum die schönste Musik im Stande seyn, den Unwillen des Publikums zu beschwichtigen. Diese verrufene „Maria Tudor“ wird zwar noch zuweilen auf der Bühne des Porte St. Martin-Theaters aufgeführt; hier kommt aber nie ein ästhetisches Publikum zusammen, wie im Parterre des Théâtre français, und die Zufriedenheit des dortigen Publikums beweist keineswegs, daß das Stück gut ist.

Ob Scribe unterdessen auch etwas Neues zu Tage gefördert, ist eine unnütze Frage, wenn man weiß, daß Scribe nur höchst selten einen Monat ausgeruht hat, seitdem er zum ersten Male die Feder zur Hand genommen, um für die Bühne zu schreiben. Er scheint aber jezt ganz ernstlich sich im großen Schauspiel einen dauernden Ruf verschaffen zu wollen. Sein Bertrand et Raton war noch keine fünfzigmal gegeben, als er den Schauspielern des Théâtre français schon ein neues Lustspiel vorlas, une passion secrète. Es wurde dann auch schnell einstudirt und die vorige Woche bei vollem Hause gegeben. Man erwartete wieder ein Stück wie das vorige; aber diesmal war die Handlung nicht so lustig, als in dem politischen Stücke, sondern näherte sich der in seinem Mariage d'argent. Auch hier spielt das Geld eine Hauptrolle, diesmal jedoch nicht bei Leuten, die sich verheirathen wollen, sondern bei solchen, die bereits lange verheirathet sind. Die Heldin oder vielmehr Hauptperson des Stücks ist eine junge (durch die 50jährige Mars vorgestellte) schöne Frau, die des Morgens heimlich ausgeht, dadurch ihrem bisher unbescholtenen Rufe schadet und einige Anbeter in gewaltige Eifersucht versezt. Es kommt zulezt heraus, und sie gesteht selbst, nur nicht ihrem Manne, daß sie an der Börse auf Staatspapiere spekulirt, entsetzlich viel gewinnt und dann noch weit mehr verliert, so daß sie dadurch in die größte Verlegenheit geräth. Ein alter steinreicher Anbeter hält den Zeitpunkt für günstig und verspricht Hülfe, das heißt völlige Ausgleichung der Differenzen an der Börse, wenn sie ihm nur ein schriftliches Jawort auf eine Frage geben will, die er schon lange an sie gestellt und worauf sie bisher immer, wie es scheint, verneinend oder gar nicht geantwortet hat. Die arme Frau geräth nun aus dem Regen in die Traufe. Wozu soll sie sich entschließen? zu einem Bankerott, oder zu einem Jawort, welches, wie eine Pariser Dame einmal gesagt haben soll, die Damen so wenig kostet und den Herren so viel Vergnügen macht? Der Bankerott scheint ihr das ärgste der beiden Uebel, da sie nicht allein all ihr Geld, all ihr Geschmeide, sondern auch noch die Mitgift einer Nichte verspielt hat, die sich an diesem Tage verheirathen soll, und zwar mit einem jungen Manne, an dessen Achtung ihr viel gelegen ist. Dieser Geldbankerott würde auch zu gleicher Zeit ihre Ehre und guten Ruf zu Falle bringen; das heimliche Versprechen hingegen kann erfüllt werden, ohne daß ein Hahn darnach kräht. Folglich — der Schluß hat aber zum Glücke nicht statt; denn der junge Mann erscheint als ihr Schutzengel, fängt das versiegelte Jawort auf und gibt mit der einen Hand die Mitgift her, die er bald mit der andern wieder nehmen soll. Die Ehre der Frau ist gerettet, und das war der Zweck des Dichters. Wahrscheinlich soll die Moral des Stücks diese seyn: „Meine schönen Damen, hüten Sie sich ja vor dem gefährlichen Börsenspiele, denn Sie könnten weiter geführt werden, als Sie es ahnen, und noch etwas mehr verspielen, als Ihr Geld. Halten Sie sich immer die Klemme vor Augen, worin ich meine schöne Madame Dulistel versezt habe.“ Es scheint, die Damen, deren eine Menge bei der ersten Aufführung zugegen war, hatten eine andere „heimliche Leidenschaft“ erwartet, als das Spiel, das unter den jungen Damen, Gottlob! nur eine höchst seltene Leidenschaft ist. Sie konnten daher an der Passion der Madame Dulistel auch kein besonderes Vergnügen finden, obschon Scribe äußerst geistreich die schlimme Lage der heimlichen Spielerin geschildert und sein ganzes Talent aufgeboten hat, um dieses Gemälde lebhaft dramatisch auszuführen. Laster oder Fehler zu schildern, die uns fremd sind, ist eine etwas unfruchtbare Mühe, und solche Schilderungen erregen selten ein dauerhaftes Interesse. Einige Kritiker meinen, Scribe hätte eine heimliche Liebschaft zum Grunde legen sollen, so möchte er wenigstens die Aufmerksamkeit der Hälfte seiner Zuhörer gefesselt haben. Allein eben dies hat er wahrscheinlich mit Absicht vermieden. Die Liebe ist ja der Beweggrund und die Unterlage von hundert, ja von tausend Theaterstücken; er hat wohl etwas Neues versuchen wollen; allein da hat er vergessen zu bedenken, daß die Leidenschaft, die er gewählt, nur als eine seltene Ausnahme von der Regel erscheint. Das Sonderbare dabei ist, daß die Person im Schauspielsaal, welche am Sichersten Nutzen aus dem Stücke ziehen konnte, gerade die Schauspielerin selbst war, welche die Madame Dulistel darstellte; denn bekanntlich hat Dlle. Mars viel durch Börsenspekulationen verloren. Allein sie ist keine verheirathete Person; was sie erworben, hat sie ihrem ausgezeichneten Talente zu verdanken, und sie braucht Niemand Rechenschaft von der Anwendung ihres Gutes abzulegen. Wäre es aber nicht einzig, wenn der Dichter nur die Schauspielerin und Niemand anders von der Börse abgebracht hätte?

D g.

Räthsel aus der Apotheke.

Charade, von einem Hagestolzen.

In der Liebe 1. 2. schrieb
Ich mir in die 3. 4. Namen;
Was dich, 1. 2.! mir vertrieb,
War die Eitelkeit der Damen.
Was das 1. 2. sonst vertreibt,
Wenn es euch der Arzt verschreibt,
1. 2. 3. 4.: für 1. 2. der Liebe
Hülf es nicht, wenn's auch Galen verschriebe.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 83.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 7. April 1834.

Ihr klagt, ihr habt vor euch noch einen schweren Berg
Zu steigen, bis ihr kommt zu des Lustpferds Herberg.
Wohlan, wie daß ihr dann so still hienieder sitzt,
Und vor Deutschlandes Ehr' nicht auch ein wenig schwitzet?

Zinkgref.

Lessing.

Vom Freiherrn v. Sternberg.

Zweite Episode.

Lessings Trauerspiel ist mit Beifall aufgeführt worden, so sehr es sich auch vom herrschendem Geschmack in der Poesie entfernte. Dieser Erfolg hat die große Welt aufmerksam auf ihn gemacht, und wir finden ihn in der vornehmsten und geistreichsten Gesellschaft Berlins, was damals gleichbedeutend war.

* * *

Eine Gesellschaft war beim Grafen Felix versammelt, und Lessing hatte zum erstenmal eine Einladung erhalten, dort zu erscheinen. Er war über dieses Ereigniß weniger erfreut als verwundert; der Graf war ihm bekannt als einer jener tonangebenden Großen der Hauptstadt, die eine glänzende Erscheinung bilden, indem sie in ihrem Salon alle Geister, die auf Rang, Ansehen und in Mode stehende Bildung Anspruch machen können, vereinigen. Seine Reichthümer, das Ansehen der Familie, so wie Geist und Talent hatten ihn frühe eine wichtige Laufbahn antreten lassen. Er war Gesandter an verschiedenen fremden Höfen gewesen, und genoß gegenwärtig einer kurzen Ruhe, die er den Musen und den Studien widmete. Der nahe Krieg und die schlimmen Weissagungen, mit denen die Politiker sich trugen, drohten jener Ruhe bald ein Ziel zu setzen.

Als der Dichter sich nahte, trat ihm der Graf entgegen; er zeigte eine hohe stolze Gestalt, auf der freien Stirn Adel und Würde, ein geistreiches Lächeln um den schöngeformten Mund, sichere Leichtigkeit in jeder Bewegung. Mit wenigen, aber passenden Lobsprüchen erwähnte er des neuen Schauspiels und stellte den Jüngling der Gesellschaft als den Dichter vor. Die Unterhaltung wurde durchgehends in französischer Sprache geführt; unserem Lessing kam hier lange Uebung zu statten, er bewegte sich leicht und mit Anstand in den fremden Formen. Da lästiger Zwang entfernt war, so ordnete sich bald Jeder seinem gewählten Interesse zu. Die Politiker traten zusammen, an den Kartentischen ließen sich ältliche Herrn nieder, in einem entferntern Gemach wurde Musik gemacht, aufmerksame Diener eilten mit Erfrischungen durch die erleuchteten Säle.

Der Graf, Lessing und noch andere Herrn versammelten sich in einem Zimmer, dem ein breiter Kamin Wärme und Freundlichkeit verlieh. Man sprach über das neue Drama, und der Graf nahm Gelegenheit, seine Ansichten über die Bühnenkunst zu entwickeln. Der magere gesprächige Marquis, der sich auch zugegen befand, lobte jedes seiner Worte, und beklatschte lärmend die geäußerten

Meinungen und Urtheile. Der Dichter, der Anfangs ruhig hinhörte, wurde jezt durch die Fragen des Grafen mit ins Gespräch verflochten; er war völlig entschlossen, sich so freimüthig, als es schicklich war, zu äußern, um die Gelegenheit zu nutzen, seine Erfahrungen und Ansichten laut werden zu lassen. Zuerst mußte er wiederum dem Angriff auf deutsche Sprache und Kunst begegnen.

„In der That!" rief der Franzose, „es ist ein Wunder, daß ein deutsches Stück bei einem gebildeten Publikum Beifall gefunden." — „Wir leben in der Zeit der Wunder," entgegnete Lessing trocken. „Wie meinen Sie das?" fragte der Graf. Der Dichter fuhr mit Freimüthigkeit fort: „Ist der schnelle Wachsthum dieses noch jungen Königreichs, sind die glänzenden Eigenschaften seines Fürsten, die Europa staunen machen, und die nur wenige bei diesem Prinzen im Beginne seiner Laufbahn zu erwarten sich berechtigt glaubten, keine Wunder? Grenzen die überraschenden Erfolge der Forschungen berühmter Männer in jedem Fache des Wissens, die jezt unser Vaterland zu den seinen zählt, nicht ebenfalls an's Wunderbare? Und darf bei allen diesen herrlichen Erscheinungen die Poesie nachbleiben? Soll sie sich nicht vielmehr auch erheben, da sie, um würdige Stoffe zu bearbeiten, nicht mehr nöthig hat, die Fremde zu plündern?" — „Sie sind ein eben so warmer Anwalt, als Sie ein geschickter Poet sind," rief der Graf mit Lächeln; „fahren Sie nur fort." — „Der Deutsche," nahm Lessing wieder das Wort, „hat über Nacht einen Schatz gefunden, er hat entdeckt, daß er auch eine eigenthümliche Sprache hat. Jahrhunderte lang hatten Thorheit und Unverstand ihn nicht zu dieser Entdeckung kommen lassen, jezt, da sie gemacht ist, wird er sie zu brauchen wissen. Dank sey es unserem großen König, so abgeneigt er persönlich seiner Muttersprache ist, so mächtig wirkt er durch seine glänzende Erscheinung, sie aus dem Staube zu erheben. Den politischen Reformen folgt der Krieg der Geister. Ist es ihm doch gelungen, die Aufmerksamkeit Europas auf sich und auf seine an Umfang nur geringen Staaten zu lenken; lebt wohl ein Preuße, der in jenem stolzen Bewußtseyn, es über sich gewänne, sich fremdem Joch, fremder Willkühr unterworfen zu denken? Zu dieser Selbstständigkeit ist der kleine Staat schon gediehen, die Thaten des nahen Krieges werden sie gewiß noch erhöhen, und die deutschen Gelehrten und Dichter sollten, wissend, daß Europas Blicke auf sie gerichtet sind, sich nicht zu dem kühnsten Aufschwunge ermächtigen? Doch abgesehen von den Beweggründen eines edlen Patriotismus, ist denn diese schöne Sprache ihrer selbst wegen nicht würdig, daß wir uns um sie mühen, ist's nicht perfider Undank, wenn wir sie um eine fremde vertauschen? Sie, die als erster göttlicher Quell der Nahrung in unserer Seele die schlummernden Keime weckt, die ihre frischen Blumenblätter schützend um den kindlichen Geist schlägt, Anfangs weich und biegsam im Munde unserer Knaben und Mädchen, dann sich kräftigend und ermannend, bis sie von den Lippen des Dichters, gleich einem noch unberührten Orgelspiel, zu göttlichen Psalmen blühend emporweht und in Andacht und Entzückungen schwärmt. O deutsches Wort, so süß und geistig wie der Traube Gold, ich werde es noch erleben, dich geachtet und geliebt zu sehen!..."

In dem Moment wurde es laut im Nebenzimmer; zwei junge Herrn sprangen herein, ein Duft von Ambra floß um sie, ihnen folgte ein nachlässig gekleideter Mann, bei dessen Erscheinen sich der Graf mit Aufmerksamkeit hinwandte. „Theurer!" rief der lange Dürre, „was treiben Sie hier? man vermißt Sie drinnen; wenn Sie philosophiren, so lassen Sie mich daran Theil nehmen, das Spiel heute macht mir Nervenleiden." Er warf sich bei diesen Worten auf eines der am Kamine stehenden Tabourets und suchte eine malerische Stellung anzunehmen, obgleich ihm dieses bei den dürren, langen Beinen nicht recht gelingen wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Auf die Höhe des Col Cervin wagen sich auch die kräftigsten und nördlichsten Pflanzen nicht, und kein Thier würde sich da finden, wenn es der Mensch, dieser Erzwagehals, nicht dahin zwänge. Stellt man für Wallis einen Maaßstab der Vegetation auf, so sieht man den Weinstock bis zu 2200' über der adriatischen Meeresfläche gedeihen. Die Eiche hört schon mit 3300' auf, der Nußbaum mit 5400', die Esche mit 4500', die Birke mit 5200', die Tanne mit 5900'. Die Fichte grünt noch vierhundert Fuß höher und bezeichnet fast die äußerste Baumgrenze, denn nur die kleine Weide bringt's bis auf 8000' und mit dem Steinbrech (Saxifraga) auf 9000' erstirbt alle Vegetation. Der Pflanzenreichthum der Walliser Gebirge bringt den Botaniker zum Verwundern und Entzücken. Man kann hier über dreitausend verschiedene Pflanzenarten zusammenbringen; es gehört aber Muth und Geschick dazu, die spitzigen, freihängenden Klippen zu erklimmen, wo die seltensten Pflanzen wachsen. Weniger Merkwürdiges findet sich im Thierreich, denn der Steinbock, der Biber und der Damhirsch sind hier nicht mehr heimisch, wohl aber noch im Hochgebirg Bären und Hirsche in den dichten Wäldern. Auf den unzugänglichen Felsen von Gambs, Brieg und Visp zieht der große Lämmergeier seine Luftkreise und wird dem

Hirten furchtbar, dem er gar manches Lamm mitten aus der Heerde nimmt und damit nach seinem Wolkennest fliegt. Auf der Furka, dem Simplon und der Gemmi horsten noch Falken. Troz der rauhen Witterung gibt's in Oberwallis eine Menge Bienen, die so trefflichen Honig bereiten, daß er dem von Chamouni gleichkommt. Das viele Wachs reicht aber doch nicht für den unglaublichen Verbrauch von Wachskerzen in Wallis. Mit der Zucht der Seidenraupe will es dagegen nicht fort, und man wird sie bald ganz aufgeben, denn das veränderliche Klima, die heftigen Regen, der schnelle Uebergang von Hitze zu Kälte sind diesem Thierchen wenig gedeihlich, das nicht zwischen Gletschern und ewigem Schnee wohnen mag. Wallis hat einen Ueberfluß an Produkten des Mineralreichs. Gold, Silber, Eisen (unter mehr denn zwanzig Gestalten), Kupfer, Zink, Kobalt, Titanium, schwarzer und grüner Turmalin, Bergkrystall, Granaten, Asbest u. s. w. finden sich da zusammen. Aber nicht überall ist die Ausbeute leicht. So wurden z. B. mehrere Versuche, auf Silber zu bauen, wieder aufgegeben. Beim Dorf Gondo auf dem Simplon wird noch Gold ausgebeutet; da verlohnt es sich aber auch der Mühe, denn der reine Gewinn nach Abzug aller Kosten beträgt jährlich hundert und fünf und dreißig Franken! Mehr tragen die Eisen-, Blei- und Kobaltbergwerke ein. Die Walliser haben aber zu besserem Bergbau weder die nöthigen Geldmittel, noch die erforderlichen Kenntnisse. Bei diesem Gebirgsvolk ist überdies die Lebensart so einfach, daß ihnen wenig an der Ausbeute der Bergwerke liegt, selbst wenn diese bedeutend wäre. Diese Leute wohnen in kleinen Häusern von Holz, ihre Kleidung besteht aus ganz grobem Tuch, das sie aus der Wolle ihrer Heerden weben; ein Bischen Eisen genügt ihnen zur Verfertigung ihrer Werkzeuge für Acker- und Weinbau; unter ihnen cirkulirt auch wenig Geld, denn sie haben nur wenig zu verkaufen und noch weniger zu kaufen. Weit entfernt von dem Treiben, den Bedürfnissen, den Vorurtheilen und der Verbildung der Gesellschaft, führen sie größtentheils ein armes, kleines, aber immer gleiches und ruhiges Leben, das nur bisweilen von furchtbaren Naturereignissen unterbrochen oder gar zerstört wird. Diese kommen großentheils von den Gletschern, deren ungeheure Massen sich an den Bergen von acht- bis vierzehntausend Fuß Höhe anlegen und von Zeit zu Zeit durch innere Veranlassung oder durch klimatische Einflüsse schnell schmelzen, sich losreißen und dann in die Thäler stürzen, furchtbare Ströme bilden, die Felder und Wälder mit Eis- und Felsstücken überschütten und Alles zerstören, was sich ihnen widersezt. Durch sie werden ganze Dörfer weggerissen und Landseen aus ihren Ufern gedrängt, deren Wasser dann mit dem immer mehr schmelzenden Gletscher Einen Strom bilden. So war es im Jahr 1818 mit dem Getroz-Gletscher, der in seinem Sturz und Lauf furchtbare Verwüstungen anrichtete und die Dranse durch das ganze Bagnethal bis Martigny zu furchtbarer Höhe anschwellte. Im Jahr 1740 sprengte der Mackmaarsee den Gletscher, aus dem die Visp entspringt, trieb diese zu furchtbarer Höhe und richtete so unsägliches Unglück an. Häufiger noch sind die Lawinen, gleich gefährlich für Dörfer und einzelne Wohnungen, wie für Reisende. Am zerstörendsten sind die Eislawinen, wenn sich große Gletscherstücke in der Höhe losreißen und dann mit Schnee zusammengeballt eine Lawine bilden. So wurde 1720 das Dorf Gestelen in Oberwallis mit allen seinen Einwohnern begraben. Man legte sie alle in Ein Grab und sezte die rührend einfache Inschrift darauf: „Großer Gott! welch ein Unglück! Achtzig Leichen in Einem Grab!"

Die Walliser Landseen sind oft zauberisch, lieblich und reizend, oft furchtbar und Schrecken erregend. Manche zeigen wunderbare Naturerscheinungen. So spiegelt der Champronsee auf dem Chermontane auf der einen Seite die grünen Weiden um ihn her, auf der andern aber das Azurblau der Gletschernadeln ab, von denen sich manchmal eine losreißt und in den unten liegenden See stürzt, wo sie dann wie die Krystallinsel eines Feenlandes herumschwimmt. Im Thal Ferret liegt der ovale Campeςsee, den ein grauer Granitwall umgibt; mitten drinnen aber liegt eine kleine Insel mit schönen Tannenbäumen. Diese dunkelgrüne Baumgruppe kontrastirt gar anmuthig mit den graurothen Ufern, deren Farbe auch aus dem Wasser zurückstrahlt. Der Bacherelsee im Bagnethal hat in seiner Mitte einen immer thätigen, heftigen Strudel, der schnell Alles verschlingt und nie wieder ans Tageslicht bringt. Die kleinen Tennay- und Fullyseen haben bis jezt keinen Grund finden lassen. Der Goille-a-Vassu, inmitten der St. Bernhards-Gletscher, ist auf seinem Grund wie ein Trichter gebildet; im Herbst füllt er sich und friert zu, wenn er nun im folgenden Frühsommer wieder aufthaut, so schwillt die Dranse in dem benachbarten Bagnethal an, der See aber verliert sein Wasser so ganz, daß man auf seinem Grund herumgehen kann.

In dem Theil von Wallis, wo die ungeheuern Gebirgswände immer näher zusammentreten, wo die Natur mit jedem Schritt furchtbarer und schauderhafter wird, wo die wilde Rhone in engem Thal brausend und schäumend über Felsstücke herabströmt, da lebt ein freies, reinbewahrtes und ungezähmtes Volk, in dessen Charakter Vieles von der rauhen, felsigen, aber grandiosen Natur seines Landes liegt. Vielleicht lebt kein Volk in Europa, an dem sich der mächtige Einfluß des Klimas auf den physischen und sittlichen Menschen so klar darthun läßt. Diese Walliser zeigen nahe an der Rhone Ursprung, auf einer Höhe von drei bis viertausend Fuß

über der Meeresfläche, in der dünnen, reinen und kalten Bergluft, einen kräftigen, kriegerischen Körperbau, und in ihrem Gemüthe liegt etwas Stolzes und Unbeugsames, wie in ihrer deutschen Sprache, welche an die der Waldkantone und Tyrols erinnert. Welcher Unterschied einige Meilen weiter hinab! Hier lebt ein mattes, entkräftetes, dummes, leiblich und geistig schwaches Geschlecht. Während jene zwischen ihren Bergen, Gletschern und Lawinen für die Freiheit geboren sind, scheinen die leztern nur für Unterthänigkeit und Sklaverei bestimmt. Es ist auch gar nicht lange her, daß sie noch darin lebten, und als dieser entwürdigende Zustand aufhörte, war es durchaus nicht ihr Verdienst, sondern weil in der ganzen Schweiz die Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit aufgehoben wurde. Oft sind die Tugenden und Großthaten eines Volks nur Folge natürlichen Einflusses. In dem heutigen Römer, der in der Malaria seiner Campagna aufgewachsen ist, wird nie der Römer aus den Zeiten des Camillus und der Scipionen wieder aufleben, denn eine andere Luft war es, die die Brust dieser großen Römer schwellte.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Müllhausen im Elsaß, März.

Verhältnisse der Fabrikarbeiter.

Bemerkenswerth ist gewiß, daß, während in Paris, Lyon, St. Etienne und andern Fabrikstädten zu wiederholten Malen und nicht unbedeutende Emeuten unter den Arbeitern stattfanden, diese sich früher hier, so wie im Elsaß überhaupt, durchaus ruhig verhielten. Und doch gehören in und um Müllhausen allein wohl an die 50,000 Menschen dieser Klasse an. Ohne Zweifel liegt darin auch ein Beweis, daß die jüngsten Unruhen größtentheils aus einer künstlichen Aufregung hervorgingen; denn auch hier ist zwar der Arbeitslohn seit den lezten Calamitätsjahren noch sehr niedrig, die Arbeiter haben aber nicht zu klagen, weil sie alle reichliche Beschäftigung finden und die Lebensmittel ungewöhnlich wohlfeil sind. Nicht vergessen sollte man indessen, daß die Unzufriedenheit einer solchen Population auch eine natürliche seyn kann, daß eine Fabrikstadt dadurch in die bedenklichste Lage gerathen kann, und daß man in günstigen Zeiten hauptsächlich darauf bedacht seyn sollte, die oft so bedauerlichen Ausbrüche der Volksnoth zu verhüten. Jezt lacht hier, wie an vielen Orten, den Fabrikanten die Sonne. Auch haben sie sich so ziemlich allesammt politisch bekehrt. Sie hoffen und wünschen den Frieden, haben ihren Napoleon vergessen und sind nun treueifrige Anhänger der verjüngten Bourbonschen Dynastie.

Alle Fabrikation ist jedoch unvermeidlichem Wechsel unterworfen. Nicht jedes Jahr kann Früchte tragen, wie das lezte und das heurige. Benehmen sich unsere Fabrikanten auch vorsichtiger, als früher, auf Fluthzeiten folgen stets wieder Ebben, und der Noth weicht dann das Gesez. Wohl ist zu glauben, daß es der Regierung auch künftig gelingen würde, Aufstände zu unterdrücken; allein sind solche durch wirkliche Noth erzeugt, so ist die Anwendung der Gewalt stets mißlich. Eben so kann in Frankreich wenigstens davon nicht die Rede seyn, alle Stände dergestalt wieder in ihre Schranken zu weisen, daß auch die Proletarien, selbst Hunger leidend, sich ruhig in ihr Schicksal ergeben mögen. In Deutschland sogar dürfte es schwer halten, eine solche alte Ordnung wieder zurückzuführen, wenn gleich ein berühmter Gelehrter in München die Wiederherstellung der Korporationen und Standevorrechte (und hiemit eine gesezliche Unterdrückung der andern Menschenhälfte) neulich als einzig gründliches Heilmittel angepriesen hat, und seine Rede bei Vielen großen Beifall gefunden haben mag. Eine Untersuchung dieses Gegenstandes wäre eine würdige Aufgabe für die verdienstvolle Société industrielle von Müllhausen. Nur müßte sie nicht, wie bei ihrer Enquête über die lezte Krisis der elsäßischen Industrie, sich bemühen, den Grund des Uebels bloß in äußern und zufälligen Ursachen zu finden. Wer sich helfen will, thut in der Regel wohl, in der Selbstanklage eher zu weit zu gehen.

Gefährlich wird eine große und gedrängte Masse von Fabrikarbeitern besonders durch ihre Hablosigkeit und ihre Rohheit. Jede Verminderung des Verdienstes und jedes Fehljahr versezt sie in Noth, weil sie nichts erübrigt haben, und ihr Leichtsinn und Unbestand sind Schuld, daß sie nur zu oft ihr eigenes Interesse verkennen. In neuerer Zeit ist für die Bildung dieser Menschen viel geschrieben und mitunter auch etwas gethan worden. Bloße Förderung der intellektuellen Kultur steuert dem Uebel aber nicht; sittliche Bildung ist Bedürfniß, und dafür geschieht wenig und kann auch wenig geschehen, so lange der Boden, worauf allein die gemeine Moralität gedeiht, Wirthschaftlichkeit fehlt. Vor Allem ist also die ökonomische Moral, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu pflanzen. Aus ihr allein kann Besseres, Religiosität nicht ausgenommen, hervorkeimen. Zudem ist dann schon das Wichtigste zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung gewonnen; denn wer wirthschaftlich ist, gelangt zu einigem Besiz, und wer auch Weniges nur zu verlieren hat, ist selten zum Aufruhr geneigt. Meines Wissens geschieht hier so viel als nichts, um diese Klasse von Menschen haushälterisch zu machen. Ueberall sieht man Wein-, Bier- und Kaffeehäuser u. dgl., von Sparkassen hört man wenig oder nichts. Und doch würden sogar diese, so nüzlich sie sind, lange nicht erzielen, was mir bei der raschen Entwickelung des Industrialismus, wenn die Gesellschaft nicht gefährdet werden soll, als dringendes Bedürfniß erscheint. Jene Institute machen unstreitig, daß die untern Klassen leichter sparen können, daß sie aber sparen **wollen**, dahin muß man es bringen.

Ich habe oft die Aeußerung gehört, daß die große Masse der Fabrikarbeiter nimmermehr Sinn für Sparsamkeit erlangen könne. Man bemerkte mir unter andern, daß bei der ersten Revolution im benachbarten Basel die Landleute sofort zur Theilung der bestehenden Sparkasse geschritten; allein so viel ich weiß, war diese Kasse eine obligatorische, und die Arbeiter sahen daher ihr Guthaben als eine abgedrungene Abgabe von ihrem Lohne an. Wie dem sey, so beweisen die Sparkassen in den englischen Fabrikstädten, daß auch diese Leute geneigt seyn können, etwas zurückzulegen. Ohne Zweifel bedarf es aber noch ganz anderer Reizmittel, wenn ein häuslicher Geist diese Klasse durchdringen, und einer wesentlichen Reform der Fabrikökonomie, wenn es vollends dahin kommen soll, daß Arbeiter und Herren ihr Interesse als ein gemeinsames oder identisches betrachten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 84.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 8. April 1834.

Der den Cretinen freundliche, ehrwürdige Volksglauben erscheint aus demselben natürlichen Grunde hervorgegangen, welche der Grasmücke ihre fast widernatürlich aussehende Zärtlichkeit gegen die hülflose Brut des Kukuks gibt, aus jenem durch alle Einzelnen gehenden Zuge eines allgemeinen, höhern Lebens, welcher die Erfüllung zum Bedürfniß, die Hülfe zur Noth, das örtlich da vorkommende Heilmittel zu der gleichfalls örtlichen Krankheit gesellt.

Schubert.
Geschichte der Seele.

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Der Cretinismus ist bekanntlich die furchtbarste Plage von Unterwallis, aber offenbar eine Wirkung des Klimas. Ein ungeheurer Kropf hängt bei diesen Unglücklichen unter einem ganz dummen, entstellten, in's gemein Thierische verzogenen Gesicht, in dem durchaus keine Spur von Geist zu erkennen ist. Kaum läßt sich solch ein Gesicht, lassen sich solche Töne menschlich nennen. Ihre Augen sind trübe und wolkig, ihr Fleisch schlaff, bleich und schwammig, gewöhnlich sind sie taubstumm. Wie alle Thiere, liegen oder sitzen sie gern an der Sonne, denn sie können nur mit Mühe stehen; sie vermögen aber viel weniger als die Thiere, denn ohne die Hülfe ihrer Angehörigen würden sie Hungers sterben, weil sie es auch in ihren erwachsenen Jahren nie bis zum Essen bringen. Es ist zu verwundern, wie sie verschlucken, was man ihnen in den Mund steckt. Solcher Zustand und solche Gestaltung hindert jedoch ihre schmutzige und zügellose Wollust nicht. Ein für sie sehr glückliches Vorurtheil gibt dem Volk ein, sie seyen Gottes Lieblinge, und daher um so mehr des Mitleids, der freundlichen Unterstützung und Hülfe derer würdig, die ihnen helfen können. Es ist gewiß ein edler Instinkt der Menschen, wenn sie sich verpflichtet halten, diejenigen mit liebreich mitleidigem Wohlwollen zu betrachten, denen das edelste Geschenk fehlt, das der Himmel unserm Geschlecht zugetheilt hat, die Vernunft. Ich sage Instinkt, weil dasselbe bei den rohesten, anthropophagen Stämmen Afrikas und Nordamerikas beobachtet worden ist. Da das Christenthum alles vervollkommnet und veredelt, was Gutes in der menschlichen Natur ist, so hat es auch diesen Instinkt ausgebildet und zum schönen Gesetz erhoben. Es ist wohl tröstender und erhebender, in uns selbst, in der Menschennatur den Keim des Mitleids und der Nächstenliebe zu finden, als in der Vorschrift irgend einer Religion. Daran, daß der Cretinismus lediglich Folge des Klimas und der eingeathmeten Atmosphäre ist, kann wohl nicht gezweifelt werden. In den engen, langen und gewundenen Thälern zwischen hohen Bergen erzeugt sich eine ganz besondere Atmosphäre, denn in ihnen häuft sich gewöhnlich stagnirende, unbewegte Luft, die durch Wasser- und Sumpfausdünstungen, so wie durch die Nebel noch dichter gemacht wird, welche aus diesen erhitzten und sumpfigen Thälern aufsteigen. Kein Wind bringt zu diesem dicken, schweren Dunstkreis, keine starke Luft bewegt und reinigt ihn. Ueberdies verdichten sich die Sonnenstrahlen in diesen engen Thälern, und durch die entwickelte Ausdünstung des feuchten Erdreichs erhält sich da eine immerwährende Feuchtigkeit,

die Allem Kraft und Energie raubt, was in diesen Thälern lebt. So schießen die Pflanzen schnell und hoch auf, sind aber weichlich, kraft= und saftlos; eben so die vierfüßigen Thiere, an denen Aufgeschwollenheit und Trägheit zu bemerken ist. Die Menschen schwellen eben so auf, wie die Thiere, denn auch ihr Fleisch, ihr Zellgewebe und ihr ganzes Drüsensystem durchdringt eine unbewegliche, stagnirende, bleiche Lymphe. Die Hitze ist manchmal so groß und dabei die Luft so dick und unbeweglich in diesen Thälern, daß dadurch Wahnsinn und Wuth veranlaßt werden; um von dergleichen Anfällen zu heilen, schickt man die Kranken schnell aus ihren Thälern auf die Berge, wo sie durch das Einathmen reiner, frischer und bewegter Luft schnell wieder zur Gesundheit gelangen. Die niedrigen und sumpfigen Länder sind überall von Nebeln überzogen, welche die thierische Organisation schwächen, besonders wenn zu Zeiten, wie in Wallis, starke Kälte hinzukommt. Große Feuchtigkeit und stagnirende Atmosphäre bringen allein Kröpfe und den Cretinismus hervor, und man braucht keine andern Gründe für diese Erscheinung zu suchen. Denn Cretins trifft man in allen engen Thälern hoher und großer Gebirgszüge an, nicht nur der Alpen, sondern auch der Pyrenäen, des Kaukasus, der Karpathen, des Ural, des Himalaya und der Cordileren. Es gibt nur ein einziges, aber einfaches und unfehlbares Mittel gegen dieses Uebel, nämlich Versetzung der kleinen Kinder in hochgelegene, gebirgige Orte bis zu dem Alter, wo ihre Ausbildung Festigkeit genug bekommen hat, um ferner nicht mehr durch das Thalmiasma zu leiden. Die hochherzigen Krieger der französischen Republik wandten freilich 1799 bei ihrem glorreichen Verweilen in Wallis ein viel kürzeres Mittel für das augenblickliche Verschwinden des Cretinismus an, sie schossen und stießen alle Cretins nieder, die ihnen unter die Hände fielen, sie machten ordentlich Jagd auf sie, und diese armen Geschöpfe, nicht ahnend die ihnen drohende Gefahr, empfingen mit ihrem gewöhnlichen Lächeln den Todesstoß. Die glänzenden Theorien der Revolution zeigten die Gleichheit als das höchste der Güter; die Soldaten dieser Revolution tödteten die blödsinnigen Cretins wohl nur, um sie den Andern gleich zu machen, denn im Grab ist bekanntlich die vollständigste Demokratie. Die Zahl dieser Unglücklichen nimmt in der neuesten Zeit immer mehr ab, woran mehrere Umstände Schuld sind, besonders die Austrocknung vieler Moräste und die zeitige Verpflanzung der zum Cretinismus geneigten Kinder in freie Gebirgsgegenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lessing.

(Fortsetzung.)

Die beiden Ambraherrn tänzelten unterdeß im Gemach umher, und einer zog den Vorhang von einem kleinen Gemälde; er brach in ein unmäßiges Gelächter aus, sein Gefährte, den er herbeiwinkte, stimmte darin ein; sie klapperten mit ihren Degen und goldnen Döschen, und blieben endlich vor dem Spiegel in einer Stellung aus der Menuett stehen. Der Graf stellte Lessingen dem Prinzen vor, der ihm huldvoll zunickte. Nach einer kleinen Pause fragte er auf Deutsch: „Hat Er etwas bei sich? so lese Er vor.“ Ohne die Antwort abzuwarten, wandte er sich wieder zum Grafen und sezte das französische Gespräch mit diesem fort. Die Diener kamen mit der Meldung, daß das Souper servirt sey. In den Nebenzimmern erhob man sich, die Spielmarken klapperten, die Ambraherrn zogen sich bescheiden zurück und der Prinz flatterte mit kleinen Schritten am Arm des Grafen aus dem Zimmer. Alles ließ sich jezt um die mit Wein und Speisen überfüllte Tafel nieder. Lessings Platz war unten, und es fand sich, daß ein korpulenter Landedelmann, der eines Geschäfts wegen auf ein paar Tage in die Residenz gekommen und sich ziemlich unwohl in der eleganten Gesellschaft seiner Standesgenossen fühlte, sein Nachbar wurde. Der Dichter knüpfte mit ihm ein Gespräch an, und der treffliche Mann trug, da er in Erfahrung brachte, daß jener Bücher schreibe, ihm an, die Chronik seiner Familie und seiner ziemlich weitläufigen Besitzungen aufzuzeichnen. „Er kann sich dabei etwas Bedeutendes verdienen, mein Freund,“ sezte er schmunzelnd hinzu; „freie Kost und Wohnung nebenbei auf meinem Schlosse ist eben nicht zu verachten, und dabei erlangt Sein Geist in Aufzählung und Beschreiben merkwürdiger Ereignisse und Personen die gehörige Bildung und Festigkeit.“ Der Dichter, den sein Muthwille trieb, auf dergleichen Vorschläge stets auf das Treuherzigste einzugehen, dankte mit vielen Worten, indem er zugleich seinem neuen Gönner begreiflich zu machen suchte, daß er für's Erste noch beschäftigt sey, Theaterstücke zu schreiben. Der Edelmann wurde, als er dieses hörte, nachdenklich, und seine Miene drückte jezt eben so viel Mitleid und Bekümmerniß aus, als früher Wohlwollen und Theilnahme in ihr geruht hatten. „Junger Mensch!“ rief er, „Er wandelt da geradewegs in Sein zeitliches und ewiges Verderben, unterlaß Er das; wer wird Ihm ein Amt oder eine Frau geben, wenn man weiß, daß Er so ein elendes Handwerk treibt? Bedenke Er das Ende aller irdischen Dinge, mein Freund, und die ewige Verantwortung dort oben.“

Aus diesen frommen Betrachtungen wurde der treffliche Mann ziemlich unsanft aufgeschreckt durch ein

lautes Gezänk vom obern Ende des Tisches her, und zwar über eine Stelle aus Voltaires Pucelle. Man war uneinig, ob ein leichtfertiges Bild aus jenem Gedicht diese oder eine andere Beziehung haben könne. Einige verlangten die angeführten Verse in ihrem Zusammenhange zu hören, und in dem Moment erhob sich der Prinz oben an der Tafel, stellte sich in die gezierte Stellung eines beliebten bekannten Deklamators und rezitirte wohl ein paar Dutzend Verse in einem singenden Ton her. Als er geendigt hatte, ertönte ein allgemeines Klatschen und Rufen, die Streitenden versöhnten sich im Gelächter und Beifall, der Landedelmann aus der Mark schüttelte aber bedenklich das Haupt. Er wurde noch ungehaltener, als jezt eine Fluth kleiner ärgerlicher Anekdötchen einbrach, zu der jeder der Gäste seinen Antheil hergab; besonders waren ein paar französische Abbés unerschöpflich, sie stahlen sich einander die Geschichten vom Munde und fachten die ausgelassenste Laune an. Es wurden die Höfe von Versailles und Berlin in dieser Beziehung verglichen, und der Marquis erklärte, daß der leztere, obgleich schon weit vorgedrungen, noch viel von ersterm zu lernen habe. Diese Parallele gab Veranlassung, auch andere Gegenstände dem Spott und der Verfolgung Preis zu geben, und vor allen mußten jezt die Abbés Sarkasmen über die Kirche und ihre Priester auf sich nehmen. Ein vor Kurzem erschienenes, von einem witzigen Kopf, doch mit zügelloser Feder geschriebenes Gedicht kam zur Beurtheilung, und jezt ertönten Schwänke und Reden, die der Landedelmann nur mit Entsetzen anhörte. „Ach Gott," seufzte er vor sich hin, „ich habe einen Sohn bei der Armee, er ist mein Stammhalter; ich habe den Jungen in Gottesfurcht und Ehrbarkeit erzogen; was wird in solcher Gesellschaft aus ihm werden!" Der Graf endigte das Gespräch, indem er laut ausrief: „Après nous le déluge!" — „Ja wohl, après nous le déluge," wiederholte der ganze Chor den bekannten Spruch der Marquisin von Pompadour. Die Gläser klangen zusammen, Scherz und Gelächter erreichten die höchste Spitze.

„Die schöne Frau, die ganz Europa jezt an ihrem Zügel hält, hat vollkommen recht," nahm der Marquis das Wort. „Gibt es ein Jahrhundert des Glanzes, der höchsten Geisteskraft und des göttlichsten Leichtsinnes, so ist es das unsrige; was nach uns folgt, kann uns ganz gleichgültig seyn. Mögen doch dann Fluthen oder Feuerbrände die Welt zerstören und ein Geschlecht vernichten, das, nachdem die höchsten Güter erschöpft sind, doch nur eine magere Ernte halten würde." — „Indessen wissen möchte ich doch," rief ein Abbé, „wohin unsere Seele nach dem Tode versezt wird, wenn es keinen Himmel und keine Hölle gibt; irgendwohin muß sie doch." — „Verfliegen wird sie, in Nichts dahinsterben," entgegnete der Graf; „der Geist ist nur eine Modifikation der Materie, wie uns Diderot lehrt." — „Après nous le déluge!" riefen Alle, „das große Jahrhundert soll leben!" — „Was mich betrifft," nahm ein junger Offizier das Wort, „so verwandle ich mich gern in einen Seufzer auf den Lippen eines schönen Kindes." — „Und ich in den Gegenstand dieses zärtlichen Hauches," rief der Abbé. Sein Nachbar, ein ältlicher, süßlächelnder Herr, gestand mit Lächeln, daß er am liebsten der Schuh an Chloë's schönem Füßchen seyn wolle, und der Marquis bat sich von den ewigen Göttern das Amt eines Kniebandes aus. Alles lachte, und der Graf rief, zum Prinzen gewendet: „Und Euer Durchlaucht wählen sich kein zukünftiges Plätzchen?" — „Gewiß," war die Antwort, „meine Wahl ist getroffen; ich maskire mich als Crebillons Sopha." — „Vortrefflich!" rief eine Stimme, „so sind wir Alle vielleicht um hundert Jahre wieder in diesem Saal versammelt, und ich lade hiemit die hochverehrten Sophas, Kniebänder, Seufzer und Schuhe zum Abendessen ein. Wer sich nicht maskiren kann, kommt ohne Maske."

Eine augenblickliche Stille trat nach diesen Worten ein; die Geistereinladung verfehlte ihre Wirkung nicht, und man fing jezt an, Gespenstergeschichten zu erzählen. Der Spott brauste hier von Neuem auf, bis der Prinz rief: „Meine Herrn, über diesen Gegenstand muß ich mir das Lachen verbitten; ich kann Ihnen bezeugen, daß in unserm Stammschloß sich jedesmal bei einem bevorstehenden Todesfall eine gespenstische Erscheinung in weißer Frauentracht zeigt." Diese Aeußerung stimmte wieder zum Ernst, und der Landedelmann athmete wieder auf, indem er seinem Nachbar zuflüsterte: „Nun, Gottlob! sie glauben noch an Gespenster; da ist doch nicht alle Hoffnung verloren." Nachdem einige Geschichten vorgetragen worden waren, rief ein ältlicher Offizier: „Sie wissen doch, meine Herrn, daß unserm König im Schlosse Sanssouci einmal —" Der Graf winkte dem Erzähler mit den Augen; man bemerkte, daß der Prinz die Farbe wechselte; er erhob sich, und mit ihm stand jezt die ganze Gesellschaft auf. Der Graf näherte sich dem Marquis und lispelte diesem zu, indem er auf jenen Offizier deutete: „Wie unvorsichtig, in des Prinzen Gegenwart jene merkwürdige Geschichte zu berühren, und überhaupt das Kapitel von den Erscheinungen aufzubringen! Jedermann weiß, daß Seine Durchlaucht, wenn gleich am Tage ein starker Geist, doch am Abend und gegen die Nacht zu an den Nerven leiden."

Mitternacht war lange vorüber, und die meisten Gäste machten sich zum Ausbruch bereit; unser Dichter war einer der ersten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Der Schwärmer Fourier.

Noch immer gibt Fourier seinen Plan zur Anlegung eines Phalanstère oder eines glückseligen Dorfes nicht auf; noch immer sucht er in seinem freilich sehr wenig gelesenen Blatte Phalanstère die Aufmerksamkeit des Publikums wach zu erhalten; es geht aber nicht, andere Sachen zerstreuen dieses Publikum, dem Jeder gefallen, von dem jeder Auftretende Beifall erhaschen will. Fourier gesteht selbst in einem seiner lezten Blätter, daß noch viel, sehr viel dazu fehle, um die zu einem Phalanstère erforderlichen 1,200,000 Franken voll zu machen, und dies wird ihm gewiß Jeder gern auf's Wort glauben. Indessen gibt der Mann die Hoffnung des guten Erfolgs nicht auf, und in der Erwartung der Beiträge, die da kommen sollen, nimmt er seine philosophischen Theorien oder Träumereien wieder auf und erzählt, als wenn er es ganz bestimmt aus authentischen Quellen wüßte, was dereinst mit unserm Erdballe vorgehen wird, und was für Wunder wir noch erleben, wofern wir nur einige Jahre Geduld haben. Was nun folgt, ist ein Auszug aus dem lezten Blatte, welches mir von seiner Zeitschrift zu Gesichte gekommen ist. Unser Erdball, sagt und wiederholt er nämlich, muß im Laufe der Zeiten acht-und-zwanzig Schöpfungen erhalten, wofern nicht wichtige Störungen vorfallen. Von diesen acht-und-zwanzig Schöpfungen sind erst drei vollendet. Die erste war ein bloßer Versuch, und da die Geschöpfe allzu groß und stark für unsere kleine Erde waren, wie man aus den Ueberbleibseln der fünfzig Schuh langen Krokodille sieht, so wurde sie unter Wasser gesezt und vertilgt. Darauf kamen dann die zweite und dritte Schöpfung; aber auch diese sind noch nicht gut; denn haben wir nicht 130 Arten Schlangen, 45 Arten Kröten und 42 Arten Wanzen? Der Schöpfer konnte aber nicht anders, wenn er im Thierreiche, nach einem konsequenten Systeme, die Wirkungen der Leidenschaften in der gebildeten, barbarischen und wilden Welt darstellen wollte. Die vierte und fünfte Schöpfung aber wird dieses Unheil wieder gut machen. Fouriers Gegner haben behauptet (wo und wann, wird nicht gesagt), er irre sich, und die folgende Zeit werde lauter Ungeheuer entstehen sehen. Er aber weiß es besser, und mit vollem Rechte äußert er, es seyen schon teuflische Kreaturen genug da, von den Klapperschlangen bis auf die verläumderischen Schriftsteller in Paris, wozu wahrscheinlich alle die gehören, welche weder an das Phalanstère, noch an die acht-und-zwanzig Schöpfungen glauben. Mit eben so viel Recht sagt er, man bedürfe angenehmer und nüzlicher Geschöpfe. Auch werden wir sie nicht lange zu erwarten brauchen; denn schon in den Jahren 1839 und 40 werden sie anfangen zu entstehen. Es scheint, jede Schöpfung erfordert nur ein Jahr, so daß also schon im Jahr 1840 die fünfte Schöpfung statt haben wird. Diese Schöpfung nun wird uns äußerst schöne Mineralien, die herrlichsten Thiere, die köstlichsten Blumen und Früchte bringen. Die neuen Produkte werden Dauer und Beständigkeit gewinnen, und die Rose wird nicht mehr einen oder zwei Tage, sondern einen ganzen Monat blühen. Fourier hat ausgemittelt, was eigentlich unsern Erdball, und was darauf ist, so mangelhaft macht. Es fehlt ihm nämlich erstlich an einem **Borealring**, indem der Anfangs vorhanden gewesene nach der Erschaffung des Menschen wieder verschwand; wie und weßwegen, hat Fourier vielleicht anderswo gesagt, aber in seinem lezten Blatte steht es nicht. Zweitens haben sich einige Monde, und zwar lebende Monde (satellites virans, wie Fourier sagt), von dem Erdball getrennt. Das Wann und Wie dieser Scheidung gibt er ebenfalls jezt nicht an. Drittens kommt das Uebel von der durch das Eis verursachten Lähmung her. Ob auch dafür in der Folge gesorgt werden wird, läßt Fourier im Dunkeln. Ueberhaupt hat dieser Mann die schlechte Gewohnheit, vorauszusezen, das Publikum wisse um alle diese Sachen so gut Bescheid, als er, daher er auch sich nicht einmal die Mühe gibt, uns wissen zu lassen, wo er alle diese außerordentliche Kenntniß her hat.

(Der Beschluß folgt.)

Mülhausen im Elsaß, März.

(Beschluß.)

Verhältnisse der Fabrikarbeiter.

Babbage hat in seinem Werke „über Fabrikverfassung" einige Vorschläge angedeutet, die zu diesem Ziele führen könnten, und es wäre zu wünschen gewesen, daß er sie ausführlicher entwickelt hätte. Daß es im Interesse der Fabrikanten liegt, den Fleiß anzuspornen, erkennen sie längst; darum bezahlen sie, wo immer möglich, die Arbeiter stückweise, und geben Prämien für ungewöhnliche Leistungen. Auch hat ein guter Fortgang der Fabrikation meist ein Steigen des Lohns zur Folge. In der Erhöhung sehen die Arbeiter aber nicht einen ihnen zufallenden Theil vom Gewinnste des Herrn, sondern nur ein nöthiges Mittel, um mehr Arme zu erhalten und mehr gewinnen zu können. Noch stehen also beide Partheien feindselig gegen einander. Babbage möchte daher, daß geradezu eine gewisse Quote des Gewinnstes den Arbeitern als Antheil zufiele, so daß sie ein direktes Interesse an der Prosperität ihrer Herren nehmen müßten. Ohne Zweifel ist die Einführung eines solchen Systems mit manchen Schwierigkeiten verbunden. Es ist wohl zu berücksichtigen, daß dem Unternehmer, der großen Verlusten ausgesezt ist und diese fast allein zu tragen hat, auch vorzugsweise der Gewinnst zufallen muß; daß der ordentliche Arbeitslohn ein Fixum bleiben muß; daß die den Arbeitern zukommende Dividende, zum Theil wenigstens, nicht beliebig von ihnen wirklich bezogen werden darf u. s. w. Unstreitig müßte aber ein ähnliches System die heilsamsten Wirkungen haben, und ließe es sich auch nur auf einen Theil der Arbeiter anwenden, so wäre durch Bildung einer solchen Elite schon viel gewonnen. Man spricht so viel über die Associationen der Arbeiter, und findet sehr schwierig, sie zu verhindern, weil unstreitig nur solche unrechtlich sind, die sich einen Zwang anmaßen wollen, und weil anderseits nicht nur bei Innungen ein ganz unrechtlicher Verband gegen die Arbeiter autorisirt ist, sondern Vereinigungen der Fabrikanten, um den Lohn herabzudrücken, nur zu leicht zu Stande kommen. Jenes System würde auf einmal jene Schwierigkeiten beseitigen, denn es führte zu einer freiwilligen Association der Fabrikherren mit den Arbeitern selbst. An einem Umstande dürfte leider die Einführung dieses für den ökonomischen und sittlichen Zustand der Fabrikarbeiter so wohlthätigen Systems am meisten scheitern. Es ist dies die nur zu allgemein hier und überall verbreitete Ansicht, daß gerade die Dürftigkeit und der Leichtsinn dieser Leute dem Fabrikwesen ersprießlich sey, indem sie dadurch eben in die nöthige Abhängigkeit gerathen. Ich erinnere nicht, wie inhuman und illiberal eine solche Meinung ist; von dieser Seite möchten Vorstellungen wenig fruchten. Ich behaupte aber, daß, gründlich geprüft, diese Ansicht auch im wohlverstandenen Interesse der Fabrikanten keineswegs zu rechtfertigen ist. Den Beweis kann ich freilich hier nicht führen, und drücke daher bloß den Wunsch aus, es möchte namentlich diese Angelegenheit einmal durch unsere würdige Société industrielle reiflich untersucht und behandelt werden.

Beilage: Kunstblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 85.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. April 1834.

Gut, geschienen, Mond!

Shakespeare.

Der Herr von Mondschein.

Ein Mährchenbild nach Callot.

In einem bekannten Bade an der Nordsee befanden sich im Posthause spät in der Nacht noch einige Fremde an der Wirthstafel beisammen. Sie waren bei überflüssigem Wein und berauschenden Gesprächen in die heiterste Laune gerathen, so daß bei Einigen das Uebermaaß schon Ermüdung und Schlaf hervorzurufen begann. Die Meisten merkten dieses allgemach und schlichen sich fort, wer sich aber nicht fortschleichen konnte und die triftigsten Gründe hatte, die Bank unter sich nicht zu verlassen, der blieb beim trüben Schimmer der verlöschenden Lampe da sitzen und grübelte in faselnden Reden dem Schlummer entgegen. Zwei Männer oben an der Tafel erhielten sich noch bei ziemlich heiterem Muthe; der Eine, ein dicker Vierziger, war der Amtsrath Pfefferkorn, ein gesunder, begüterter Mann, der durch kleinen Handel zu großen Reichthümern gelangt war; der Andere, ein dünner Herr in einem schwarzen kurzen Röckchen, mit einem alten Gesichte, aus welchem zwei geröthete, entzündete Augen, wie von schlechtem Glase gemacht, stark hervortraten, hieß Doktor Siebenzieher, war ein berühmter Astronom und stellte den künftigen Eidam des Herrn Amtsraths dar. Beide ehrwürdige Herrn hatten auf die nahe Hochzeit getrunken und waren nun in eine trockene Ausgelassenheit verfallen, in der sie eine Menge trüber, verzweifelter Späßchen erfanden. Ihre lezten Bemerkungen waren noch über das kleine neuerrichtete Theater im Ort hergefallen, und sie tadelten die heute mit angeschaute Darstellung.

„Und die Dekoration!“ sprach ein Nachbar, „haben Sie die bemerkt, geschäzter Herr Amtsrath? vor allen Dingen den Mond; einen so blassen, schlampigen, ölgetränkten Gesellen habe ich in meinem Leben nicht am Himmel wandeln sehen, selbst in Holland nicht, wo er doch seiner besondern Häßlichkeit wegen immer Nebelkappen trägt.“ — „Was Mond!“ eiferte der Amtsrath, „ich frage nichts nach dem Monde; mir ist es völlig gleich, wie sie ihn in den Pappendeckel einschneiden. Um so geringfügige Nebendinge kümmert sich kein Mann, dem die große Angelegenheit der Kunst am Herzen liegt.“ Bei diesen Worten erhob ein Fremder die Rede, der bis jezt, von Niemanden beachtet, in einer Ecke am Fenster gesessen hatte. Er zeigte ein rundes freundliches Gesicht, dessen eine Hälfte mit einem schwarzen Tuche verbunden war. „Erlauben Sie, Geehrter!“ rief er, „der Mond ist überall keine Nebensache, auch auf dem Theater nicht. Ich möchte es keinem wahrhaft kunstliebenden Maschinisten oder Dekorateur rathen, ihn, wie es heute geschehen, auf jene rohe, lieblose Weise als simples Loch

in den Pappendeckel hineinzuschneiden. Ich gestehe, es hat mir ordentlich wehe gethan, zu sehen, wie dieses edle, schöne, sanfte Licht mir so elend, so fratzenhaft aus der geölten Fläche eines mit Buchbinderkleister angeklebten Bogens aus dem Schreibbuche des jüngsten Buben des Prinzipals der Truppe entgegenleuchtete. Mein Auge, das so gern sich in die klare Scheibe hätte versenken wollen, erkannte darin die elenden Schriftzüge des Schuljungen deutlich, das ganze miserabele ABC, und die ersten verzweifelten orthographischen Spaziergänge seiner ungeschickten Feder. Kann nun, frage ich, meine Herrn, ein solcher Mond wohl begeistern? kann er Liebende zum süßen Austausch ihrer Empfindungen entzücken? Vernichtet nicht das ABC des Burschen, der Kleister an dem Pappendeckel jede auch noch so leichte Täuschung?" Die schläfrigen Leute am Tisch sahen den Sprechenden mit einem ungewissen spöttischen Blick an; sie mochten nicht antworten, sondern wählten sich lieber, auf ihren Armen liegend, eine Stellung aus, in der es sich leidlich schlummern ließ, nur der Astronom sagte, indem er seine entzündeten Augen auf den Fremden richtete: „Ei, ei, ist der Herr vielleicht ein Astronom, daß er es so warm mit dem Monde hält?" Der freundliche Mann entschuldigte sich. „Nur ein Reisender," entgegnete er, „und zwar einer, der lange und beschwerliche Fahrten bei Nacht gemacht und darum dem Mond nicht weniger Dank schuldig ist, als andere Leute der Sonne."

Die Gesellschaft war während dieser Rede völlig eingeschlafen, die spärlich brennende Lampe erlosch, ohne daß die Träumer es bemerkten. Diesen Zeitpunkt nahmen ein paar Gauner wahr, die aus dem Nebenzimmer sich herbeischlichen, und von denen Einer sich leise an den Astronomen machte und eben im Begriff war, mit einem geschickten Griffe die goldene Dose aus der Tasche zu ziehen, als der Amtsrath sich erhob, mit lauter Stimme: Diebe! Diebe! rufend. Er bewirkte, daß die Spitzbuben ihre Beute fahren ließen und augenblicklich aus dem Zimmer sich fortschlichen. Es entstand Lärm; als die Diener Licht brachten, zeigte sich die Gesellschaft in Schrecken und Verwirrung. Der Astronom umarmte den Amtsrath. „Freund, Retter!" rief er, „ohne Sie wäre die kostbare goldene Dose mit dem astronomischen Kunstwerk auf dem Deckel verloren gewesen." — „Es war nur ein Glück," entgegnete der Amtsrath, „daß der Mond so hell schien." — „Der Mond?" fragte der Astronom verwundert; „ei, mein Lieber, wir haben ja heute keinen Mondschein." — „Ob wir einen haben!" rief der Amtmann, „sahen Sie ihn denn nicht? dort durch's Fenster in der Ecke leuchtete er; freilich nur Halbmond, doch hell genug, um die verdammten Bursche deutlich heranschleichen zu sehen." Der dicke freundliche Mann am Fenster, der bis jezt still dagesessen, erhob sich, und nach Stock und Hut greifend, sagte er: „Sie sehen, Herr Amtsrath, daß der Mond doch nicht so ganz Nebensache ist; hilft er auch nicht die Kunst verherrlichen, so ist er doch gut, um Diebe zu ertappen; wir wollen ihm daher immerhin alles Gute gönnen." Mit diesen Worten ging er hinaus. Die Fremden, die jezt nach und nach zur Besinnung kamen, erhoben Klagen und Verwünschungen, der Wirth besänftigte sie, indem er sie versicherte, daß in seinem Gasthof noch nie ein Diebstahl gelungen sey; „besonders," sezte er hinzu, „bin ich gesichert, seitdem jener treffliche Herr bei mir wohnt, der eben jezt hinausgegangen. Es ist ordentlich, als wenn er mit der Polizei im Bunde stände. Dies ist nun schon der fünfte Diebstahl während der Badezeit, den er gleichsam angezeigt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

In Wallis wohnen zwei sich ganz unähnliche Völker, von verschiedener Abstammung, daher auch verschieden in Sitten und Sprache. Eines, deutschen Ursprungs, noch jezt deutsch in allen seinen Eigenschaften und Vorurtheilen, lebt von der Furka bis Sitten (Syon), reiner erhalten bis Sieders, wo auch die deutschen Landesnamen beginnen. Von hier an gen Westen hin wohnt das andere Volk, eine Mischung von Kelten, Römern, Galliern, Mauren und Burgundern. Die Oberwalliser sprechen mit leichten Veränderungen noch das Deutsch des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, die Unterwalliser aber einen sehr verunstalteten und gemischten französischen Dialekt. In den höhern Ständen spricht man ziemlich gut französisch.

Es ist noch nicht lange her, da rühmten sich die Walliser, ungekannt, arm und unwissend zu seyn; darum haßten sie alle Neuerungen, und da sie zufrieden mit ihrem Zustand waren, so hielten sie es für eine Thorheit, ihn verbessern zu wollen. Diese sonderbare, von dem Sinn aller andern europäischen Völker so verschiedene Richtung gibt den Wallisern etwas ganz Eigenthümliches, ja sie mag sogar denen gefallen, die Zufriedenheit der Unruhe, stillen Genuß dem Wünschen vorziehen, und auf den Zustand der Völker hinweisen, die nie mit ihrer Lage zufrieden sind und täglich daran zu bessern, wenigstens zu verändern suchen. Andern mag dies gänzliche Stillstehen und Stagniren widerlich seyn; und es gehört allerdings eine mehr denn mönchische Resignation und Abgestorbenheit dazu, um allem geistigen Fortschreiten, Bilden und Entwickeln Thür und Thor zu verschließen.

In Wallis gibt es mehr denn irgendwo in der Schweiz Mönche von allen Farben; es gibt unzählige Sacellen,

Kapellen, Kirchen, Klöster, Präbenden und Viae-Crucis, hie und da meint man in einem großen Trappistenkloster zu seyn. Darum hatten hier auch die Protestanten ehemals viel zu leiden, und noch jezt finden sie da einen schweren Stand. In dieser Beziehung hat doch die französische Invasion einiges Gute gestiftet, denn ohne sie hätten die Einwohner gar keinen Impuls zum Nachdenken über ihren Zustand bekommen; freilich konnten ihnen jene rohen, räuberischen und grausamen Horden kein Muster für bessere Civilisation seyn, ja die Walliser mußten lebhaft fühlen, es sey noch immer viel besser, in Beschränkung und Unwissenheit zu leben, als in neufränkischer Kultur.

Die Landessitte ist im Allgemeinen einfach und unschuldig. Mädchen und Frauen, selbst die reicher und angesehener Familien, stehen selbstthätig dem Hauswesen, wie der Sorge für Küche und Keller vor. Sie kleiden sich noch ganz auf alte Landesart, so daß die Frau und die Töchter eines Staatsraths schwer von wohlhabenden Bäuerinnen unterschieden werden können; denn beide tragen die kleinen nestartigen Hüte, die sie mit Bändern und Spitzen zieren, die aber auch dem schönsten Kopf eine schwerfällige Gestalt geben. Ihr Wuchs ist gut und ihre Gesichter sind zart, aber ihr Ausdruck — wenn sie je einen haben — zeigt schon die ersten leisen Linien und Züge des Cretinismus, etwas Stumpfes und Seelenloses, das weder in Freude noch in Leid Leben erhält. Gleiches läßt sich auch an den Männergesichtern bemerken. Durchaus vorherrschend in ihnen ist der Ernst. Fast möchte ich mit Bridel annehmen, das ewige Drohen der Elemente, die für die Einwohner nie endende Gefahr und der ewige Streit mit diesen Elementen breite den Schleier der Traurigkeit über ihr Daseyn. Es ist aber im Grund weniger Traurigkeit als leidende Unterwerfung unter die drohenden Gefahren. Das Leben und die Gebräuche der Walliser sind durchaus religiös. Da sie inmitten einer Natur leben, die in Trümmer zerfällt, so fühlen sie lebhafter das Bedürfniß einer vom Himmel kommenden Hülfe; um sie flehen sie täglich, sie steht mit Allem in inniger Beziehung, auch mit den kleinsten häuslichen und Familienereignissen. Daraus erklärt sich der Walliser unaufhörliches Kirchengehen, ihre unbedingte Anhänglichkeit an Geistliche und Mönche, ihre Verschwendung im Bau und Verzieren ihrer Kirchen, während ihre Wohnhäuser niedrig, armselig und schmutzig sind. Die Kirche ist Alles für sie, religiöse Gebräuche und Ceremonien, Umgänge und Prozessionen, so wie das Besuchen der Gräber sind besonders an den Orten ein Zeitvertreib, wo das Tanzen untersagt ist. Es gibt aber wohl nichts Rührenderes, als in gar vielen Dörfern und Weilern, welche Bergströmen, Bergstürzen oder Lawinen ausgesezt sind, die Einwohner alle Abend zusammenkommen, um Abwendung der Gefahr gemeinschaftlich beten und sich Dessen Schutz und Schirm empfehlen zu sehen, der die Berge gegründet hat. Sehr ergriffen hat mich auch immer der Gebrauch, wenn die Kinder ein Kind zu Grabe tragen und dann das zugeworfene Grab mit Blumen bedecken. Das ärmste unter ihnen erbt die Kleider des Verstorbenen, und legt sie bei diesem Begräbnisse zum ersten Male an. So verknüpfen sich in den jungen Gemüthern die Ideen von Tod und Wohlthun. Während die Kinder mit dem Begraben ihres todten Gespielen beschäftigt sind, tauchen dessen Eltern, Verwandte und Freunde ihre Rosenkränze in Weihwasser und schütteln sie dann über dem frisch zugeworfenen Grab, damit die Tropfen die Erde befruchten und frisches Gras und Blumen darauf gedeihen, und der Segen in die Tiefe zu der geliebten Leiche dringe. Diese Gebirgsbewohner hängen überhaupt mehr an den Todten, als an den Lebenden, denn jene haben durchaus nichts Schreckendes für sie; es sind ihre lieben, stillen Freunde, die sie bei Gott vertreten und denen sie darum all ihr irdisches Hoffen anvertrauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

Der steinerne Gast in der großen Oper zu Paris.

Ich war nicht ohne Besorgniß, als ich vernahm, Herr Véron habe im Sinne, „den steinernen Gast" einzuladen, auf seinem Theater zu erscheinen. Es ist geschehen, und meine Besorgniß ist zur Furcht geworden. Schon lassen sich Stimmen aus Paris vernehmen, die das Beginnen preisen, und bei der gegenwärtigen Lage des deutschen Theaters ist nicht schwer, die Perspektive zu überblicken, die sich uns eröffnet.

Wenn man zu den Zeiten Ludwigs XV. darauf bestanden wäre, den steinernen Gast in der Allongeperrücke erscheinen zu lassen, wie sie die Reiterstatüe Ludwigs des Großen trägt, würde ich die Sache eben so natürlich gefunden haben, als jezt, wo man ihm ein Gefolge von Balletten und andern Anhängseln gibt, um ihn neben Robert le diable zur Ebenbürtigkeit zu erheben, damit sich Nourrit und Mad. Cinti herablassen, Mozartsche Noten zu singen. Daß man einem solchen Verfahren aber das Wort sprechen könne, daß Niemand in Paris auftritt, der das „un sacrilège" nennt, daß diese That vor den Augen der Dilettanti, der Romantiker und dieser ganzen, neuen, jungen, feurigen Menschenmenge Beifall gefunden, die jezt, wie man vernimmt, deutsche Musik so sehr lieben, von deutscher Musik hingerissen, Mozart und Beethoven vergöttern soll, das könnte für den ersten Augenblick allerdings befremden. Und was thaten denn Pixis, Herz, Hiller, und wie sie Alle heißen mögen, die wir den Franzosen gesandt haben, ihren musikalischen Geschmack zu verbessern? Kleideten sie sich schwarz? trugen sie Flor um Mozart, daß man ihm diese Unbill angethan? Ich kann darüber nichts berichten, aber ich denke, daß sie uns bald mit Variationen und Potpourris

beschenken, deren Thema's sie aus den Balletten, Zwischenakten und Teufelstänzen des umgearbeiteten Don Juan zusammengeschrieben haben werden. Wir sind schlecht berathen mit diesen Missionären in musikalischen Angelegenheiten. Nach meiner Meinung kommt das Uebel aber von Jemand her, der schon Anderes angerichtet hat. Ich meine Herrn Castil-Blaze. Die Franzosen glauben nicht an Gespenster, und das ist unglaublich, denn Castil-Blaze lebt in ihrer Mitte. Ist er nicht ein umherspukendes, notenfressendes Gespenst? Ueberall und Nirgends, wo man es am wenigsten vermuthet; bald auf Rossini, bald auf Weber, und nun gar auf Mozart festgeklammert, wie ein fürchterlicher Alp. Es ist das schaurige „bon soir“ des Colonels, der in der Schlacht von Eylau gefallen war. Ich glaubte ihn längst begraben, als ich ihm auf dem Théâtre des bouffes 1832 eine sehr unehrerbietige Leichenrede hielt, da Madame Schröder-Devrient die Arie aus dem Freischützen deutsch producirte, und die Franzosen, die aus der Partitur des Herrn Castil-Blaze akkompagnirten, behaupten wollten: „sie singe nicht richtig; so stehe es nicht da.“ Mein treffliches Gespenst hatte nämlich Alles nach Gutdünken verändern zu müssen geglaubt, da er seinen Landsleuten den Robin des bois zeigte, gleich manchen unserer deutschen Theaterdirektoren, wenn sie Dichterwerke nach ihrer Einsicht zustutzen, um — wie sie es nennen — solche dem Geschmacke anzupassen. Aber vom Geschmacke wissen sie nichts, und das volle Parterre, das unabonnirte, baar bezahlende, wohin sich all ihr Trachten und Sinnen lenkt, lacht sie am Ende aus und zeigt ein reifes, gesundes Urtheil. Dies war auch in Paris der Fall, als die Deutschen Weber, wie er war, hinverpflanzten. Nun hatte Castil-Blaze für den Augenblick zu spuken aufgehört.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, März.

(Beschluß.)

Ladvocat. Die schöngeistige und die Volksliteratur.

Nichts ist sonderbarer, als Fouriers Naivitäten mitten in einer Hauptstadt zu lesen, wo hundert andere Tagesblätter die positiven Angelegenheiten erörtern und sich über das Materielle streiten. Der arme Mann träumt, indeß Alles um ihn her äußerst wach ist, lärmt und zankt, Republikaner und Monarchisten, Liberale und Obskuranten; er spricht von neuen Schöpfungen zu Leuten, die sich um die vorhandene die Hälse beinahe brechen, und mitten in dem Streite und dem Getümmel erzählt er in einem kleinen Winkel seine sonderbaren Theorien, die nicht einmal dem anderswo beschäftigten Publikum Spaß machen. Es ist heutzutage kein Leichtes, ein homme public zu werden, wofern man nicht eine politische Stellung hat, die das Publikum gleichsam zwingt, die Augen auf den Mann zu richten und zu hören, was er Sonderbares vorzubringen hat. Ein solcher homme public war der Buchhändler Ladvocat geworden. Eine Zeitlang war er der Mäcenas der Gelehrtenwelt. Nichts war eleganter und üppiger, als sein Haus, kein Laden im Palais royal glänzender, als der seinige. Die vorzüglichsten Dichter und Belletristen suchten von ihm verlegt zu werden, und man erinnert sich noch, wie prächtig er sie drucken ließ, wie viel weißes Papier und elegante Lettern und Vignetten er in seinen Verlagswerken anbrachte, wie er eine Ode, eine Messenienne zu einem Bande anzuschwellen verstand, wie er in allen Zeitungen sein Lob erschallen ließ, wie beständig von ihm und nur von ihm die Rede war. Man erinnert sich noch, wie er dergestalt den Neid seiner Nebenbuhler und die Eifersucht der Welt erweckte, daß man dramatische Pasquille auf ihn dichtete und spielte. Auch kann man noch nicht vergessen haben, mit welch großen Buchstaben er die Namen Schiller und Shakespeare an das von ihm gemiethete Hotel auf dem Kay schreiben oder malen ließ, weil er der Verleger der Uebersetzungen ihrer dramatischen Werke war, und als er nun endlich von der Höhe, worauf er sich geschwungen hatte, herabfiel, da fanden sich gerade hundert-und-ein Schriftsteller, um ihm, wo nicht mit ihrem Gelde, doch mit ihrer Feder zu Hülfe zu kommen, und nun folgten Bände auf Bände, sämmtlich mit praktischen Beweisen ihrer papiernen Hülfsleistung angefüllt. Es gibt aber Leute, denen gar nicht zu helfen ist, und die, wenn sie einmal gefallen sind, immer tiefer fallen, je mehr man sich bestrebt, ihnen wieder aufzuhelfen. Ein ähnlicher Unglücksstern muß wohl über Ladvokat walten; denn nachdem ein erster Bankerott durch die hundert-und-eins wieder ausgeglichen seyn sollte, ist so eben ein zweiter erfolgt, welches wenigstens so viel beweist, daß die hundert-und-einer das erste Unglück nicht haben wieder gut machen können. Auch ist das Lob, das sonst seiner Thätigkeit, seinem Unternehmungsgeiste in den Zeitungen bis zum Ueberdruß gespendet wurde, bereits verstummt; da der Mann nun weder große Gastmähler geben, noch lange Anzeigen bezahlen kann, so haben auch die Schmeicheleien aufgehört. Er kann nun in seinem Unglück ernsthafte Betrachtungen über die Eitelkeit anstellen, in Paris ein homme public seyn zu wollen, besonders auf solche Art, wie er es war. Das von ihm zum Theil angeregte Leben in der französischen Litteratur dauert aber immer fort, und es entstehen andere Sammlungen, um dergleichen Aufsätze, wie er sie in seinem Livre des cent-et-un, freilich nicht immer mit gehöriger Auswahl, gab, aufzunehmen. Die Schriftsteller haben sich nicht über Mangel an Gelegenheit, ihre schöngeistigen Produkte anzubringen, zu beklagen. Dieses ist aber leider auch der einzige wahrhaft blühende Zweig der jetzigen französischen Literatur; mit den ernsten und gründlichen Schriften geht es nicht gleich gut, und diese haben Mühe, durch den Schwarm von kleinen phantastischen Produkten durchzudringen und sich Aufmerksamkeit und Achtung zu verschaffen. Dagegen herrscht die größte Regsamkeit in der Volksliteratur, oder eigentlich in der Herausgabe wohlfeiler Schriften, und besonders Kompilationen zum Gebrauche der wenig Bemittelten. Encyclopédies, manuels, magasins populaires erscheinen in Menge; was bändeweise nicht wohl abgeht, wird in Heftchen zu zwei oder drei Sous eingetheilt; sogar eine Bibel zu drei Sous die Lieferung, oder fünf Sous mit einem Kupfer wird angekündigt; die Auflage soll 100,000 Exemplare stark werden; wohl nur eine Aufschneiderei. Auch haben schon einige Schriftsteller dieses Mittel ergriffen, um geschichtliche Werke auf diese Art ins Publikum zu bringen, z. B. Tissot mit seiner allerneuesten Geschichte der französischen Revolution. Auch Scribe's Theaterstücke werden in kleinen Lieferungen zu zehn Sous ausgegeben. — Nächstens von der kürzlich eröffneten Ausstellung der Produkte der bildenden Kunst, was immer eine wichtige Epoche für Künstler und Kunstliebhaber ist. Die Literatur bringt ihre neuen Produkte täglich vor das Publikum; aber die Kunst hat nur die Zeit der Ausstellung, um sich der Menge bemerklich zu machen. Die Künstler haben daher verlangt, es solle jährlich eine Ausstellung statt haben, was ihnen bekanntlich auch gewährt worden ist.

Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 86.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 10. April 1834.

Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

Goethe.

Zwiegespräch.

Schwalbe dort am Fensterrand,
Wo du nisten willst und brüten:
Flogst du her aus fernem Land
Dies mein Häuschen zu behüten?

„Hab' viel andres wohl zu thun,
Als ein fremdes Haus bewachen:
An dem meinen bau ich nun,
Fördre jezt die eignen Sachen.“ —

Baue nur in guter Ruh
Unter meinem Dach von Schiefer;
Ein willkommner Gast bist du,
Erbfeind allem Ungezriefer.

„Fliegen, Mücken fang ich mir,
Weil sie meinen Hunger stillen;
Aber sprich, was fängst du dir?
Allerhöchstens fängst du Grillen.“

Du bist glücklich: schön und gut
Hast ein Weibchen dir erkoren,
Mutter deiner Schwalbenbrut,
Dir zu Leid und Lust verschworen.

„Sie, an der mir Heil geschah!
Liebste mir in allen Reichen!
Doch was stehst du müßig da?
Geh' doch hin und thu' deßgleichen.“

Eine weiß ich, ohne die
Müßt' ich an der Welt verzagen:
Manches holde Wort an sie
Hab' ich dir schon aufgetragen.

„Selten hör' ich, was du sagst,
Singe nie nach fremden Noten;
Wo du selber reden magst,
Braucht es keiner Liebesboten.“

K. Simrock.

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Man hat sehr unrecht, bei den Wallisern das zu tadeln, was anderwärts abergläubisches Wesen genannt wird, denn Vieles davon hat seinen Grund in dem Eindruck, den diese großartige, immer drohende Natur auf eine schwermüthige Stimmung macht. Manches war früher allerdings bei diesen religiösen Gebräuchen unpassend, es

verschwindet aber immer mehr vor den Lehren verständiger Aufklärung, die erleuchtet, ohne zu zerstören. Ehemals war der Exorcismus noch in Gebrauch gegen einen den Sturz drohenden Felsen, gegen einen gefährlichen Strom oder gegen eine pestartige Krankheit. Heutzutage fragt man Aerzte um Rath, geschickte Ingenieurs müssen Dämme bauen und Felsen abtragen, oder sie so behauen, daß ihr Sturz geleitet wird und ohne Schaden vor sich geht. Bei einem Volk, das so eifersüchtig an seiner Freiheit hängt, schreiten alle solche Neuerungen nur langsam fort und Mißbräuche verschwinden nur nach und nach. So hat es der Regierung und dem Bischof bisher nichts geholfen, einige von den zu vielen Feiertagen oder manche öffentliche Umgänge und Prozessionen abzuschaffen. Die Leute halten doch alle noch, denn sie finden ihr Vergnügen dabei.

Die Sitten haben sich auch in bürgerlicher und politischer Beziehung bedeutend gemildert. Es werden den Leuten keine willkührlichen Geldstrafen mehr aufgelegt, die reicher oder wohlhabender sind, als die demokratische Gleichheit ertrug; der fallirte Schuldner wird nicht mehr gezwungen, sich unbekleidet vor allen Leuten auf einen kalten Stein zu setzen; es kommen keine Zauber- und Herenprozesse mehr vor, während von 1619 bis 1612 zehn dieser Unglücklichen in Unterwallis verbrannt wurden, was jedoch sehr wenig ist gegen die neunhundert, welche ein Bischof von Würzburg in seiner vierzigjährigen Regierungszeit verbrennen ließ, wessen er sich gegen seinen Kollegen von Bamberg rühmte. Drei Jahrhunderte sind es bereits, daß jenes furchtbare Werkzeug der Volkslaune, die Mazza, begraben wurde, sie, die so viele Schlösser zerstört, so viele Familien arm und unglücklich gemacht, so Viele schuldlos ums Leben gebracht hat, lediglich nach der Laune des Volkswillens oder vielmehr derer, die ihn nach ihren Absichten zu leiten verstanden.

Noch immer ist aber Vieles von dem wahr, was J. J. Rousseau in seiner neuen Heloise von Wallis und dessen Einwohnern sagt: Langsam stieg ich die steilen Bergpfade hinan, mit mir nur mein Führer, in dem ich eher einen Freund, denn einen bezahlten Diener fand. Unmöglich, meine Gedanken zu sammeln! denn alle Augenblick ergriff mich eine neue, überraschende Ansicht. Bald waren's riesige Felsen, die mir drohend über dem Kopf hingen, dann brausende und stäubende Wasserfälle, die mich in ihren dichten Nebel einhüllten, oder ein furchtbarer Waldstrom, der sich dicht vor meinen Füßen in unendliche Tiefe hinabstürzte, wo ihm kaum meine Augen hinzufolgen wagten, wenigstens nicht ohne beengenden Schwindel. Ein andermal ging der Weg durch ein dichtes, dunkles Gehölz oder durch eine rauhe, wilde Schlucht, die stundenlang dauern zu wollen schien, aber auf einmal mit einem Zauberthor endigte, durch das die reizendste Landschaft mit Wiesen, Weingärten und Dörfern hereinlachte. Der erstaunende Kontrast, in dem hier an manchen Stellen die angebaute Natur mit der wilden und ungebändigten steht, zeigt das Wirken des Menschen, wo man sein Ein- und Vordringen für unmöglich halten sollte. Dicht an Höhlen und Schlünden stehen Häuser und spielen sorglose Kinder; Weinreben schlingen sich da an Felsen hinauf, wo man nur Dornen vermuthet hätte, oder ihre Stöcke stehen auf der Erde, die erst vor Kurzem von dem überhangenden Berg heruntergeschossen ist, oder ausgesuchte Fruchtbäume auf nackten Felsen, und Ackerfelder auf schwindelnden Abhängen oder in tiefen Abgründen. Aber nicht bloß durch Menschenwerk hat das Land einen so bizarren Charakter voller Kontraste, die Natur selbst scheint sich darin zu gefallen, wenn sie das Ansehen haben kann, mit sich selbst im Widerspruch zu seyn. Nirgend sieht man sie an demselben Ort so verschieden und in engem Raum so vielgestaltig: gegen Osten Frühlingsblumen, gegen Mittag die schwellenden und glühenden Früchte des Südens, gegen Norden die Gletscher des Winters. So vereinigt die Natur alle Jahreszeiten in einem und demselben Moment, alle Klimaten an demselben Ort, alle Bodenarten auf demselben Boden und vereinigt, was unvereinbar scheint, die Erzeugnisse fruchtbarer Ebenen mit denen der Alpen und der Gletscherränder. Dazu denke man sich die mannichfaltigen und reizenden optischen Täuschungen, an denen das Land so reich ist, die verschiedene Beleuchtung und Färbung der Bergspitzen, das Helldunkel und die entschiedenen Schatten auf der einen, und die blendendsten Sonnenstrahlen auf der andern Seite, woraus die schönsten Lichteffekte entstehen. — Schon nach den ersten Tagen einer Fußreise in dem gebirgigen Theil des Landes fühlt man eine ganz eigene Heiterkeit und Freudigkeit des Gemüths, die immer mehr zunimmt, je höher man auf dem Mittelgebirg (zwischen fünftausend bis sechstausend Fuß) steigt, je tiefer die Wolken unter Einem wegziehen und sich zu blitzenden Gewittern bilden. Der Körper wird immer leichter, der Geist immer heiterer. Die Leidenschaften und ihre Genüsse werden kühler und gemäßigter, der Gedanke aber nimmt einen grandiosen und erhabenen Schwung, in Uebereinstimmung mit den ihn umgebenden Gegenständen. Unstreitig ist der menschliche Geist hier von seinen Banden freier und fühlt sich der verwandten Geisterwelt näher.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Herr von Mondschein.

(Fortsetzung.)

„Dummes Gewäsche!“ rief der Amtsrath, „ich sage Ihm ja, der Mond hat die Bursche verrathen, der

Mond, der dort durch's Fenster in die Stube schien. In der finstern Kammer hätten wir ja sonst alle nichts gesehen." — „Gleichviel," entgegnete der Wirth, „der Mond, oder der Herr von Mondschein." — „Was ist der Fremde?" fragte der Amtsrath verdrißlich. — „Ich habe ihn schon genannt," war die Antwort; „er heißt Herr von Mondschein, ist ein reicher Edelmann aus einer sehr alten Familie und reiset zu seinem Vergnügen durch die ganze Welt, und zwar gewöhnlich in der Nacht. Alles hat er gesehen, überall ist er gewesen, und wenn er manchmal aufgelegt ist, zu erzählen, so kommen ganz kuriose Dinge zum Vorschein. Er muß sein liebes, rundes, freundliches Gesicht wohl erkältet haben; denn so lange er hier ist, trägt er die schwarze Binde darüber, doch rückt sie jezt immer weiter, so daß das andere lebhafte, freundliche Auge, welches immer versteckt war, auch schon halb hervorzuscheinen beginnt. Diese Stunde nun ist die Zeit, in der er seine nächtlichen Spaziergänge antritt. So dick und wohlbeleibt er ist, so wandert er doch rüstig immer weiter und kehrt erst gegen Morgen wieder heim, wo er denn gemeiniglich etwas blaß und übernächtig aussieht. Dabei ist er ein recht wunderlicher Kauz; oft bleibt er halbe Stunden lang vor einem Wässerchen, wohl auch vor dem Brunnentroge stehen und guckt hinein. Die Hunde, wenn sie ihn sehen, bellen ihn an. Er geht, so lange er hier ist, nie anders als in dem dunkelblauen Rocke, mit den ganz ungewöhnlich vielen kleinen Metallknöpfen besezt. Ich möchte ihn um keinen Preis in der Welt verlieren, dann seitdem der kostbare, liebe Mann hier ist, geschieht in meinem Hause, Hof und Garten durchaus nichts Geheimes und Unrechtes." — „Was ich dergleichen fürwitzige Reisende nicht leiden mag!" brummte der Amtsrath, indem er sich zum Weggehen anschickte. „Sie guckten Einem, wenn man's zuließe, in die Suppenschüssel, um in derselben die Fettaugen zu zählen. Aber freilich, an Badeörtern sind dergleichen Spione und Allerweltsspäher recht an ihrem Platze." Er verließ mit dem Astronomen das Wirthshaus.

An der Mauer des kleinen Gärtchens, vom Hause ziemlich entfernt, in einer dichten Laube saß die jüngste Tochter des Wirths, ein hübsches zärtliches Mädchen, an der Seite ihres Geliebten, des rüstigen Gärtnerburschen, den sie sich heimlich hinbestellt hatte. Das furchtsame Mädchen gestattete eben die ersten Küsse, als sie plötzlich auffuhr: „Ach, Hans! wie hast Du mich betrogen! Du hast mich versichert, der Mond werde heute Nacht nicht scheinen, und da schimmert er eben am Himmelsrand herauf durch die Blätter!" Hans war in Verlegenheit, er wußte nicht, was er sagen sollte; der sanfte Schimmer überschüttete so lieblich die Wangen und den Hals des Mädchens, er glitt so schmeichelnd die blonde Locke herab und bettete sich auf die purpurne Blüthe der süßesten Lippen. „Allerdings, liebes Gretchen," rief er stotternd, „steht heute kein Mondschein im Kalender; doch was thut dies? Du bist nur um so schöner, ich küsse dich um so zärtlicher, wo die Nacht mir Deine Schönheit nicht zu verbergen vermag." — „Ach!" seufzte das Mädchen, „der Mond wird uns verrathen! Sieh nur, wie er durch die Blätter dringt, ordentlich, als schöbe er mit silbernem Finger sie hinweg. Hans, Hans, was raschelt da im Laube? Gewiß, es belauscht uns Jemand." Das Mädchen täuschte sich nicht; in der That war es der Herr von Mondschein, der auf seinem nächtlichen Spaziergange an der Laube stehen geblieben war, um über die niedrige Mauer hinweg sich die Gruppe der Liebenden zu betrachten. „Himmel!" rief Gretchen, „der Fremde, der bei meinem Vater abgestiegen, steht hinter uns; er hat uns gesehen und wird uns verrathen!" — „Das wird er nicht," entgegnete der freundliche Mann, indem seine sanfte Stimme lieblich durch die Stille tönte. „Ihr seyd, gute Kinder, nicht die ersten Liebenden, die ich auf meinen einsamen Spaziergängen belausche; doch seyd nur ruhig, ich verrathe euch nicht." Er liebkoste bei diesen Worten freundlich die erhizte Wange des Mädchens, und indem er die schwarze Binde mehr über sein Gesicht zog, sezte er seinen Spaziergang wieder fort. Die Liebenden sahen ihm vollkommen beruhigt und mit dankenden Blicken nach.

Er war nicht weit gegangen, als es ihm einfiel, seine alte, gewohnte Lust am Anblick des Wassers zu befriedigen; er erstieg daher mit einiger Mühe eine kleine Anhöhe am Meeresufer, und schaute nun von dort in die Fluth hinab. Alsbald war es nun, als wenn in der tiefen Stille umher die kleinen, flüsternden Wellen am Fuße des Gesteins wie in wundersam heimlichen Gesprächen durcheinander wogten. Von Zeit zu Zeit schwang sich ein Fischlein auf, tauchte jedoch gleich wieder hinein ins schmeichelnde Gekose; von ferner, grauer Meeresweite kamen die Lüftchen und brachten auf ihren Fittichen den frischen Seegeruch, den Duft wunderbarer, in der Tiefe wurzelnder Pflanzen, deren Blüthe kein Menschenauge erblickt, die unter den Wundern der Unterwelt, selber ein Wunder, ihr gespenstiges Daseyn fortführen. Einzelne Schiffe hingen in der Ferne ihr weißes Segel auf, und glitten leise in der Dunkelheit mit ihren fremden Menschen und Schätzen unbekannt dahin.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Fortsetzung.)

Der steinerne Gast in der großen Oper zu Paris.

Später erschien Castil-Blaze dem Théâtre des Nouveautés, dieser Bühne ohne Eigenthümlichkeit, ohne Dichter und Komponisten, eine Art von deutschem Theater, das sich in Allem versuchen wollte, und mit den englischen Clowns begann und mit dem Barbier von Sevilla aufhörte. Castil-Blaze hatte sich nämlich an Rossini gemacht und Paesiello zugleich vorgenommen, und so „le barbier de Seville“ enfantirt. Hierauf gab besagtes Theater seinen Geist auf; der Bankerott ward auf eine Million geschäzt, und der irrende Schatten der mordenden Ahnfrau ging „nach Hause.“ Aber ein günstiger Erfolg bei den Italienern und Verons mächtige Wünschelruthe sprengt den Sargdeckel, und das musikalische Gespenst streift ab seine Leichentücher und hockt auf's Neue zu den alten Partituren.

Wenn bei den Bouffes der Don Juan angekündigt wird, füllen die Dilettanti früher als gewöhnlich Parterre und Amphitheater. Es ist Gesez bei ihnen, sich das Wort „classique“ dabei zuzurufen, mit den Augen zu blinzeln, sich zurecht zu sezen und leise einzelne Passagen dieses oder jenes Akkompagnements vor sich hinzusummen. Das Entzücken, das sie mitbringen, artet hier nie zur romantischen Extase aus, es bleibt stets eine ruhige, besonnene, klassische Flamme. Man genießt die ganze Oper, und nicht, wie in den neuern italienischen Werken, nur einzelne Lieblingsstücke, man ist durchdrungen, andächtig. Aeußere Ausstattung, nach unsern Begriffen, kommt dabei nicht in Betracht. Nichts von beschleiften Jäckchen, betreßten Röckchen, nichts von rothen Bedienten des Comthurs, grünen Bedienten des Don Ottavio und gelber Dienerschaft des Don Juan, nichts von wohl einstudirtem Hin- und Herrennen der Statisten, worauf bei deutschen Theatern so viel Werth gelegt wird. Bei den Italienern in Paris ist nichts davon zu sehen; man kommt nur in dieses Theater, um Musik und treffliche Stimmen zu hören. Die große Oper ist aber in jeder Hinsicht hievon verschieden. Was hier gefallen soll, darf dort nicht schon gefallen haben, obgleich beide Ein Publikum, das vornehmste in Paris, zu täglichen Besuchern zählen. Auf der Place-des-Italiens sind es die ersten Künstler Italiens, Rossini an der Spize; in der Rue-Lepelletier sind es die ersten Künstler Frankreichs mit ihrem Direktor Veron. Aber Rossini nennt die Mitglieder der Oper: „de la canaille,“ und Veron das Théâtre-Royal-Italien „cette boutique!“ Kann man bei diesen Gesinnungen wohl annehmen, Madame Cinti werde einen Part singen, wie ihn die Grisi sang? eben so wenig, als die Italiener sich dazu verstehen würden, eine Musik von Herold zu geben. Aber man glaube nicht, daß dies auf Nationalhaß allein begründet sey. Rossini hat einen Prozeß mit der Oper, wo er vor den Julitagen als Kapellmeister angestellt war, und Veron sieht scheel auf die großen Einnahmen, welche die Italiener machen. Liegt nun hierin schon ein Grund, weßhalb der Don Juan abgeändert werden mußte, so ist noch ein anderer leicht in der Gewohnheit zu finden.

Eine sogenannte große Oper soll in allem Ernste kolossal seyn, nicht ihrem innern Gehalte nach, sondern der Musikmasse, den Balletten und der Menschenmenge nach, die dabei in Athem gehalten wird. Das Publikum soll nicht bloß entzückt seyn, sondern verblüfft, und müßte dies selbst durch fünfstündige Langeweile erkauft werden, wie es bei dem schwedischen Hofgalopp im „Bal-masqué“ der Fall war. Dies sind die wichtigen Gründe, welche die Umgestaltung des Don Juan diktirten. Dazu wurde die Macht des Castil-Blaze wieder heraufbeschworen, und er zerstückte das so wohlorganisirte Werk, machte fünf Akte daraus, gab ihm fünf Finales und vier Zwischenakte, Ballette, einen Schlußtanz der Teufel und ein „dies irae!“ Alles hat er zwar Mozartschen Werken entlehnt. „Rien que du Mozart!“ ruft er selbst den Rigoristen in Deutschland entgegen. Symphonien, Konzerte, Sonaten und das Requiem riß er in Fezen und machte seine bunte Jacke daraus zurecht. Man denke, er brachte diese Kompositionen für die Kammer und Kirche in das lebenvollste musikalische Drama, und brüstet sich noch mit seiner Geschicklichkeit dabei! Wie wird er mit allen diesen schönen Werken umgegangen seyn! Wie viel hat er vernichtet, um dem rohen Haufen einen Beifall abzuringen, und wer nennt sich einen Kunstfreund, den diese Trümmer erfreuen könnten? Ach! wohin hat der Revenant Castil-Blaze den sonst so taktfesten Veron verleitet? Wie fürchterlich! Er übersezt nicht Operntexte, sondern Musik. Bewahre uns der Himmel vor solchen Erscheinungen, wir wollen uns mit unsern Vaudeville-Uebersezern fürder recht glücklich schäzen.

Ich glaube nicht, daß die Pariser an dieser neuen großen Oper Geschmack gefunden haben werden. Für die Dilettanti und wahren Kenner wird sie immer ein Stein des Aergernisses bleiben, und für das Gros des Publikums ist die Musik zu ernst und gehaltvoll. Wer sähe nicht ein, daß ein Genie, wie das, welches fortwährend im Don Juan lebendig ist, daß Mozart allen Lärm der Hörner, Ophicleides, Posaunen, Tamtam, Militärtrommeln und Becken bei Seite rüttelt und sich eigenmächtig daraus hervorhebt in seiner nackten, hohen Schönheit? Sollte man nun nicht meinen, daß wenig Gefahr vorhanden sey, diesen Versuch sich weiter verbreiten zu sehen? Man sollte es meinen, ja! aber ich ängstlicher Thor glaube dennoch immer im Geiste schon einen Theaterzettel zu lesen, mit den Worten: „Don Juan, Oper mit Ballets in fünf Akten, nach der neuesten Einrichtung für das große Pariser Theater von Castil-Blaze, nach Mozart.“ Und auch dafür habe ich meine Gründe. Schon seit Jahren macht man auch in Deutschland allerlei Versuche mit diesem Werke, aber ohne Erfolg. Man fühlt unbestimmt, es wäre hier etwas vorzunehmen, wodurch dasselbe gewinnen müsse. Zuerst gerieth man an den schlechten Text. Rochlitz machte einen ganz anständigen Theedialog, wie er in Sachsen gesprochen wird, aber die Sänger wollten ihn nicht lernen, und die Direktoren hatten nichts, um sie zu zwingen. Dann kam ein junger Kapellmeister in Hamburg auf den Einfall, die Posaunen schon im ersten Finale aus vollen Backen blasen zu lassen. Aber auch diese Beschleunigung des Weltgerichts wollte man dem jungen Manne nicht eben sehr hoch anrechnen, und meinte auch, Mozart hätte das thun können, wenn er wollte. Nenne ich nun noch etwas frische Hölle, durch Vesuv- und Wolfsschluchtrequisiten in jüngster Zeit recht artig ergänzt, und einen neuen Schwefelregen und zahlreiche Charaktermasken in München, so glaube ich gewissenhaft Alles beisammen zu haben, was mir aufgestoßen ist, und die Grenze ist bezeichnet, wo unsere deutschen Versuche stehen blieben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 87.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 11. April 1834.

Die Sonn' ist zwar die Königin auf Erden;
Das sey hiermit erklärt höchst feierlich. —
Du, lieber Mond, bist schwächer zwar und kleiner,
Ein Kleid, nur recht und schlecht, bekleidet dich;
Allein du bist so mehr wie unser einer.

Bürger.
Lied an den lieben Mond.

Der Herr von Mondschein.

(Fortsetzung.)

Der freundliche Reisende sah sich alle diese Dinge mit innigem Ergötzen an; er wäre beinahe unwillig geworden, als jezt nahe knarrende Laute ihn störten. Ein Fenster in der Nachbarschaft wurde geöffnet und aus dem Hause, in dem eine Dichterin wohnte, blickte eine weiße Frauengestalt, eine Guitarre im Arm. Sie stimmte leise und sang dann die Worte:

Guter Mond, du gehst so stille
In die Abendwolken hin, u. s. w.

„Ach!“ erklangen die Worte, nachdem der Gesang beendet war, „ach, wie lange soll noch dieses Sehnen, dieses Schmachten, diese heiße Thränenzeit dauern? Wann wird endlich Erhörung diesem Herzen geschenkt, das so glühend und so zärtlich liebt? o, vielleicht zu glühend! Du holder Mond, du sey der stille Vertraute meines Herzens, erfahre in dieser Stunde, was noch Niemand vernommen.“ — „Erlauben Sie, Gnädigste,“ nahm unser Freund das Wort, „es hält sich allerdings Jemand in Ihrer Nähe auf. Ich bin der Herr von Mondschein, der Ihre Geheimnisse durchaus nicht entschleiern will.“ — „O Sie!“ rief die Dichterin, „jezt erkenne ich Sie erst, verehrter Herr. Mein Himmel! wie konnte ich auch nur so seltsam mich täuschen! Doch die Beleuchtung, die aus meinem Fenster auf Ihr Antlitz fiel, ist an allem Schuld; ich habe Sie in meiner poetischen Entzückung in der That für den Mond angesehen.“ — „Allzu schmeichelhaft,“ entgegnete der Freund mit Lächeln. Die Dame kam jezt herab. „Es ich gut, daß ich Sie treffe,“ hob sie nach einer Pause an, indem sie sich an den Arm des Spaziergängers hing; „die kurze Sommernacht ist so heiter und lieblich, lassen Sie uns einen kleinen Ausflug am Meeresstrande machen. Ich vertraue Ihnen indessen Einiges, was ich gerade unter der Feder habe.“

Der Herr von Mondschein seufzte; er machte Entschuldigungen und behauptete, daß er nicht würdig sey, jene kostbaren Mittheilungen in sich aufzunehmen. „Spötter!“ drohte die Dame, „wem vertraute man sich wohl lieber und offener an, als Ihnen? Scherz oder Ernst, wie Sie wollen, doch Ihr Wesen macht auf mich immer den Eindruck, als sähe ich in den lieben Mond. Es ist mir, als könnte ich Ihnen kein, auch noch so verborgenes Gefühl meines, leider nur zu sehr geprüften Herzens verschließen. Doch jezt wieder zu meinen Trauerspielen und Gedichten zurück! Allein warum haben Sie, theurer Mann, immer noch die häßliche schwarze Binde, die die Hälfte Ihrer anziehenden Gesichtsbildung verfinstert?“ — „Zahnweh, Gnädigste!“ rief Mondschein und zog eine häßliche Grimasse. Die Dichterin fuhr fort: „Ehe

ich einen Theil meiner Gedichte hersage, muß ich Sie doch mit einer tragischen Liebesgeschichte bekannt machen, die sich hier vor unsern Augen, nämlich unter den Badegästen, die diesen Ort besuchen, mit allen Gräueln, als da sind Grausamkeit und Härte der Eltern, tiefe Verruchtheit des Liebhabers, Verzweiflung des armen Mädchens, zubereitet hat. Haben Sie vielleicht den dicken, widerwärtigen Amtsrath Pfefferkorn gesehen? Nun, diese personificirte Prosa, diese klassische Ausgabe der niedrigsten, engherzigsten Gemeinheit, hat ein Kind, ein blühendes, ätherisches Kind, wahrlich ein ihm untergeschobenes Sylphenkind. Die kranke Bläße ihrer Wangen ist wie der Schleier einer sanften Elegie über das epische Feuer zweier Augen ausgegossen, die weder an Ausdruck noch an Leben dem lyrischen Lächeln der schönen Lippen nachstehen. Ich sage Ihnen, ein schöneres Geschöpf hat nie mein Auge erblickt.“ — „Ich kenne sie,“ rief Mondschein, „ich habe sie oft belauscht, wenn sie sich allein glaubte.“ — „Wie war dieses nur möglich?“ entgegnete die Dichterin; „ich kenne kein schüchterneres, sittsameres Geschöpf, als Marien; nur der keusche Strahl des Mondes darf sich in ihr einsames Zimmer stehlen.“ Der Reisende lächelte seltsam. „Doch hören Sie weiter!“ rief die Dame; „diesen Engel will der alte Gewürzkrämer, das Müllerthier, verzeihen Sie meinem poetischen Unwillen diesen Ausdruck, verhandeln an einen dürren, pedantischen Gelehrten, an einen Astronomen, der kein anderes Verdienst hat, als ein Jugendgespiele jenes Gemeinen zu seyn. Aber nein, ehe meine Thetis diesen Peleus ehelicht, ehe ermorde ich, gleich einer rasenden Medea, alle meine Kinder, das heißt alle meine Trauerspiele.“ — „Morden Sie!“ rief Mondschein, „morden Sie drauf zu, Gnädigste, wüthen Sie recht in Ihrem eigenen Blute! kann es etwas Tragischeres geben?“ — „Nein!“ antwortete die Dichterin, „immerdar haben in meinem Busen die sanfteren Gefühle die Oberhand gewonnen. Die guten Kinder meiner Laune sollen leben; doch jene Liebenden, die ich nun einmal in meinen Schutz genommen, auch sie sollen leben. Und Sie, theurer Mann, werden mir in meinen Plänen behülflich seyn. Der junge Liebhaber, ein treflicher zarter Jüngling, der hier in der Nähe wohnt, soll sein Bräutchen haben, trotz des Gewürzkrämers und seines Freundes, des langen Fernrohrs.“

Die Sängerin hatte ihren Freund jezt bei seiner schwachen Seite gefaßt; er mochte nichts lieber thun, als Liebende vereinen, ihr Glück begründen. Willig ging er daher auf die Pläne der poetischen Schönen ein, und so wandelten beide am Meeresstrande dahin, bis die Nähe des Morgens und die kühle Luft die zarte Sängerin wieder in ihr Gemach zurücktrieb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Es hält nicht schwer, die Einfalt der Einwohner in Sitten und Lebensart zu beschreiben, ihren Gleichmuth und das ruhige Maaß in Freude und Leid. Nicht so leicht ist's aber, ihre uneigennützige Humanität und den fast religiösen Eifer auszudrücken, mit dem sie gegen unbekannte Fremde Gastlichkeit üben, besonders wenn sie kommen, um das Land seiner selbst wegen zu bereisen und kennen zu lernen. Ich kam des Abends mit meinem Führer in ein von der gewöhnlichen Straße abgelegenes Dorf. Schnell war ich von Leuten umringt, die mir Haus und Herd mit unbeschreiblicher Herzlichkeit anboten und mir die Wahl schwer machten, und als ich mich endlich für einen Einwohner entschied, war seine Freude darüber so groß, daß ich sie für den Ausdruck unverhaltener Gewinnsucht hielt; darum machte ich in seinem Haus keine Umstände, behandelte es ganz wie einen Gasthof, forderte bald dieses, bald jenes, und war manchmal recht brummig. Wie staunte ich aber am folgenden Morgen, als der Hausvater mein Geld entschieden und ernst ausschlug und sich durch solches Anerbieten selbst beleidigt glaubte; und so war es überall im innern Land. Diese schöne Gastlichkeit ist so allgemein da verbreitet, daß ich in den Seitenthälern und im Gebirg keinen Thaler anzubringen wußte. Wozu hälfe auch das Geld in einem Land, dessen Einwohner ihre Erzeugnisse nicht verbrauchen und auch nicht verkaufen können, wo die Dienstboten ihren Lohn nie ausgeben und wo man keinen Bettler findet? Dessenungeachtet ist das Geld in Oberwallis ziemlich rar, darum aber gerade sind die Einwohner wohlhabend; die Erzeugnisse sind im Ueberfluß, denn es gibt dafür keinen Absatz in's Ausland, und auch im Lande wird nicht über das Nöthige verzehrt, der fleißige Gebirgsbewohner, dem angestrengte Arbeit Bedürfniß ist, wird aber darum nicht weniger thätig, weil er schon wohlhabend ist. In dem Augenblick, wo diese Leute mehr Geld hätten, würden sie auch unfehlbar ärmer seyn. Sie sind so klug, dies zu wissen, und darum lassen sie die Goldminen des Landes nicht ausbeuten.

Welcher Abstand zwischen dieser einfachen, herzlichen und patriarchalischen Weise und dem, was Einem bei den Bewohnern des Unterwallis so unangenehm auffällt. Hier ist wieder die ganze Schweiz und ihre Prellerei. Dies ist aber nicht zu verwundern. Die Reisenden auf der großen Straße nach Italien sind zum Theil Kaufleute, die des Gewinns wegen herumziehen, oder wohlhabende Fremde, die sich wenig um das Land und seine Einwohner bekümmern, sondern nur so schnell wie möglich durcheilen, um nach Italien oder an den Genfersee zu

kommen. Es scheint den Leuten ganz in der Ordnung, daß jene Kaufleute etwas von ihrem Gewinnste in dem Land lassen, und daß die reichen Fremden so behandelt werden, wie sie die Walliser behandeln. In Oberwallis ist's aber ganz anders, in dieser furchtbaren Bergnatur, zwischen diesen grausenden Felsen und Gletschern kann Niemand an Gewinn und Spekulation denken; da rollen auch nicht die Karossen reicher Fremden, wer hieher kommt, den führt nur die Lust her, Land und Leute kennen zu lernen; die Einwohner thun darum auch ihr Möglichstes, ihm den Aufenthalt in diesem Lande so angenehm wie möglich zu machen, sie empfangen den Reisenden freundschaftlich und gastlich, wie er freundschaftlich kam.

Bei dieser Aufnahme in Oberwallis ist besonders erfreulich, daß sie mit ihr weder den Fremden, noch sich selbst in Verlegenheit setzen. Die Leute leben in ihren Häusern fort, als wenn kein Fremder da wäre, und auch dieser braucht sich keinerlei Zwang aufzulegen; er kann gehen und kommen, sprechen und schweigen, wie er will, er kann thun, als wäre er ganz allein. Die Leute kennen die unbequeme Eitelkeit nicht, dem Fremden die Honneurs zu machen und ihn dadurch merken zu lassen, es sey ein Herr vom Haus da. Das Einzige, worin man sich bei ihnen nicht frei und unabhängig fühlt, sind die Mahlzeiten; denn kann und will sich der Fremde nicht von ihnen los machen, so ist es um einen guten Theil seines Tags geschehen, und man muß mit diesen unverwüstlichen Trinkern den starken, schnell zu Kopf steigenden Walliser Weinen tapfer zusprechen. An die Beimischung mit Wasser ist gar nicht zu denken. Peinigend ist's auch für den Fremden, selbst in angesehenen Häusern, z. B. bei Magistratspersonen, die untergeordnete und dienende Stellung der Frau und der Töchter vom Haus zu sehen, denn sie bedienen die Männer bei Tisch wie Mägde. Am Peinigendsten wird dies, wenn sie schön und anmuthig sind, ein Fall, der gar häufig vorkommt. Da bleibt aber nichts übrig, als stillschweigend ihre Dienste anzunehmen. Gar sonderbar stechen dann die großen breiten Männergesichter mit ihren Bärten gegen das zarte und lebhafte Rosenroth der schüchternen Mädchen ab, die beim geringsten Wort erröthen und dadurch nur noch lieblicher werden. Hätten sie nur eine hübsche und passende Kleidung, wie die Mädchen in den Nachbarkantonen! Ihre dicken, hoch an dem Rücken heraufgehenden Röcke lassen sie aber fast bucklig erscheinen, und dazu die abscheulichen Hauben!

(Schluß des zweiten Briefs.)

Frühlingsmorgen.

In dem Garten sitz' ich, von des Lila
Laubgewebe wie so süß umschattet,
Seh' das Dunkel und das Licht gegattet,
Wie es wonnig in einander bebt.

In der Laube sitz' ich, von des Lila
Blau und weißen Kelchen süß umduftet,
Und ich fühle, morgenfrisch durchluftet,
Wie's auch mir im Innern schaffend quillt.

Hier die Kinder aus dem Morgenlande,
Bunt und üppig, gleich den Muselmanen,
Winken hellgeflammte Tulipanen,
Und die Kaiserkrone prangt empor.

Von des Himmels Höhn zum blauen Rande
Und da drunten zwischen Laub und Büschen,
Welche Töne, die sich kraus vermischen,
Welch chaotisch reizend schöner Chor!

Eine Göttertafel ist die Freie,
Nahrung sind die lebensfrohen Lüfte,
Würze sind die Farben und die Düfte,
Alles athmet, Alles wird Genuß.

Selbst der Himmel, dem die tiefe Bläue
Zarter Wölkchen Silberstreife schmücken,
Lächelt nur, die Erde zu beglücken,
Und sein warmes Hauchen ist ein Kuß.

Aber horch: der Glocken Feierklänge,
Wie sie rein und hell herüber dringen,
Lauter, leiser, endlich sanft verklingen,
Was so ahnungsvoll zur Seele spricht.

Und die Orgel braust in die Gesänge
Einer ernsten, festlichen Gemeine;
Aus der Zeit an's Ewige, das Eine,
Mahnt ein Lied voll frommer Zuversicht.

Ach, so klang's in frühern schönen Tagen;
Alle Rührung meiner goldnen Stunden,
Wo ich kindlich froh mich selbst empfunden,
Geht mir bebend durch die volle Brust.

Klingt es doch wie süßer Wehmuth Klagen,
Und in unaussprechlich reine Wonnen
Fühl' ich schon die Gegenwart verronnen,
Und der Erde volle Frühlingslust.

G. Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Beschluß.)

Der steinerne Gast in der großen Oper zu Paris.

Wir sind arm an Erfindung in solchen Lappalien, wenn wir gleich so viele große Dinge erfunden haben. Oder vielleicht liegt auch die Sache nur an unsern Theaterdirektoren. Seit Schröder ist in der That nichts von diesen erfunden worden; dessenungeachtet wollen sie Geld einnehmen. Darum vorwärts! Frankfurt und Hamburg fangen an, dann folgt die Josephstadt in Wien, und glückt es, so machen es die andern Theater nach. Und sicher wird es glücken. Ich prophezeihe dem Don Juan von Castil-Blaze einen Succeß in Deutschland, wie ihn der Tell und der Robert haben, wenn nämlich die Theaterdirektoren eben so gewissenhaft ihre baare Auslage daran wagen wollen, die Einrichtung der großen Oper zu kopiren. Unser Publikum hat noch nicht den zehnten Theil so viel gesehen, als das der großen Oper, und ist daher leichter zu verblüffen, als dieses. Ach! ich sehe in meinem trüben Geiste schon Korrespondenz-Nachrichten an allen Enden, die diesen oder jenen Theaterdirektor dafür bis in die Wolken erheben, und Leute, die ihm Lorbeerkränze senden, wenn er Nachmittags sich die Zähne stochert und sich dessen am Wenigsten versieht. Glückliche Zeit! Großer Mozart, wer reichte dir den Lorbeerkranz, als du zum ersten Male dein Werk aus der frischen Partitur dirigirtest?

Und dahin kann es jezt so leicht kommen! Ein tolldreister Versuch eines kleinen Direktors, und Mozarts eigenthümliches Werk ist aus seinem ihm angestammten Reiche, der Scene, verbannt, und wird sich nur noch scheu auf dem Piano des einsamen Enthusiasten blicken lassen dürfen. Hin und wieder wird man eine Klage vernehmen, wie jezt seit Jahren schon um die Weglassung des Fugensazes, womit der Meister sein Werk schloß, und der auch durch den Unverstand früherer Theaterdirektoren unterdrückt wurde. Um uns einen Höllenrachen zu zeigen, worin die Teufel den Don Juan stürzen, diese selbst mit Blizmaschinen und Schlangenperrücken, und einen dampfenden, prasselnden Feuerregen zulezt, deßhalb ließ man den Schluß der Oper weg. Ich weiß, was man einwendet. „Nach dem Feuerregen, in dem Zimmer, von Qualm erfüllt, wo so eben die Teufel herumsprangen, nun wieder Zerlinchen, Masetto und die Andern auftreten zu lassen, sey prosaisch, erkältend, schwäche den Effekt.“ Gut gebrüllt, Löwe! könnte man auf solchen Einwand erwidern. Ich glaube, der höchste Effekt der lezten Scene ist erreicht, wenn Don Juan dem Gaste die Hand reicht und sein entsezliches „Weh!“ ruft. Mit jedem spätern „Nein“ wachsen seine Höllenschmerzen. So wie ihn der Gast verläßt, ist er vernichtet. Was uns die Bühne nun noch von seinen Qualen zu versinnlichen bemüht ist, kann nach dem, was wir bis jezt empfanden, nur läppisch erscheinen. Keine ihrer Mittel ist zureichend. Sobald der Gast Don Juan verlassen hat, und zwar eben so gemessen durch die Thüre abgehend, wie er eingetreten, stürzt dieser zusammen, die Erde öffnet sich, Flammen schlagen daraus empor und er versinkt, das Gemach fällt unter ihm mit fürchterlichem Krachen ein. Man erblickt jezt eine freie Gegend, mit Gewitterwolken erfüllt, die während der nun folgenden Musiktakte sich verlieren. Nun wird die untergehende Sonne sichtbar, die das Schloß Don Juans in Trümmern bescheint. Es ist dasselbe Schloß, welches wir aus dem Finale des ersten Aktes bereits kennen müssen; es liegt auf einem schönen Hügel, von schattigen Lauben umgeben; jezt ist es eine rauchende Ruine, aus der noch dann und wann Flammen zucken. Landleute laufen herbei, darunter auch die handelnden Personen, und der herrliche Fugensaz wird gesungen. Ich glaube, daß wir, nachdem wir ihn gehört haben werden, eine größere Befriedigung mit nach Hause nehmen, als jezt, wo fast kein ordentlicher Mensch das Ende abwarten mag und vor dem Feuerregen das Haus verläßt. Und auf solche Weise wäre freilich mehr noch an diesem Werke zu ändern, ja sogar wirklich zu verbessern.

Bei dem ersten Erscheinen des Don Juan wurde die Scenerie noch nicht mit solcher Sorgfalt behandelt, wie das jezt der Fall ist. Namentlich war diese Oper in ihrer Scenenfolge unzusammenhängend, und dies ist sie, seit so vielen Jahren, durch Auslassungen und Einschiebsel, wie sie nach Lust und Belieben entstanden, nur mehr und mehr geworden. In diesem Augenblicke folgen sich fast bei jedem Theater die Scenen auf andere Weise. Ungereimt sind ferner die meisten Anordnungen. Donna Anna läuft mit ihrem Verfolger zum Hause hinaus, ins Weite, in einen Wald; weßhalb thut sie das? Der Comthur kommt dazu und die Tochter läuft ab; wohin? Sie kehrt mit Ottavio zurück. Saß er an der Hecke? ging er angekleidet Nachts im Walde spazieren? Und gleich sind Bediente mit Fackeln da. Wie geschieht das Alles? Was wird begonnen, um den Mörder des Comthurs zu fangen? Man läßt den Leichnam eine Weile liegen und wundert sich. Eben so verlangt das erste Finale eine andere Behandlung. Ich sah bei einigen Bühnen eine gemeine Bauernhochzeit, bei andern ein glänzendes Ballfest mit Hunderten von Masken. Wo kommen die her? Nur drei Masken müssen erscheinen, darum der feierliche Empfang; man wittert sogleich etwas Vornehmeres hinter den seltenen Gästen. Die Dekoration zu dem Notturno im zweiten Akte muß auch ganz anders erfunden werden, oder vielmehr ganz neu, denn bis jezt geschah in dieser Scene noch gar nichts, um sie zu versinnlichen. Für Alles dieses, was nicht als Kleinigkeit zu betrachten ist, haben die, welche gerne verbessern möchten, ein weites Feld, und in solcher Beziehung wäre aus der „mise en scène“ der großen Oper gewiß Vieles zu lernen.

Endlich müßte der triviale, gar nicht dramatische Dialog, so wie der oft unklare und lächerliche Singtext völlig umgestaltet werden, und zwar ersterer den Rezitativen unterlegt, wenn es auch nur darum geschähe, Einheit in das Ganze zu bringen, da jezt alle Lesearten kursiren. Und was muß man hören! Selbst Madame Schechner-Waagen, die erste Elvira der Welt, singt: „Mich verläßt die schwarze Seele!“ statt zu singen: „Mich verläßt der Ungetreue!“ wie man anderwärts es hört.

Hier schließe ich meine Bemerkungen, die mir die Furcht auspreßte. Nach Allem, was ich darüber sagte, wird man nicht geneigt seyn, sie für ganz ungegründet zu halten. Möge der Pariser Versuch dazu dienen, dem ersten musikalischen Drama die Ehre der Scene auf eine sinnige und glanzvolle Weise auch bei uns zu verschaffen, aber nie möge er verleiten, Mozarts Partitur zu verbannen. Ruft er eine Umgestaltung dieser herrlichen Oper in meinem Sinne hervor, wobei die ganze Musik gerettet wird, so will ich Castil-Blaze segnen, und er soll mir fortan ein guter Geist seyn.

August Lewald.

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 88.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 12. April 1834.

Krummenge Gäßchen, spitze Giebeln,
Beschränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln,
Da findest du jeder Zeit
Gewiß Gestank und Thätigkeit.
Dann weite Plätze, breite Straßen,
Vornehmen Schein' sich anzumaßen.

Goethe.

Niederländische Briefe.

Antwerpen. Sonntag.

. . Endlich wurden wir in der Ferne die Spitze des Antwerpener Doms gewahr. Zwei bejahrte Engländerinnen erhoben sich schnell aus ihrer unbeweglichen Stille, um auf der äußersten Prora die nahende Stadt in ihre Zeichenbücher einzutragen, und wir Andern folgten. Mehr und mehr stieg der gewaltige Thurm hervor, bald erkannten wir schon den Kreis der hellen, neuen Häuser am Ufer, mehrere alte Kirchen und spitze, ausgezackte Giebel zeigten sich dahinter, endlich ließen sich die Bäume des Hafenspazierganges und die Menschenmenge unterscheiden. Dann noch einmal durch eine Wendung gegen das „Haupt von Flandern," die kleine Festung des andern Ufers, gerichtet, sahen wir den Landungsplatz vor uns. Der bekannte zitternde Ton des neben der Maschine vorbeigetriebenen Dampfes gab das angenehme Zeichen des erreichten Ziels, und bald durchbrachen wir mit Hülfe der stämmigen Träger das Gedränge sonntäglicher Spaziergänger, welche die Neugier am Ufer festhielt. Schon die ersten Schritte in den Straßen zeigen, daß man nicht mehr in Holland ist. Hier hat man keine Kanäle mit Baumreihen, keine Spiegelfenster mit den lauschenden, neugierigen Frauen, nicht die weite Aussicht in gerade Straßen und auf wohl erhaltene dunkle Gebäude von reinlichen Backsteinen; statt dessen geht man durch vielfältig gebogene, meistens schmale Gassen, zwischen alten Giebelhäusern, die verfallen, oder doch neben den Spuren früherer Pracht zerbrochene Fenster und andere Zeichen der Vernachläßigung blicken lassen. Mögen Sie spotten, aber ich kann nicht leugnen, daß ich diese altväterischen Gassen freudig begrüßte und selbst ihre Wendungen und Winkel, ihre verfallenen Häuser mit Vergnügen betrachtete, herzlich froh, wieder aus der einförmigen, neuen Welt der Kanäle auf einen historischen Boden gelangt zu seyn.

Es war etwa fünf Uhr, als wir im weit entfernten Gasthofe ankamen, ein Sonntag, und daher selbst meiner Gewissenhaftigkeit zu spät, um noch einen Angriff auf die Alterthümer des Ortes zu machen. Darum schloß ich mich an drei Engländer an, bejahrte, treuherzige Country-Gentlemen aus Lincolnshire. Zwei von ihnen waren zum ersten Male auf dem festen Lande; der dritte, von einer frühern Reise her in Antwerpen bekannt, machte unsern Führer. Morgen Mittag wollten sie ihre genau berechnete Reise fortsetzen und daher sogleich zum Beschauen des Merkwürdigsten schreiten. Die Kathedrale, die großen Wälle und die Bassins erhielten nach dem Urtheil des Erfahrenen den Vorzug, und mir waren diese Extreme genehm, um einen allgemeinen Ueberblick

der Stadt zu gewinnen. Freilich blutete mein Herz, als ich den köstlichen Dom in dem schnellen englischen Wanderschritte durcheilen mußte. Doch ich war stark in der Resignation und ging weiter.

Die Stadt ist in ihren sehr verschiedenen Haupttheilen leicht übersichtlich, obgleich eine durchgehende Hauptstraße fehlt. Im Mittelpunkte, um den Dom herum, liegen ziemlich nah bei einander mehrere große Plätze. Die grande place, unregelmäßig, aber mit dem Rathhause und von bedeutenden alten, hochstockigen Häusern umgeben; die place verte, der ehemalige Kirchhof des Doms, jezt ein freundlicher Spaziergang mit der Aussicht auf den alten Thurm; endlich die place de Meir, mit großen pallastartigen Gebäuden in modernem Style. Diese hellen Punkte im Plane der Stadt trennt vom Strome und den schönen Quais ein Labyrinth von verwickelten, engen Straßen, über deren Alterthümlichkeit ich mich zwar Anfangs freuen, in ihren Windungen aber nachher nicht finden konnte. Dies ist der älteste, jezt von den höhern Ständen verlassene Theil der Stadt, in dem Schiffer hausen und was zu ihrem Gewerbe gehört, „nautae atque caupones.“ Auf der andern Seite jener im Mittelpunkte gelegenen Plätze ziehen sich nach den noch ziemlich entfernten Thoren nicht ganz so alte, auch nicht ganz so unregelmäßige Straßen hin, welche, da auch die Börse in diesem Stadttheile liegt, von den reichen Kaufleuten zu ihren Wohnungen gewählt werden. Neue geschmackvolle, größere und kleinere Häuser, durch deren offene Flügelthüren freundliche Gärten, Säulenhöfe oder zierlich angelegte, mit Blumen besezte und mit Teppichen belegte Treppen sich zeigen, geben hier neben niedrigen Häusern oder Gartenmauern, über welche Bäume herüberragen, manchmal einen ganz pittoresken Anblick, der an toskanische Städte, etwa an Pistoja, erinnern konnte. Indessen sind die bessern Gebäude vereinzelt und im Ganzen auch diese ungleich und dünn bewohnten Straßen nicht erfreulich.

Von diesem Stadttheile zu unserm zweiten Ziele, den Wällen, führte der Weg durch lange, öde Straßen. Erst in der Nähe des Thors trat lautes Leben an die Stelle jener Einsamkeit, fröhliches Brabanter Leben. Wir kamen an Estaminets, wie man die Bierhäuser mit einem französischen, hier sehr zu Ehren gekommenen Worte benennt. Weit in die Straße hinein waren Stühle und Tische gesezt, und eine bunte Menge von Leuten verschiedener Stände, Bürger und Soldaten, Männer und Frauen, erfreute sich mehr oder weniger laut an dem edlen Gerstentranke. Die Frauen des Mittelstandes tragen eine Haube, die ohne auffallende Form oder Verzierung sich eng an den Kopf anschließt und auf beiden Seiten anliegend, aber nicht gebunden, mit rundgeschnittenen Backentheilen, oft in sehr zierlichen Spitzen herunterfällt. Jugendlichen, zarten Zügen gibt diese Tracht eine zierliche Strenge, die Heiligkeit einer Novize. Was stände aber solchen Gesichtern nicht gut! Nur freilich sind sie überall nicht häufig, und hier wenigstens nicht häufiger als an andern Orten, da die Frauen mit der Fülle und Größe der Holländerinnen die Lebhaftigkeit der Französinnen und die rothe Gesichtsfarbe der Deutschen vereinigen. Bei den Männern ist keine Spur nationeller Tracht, und auch die Frauen haben außer dem Häubchen nur die schwarze, noch immer spanisch benannte Mantilla; alles Uebrige ist neuerer Sitte. In andern Städten ist der weibliche Kopfputz in der Bürgerklasse durch seine Kostbarkeit erhalten, weil das werthvolle Erbstück nicht ungenüzt bleiben darf. Hier aber ist kein Metall, das auf die Erbin übergeht, sondern diese weiblichen Legitimen haben nur das Recht eines wohlkleidenden Putzes behauptet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Herr von Mondschein.

(Fortsetzung.)

Es war eine große Gesellschaft beim Amtsrath versammelt. Marie, so hieß das zarte hübsche Mädchen, saß an der Seite des Astronomen, August, ihr Geliebter, ging unten auf der Gasse vorüber und schaute sehnsüchtig hinauf zu den erleuchteten Fenstern, hinter denen er sein liebliches Mädchen versteckt wußte. Der Herr von Mondschein befand sich unter den Gästen. Man sprach und scherzte, und nachdem die Dichterin einige Gedichte abgelesen hatte, wurden gute Weine und treffliche Speisen herumgereicht. Der Amtsrath gerieth wieder in seine trockene Lustigkeit, er forderte die Gesellschaft auf, Liebesgeschichten zu erzählen, und brachte selbst ein Abentheuer auf, das einen auffallenden Schluß hatte und eine Menge nicht ganz zarter Späße enthielt. Die Dichterin fand sich hierdurch nicht wenig beleidigt, und der Herr von Mondschein nahm das Wort, indem er lächelnd sagte: „Wie seltsam! diese Geschichte mit der Entführung soll sich in Neapel zugetragen haben, und ich weiß doch, daß sie sich an der Küste von Frankreich ereignete. Nach Ihrem Berichte soll die Frau den jungen Mann zur Flucht beredet haben, und ich bin selbst gegenwärtig gewesen, wie sie sich auf das Heftigste gesträubt hat, von ihm sich entführen zu lassen.“ — „Sie dabei gewesen?“ rief der Amtsrath verdrüßlich; „das ist etwas anderes, mir ist die Begebenheit so erzählt worden.“

„Ein Beweis,“ nahm ein anderer alter Herr das Wort, „wie Umstände und Thatsachen öfters verdreht werden. So habe ich hier am Ort folgende Liebesgeschichte durchaus verändert erzählen hören, die mir selbst

in Ostindien auf einer meiner Handelsreisen in jenes Land begegnet ist.“ Der Sprecher brachte jezt eine nicht minder merkwürdige Geschichte vor. Als sie geendet war, sah alles den Herrn Mondschein an, der aber zuckte die Achseln: „Ich muß bedauern,“ rief der freundliche Mann; „auch bei diesem Begebniß bin ich dabei gewesen. Allerdings ist es in Indien vorgefallen, allein die Dame, welche ich von Ansehen kenne, war nicht die Tochter, sondern die heimlich vermählte Frau jenes Herrn.“ — „Der Himmel weiß, wer sie war und was Sie sind!“ brummte der Amtsrath. „Sagen Sie mir nur, Freund, wie es möglich war, daß Sie beim Hergang beider Geschichten zugegen gewesen, da beide fast zu gleicher Zeit, eine in Indien, die andere in Frankreich, gespielt haben?“ — „Bei einem Reisenden,“ nahm Mondschein das Wort, „und zwar bei einem, der die Nächte durchreiset, ist hiebei eben nichts Auffallendes. Ich könnte Ihnen noch ganz andere Geschichten erzählen.“ — „Nein!“ rief die Dichterin, „verlassen wir das Feld dieser kleinen anstößigen und halb gemeinen Histörchen. Sollen durchaus Liebesgeschichten erzählt werden, so möge man eine große, edle, schwärmerische, dichterische Liebe schildern; zum Beispiel Julias und Romeos Liebe, Petrarkas und Lauras, Dantes und Beatrizens.“ — „Die Dichter,“ bemerkte Mondschein, „haben auch hier uns nicht die Wahrheit berichtet. Es verhält sich mit jenen berühmten alten Liebeshändeln, im strengen Sinne genommen, eigentlich auch ein wenig anders.“ — „Hoho!“ schrie der Amtsrath, „auch wohl dabei gewesen?“ — „Ich kann's nicht leugnen,“ entgegnete der Reisende mit gutmüthigem Lächeln, indeß die Gesellschaft ihn erstaunt und verwirrt anblickte. „Ich sehe das alterthümliche Haus der Eltern Julias in Verona noch deutlich vor mir, die Stiege, den Altan, die halboffenen Säulengänge, in welchen ich so oft bei nächtlicher Stille gewandelt. In's Schlafgemach Julias durfte ich hineinblicken, ja ich kann sogar behaupten, daß ich mit Romeo zugleich ihre Rosenwange geküßt habe.“

Das allgemeine Erstaunen, welches anfänglich geherrscht hatte, nahm jezt einen andern Charakter an; die meisten Zuhörer verzogen die Miene zum Lächeln, oder schüttelten die Köpfe und blickten in den Schooß, der Astronom jedoch zog ein Fernrohr hervor, und indem er es um's Doppelte verlängerte, richtete er es prüfend auf die Gestalt und das Antlitz des Erzählers. Die Gesellschaft brach hier in ein lebhaftes Gelächter aus; kopfschüttelnd steckte der Gelehrte das Rohr wieder ein, man sah ihn nachdenklich im Nebenzimmer auf- und abgehen, endlich entfernte er sich gänzlich aus dem Hause. Man verständigte sich jezt bald darüber, den dicken lieben Herrn von Mondschein für einen lustigen Erzähler und spaßhaften Kopf zu halten. Der Amtsrath selbst begriff nicht, wie er nur im Geringsten habe irre werden können an dem Charakter, wohl gar an dem Verstande des jovialen Reisenden; denn hatte er nicht heitere Spaßvögel der Art in Menge kennen gelernt? Um es jenem gleich zu thun, behielt man nun diese Gattung von Geschichten bei, und tausend abentheuerliche, wunderliche Mährchen schwärmten wie Nachtschmetterlinge in dem immer trüber werdenden Gemache umher.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Neue Uebersezungen von Goethe's Faust.

Nur selten erlaubt mir gegenwärtig meine Muße, mich mit meinen alten Freunden, den Lesern des Morgenblattes, zu unterhalten. Allein die Erscheinung einer neuen Auflage von Haywards Uebersezung von Goethe's Faust, und gleich darauf von zwei andern Uebersezungen desselben Werkes, ist zu merkwürdig, um übergangen zu werden. Man spricht und schreibt zwar in Großbritannien schon seit Jahren von dem großen Werke unsers großen Meisters, theils nach der unvollkommenen und oft falschen Darstellung der Frau von Staël, theils nach der fehler- und mangelhaften Uebersezung des Lord Leveson Gower, oder nach den vortrefflich übersezten Bruchstücken von Shelley, oder den Umrissen von Retzsch und andern ähnlichen fragmentarischen Mittheilungen. Sonach waren denn auch die Urtheile meistentheils verdammend ausgefallen, weil die ethische Seite des Werkes nur aus dem Ganzen richtig erkannt werden kann. Doch hatten sich auch hie und da Stimmen zum Lobe, ja zur Vergötterung des Verfassers erhoben, wobei man gerade dieses so viel verschriene Buch dem Urtheil zum Grunde legte. Diese Vergötterer hatten es aber im Original kennen gelernt, und überzeugten ihr Publikum nur selten, da sie ihre Belege auch nur wieder fragmentarisch geben konnten. Hayward war der Erste, welcher die englische Lesewelt mit dem ganzen Inhalt des Faust bekannt machte, und zwar mit einer Treue, die, indem sie dem denkenden Theile die höchste Befriedigung gewährte, bei der Menge wiederum dem Rufe des Buches geschadet hat. Wie sollte auch dieser, welche ihren eigenen Wordsworth und andere vortreffliche Nationaldichter übersehen hat, weil sie ihre hohen Ideen in ungezierter Form ausgesprochen, der einfache Goethe'sche Styl zusagen, dem hier noch dazu der Wohlklang des Rhythmus und des Reims abging, der überdies in der vom Uebersezer streng beibehaltenen tubesken Form den beschränkten Geschmack dieses Publikums beleidigen mußte. Auch läßt sich nicht leugnen, daß, wenn viele Stellen im Faust so hoch poetisch sind, daß sie selbst in der einfachsten Einkleidung die höchste Bewunderung erregen müssen, andere dagegen, besonders bei Leuten, die jedes Geistesprodukt nur „in Stücken“ zu betrachten vermögen, des äußern Schmuckes beraubt, nur Ekel und Abscheu erwecken können. Ein Beispiel möge dieser Behauptung zum Belege dienen. Ein aufgeklärter Geistlicher, ein Freund der deutschen Literatur, obgleich der Sprache nicht mächtig, bemerkte vor Kurzem, nachdem er den Faust zum ersten Male in der Haywardschen Uebersezung gelesen, das Werk enthalte viel zu viel Anstößiges und Widerwärtiges, als daß man es allgemein verbreitet zu sehen

wünschen könnte, und nannte unter andern das Lied: „Der Schäfer puzte sich zum Tanz," welches ihm in der Form, in der er es gelesen, diesen Eindruck gemacht habe. Aber gerade dieses Lied hat ein anderer vortrefflicher Geistlicher, Hawtrey von Eton, in seiner geschmackvollen Auswahl Goethe'scher Gedichte *) mit abdrucken lassen, und er sagt in der Vorrede, er habe nichts aufgenommen, wogegen sich in Rücksicht auf Sittlichkeit eine Einwendung machen ließe. Es gibt freilich auch ein sittliches Geschmacksgefühl, das bei verschiedenen Menschen verschieden seyn kann; aber hier lag offenbar die Verschiedenheit der Ansicht darin, daß der Eine die züchtige Haltung des Liedes in der nackten prosaischen Uebersezung verkannte und nur grobe Aeußerung der Sinnlichkeit gewahrte, welch leztere dem Andern durch den Zauber der dichterischen Einkleidung entgangen war. Unter diesen Umständen ist mir das Erscheinen zweier metrischen Uebersezungen nach jener prosaischen sehr lieb. Beide sind zu Edinburg verlegt, und die eine ist von John S. Blackie, welcher ein junger Mann, Sohn eines Bankiers zu Aberdeen seyn und in Deutschland studirt haben soll; die andere von David Syme, über dessen Verhältnisse ich noch nichts Näheres habe erfahren können. Die Uebersezung des Leztern dürfte dem englischen Ohre besser gefallen, da seine Sprache idiomatischer ist, seine Verse besser fließen und er sich wenig Gewissen daraus gemacht, das, was im Original zu fremdartig erscheinen mochte, zu nationalisiren, das Derbe zu mildern und das Dunkle durch erläuternde Einschiebsel aufzuhellen. Aber eben dadurch verläßt er auch um so öfter den Verfasser und schiebt ihm Ideen und Ausdrücke unter, welche demselben nie einfallen konnten. So z. B. übersezt er die Stelle: „Verflucht voraus die hohe Meinung, womit der Geist sich selbst umfängt ꝛc."

First accursed be the mad
Garb in which the mind is clad,
Self-esteem, when it should be
Covered with humility.

Dann den folgenden Geisterchor: „Weh! weh! ꝛc."

Woe! woe!
With a hard relentless hand
He in twain has burst the band
Of the fair world!
A demi-god has struck
In anger, the dread blow, —
Ah! wherefore did he so?
And, as a child a toy,
This glorious work destroy,
And scatter it in dust?
We may remove its bright
Fragments to the deep
Realms of endless night,
And weep
The beautiful now lost!
Mighty one!
Oh, thou, the earths proud son,
Build it up again,
In thy heart and brain.
Build it to endure,
And with mind made pure,
Hasten to commence
Another life-career.
New songs shall cheer
You, when you regain
Your innocence! —
Farewell. —

Für alle unterstrichenen Stellen ist auch nicht eine Spur im Original zu finden.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Dies ist eine neue Auflage desselben Werkes: „Auswahl von Goethe's lyrischen Gedichten, Eton 1834," dessen ich vorigen Sommer erwähnte. Die damalige Auflage war bloß zum Geschenk für Freunde gedruckt; die jezige aber, durch zehn vortreffliche metrische Uebersezungen in englischer und vier in italienischer Sprache der schönsten Goethe'schen Lieder bereichert, ist im Buchhandel zu haben. Da ein solches Lied in italienischer Einkleidung, von einem englischen Geistlichen geschrieben, doch keine alltägliche Erscheinung ist, so mag eines derselben hier eine Stelle finden.

Meeresstille.

Ve', che calma è sopra l'onda!
Senza moto dorma il mar,
E quel pian che lo circonda
Mira e geme il marinar.
D'ogni parte l'aura tace;
Spaventoso è quel tacer!
D'ogni parte l'acqua giace,
Dove l'occhio può veder.

Auflösung des Räthsels in Nr. 82:

Fieberrinde.

Kettenräthsel.

Aus sechs Logogriphen bestehend.

Mit a zu Tausend im Verein
    Schüz' ich dein Haupt vor Sturm und Regen;
Mit e hingegen ganz allein
    Vor deines Feindes scharfem Degen.

Mit e wachs' ich auf manchem Wild,
Mit i in vielen Wäldern wild.

Mit i entstrahl' ich manchem Kopf,
    Daß manches Herz durch mich entbrennt;
Mit o fällt mir beim Kopf und Schopf,
    Wenn sie das Beil vom Rumpfe trennt.

Mit o bin ich von dir so weit,
    Mich sucht jedoch Empfindsamkeit;
Mit u Dolmetscher aller Triebe,
    Mundschenk und Siegelbewahrer der Liebe.

Mit u, das h mögt ihr entbehren,
    Ein Thron der Erdenheiligkeit;
Mit y Gewand für lange Lehren,
    Gut seiner Leser Seligkeit.

Mit y schwur einst dabei der Heide
    Wie Christen auf die Bibel Eide;
Mit a statt Ypsilon wird es schnell
    Ein deutscher alberner Gesell.

So wäre denn die Kette fertig,
Der Lösung ist sie nun gewärtig.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 89.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. April 1834.

— Ein süßes Licht umstrahlt mich;
Welch ein Mond! o welche schöne Sterne!
Schweb' ich? schwimm' ich? steig' ich? —

Herder.

Der Herr von Mondschein.

(Fortsetzung.)

Marie saß einsam; ihre Gedanken und Träume brachten sie weit fort aus dem frohen Kreise; sie hätte weinen mögen. In ihrer Abgeschiedenheit fühlte sie sich nicht wenig erschreckt, als jezt eine freundliche, sanfte Stimme zu ihr sprach und sie den Herrn von Mondschein bemerkte, der von der lustigen Gesellschaft sich geschieden und dicht neben ihr Platz genommen hatte, und mit seinen wunderbar milden, freundlichen Augen in die ihrigen blickte. Das Gespräch, das er jezt, unbelauscht von den übrigen Gästen, mit ihr begann, war so voll heimlich süßer Innigkeit, so voll Schmerzen und Lust, wie des Mondes Leuchte, wenn sie auf einsame Gräber niederglänzt. Marie hatte sich nie so wohl gefühlt; seit dem Tode ihrer Mutter hatte Niemand so warm und lieb ihre Hand gefaßt, mit so keuscher Zärtlichkeit um ihren Leib den Arm geschlungen. Der wunderbare Mann schien mit der ganzen kleinen Geschichte ihres Herzens vertraut, jede schuldlose Heimlichkeit, jede naschhafte Mädchenlaune, jeder noch im Keime zitternde jungfräuliche Wunsch, er berührte sie mit seinen klingenden Worten, und es war, als sprühte ein feiner Silberregen auf nächtliche Blüthenkolben nieder, als spräche im stillen Hain der Mond mit den kleinen Wellen des Bächleins, und diese vertrauten ihm Alles und Jegliches, was sie von ihrem kurzen träumerischen Daseyn nur wußten. So sprach Marie mit dem fremden Gaste von ihrer Liebe.

Es war schon Nacht, die Kerzen waren verlöscht, die Gesellschaft auseinander gegangen. Marie lag in ihrem Bettchen; die fernen Meereswellen brausten, am Himmel stand der Mond in seiner ganzen Herrlichkeit. Marien war es im Traum, als säße sie noch an der Seite des alten freundlichen Mannes mit dem runden glänzenden Gesichte; dann war er plötzlich verschwunden, und als sie ihn suchte, blickte er durch's Fenster herein, und wieder erklangen jene süßen Reden und beklemmten das Herz des armen Mädchens. Die Sehnsucht ließ sie nicht ruhen; in dem trüben schwankenden Zustand von Wunsch und Willen, der sich ihrer bemächtigt hatte, saß sie auf dem Bette, da that sich leise die Thür auf, und eine seltsame Nachtgestalt, lieblich und schrecklich zugleich, stand vor ihr. Ein schöner schlanker Jüngling, in weiße, silberglänzende Gewänder gehüllt, kam mit unhörbarem Schritte auf sie zu; sein wachsbleiches Antlitz, so weich und schwärmerisch lieblich geformt, wie das Mädchen noch keines Jünglings Antlitz geschaut, wurde durch zwei wundersame Eigenheiten entfremdet. Die eine war ein Kranz feiner silberner Locken, der die hohe Stirn umschloß und bei jeder Bewegung des Hauptes leise

erklang, gleich den zartesten Maienglöckchen, wenn man sie sich von Silber zierlich geformt denkt; die andere zeigte sich mehr grausenvoller Art: die schönen Augen des Jünglings, so offen sie standen, zeigten keine Sterne, nur das Weiße, wie gediegenes Silber, schwamm in denselben. Marie zog sich erschreckt zurück, doch als die Worte erklangen: „Mein süßes, armes Kind, komm, ich führe Dich zu Deinem Geliebten," da erkannte sie ihren Freund, den liebevollen alten Herrn, und mußte fast lächeln, wie er sich so seltsam schön und doch wieder so grausenvoll verkleidet hatte. Ohne Furcht faßte sie jezt seine Hand, allein sie vermied es, ihm in die silbernen, sternlosen Augen zu blicken, nur auf seine Stimme hörend, die wie ein Zaubernetz von Millionen durcheinanderfunkelnden Silberflocken sie immer enger und enger umstrickte. So schritt sie sicher an seiner Hand hinaus auf die Flur, und als sie die Thür verschlossen fand, war es ihr, als müßte sie weit sicherer und leichter auf dem Treppengeländer des Ganges gehen, der außerhalb um das Haus führte. Wie sie jezt immer weiter und weiter schritt, immer höher und höher stieg, wurde es ihr wunderbar leicht zu Sinne; nur auf einen Moment schien es ihr, als hörte sie unten in schreckenvoller Tiefe das Meer aufbrausen, als sähe sie die Menschen klein und kaum merklich auf der Gasse dahinwandeln; dann zog sich aber wieder das silberne Flockennetz dichter um sie, muthig schritt sie weiter, betrat enge, gefährliche Wege, oft über lose Steine hinüber, und es schien ihr, als schwebte sie über Grashalmen, und als wären diese gerade fester und sicherer als Mauer und Treppe. So kam sie oben an auf die äußere Abdachung des Hauses, welche auf das Nebengebäude hinüberleitete. Der Nachtwind rauschte in ihren Gewändern, die silbernen Locken ihres wunderbaren Gefährten klangen durcheinander, funkelnd bewegte sich das Netz — da riß es an einer Stelle von einander und sie blickte jezt durch die Oeffnung deutlich hinunter in die Tiefe. Es war ihr, als sähe sie unten Leute stehen, die zu ihr mit angstvollen Blicken hinaufsahen, sie verstand wie im Traume, was jene unter einander redeten. Es waren der Amtsrath und die Dichterin darunter, und die leztere rief: „Um Gotteswillen, Herr Amtsrath, nur nicht die Unglückliche am Namen gerufen! man weiß ja, daß alle Mondsüchtige dadurch bis zum Tode erschreckt werden!" Ein fürchterliches Entsetzen befiel das arme Kind bei diesen Worten, und sie kettete sich fester an ihren wundersamen Begleiter; der sah sie fest an mit seinen weißen Bildsäulenaugen und führte die Zitternde sicher hinüber bis ins Gemach, wo Mariens Geliebter einsam wachte.

Der Astronom und Professor Siebenzieber hatte sich ins Gasthaus geschlichen, in welchem der Fremde wohnte, und zwar an die Thür des Gemaches, und legte nun eben das rothe entzündete Auge an eine kleine Oeffnung im Holze. Er glaubte die seltsamsten Dinge drinnen zu gewahren. Es war Nacht und, wie es schien, kein Licht im Zimmer; dennoch wurde es von einem wunderbaren Schimmer erleuchtet. Der Professor rieb sich die Stirne, strich das dünne Haar noch höher hinauf, endlich zog er ein kleines Fernrohr, dann ein größeres hervor, und immer heftiger schüttelte er das Haupt, immer wunderlicher wurden seine Geberden und Sprünge vor der Thüre; er bückte sich, richtete sich auf, ahmte den gekrümmten Rücken eines zornigen Katers nach und spann und schnurrte auf die seltsamste Art; dazu zog er von Neuem das Tüchelchen hervor, die Gläser des Rohres zu reinigen, und blickte wiederum hinein ins Zimmer. Doch die Erscheinung drinnen hatte sich nicht verändert: ganz deutlich stand am blauen Nachthimmel der Mond, zahllose Sterne um ihn her, Wolken trieben am Antliz des Mondes vorüber, es wehte ein kühler Nachtwind, kurz es war der Himmel selbst, den der Gelehrte anschaute, und dennoch war es zugleich ein Zimmer im Gasthofe zum Posthorn. Dieses war zu viel für einen Astronomen, es drängte ihn, hineinzubrechen, und ehe noch auf sein Klopfen an die Thüre Antwort erscholl, stand er schon mitten im wunderbaren Gemache; doch umschauend, glaubte er in einem ängstlichen Traume befangen zu seyn: hier gab es keinen Mond und keinen Himmel, das einfache Zimmer im Gasthof zeigte sich mit dem gewöhnlichen Geräthe; auf dem Sopha lag der Herr von Mondschein in seinem dunkelblauen Rock, mit den vielen Metallknöpfen besezt, und blickte fragend den ungestümen Gast an, der gekommen war, um seine Ruhe zu stören. Athemlos vor Verwunderung, ließ sich der Astronom auf den ihm hingeschobenen Stuhl nieder, indem er mit weit aufgerissenen trüben Augen noch immer den wunderbaren Inhaber des noch wunderbareren Zimmers anschaute; endlich öffnete er den Mund zu der kleinlauten Frage: wo die schöne Theaterdekoration hingekommen, die er noch vor wenigen Augenblicken hier erschaut habe? — „Theaterdekoration?" rief der Fremde verwundert, „ich weiß von keiner solchen." — „Ja, ja," entgegnete jener, „die schönste Mondnacht, wie ich sie nur in der Berliner Oper gesehen; dazu Sternbilder, der Orion, der große Bär —" Der Dicke wandte sich unmuthig auf dem Sopha; „ich glaube," rief er, „Sie unterfangen sich, über meine Leibesbeschaffenheit Späße zu machen? es war Niemand im Zimmer, als ich."

(Die Fortsezung folgt.)

Niederländische Briefe.

(Fortsetzung.)

Endlich hatten wir das Thor erreicht, und genossen auf der äußern Brücke den Anblick der wohlerhaltenen, kolossalen Wälle und Gräben. Der gereiste Britte hatte seine Landleute richtig beurtheilt, wenn er ihnen diese zweite Merkwürdigkeit besonders empfahl; ihr Staunen kannte kein Maß. Freilich ist ihre Insel schon längst hinter hölzernen Mauern, wie jene Männer von Athen, gesichert, und bedarf solcher Befestigung nicht, während unsere neueste Kriegskunst von der Ehrfurcht vor derselben, wenigstens vor hohen Wällen um große Städte, längst zurückgekommen ist. Auch hier ziehen sich neue kleinere Werke in erheblicher Entfernung um den unbeholfenen, riesengroßen Wall herum. Der Eifer meiner Gefährten gestattete ihnen aber nur rückwärts zu sehen und meinen geringen englischen Sprachschatz durch allerlei Fragen über Befestigungswerke in Anspruch zu nehmen, die ich auch in der Muttersprache nicht beantwortet haben würde. Zum Glück rettete mich ein anderer Gegenstand, den ich entdeckte und ihrer Aufmerksamkeit empfehlen konnte: die gewaltige Menschenmasse, die sich in einer vorstädtischen Straße weiter unten in einiger Entfernung bewegte. Wir eilten hinunter. Es war Kirmes. In allen Häusern tönte rauschende Musik, und die breite Straße war mit sitzenden und wandelnden Gästen dicht besezt. Wir wagten uns in das Gedränge der wohlgekleideten, gemächlich wogenden Menge und steuerten geschickt durch die mit steinernen Bierkrügen schwer beladenen Tische zu dem Gerüste eines Bänkelsängerpaares, das die Geschichte der Judith und des Holofernes vor der gemalten Tafel in rauhem, flamändischem Dialekte nach der wohlbekannten Melodie des Krambambuli-Liedes absang. Leider halfen meine kurzen Studien des Holländischen hier nichts, und ich konnte nicht errathen, durch welche zwischen die Verse eingestreuten Witze das alte Weib mit den eisernen Zügen so schallendes Gelächter hervorbrachte. Wir arbeiteten uns weiter in das Innere eines Tanzsaales, wo die Paare zum Contretanz angetreten standen, und eine der Musikantinnen (denn Weiber hatten dies Geschäft übernommen) den wichtigen Punkt der Pränumeration des Tanzgeldes berichtigte. Vor den Thüren hatten wir Alles ziemlich ruhig gefunden, hier ging es desto lauter und stürmischer her. Manches schwarze Auge blizte aus dem vollen, bacchantisch glühenden Gesichte unter der weißen, fliegenden Haube, und sonntäglich geputzte Gäste mischten sich mit zerlumpten Gestalten zu Gruppen, die Teniers nicht unwürdig gewesen wären. Vorzüglich ergözte mich der Wirth mit dem Vollmondgesichte, dem besten Zeugnisse für die Nahrhaftigkeit seines Bieres, wie er in der Hitze des Tages, mit weit entblößter, rother Brust und hochaufgestreiften Hemdärmeln, schweißtriefend mit seinen Gästen zankte, ohne sie, die seine Gutherzigkeit wohl kennen mochten, besonders zu erzürnen. Er erinnerte lebhaft an meinen ehrlichen Freund Jan Steen von Leyden. Mit mäßigen flämischen Stößen erreichten wir glücklich das Freie und bald das Stadtthor, und wanderten auf den Wällen, zwischen der Häusermasse und der fruchtbaren Ebene die Blicke theilend, den weitesten, aber angenehmsten Weg nach den berühmten großen Bassins. Diese gewaltigen Werke haben bekanntlich, wie so manche andere Schöpfungen aus Napoleons Weltherrschaft, nie ihm, sondern erst der spätern Generation, unter ganz andern, als den von ihm vorausgesehenen Umständen Früchte getragen, und dadurch seinen phantastischen Planen den Schein einer großartigen prophetischen Bedeutsamkeit gegeben. Erst die Verbindung mit Holland hat den Jahrhunderte lang unterdrückten Handel Antwerpens wieder belebt, dem diese beiden großen Granitbecken nun dienen. Zeugen dieser Handelsblüthe waren die große Zahl bearbeiteter Schiffe in dem einen, und befrachteter in dem andern Bassin, über welche meine brittischen Begleiter Ihnen viele sachverständige Bemerkungen mittheilen könnten, nicht ich. Daneben ist noch ein Denkmal der ersten Blüthe des hiesigen Handels erhalten, nicht viel weniger kolossal: ein ungeheures Lagerhaus der deutschen Hanse, wie die Inschrift sagt: Domus Hansae teutonicae (1568), in den kräftigsten Formen jener Zeit. Auch dies wird vielfältig benuzt, und so muß der alte Flor der Hansestädte mit Napoleons Kriegsplanen zusammenwirken, um das neue Antwerpen zu heben.

Der lange Sommertag war beendet, und in den großen Estaminets, welche in einem Halbkreise zwischen beiden Bassins gebaut sind, zündete man schon die glänzende Erleuchtung an. Wir widerstanden aber weislich der Lockung, uns zu den Feiernden niederzulassen, und mühten uns ab, die Sehne jenes Bogens, den unser Weg auf dem Walle beschrieben hatte, in den dädalischen Gassen bei einbrechender Nacht zu finden. Selbst der Bewanderte meiner brittischen Gefährten, der in der Sicherheit seines Ortsinnes jeden Führer verschmäht hatte, verlor in diesen Irrgängen den Muth: Irrgänge in jedem Sinne, denn es war die Gegend seemännischer Freude. Rauschende Musik und wildes Jauchzen tönte aus den erleuchteten „Nachthäusern;“ tobende oder taumelnde Matrosen und lockende Mädchen umschwärmten uns, und nach manchen vergeblichen Fragen waren wir steuerlosen Schiffer herzlich froh, einen bereitwilligen Mann zu finden, der uns durch diese Klippen auf die rechte Straße zum Gasthofe geleitete.

Doch genug, denn schon wieder ertönt das heute im Kirmestaumel gehörte Krambambuli-Lied, diesmal nicht aus dem Munde eines Bänkelsängers, sondern vom hellen Glockenspiele des Kirchthurms, und bedeutet — Mitternacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dichterloos.

„Nicht mir, dem Himmel ist dein Lied gedichtet,
Von ihm — von mir nicht — mag dir Sold gebühren.“
So rief der Faustkampfsheld mit Hohn und Schwüren,
Und auf den Lohn Simonides verzichtet.

Die Götter haben treu die Schuld entrichtet:
Pollux und Castor pochen an die Thüren,
Den Sänger aus dem schwanken Haus zu führen —
Die Decke bricht — der Spötter ist vernichtet.

So pflegt die Welt den Dichter zu verhöhnen;
Was muß er auch sein Haupt gen Himmel kehren,
Was beugt er's nicht, der Erde tief zu fröhnen?

Der Himmel aber hält ihn stets in Ehren;
Wann alle Säulen ihm zu Häupten dröhnen —
Den Götterliebling darf kein Stein versehren!

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsetzung.)

Neue Uebersetzungen von Goethe's Faust.

Ferner übersezt Syme die Zeile: „Wir lernen das Ueberirdische schätzen.“

The looking forward to
The promise of a happiness beyond
That bourn from which no traveller returns;

wobei noch die Engländer glauben müssen, Goethe habe dem Shakespeare eine ganze Zeile Wort für Wort gestohlen. Viele Stellen sind auch ganz mißverstanden; z. B.

Aber ach! schon fühl' ich, bei dem besten Willen,
Befriedigung nicht mehr aus dem Busen quillen!

Even in my happiest moments, I perceive
The spirit of delight no more up-gushing,
Within my broken heart...

worin (nichts von dem zerrissenen Herzen zu sagen) die Beschreibung eines in dem Augenblick empfundenen Versiegens der vorigen Begeisterung als eine öftere Erscheinung dargestellt wird. Die Rede: „Doch hast du Speise, die nicht sättigt u. s. w.,“ die Hayward so viel zu denken gegeben, die er aber am Ende, meiner Meinung nach, richtig construirt hat, gibt Syme als conditional: Had you food that never satiates etc., und noch dazu die (freilich im Zusammenhang dunkeln) zwei lezten Zeilen: „Zeig' mir die Frucht u. s. w.,“ als Fortsezung des Vorhergehenden, im fortlaufenden Saze. So läßt er sich auch nicht selten durch den Reim zu Ungereimtheiten verleiten, und gibt z. B. die zwei Zeilen:

„Bereitung braucht es nicht voran,
Beisammen sind wir, fanget an!“

durch

No need of preparation, all
Are present, — let the curtain fall!

so daß er den Vorhang fallen läßt, wo die Handlung anfangen soll. Indessen wird jeder Kenner der englischen Sprache selbst durch diese Beispiele eingesehen haben, daß das Lob, welches ich diesem Uebersezer ertheilt, so sehr verdient ist, als der Tadel. Auch kann ich nicht umhin, als fernern Beleg, noch seine Uebertragung des Gesangs der Erzengel anzuführen.

Raphael.

The sun, along the void of space,
Is sounding with his brother spheres,
And rolls on his predestined race
At thunder speed: his aspect cheers
The angels, though none understand
What his mysterious music says,
The works of the creator's hand
Are fresh as in creation's days.

Gabriel.

And fast, beyond conception fast,
Yon fair Earth on its axis flies,
Now in night's dreadful shadows cast,
Now shining bright as paradise.
Against the rocks the broad waves strike,
High foaming from their depth profound,
And rocks and restless waves alike
Sweep on in ever rapid round.

Michael.

And tempests in contention strain
From sea to land, from land to sea,
And in their fury weave a chain
Of deep works through eternity.
A fierce, far desolating fire
Before the thunder takes its flight.
But all thy angels, Lord, admire
The gentle changes of thy light.

The Three.

The angels may not understand,
But gain new vigour as they gaze:
The works of thy creating hand
Are fresh as in creation's days.

Etwas Herrlicheres in dieser Gattung der Poesie gibt es wohl nicht in der englischen Sprache, und Blackie hat wohl recht, wenn er sagt: dieser Hymnus ließe sich eben so gut Goethe's Frömmigkeit zuschreiben, als man die frechen Reden eines Mephistopheles seiner Gottlosigkeit zur Last legen will. — Die Uebersezung Blackie's ist weniger poetisch, als die andere, aber treuer, besonders in den wichtigern Stellen des Gedichtes, wo Faust's Weltansichten und Seelenkämpfe dargestellt werden, ohne daß dabei dem englischen Idiom Gewalt angethan würde. Dagegen nimmt er sich desto größere Freiheiten in den unbedeutendern Theilen, und dies geht hie und da bis zur Verdrehung des Sinnes, was durch nichts zu vertheidigen ist. So z. B. macht er aus den zwei lezten Zeilen vom Flohlied, welche gerade deßwegen von den Zechenden jauchzend wiederholt werden, weil sie gewissermaßen das freie Treiben des Studenten im Gegensaz mit den gedrückten Verhältnissen des Hoflebens hervorheben, das Gegentheil, indem er Mephistopheles singen läßt:

But we to death are crack'd all
And bitten every day.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 90.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 15. April 1834.

Das wär' antik? Ich wüßt' es nicht zu preisen,
Es sollte plump und überlästig heißen. —
Spitzbögiger Zenith erhebt den Geist,
Solch ein Gebäu erbaut uns allermeist.

Goethe.

Niederländische Briefe.

(Fortsetzung.)

Außer den Kirchen sind die öffentlichen Gebäude der Stadt nicht sehr bedeutend. Das Rathhaus (nach der Zeichnung des Cornelius Floris, Bruders des Malers Franz Floris, in den Jahren 1560 — 1566 gebaut) wird zwar von Karl von Mander ein „königlicher Bau" genannt; aber freilich, er, als ein eifriger Verehrer des damals noch neuen italienischen Styls, der in den Niederlanden nicht ganz leicht Eingang fand, betrachtete ein Werk, das dahin strebte, mit sehr günstigen Augen. Uns scheint es kleinlich. Auf einem Unterbau in sogenannter bäuerischer Arbeit sind zwei Stockwerke mit toskanischen und jonischen Pilastern, und darüber, zunächst unter dem Dache, eine wunderlich verschrumpfte Galerie mit korinthischen Säulchen, ungefähr halb so hoch, wie jene Stockwerke. In der Mitte ist ein Frontispiz mit allerlei Nischen, Doppelsäulen, Wappen, Obelisken, Statuen, Tritonen, Greifen und sonstigem Schmuck. In dem Ganzen bemerkt man, wie aus dem gothischen Bau noch die Neigung zur völligen Theilung der Massen übrig geblieben ist; Pilaster und Fenster reihen sich dicht an einander, und auch der Raum unter den Fenstern ist durch die Würfel unter den Pilastern gebrochen. Eine Wand, auf welche sich diese vortretenden Theile beziehen könnten, ist überall nicht einmal angedeutet. Aber weil die Theilung nicht bloß, wie im gothischen Bau, in vertikaler Richtung durchgeführt ist, erscheint das Ganze nur als eine Menge von Gliedern, deren Zusammenhang ein völlig loser ist. Bei dieser Vereinigung widersprechender Bestrebungen konnten die antiken Formen nur in unrichtigen Verhältnissen und ganz gegen ihre Bedeutung angewendet werden. Das Gebälk liegt unmittelbar auf den Fenstern, und alle Stockwerke sind so niedrig und gedrückt, daß sie sonderbar mit den Formen der freien, südlichen Architektur kontrastiren. Während diese überall das Bestreben hat, sich auszubreiten, luftige Räume zu geben, drängen sich hier die Theile ängstlich aneinander; während dort reine, klare Gestalten, sind sie hier rauh und verwirrt, und das Ganze erscheint wie ein Nordländer, der den leicht flatternden Seidenmantel des Spaniers beim Froste eng zusammenzieht, und statt der großen Falten des Wurfs nur eckige Brüche hervorbringt.

Außer den Kirchen sind die Gebäude des Mittelalters hier selten; ein einziges fiel mir auf, die ehemalige Fleischhalle (la boucherie), im Styl des vierzehnten Jahrhunderts mit zwei Reihen breiter, von zierlichen Rosen durchflochtener Fenster und mit spitzigen Thürmchen an den vier Ecken. Die geräumigen Säle dienen jetzt zu

Vorrathskammern und Getreideschüttungen, obwohl ihre schlanken Säulen und leichten Fächergewölbe eine bessere Bestimmung verdienten. Das Mauerwerk besteht durchweg aus wechselnden Lagen roher Ziegel und weißer Bruchsteine, wie es hier auch sonst wohl vorkommt, und erinnert dadurch an die toskanischen Marmorbauten, denen es auch in den breitern Verhältnissen der Fenster und ihrer Zwischenräume und überhaupt in einer gewissen bunten Heiterkeit gleicht.

Gewaltig groß muß früher die Zahl der Kirchen gewesen seyn; die meisten öffentlichen Gebäude, Kasernen, Magazine, Posthalterei, Akademie sind in ehemaligen Klöstern, und nicht selten erkennt man an Privathäusern die Spur ihrer frühern geistlichen Bestimmung. Die einst so reiche Abtei St. Michael heißt jezt das „Reichsdepot;" die Kirche ist mit vermauerten Fenstern zum Speicher eingerichtet, und Kreuzgänge und Kapitelsäle von höchst zierlicher gothischer Arbeit dienen, jene als Amtsräume, diese als Rechenstuben. Aber der Eifer katholischer Frömmigkeit ist nicht mit diesen Anstalten verschwunden. Die Kirchen sind gedrängt voll. Votivbilder werden in Menge feil geboten und an Altären gefunden; Geistliche begegnen uns häufig auf den Straßen, nicht selten auch barmherzige Schwestern oder Beguinen in ihrer Ordenstracht. Und auch die Kleidung der weltlichen Frauen, die schwarze Mantille und die weiße, schleierähnliche Haube, scheint vorzugsweise zum Kirchgange bestimmt. Diese Frömmigkeit entzieht aber der weltlichen Lust nichts. Eben so zahlreich wie am Morgen die Kirchen, sind am Abend die Estaminets besucht. Schon oben schilderte ich Ihnen ein solches, wie ich es am Tage und im Freien gesehen. Noch malerischer werden sie aber am Abend und in den innern Theilen der Stadt, wo die Straße nicht Raum zum Sitzen bietet. Denn hier überblickt man eine doppelte Scene, den Hofraum, wo die Gruppe um jeden Tisch und jede Lampe scharf aus dem Dunkel hervortritt, und den Saal mit dem koncentrirten, aber von Tabakswolken gedämpften Lichte. Dazu kommt dann der Schein aus den obern Fenstern und von den Treppen und Gängen, aus einer gedrängten, pittoresken Architektur, wie sie im Innern der alten Stadt sich bildet, und das flackernde Feuer der Küche, vor dem die wohlbeleibte Wirthin mit der Gewandtheit eines Kriegsschiffes zwischen eilenden Kellnern und Mägden hin- und hersegelt. Und sehen Sie unter die Gäste, so sind schon die Gestalten anziehend. Das eigenthümlich scharf geschnittene Profil bei vollem Gesichte, das schwarze lebendige Auge und der spitze, verwegen gesezte Hut, die kräftigen, selbst schweren Körper mit kecken, raschen Bewegungen; mit Einem Worte, die Vereinigung französischer, südlicher Lebendigkeit mit niederdeutscher Derbheit hat etwas höchst Pikantes, malerisch Wirkendes. Wie die holländische Thonpfeife ohne die holländische Gravität im lebhaften Gespräch und bei heftiger Gestikulation des freien Arms komische Bewegungen zu Erhaltung des Gleichgewichts nöthig macht, so findet sich in Allem ein gewisser Kontrast, der das Auge reizt und für malerische Motive empfänglich macht.

Der Herr von Mondschein.

(Fortsetzung.)

Der Astronom zog, ohne zu antworten, langsam und lächelnd sein Fernrohr hervor und richtete es auf das Antlitz des Eiferers. „Ja Sie, Sie," schmunzelte er, „wer sind denn Sie eigentlich?" Der Herr von Mondschein schlug ihm heftig das Fernrohr aus der Hand. „Herr!" rief er, „wofür halten Sie mich, daß Sie mir stets mit dem verdammten Instrumente, das ich nun einmal nicht leiden kann, auf den Hals rücken?" — „Es ist der Mond!" schrie der Astronom, „der Mond ist's! ist sehe ja deutlich die Gebirge — Alles seh' ich! Trocken die ganze Masse, durchaus kein Wasser. Ha, es ist richtig, Gruithuisen, der wahnsinnige Träumer, hatte doch wohl Recht; die gerade Linie da, dse starke Erhöhung, fast wie eine Nase gestaltet, könnte sie nicht eine Art Befestigung seyn, ein mächtiges Bollwerk? — O halten Sie stille, Theurer, da finde ich ja in der That alle meine Entdeckungen, meine kostbaren neuen Entdeckungen! Edler, trefflicher Mann, lassen Sie sich umarmen, an's Herz drücken! So wird das Wunderbarste wahr, das Unbegreifliche mit Händen greifbar. O wie freue ich mich, daß ich eine poetische Natur bin, die überall Zusammenhang und Beziehung ahnet!" Er klingelte und ließ Wein bringen. Als die Gläser gefüllt waren, rief er begeistert: „Ha! der Seligkeit, dem Monde am Busen liegen! gleichsam Wange an Wange mit einem Planeten, oder vielmehr mit dem Satelliten eines Planeten! Wonne! O theurer Satellit, gewiß, die engste Brüderschaft muß zwischen einem Astronomen und einem Stern, wie Sie sind, herrschen." Der freundliche, seltsame Mann lächelte, sein Antlitz färbte sich bei jedem Glase Weines, das er leerte, immer röther. „Freund," sprach er zum Astronomen, „Sie schwärmen und sind auf dem Wege, ein Thor zu werden! Was soll es mit Ihren Sternen und Satelliten? Gehen Sie, lassen Sie uns das Bette suchen; in der That, es wird spät, der starke Wein fängt an, uns zu Kopfe zu steigen."

Der Gelehrte hörte diese Worte nicht, wieder hatte sich das Zimmer im Gasthof vor seinen Augen zum Himmel ausgedehnt; ganz deutlich sah er, wie die dunkle Tapete tiefer und tiefer hinwegschwand, die weißen leichten Vorhänge am Fenster wurden zu Nachtwolken,

die hoch über seinem Haupte dahinzogen. Er blickte nach seinem Wirthe, doch er war nicht zu finden, statt seiner stand der Mond voll und ungewöhnlich geröthet am Horizont, um ihn herum die Sterne. Der Astronom rieb sich wieder die Augen, er meinte, wiederum im Traume zu seyn, doch er täuschte sich nicht — es war das Antlitz des Herrn von Mondschein, allein seltsam verwandelt und unheimlich vergrößert; ein höhnisches Lächeln zuckte in den riesigen Zügen. Immer höher und höher rückte die Erscheinung, bis sie zulezt hoch am Himmel erblaßte und von den ersten Strahlen der Sonne verdunkelt wurde. Als der Professor erwachte, hörte er mit Schrecken, daß er die ganze Nacht über im Zimmer des Fremden geblieben.

Er eilte jezt in die Stadt und unterließ nicht, die merkwürdigsten Gerüchte über den im Posthause eingekehrten Reisenden auszustreuen. Die meisten Badegäste waren an dem seltsamen Manne dergleichen schon gewohnt; sie erklärten ihn für einen Phantasten und ließen ihn gehen; Andere, noch Einsichtsvollere, nannten ihn einen Thoren, lachten über seine Neuigkeiten und banden ihm in der Eile ähnliche auf. Die Dichterin allein meinte, es stecke doch wohl etwas Poetisches in der Träumerei, und sie wolle ein Stück schreiben, etwa dem Shakespeare'schen Sommernachtstraume gleich, wo sie denn jene Erfindungen anzubringen gedenke. Am meisten ärgerte sich über die Verrücktheit seines Schwiegersohns, wie er sie nannte, der alte Amtsrath. Er zog ihn einmal nach der Tafel heimlich bei Seite und rief mit zornerstickter Stimme: „Aber wo ist denn Ihr Weniges an Vernunft geblieben, Theurer? Wie? Was? der Mond soll unter uns herumwandeln, gleichsam wie ein gewöhnlicher Mensch? — Bedenken Sie doch nur — der Mond! Ein Weltkörper, der so und so viel Quadratmeilen groß ist, der auf seiner Oberfläche — " — „Kein Wasser hat," fiel Siebenzieher ihm in die Rede; „freilich, das Alles weiß ich ganz genau, und dennoch—" — „Und dennoch?" rief der Amtsrath — „Sie sind ein Narr!" — „Geschehen nicht die wunderbarsten Dinge täglich vor unsern Augen?" fragte der Astronom eifrig. „Hat man nicht Beispiele von planetarischen Einflüssen, von Verkörperung der Naturgeister, von, ich weiß nicht was Allem, wo Ihnen die neuesten Naturphilosophen noch größere Wunder zugeben? Kurzsichtiger, der Sie sind, Prosaischer! Haben nicht die Alten den Mond personificirt, wandelte er nicht da auch ein Lebender unter Lebenden? Doch sehen Sie ja wohl ein, daß bei der jetzigen Verfeinerung des Lebens, bei der herrschenden Moralität er nicht mehr als irgend ein lustig gekleidetes Götterwesen herumlaufen kann, daß er nothwendig, wenn es ihm einfällt, auf die Erde herabzusteigen, als behaglicher, wohlbeleibter Mann in einem dunkelblauen Reiserock mit vielen blitzenden Metallknöpfen erscheinen muß; begreifen Sie dieses Alles nicht?" — „Die alten Griechen," rief der Amtsrath verdrießlich, „waren mit ihren vielen Gottheiten wahre Thoren. In unsern gebildeten Tagen wird es Niemanden einfallen, jene Träume für Wahrheit zu halten." — „Unheilbar!" seufzte der Astronom. „Sie werden, Freund, den Zusammenhang der Welten nie begreifen; Ihr trübes, stumpfes Auge wird nie tiefere Blicke in's Geheimniß thun. Für Sie und Ihresgleichen ist und bleibt der Mond freilich nichts anders, als ein unförmlicher Klumpen von trockener Substanz, ohne Geist, ohne Leben; Sie werden die Nachtseite der Naturwissenschaft, das Traumleben alles Geschaffenen nie begreifen, nie den heiligen Isisschleier lüften, der über jeglicher Erscheinung hingebreitet liegt." — „Den Schleier, der über Ihre Narrheit gebreitet lag," rief zornig der Amtsrath, „habe ich aber doch gelüftet, und in der That, ich habe die größte Lust, Verehrtester, mit Ihnen vollkommen zu brechen, wenn Sie sich nicht bessern." — „Brechen Sie," rief der Astronom, „brechen Sie immerhin!" Er zog hiemit sein Fernrohr hervor und fing an, den Amtsrath damit zu beobachten, der nun, auf's Aeußerste gebracht, zornig und zugleich verlegen dastand, dem Gelächter der noch dasitzenden Tischgesellschaft ausgesezt. „Ein sauberes Gestirn, das Sie sind!" rief Siebenzieher jezt, sein Fernrohr einsteckend; der Amtsrath packte ihn am Arm und zischelte ihm in's Ohr: „Verrückter, der Sie sind! wissen Sie, daß wir jezt geschiedene Leute sind? Meine Marie bekommen Sie nicht; ich gebe sie, ja ich gebe sie, Ihnen zum Possen, an den Habenichts, an den jungen August. Hören Sie! jezt gehen Sie und beobachten Sie, was und wen Sie wollen." Er rannte fort und der Professor blickte ihm höhnisch nach.

(Der Beschluß folgt.)

Gnomen.

Gelangt nicht jeder Weg an's Ziel,
Doch bleib' ich treu den besten Wegen;
Der Ausgang ist ein freies Spiel,
Den Willen lohnt sein eigner Segen.

*

Mißlang ein Werk in deinen Händen,
Mußt du dich stark zu Neuem wenden;
Die That nur kritisirt die That,
Das Urtheil ist ein fünftes Rad.

*

Der Frühling recensirt den Winter,
Ihm folgt der Sommer auf der Spur;
Wo jener endet, da beginnt er:
Das heißt Kritik in der Natur.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsetzung.)

Neue Uebersetzungen von Goethe's Faust.

Als Muster des Gelungenen stehe gleichfalls Blackie's Gesang der Erzengel hier; er kann zur Vergleichung mit Syme's Uebersetzung und zugleich zum Beweise dienen, wie genau sich oft das Englische dem Deutschen anpassen läßt.

Raphael.

The sun doth chime its ancient music,
To brethern-spheres' contending song,
And, on his fore-appointed journey,
With thunder-pace he rolls along.
Strength drink the angels from his glances,
Though no one comprehend him may;
God's works of grandeur unconceived,
Are bright as on creation's day.

Gabriel.

And swift, and swift, beyond conceiving,
Spins Earth its self-revolving flight;
Alternates paradisian brightness,
With gloom of deep and fearful night.
Wide foams the sea in mighty currents,
Beneath the rocks with murmurs hoarse;
And rock and sea are onward hurried
In one eternal circling course.

Michael.

And storms loud rage with storms contending,
From sea to land, from land to sea,
And weave around the globe unwearied
A chain of deepest energy.
The lightning's desolation flameth
Before the pealing thunder's way.
But still, o Lord, thine angels worship
The soft revolving of thy day.

The three together.

Strength drink the angels from thy glances,
Though no one comprehend thee may,
Thy works of grandeur unconceived,
Are bright as on creation's day.

Freilich hat sich auch hier manche falsche Uebersetzung mit eingeschlichen, und oft ohne Noth; was jedoch schon darum nicht aus Unkenntniß der Sprache entsprungen seyn kann, da mit Haywards fast fehlerloser Uebersetzung selbst einer, der gar keine Kenntniß vom Deutschen hätte, eine metrische Uebersetzung machen könnte. Aber Blackie ist offenbar sowohl mit unserer Sprache, als unserer Literatur vertraut, wie aus seiner interessanten Einleitung und seinen mitunter vortrefflichen Anmerkungen hervorgeht. Diese geben seiner Uebersetzung einen großen Vorzug vor der andern; denn Syme hat es gewagt, die seinige (wahrscheinlich im Vertrauen auf das, was Hayward hierin gethan) ohne allen Beibericht in die Welt zu schicken. Die Anmerkungen, womit Blackie sein Werk begleitet, beziehen sich mehr auf das Wesen des Gedichts, seine Tendenz, den Ursprung der darin aufgestellten Meinungen u. s. w., während Hayward sich mehr an das Aeußere gehalten, nämlich den Ursprung der Sage vom Faust (was Blackie doch auch nicht übersehen hat) und die mannichfaltigen Behandlungen derselben, die vielen Anspielungen auf einzelne Personen und Dinge, die Schwierigkeiten in der Construktion, was alles den Lesern im Allgemeinen willkommener seyn muß, als das Meiste, was Blackie zu erklären übernommen. Hayward schlug hiebei den einzig richtigen Weg ein, welchen bei einer solchen Arbeit ein Commentator wählen sollte, wo es, wie hier, thunlich ist: er besuchte Weimar, Dresden und Berlin, erkundigte sich persönlich oder schriftlich bei Allen, die als Verwandte, Freunde oder literarische Zeitgenossen des großen Dichters über irgend einen Punkt Aufschluß zu geben vermochten, und das Resultat war eine Arbeit, welche auch die Aufmerksamkeit der Deutschen verdient. Die deutschen Commentatoren sehen oft vor den Bäumen den Wald nicht, versenken sich in einen Wust von metaphysischen Abstraktionen, erklären, wo nichts zu erklären war, legen einen tiefen Sinn in die bunte Blase einer spielenden Phantasie, und verfolgen ein Irrlicht, als gälte es die Berechnung der Bahn eines Planeten. Wie viel z. B. haben ihnen nicht der Blocksberg und die Xenien des Intermezzo zu schaffen gemacht! (Syme hat dieses nebst dem Vorspiel auf dem Theater ganz ausgelassen.) Unter andern wußte Niemand herauszubringen, was das Spuken in Tegel bedeuten sollte. Schubarth z. B. wollte Tegel aus Egel und dem Anfangsbuchstaben von Teufel zusammengesezt wissen. Da erfährt nun Hayward von Hitzig in Berlin aus gerichtlichen Quellen, daß es in den achtziger Jahren in dem Hause eines gewissen Schmidt zu Tegel wirklich gespukt habe, so daß die Regierung zweimal eine Untersuchungskommission hinschicken mußte, bis der Betrug entdeckt wurde. Am drolligsten ist übrigens bei Blackie, daß er die „deutsche Freigeisterei“ im Ganzen verdammt, im Einzelnen aber sich fast zu jeder heterodoxen Lehre bekennt, welche aus unsern rationalistischen Schulen hervorgegangen ist. Hayward hat sich mit all diesem nicht befaßt, und fährt dabei am Sichersten. Auf der andern Seite hat er mit unwandelbarer Treue Alles übersezt, wie es Goethe im Faust niedergeschrieben, und damit, vollends in der kahlen Prosa, viel Aergerniß erregt. Die zwei lezten Uebersetzer aber haben den ethischen Geschmack ihres Publikums berücksichtigt und manchen schmuzigen Ausdruck übergangen oder gemildert. Syme gibt indessen den Prolog im Himmel ganz, während Blackie denselben bloß als Anhang mittheilt, und darin die unehrerbietigen Reden des Teufels ihrem Inhalte nach erzählend zusammenfaßt. Goethe's Ruf in England kann durch dieses Verfahren nur gewinnen. Zum Schluß dieses langen Aufsatzes stehe hier noch Blackie's Zueignung an Goethe, ein deutsches Gedicht von einem Engländer, als eine literarische Seltenheit:

„Versuch' ich's, mich so kühnlich doch zu heben
Zu den Gefilden reiner Lebensstrahlen?
Und wag' ich's frech, mit schwacher Hand zu malen,
Was Dir nur ziemt, das bunt bewegte Leben?
Wie soll der Kinderzunge lallend Streben
Aussprechen, was des Mannes Kraft gesungen?
Wie soll des Menschen Stimme wiedergeben,
Was aus der tiefen Götterbrust entsprungen?
O! wenn der Liebe ungestümer Drang
Mich trieb, daß ich das Heiligste entweihe,
Und zu berauschter, frecher Sünde zwang:
So schaue Du, aus der Verklärung Reihe,
Aus Himmelsharfen liebevollem Klang,
Und wenn Du mich nicht loben kannst, verzeihe!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 91.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 16. April 1834.

Ton oeil, comme Satan, a mesuré l'abîme,
Et ton âme, y plongeant loin du jour et de Dieu,
A dit à l'espérance un éternel adieu!

Lamartine.

Vom nahen Ende des Menschengeschlechts.

Die phantastische Philosophie Charles Nodiers wirkt ungefähr wie eine Gespenstergeschichte. An dieser belustigt man sich, so lange es Tag ist; jene nimmt man bei guter Laune als ein ergötzliches Spiel des Witzes hin, und nur in der Stille des Nachdenkens, oder wenn Schatten der Schwermuth in das Gemüth fallen, mag sie Manchem in anderm Lichte erscheinen. Man hat aus den bisher mitgetheilten Stücken entnehmen können, daß die zwei vornehmsten, einander bedingenden Sätze des Mannes, der mit Cassandras Munde spricht, die folgenden sind: Die Perfektibilität der Menschheit ist nichts als eine Chimäre, und das Geschlecht geht rasch seinem unvermeidlichen Untergang entgegen. — Wenn es auch so mißlich seyn sollte, die Menschen von solchen Fatalitäten zu unterhalten, als bei Hofe das Gespräch auf die Familiengruft zu bringen, so wagen wir es doch auf den Verstand der Leser, mit folgendem Stücke, das die bisherigen ergänzt, einen vollständigen Begriff von den Ansichten des wunderlichen Philosophen zu geben. — Auch derjenige, der das Ganze als Produkt des Witzes genießen möchte, könnte manche Uebertreibung störend finden; er bedenke aber, daß der Verfasser im frischen Eindruck der lezten Staatsumwälzung in Frankreich geschrieben hat.

* * *

Man spricht so gar viel vom Besserwerden im Schooße der Menschheit, davon, daß sie zu ewig fortschreitender Entwicklung berufen sey; von ihrem Ende ist niemals die Rede. Es ist wohl ganz bezeichnend für den Dünkel des Menschen, daß er Adams Geschlecht für unsterblich hält, während Alles ringsum dem Tode verfallen ist, daß er sich einbildet, das Prinzip der Zerstörung, das an den Sonnen nagt, werde vor dem armseligen, lothrecht gestellten Vierfüßer, der zur Zeit den Herrn der Welt spielt, Respekt haben. Spricht man aus philosophischem oder theologischem Gesichtspunkt von der einstigen lezten Katastrophe des Erdballs, so stellt man sich dabei gleich den Untergang der lezten Geschlechter der Menschen vor: Völker im Kampfe gegen eine einbrechende Sündfluth oder einen verheerenden Brand, Weiber, die heulend ihre Säuglinge flüchten, Greise, die mit der Welt grollen, daß sie so zu Grabe eile; hatten doch sie noch ein paar Tage zu leben! Ich denke wohl, lebt anders unser Planet sein Planetenleben aus, so tragisch wird es nicht werden, zum wenigsten nicht für das noble anthropomorphistische Geschlecht; denn seine Dauer ist doch gewiß nicht nothwendig identisch mit der Dauer eines steinernen Balls von fünftehalbtausend Meilen im Umfang. Kommt kein Unglück dazwischen, und auch Planeten kann dergleichen begegnen, werden lange, bevor jene Katastrophe eintritt, neue Geschlechter zu ihrer Ergötzlichkeit

aus fossilen Trümmern das Skelett des Menschen zusammenbauen und für ihn an der Seite des Affen und der Fledermaus einen schicklichen Platz suchen. So ist einmal der Lauf der Natur; wer ändert was daran?

Es gibt in den Erfahrungswissenschaften einige so höchst rationelle Grundsätze, daß man alle Akademien herausfordern kann, daran ein Jota zu ändern; ja man kann sie dreist zu Axiomen erheben und sie für so unfehlbar wahr erklären, als daß zweimal zwei vier ist; als da sind: erstens, die am einfachsten organisirten Körper sind diejenigen, welche am längsten dauern; zweitens, die ersten Verbindungen der Elemente zu einem Wesen für sich waren die einfachsten; drittens, je komplicirter in der Reihe die Schöpfungen der Urkraft werden, verlieren sie in dem Maaße an Lebenskraft, in dem sie vollkommener sind. Und so werden denn die lucrinischen Austern, auf welche Apicius so viel hielt, ohne Zweifel noch schön, frisch, saftig seyn, wenn sie bereits seit Jahrhunderten von der Familie der Apicier, und damit vom unersättlichsten Austerfresser in der Thierreihe, nichts mehr zu fürchten haben. Und so wird denn der Meertang ganze Geschlechter von Schaalthieren, und der Fels, an dem diese kleben, viele Geschlechter von Seegewächsen dahingehen sehen, und die Welt wird ihre Felsen, und der Wirbel wird seine Welten, und die Unendlichkeit wird ihre Wirbel zerstieben sehen. Ueberall schreitet das Einfache zum Zusammengesetzten vor, indem sich eine Eroberung im Organischen an die andere reiht, und überall kehrt wiederum das Zusammengesetzte zum Einfachen zurück, indem es nach und nach seine Elemente heimgibt. Und somit ist ein in sich abgeschlossenes Wesen soviel, als ein Wesen, das dem Tod entgegengeht. Die Entwicklungen eines in sich geschlossenen Wesens haben unbekannte Grenzen, vor denen sie rasch umkehren, wie der Saft in der Eiche und der Kondor in seinem Flug, und was nach einer sechstausendjährigen Erfahrung von den Individuen gilt, gilt gleichfalls für die Gattungen. Zum wenigsten wird dieser Schluß allgemein für richtig angenommen, denn einen andern Beweis für den Tod gibt es nicht. Behauptete man im Gegentheil die unendlich fortschreitende Perfektibilität der Gattungen, und dies ist nur eine Hypothese, und leugnete nicht den in's Unendliche fortschreitenden Verfall der Gattungen, und dies ist ein Faktum, so fräße am Ende die Auster den Apicius auf.

Der Satz von der menschlichen Perfektibilität läßt sich nur durch Ein Mittel retten, dadurch, daß man zur Lösung des Knotens die tragische Maschine der Griechen ins Spiel bringt, das heißt, einen Gott. Damit wird die Paradoxe zum Dogma umgetauft, und dann befasse ich mich nicht mehr damit. Aber aus dem philosophischen und wissenschaftlichen Gesichtspunkt betrachtet, und ich sehe nicht ein, wie man die Sache heutzutage anders betrachten möchte, läuft die Frage auf eine Kleinigkeit hinaus, darauf nämlich: Die Gattungen nehmen ein Ende, also nimmt auch die Gattung Mensch ein Ende. Sie nehmen ein Ende, nachdem sie die in ihrem Kreise möglichen Entwicklungen durchlaufen haben; hat nun der Mensch noch dergleichen Entwicklungen zu durchlaufen? Ist dies nicht der Fall, welches sind dann die Merkmale seines Verfalls, und welche Altersstufe hat er nachgerade erreicht? Dies ist es, was ich erörtern möchte, aber frei vom technischen Plunder einer sogenannten Methode, in den man stets unwillkührlich verfällt, wenn man zu seinem Unsegen Bücher gelesen hat. Trifft man mich hin und wieder auf solcher Bahn, so kann ich nichts dafür; mir schaudert noch ärger davor als der Pythonissa vor den Räthseln ihres Dämons; freilich waren die Logogriphen damals Kinderspiele gegen unsere sogenannten Wahrheiten.

Dem oben Angeführten gemäß — und die schöpferische Kraft mag man dabei heißen, wie man will, denn sie hätte es jedenfalls so und nicht anders gemacht — entsprangen nach einander dem Chaos, oder der wüsten Materie, Himmel, Erde und Wasser, drauf die Gewächse, als Bekleidung der Erde, dann die Bewohner der Wasser, die Thiere des Landes, und über Allem der Mensch. Nach solcher Kosmogonie, heißt es, braucht man sich nicht lange umzusehen: sie steht im ersten Buche Mosis. Zum Glück steht sie aber auch noch anderswo; sie steht geschrieben in den Entdeckungen der Wissenschaft, die es freilich nicht zu dem brachte, was König Alphons gerne gethan hätte: sie konnten ihre Welt nicht vernünftiger und kunstreicher aufbauen, als Gott selbst. Ihr habt die Wahl: laßt euch dieses System gefallen im Namen Mosis und der Offenbarung, oder im Namen Cuviers und der Geologie, gleichviel. Freilich ist in der Genesis Alles in sechs Tagen geschehen, und wie man auf der Pariser Sternwarte rechnet, war dies eben nicht philosophisch; wer weiß aber zu sagen, nach welchem unbekannten Gestirn Mosis Gott, als er die Sternensaat am Firmament ausstreute, die Tage seiner Schöpfung maß? Jene Sonne der Sonnen, jene nimmer erlöschende Fackel des Raums, von der Niemand weiß, wo sie aufgeht, noch wo sie niedergeht, deren Morgenroth, wie deren Abendlicht keine Kreatur begrüßt, jene Leuchte der Ewigkeit, die in ihrem Laufe einen ewigen Kreis beschreibt ohne Mittel und Umfang — habt ihr sie gesehen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Herr von Mondschein.

(Beschluß.)

Während dieses Wortwechsels hatte sich ein nicht geringes Unglück ereignet. Einige Badegäste kamen eilig

in den Saal, man sprach von der eben wiedergekehrten Fluth, die dießmal besonders heftig und stark sich erwiesen und mehrere Personen, die sich ihr ohne besondere Vorsicht ausgesezt, ergriffen habe. Athemlos stürzte der junge August herein, sein Haar und seine Kleider waren durchnäßt, in seinen Armen hielt er Marien, die ohnmächtig mit geschlossenen Augen dalag; ihm folgte Hans, der junge Gärtnerbursche, der die Dichterin, in gleichem Zustande wie Marie, auf seinen Armen hereinbrachte. Der Saal füllte sich mit Menschen, die alle von dem Unglück erzählten; hundert Stimmen sprachen durcheinander, noch mehrere kranke und ohnmächtige Frauen wurden hereingeführt, da der Saal, in dem man sich versammelte, das nächste Haus am Meeresstrande war. Jezt hörte man auch das Meer auf das Seltsamste brausen und zischen; es hatte das Ansehen, als sollte das ganze Städtchen von dem losgelassenen Ungeheuer verschlungen werden; viele ängstliche Leute hielten sich selbst in dem hochgelegenen Saale nicht mehr sicher und flüchteten unter's Dach; überall hörte man Hülfe schreien und sah Fliehende. Nur Ein Mann zeigte sich, der in dieser Verwirrung unerschrocken und, wie es schien, völlig ruhig auf der Spitze eines kleinen vorragenden Felsenstücks stand. Der Sturm wühlte in dem kurzen Mantel, den er sich umgehängt, unverwandt, die Arme verschränkt, blickte er in die tobende Fluth, die sich zu seinen Füßen brach. „Wer ist der Fremde? Wie wagt er es, dem Gefährniß zu trotzen?“ fragten mehrere Stimmen. Niemand wußte darauf Antwort zu ertheilen; da zog der Astronom sein Fernrohr, und es auf jenen im Wellenschaume unbeweglichen Gegenstand richtend, rief er: „Es ist der Mond, der Mond! seht ihr denn nicht, wie er mit seinem Planetenantlitz in die empörten Wellen schaut, so daß sie ebben und fluthen, wie er es will?“

Man erkannte in der That den Herrn von Mondschein, und viele lachten über des Professors seltsame Rede. Es dauerte auch nicht lange, so legte sich der Sturm der Wogen, und die Gefahr war vorüber.

Eine geraume Zeit war vergangen, die meisten Gäste schickten sich schon an, das Bad wieder zu verlassen, auch der Herr von Mondschein sprach davon, daß er jezt wohl wieder weiter fort müsse. Der Wirth im Gasthofe, so wie die Einwohner des Oertchens, beklagten sich über diesen Entschluß, denn alle hatten sie sich an den lieben freundlichen Herrn gewöhnt, dessen rundes Antlitz jezt auch nicht mehr durch die schwarze Binde verunstaltet wurde, sondern voll und lieblich Jedermann anglänzte. Hatte man früher von den Seltsamkeiten des Manns gesprochen, so hatte man nun vollkommen Recht, seine Abreise dahin zu zählen. Es hatten sich mehrere Seilkünstler am Orte versammelt, unter denen sich auch Einer befand, der einen Luftballon steigen lassen wollte. Eine große Menge lief alsbald auf dem großen Platze zusammen; die Dichterin, der Amtsrath, seine Tochter und der junge August, so wie der Astronom, der jedoch von seinen frühern Freunden sich gänzlich losgesagt hatte, befanden sich mit unter den Zuschauern. Man sprach über die Füllung des Ballons, über das Herrliche einer Luftfahrt; als jedoch die Anstalten fertig waren, der gefüllte Ball nur noch an dem Seil festhing, zeigte sich Niemand, der, auf die Aufforderung des Künstlers achtend, ihn bestiegen hätte. Hin und her streitend, suchte Jeder seinem Nachbar Muth und Entschlossenheit einzureden; endlich erschien der Herr von Mondschein und nahm, ohne sich von seinen Freunden und Bekannten, die ihm wegen seiner eben nicht leichten Leibesbeschaffenheit Vorstellungen machten, abhalten zu lassen, Platz in der Gondel, indem er seinen dunkelblauen Reiserock fester knöpfte und einen freundlichen Abschiedsblick besonders auf die Liebenden zurücksandte. So wie er drinne saß, war es, als wenn der Ball sich von selbst vom Seil löste, majestätisch schwebte er hinauf, höher und immer höher, unter dem Jauchzen und Beifallrufen der Menge. Noch immer sah man das freundliche Antlitz, noch immer blitzten die Metallknöpfe, doch aus weiter Ferne; man erwartete, daß der Luftfahrer jezt Anstalten machen werde, wieder herabzusinken; doch er stieg im Gegentheil immer schneller und schneller, so daß sich bald nur noch eine blasse Scheibe am dunkelnden Himmel zeigte.

„Wo ist er geblieben?“ riefen Einige. — „Seht ihr denn nicht?“ antworteten Andere; „dort oben, ganz oben schwebt er.“ — „Das ist der Mond!“ nahmen Jene das Wort. — „Nein, der Herr von Mondschein ist es!“ — „Der Mond ist's!“ schrie der Amtsrath, „ich sehe es ja ganz deutlich; es ist der Mond, er stand ja schon früher am Himmel, doch freilich noch etwas blaß, weil es noch heller Tag. Es ist der Mond!“

Er fühlte sich bei diesen Worten vom Rücken her umfaßt und umarmt; es war der Professor, der jezt ausrief: „So erkennen Sie denn endlich, theurer Freund, unsern wunderbaren Reisenden für das, was er in der That ist; nun sey wiederum Friede zwischen uns!“ — Der Amtsrath wollte antworten, doch Siebenzieber hatte schon ein ungeheures Fernrohr hervorgezogen, ließ es von zwei rüstigen Burschen unterstützen und blickte hinauf, indem er seufzte und rief: „So ist er denn wieder heimgekehrt, der edle Satellit! möge es ihm wohlgehen!“ Bei diesen Worten brachen die meisten Frauen und Mädchen im Kreise in Thränen aus; jezt zeigte sich es erst, wie sie Alle den Herrn von Mondschein geliebt hatten; Marie aber, an der Brust ihres Geliebten, sah mit innigem Danke zu ihrem Freunde und Retter empor.

Und in der That kehrte der Herr von Mondschein nicht wieder zurück. Maria und August wurden ein Paar, der Astronom, der noch lange Zeit nachher von Satelliten, von wunderbaren Nächten im Gasthofe zum Posthorn, von dem Zusammenhang der Welten und dem großen Isisschleier sprach, fand endlich in der Dichterin ein Wesen, das seine tiefen Ideen einigermaßen zu theilen im Stande war; er entschloß sich, ihr seine Hand anzubieten, und die edle Dame fand endlich in der Liebe dieses verkannten Würdigen einen Hafen gegen die Stürme, die ihr empfindsames Herz so lange verfolgt hatten. Der dicke Amtsrath indeß fuhr fort, über alle Dinge zu spotten, die er nicht begriff; nur wollte man bemerkt haben, daß, wenn ihm die Spöttereien über den Herrn von Mondschein in den Mund kamen, er sorgfältig umblickte, ob nicht der Mond am Himmel stände.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsetzung.)

Studium des Deutschen. Die Angelegenheiten der Kirche.

Die deutsche Sprache wird jezt mehr studirt, als je, so daß nicht nur alle neuen großen Lehranstalten, wie die Universität zu Durham, die Londoner Universität und Kings-College, sondern auch manche der ältern Gymnasien und Schulen Lehrer dieser Sprache haben, und die Erlernung derselben fast für so nothwendig, als die Erlernung des Französischen halten. Im Kings-College widmen sich jezt an hundert Knaben und Jünglinge diesem Studium. Auch sind die vielen neuen Elementarwerke und neuen Auflagen von ältern Beweise dafür. Immer aber sind es verhältnißmäßig nur Wenige, welche sich zum Verständniß der höhern Schriftsteller hinauf arbeiten; die Meisten bringen es nicht über eine Hamilton'sche Uebersetzung hinaus, sondern lassen, nachdem sie eine Zeitlang in dieser Laufbahn herumgekrochen, wenn sie sich mit eigener Anstrengung selbst bewegen sollen, in Verzweiflung über die unerwartete Mühe, das Ganze als unüberwindlich schwer fallen. Von denen, welche es weiter treiben, begnügen sich die Meisten damit, einige beliebte Werke, wie Schillers Gedichte, dreißigjährigen Krieg und Trauerspiele, Goethe's Meister, Herrmann und Dorothea, Faust u. s. w., Bürgers Gedichte, einige Kozebue'sche und Fouqué'sche Arbeiten, mit Hülfe des Lehrers gelesen zu haben. Aber schon dieses ist viel, und je mehr die Sprache in der Breite gewinnt, desto nothwendiger wird es, in die Tiefe derselben zu dringen, gerade wie bei allem Wissen.

Was indessen jezt die Nation mehr bewegt und interessirt, als alle Studien, und sie bis in ihren Tiefen erschüttern dürfte, ist das Kirchenwesen. Die Zeiten sind vorüber, wo man Toleranz in Religionssachen von Seiten des Staates, als den höchsten Triumph der Aufklärung, mit dankbarer Unterwürfigkeit empfing, wo man die Ausschließung von Staatsämtern und andern bürgerlichen Vortheilen gegen die Erlaubniß, Gott nach eigener Ansicht anbeten zu dürfen, als eine Kleinigkeit ansah. Denn wie groß war der Gewinn gegen die Zeiten, wo man durch Feuer und Schwert, oder, wenn man recht gelinde seyn wollte, durch Kerker und Bande, Konfiskationen und Verbannung, Uebereinstimmung im Glaubensbekenntniß und Gottesdienst zu erzwingen suchte! Die frühern Nonconformisten waren gewissenhafte Menschen, die sich der Entbehrungen und selbst der Verfolgung freuten, welche sie des Glaubens halber zu erdulden hatten. Heutzutage ist es anders: wer nur immer mit dem Geistlichen seines Kirchspiels unzufrieden ist und sich durch die Beredsamkeit irgend eines Sektenpredigers mehr angezogen fühlt, als durch die einfachen Sprüche seines gesezlich bestellten Pfarrers, verläßt die bischöfliche Kirche und nennt sich einen Dissenter; ein Künstler oder Handwerker, welcher sich in seiner Nachbarschaft Kunden verschaffen will, wird ein frommer Mann, indem er sich einer oft betenden und singenden Gemeinde anschließt, wo man ihn eher bemerkt, als in der großen Pfarrkirche. Dies hat nicht nur die Anzahl der Nonconformisten sehr vermehrt, sondern hat auch viele Menschen unter dieselben gebracht, denen die Religion keineswegs das erste Bedürfniß ist. Bis vor Kurzem war es noch ein Vergehen, von der Staatskirche abzufallen; allmählig aber waren die Geseze gegen die Abtrünnigen gemildert, dann abgeschafft worden, nachdem sie schon lange vorher unter dem Einfluß der zunehmenden Liberalität der Zeit zum todten Buchstaben herabgesunken waren. Dem Geseze nach hätte z. B. kein Nonconformist weder im Civil- noch Militärdienst das geringste Amt übernehmen können, aber das Gesez wurde schon seit vielen Jahren umgangen, und zu diesem Ende alle Jahre ein Indemnitätsgesez erneuert, welches alle Beamte, welche die erforderlichen Formalitäten vernachlässigt hatten, von den verhängten Strafen freisprach. Noch Canning wagte es nicht, diesem anomalen Zustande ein Ende zu machen, und erst Wellington, welcher den Muth und die Kraft hatte, den Katholiken des Landes ihr längst verlornes Bürgerrecht zurückzugeben, gelang es, den Nonconformisten diejenigen Rechte gesezlich bestätigen zu lassen, die ihnen längst schon faktisch eingeräumt waren, indem er die sogenannte Corporation and Test Act abschaffen ließ. Die strengen Tories, bei denen es Grundsaz ist, niemals den Forderungen der Unterthanen etwas einzuräumen, weil es ihnen nur Muth machen müsse, mehr zu verlangen, sahen natürlich sehr schlimm zu dieser Nachgiebigkeit; aber sie hatten nur insoweit recht, als man nicht hätte so weit gehen sollen, wenn man nicht zugleich weiter geben und die Nonconformisten auf einmal von all den Bürden befreien wollte, welche ihnen zum Vortheile der Staatskirche noch auferlegt blieben. Diese Bürden sind mannichfaltig. Erstlich ist die Registratur der Geburten, Ehen und Sterbefälle in den Händen der Geistlichkeit der Staatskirche, und Alle, welche in dieser Hinsicht der gesezlichen Vortheile theilhaftig werden wollen, müssen sich in dieser Kirche trauen und ihre Kinder darin taufen lassen, da die Gerichtshöfe, außer bei den Quäkern und Juden, keine andern Beweise als rechtskräftig erkennen. Dies ist natürlich für Viele ein Gewissenszwang, besonders für die Unitarier, welche die Anbetung Jesu für Gözendienst erklären, und seit einigen Jahren sich gewöhnlich diesen Ceremonien nur mit einem Protest unterwerfen, den sie dem Geistlichen aufzwingen. Zweitens wollen die Geistlichen der Staatskirche keinem Geistlichen einer andern Sekte gestatten, bei dem Begräbniß ihrer Todten auf den Gemeindekirchhöfen irgend eine gottesdienstliche Handlung zu verrichten, obgleich jeder Bewohner eines Kirchspiels verpflichtet ist, zur Erhaltung der Begräbnißpläze mit beizutragen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 92.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 17. April 1834.

Freuet euch des wahren Scheins,
Euch des ernsten Spieles:
Kein Lebendiges ist Eins,
Immer ist's ein Vieles.

Goethe.

Eine neue Thierwelt im Schattenspiel.

Von G. B. Depping.

Ein Engländer, Namens Warwick, läßt jezt in Paris ein Schattenspiel neuer Art sehen: die sonderbarsten Gestalten gleiten an der Wand vorüber; sie gehören lebendigen Wesen an, und zwar Wesen ganz unbekannter Art. Mit dieser belustigenden und zugleich höchst lehrreichen Erfindung, die er neulich Abends vor einer zahlreichen Gesellschaft producirte, hat es folgende Bewandtniß.

Bekanntlich hat Drummond schon vor mehreren Jahren den Einfall gehabt, ein äußerst lebhaftes Licht vermittelst der Entzündung von Wasserstoff- und Sauerstoffgas auf Kalk hervorzubringen und dasselbe auf Leuchtthürmen zu gebrauchen. Cooper und vielleicht auch andere haben nun dieses helle Licht auch zu mikroskopischen Beobachtungen angewandt, und der Optiker Cary zu London hat daher Schattenspielkasten verfertigt, in welchen das Licht nach dem Drummondschen Prozeß hervorgebracht und zur Erleuchtung der durch die optischen Gläser in's Tausendfache vergrößerten Gegenstände angewandt wird. Einen solchen optischen Kasten hat denn auch Warwick nach Paris gebracht. Vermittelst desselben kann man nun den Schaulustigen zur Ergötzung und zum Unterrichte ein neues Schattenspiel an der Wand zum Besten geben, nämlich die Ansicht einer Thierwelt, wovon man nur wenig wußte, obschon man täglich mit derselben in Berührung kommt und einen Theil davon verschluckt.

Er läßt nämlich Wassertropfen auf die Gläser fallen, worauf man sonst gemalte Figuren anbringt, und diese Tropfen enthüllen nun den Augen der Zuschauer ihre sonderbar vergrößerte Bevölkerung. Alles wimmelt und lebt in den Tropfen; die Thierchen tummeln sich zu Tausenden in denselben umher: einige mit Hörnern, wie die Ochsen, mit Geweihen, wie die Hirsche, oder mit Rüsseln, wie die Elephanten; andere sind bepanzert wie Krokodille oder Schildkröten, einige haben vier bis sechs Füße, andere sind wahre Tausendfüßer; andere kriechen und winden sich wie große Schlangen. Einige sind dicht und man sieht nur ihre Schatten, andere hingegen durchsichtig, und man erkennt sogar an der Wand ihren Blutlauf, wenn anders die ihren Körper durchströmende Flüssigkeit Blut genannt werden kann. Auch einen Mittelpunkt dieses Blutlaufs, ein Herz, glaubt man zu erkennen.

Ein Thier besonders erregt durch seine gespenstische Gestalt Aufmerksamkeit. Es sieht beinahe aus wie der Knochenmann, und scheint bloß aus einigen zusammengefügten Stäben zu bestehen. Auf dem Rücken trägt es

an einem kleinern Stabe sein Herz. Ein anderes Thier stellt sich wie ein Rohr mit Einschiebseln dar, und kann sich nach Belieben verlängern und verkürzen. Manche Thiere haben so widerliche Gestalten, daß, wenn sie sich uns auf dem Erdboden in solcher Größe zeigten, wir uns vor ihnen als vor abscheulichen Ungeheuern entsetzen würden. Wahrscheinlich finden sich in der mikroskopischen Welt alle die Gestalten, welche die Natur bei den größern Thiergattungen nicht angebracht. Denn alles, was seyn kann, ist ja auch in der Natur vorhanden, und es läßt sich wohl keine Gestalt denken, die nicht in der dem Auge sichtbaren Welt oder in der unsichtbaren verwirklicht wäre.

Jene Thiere nun gehen, kriechen oder laufen nicht immer friedlich über oder neben einander her. Auch in einem Wassertropfen gibt es des Haders, Zanks und Streites viel. Sogar Kämpfe werden geliefert, und zwar sehr hartnäckige, in denen man Blut fließen sieht. Das blendende Licht mag sie auch wohl aufschrecken, und vielleicht ist mancher anscheinende Kampf unter ihnen auch nur ein fröhliches Getümmel, und es kann uns Zuschauern mit unserm Urtheile darüber gehen, wie diesem oder jenem Staatsmanne, der in jeder freien Bewegung oder Vereinigung der Menschen einen Aufruhr, ein Zusammenrotten, ein Vorzeichen der Revolution zu erblicken wähnt.

Natürlich sind diese Wasserthiere nicht alle gleich groß, und wahrscheinlich werden, wie in der sichtbaren Welt, die kleinern und schwächern von den größern und stärkern aufgezehrt, indeß die größern ihrerseits in einer höhern Ordnung ihre Verschlinger finden. Denn neben dem Triebe zur eigenen Vermehrung, hat die Natur in jedes Thiergeschlecht das Bedürfniß zum Zerstören anderer Gattungen gelegt, und dadurch eine Art von Gleichgewicht hervorgebracht. Dabei ist noch die Vorsicht gebraucht, daß die größern Gattungen, und die größten besonders, sich nur in geringer Anzahl vermehren, wogegen die kleinern eine Brut von Tausenden erzeugen. Man sieht in einem Wassertropfen runde beflügelte Thierchen, die hundertmal kleiner sind, als andere, und mit außerordentlicher Schnelligkeit umherschießen.

(Der Beschluß folgt.)

Vom nahen Ende des Menschengeschlechts.

(Fortsetzung.)

Wie dem sey, Alles bei Seite gelassen, was dem Ungläubigen nur Fabel, dem Unwissenden nur leere Voraussetzung ist, da steht der Mensch, das lezte, oberste Geschöpf eines Werks der Vorsehung oder des Zufalls, preisgegeben allen umwandelnden Kräften der Zeit, die Alles verändert, zerstört, zersezt, dazu gemacht, ihnen desto stärker, desto rascher zu unterliegen, je zusammengesezter sein Bau, je mächtiger seine Intelligenz ist; der Mensch, dessen Lebensfunke fast dem des Engels gleicht, und an dem das Leben weit loser haftet als am Reptil. Solches Loos war just von seiner hohen Stellung unzertrennlich. Mit ihm, so sagt man, ist die aufsteigende Reihe der animalischen Gebilde geschlossen; so bleibt ihm denn nichts übrig, als abwärts dem Tode zu zu gehen. Nur der Religion kommt es zu, vorauszusetzen, daß er zu einem andern Loose ausersehen war; sie that dies auch, erkannte aber zugleich an, daß er desselben verlustig geworden; so sehr waren die Spuren des unvermeidlichen Verfalls schon damals in die Augen fallend, als die ersten Religionen niedergeschrieben wurden. Und so wartet denn in den Augen des Christen, so gut als in denen des Philosophen, der Tod des ganzen Geschlechts; denn nicht allein dem Stammvater der Menschen galt jene schauerliche Verheißung Gottes, nicht allein jedem der nach ihm Gebornen, als sterblichem Einzelwesen, nein, dem ganzen Menschengeschlechte: auch es soll dereinst zu Grabe gehen, wie Ein Mensch.

Dieses Gesetz des Untergangs der Wesen nach einem bestimmten Zeitraum war Allem nach schon am sechsten jener Schöpfungstage nichts weniger als ein neues Mysterium. Mehr als einmal hatte die Erde bereits die Thiere, die sie beleben, die Gewächse, die sie schmücken, sich erneuen sehen. Der Wohnplatz des neugeschaffenen Menschen war das Grab einer Unzahl von Wesen, denen Adam keinen Namen geben konnte im irdischen Paradies, weil sie dahingegangen war, eh er zum Leben kam. Unter seinen Füßen lagen, theils in den schöpferischen Humus aufgelöst, theils fossil der mineralischen Gestaltung der Materie wiedergegeben, jene ungeheuren Wälder riesenhafter Farren, lagen die Heere gewaltiger Eidechsen, lauter Wesen, an denen noch jezt der Forscher augenfällig die Spuren mehrerer Schöpfungen wahrnimmt, die nacheinander wieder heimgegangen sind in den Schooß der Ewigkeit.

Die ersten Menschengeschlechter, deren Leben lange währte und die Zeit zum Beobachten hatten, weil die Erde noch keine Arena, immerhin aber ein lebendiger Schauplatz war, bemerkten wohl bald, im Schooße der alljährlichen Wiedererzeugung, den leisen, stetigen Gang der Zerstörung, die an Allem nagt, Alles umwandelt und vor der einst Alles vergeht. Es war ihnen wohl nicht verborgen, daß einst der Vogel mit spitzen Zähnen die Frucht zermalmt, daß die Schlange auf flinken Füßen über den Sand geschlüpft, daß zu ihrer Väter Zeit dunkle

Straußenschwärme den Boden der Wüste mit ihren Flügeln beschattet. Eine von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzte Sage, die noch in ihren heiligen Büchern aufbehalten ist, bewahrte unter ihnen das Andenken an den Behemoth und den Leviathan, jene Kolossen der Thierwelt, und an den Greifen mit Schnabel und Flügeln, gleich denen des Adlers, und mit den Füßen des Löwen. Im Schooße des Menschengeschlechts selbst mochte ihnen ein bedrohlicher Verfall offenbar werden. Ueber ein Kleines war keine Spur mehr da von jenen hundertjährigen Riesen, die in allen Geschichten vorkommen, von deren Kraft und Macht noch so viele, fast unzerstörliche Denkmale zeugen. In kurzer Frist hatten sie ihre Rolle als Ueberwältiger und Eroberer ausgespielt, ob es nun die Natur jugendlicher Geschlechter mit sich bringt, daß sie das Feuer, das strotzend ihre Adern füllt, rasch im Uebermuth des Schaffens verzehren, oder ob es Gottes Rathschluß war, daß er vor den Augen seines einzigen denkenden Geschöpfes rasch die Auftritte ablaufen ließ, welche ihm über das Geheimniß seines Seyns in der Leiblichkeit und seines Verfalls das Verständniß öffnen konnten. Damals kam ohne Zweifel Niemanden der Gedanke an die unbegrenzte Perfektibilität des Menschengeschlechts; diese Albernheit war fünf Schuh hohen Zwergen vorbehalten, die in schmutzigen Löchern sich zusammenkauern, wo sie leiden und sterben, und sich siech und abgelebt mit sechzig Jahren in die Grube legen.

All dies ist keine Sophisterei mehr; denn über den Bemühungen, die Natur der Materie zu durchdringen und nach den Quellen unsers eigenen Daseyns zu graben, haben wir wenigstens die Trümmer der Wesen entdeckt, die vor uns waren. Wo ein Dendrite zu Tage kommt, weist er den Schattenriß eines unbekannten Gewächses auf; die Blüthen, welche der milchige Krystall des Achats umschließt, gleichen dem wunderbaren Strauße einer Elfenbraut; ein Stück Ambra, klar und durchsichtig wie Topas, birgt eine Mücke, die kein Insektenjäger nennt, und jener Marmorblock ist der Sarg einer fremdartigen Eidechse, der erst der Hammer des Steinmetzen Geltung in der Welt verschafft. Der Grus hier zu deinen Füßen, der in Perlmutterglanz schillert, es sind die Trümmer eines Nautilus, dessen Gleichen nicht mehr auf Erden lebt; das Gerölle dort, das noch aus ganzen Scheiben in Goldglanz besteht, weil sie sich, gleich Höflingen, welche die Kunst verstehen, durch Revolutionen zu kommen, mit fester metallischer Rinde bekleidet haben, es sind Ammoniten, deren Geschlecht nicht mehr besteht. Und was meint ihr denn, was aus dem gesammten Menschengeschlecht werden wird? Sand, den der Wind verweht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kälte im Frühling.

Blüthen waren aufgegangen,
Und sie schauten voll Verlangen
Nach der jungen Sonne hin;
Perlen streute hell der Morgen,
Unter Blättern still verborgen,
Aus, wo hell die goldne schien.

Nachtigall begann zu flöten,
Rosenknospe zu erröthen,
Aufgewacht war Schmetterling;
Lilie drängte schon in Fülle
Los sich aus der weichen Hülle,
Die das zarte Herz umfing.

Ach, da kam auf weißen Flügeln
Von des Nordens rauhen Hügeln
Der bereiste Frost daher,
Ging mit zürnender Geberde
Durch den Blüthentraum der Erde
Und entfloh dann über's Meer.

Und Aëdon will nicht singen,
Lilie zagt, an's Licht zu dringen,
Und die Rose wird nicht roth:
Thau, zu starrem Reif erfroren,
Hat den bunten Glanz verloren,
Und der Schmetterling ist todt!

Sonne sah mit trübem Blicke
Kaum besiegten Feindes Tücke
Und des Frühlings Trauer an;
Daß der Liebling sich nicht härme,
Hauchte sie mit sanfter Wärme
Die erblaßten Wangen an.

v. Stein.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Sophie Arnould.

Vor Kurzem war wieder, nach langem Zwischenraume, eine Benefizvorstellung im Odeontheater zum Besten eines gewissen Alcide Touzez. Wo dieser Herkules haust und worin die Thaten oder Arbeiten bestehen, welche ihm Anspruch auf eine Benefizvorstellung von Seiten der Schauspielertruppe des Palais-royal-Theaters gaben, bin ich nicht im Stande, zu sagen; auch habe ich nicht bemerkt, daß sich irgend Jemand im Geringsten darum bekümmert hätte. An Zuschauern aber fehlte es nicht, und schon eine Stunde vor der Aufführung war ein furchtbar langer Schweif unter den Bogengängen des Odeons zu erblicken, ein gar nicht tröstlicher Anblick für denjenigen, welcher sich gefallen lassen mußte, sich daran anzuschließen und vor der Hand das lezte Glied desselben auszumachen. Bei Eröffnung der Kasse begann ein

furchtbares Drängen, das Jedem, der die Bequemlichkeit allem Andern vorzieht, diesen Theaterabend hinlänglich verleidet hätte. Der Pariser aber opfert gerne seine Bequemlichkeit dem Vergnügen auf, und je voller es in dem Saale ist, desto mehr amüsirt er sich. Da die Schauspieler diesen Abend gewaltig viel zu thun hatten, so begannen sie auch schon um sechs Uhr, obschon die viel besprochene und bespöttelte Verordnung des Polizeipräfekten Gisquet die Benefizvorstellungen nichts angeht, die ausdrücklich in der Verordnung als Ausnahmen angeführt werden. Man begann mit dem Vaudeville „Sophie Arnould“ in zwei Aufzügen, in welchem die allerliebste Dejazet die bekannte Opernsängerin S. Arnould zu spielen hatte. Es ist eine ganze Sammlung Bonmots von dieser muthwilligen Actrice des vorigen Jahrhunderts vorhanden, welche es an Ausgelassenheit und Frechheit sogar den Freudenmädchen zuvorthat. Die Dichter des Vaudevilles haben eine Menge dieser Bonmots in ihr Theaterstück eingeflochten. Zum Beispiel: Jemand sagt in ihrer Gegenwart, man habe den Finanzcontroleur Abbé Terray im Schauspiele mit einem großen Muff gesehen. „Ei, wozu braucht der einen Muff?“ ruft sie, „er hat ja immer die Hände in unsern Taschen.“ Ein andermal kommt ein Höfling und sagt, Ludwig XV. sey in großer Unruhe wegen eines sonderbaren Traumes, den er nicht auslegen könne; er habe nämlich von drei Mäusen geträumt, einer fetten, einer magern und einer blinden. „Oh, dieser Traum,“ erwidert sie, „ist nicht schwer auszulegen. Die fette Maus ist sein Finanzminister, die magere das Volk und die blinde ist der König selbst.“ — „Nehmen Sie sich vor dem Lieutenant de police in Acht!“ sagt ihr Jemand warnend. — „Mit diesem,“ erwidert sie, „habe ich einen Vertrag geschlossen. Als er mich neulich hatte rufen lassen, um mir Vorsicht im Reden anzuempfehlen, habe ich ihm geantwortet: ich sehe wohl, daß der Elephant la seule bête considérable ist, von dem ich mir künftig werde erlauben können, zu sprechen.“ — Die Dejazet stellte sich recht frech in ihrer Rolle an und spielte dieselbe ganz nach der Natur. Nur wollte den Damen dieses freie Wesen nicht gefallen. Wenn sie aber Sophie Arnoulds Leben gelesen hätten, so würden sie wissen, daß dieses Mädchen in ihrem Hause ganz den Ton einer Dirne hatte, und eben dadurch den Höflingen und Andern so pikant schien. Auch die verdorbenen Sitten ihrer Zeit, besonders der Hofleute, werden in diesem Vaudeville ganz frei geschildert. Der Graf von Lauragais ist einer der Anbeter der ausgelassenen Opernsängerin, eben so der Prinz d'Henin, den sie muthwillig le nain des Princes nannte und auch in diesem Vaudeville so nennt, und der, wie es scheint, eben nicht le prince des hommes d'esprit war. Der Graf Lauragais ist nebenbei der Anbeter der Prinzessin d'Henin, und ladet sie zu einem Abendessen in seiner petite maison ein, was bekanntlich unter Ludwig XV. die gewöhnliche Verführungsart der Großen war. Sophie Arnould erfährt es, und um sich nun an dem Grafen zu rächen und auch dem langweiligen Prinzen d'Henin etwas anzuthun, gibt sie diesem Prinzen ein Rendezvous in der petite maison des Grafen, und richtet es so ein, daß der Prinz und seine Frau an diesem entfernten Orte zusammenstoßen und betroffen zurückprallen, worüber sie sich dann ausnehmend freut. Die Prinzessin aber wird wüthend, läßt verächtliche Blicke auf die Schauspielerin fallen und wirft ihr ihre schändliche Aufführung vor. „Ach, Prinzessin!“ erwidert Sophie Arnould, „sprechen Sie mir nicht davon; unsere Beschäftigung taugt nichts mehr, seitdem die großen Damen hineinpfuschen.“ Dies wurde stürmisch beklatscht, eben so alle argen Anspielungen auf die Polizei; natürlich bestand das Parterre des Odeons meistens wieder aus jungen Leuten, besonders Studenten, die dann auch, nach dem Gebrauche, in einem der Entreacts mit Ungestüm vom Orchester die Marseillaise verlangten.

(Der Beschluß folgt.)

* London, März.

(Beschluß.)

Die Angelegenheiten der Kirche.

Drittens wird jeder Bürger, ohne Rücksicht auf seinen Glauben, für den Bau und die Erhaltung der Kirchen, so wie für den Gottesdienst in denselben besteuert, wogegen sich die Nonconformisten besonders wehren, weil sie für die Erhaltung ihrer Kapellen gleichfalls zu zahlen haben. Viertens können die Nonconformisten auf den Landesuniversitäten entweder nicht studiren, in Oxford nämlich, oder doch nicht promoviren, nämlich in Cambridge. Auf der erstern wird die Beschwörung der neun-und-dreißig Glaubensartikel der Staatskirche beim Immatrikuliren verlangt, und auf der leztern — mit mehr Liberalität — erst vor dem Promoviren. Alles dieses wollen nun die Nonconformisten abgeschafft wissen, und da es einestheils die Billigkeit erfordert, und andernseits die Menge der Nonconformisten mit ihrem Anhange von Ungläubigen und Gleichgültigen so groß ist, daß kein Ministerium sie verachten darf, so ist die Regierung wohl geneigt, ihnen alle diese Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und wird es thun, so sehr sich auch die Klerisei, von den Tories unterstüzt, sträuben mag. Aber so weit ist es gekommen, daß man selbst hiemit nicht mehr zufrieden ist und nun auch auf die Auflösung des Bandes zwischen Kirche und Staat dringt, was unter andern auch zu der Entfernung der Bischöfe aus dem Oberhause führen würde. Doch dieser Forderung nachzugeben, darf bis jezt noch kein Ministerium wagen; denn so zahlreich auch die Nonconformisten seyn mögen, so wiegt doch bei weitem keine Sekte die bischöfliche Kirche auf, welche noch dazu fast die ganze Aristokratie und den größten Theil des Gelehrtenstandes umfaßt. Auch scheinen die Gewissenhaftesten unter den Nonconformisten noch nicht ganz mit sich darüber einig zu seyn, ob der Sache der Religion im Allgemeinen bei uns wirklich damit gedient wäre, wenn alle Sekten gleichgestellt würden und der Staat sich durchaus nicht mehr um die religiöse Erziehung des Volkes bekümmerte. Das Beispiel von Nordamerika, worauf Viele triumphirend hinweisen, ist noch nicht lange genug erprobt, und die Lage des Landes dabei zu eigenthümlich, um hier als Beleg dienen zu können. Da indessen diese wichtige Frage einmal angeregt ist, so steht zu wünschen, daß je eher, je lieber jede zeitliche Rücksicht, welche die Meinungen dabei bestimmen könnte, beseitigt würde; denn wer sich gegen sein Gewissen bestimmten Ceremonien unterwerfen muß, wer unmittelbar für einen Gottesdienst zu bezahlen hat, dem er nicht beiwohnt und den er oft für sündlich hält, wer sich durch die Kirche in seinen Studien gehindert, oder durch sie auf der Bahn der Ehre aufgehalten fühlt, der wird leicht Gründe für jene Auflösung finden, die ihm vielleicht bei einer freiern Untersuchung fremd bleiben dürften. Dieses scheint auch manchen der Universitätsmänner so sehr einzuleuchten, daß drei-und-sechzig der ansäßigen Mitglieder der Universität Cambridge sich bewogen gefunden haben, das Parlament um Abstellung der Hindernisse zu ersuchen, wodurch kein Nonconformist einen akademischen Ehrengrad erhalten kann. Ihre Bittschrift hat großes Aufsehen erregt und zu langen Debatten, besonders im Unterhause, Anlaß gegeben.

Beilage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 93.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 18. April 1834.

Wo ihr wohnet, da sollen die Städte wüste und die Höhen zur Einöde werden, denn man wird eure Altäre wüste und zur Einöde machen, und eure Götzen zerbrechen und zu nichte machen, und eure Bilder zerschlagen und eure Stifte vertilgen.

Hesekiel.

Vom nahen Ende des Menschengeschlechts.

(Fortsetzung.)

Ehe man einen so hochwichtigen, inhaltschweren Satz, wie die Perfektibilität, so absolut hinstellte, müßte man zum wenigsten Thatsachen, Erfahrungen zu seiner Unterstützung anzuführen haben. Aber alle auf die Erfahrung gebauten Schlüsse, auch nicht Einen ausgenommen, laufen hier dem aufgestellten Grundsatze schnurstracks zuwider. Aeußerte sich die Perfektibilität im Menschen auf dem Wege der Kultur, so müßten doch wohl an hochcivilisirten Völkern äußere Vorzüge hinsichtlich der Körperbildung, Kraft und Lebensdauer in auffallendem Grade bemerklich seyn; nun findet aber geradezu das Gegentheil statt. Was war jenes Geschlecht, das nur in Nestor noch lebte, was waren die Lateiner des Turnus und Wallaces Schotten gegen die ausgearteten Haufen, welche die Kultur unter ihr Joch gebeugt hat! Und jezt noch, wenn es sich davon handelt, wo der eigentliche Typus des Geschlechts in seiner Reife am ehesten noch, wenn auch verwischt, anzutreffen seyn möchte, sucht man ihn etwa in jenen großen Pferchen bleicher, siecher, verkrüppelter Menschen, wandelnder Leichen, Städte genannt? Nein, in den verstecktesten Gliedern der Alpenketten der alten Welt; und wer auch hier noch dergleichen finden will, muß dazu thun, denn die Kultur kommt über Nacht.

Es läßt sich nicht behaupten, denn die fossile Welt liefert bis jezt keinen Beweis dafür, daß bereits verschiedene Arten des Menschengeschlechts, des genus Mensch, untergegangen sind; ich bin aber überzeugt, der Beweis wird geliefert werden, wenn einmal die Geologie, sich nicht mehr auf unsere Steinbrüche beschränkend, die Hochebenen Tibets oder die Thäler des Kaukasus anbohrt. Ich zweifle so wenig an der Existenz des alten Geschlechts der Titanen und Cyklopen, als an der Existenz der Harpie, welche die Poeten mit ihrem Menschenantlitz, ihrer Weiberbrust, mit der Flügelhaut und den vier Händen mit langen Fingern so genau beschreiben, daß Linné sie geradezu hätte abkonterfeien und methodisch oben an die Reihe der Fledermäuse stellen können.

Doch genug von Vermuthungen, die zu nichts führen, obgleich sie noch auf ungleich festerem Grunde stehen, als der Glaube an die Perfektibilität. Sieht man denn aber nirgends Familien des Menschengeschlechts, die sich ihrem Ende zuneigen, und welche die nächste Umwälzung des Erdballs, oder auch nur das nächste sociale Ungewitter, in die Wüsten des Kontinents oder über die Eilande des Oceans hin zerschlagen, und dort von Stufe zu Stufe in thierische Versunkenheit, und von da dem Tod in die Arme führen wird? Und merkwürdig ist es, diesen Leichenzug des Menschengeschlechts eröffnet die

älteste, die vollkommenste Kultur aller Zeiten, die Chinesische. Sieht man denn nirgends Menschenvereine, die schon viel weiter in ihrem Verfall gekommen sind, wo das menschliche Gepräge fast unter unsern Augen sich verwischt, als sollte uns jeder Zweifel benommen werden, daß die Menschheit den Keim der Zerstörung in sich trägt? Verräth sie noch auf keinem Punkt des Erdballs jenen Zustand der Entkräftung und Altersschwäche, der das nahe Erlöschen des Lebensfunkens im Geschlecht, wie in den Individuen verkündet? Was sind denn jene zerstreuten wilden Stämme, an denen alle Wahrzeichen der Auflösung sich in regelmäßigem Stufengange offenbaren, anders, als mehr oder weniger frische Trümmer einer einstigen Kultur? Zum wenigsten müßte man aller Philosophie baar seyn, wollte man in ihnen etwas Anderes sehen. Wo man immer die Kunstgriffe der einfachsten Sprachfügung, die Vorstellungen des eitelsten Götterglaubens, wo man die Fiktion der unumschränkten Gewalt und den Hang zu barbarischem Luxus trifft, da bestand einst überall eine Gesellschaft, der, wie der unsrigen, das Trugbild einer schrankenlosen Zukunft und der Perfektibilität vorschwebte, und das vielleicht am Vorabend ihres unwiderbringlichen Sturzes. Jene Bewohner der Osterinsel, haben sie nicht Monumente, welche in der Mitte stehen zwischen dem ungeheuern Steine von Carnac und den Ruinen der ruchlosen Babel? Dieses Volk ist auch eine Ruine, und es wird von der Erde verschwinden, noch früher als die Kolossen, welche einst an seinem Strande eine längst untergegangene Kunst zum Gedächtniß von Göttern oder Königen aufgerichtet. Man frage die Seefahrer, welche die Archipele des großen Oceans besucht, was aus jenen Kolonien uralter Kultur geworden ist? Sie trafen Länder, wo die Bevölkerung im Zwischenraum zweier Expeditionen um die Hälfte abgenommen. Ja es gibt dergleichen Gräber der Menschenfamilie, wo der Forscher sich nachgerade versucht fühlt, dem Menschen einen andern Namen beizulegen. Das unselige Geschöpf, dem Gott einst auch den lebendigen Odem eindlies, hat den Mechanismus der Sprache verlernt, die zwei, drei Gedanken, welche seine Seele vermag, drückt es durch verworrene Laute aus, gleich denen des Pongo. Es kommt siech zur Welt und wird dreißig Jahre alt. Noch ein paar Generationen, und die Lehre von der Perfektibilität bewährt sich hier an einem Haufen Gerippe, für die keines Lebenden Hand eine Grube graben konnte.

Aber wie! da suche ich gar zu weit nach Beweisen für einen gar zu gemeinen Satz, für die alleinzige Wahrheit, welche der Mensch fassen und begreifen kann, nach Beweisen für die Abnahme und den Tod der Geschlechter, um davon die Anwendung auf unser eigenes zu machen. Zurück vom Ausflug über die Fläche der Erde hin! erklimmen wir ihre Höhen; sie wird uns dort dasselbe predigen. Nicht leicht legt Einer hundert Meilen zurück, so steht er am Fuße eines der Gebirge, die unbestritten länger stehen, als alle vergangenen Formen menschlicher Vereinen. Ganz oben liegt der Heidenstein, der ungeheure Block auf ungeheuern Unterlagen, auf die er ohne Hebel und Tau gewälzt worden. Etwas weiter unten steht die Burg, gleich einem Adlernest zwischen Himmel und Erde schwebend; wer in den Fundamenten des alten Thurmes wühlt, gräbt eiserne Wehren auf, mit denen einst der Krieger zur Schlacht auszog und die jezt der kräftigste Arm nur mit Mühe schwingt. Dort unten am Abhang schimmert unter dem niedrigen Dache die Hütte des Hirten; er treibt seine Heerde heraus, ein Zwerg gegen den Titanen dort auf des Berges Gipfel, ein Zwerg gegen den gewappneten Zwingherrn in der Burg, ein Riese gegen uns, und neben ihm springt sein Nachbar, der Gemsjäger, von Fels zu Fels, flink und kühn, wie seine Beute. Wir ziehen weiter abwärts: dort steigt der Rauch einer Stadt auf, zu uns herüber tönt das Getöse der Menschen drinnen; die sich ihr Lebenlang nur um zwei Sorgen mühen, wie sie Geld gewinnen und wie sie die Zeit los werden. Wir sehen ihre verweichlichten Körper, ihre kranke Blässe, hören das ewige Gesumme der Kirchenglocken, ein Beweis, daß man schnell Abschied nimmt von diesen hübschen, grün angestrichenen Häusern mit dem Rosenflor vor den Fenstern. Doch wir gehen vorüber, dort hinein in die Thalschlucht; hier verweilen wir einen Augenblick. Das Ungeheuer, das uns da entgegentritt, ist ein Mensch; ja, es hat noch etwas vom Menschen. Dieses schielende, trübe Auge, das aus kahlen, blutigen, geschwollenen Augenliedern blickt, aber nicht sieht, es ist ein Menschenauge; diese dicken, verzerrten, geifernden Lippen, es ist ein Menschenmund; dieses wirre Stammeln, dieses heisere Bellen, es sind Menschenlaute: dieses Wesen ist der Cretin. Nur selten pflanzt er sich selbst fort, aber alle Tage wird er hier im Thal, dort in der Stadt von verwandten Wesen erzeugt. — Wir haben nicht mehr als eine halbe Meile zurückgelegt, und auf diesem Wege an einem ganz kleinen Bruchtheile des Menschengeschlechts seine ganze Geschichte, seinen Anfang und sein Ende, vorgebildet gesehen.

Das Alles wißt ihr so gut wie ich; ihr überseht es nur über dem blendenden Phantom der Kultur, in welcher eure Phantasie feste Elemente der Erhaltung und ewigen Dauer sieht. Nun ja, eine gut gearbeitete Larve mag einer Leiche den Schein des Lebens geben; macht den Deckel auf, ich stehe dafür, es liegt eine Mumie darunter. Kannte ich doch hochbejahrte Gecken, die schlafen gingen, nachdem sie sich zu einem Ballkleid das Maaß nehmen lassen, und die im Leichentuche aufwachen werden, wenn sie je erwachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine neue Thierwelt im Schattenspiel.

(Beschluß.)

Merkwürdig ist es, daß das Seinewasser nicht dieselben Thierarten enthält, welche z. B. der sich in die Seine ergießende Bievrebach aufweist, und in diesem gibt es wiederum andere Thierchen, als in dem Brunnen= oder Pfützenwasser. Bringt man zwei Tropfen Wasser aus verschiedenen Flüssen, Bächen oder Orten in Berührung, so entsteht ein sichtbarer Schrecken unter den Bewohnern über das unerwartete Zusammentreffen mit unbekannten Gestalten, und nachdem sich die Thierchen von diesem ersten Schrecken erholt haben, oder vielleicht unter dem Einflusse desselben, fahren sie grimmig auf einander los. Wie schrecklich muß es also unter ihnen an den Orten hergehen, wo sich Wasser verschiedener Art mit einander vermischt, z. B. Regen= und Flußwasser, oder beim Zusammenfluß zweier Ströme! Welch Brausen, Stoßen, Drängen muß z. B. bei Mainz herrschen, wo mit den Mainfluthen ganze Legionen fremdartiger Geschlechter, die schon mit den Tauberbewohnern zu kämpfen gehabt haben, in das Rheinbett hineinstürzen und die vielleicht friedfertigen Staaten dieses Flusses in Aufruhr bringen! Welch furchtbare Schlachten müssen beständig dort sowohl, als zu Koblenz und anderswo geliefert werden! Gewiß gehen daselbst in jeder Minute Millionen von Thierchen zu Grunde, oder werden schrecklich verstümmelt. Welch unzählige Haufen von Hörnern, Rüsseln, Beinen und Rümpfen mögen wohl immerwährend von diesem Schlachfelde den Rhein hinunter dem Meere zuströmen! Beim Ergießen der Flüsse in's Meer geht es vielleicht noch schlimmer her, und hier müssen die Staatsumwälzungen sich Tag für Tag oder vielmehr jede Minute ereignen.

Ein Regen muß der unsichtbaren Bevölkerung eines Flusses oder Baches als eine schreckliche Naturerscheinung vorkommen; bei jedem Platzregen muß das Getümmel unbeschreiblich werden, und bei Ueberschwemmungen sind wahrscheinlich alle Wasservölker unaufhörlich zum Kampfe gerüstet. Da sich das Wasser mit ihnen fortbewegt, so wähnen sie vermuthlich, sie stehen immer still, so gut als die Päbste, welche das Kopernikanische Weltsystem für Ketzerei erklärten.

Indessen wäre es möglich, daß an den Orten, wo beständig Schaaren unbekannter Völker und Gestalten herbeigeschwemmt kommen, die Natur den Bewohnern eines Flusses oder Baches die gehörige Dosis Duldsamkeit eingeflößt hätte. Dann mag wohl die starke Anzahl der Ankömmlinge den Bewohnern die Ruhe der Furcht auferlegen, wie in der menschlichen Gesellschaft, wo fast alle Nachbarvölker einander anfeinden, aber nothgedrungen in Frieden mit einander leben und die Eifersucht auf sich beruhen lassen.

Es werden wohl noch Jahrhunderte vergehen, ehe der Mensch es dahin bringt, durch vervollkommnete Instrumente und anhaltende Beobachtung nähere Kenntniß von diesen unsichtbaren Wasserstaaten zu erhalten. Indessen könnte man schon jezt die Hunderte und Tausende von Thiergestalten zeichnen, die man in einem Tropfen Wasser erblickt. Aber auch dies ist eben keine leichte Arbeit; mit Fleiß und Geduld würde man jedoch jezt schon viel ausrichten. Hätte man dann mit vieler Mühe, vermittelst des Cary'schen Schattenspiels, die Bewohner der Seine auf's Papier gebracht, so könnten Andere die von denselben abweichenden Gestalten aus andern Gewässern zeichnen, und man würde auf diese Weise allmählich zu einer interessanten Vergleichung gelangen. Einiges ist schon durch andere mikroskopische Beobachtungen vorbereitet worden; allein es wird gut seyn, wenn man die Untersuchungen von vorne anfängt und sich dabei vorzugsweise des englischen Kastens bedient. Freilich bekommt man dadurch nur die Umrisse der Gestalten, oder ihre Silhouetten; die größten Wunder sind aber vermuthlich in der Organisation der Thierchen verborgen; denn wenn es wahr ist, was Bernardin de St. Pierre behauptet, daß der Rüssel einer Mücke weit künstlicher gebaut ist, als der eines Elephanten, und daß eine Fliege weit sinnreicher eingerichtete Flügel hat, als ein Adler, um wie Vieles mag dann nicht der Bau der Organe bei den Wasserthierchen den organischen Bau der uns bekannten Thiere übertreffen! Wir dürfen aber nicht so bald hoffen, in diesem Fache alle Naturwunder aufzudecken, und vielleicht bleiben uns am Ende immer noch eben so viele, wo nicht noch mehrere verborgen, als wir kennen lernen.

Zulezt, als Warwick aufgehört hatte, sein sonderbares Schattenspiel zu zeigen, mußte ich mir doch gestehen, daß von allen Naturwundern der Mensch, besonders der Mensch im gebildeten Zustande, die größten in sich vereinigt. Ist es nicht in der That ein großes Wunder, daß er es durch Nachdenken und allmählige Versuche hat dahin bringen können, eine seinen Augen verborgene Welt, von welcher man Tausende von Jahren nichts geahnt hatte, durch die von ihm erfundenen Werkzeuge so darzustellen, und in einem Saale einer großen Stadt ein angenehmes Schauspiel aus dem Treiben und Bewegen dieser verborgenen Welt zu machen?

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Le camarade de lit. Un scandale.

Das Rufen nach der Marseillaise wurde so allgemein, daß das Orchester nachgeben mußte und anfing zu spielen

als eben der Vorhang aufging. Nun wollte es aufhören; aber damit war der lieben Jugend nicht gedient, und sie ruhte nicht eher, bis das Orchester fortfuhr und das republikanische Lied zu Ende spielte. Wahrscheinlich wünscht man das Spielen und Singen desselben in den Theatern jezt zu vermeiden, und nimmt daher den Augenblick des Aufrollens des Vorhangs wahr, um dem dringenden Wunsche der Jugend nachzugeben. Die Zeit ist schon fern, da Ludwig Philipp auf dem Balkon des Palais-royal zu dem Volksgesange unten im Garten mit der Hand den Takt schlug; gewiß würde er ihn jezt nicht mehr dazu schlagen. Die Studenten aber, die keinen Grund zu haben glauben, jezt anderer Gesinnung zu seyn, als vor einigen Jahren, verlangen noch immer, wenn sie in großen Haufen beisammen sind, die Marseillaise, wäre es auch nur, um die Polizei zu necken. Das zweite oder dritte Stück, ich erinnere mich nicht recht mehr welches, durfte daher auch nicht eher beginnen, als bis das Aux armes citoyens! völlig gespielt und abgesungen worden war. Als zweites Stück wurde der „Camarade de lit“ gegeben, ein Vaudeville, das in politischer Hinsicht berühmt geworden ist, indem es einen halben Friedensbruch zwischen Frankreich und Schweden veranlaßt hat. Ich weiß nicht, ob die Dichter wirklich die Absicht gehabt haben, den König von Schweden zu beleidigen. Es könnte seyn, daß sie bloß daran gedacht hätten, ihren Thibaut, das Muster oder den Typus eines Soldaten der Napoleonschen Armee, zu verherrlichen; nur ist es dann sonderbar, daß sie so spät damit herausgerückt sind, da solche Ideale von Soldaten der „großen Armee“ schon zu Duzenden auf dem französischen Theater herumlaufen, und besonders zu Anfang der Restauration außerordentlichen Beifall hatten. Lepeintre, vom Palais-royal-Theater, spielt den alten Soldaten recht gut; er ist ein Liebling des Publikums, und wenn er auch zuweilen sich zu heftig geberdet, so nehmen ihm dies die Pariser nicht übel. Hätten die Dichter alle Rollen so gut angelegt, als die des alten Soldaten, so wäre Alles gut gegangen; diesem Veteran wollten sie aber einen Kameraden entgegenstellen, welcher sich zum Könige emporgeschwungen hat, und damit haben sie ihr Stück verdorben; denn da sie diesen zweiten Helden nur einfältige Streiche begehen lassen, um das Bild des uneigennüzigen und bescheidenen Veteranen noch mehr zu heben, so kann man bloß den Wiz bewundern, womit sie ihre alberne Schöpfung bereichert haben. Es heißt, Bernadotte habe ehemals wirklich einen Bettgenossen, Namens Thibaut, gehabt, und dieser habe sich schon vor mehreren Jahren schriftlich an den zum Könige erhobenen alten Freund gewendet und ihm guten Rath ertheilt, worauf der König ihm eine Geldsumme habe zukommen lassen. Thibaut habe jedoch dieselbe ausgeschlagen und damit der alten Freundschaft ein Ende gemacht. Gesezt nun, diese Geschichte sey wirklich wahr und ein Dichter habe die Absicht gehabt, dieselbe zu dramatisiren, und deßhalb vorausgesezt, wie in dem Vaudeville, Thibaut, der alte Veteran, begebe sich nach Schweden, um noch einmal den alten Kameraden in seinem jezigen Glanze zu sehen und dann wieder nach seinem Vaterlande zurückzukehren, so wäre es ihnen ja ein Leichtes gewesen, wie mich dünkt, aus der Zusammenkunft der beiden alten Kameraden etwas Gescheidtes zu machen, anstatt auf die abgeschmackte Erfindung zu gerathen, der König wolle einen Tag mit Thibaut in einer Dorfschenke zubringen, lasse sich dort von Thibaut zutrinken, werde ganz fidel, unterzeichne die auffallendsten Befehle, und bemerke erst am andern Tage den Wirrwarr, den er dadurch angerichtet. Komische Elemente haben die Dichter dadurch freilich hereingebracht, indessen geschieht dies doch allzusehr auf Kosten der Wahrscheinlichkeit, als daß ein ruhig urtheilender Zuschauer es billigen könnte. Das Publikum will aber in den kleinen Theatern erheitert werden, und kümmert sich wenig um das Wahrscheinliche; auch betrachtet man solch ein Stück nur als einen lustigen Schwank, der dem Könige von Schweden in der öffentlichen Achtung nicht schaden kann. Der König hätte also Unrecht, wenn er die Sache von der ernsten Seite nähme. Und die französische Regierung kann dabei nichts thun; denn das Theater ist jezt eben so frei, wie die Presse, auf andere Potentaten wird so gut gestichelt, als auf Karl Johann, und die französische Regierung wird eben so wenig geschont. Nach diesem Stücke ward die „Danseuse de Venise“ gegeben, wovon ich bereits ausführlichen Bericht abgestattet habe. Mlle. Dejazet that darin alles Mögliche, um zu gefallen, was ihr bei den jungen Leuten im Parterre auch glückte, wie immer; aber in den Logen behauptete man immer noch, es fehle ihr an dem guten Anstande, welcher der gebildeten Welt so sehr gefällt. Der lange Abend wurde mit dem Karnevalsschwanke „un scandale“ beschlossen, in welchem die junge Schauspielerin wiederum die Hauptrolle hatte, wobei ich bewundern mußte, wie sie noch mit derselben Lebhaftigkeit und demselben Eifer spielte, als ob sie eben erst anfinge, wiewohl sie bereits in zwei langen Stücken, besonders in dem lezten, eine sehr ermüdende Rolle gespielt und gesungen hatte. Es gefällt besonders an diesem Mädchen, daß sie eine unverwüstliche Heiterkeit besizt und mit ganzer Seele sich ihrem Spiele hingibt. In der Posse „un scandale“ hat sie ihre Rolle nicht auf der Bühne, sondern im Saale, auf der ersten Galerie zu spielen. Sie erscheint nämlich auf dieser Galerie als eine zuschauende Bürgerfrau, in der Gesellschaft eines vorgeblichen Vetters, und da eben das Stück auf der Bühne begonnen hat, worin von einer Frau die Rede ist, welche sich von einem alten und dann von einem jungen Anbeter eine Geldsumme zu verschaffen sucht, um einem lieben Vetter, welcher als Konscribirter dienen soll, einen Remplaçant zu verschaffen, so unterbricht sie auf einmal das Spiel, mit dem Rufe, es sey doch abscheulich, daß man Privatgeschichten auf die Bühne bringe; denn was da von den Schauspielern dargestellt werde, sey ihre eigene Geschichte. Die Schauspieler wollen fortfahren, sie aber unterbricht sie nochmals, wendet sich an das Publikum und erzählt ihm auf possierliche Weise ihre Lebensgeschichte, besonders ihre Heirath mit einem einfältigen Manne, den sie auf der entgegengesezten Galerie erblickt und dem Publikum zeigt. Dieser wird böse und will sie zum Schweigen bringen; auch die Schauspieler beklagen sich, daß sie nicht spielen können; allein eine grobe Stimme aus dem Orchester verlangt, die beiden Eheleute sollen gehört werden, und es entsteht nun ein komischer Wortwechsel, worauf der Schwank damit beschlossen wird, daß die Frau ankündigt, sie wolle Schauspielerin werden, wirklich auf die Bühne eilt und das Finallied singt. Solcher Faschingsschwänke, worin das Stück durch Gespräche im Saale unterbrochen wird, haben die kleinen Theater mehrere, sie sind daher nichts Neues mehr; dieser lezte gefällt, weil er zum Glücke nicht lang ist. Indessen war es doch beinahe schon Mitternacht, als alle die Vaudevilles und Schwänke ein Ende nahmen. Am folgenden Tage kündigte ein Blatt an, die Einnahme habe 2600 Franken betragen. Es ist doch immer schön, daß es Mittel gibt, einem Alcide Touzez, welcher vermuthlich der Hülfe bedürftig ist, an einem Abende, an welchem sich Jedermann belustigt hat, über 100 Louisdor zu verschaffen.

D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 94.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 19. April 1834.

Ihr treibt doch Alchymie! macht Geld aus dem!

Shakespeare.
Timon.

Aus der Schule der Höflichkeit.

Die Schule der Höflichkeit des Freiherrn v. Rumohr wird nächstens die Presse verlassen. Wir wünschten die Leser auf dieses originelle Werk aufmerksam zu machen, und greifen daher aus der Galerie von Charakteren, in der er mit wenigen Strichen die äußere Haltung aller Stände zeichnet, auf gerathewohl einige heraus.

* * *

Vom Betragen der Künstler in Thon, Marmor, Erz, in Farben und Reimen.

Die Künstler in allen den oben angegebenen Stoffen oder Manieren haben mit den mechanischen oder Handwerkern immer noch Verschiedenes gemeinsam. Denn mit Ausnahme der Dichter, welche ganz von der Luft leben, machen sie aus ihrer Arbeit gleichfalls ein Gewerbe, nehmen Bestellungen an und verkaufen ihre Zeit, ihren Fleiß, dessen Produkt und allerleztes Ergebniß. Der Künstler hätte vom Handwerke, aus welchem er im Laufe der Zeit hervorgegangen ist, immer nur Einiges beibehalten dürfen, z. B. die Bescheidenheit der äußern Lebenseinrichtung, welche den Geschmack und die Gemächlichkeit nicht ausschließt; besonders aber die vormals gebräuchliche Art, vom Meister auf den Lehrling und Gesellen die Kunst fortzupflanzen, und mit dem lezten gemeinschaftlich sie auszuüben. Indeß, wie allen den übrigen Dingen, so hat auch der Kunst jener allgemeine Drang nach einem auszeichnenden und hervorhebenden Stempel, oder nach bloß scheinbarer Bedeutung und Gewichtigkeit, längst schon ihr altes warmes Kleid ausgezogen. Wir haben sie daher gegenwärtig, theils in Nacktheit und Vergessenheit frierend und jammernd, theils auch ganz neu und ziemlich glänzend bekleidet und vor den Leuten durch Titel und Anderes hervorgeschmückt.

So verschiedene Stellung macht einleuchtend gleich verschiedene Höflichkeitsvorschriften begehrenswerth und selbst erforderlich.

Wer seine Kunst von einem Winkelmeister, oder gar durch eigenes Bemühen und Denken erlernt, daher auf öffentliche Beförderung und Begünstigung keine Ansprüche zu machen hat, soll die Kunst als ein bürgerliches Gewerbe still für sich hinbetreiben, von seinem Verdienste gern einen Sparpfennig zurücklegen, damit er künftig von den Zufälligkeiten des Lebens minder abhängig sey. In seinem Bezeigen vor Andern soll ein Künstler dieser Art nicht vorlaut seyn, vielmehr unleidlichem Stolze und der Grobheit des Uebermuthes sogleich ausweichen. Sein Antlitz mag das Bewußtseyn wohlerworbener Geschicklichkeit und sicheren Wissens, sogar die Gewohnheit

der Begeisterung, und je zuweilen den Rausch der Entzückung abspiegeln. Auch das Bewußtseyn der Redlichkeit und Zuverlässigkeit wird er verrathen dürfen; sogar das ernstliche Bestreben nach dem Vortrefflichen und nach völliger Zufriedenstellung seiner Besteller und Gönner mag er hindurchschimmern lassen. Das Haupt soll er aufrecht, die Brust erhaben, den Rücken gerade halten, und überhaupt in jeglicher Bewegung eine gewisse anständige Sicherheit an den Tag legen; doch nach Maßgabe seines Talents, seiner Leistungen und häuslichen Umstände. Nach diesen mag er sein Bezeigen wohl ermäßigen; denn es ist der Kunstgriff, das Genie zu erheucheln, bereits so verbraucht und abgenuzt, daß höchstens dem ästhetischen Vagabunden daraus noch einiger Gewinn und Vortheil zu verheißen ist.

Hingegen soll die Höflichkeit eines vom Staate anerkannten, gebilligten, geehrten und besoldeten Künstlers nicht, gleich jener, nach dem Subjekt und dessen Verdiensten und Ansprüchen abgemessen werden, sondern nach den Personen und Umständen von einem Aeußersten zum andern übergehen. Ein solcher staatsmäßiger Künstler darf in seinem Fache einige praktische Verdienste haben; man wird diese Eigenschaft ihm verzeihen, obwohl auch gerade nicht viel darauf geben, weßhalb er derselben nöthigenfalls ganz entbehren kann. Worauf es in seiner Lage allein ankommt, will ich ihm wohl erzählen: auf Titel, Gehalt, Ehrenzeichen, und vornehmlich auf die Gunst und gute Meinung einflußreicher und hoher Personen. Diese zu erlangen und festzuhalten, ist seine höchste Lebensaufgabe, welcher jede Neigung, Laune, Bequemlichkeit, und besonders die Kunst selbst, nachstehen und weichen muß. Nach jedesmaligem Bedürfniß soll er imponiren oder sich demüthigen, widersprechen oder schmeicheln und nach dem Maule reden. Anfangs wird es ihm beschwerlich fallen, doch lernt sich's mit der Zeit; auch mag er von dem Zwange, welchen vor den Hochgestellten dieser Erde die Klugheit ihm auferlegt, in freien Stunden auf das Angenehmste sich erholen, indem er Gleichgestellte mit Nachlässigkeit, Untergebene mit beliebiger Härte behandelt und an deren Qualen und Leiden im Stillen sich ergözt.

Die Dichter endlich sind ein Geschlecht, welches dieser Welt so wenig angehört, daß nicht wohl anzugeben ist, wie sie darin sich zu benehmen haben. Gemeinhin pflegen sie von Allem, was zu thun oder zu lassen wäre, eben dasjenige zu ergreifen, was ihnen den größten Nachtheil bringt. Zur Unzeit verrathen sie dem Publikum, welches stets die Freiheit seines Geschmackes und Urtheils behalten, daher unmerklich gewonnen, beschlichen seyn will, daß sie auf dessen Verehrung, Achtung, Dankbarkeit im Voraus Anspruch machen. Zur Unzeit wiederum lassen sie die Flügel sinken, geben sie schon bewilligte Ansprüche wieder auf. Den Dichtern an sich selbst ist hierin nichts vorzuwerfen, wohl aber der Kunst, welche in ihrem hohen Sinne weltliche Klugheit verschmäht, und allerdings verschmähen soll, was den dichterischen Flug seiner besten Schwungkraft beraubt.

Ein kluger, besonnen jede Pflicht der Höflichkeit genau erledigender Dichter mag unter den Hof- und Gelegenheitspoeten sich zeigen können, weil diese bekanntlich der Rücksicht benöthigter sind, als der Begeisterung. Im Ganzen jedoch wird man bei den Dichtern, nach Maßgabe ihres Talents, stets auf eine nicht abreißende Kette von Verwechselungen, Unbesonnenheiten, Verletzungen, Thorheiten, Zerstreulichkeiten und so fort im Voraus gefaßt seyn müssen. Nur lasse man sich nicht täuschen durch jene menschlichen Ueberreste vormals großer Poeten, welche längst den erloschenen Geistesfunken unter der Asche der Gunst und Meinung im Glimmen zu halten suchen. Diesen freilich fällt es gar leicht, berechnet und weltklug zu seyn, weil jener Dämon, der auch den Gewaltigsten bisweilen aus dem Sattel hebt, sie, wenn er sie jemals recht angefaßt, doch gegenwärtig los und ihrem eigenen Selbst überlassen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom nahen Ende des Menschengeschlechts.

(Fortsetzung.)

Ein Zustand alter Kultur wird immer ein unnatürlicher, künstlicher; es ist damit wie mit der Vegetation alter Forste, und nur ein schlechter Beobachter läßt sich dadurch täuschen. Wenn irgendwo ein Gesellschaftsverband seiner Auflösung entgegengeht, so schießen in ihm eine Menge eigensüchtiger Leidenschaften empor, die an seinem Marke zehren, gerade wie sich beim Baum zehrende Flechten und schmarotzendes Moos an die Rinde klammern, durch die er allein lebt. Von weitem täuscht das erborgte Grün, aber ehe man vor dem bemoosten Stamme steht, sieht man, daß er abgestorben ist. Die scheinbare Vervollkommnung der gesellschaftlichen Form hat einmal mit der Lebenskraft und Dauer des Geschlechts nichts zu schaffen, oder vielmehr, sie stehen geradezu im Widerspruch mit einander. Wer lange lebt, kann sich immerhin die Lebenserfahrung da und dort zu Nutze machen; er mag den einen oder den andern seiner Genüsse, im Maaße, als ihrer überhaupt wenigere werden, verfeinern; er mag, was ihm im zerrinnenden Rest seiner Tage noch gegönnt ist, mit weiserer Sparsamkeit kosten; aber kein Mensch ist so unsinnig, sich einzubilden, dieser traurige Vorzug des Alters werde die natürlichen Grenzen seines Lebens hinausrücken, es warte seiner

eine unerschöpfliche Fülle immer neuer Genüsse, von denen er in den Jahren seiner Blüthe und Kraft nichts gewußt. Diesen Fehlschluß macht aber die Gesellschaft; sie hat im Laufe der Jahrhunderte wirklich Manches gelernt, das hat sie aber noch nicht gelernt, daß sie das Abbild eines sterblichen Einzelwesens ist, dessen Lebensende nahe bevorsteht. Und so spricht denn die Kultur auf ihrem jetzigen Standpunkte selbst lauter, als alle meine Argumente, gegen die unendliche Perfektibilität des Geschlechts; und man mag mir immer höhnend und triumphirend zurufen: ob ich die Kultur denn nicht fortschreiten sehe? Ach ja! ich sehe, wie sie schreitet, wie sie rennt, so gut wie ihr; aber, und dies ist der ganze Unterschied, ich sehe auch wohin.

Die Chinesen sind dasjenige Volk, dessen gesellschaftliche Form, so weit die Geschichte rückwärts reicht, keine Veränderung erlitten hat, wohl deßhalb, weil keine den Bedürfnissen des civilisirten Menschen besser angepaßt ist; diese Menschen nun, welche nicht Jahr für Jahr ihr Geschick in einem neuen Versuche auf's Spiel setzen, die als Volk gar keinen Begriff von jenem Besserwerden in der Zukunft haben, nach dem wir mit einer Hartnäckigkeit ringen, die keine noch so herbe Täuschung entmuthigt, halten sich auf ihre Weise für ihre politische Lähmung schadlos; jene Unruhe, jenen Trieb zu Veränderung und Umwälzung, der allen Nationen in ihrem Verfall inwohnt und für das unheilvolle Zeichen ihres Eintritts in ihr großes Stufenjahr gelten kann, lassen sie an Gottes Werken aus. Dafür, daß sie zu kraftlos sind, an der intellektuellen Organisation der Staaten zu rütteln, rächen sie sich an der natürlichen Organisation der Wesen. Man weiß ja, wie fertig sie darin sind, Menschenköpfe einzudrücken, den zarten Frauenfuß zum unförmlichen Klumpen umzugestalten, durch seltsame Kreuzung von Thieren wunderliche, zum Glück unfruchtbare Mißgeburten zu erzeugen, eine ganze phantastische Menagerie. Mit gleich schauerlichem Glück arbeitet ihr kläglicher Instinkt an Verkrüppelung der Pflanzenwelt. Es gelingt ihnen, den Saft der ausdauerndsten Gewächse in enge Kanäle zu sperren, ihr Wachsthum zu hemmen und die Riesen des Waldes auf den Wuchs kleiner Gesträuche herunterzubringen; Pygmäenwälder, unter denen nur das Gewürm der Erde Schutz vor dem Sturme suchen mag. Wenn nun über diese Bäume, die Opfer eines läppischen, barbarischen Verschönerungstriebs, mit einemmal der Geist der Weissagung käme, wie über die Eiche von Dodona, und sie zu sprechen anfingen, was würden wir da sagen, wenn sie sich in ihrer schmählichen Zwerggestalt ganz wohl gefielen, wenn sie in ihrem erbärmlichen Dünkel den kraftvollen, riesigen Stamm lästerten, der aus ihrem Saamen emporgewachsen war und seine Laubkrone im Forste ausgebreitet hatte, bevor eine ruchlose Hand ihn nahm und schändete, wenn sie ihren Sprößlingen, als künftigen Königen der Wälder, Aeste weissagten, die dem Sturme trotzen, und ewige Schatten? — Hört, Europäer des neunzehnten Jahrhunderts! in dieser Fabel spiegelt sich eure Geschichte: es sind civilisirte Eichen.

Ich sagte so eben, die Menschheit habe Manches gelernt; es ist dies fast zu viel gesagt, und ich spreche mich daher sogleich darüber aus, wie ich es gemeint, damit man nicht zu viel darein lege. Die Menschheit hat in den paar tausend Jahren nicht eine einzige Hauptidee erworben, nicht eine einzige moralische Wahrheit, die nicht zu Hiobs Zeiten landkundig gewesen wäre; sie hat die Natur auch nicht aus Einem Gesichtspunkt betrachtet, auch nicht Ein Geheimniß des Menschenherzens erforscht, wovon Homer nichts gewußt hätte; sie ist nicht philosophischer als Pythagoras, ist nicht poetischer als Alcäus. Durch ihre Juristen ist so wenig Solon um seine Krone gekommen, als durch ihre Aerzte Hippocrates. Die Künste der Alten werden ewig Gegenstand der Nachahmung, des vergeblichen Nachringens bleiben. Sogar die Gewerke der niedrigsten Ordnung, wobei es nur auf Kraft und Fleiß ankommt, die, sollte man meinen, durch Erfahrung in Folge langer Uebung von Geschlecht zu Geschlecht sich leicht vervollkommnen könnten, haben nur theilweise Fortschritte gemacht, und wollte man gegeneinander abwägen, was hierin verloren gegangen und was erworben worden ist, würde das Ergebniß schwerlich unserm Stolze schmeicheln. So steht es, bis auf Weiteres, in Sachen der Perfektibilität, von der Erbauung Babylons bis auf die Zerstörung des erzbischöflichen Pallastes zu Paris.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, April.

Zollverein. Erbauungs-Literatur.

Was jezt hier alle Gemüther beschäftigt, um in den Ausdrücken der Zeitungsschreiber zu reden, das ist der Zollverein. Die Ungewißheit ist vorüber, wir werden beitreten, und wenn etwa die Sache nicht gut ausfällt, so ist wenigstens keine Vernachlässigung des Horazischen nonum prematur in annum Schuld, denn in's zehnte Jahr schon schleicht die Unterhandlung. Eine allgemeine Regsamkeit ist in dieser Zeit nicht zu verkennen. Erst das Eintreffen der Notabeln aus den verschiedenen Ständen, der Urproduktion, der Industrie und des Handels, welche der Finanzminister einberufen hatte, um sich über die einzelnen Interessen mit ihnen zu verständigen, die Reden und Antworten, welche sie mehr noch dem Publikum als dem Minister da und dort zu geben hatten; an den Wirthstafeln konnte kein anderes Gespräch aufkommen, als der Zollverein, auf den Spaziergängen hörte man nur die Worte „Mauth, Schmuggelei, Zollinie;“ selbst in Konzerten, im Theater, nach den rührendsten Stellen zischelte die Nachbarschaft von Zucker,

Kaffee und Seidenwaaren. Auf den Straßen war der dritte Mensch ein Dienstbote mit einem verdeckten Korbe, aus dem am Rande die Spize eines blauen Zuckerhuts hervorsah, oder dem man es im Vorübergehen anroch, daß er Kaffee trug; in den Kaufläden ein Kommen, Gehen und Einkaufen, wie wenn man die Waaren umsonst bekäme. Zulezt noch die eigenthümliche Bewegung in den Familien, die Redseligkeit der Hausfrauen, die Verhandlung der staatswirthschaftlichen Fragen in Küchen und Speisekammern, die Umwandlung der Gardinenpredigten in Controversreden über den Beitritt zum preußischen Zollverein, selbst bis zum gestörten Hausfrieden, da die Frauen durchgängig dagegen sind. Die Frauen haben so Unrecht nicht; bei derlei Fragen heben sie immer das praktische Element hervor, abgesehen von Politik, Nationalökonomie und Staatsfinanzen. Hier liegt ihnen der Punkt am nächsten, der fast allein sicher steht: während wir über die Folgen alles Andern noch im Ungewissen sind, bleibt das vorerst beim Abschluß des Zollvereins das einzig Sichere, daß wir theuer kaufen müssen, wo wir wohlfeil gekauft haben. Darum sind die Frauen dagegen, und sie haben so Unrecht nicht. — Daß zu all diesem Weben und Treiben noch das der Journalistik hinzukommt, versteht sich von selbst, und sogar zwei ausgezeichnete Namen sind mit Broschüren in den Kampfplaz getreten, der Staatsrath **Nebenius** („Denkschrift für den Beitritt Badens zum preußischen Zollverein") dafür, und **Wessenberg**, anonym, („Wäre der Beitritt Badens zum preußischen Zollverein wünschenswerth? Von einem Badner") dagegen fechtend. Selbst wenn die Sache noch nicht entschieden wäre, so ließe sich aus diesen beiden Schriften ein ziemlich richtiger Schluß auf den Beitritt ziehen, nicht etwa aus den schlagenden Gründen und einleuchtenden Vortheilen, sondern weil der Verfasser der erstern im Ministerium sizt und der der zweiten in der Opposition. Sie zu kritisiren, darauf will ich mich nicht einlassen; wer den Anschluß wünscht, lobt die erste, und wer ihn verwünscht, erhebt die andere. Das mag übrigens richtig seyn, daß jene fast nur von den Vortheilen spricht und den „großen Markt" als Schlagwort benuzt, daß diese dagegen nur die Nachtheile kennt und einen großen Markt entbehrlich findet, wenn man wenig darauf zu führen hat. Ich, als Consument, verstehe die Sache zu wenig, um Alles gegen einander abwägen zu können; deßwegen habe ich das Gewisse im Auge und halte es mit den Frauen.

Weil mich der Zollverein auf literarische Produkte brachte, so will ich dabei verweilen und einige Neuigkeiten der **Journalistik** betrachten. Seit dem neuen Jahre erscheinen zwei **religiöse Zeitschriften**, die eine pomphaft in Ankündigung, Titel und Ausstattung, aber schwankend und unselbstständig im Inhalt, die andere äußerlich einfach und anspruchlos, in ihrem Wesen aber desto bestimmter. Beide tragen die Geschichte ihrer Entstehung an der Stirne: jene ist das Kind einer Buchhändlerspekulation, diese der innern Ueberzeugung und Begeisterung und des Drangs, sie mitzutheilen. Der vollständige Titel der ersten lautet: „**Blätter für häusliche Erbauung**, unter Mitwirkung des Herrn Prälaten **Hüffell** und mit Beiträgen von Herrn Kirchenrath **Sonntag** und mehreren andern Gelehrten, herausgegeben von **C. Schmezer**, evangelischem Geistlichen in Baden. Erster Jahrgang. Mit Bildern nach den Originalwerken der größten Meister und mit Melodien aus dem Gebiete der heiligen Musik." Das Vorwort meint, unverkennbar sey das rege Interesse, welches die Gebildetern und Bessern unserer Zeit an Allem nehmen, was mit der großen Idee des Christenthums und mit der Förderung seiner heiligen Endzwecke in irgend einer Beziehung stehe; darum sey die Herausgabe eines christlichen Blattes zeitgemäß. Aber da so Viele durch Geschäfte, Gebrechlichkeit, Krankheit abgehalten seyen, den Gottesdienst zu besuchen, so solle ihnen dieses Blatt die Kirche gleichsam in's Haus bringen. Sie sehen, man wird täglich nicht nur industriöser, sondern auch christlicher, und sucht den Leuten die Seligkeit so bequem wie möglich zu machen. Das Blatt kündigt sich also gleichsam als einen Commis voyageur des Christenthums an. Ist es nicht genug, daß Christus einmal die Krämer und Verkäufer aus dem Tempel jagte? Schlagen sie doch wieder ihre Tische darin auf. — Die Probenummern hatten das Gute, daß man ihnen durchaus nicht vorwerfen konnte, sie versprächen mehr, als sie hielten, denn sie waren offenbar die schwächsten Blätter, und seither geht es etwas besser. Aber es ist ein sonderbarer Mischmasch in dieser Zeitschrift, durch den sie, einem gebildeten Leser gegenüber, alle Haltung verlieren muß. Die Hauptsache machen rationalistische Predigten aus, die vielleicht an ihrem Orte, in der Kirche, gut vorgetragen, eine Gemeinde erbauen können; daneben stehen dann kleinere Aufsäze, Gedichte, die bald orthodox, bald mystisch, bald poetisch ihren Gegenstand behandeln, so daß jeder Leser sich seine Weise aussuchen kann, oder gar nicht weiß, wem und was er glauben soll. Kirchenrath Sonntag scheint dies auch gefühlt und sich zurückgezogen zu haben. Aber wie kommt es, daß Hüffell, der entschiedene, warme, beredte Bekämpfer des Rationalismus, hier selbst der Erste ist, denselben in die Häuser zu tragen? — Ich prophezeihe diesen Blättern bei der disparaten Zusammensezung ihres Organismus zu ihrem „ersten Jahrgang" keinen zweiten, troz Malerei, Musik und Prälaten. — Ich muß mich näher erklären. Viele Prediger, besonders in der Stadt, vergessen, sobald sie auf der Kanzel stehen, Alles, was sie das Leben gelehrt hat und was ihnen der Tag zeigt, und sprechen uns nur von den Stereotypen des Christenthums, die keinem Zuhörer unbekannt sind; mit dem Kirchenrock schlüpfen sie zugleich in die theologische Rhetorik und Phraseologie, und ziehen damit einen beschränktern Menschen an, als mit ihrem bürgerlichen Kleide; sie sehen auf der Kanzel nicht ihre Gemeinde und was sie treibt und bewegt, sie hören nicht, daß die Menge vor dem Gotteshause jubelt, statt drinnen andächtig zu sizen, sie richten ihre Blicke immer nur nach oben und nie herab, sie trennen die Religion und das Leben. Der Mensch hält aber das Leben fest, und was ihm in keiner Beziehung damit steht, dagegen wird er gleichgültig.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des **Kettenräthsels** in Nr. 88:

H P Bl M St St
a e i o u y a
lm lz ck nd l x

Räthsel.

Eh' es wurde, was es ist,
War es schon ein ganz Gewand,
Wie es nun geworden ist,
Kleidet's Kopf, Leib, Fuß und Hand.
Schüzet unten, mitten, oben,
Ungesponnen, ungewoben,
Sizt auf dem, aus dem es ward,
Selber oft und drückt es hart.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 95.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 21. April 1834.

O schlimm zerstreu'nder Wind des Ungemachs!
O mein verfluchter Schooß, des Todes Bett!

Shakespeare.

Irene. *)

Johannisnacht vom Himmel schaut,
Von Wald und Blumen eingesegnet.
Was ist ihr für ein Jammerlaut
Vor Hohenstaufens Berg begegnet?
Auf eine Bahre hingestreckt,
Erscheint die Ruferin der Klagen,
Und läßt sich, von der Nacht bedeckt,
Auf banger Flucht zur Heimath tragen.

„O Philipp, König meiner Welt,
Du sanfter Schirmer deiner Reiche,
Da dich der Mörderstahl gefällt,
Fiel all' dein Stamm von seinem Streiche!
Den du ersehnet fort und fort,
In meinem Mutterleib den Erben
Schlug ungeboren schon dein Mord,
Ich fühle jammervoll ihn sterben.

„Weh! ich bin deines Stammes Gruft,
Und war einst seine reichste Blume.
Es ist dein Geist, der mich beruft,
Ich ende schnell, gleich deinem Ruhme.
Hinauf, hinauf nur zieht es mich
Zu deinem stillen Friedensberge,
Ob ich mein waises Herz an dich,
Wie einst im Hochzeitbette berge.“

Man trägt sie fort zum Brautgemach,
Sie windet sich im Todeskampfe.
Da wird der Zukunft Geist ihr wach
Und steigt prophetisch aus dem Kampfe:
„Du fällst, erhöhtes Kaiserschloß,
Auf deiner Söhne Haupt in Trümmern,
Wie meines Jugendleibes Sproß
Erstarb in meinem Wittwenwimmern.“

„Auf öder Haide spielt der Wind,
Wo einst geblühet Königsehren,
Doch ihre treuen Spuren sind
Noch in der Nachwelt frommen Zähren.
Wenn unsre Herzen alle todt,
Beleben wir der Völker Herzen,
Daß sie bestehen ihre Noth,
Wie wir bestanden unsre Schmerzen.“

*) König Philipp, der mildeste der Hohenstaufen, wurde in Bamberg von dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach ermordet. Als Irene, sein hochschwangeres Weib, diese Trauerbotschaft vernahm, floh sie nach Hohenstaufen, kam vorzeitig nieder, und starb mit dem Kinde vor Schmerz und Gram.

So endet sie den Schwanensang,
Da rollt ihr Wittwenschleier nieder
Von unsichtbarer Hand Umfang,
Und deckt die toderstarrten Glieder.
Und wie im Wetterstreich erbebt
Die Burg in ihren festen Gründen,
Ein tiefer Klageton erhebt
Sich aus des Berges Felsenschlünden.

G. Rapp.

Aus der Schule der Höflichkeit.

(Fortsetzung.)

Von der Höflichkeit der Gelehrten.

Unter der Benennung Gelehrte versteht man: zuerst die Gelehrten vom Fach; zweitens aber auch solche, welche durch eine gelehrte Jugendbildung auf einen praktischen Beruf sich vorbereitet haben. Gelehrte vom Fach sind: die Historiker und die Philosophen, diejenigen hinzugenommen, welche auf den Universitäten der philosophischen Fakultät untergeordnet werden. Zu den Gelehrten von praktischem Berufe zählt man die Juristen, die Aerzte, die Theologen oder geistlichen Herren.

Die Gelehrten von Fach beschäftigen sich mit Gegenständen, die weder auf das bürgerlich öffentliche, noch auf das gesellige Leben der Einzelnen irgend eine ganz unmittelbare Beziehung haben. Freilich versucht der gelehrte J. C. Schmidt (in seinem Grundrisse zu einer vollständigen Reichshistorie, Jena 1759 in 4to, auf allen Seiten der Vorrede) das Publikum zu überreden, daß historische Studien nicht so durchaus unnütz und zeitverderblich seyen, als seinerzeit von sehr vernünftigen Männern angenommen wurde. Hingegen erklärte der berühmte Friedrich Wolf in einer akademischen Vorlesung auf das Bestimmteste: „daß man aus der Geschichte eben nichts Anderes erlerne, als gerade die Geschichte.“ Wenn dieses nun schon von der Geschichte gilt, welcher die Welt noch immer eine gewisse, theils moralische, theils auch politische Nutzbarkeit beizumessen einige Neigung verräth, wie denn könnte von den übrigen Wissenschaften, so lange sie nicht aus dem Gebiete des Nachdenkens und der Forschung in das andere der Anwendung und Praxis übergehen, der unwissenschaftlichen Welt irgend ein genau zu bezeichnender Gewinn und Vortheil verheißen werden?

Doch habe ich hier nur daran zu erinnern, daß sein Lebensberuf den Gelehrten von Fach nur höchst selten mit der praktischen Menschheit in Berührung bringt; daß im Gegentheil seine Leser und Zuhörer, seine Nebenbuhler und literarischen Feinde gemeiniglich seinen hauptsächlichen Umgang ausmachen. Ist der Gelehrte verehlicht, so wird er nur in den Nebenstunden mit seiner Gattin zusammentreffen und sogar in diesen zerstreut und gedankenvoll seyn, was der ehelichen Höflichkeit ihn großentheils zu überheben scheint. Unter diesen Umständen werden die Höflichkeitspflichten des eigentlichen Gelehrten sich auf Folgendes einschränken lassen.

Zuerst soll er ihm gleichgültige Schriftsteller auf verbindlich angenehme Weise am Rande der Seiten anführen oder citiren, hingegen Schriftsteller, aus welchen er einen besondern Vortheil gezogen, glimpflich übergehen, damit Niemand aus deren zu warmer, oder zu bitterer Erwähnung den Schluß ziehe, daß er etwa ein Plagiat begangen habe, was unter den Zunftgenossen nicht wohl aufgenommen wird. Sodann soll er im Polemisiren keines allzugroben Stylus sich bedienen, vielmehr die Euphemismen in Anwendung setzen, vermöge deren vieles Harte immer noch mit einigem Anstande sich vorbringen läßt. Die allgemeinste Formel ist die folgende: „Bei aller Achtung, welche ich vor den großen Einsichten, der tiefen Gelehrsamkeit und dem feinen Geschmacke des N. N. stets geheget habe, muß ich doch, in sofern es die Sache N. N. betrifft, von seiner Ansicht abweichen, ja ihm entgegenstellen, daß u. s. w.“ Zum Dritten soll der Gelehrte ihm dargeliehene Bücher und Handschriften wohl aufbewahren und selbige zur verabredeten Zeit an den Eigenthümer zurückstellen. Was über diese dreifache Grundregel hinausliegt, gehört nicht mehr zu der Höflichkeit, welche den Gelehrten als solchen besonders angeht.

In so viel engerer Beziehung stehen zu den übrigen Menschen die praktischen, oder uneigentlichen Gelehrten.

Den Juristen führt sein Geschäft tief in das Innere der Familienverhältnisse. Früher, als jeder Andere, entdeckt er häusliche Zerrüttungen, die Keime bedrohlicher Rechtsstreitigkeiten, Fehltritte und Vergehungen, ist daher bald Beichtiger, bald Anwald, bald sogar Richter über eine alles Bürgerliche und Häusliche umfassende Mannichfaltigkeit von Persönlichkeiten und Verhältnissen. Was ihm entgangen, holt der Arzt nach. Um deren krankhafte Nachwehen richtiger abzuleiten, erspäht er frühere Unordnungen und Versehen seines Patienten; um seinen gegenwärtigen Krankheitsstand zu beurtheilen, sucht er den Schweiß, den Abgang und alles Uebrige herauszulugen, zu horchen und auf alle Weise zu erkunden. Allein noch immer behält der Mensch von seinem Daseyn doch irgend Etwas für sich selbst: das Bewußtseyn aller der Gedanken, Einbildungen, Begierden und Wünsche, welche, als nie zur That gediehen, dem Juristen wie dem Arzte wohl noch konnten entzogen werden. Doch schmeichle er sich nicht, dieses private Eigenthum einer bestimmten Gegend seines eigenen Selbst auf lange zu behalten; denn schon klopft der

Theologus an seine Thüre, um, lebend oder sterbend, auch dieses lezte Geheimniß ihm zu entreißen.

Der Jurist, der Arzt, der Theolog stehen demnach ihren Clienten, Patienten und Beichtkindern, streng genommen, gleich nahe. Indeß wird ihr Benehmen gegen dieselben, nach Art und Beschaffenheit des Gegenstandes ihrer Nachforschungen, jedes die eigene Färbung annehmen müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom nahen Ende des Menschengeschlechts.

(Beschluß.)

Die Errungenschaft der Menschheit, wie sie jezt ist, nach ihrem wahren Wesen zu bezeichnen, sagen wir: sie hat genießen gelernt. Während sie prahlend von ihrem künftigen Loose sprach, sagte ihr eine innere Stimme — und sie tönt in jeder Brust und vernehmlich genug — ein solches warte ihrer nimmermehr. Durch die Eigensucht an die Gegenwart gekettet, mit der allein ja alle übernächtigen Wesen wuchern, macht sie die Eitelkeit, die allein ja schadlos hält für grobe Selbsttäuschung, zur luftigen Brücke in die Zukunft. Die Vergangenheit — mit der hat sie naturgemäß gebrochen, mit der verknüpft sie kein Band der Sympathie; wird ja doch sie für keinen neuen gesellschaftlichen Zustand Vergangenheit seyn. Aus diesem Verhältniß, das bis auf uns nicht eintreten konnte, ergeben sich zwei Erscheinungen im Staatsleben, die beide für unsere Zeit gleich bezeichnend sind: die Herrschaft des Geldes und das gesellschaftliche Uebergewicht der Jugend. Keine Geschichte hat davon ein zweites Beispiel aufzuweisen; in der unsrigen ist es vollkommen in der Ordnung. Die Völker fühlen das Bedürfniß, sich gänzlich in das enge Leben zu flüchten und eine Art von Götzendienst mit dem Repräsentanten der flüchtigen Genüsse zu treiben, die sie noch ein paar Tage bei der nahen Aussicht des unvermeidlichen Endes trösten. Auf sie ist ein Vermächtniß übergegangen, das von ihnen nicht weiter erben wird, und so haben sie denn aus der Kultur eine Leibrente gemacht; und durchdränge nicht die Welt das innerste Bewußtseyn unseres bevorstehenden Untergangs, wer hätte denn den jungen Leuten unserer Generation gesagt, diese werde der Achtung, welche alle Zeiten dem Alter gezollt, für sich selbst kaum mehr vonnöthen haben?

Nicht mehr die Götter nehmen Abschied, wie zu Konstantins und Galerius Zeiten, sondern die Menschen: sie leben in Gesellschaft, aber die Seele jeder Gesellschaft ist mit fester Staatsform und Glauben von ihnen gewichen; sie bilden eine Gattung, aber bei der rasch fortschreitenden Entartung, welche das gräßliche Ferment der Leidenschaften, der Laster, der von überkultivirtem Zustand unzertrennlichen Krankheiten reißend beschleunigt, braucht es nur ein paar Jahre Barbarei, und sie sinken unter die Albinos herab. Und man frage nicht, wann die Barbarei ihren Anfang nimmt; eine Revolution, ein Krieg möchte leicht statt meiner Antwort geben. Die nächste Sturmglocke, die über Europa hin diese Menge ohne Zusammenhalt, ohne Liebe, ohne Gesetz, ohne Gott aufschreckt, kann ihr zur Todtenglocke werden. Sie tummele sich immerhin, um die Spanne Zeit noch zu kosten, sie genieße in stürmischer Hast dieses Tags, dem kein anderer folgt, und vertreibe sich des Todes Bitterkeit durch tobende Leidenschaft: unbewußt sizt sie an Belsazars Gastmahl. Der Lärm, den sie macht, wird nicht mehr lange das Schweigen der Schöpfung brechen. Der Raum, den sie zu durchlaufen hatte in der Zeit, ist nicht grenzenlos wie ihr Hochmuth, und die blinde Hast, mit der sie einem unbekannten Ziele zustürzt, ist nichts als der beschleunigte, unaufhaltsame Sturz abwärts in den Abgrund. Die Natur wird andere Geschlechter schaffen, allerdings, aber keines erhält sie ewig; ewig ist nur die Natur selbst.

Grell stechen diese herben Betrachtungen von den schmeichelnden, schimmernden Palingenesien unserer Optimisten ab, die in ihres Herzens Unschuld von einem neuen goldenen Zeitalter für die altersschwachen Völker träumen. Ich weiß wohl, eine traurige Wahrheit kann den Menschen nie behagen, wie eine glänzende Lüge, und so hege ich denn auch nicht die thörichte Hoffnung, daß man mir Gehör schenken werde .... Die Perfektibilität ist heutzutage kein theoretischer Satz, der, wie jedes System, bestritten werden kann; sie ist ein philosophisches Faktum, und es brauchte nur noch ein wenig mystischen Firniß, so wäre sie ein Dogma. Man gibt sich gar nicht mehr die Mühe, sie zu beweisen, man predigt sie auf dem Lehrstuhle mit großem Aufwand von Wissenschaft. — Leider hat der Mann, den die Welt vorzugsweise den Weisen nennt, es schon vor dreitausend Jahren ausgesprochen, daß all unser Wissen eitel ist, und wenn dies nicht die einzige Wahrheit ist, die wir wissen können, so möchte uns leicht gar keine beschieden seyn. So viel ist gewiß, die Philosophie hat seit damals keinen ihrer Schleier gelüftet, und ein denkender Mensch, der in diesem Falle nur glaubt, wenn er sieht, hat schwerlich Lust, gegen Salomos Spruch zu appelliren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die Kunstausstellung.

Eine Kunstausstellung ist für die Pariser immer eine wichtige Begebenheit und sezt alle Stände in Bewegung. Einige hundert Künstler tragen zu dieser Ausstellung bei, und natürlich ist ihren Familien und Freunden sehr an dem guten Erfolge ihrer Leistungen gelegen. Für die übrige Zuschauerwelt ist es immer ein höchst gefälliges Schauspiel, hier in den großen Sälen des Louvre, wo man gewohnt ist, sonst die Meisterstücke der ältern Kunst zu bewundern, Alles beisammen zu finden, was seit einem Jahre die neue Kunst in Frankreich, und vorzüglich in Paris, hervorgebracht hat, und in einer Stunde die sämmtlichen Produkte des jezigen Kunstgenius überschauen zu können. Eine Stunde ist freilich wenig, um über 2000 Stücke zu betrachten: ich spreche aber auch nur vom Ueberschauen; das Durchgehen im Einzelnen ist freilich nicht so bald abgethan, und es gibt viele Leute, die fast täglich der Ausstellung ihren Besuch abstatten und die 2000 Stücke der Reihe nach durchstudiren. Glücklicherweise befinden sich unter den 2000 Stücken einige hundert Porträts, mit denen man bald fertig wird; denn was gehen uns alle die unbekannten Gesichter an, die ihren Verwandten wahrscheinlich lieb und theuer, uns aber so gleichgültig sind, wie die Vorübergehenden auf der Gasse? Leider haben auch fast immer die Häßlichen die größte Wuth, sich malen zu lassen, und man kann daher auf der Bildergalerie auch alle möglichen Abstufungen des Häßlichen bequem studiren, und allenfalls eine Theorie desselben sich abstrahiren, obschon sich wahrscheinlich die Maler noch viele Mühe gegeben haben, es so gut als möglich zu mäßigen und zu verdecken. Der Direktor des Museums ist auch so klug, allen diesen Gesichtern eine obere Reihe über den andern Gemälden anzuweisen, wo sie wenigstens den Genuß der leztern nicht stören, und nur denjenigen in die Augen fallen, welche den Kopf aufheben; ich habe aber nicht bemerkt, daß sich viele Leute dieser Mühe unterziehen. Noch besser wäre es, wenn man diese Legion von Köpfen vor der Thüre gelassen hätte; die Ausstellung würde darum nicht schlimmer geworden seyn; allein manche Maler haben nichts aufzuweisen als Porträts, und sie halten darauf, weil dies ihr bester Nahrungszweig ist, und ein gutes Porträt ihnen Gelegenheit verschafft, wiederum andere zu malen. Die Kunst geht wie immer nach Brod, und obschon es hier manche reiche Künstler gibt und manche mehr Bestellung haben, als sie liefern können, so gibt es doch auch viele, die übel bestehen würden, wenn man ihnen das Porträtmalen abschnitte. Dieses Fach ist also für sie eben so wichtig, als dem Publikum gleichgültig, einige wenige Stücke ausgenommen, die auch als Kunstwerke beachtet zu werden verdienen. Mit den Heiligenbildern ist es beinahe aus; die Kirchen bestellen zwar noch dergleichen, aber selten bei Künstlern ersten Ranges; denn sie sind nicht vermögend genug, dieselben theuer zu bezahlen. Schlachtengemälde erblickt man noch hie und da; indessen ist man doch auch dieser ziemlich satt. Zur Napoleonschen Zeit war Ueberfluß daran, und auch noch unter Ludwigs XVIII. Regierung hatten die Maler und das Publikum den Kopf voll von den Zügen aus den vielen Kriegen und Schlachten der lezten Zeit. Jezt aber genießt man schon so lange der Annehmlichkeiten des Friedens, daß jene Feldzüge in ein gewisses historisches Dunkel zurückgetreten sind und ihr Andenken nicht mehr unaufhörlich wiederkehrt. Die Künstler sind daher auch so klug und lassen die Kriegsthaten einmal ruhen. Alle können sie jedoch Napoleon und seine Schlachten noch nicht fahren lassen. Er spukt noch, der große, berühmte Mann, hie und da auf den Bildern, bald in grauem Ueberrock, der wahrscheinlich sein klassisches Kostüm in der Zukunft werden wird, bald in grüner Uniform mit schön gewichsten Stiefeln und kleinem dreieckigen Hute. Allein hundert andere Künstler haben sich an die unerschöpfliche Natur gehalten und uns Landschaften zum Besten gegeben, französische, schweizerische, deutsche u. s. w. Auch die neuere Geschichte hat ihnen Stoff gegeben, oder die neuern Romane.

(Die Fortsezung folgt.)

Karlsruhe, April.

(Fortsezung.)

Erbauungs-Literatur.

Die andere religiöse Zeitschrift ist: „Der Sonntagabend. Blätter für gebildete Christen. Herausgegeben von August Hausrath, Diakonus in Karlsruhe.“ Hier ist Ernst und Ueberzeugung, Einheit und Consequenz. Der Verfasser, ein beliebter Prediger in hiesiger Stadt, unterscheidet sich von den gewöhnlichen Geistlichen vortheilhaft dadurch, daß er nicht mit geschlossenen Augen predigt. Hausrath verhehlt es sich nicht, daß religiöse Gleichgültigkeit größtentheils wirklich bestehe, und ist einsichtsvoll genug, um die Wirksamkeit und den Einfluß des Religionslehrers auf seine Gemeinde nicht zu überschäzen. Aber er vertraut auch, daß ein vernünftig verstandenes Christenthum zu viel Wahrheit und Herrlichkeit habe, als daß ein entwickelter Geist sich ihm nicht mit Kraft und Liebe zuwenden und es in sein Leben einführen sollte. So legt er seine individuellen Ansichten, hervorgegangen aus rationellen Forschungen, den Gebildeten dar, ohne durch eine geistliche Autorität für sie gewinnen, ohne einem Aengstlichen seinen frommen Glauben stören zu wollen. Solche, denen die einmal angeeignete Form der Religiosität die Hauptsache ist, deren Glauben an der Unveränderlichkeit der Lehrmeinungen hängt, solche, bekennt er frei, mögen seine Blätter als nicht geschrieben betrachten. Die Grundsäze des Protestantismus durchdringen dieselben, nicht versteinerter Lehrsäze, wie sie etwa eine Concordienformel feststellt, sondern eines Protestantismus, der sich durch jahrelange blutige Reformationskämpfe die Freiheit erworben, zu protestiren gegen alle irreligiösen Eingriffe in das Recht eines wohlverstandenen, freien Christenthums. In diesem Sinne gab der Verfasser bisher in einer Reihenfolge von Nummern theils in Aufsäzen und Gedichten, theils in Predigten Belehrung, Verständigung, Aufklärung, ich will nicht sagen Erbauung, weil darunter gewöhnlich nur das Versezen in eine gewisse weiche Stimmung verstanden wird, die verfaust und oft nicht viel Erbauliches zurückläßt. Freilich gibt die Zeitschrift Vielen auch Anstoß; die Pietisten schlagen die Hände über dem Kopf zusammen, die Blindgläubigen fürchten sich davor, weil sie nicht verlieren wollen, was sie zu besizen meinen, aber die Verständigen finden darin eine Ueberzeugung ausgesprochen, die sie lange im Stillen und selbst oft unbewußt hegten, und finden sie in Uebereinstimmung gebracht mit den wahren Lehren des Christenthums, die erkälteten Gleichgültigen gewinnen eine Ansicht der christlichen Lehre daraus, die derselben ihr Interesse wieder zuführt, und so knüpfen sich von verschiedenen Seiten Bande an, die lose waren, und das Christenthum wird den Gebildeten gerettet, die es fast nur noch als eine Staatseinrichtung für das Volk betrachten wollten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 96.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 22. April 1834.

— Es ist ein groß Ergetzen,
Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
Und wie wir's dann zulezt so herrlich weit gebracht.

Goethe.

Darstellung neuerer Forschungen und Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Natur- und Gewerbswissenschaften. *)

Von

Dr. Nürnberger.

Wir beginnen unsere dießjährigen naturwissenschaftlichen Berichte mit guten Aussichten, indem die ersten Gegenstände, die uns aufstoßen, zwei ungemein wichtige, in ihren Folgen für das Leben noch gar nicht zu berechnende neue Erfindungen sind; die dialytischen Fernröhren und Rutters neue Wärmeerzeugungsmethode. Beide Erfindungen sind bereits praktisch erprobt, beide haben sich über die kühnste Erwartung bewährt, und beide werden sich wahrscheinlich noch so sehr ausbilden lassen, daß für Wissenschaft und Gewerbe dadurch ein ganz neuer Standpunkt begründet werden dürfte.

Was zuerst die dialytischen (von einem griechischen, „Trennung“ bezeichnenden Worte) Fernröhren betrifft, so bemerken wir, das Historische der Erfindung anlangend, daß der Gedanke dem wackern Wiener Professor der Astronomie, Littrow, die Ausführung aber dem dortigen geschickten Optiker Plössl angehört. Es ist den Lesern bekannt, daß die Objektivgläser in den achromatischen (farblosen) Fernröhren bis jezt, nach der ursprünglichen Methode des großen englischen Optikers Dollond, aus zwei erhabenen Linsen von Crownglas, und einer dazwischen stehenden, auf beiden Seiten vertieften oder concaven, von Flintglas zusammengesezt wurden. Ein solche Verbindung gibt, wie man durch eine kleine Zeichnung sogleich findet, wieder eine auf beiden Seiten convexe Linse, und man kann die solchergestalt aus drei Gläsern zusammengesetzten Objektive sogleich unterscheiden, wenn man ihnen eine Lichtflamme vorhält, welche sich in jeder der Doppelflächen, hier also sechsfach abspiegelt. Die große Schwierigkeit bestand nun darin, hinreichend große, reine Flintglasscheiben ohne schädliche Wellen und Streifen zu erhalten. Denn das Flintglas hat einen starken Beisatz von Bleikalk, und dieser metallische Bestandtheil schmilzt mit den andern Glasmaterien nicht leicht zu einer homogenen, blasenfreien Masse zusammen. Daher kostete das Flintglas zu einem größern Refraktor immer außerordentliche Summen, welche bei Instrumenten von mehr als zehn Zoll Oeffnung in die Tausende stiegen. Zwar ist es auch nicht ganz leicht, optisch anwendbare Stücke Crownglas von größern Dimensionen zu erlangen; indeß gelingt dies doch eher, und man schäzt die Schwierigkeit im

*) Vergl. Nr. 291 u. ff. unserer vorjährigen Blätter.

Allgemeinen etwa nur halb so groß wie beim Flintglas. Alles kam also darauf an, eine solche Einrichtung der Refraktoren zu erdenken, daß die große hohle Flintglaslinse zum Objektiv entbehrlich würde. Dies führte den Erfinder der dialytischen Fernröhren auf die Frage, ob es denn zur Darstellung eines farblosen Bildes unerläßlich sey, im Objektiv Flint- und Crownglas, wie bisher, dicht zu vereinigen, und ob man nicht vielleicht beide Glasarten trennen (woher der Name), und hinter einem großen Objektiv (der Collektivlinse) von lauter Crownglas eine kleinere Correktionslinse von Flintglas anbringen, und so doch die Bedingung des Achromatismus, welcher immer von der Anwendung beider Glasarten abhängt, erzielen könne?

Dieses ist nun Littrows großer und schöner Grundgedanke der dialytischen Fernröhren, welchem Plössl, wie gesagt, durch praktische Ausführung Leben verliehen hat. Seine Instrumente haben nach einer noch vervollkommneteren Einrichtung ein getrenntes dreifaches Objektiv, so daß sich die Flintglaslinse von viel kleinerem Durchmesser, in bedeutender Entfernung von der Collectivlinse, im Rohre selbst befindet. Plössl verfertigte zuerst ein solches dialytisches Fernrohr von 26 Linien Objektivöffnung und 22 Zoll Brennweite oder, was für astronomische Fernröhren fast das Nämliche sagt, Länge, *) und zwar hatte er gerade diese Dimensionen gewählt, um sein Instrument mit einem Ramsdenschen, genau von denselben Verhältnissen, aber nach der alten Dollondschen Einrichtung, vergleichen zu können, welches bisher als unübertrefflich betrachtet worden war; die Plösslsche Arbeit aber gewährte augenblicklich größere Lichtstärke und Präcision. Unterdeß sind aus seiner Meisterhand nun schon mehrere solcher dialytischen Fernröhren hervorgegangen, und von den ersten Astronomen Europas, Enke zu Berlin, Hansen zu Seeberg, Littrow zu Wien, Schuhmacher zu Altona, Struve zu Dorpat u. s. w. geprüft und übereinstimmend gleich vortrefflich befunden worden. Hansen unter andern erklärt, den Jupiter noch durch kein anderes Instrument mit solcher Präcision und Klarheit gesehen zu haben.

Trotz dieser Vorzüge kommen nun dergleichen Fernröhre von der neuen Einrichtung, eben wegen des Wegfallens der großen Zwischenlinse von dem theuren Flintglas, viel wohlfeiler als die Refraktoren nach der frühern Einrichtung zu stehen. Die Correctionslinse von Flintglas, deren Plössl zu seinen dialytischen Instrumenten bedarf, braucht im Durchmesser nur etwa halb so groß zu seyn als die Collektivlinse von Crownglas, und in einem ähnlichen Verhältnisse sinkt der Preis. Der Künstler macht Preiscourante seiner Produktionen bekannt, aus denen sich ergibt, daß man bei ihm, gegen die Preise der sonstigen Instrumente, um mehr als die Hälfte billiger kauft; für etwa 100 preußische Thaler z. B. erhält man ein dialytisches Fernrohr von Messing von 26 Linien Oeffnung, 22 Zoll Brennweite, mit zwei astronomischen Ocularen zu 45- und 70maliger Vergrößerung, Sonnenglas u. s. w. in einem polirten Kasten von Nußbaum, während ein ähnliches Instrument nach Dollondscher Einrichtung gewiß über 200 Thaler kosten dürfte. Wir würden uns freuen, wenn wir manche der Leser, indem wir sie auf so vortreffliche und dabei so wohlfeile Instrumente aufmerksam machen, zu eigener Himmelsbeobachtung bestimmen könnten. Sie entschließen sich dazu vielleicht um so leichter, wenn wir schließlich noch hinzufügen, daß die dialytischen Fernröhren überdieß durch die Bequemlichkeit größerer Kürze bei wenigstens gleicher Wirkung ausgezeichnet sind, indem sie beiläufig für jeden Zoll Oeffnung nur einen Fuß Länge fordern.

Versprechen demnach die dialytischen Fernröhren so viel für die Wissenschaft, so läßt sich von des Engländers Rutter neuer Wärmeerzeugungsmethode, auf welche wir nunmehr übergehen, für das bürgerliche Leben und das Gewerbe vielleicht noch mehr erwarten. Der Hauptgedanke dieser neuen Wärmeerzeugungsmethode, und den wir gleich hervorheben müssen, ist gewissermaßen: Wasser selbst als Brennmaterial, oder wenigstens als Hitzedarstellungsmittel, zu benutzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Länge eines astronomischen Fernrohrs, nach älterer Einrichtung, ist nämlich der Summe der Brennweiten des Vorderglases und Augenglases, oder, wegen der geringen Brennweite des letzern, fast der des erstern gleich.

Aus der Schule der Höflichkeit.

(Fortsetzung.)

Der Jurist will gewichtvoll und äußerst thätig erscheinen; sein Bezeigen muß daher ernsthaft, nachdenklich, doch andrerseits auch nicht finster und abschreckend seyn. Ist er Anwald, so vermeide er jenen Anstrich von Leichtigkeit und Nichtachtung des Gegners seiner Partei, welche mehr eitle, als kluge Advokaten anzunehmen lieben; denn es hat dieser Anstrich einen Abschein von Charlatanerie, und flößt kein Vertrauen ein. Die Bedenklichkeiten und Besorgnisse seiner Partei soll er demnach keineswegs mit einem nichtssagenden, zerstreuten Lächeln, noch mit höhnischem Kopfschütteln anhören, sondern mit Ruhe und Ernst. Die Möglichkeit eines glücklichen Erfolges soll er nicht früher, als nachdem er die Aufgabe ganz übersehen und durchschaut hat, seinem Klienten andeuten, und auch in diesem Falle das Ungewisse der Ansichten und besondern Entscheidungsgründe

des Richters hervorheben, daher wohl seiner Kräfte beste Anstrengung und Leistung, doch mit Sicherheit nichts Anderes verheißen. Obwohl man nicht ohne einiges Vergnügen auch die leeren Versprechungen anhört, so bemerkt man doch gar bald deren Unzuverlässigkeit, faßt daher zu denen, welche gar nichts über die eigene Kraft Hinausliegendes verheißen, ein ungleich festeres Vertrauen. Als Richter wird aber der Jurist eine noch viel strengere Haltung annehmen sollen, doch ebenfalls nicht in das Düstere und Abschreckende verfallen dürfen, weil dies nicht mehr in Gebrauch, noch ferner beliebt ist. Verwendungen soll er, ohne darauf zu antworten, doch mit Sanftmuth anhören, auf daß es den Anschein habe, als wenn sein Herz ihnen zugänglich sey, und nur mit größtem Zwange der Strenge des Gesetzes sich unterwerfe. Aus demselben Grunde soll er nach harten Aussprüchen einige Tage lang ein schmerzlich düsteres, bedrängtes Ansehen sich beizulegen suchen. Man wird es stets wohl ausdeuten. — Ich habe den Juristen die Geduld im Anhören der Klienten nicht weiter zu empfehlen, weil sie darin, was das Temperament ihnen versagt, durch Uebung frühzeitig zu erlangen pflegen.

Auch der Arzt bedarf einiger Geduld, ich will es zugeben. Doch hat er den Vortheil, die Meldungen seiner Patienten zur Hälfte überhören zu dürfen, weil er, von den Umständen weniger abhängig als der Jurist, während der Kranke, oder die Wärter und Angehörigen reden, für sich selbst ruminiren und beschließen darf, was ihm gut dünkt. Häufig vernehmen die Aerzte von allen diesen Umständlichkeiten nicht ein einziges Wort, was auch statthaft und ganz ohne Folgen ist, so lange sie den Anschein der größten Aufmerksamkeit beibehalten und vermeiden, durch ein plötzliches Anheben vom Wetter, vom Kriege und von den Stadtneuigkeiten scharfsinnigen Leuten ihre Abwesenheit und Zerstreuung zu verrathen. Uebrigens sollen die Aerzte nach ihrer eigenen und nach der Individualität ihrer Patienten das Benehmen verschiedentlich einzurichten verstehen. Einige dürfen sich kurz fassen, entschieden, absprechend, selbst unverbindlich seyn; man sezt eben auf diesen Charakter stets das gläubigste Vertrauen. Andere sind weich, sanft, theilnehmend, liebevoll; und auf diesem Wege erwirbt man sich die dauernde Anhänglichkeit der Familien, ohne jedoch vor heimlicher Berathung mit anderweitigen Aerzten sich völlig sicher zu stellen. Mäßige Verdienste mögen von beiden Arten und Formen der ärztlichen Höflichkeit diejenige auswählen, welche ihrer Person und Praxis zumeist sich anzueignen scheint. Hingegen darf das medizinische Genie einer dritten und fast negativen Form der Höflichkeit sich bedienen, welche eigentlich nicht dieses, noch jenes, sondern gar kein Betragen ist. Ich verstehe die bekannte Manier, gleich den Gespenstern zu erscheinen und zu verschwinden, nach den Umständen Heil und Verderben bringend und drohend, so daß man ihre Besuche und Anwesenheiten vornämlich aus den Wirkungen, welche sie hinterlassen, erkennt und mit Sicherheit abnimmt.

Der praktische Theologus pflegt, gleich dem Arzte, sehr verschiedener Formen der Höflichkeit sich zu bedienen, und sucht gegenwärtig, nachdem die feststehende und sehr generelle Manier älterer Zeit unter den Geistlichen längst erloschen, bei den Menschen aber ganz unbeliebt ist, bald durch Freundlichkeit um ein günstiges Gehör zu werben, bald seine Ueberlegenheit mit einiger Strenge fühlbar zu machen, bald selbst den Schein von Gleichgültigkeit anzunehmen. Bisweilen mag das Eine oder Andere nach den Umständen wohl gewählt und angebracht seyn, was ich auf seinem Werthe beruhen lasse. Indeß scheint mir für das Benehmen des Geistlichen, bei vieler Bescheidenheit in der Beurtheilung und Abschätzung der eigenen Kräfte, und bei großer Milde und Billigkeit in der Auffassung fremder Schwächen, in seinem ernstlichen Willen, seinem Sprengel, seinen Pfarr- und Beichtkindern geistig zu nützen, die wahrhaft unfehlbare Richtschnur ächt geistlicher Höflichkeit schon vollständig gegeben zu seyn. Bei so tiefen und innigen Beziehungen, als ein ächtes christliches Gemeindewesen vorauszusetzen gestattet, möchten Plan und Absicht eben so wenig an ihrer Stelle seyn, als eine trabionelle Manier und vereinbarliche Haltung. — Durch einen leicht zu durchblickenden Anstrich von kluger Berücksichtigung des Vergänglichen soll man das Ewige, welches in diesem Verhältniß allein gesucht wird, dem Laien nicht verkümmern, noch weniger es ihm verdächtig machen, welches lezte Ergebniß in der Geschichte des religiösen Sinnes einigen Raum einnimmt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Die Kunstausstellung.

Mit den Römern und Griechen verschont man uns jezt glücklicherweise; ein halbes Jahrhundert haben die französischen Künstler auf Kosten jener alten Völker gezehrt; die Revolution fachte das schon verlöschende Feuer wieder an, und David machte Griechen und Römer besser, als man sie je gemalt hatte. Aber nun war es auch aus damit; denn da die Maler sahen, daß sie es nicht über Davids Virtuosität bringen würden, und daß die Römer den Napoleonschen Schlachten weichen mußten, ließen sie Gottlob! Rom und Athen fahren und malten französische Uniformen, Pulverdampf u. s. w. Dies war freilich zulezt nicht ergözlicher, als die ernsthaften Römer; aber es kam doch ein bischen Leben in die Malerei und das ewige Einerlei hörte auf. Heutzutage sieht es sehr bunt bei den Ausstellungen aus, und man kann den Künstlern wahrlich nicht den Vorwurf

machen, daß sie in der Wahl des Stoffes verlegen sind. Sie sind es wohl so wenig, als Scribe und seine Gehülfen; Geschichte, Romane, Dichtkunst, Scenen aus dem bürgerlichen Leben, Alles ist ihnen gut, jeder wählt nach seinem Geschmacke, und nur wenige verfallen auf denselben Gegenstand. Es wäre hübsch, wenn man hinzusetzen könnte: alle, oder fast alle liefern Meisterstücke. Dies ist aber leider nicht der Fall; die Meisterstücke sind etwas Seltenes, und man muß unter den 2000 Stücken der jetzigen Kunstausstellung lange suchen, ehe man so glücklich ist, eines zu finden. Freilich haben die ältern Maler wenig ausgestellt, und die Arbeiten der jüngern sind zum Theil nur noch bloße Versuche; man kann also nach den 2000 Stücken den jetzigen Zustand der Kunst in Frankreich nicht hinlänglich beurtheilen, zumal sich unter denjenigen, welche Stücke zur Ausstellung geliefert haben, manche Kunstliebhaber befinden, welche nur zum Vergnügen malen oder zeichnen. Ich habe Fremde sich darüber wundern hören, daß unter einer so zahlreichen Ausstellung so wenig ganz Vortreffliches sey; allein je zahlreicher eine Ausstellung ist, desto schwerer hält es, das Beste unter dem Wuste von Mittelmäßigem herauszufinden, und dann bedenke man, daß diese Legion von Gemälden und Zeichnungen beinahe nur das Werk eines einzigen Jahres ist. Drei Gemälde wurden schon am ersten Tage der Ausstellung als die vorzüglichsten bezeichnet, nämlich Granets „Tod des Malers Poussin," de la Roche's „letzten Augenblicke Johanna Grays" und Ingres „heil. Symphorion, wie er dem Märtyrertode entgegengeht," also lauter Sterbescenen. Ingres Gemälde wurde schon vor der Ausstellung als ein Meisterstück gepriesen, und seine Schüler hätten sich im Nothfalle dafür geschlagen. In Paris wird Alles leicht Parteisache. Man hat sich ehemals für Schriftsteller, Schauspieler, Tonsetzer gestritten und geschlagen; folglich wäre es nichts Unerhörtes, wenn man sich auch für einen Maler stritte und schlüge. Allein seitdem der heil. Symphorion ausgestellt ist, erscheinen der Kritiken so viele und so heftige, daß man kaum noch wagt, unbedingt Ingres Partei zu ergreifen; wenigstens gibt man am Gemälde einige Fehler zu, um die Vorzüge desselben zu retten, und die Meisten denken wie jene Dame, welche sagte: „Ich bin zwar eine gute Christin; allein diesen heil. Symphorion sehe ich abgeben, ohne daß es mir im Geringsten leid thut." Ingres ist ein Künstler, der bei der Regierung in Ansehen steht und eine Menge Schüler hat, die natürlich alle für ihren Meister höchlich eingenommen sind; auch in den Zeitungen hat er eine Menge Freunde; allein die öffentliche Meinung, die in einem freien Staate doch immer die Oberhand behält, wenn sie auch zuweilen durch Umstände zum Stillschweigen gebracht wird, spricht doch zu laut, als daß irgend ein Kunstkritiker, wenn er sein Ansehen behalten will, es noch wagte, Ingres Lob auszuposaunen; nur das Journal des Débats, dessen Inhaber, Bertin, er im vorigen Jahre abkonterfeit, bleibt ihm mit der alten Wärme und Partheilichkeit zugethan und vertheidigt ihn, wie ein Ritter aus dem Mittelalter, mit seinen schweren Waffen.

(Der Beschluß folgt.)

Karlsruhe, April.

(Beschluß.)

Journalistik.

Noch ein drittes Blatt, das schon im vorigen Jahre entstanden ist, beschäftigt sich mehr mit der Kirche, als mit der Religion: „Das badische Kirchenblatt." Es scheint nicht sehr verbreitet zu seyn und kann es auch nicht, da es sich den Kreis selbst sehr enge gezogen hat. Ohne einen festen religiösen Grund auszusprechen, von dem es ausgeht, scheint es fast nur von der Hand in den Mund zu leben, d. h. nur von dem Stoff, welchen ihm Erlasse der obersten badischen Kirchenbehörde, kirchliche Einrichtungen, Schulprüfungen rc. vorübergehend darbieten. Aus zerstreuten Aeußerungen solcher Aufsätze findet man endlich aber ein System oder eine Grundlage zusammen, auf welcher die Herausgeber fußen, nämlich Selbstständigkeit der Kirche, Trennung der Kirche vom Staat: die Kirche unabhängig, sich selbst erhaltend, sich selbst regierend, ihre Repräsentanten, die Geistlichen, an Ansehen, an Macht gewinnend, kurz, eine protestantische Hierarchie. Wäre es das, was die gesunkene Kirche bedarf? Eine mächtige Kirche steht selten neben der ächten Religiosität des Volks, und Priesterherrschaft, protestantisch oder katholisch, hat noch nirgends Gutes gewirkt. Die Vernachlässigung, Hintansetzung, Geringschätzung der Kirche von oben und unten ruft hier den Wunsch des andern Extrems hervor. Aber hier ist es nicht Macht und Reichthum, was das Ansehen geben kann, sondern Einheit, Begeisterung, Charakter ihrer Diener. — Man sollte glauben, da drei solche Blätter bestehen, wo wir im ganzen Lande nur sechs politische haben, das Kirchliche und Religiöse errege wenigstens bald so viel Interesse, wie die Politik, dem ist aber nicht so.

Ich bin mit meinen Neuigkeiten der Journalistik noch nicht zu Ende. Ein „Malerisches Kunst- und Unterhaltungsblatt" habe ich noch zu berühren, mit guten Steinzeichnungen nach meist bekannten Bildern, von dem bekannten Porträtmaler Grund ausgeführt. Das Blatt besteht unter der Redaktion von Fr. Seupel bereits fünf Jahre in der Schweiz, und wurde nun hieher verlegt, weil die Industrie in Druck und Steindruck hier sehr rege ist, und verhältnißmäßig wohlfeil sehr gute und elegante Arbeit liefert. Der Text zeichnet sich von dem gewöhnlicher Unterhaltungsblätter nicht anders aus, als daß die Wahl der Gegenstände die Kunst, so weit sie sich in ein solches Unterhaltungsfach hereinziehen läßt, besonders berücksichtigt. Ob sich das Blatt in Baden so beliebt macht, wie in der Schweiz, steht noch zu erwarten. Hier trat es noch außerdem als Rival des bekannten Karlsruher Unterhaltungsblatts auf, das in seiner Anspruchslosigkeit die beneidenswerthe Anzahl von 5500 Abonnenten besitzen und seine Exemplare bis Reval und Jassy schicken soll. Doch wird es sich jetzt gegen die anwachsende Fluth von Pfenningserzeugnissen mit Holzschnitten und Stahlstichen zu wehren haben, da es trotz seiner weiten Verbreitung weder mit Geist geschrieben, noch, einige talentvolle Kompositionen abgerechnet, mit Kunstfertigkeit gezeichnet ist. Die Einwirkung eines solchen Blattes — es ist hauptsächlich für die jüngere Generation berechnet — könnte nicht unbedeutend seyn, wenn es von einem höhern Standpunkte als von dem buchhändlerischen aus geleitet würde, wenn es ein Mann von Geist und Talent in der Hand hätte, der nach einem Plane und nach Grundsätzen unterhaltend zu belehren und belehrend zu unterhalten wüßte. Mit trockenen Thierbeschreibungen und abgedruckten Schauergeschichten ist es aber da freilich nicht gethan. — Ein belletristisches Blatt mit örtlichen Anklängen von Baden, das seine Probeblätter ausgab, scheiterte mehr an der Unsicherheit und Aengstlichkeit des Unternehmers, als durch Mangel an Theilnahme. Von dem Beiblatte des Zeitgeists, das vorzüglich der Theaterkritik gewidmet scheint, spreche ich ein andermal.

Beilage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 97.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 23. April 1834.

— Er drängt sich unter eure Gäste,
Und macht sich einen Spott aus eurem Feste.

Shakespeare.

Eine tatarische Hochzeit. *)

Ich hatte die Wolga passirt und mich einige Tage in Kasan aufgehalten, um die Merkwürdigkeiten dieses ehemaligen Besitzthums des Chans der goldnen Horde zu sehen, als die Nachricht einlief, das Eis der Kama, über welche mein Weg führte, sey gebrochen. Ich mußte mich nun zu längerem Aufenthalt einrichten, und so nahm ich mir vor, die hier wohnenden Tataren näher kennen zu lernen, obgleich ihre Sitten und Gebräuche hier natürlich mannichfaltig modifizirt sind und vieles von dem Originellen der im südlichen Asien wohnenden Stämme verloren haben, und noch nach und nach ablegen. Bald erfuhr ich, daß in einigen Tagen eine Hochzeit reicher Tataren gefeiert werden solle, welcher ich wo möglich beizuwohnen beschloß. Im südlichen Asien wäre dies unmöglich, oder wenigstens mit der augenscheinlichsten Lebensgefahr verknüpft gewesen, hier hoffte ich es durchzusetzen. Die hier lebenden Tataren sind Mohamedaner (nicht so die Sajanischen, welche ich später besuchte), und so zerfällt eine solche Hochzeit in eine Frauenhochzeit, welche zuerst bei der Mutter der Braut gehalten wird, und in eine Männerhochzeit bei dem Vater des Bräutigams. Bei der leztern zu seyn, hatte für mich keine Schwierigkeit, da ich ein paar ihrer Priester gut kannte; aber der Frauenhochzeit darf kein Mann beiwohnen, und wäre es ein Fürst der Tataren oder ihr Oberpriester. So spricht unabänderlich das mohamedanische Gesetz. Aber ohne die Frauenhochzeit gesehen zu haben, hätte ich ja nur den halben Begriff von der Sache gehabt. — Die tatarischen Hochzeitgebräuche sind auf dem Lande, wie ich hörte, in mehreren Stücken verschieden; auch hält es da weniger schwer, bei der Frauenhochzeit Zuschauer zu seyn, da schon das Lokal nicht so abgeschlossen werden kann.

Beschließt ein Tatar, zu heirathen, sey's die erste Frau, oder gefällt ihm diese nicht mehr und erlaubt ihm sein Vermögen, noch eine zweite, *) dritte Frau hinzuzufügen, so sagt er's seiner Mutter oder einer seiner nächsten Verwandten. Kaum hat diese ihren Bekannten Kunde gegeben, so sammeln sich die Sybillen und empfehlen die oder jene. Diese hat rabenschwarzes Haar, weich wie Seide, ist weiß wie die Lilie; jene hat Augen, strahlend wie das Licht der Sonne, ist schön wie die Tulpe, geschickt im Weben u. s. w. Nun wird nach dem Kaufpreis (Kalün) der Schönen gefragt, d. i. wie

*) Fortsetzung der mit Nr. 211, 1833 begonnenen Skizzen, und mit Bezug auf Nr. 64 — 71 dieses Jahres.

*) Tataren, welche eine entfernte Stadt, einen Handelsplaz oft besuchen müssen, haben meist dort eine zweite Frau.

viel baares Geld, Pferde, Schaafe ꝛc. für sie bezahlt werden solle. So geht es hin und her, bis man Handels einig ist. Der Bräutigam kann sie nicht zu sehen bekommen, ehe nicht der Segen über beide gesprochen ist, also erst nachdem sie ihm angetraut worden. Er muß dann mit der zufrieden seyn) zu welcher man ihn führt. Ein trauriger Liebeshandel, der allerdings in der Regel sehr prosaisch ist; doch muß es auch sentimentale Tataren geben, da mir nachfolgende Verse von einem verehrten Freunde mitgetheilt worden sind, welche in klagendem Tone durch die Nase mit zitternder Stimme gesungen werden; ich theile sie hier mit, so gut ich die Aussprache nachzuahmen weiß. Der erste Vers ist auch deßhalb bemerkenswerth, weil in demselben die Haupttöne der tatarischen Sprache zusammengedrängt seyn sollen. Es ist ein junger Tatar, welcher Seidencocons, wahrscheinlich in einer Maulbeerpflanzung, von einem Baum zum andern abwickelt. Während seiner Arbeit singt er:

Talgha talghingefak süsdüm
Tartada tarda tarkadüm
Wachadalarni jerak küdüm
Kütada kuda tarükdüm.

Vom Baum zum Baum spann ich die Seide,
Und die Zeit wurde mir sehr lang;
Da dacht' ich an sie, die Geliebte,
Und die Zeit verflog dann geschwinder.

Daß es aber auch ähnliche Tatarinnen gebe, möge der folgende Vers beweisen.

Iki Idel brr Dinges
Acha mikan brr dikes
Barsangis salam aitikes
Sachanschikan tscharchan tikes.

Zwei Wolga Ein Meer,
Fließen sie nicht gleichförmig?
Wenn ihr ihn seht, so grüßt ihn
Und sagt ihm, daß ich vor Betrübniß gelb geworden bin.

Die zwei Wolga bedeuten die Wolga und die Kama, welche die Tataren die schwarze und die weiße Wolga (Idel) nannten; Ein Meer, das ist das kaspische Meer, in welches sich die Wolga mit der Kama vereint ergießt. Der Sinn ist: sind wir nicht von gleicher Familie? (beide große Ströme) warum wollen wir uns nicht vereinigen und vereint in's Meer der Liebe fließen? Ihr Geliebter hat sie verlassen und sie bittet klagend, ihm zu sagen, daß sie vor Kummer darüber gelb, blaß geworden sey.

Häufig kann auch wohl der junge Tatar das Mädchen vorher gesehen haben, um welche er dann anhalten läßt, da die Tatarinnen, wie alle Morgenländerinnen, mit dem sie verhüllenden Schleier oft kokettiren. Wenn ich die Tatarenstadt durchwanderte, um in's Freie zu gelangen, traf ich an Festtagen stets viele Gruppen tatarischer Mädchen, welche dort lustwandelten; wollte ich nun eine und die andere gern sehen, so ging ich dicht an ihnen vorbei und lobte die im rothen oder blauen Kleide; meist öffnete sich dann der Schleier, um ihn besser zu arrangiren, und während der Zeit sah man sie von Angesicht. Doch ich darf die Hochzeit nicht vergessen.

Ein verehrter Freund hatte mir die erste Nachricht mitgetheilt und sorgte dafür, daß seine Gemahlin zur Frauenhochzeit eingeladen wurde. Hierauf baute ich meinen Plan, nebst meinem Freunde bei der Hochzeit zu seyn. Anfangs wollten wir uns als Frauenzimmer verkleiden und so jene Dame begleiten, allein wir wären leicht erkannt worden und hätten ein noch schlimmeres Loos gehabt als ungeladene Gäste. So beschlossen wir, gerade hinzugehen und unter dem Vorwand, ich sey so eben angekommen und habe ihr wichtige Familiennachrichten unverzüglich zu überbringen, zu ihr in's Zimmer zu bringen und da zu bleiben. Die List gelang; wir standen im Zimmer und glaubten in eine Seifenbude *) zu treten, solch ein Seifengeruch quoll uns entgegen, der von den täglichen fünfmaligen Waschungen des ganzen Körpers herrührt, welche das mohamedanische Gesetz vorschreibt, und die wenigstens von den Vornehmern, bei denen wir uns jezt befanden, vorgenommen werden. Die Wände des Zimmers waren auf's Reichlichste mit weißen Handtüchern behangen, an jedem Ende eine weiße Franse und etwas höher zwei rothe Kanten darin.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Die Tataren sind Meister in der Seifenbereitung und haben hier große Seifenfabriken.

Darstellung neuerer Forschungen und Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Natur- und Gewerbswissenschaften.

(Fortsezung.)

Es ist bekannt, daß ölige, harzige, überhaupt fette Substanzen beim Verbrennen meistens viel Rauch erzeugen. Die Erscheinung des Rauches ist aber immer ein Beweis, daß der Verbrennungsprozeß nicht normal erfolgt, weil sonst das gesammte Brennmaterial durchaus nur zu Wärme und Licht, ohne allen Rauch, zersezt werden müßte. Man kann dies am besten an unsern Studierlampen sehen: ist der Docht derselben gerade hoch genug geschroben, so gewähren sie nur Licht und Wärme ohne allen Rauch. Bei größern Feuern ist aber eine solche Regulirung wie bei der Lampe durch die Dochtschraube praktisch nicht ausführbar, und man mußte also auf ein anderes Mittel denken, um den entfliehenden

Rauch für die Hitzeerzeugung nutzbar zu machen. Nun entsteht dieser viele Rauch verbrennender, fetter Substanzen daher, daß in ihnen der Kohlenstoff vorwaltet, und es kam demnach darauf an, ihnen einen dritten Körper hinzuzufügen, der gedachten Kohlenstoff leichter verbrennlich macht, und überdieß viel Sauerstoff enthält, weil der Sauerstoff bekanntlich die Energie eines jeden Verbrennungsprozesses auf das Mächtigste unterstützt.

Allerdings wußte man längst, daß das Wasser derjenige Körper sey, welchem gedachte Eigenschaften beiwohnen: das Wasser besteht nämlich bekanntlich aus einer Vereinigung von Wasserstoff und Sauerstoff; der Wasserstoff würde also, durch seine Vereinigung mit jenem Kohlenstoffe, den leicht verbrennlichen Kohlenwasserstoff erzeugt und der frei gewordene Sauerstoff dagegen den Verbrennungsprozeß bis zur äußersten Intensität gesteigert haben. Auch war ja bekannt genug, daß die Schmiede und andere Feuerarbeiter ihre Kohlen mit Wasser besprengen, wenn sie einen besonders hohen Hitzegrad erzeugen wollen. Allein für die Zwecke, welche Rutter besonders im Auge hatte: die größtmögliche Hitzevermehrung bei Gaserzeugungsapparaten, um Außerordentliches zu bewirken, wurde jenes Verfahren unserer Schmiede nicht ausreichend befunden.

Rutter ging also weiter, ohne jedoch das Prinzip aus den Augen zu verlieren, und verfiel endlich auf eine Einrichtung, welche, nach vor uns liegenden Berichten, in der That fast bewundernswürdige Wirkungen hervorbringt. Das Wesentliche dieser Einrichtung besteht darin, daß man in eine durch Steinkohlen oder jedes andere beliebige Brennmaterial unterhaltene Flamme durch Röhren gleichzeitig, einerseits einen dünnen Brei von Steinkohlentheer, und anderseits Wasser einfließen läßt. Beide Materien können sich entweder erst in einem Trichter vereinigen, und so zusammen in die Flamme fallen, oder sie können auch von entgegengesetzten Seiten in dieselbe gelangen, müssen aber jedenfalls immer gleichzeitig in derselben eintreffen, damit die Zersetzung des Wassers in seine Elemente, und die Verbindung des frei werdenden Wasserstoffgases mit dem Kohlenstoffe des Theers im nämlichen Augenblicke erfolgen können. Die Zuleitungsröhren des Wassers und Theers aus den respektiven Reservoirs müssen ferner mit Hähnen versehen seyn, damit man die Quantitäten der beiden in die Flamme einfließenden Materien genau reguliren kann; denn gelangt zu viel Wasser in die Flamme, so wird diese matt und schwankend, wogegen ein zu großes Verhältniß von Theer sogleich wieder Rauch erzeugt, welcher doch eben verzehrt werden soll. Ist dagegen genau das rechte Verhältniß zwischen Theerbrei und Wasser getroffen, so findet gar keine Raucherzeugung mehr Statt, und das gesammte, der Verbrennung dargebotene Material wird, wie in unserm obigen Beispiele einer genau hoch genug geschrobenen Studierlampe, bloß in Licht und Wärme zersetzt. Zufolge Rutters Erfahrungen kann, dem Volumen nach, immer etwas mehr Wasser als Theerbrei angewendet werden, woraus sich der ökonomische Vortheil dieser neuen Hitzeerzeugungsmethode recht deutlich ergibt. Auch brachte man bei Anwendung derselben mit 15 Pfund Theer, 25 Pfund Steinkohlen und dem verhältnißmäßigen Wasser dieselben Wirkungen hervor, wie bei Anwendung der frühern Methode mit 112 Pfund Steinkohlen; die Ersparung an eigentlichem Brennmaterial betrug also über die Hälfte. Ein Hauptvortheil des Rutter'schen Verfahrens besteht aber noch darin, daß nicht etwa reines Wasser erfordert wird, sondern daß man z. B. mit Seewasser ganz denselben Zweck erreicht. Nun bestand bis jezt eine der Schwierigkeiten der Dampfschifffahrt in Erforderung eines großen Raumes auf dem Dampfschiffe zu den vielen mitzuschleppenden Kohlen; jezt braucht man nicht mehr die Hälfte des Raumes und der Kohlen, und bedient sich übrigens, als Ersatz der leztern, des bloßen Seewassers, von dem man überall umringt ist. Wir bemerken schließlich, um jeden Zweifel niederzuschlagen, daß Rutter auf sein Verfahren ein Patent genommen hat, und daß dasselbe bei den Gaserzeugungs-Apparaten zu Salisbury und auf dem Lymingtoner Dampfschiffe schon seit längerer Zeit mit immer gleichem, glänzendem Erfolge in Anwendung ist. Doch erscheint uns auch diese große Entdeckung erst noch in ihrer Kindheit, und es wird darauf ankommen, Rutters Heizungsapparat selbst auf die allgemeinern Zwecke des bürgerlichen Lebens, die Zimmererwärmung, die Kochherde u. s. w., auszudehnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Die Kunstausstellung.

Es ist zu bedauern, daß keiner von den drei Meistern einen heitern Gegenstand gewählt hat. Ein in seinem Bette sterbender Mann hat nichts Gefälliges, und wenn Granet nicht die Vorsicht gebraucht hätte, die am Bette stehenden oder sitzenden Personen brillant darzustellen, so würde man auf dies Sterbebette nicht lange die Augen heften. Mit Johanna Grey ist es noch schlimmer; sie ist in dem tragischen Momente dargestellt, da sie mit verbundenen Augen vor dem Blocke niederknien will, auf dem ihr das Haupt soll abgeschlagen werden. De la Roche hat aber dieser weißen Figur etwas so phantastisch Ergreifendes gegeben, daß man unwillkührlich an dies traurige Motiv gefesselt bleibt und gleichsam mit dem unglücklichen Mädchen nach dem Blocke sieht, auf welchem dem schönen und kurzen Leben ein

grausames Ende gemacht werden soll. Dieses große Gemälde ist nicht von der Regierung, sondern von einem Privatmanne, und noch dazu von einem Fremden, dem russischen Grafen Demidoff, der freilich länger in Frankreich, als in Rußland gelebt hat, bestellt worden. Selten arbeiten die Hauptkünstler Frankreichs für Privatpersonen, wenigstens was große Gemälde betrifft, weil nur die Regierung ihren großen Forderungen Genüge leisten kann. Aber Demidoff ist reich und im Stande, die großen Künstler zu beschäftigen, und vermuthlich erhielt er wegen seiner Eigenschaft als Kunstgönner vor einiger Zeit das Ordenszeichen der Ehrenlegion. Auch Granets Tod des Poussin gehört diesem Grafen, und so besizt er denn die vorzüglichsten Bilder der Ausstellung. Die Regierung, welche manche Gemälde bestellt hatte, ist nicht so glücklich gewesen; denn sie hat kein einziges Meisterwerk bekommen. Ingres Gemälde war schon vor mehreren Jahren für eine Kirche in einer kleinen Provinzialstadt bestellt. Jezt behaupten seine Schmeichler in den Tagblättern, ein so kostbares Stück dürfe nicht aus Paris geschickt werden; der Staat müsse es kaufen und als ein Denkmal der jezigen Kunst in einer öffentlichen Gemäldesammlung aufstellen. Paris soll Alles verschlingen; die Provinz wird nur als ein Anhängsel von der großen Hauptstadt betrachtet. Sie bekommt daher viele mittelmäßige Gemälde und wenig gute; aber wahrscheinlich schmeichelt es der Eitelkeit des Malers mehr, in der Hauptstadt von vielen, als in einer Provinzialstadt nur von einigen Reisenden bewundert zu werden. Die niedlichen Genrebilder, welche bei dieser Ausstellung zu sehen sind, gehören zum Theil Pariser Kunsthändlern an, welche sich reichlich mit solcher Waare versehen und dieselbe sehr gut abzusetzen pflegen. Der sogenannte alte Adel scheint nichts bestellt zu haben; wenigstens wird kein Gemälde in dem Verzeichnisse als das Eigenthum eines Altadeligen bezeichnet; dagegen haben einige Bankiers und andere Privatpersonen Mehreres bestellt oder angekauft, auch die königliche Familie hat eine ziemliche Anzahl von Gemälden sich angeschafft. Indessen läßt sich erst nach der Ausstellung über den Absaz der Kunstwerke urtheilen; denn erst alsdann werden die meisten Kontrakte abgeschlossen und auch die Regierung kauft noch Manches. Unter den Künstlern, welche zu der Ausstellung beigetragen haben, befinden sich über fünfzig Damen. Man sieht, die Kunst hat unter dem weiblichen Geschlechte in Frankreich viele Anhängerinnen. Natürlich sind ihre Produkte meistens kleine Gemälde, Genremalerei, Porträts, Landschaften, Blumen und Fruchtstücke. Für manche Damen in Paris ist das Porträtmalen ein Erwerbszweig, und einige verschaffen sich dadurch ein unabhängiges und bequemes Leben; wie denn überhaupt wohl in keinem Lande die Frauen mehr Geschick zeigen, sich selbst durchzuhelfen, als in Paris. Der St. Simonismus brauchte ihnen nicht einmal zu Hülfe zu kommen, denn sie wußten schon vor St. Simon, wozu sie zu brauchen sind. Am Ende Aprils wird diese Kunstausstellung schon ein Ende haben, und die 2000 Gemälde, Zeichnungen und Skizzen werden dann großentheils die öffentlichen und Privatsammlungen oder die Laden der Kunsthändler zieren, bis im folgenden Jahre ein ähnlicher Vorrath zu Markt gefördert wird. Den Künstlern ist es lieb, daß diese Ausstellung regelmäßig jedes Jahr statt haben soll; vermuthlich aber wäre es besser für die Kunst, wenn sie nicht so häufig veranstaltet würde. Sie gewöhnen sich, zu geschwind zu arbeiten, oder tummeln sich wenigstens, um vor Ende des Jahrs fertig zu werden, und das Publikum widmet einer alljährlich sich erneuenden Ausstellung weniger Aufmerksamkeit, als wenn sie seltener statt fände. Was ihnen diesmal besonders schadet, ist, daß sogleich nach der Kunstausstellung eine andere für die Produkte des Gewerbsfleißes eröffnet werden soll. Da nun eine Ausstellung lezterer Art seit fünf Jahren nicht gesehen worden ist und der Gewerbsfleiß, wie auch der Luxus unterdessen bedeutende Fortschritte gemacht haben, so läßt sich vorhersehen, daß die diesjährige von den Parisern ganz besonders wird beachtet und nur allzu bald die diesmalige Gemäldeausstellung, da sie eben nicht viel Ausgezeichnetes darbietet, darüber vergessen werden. Ueberhaupt hat man in Paris ein kurzes Gedächtniß, und vergißt über einem neuen Genuß gar zu bald einen eben verschwundenen.

Dg.

* Berlin, April.

Raupachs Manfred und Konradin.

Raupach hat seine große Aufgabe, die Geschichte der Hohenstaufen auf die Bühne zu bringen, erfüllt, und mit Glück. Nachdem Anfang Februars sein „König Manfred“ über die Bretter gegangen, rührt in diesem Augenblicke sein „König Konradin“ das große Publikum und erfreut durch den schlichten Ernst, die großartig einfachen Züge die Gebildeten. — In der That war es ein großes Unternehmen, eines, was noch nicht auf dem deutschen Theater gewagt war, und das, wenn man den Zustand der heutigen Bühne allüberall betrachtet, für den ernsten Willen und die ausdauernde Kraft des Dichters allen Respekt fordert. In einer Zeit, oder Geschmacksperiode, deren Kriterium allein das schon ist, daß sie nicht weiß, was sie will, und wo nur beständiger Wechsel und die leichteste und zugleich pikanteste Kost die verwöhnten und erschlafften Magen reizen konnte, die ausdauernde Aufmerksamkeit eines Berliner Publikums durch drei Jahre auf einen und denselben Gegenstand gerichtet zu erhalten, dazu gehört eine Kraft, die schon an und für sich dem Talente die Wage hält. Betrachtet man die äußern Verhältnisse, die Schwierigkeiten, welche jedes Theater jedem Dichter entgegenstellt, so konnte nur ein Raupach, der mit so unerschütterlichem Gleichmuth das dramaturgische Scepter hält, dies durchsetzen.

Der „Manfred“ erregte keine große Theilnahme. Der Dichter hatte nur den lezten Moment seines Lebens, der, wie jeder Tod in der Schlacht, an sich nichts Dramatisches hat, zur Darstellung gewählt. Manfred schwelgt in süßer Ruhe, während Geiz und Ehrgeiz den Abentheurer Anjou spornen und foltern; die Verräther intriguiren, die Schlacht kommt, und er stirbt den Heldentod, der unvermeidlich war. Wie der Stoff ist, so ließ sich fast nichts daraus für das Drama machen, obgleich er episch — man lese Raumers Darstellung — gerade ein ganz besonderes Interesse in Anspruch nimmt. Der Dichter hätte hinzu erfinden müssen, und das verschmähte er, um genau historisch seine Aufgabe lösen zu können. Was er ihr an Interesse abgewann, liegt in einigen Episoden; es bleibt aber spärlich, und die Wirkung ist nur erschütternd, nicht erhebend. Man hört, daß Raupach noch ein Schauspiel, das Manfreds Ende vorangehen mußte, seine Flucht aus Rom und Eroberung des Königreichs, zurückgelegt hat, um schneller zum Konradin und mit demselben zum Ende zu kommen. In diesem Stücke hätte der glänzend ritterliche Charakter des Heldenkönigs sich wahrscheinlich auch für die Bühne vortheilhafter ausgenommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 98.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 24. April 1834.

> Hart ist's, das junge Leben
> Auf fremder Erde geben,
> Und härter, fern den Seinen,
> In fremder Erde ruh'n.
>
> W. Scott.

Die Kaisergräber.

Was wecken sie den Abt von Lorch?
„Nach deiner Kirche geh und horch:
Es klingt heraus wie Todtenlieder,
Und Flammen steigen auf und nieder,
Erhellen in der Mitternacht
Der Bogenfenster Farbenpracht.“

Er lauscht, er betet still, er bebt;
Denn zu des Altars Stufen schwebt
Ein bleicher Jüngling, blutumfangen,
Der seufzet auf im Todesbangen;
Im Chor der Mönche Geisterkreis
Beklaget ihn so tief und heiß.

Er ruft: „Ihr Väter, kommt herauf
Und nehmet euren Lezten auf!“
Da rauscht und klirrt es in den Grüften,
Die ihre Wappensteine lüften.
Gekrönte Häupter sehn heraus:
„Was willst du schon im Moderhaus?“

„„Sie haben mich verscharrt in Schmach, *)
Da warf ihr Hohn mein Haupt mir nach.
Ob ich mich muthig ließ erschlagen,
Der Schande Grab kann ich nicht tragen.
Ich will mein königliches Grab,
Und deutsche Treu will mit hinab.““

Und aus des Sarkophages Nacht
Der Staufen Stammherr auferwacht;
Er öffnet weit die Vaterarme
Dem lezten Sohn in stillem Harme.
Der eilet weinend auf ihn zu,
Zu theilen seine Heldenruh.

Und tiefes Weh zum Himmel ruft;
Dann schließt sich schweigend jede Gruft,
Und neigt der Abt vom Hochaltare
Den Leib des Herrn zur Heldenbahre,
Und bringt der Mönche Geisterton
Das Requiem dem lezten Sohn.

G. Rapp.

Eine tatarische Hochzeit.

(Fortsezung.)

Es waren zwei aneinander stoßende Zimmer. Im erstern kleinern saßen mit untergeschlagenen Beinen,

*) Die Leiche Konradins und der mit ihm Hingerichteten wurde nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie Andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt.

auf mit Teppichen überdeckten, bretternen Erhöhungen um zwei aneinander gerückte niedrige Tische zwölf Frauen. Den Schleier (Pastar) *) hatten sie zurückgeschlagen, und so wurden denn ihre langen herabhängenden Aermel schnell vor's Gesicht gehalten, um sich nicht den Blicken von Männern auszusetzen, welche so unerwartet in's Zimmer traten. Wir hatten nur einen flüchtigen Blick beim Eintreten gethan und sprachen nun bloß zu der Dame gewendet; nach einigen Minuten wandten wir wieder den Blick langsam auf die Frauen, und die langen Aermel wurden wieder vor's Gesicht gehalten, jedoch jezt so, daß sie uns mit Einem Auge ansahen; nach einigen Minuten wiederholten wir dasselbe und sahen nun beide Augen. Noch waren nicht alle eingeladenen Frauen versammelt. Die Brautmutter kam nun zu uns und sagte auf russisch, es sey gegen das mohamedanische Gesetz, daß Männer zugegen seyen. „So?“ erwiderte ich; „nun, wir wollen gleich gehen, da aber dies eine so reiche, schöne Hochzeit ist, so möchten wir gern sehen, was die Braut für schöne Kleider zum Brautschatz erhalten hat.“ Das schmeichelte ihr, und damit ein Mann mit uns verkehren möchte, wurde der Bräutigam herbeigerufen. Er und die Brautmutter holten einen Tisch, der mit einem Teppich bedeckt war, stellten ihn vor uns hin und brachten nun einen großen Haufen Zeuche, welche der Braut zum Geschenk dargebracht worden waren, zeigten jedes Stück einzeln und sagten, wer es geschenkt habe. Zuerst kam ein Stück rother Goldbrokat mit großen goldnen Blumen; dazu gehörten zwei vergoldete Silberrubel zum Anhängen, das Gesicht sorgfältig nach innen gelegt; denn sie würden es für Abgötterei halten, es zu betrachten; dann kam ein Stück bunter Cattun, wozu eine rothe Banknote (zehn Rubel) gehörte. So ging es fort, bis wir nicht mehr auf den Haufen sehen konnten; wir lobten alles sehr, aber die Brautmutter deutete uns an, wir sollten uns nun empfehlen; da legte ich einen feuerrothen seidnen Shawl, an beiden Enden mit Gold durchwirkt, darauf und sagte: „den gebe ich zum Geschenk.“ Das gefiel; der Shawl ging aus einer Hand in die andere, aber, wie es dort überhaupt üblich ist, sogleich wurde gefragt: was kostet er?

Der Bräutigam, ein junger, ganz hübscher Tatar, von etwa 30 Jahren, kam nun und lud uns ein, Thee zu trinken; da wir dies aber nicht zugleich mit den bereits versammelten Frauen thun sollten, führte er uns in ein hinteres Zimmer. Hier war die Hälfte des Zimmers um eine Elle erhöht und mit einem großen Teppich bedeckt, gerade wie im ersten Zimmer, worauf die Frauen saßen. Hierauf sizt man am Tage und schläft des Nachts. Die Erhöhung hatte einen mehr als halbrunden Ausschnitt, in welchem ein etwa eine halbe Elle höherer runder Tisch stand, der mit einem hübschen Teppich überdeckt war. In einer Ecke hing an einer schwanken Birkenstange eine russische Wiege. Der Tatar brachte vier Champagnergläser und eine Flasche Madera, damit wir auf die Gesundheit seiner unsichtbaren Braut trinken möchten. Dann holte er den Thee, der auf chinesische Weise bereitet war *) und in kleinen Tassen ohne Milch gegeben wurde. Das Pfund dieses Thee's kostet 40 Rubel (beinahe 12 Thaler). Er verbreitete ein herrliches Aroma im Zimmer, und ich erinnerte mich mit Schaudern an die bei uns mit Zimmt und was sonst noch allem verbesserten, förmlich gekochten Theeaufgüsse, die so stark an warmem Wasser sind, daß sie nervenschwach machen sollen. Der Bräutigam entriß uns diesem angenehmen Duft, indem er uns bedeutete, schnell wieder in's vordere Zimmer zu gehen, ehe noch mehr Frauen kämen; er selbst war erstaunt, sich im Zimmer der Frauen gesehen zu haben. Die Brautmutter lud uns nun förmlich ein, mitzuessen; da wir einmal da waren, erforderte es die Gastfreundschaft, uns nicht ungespeist, und besonders bei einer solchen Gelegenheit, gehen zu lassen; wir schlugen es natürlich nicht ab.

Es kamen nun mehr und mehr der eingeladenen Frauen und begrüßten die Brautmutter und sich unter einander, indem sie sich die Hände gaben. Als unsere Dame gekommen war, war sie von der Brautmutter zum Willkommen auf die Stirne geküßt worden, ein Zeichen der Achtung. Die Frauen waren zwar verwundert, Männer da zu finden, ließen sich aber bald auf ihre Sitze nieder. Ein paar hatten geäußert, sie würden von ihren Männern geschlagen werden, weil sie sich von fremden Männern haben ansehen lassen, doch tröstete sich eine mit der andern. Sie hatten sich in drei Kreise gesezt: im ersten Zimmer ein Kreis von zwölf, im zweiten größern Zimmer zwei Kreise, einer von zwölf und einer von eilf. Im ersten Zimmer saßen sie, wie gesagt, mit untergeschlagenen Beinen auf einer Erhöhung um einen runden Tisch. Die zwei Kreise im Nebenzimmer saßen auf Teppichen, welche auf dem Fußboden ausgebreitet waren, und in der Mitte jedes Kreises lag ein weißes Tuch, auf welchem bloß Löffel befindlich waren, da die Speisen zerschnitten aufgetragen werden. Die Weiber tragen, wie die Männer, schöne, bunt ausgenähte Stiefeln von Saffian anstatt der Strümpfe, und über diesen eben so ausgenähte Ueberschuhe oder Pantoffeln

*) Ein weißes Tuch, welches unter der Mütze herum befestigt ist und, vorne auf jeder Seite zusammengezogen, sie zu verhüllen dient, so daß nur die Augen durch die Spalte schauen.

*) Dies geschah nur wegen der Hochzeit und wegen unser; denn gewöhnlich trinken die meisten Tataren Ziegelthee, wie der, welcher im vorigen Jahrgang Nr. 211 beschrieben wurde, mit Milch, Salz und Butter gekocht.

mit hohen Absätzen, wie man sie nennen will; diese läßt man vor der Thüre stehen, daher die Fußteppiche zum Niedersitzen vollkommen rein bleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Darstellung neuerer Forschungen und Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Natur- und Gewerbswissenschaften.

(Fortsetzung.)

In sofern sich Rutters Heizungsmethode bis jezt auf Gaserzeugung und Dampfsfahrt beschränkt, müssen wir sogleich hinzufügen, daß die Vervollkommnung der lezteren in England fast wunderbare Fortschritte macht. Auf der Manchester Eisenbahn sind kürzlich mit Ladung vierzig englische (etwa acht deutsche) Meilen in der Stunde zurückgelegt worden, und die Entrepreneurs der Dampfwagen sprechen bereits die Ueberzeugung aus, Maschinen herstellen zu können, welche 100 englische Meilen in der Stunde machen. Die neuen Dampfwagen sind mit sechs Rädern versehen, und die Vertheilung der Last ist sehr gleich angeordnet; die Röhren des Kessels aber sind kleiner und zahlreicher, und nicht, wie sonst, von Kupfer, sondern von Messing.

Von den dialytischen Fernröhren und Rutters Hitzeerzeugungsapparat gehen wir in raschem Sprunge, wie der denkende und erfindende menschliche Geist selbst, zu den für die Seefahrt so wichtigen Chronometern über, deren Vervollkommnung ebenfalls fast wunderbare Fortschritte macht; denn in der That klingt es wunderbar, zu vernehmen, daß sich unter den Chronometern, welche im verwichenen Jahre bei dem königlichen Observatorium zu Greenwich zur Preisbewerbung eingereicht und ein ganzes Jahr hindurch mit der äußersten Genauigkeit beobachtet wurden, zwei befanden, welche in dieser langen Zeit noch um keine volle Sekunde von ihrem Gange abwichen. Beiden Chronometern wurden am 30sten December v. J., an welchem Tage die eilfte jährliche Chronometerprüfung schloß, die ausgesezten Preise zugetheilt. Der verdienstvolle Verfertiger des einen derselben heißt Webster, und wir zeichnen ihn aus, weil er schon durch ähnliche Leistungen berühmt ist, indem sein Chronometer Nr. 665 in zwölf Monaten nur $^{89}/_{100}$ einer Sekunde, und Nr. 675 nur $^{56}/_{100}$ differirt hatte. Meine Leser erinnern sich hiebei an die Gründe, aus denen von der Genauigkeit dieser zeitmessenden Instrumente die ganze Wohlfahrt der Seereisenden abhängt. Gesezt nämlich, eine solche Uhr sey z. B. nach Londoner Zeit gestellt, und zeige diese Zeit also während einer ganzen langen Seereise mit der obigen unveränderlichen Genauigkeit an, so braucht man auf dem Schiffe nur aus gemessenen Sonnenhöhen die Schiffszeit zu suchen und mit dem Chronometer zu vergleichen, um sogleich den Zeitunterschied zwischen London und dem Punkte, wo sich das Schiff gerade auf dem spurlosen Ocean befindet, zu wissen. Aus diesem Zeitunterschiede folgt aber der Längenunterschied, d. h., in Verbindung mit der leicht auszumittelnden Breite, der Ort des Schiffes auf der Erdkugel, und der Schiffer weiß also nun, wie er zu segeln, wo er Land zu hoffen, wo er Klippen zu vermeiden hat u. s. w. Deßwegen versieht man auch jezt die Seeschiffe für weite Fahrten sogar mit mehreren Chronometern, aus deren Stande, wenn er nicht vollkommen übereinstimmt, von den Seefahrern das arithmetische Mittel genommen wird, um die Zeit des zur Vergleichung gewählten Ortes, wie oben z. B. London, mit größtmöglicher Genauigkeit zu haben. Die Vernachläßigung einer so leicht auszuführenden Vorsichtsmaßregel hat oft den schönsten und reichsten Schiffen den Untergang zugezogen. So wurde am 2ten April 1804 die mit keinem Chronometer versehene englische Fregatte Apollo, welche einundsechzig reichbeladene Schiffe nach Westindien begleitete, mit vierzig dieser Schiffe auf die portugiesische Küste geworfen, und scheiterte, weil man, aus Mangel einer solchen Uhr, über die Länge und den zu nehmenden Kurs ungewiß gewesen war, in welch lezterem es gleichwohl nur einer kleinen Aenderung bedurft hätte, um dem ganzen Unglücke zu entgehen.

Wir citiren dieses Beispiel aus hundert ähnlichen, um die Leser auf die ganze Wichtigkeit der Chronometervervollkommnung und Verbreitung aufmerksam zu machen. Denn freilich kosten sehr sorgfältig gearbeitete Werke dieser Art immer noch starke Summen; der Preis eines guten Taschenchronometers steigt über 500 preußische Thaler, und es ist daher sehr zu wünschen, daß sich immer mehr Künstler auf deren Verfertigung legen mögen, um durch die Konkurrenz eine größere Wohlfeilheit zu erzielen. Da übrigens genauere Notizen über die Einrichtung solcher Taschenuhren von äußerst genauem und unveränderlichem Gange nur selten angetroffen werden, so rechnen wir auf mehrfachen Dank, wenn wir hier noch einiges Allgemeinverständliche darüber beibringen. Der Druck, welchen die Hauptfeder auf das Räderwerk und durch dieses auf die Unruhe ausübt, muß in einer solchen Uhr schlechterdings von immer gleicher Stärke seyn, daher die in den gewöhnlichen Taschenuhren angebrachte Vorrichtung der Schnecke nicht ausreicht. Harrison, einer der ersten englischen Künstler, welcher in Verfertigung guter Zeithalter Ausgezeichnetes

leistete, *) half sich durch Anbringung einer kleinen schwachen Feder, die kaum zehn Sekunden auf das Gehwerk wirkte und dann durch die Hauptfeder immer wieder aufgezogen ward, wodurch also eine beständige Gleichheit jener Wirkung erzielt wurde; und die neueren Künstler bringen gar zwei solche Federn an, welche zu beiden Seiten in das Minutenrad eingreifen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Harrison, geboren 1693 in Yorkshire, Sohn eines Zimmermanns, erhielt vom englischen Parlament 10,000 Pfund Sterling für seine Verbesserung der Chronometer, welches einen Beweis von dem Werth abgibt, den man in England diesem Gegenstande beilegt. M.

Korrespondenz-Nachrichten.

* Berlin, April.

(Fortsetzung.)

Raupachs Konradin.

Den Konradin durchweht ein frischer Odem ganz anderer Art. Aesthetisch wird man darüber einig seyn, daß der Henkertod des liebenswürdigen Jünglings freilich ebensowenig und noch weniger dramatisch ist, als Manfreds auf dem Schlachtfelde: aber als Ausgangspunkt der ganzen Hohenstaufentragödie gewinnt er das tief tragische Interesse; der unschuldige Jüngling bezahlt mit seinem Haupte das zu kühne vorzeitige Streben seiner großen Ahnen. Nun ist Schuld, Katastrophe, Lösung da, Erschütterung und Erhebung. Im Konradin den ganzen Lebenslauf des erhabenen Geschlechts abgespiegelt zu finden, könnte man erwarten; aber gerade das würde die Tragödie so überblutig und grauenvoll machen, daß das allgemein menschliche Interesse geschwächt würde. Raupach konnte dies vermeiden, indem er auf seine Vorarbeiten zurückverwies. Dadurch gewann er an Raum für die menschlichen Regungen, für die Jugendentzückungen des jungen, frischen Helden, für seine Kindes- und Freundesliebe, für die tief gefühlte Theilnahme seiner Getreuen um das Schicksal ihres Königs, kurz für Alles das, was Jeder mit empfinden kann, der auch nicht die Geschichte kennt, und dem der großartige Schmerz fremd bleibt, ein Gigantengeschlecht auf dem Schaffot enden zu sehen.

Dieser reine, frische Hauch hat das entschiedene Glück der Tragödie gemacht. Dabei ist es ein äußerst glücklicher Wurf des Dichters, den Konradin als einen treuherzigen, derben deutschen Knaben aufzufassen. Nichts von mystischer Ahnung, von sinnendem Träumen, von gelehrtem Hochmuth. Er träumt wohl von der Kaiserkrone, aber wie ein Kind sich wohl auf die Weihnachtsbescherung freut und mehr wünscht, als es hoffen kann. Er ist außer sich vor Lust über den Prachtempfang in Rom, über das lachende Glück, aber der Rausch ist auch nur eben der eines gesunden Knaben und der Schlußgedanke bleibt, nun wollen wir's der Mutter schreiben. Ein Hohenstaufe muß zwar wissen, daß er ein Hohenstaufe ist, der Vorzug dieses Konradin ist aber der, daß er nie zur unrechten Zeit daran erinnert. Der Dichter ist dem Gange der historischen Handlung fast buchstäblich getreu geblieben und hat wenig, oder eigentlich nichts hinzu erfunden; denn unter den schönen Frauen, die Konradin in Rom empfingen, läßt sich doch mit einiger historischen Gewißheit annehmen, daß wenigstens eine sich in den blonden Heldenjüngling verliebt haben wird, und weiter wird nichts daraus, als daß sie nachher in's Kloster geht. Nur gegen den Schluß haben sich einige Bedenken erhoben. Raupach hat es vorgezogen, uns das Schaffot zu zeigen und Konradin vor unsern Augen dasselbe besteigen zu lassen. So wie er historisch die Aufgabe genommen, war das fast nothwendig. Die beglaubigten, symbolischen Handlungen vor und auf dem Schaffot, z. B. das Herabwerfen des Handschuhs u. s. w., sind zu gewichtig, zu bekannt. Auch war die Wirkung nicht etwa so herzzerreißend, daß eine Milderung nöthig geschienen hätte; im Gegentheil war man bei der ersten Vorstellung unzufrieden, daß aus einer Art politischer Aengstlichkeit die Schaustellung des blanken, baaren Schaffots unterblieben, und Kritik und Publikum forderten, zu ihrer Befriedigung und zur Erhebung des Gefühls, das historische Schaffot. Es fand sich bei den folgenden Darstellungen ein, genügte aber doch noch nicht. Man verlangte eine dichterische Wucht hinein in diese lezten Scenen, die die Wucht des Beiles paralysirten. Man fand den Tod nicht so zerreißend, als die Schauspieler, die von den Proben schon zu Thränen gerührt wurden, wohl vermuthet, aber ihn nicht poetisch schön genug gedichtet, und die Idee einer vergeltenden Gerechtigkeit gar nicht angedeutet. Mehrseitig sprach sich das Verlangen aus, daß die kommende Nemesis (durch die sizilianische Vesper) prophezeit werde, daß wenigstens irgend eine poetische Gefühlserhebung den Zuschauer über die Bitterkeit des Moments entrücke. Es läßt sich eine poetische Auffassung denken, welche uns ohne diese mathematische Abwägung von Recht und Unrecht über das Leztere hinaus hebt; wie diese indessen zu halten, läßt sich nicht sagen, da nur der Genius sie auffindet.

Ueber Mangel an theilnehmender Aufmerksamkeit konnte sich der Dichter nicht beklagen. Jede Stelle, die sich etwas einer Sentenz näherte, wurde beklatscht. Wer darauf ausginge, darnach zu suchen, möchte manche Bezüglichkeiten auch auf die Gegenwart finden. Das Volksthum tritt freilich bei dem Kampfe zwischen Tiara und Kaiserkrone zurück, oder als die Begriffe Thron und Altar sich in den Haaren lagen, existirte es auch kaum. Thätig in die Hohenstaufengeschichte greift der lombardische Städtebund eigentlich nur unter Friedrich Barbarossa ein, und gerade diesen Theil hat Raupach nicht dramatisch bearbeitet. Aber wenn es im Konradin, wo die Treue vorzugsweise heraustritt, heißt:

Der hat sein Leben köstlich angewandt,
Der's eingesezt für seines Königs Leben,

so wollte der Jubel des loyalen Publikums nicht enden, obschon ein darauf folgender Vers doppelsinnigern Inhalts:

Der Menschen Schlechtigkeit macht schlechte Fürsten,

gleiche Wirkung hatte, und ich nicht beschwören will, daß eine ganz entgegengesezte Sentenz nicht den nämlichen Beifall fände. Die Darstellung war eine der vorzüglichern des Hoftheaters. Daß beide Jünglingsrollen, Konradin und Friedrich, von Damen gespielt wurden (Mad. Crelinger und Unzelmann), mag auch das Seinige zu dem Succeß beigetragen haben.

Vielleicht wird der Dichter noch einen Lebensmoment aus Friedrich Rothbarts Geschichte im nächsten Winter zur Aufführung bringen, vielleicht auch eine sizilianische Vesper anschließen. Alsdann beabsichtigt er, die ganze vollständige Reihe hintereinander, je wöchentlich ein Stück, noch einmal dem Publikum vorführen zu lassen. Da er so viele Schwierigkeiten überwand, wird ihm auch das glücken. Zu wünschen wäre alsdann auch, daß die Stücke gedruckt in einer Reihenfolge erschienen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 99.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 25. April 1834.

Freundnachbarn, fehlt auch Braut und Bräutigam,
Am leckern Mahl, ihr wißt wohl, fehlt es nicht.

Shakespeare.
Die gezähmte böse Sieben.

Eine tatarische Hochzeit.

(Fortsetzung.)

Die Frauen hatten sich nun an unsern Anblick gewöhnt, so daß sie sich nicht stören ließen, wenn wir während des Schmauses zu ihren Kreisen traten und darum herumgingen. So musterten wir denn diese Versammlung, wie sie sich gewiß unsern Blicken nicht wieder darstellen wird. Aber glücklicher oder unglücklicher Weise war auch nicht eine einzige mit einer charakteristischen Physiognomie darunter, dergleichen ich mir bei tatarischer Schönheit, als so in gerader Linie von der kaukasischen Race abstammend, vorgestellt hatte; es waren alles ganz gewöhnliche Gesichter, munter und voll, aber so mit Bleiweiß und Mennige geschminkt, daß mehrere aussahen, als hätten sie Masken vor. Von diesem übermäßigen und sehr frühen Gebrauch der Bleipräparate haben alle schwarze Zähne, was, ich glaube aus Nothwendigkeit, sogar noch für Schönheit gilt. Dabei legt jede nach Maaßgabe ihres erfinderischen Witzes schwarze Schminkpflästerchen auf, welche Blumen vorstellen sollen, wodurch sie sich zu verschönern glauben. So fragte ich die Munterste unter ihnen, welche Blume oder Blüthe sie vorstelle; sie erwiderte, wahrscheinlich damit ich mir sie recht ansehen solle, ich möchte rathen. Aber ich würde vergeblich alle Botaniker der Welt zu Hülfe gerufen haben, wenn sie mir nicht selbst gesagt hätte, daß die in ihrem Gesicht zerstreuten Schminkpflästerchen eine Tulpe vorstellten. Sie hieß Erina.

Die Frauen trugen meist auf dem Kopfe eine Mütze von Goldbrokat, deren Spitze auf die rechte Seite gebogen ist. An dieser Mütze ist, wie schon gesagt, das Tuch befestigt, das den Schleier bildet. Auf der Brust trugen sie mancherlei aufgereihte, geöhrte Münzen und mehrere Kleider übereinander, deren eins meist von Goldbrokat. Alle tragen weiße Pantalons, von welchen die schönfarbigen Stiefeln sehr gut abstechen.

Ehe noch der Hochzeitschmaus begann, brachte man uns einen Imbiß, ein großes, bienenkorbförmiges Gebäck, dessen Grundmasse aus eingedicktem Honig bestand, in welcher sich eine Menge enthülsete Zirbelnüsse, Haselnüsse und Mandeln eingemengt und aufgestreut befanden, was sehr wohlschmeckend war; dazu brachte man uns alten Graveswein. Die Frauen hatten sich nun alle 35 versammelt, der Assann rufte vom Minaret zum lezten Gebet, und kaum war sein klagendes sala, sala verklungen, so warfen sich die Frauen auf's Angesicht und verrichteten ihr Gebet; sodann ertönte ein kleiner Leierkasten und die Mahlzeit wurde aufgetragen.

Die Zimmer waren reichlich beleuchtet. Zuerst wurden Schüsseln mit frischer Butter und andere mit aus den Scheiben gelaufenem köstlichen Honig zugleich aufgesezt; auch uns wurde dasselbe auf einen kleinen Tisch gebracht. Man nahm erst mit dem Löffel etwa wie eine starke Haselnuß groß Butter und dann gleich etwas Honig dazu. Es schmeckte uns trefflich und ist uns auch sehr wohl bekommen, obgleich wir es zum erstenmal aßen und gehörig zulangten; hinter drein gab man einige Schnittchen Weißbrod herum, gleichsam um die Zähne zu reinigen und wieder frischen Geschmack zu bekommen. Dann kam zerschnittenes, sehr zartes Schaaffleisch mit Reis, der auf orientalische Weise bereitet war; nämlich so, daß jedes Körnchen gerade gar gekocht ist, aber noch ganz erscheint und nicht die Form eines)(annimmt (wie man ihn auch in Italien bereitet). Hierauf folgte ein herrlicher Stöhr aus der Wolga und recht wohlschmeckender Braten von einem jungen Füllen. Alles war emsig mit dem Essen beschäftigt, da fragte ich eine der Aufwärterinnen, ob denn nicht auch Mädchen, Freundinnen der Braut, eingeladen seyen. Ja wohl, diese seyen in dem Zimmer, wo wir Thee getrunken, denn sie dürften nicht mit den Frauen beisammen seyn. Ich schwieg und gab in einer Weile vor, ich habe etwas verloren; es wurde sogleich überall gesucht, aber während die dienstbaren Geister suchten, eilte ich nach jenem Zimmer, vor welchem zwar eine Art Wache befindlich war, welche aber beseitigt wurde.

Es waren achtzehn Mädchen versammelt und tranken Thee; sie waren Anfangs etwas betreten und wollten sich mit ihren langen Aermeln verhüllen, lachten aber und waren lustig, als ich zu ihnen an den Tisch trat und Bonbons unter sie ausstreute. Sie hatten muntere, volle Gesichter, aber eben so geschminkt, wie ich oben beschrieben, und nicht Eine war besonders hübsch. Sie waren in bloßen Köpfen, die Haare, in einige Zöpfe geflochten, herabhängend, Korallenstirnbänder u. s. w. Die Braut war natürlich mehr geputzt als die übrigen; sie hatte eine kegelförmige rothe Mütze, mit Münzen behangen, auf dem Kopfe, auch Münzen auf der Brust in verschiedenen Reihen. Es zeigten sich nun durch die Thürspalte mehrere Tatarenköpfe über einander, und mancher freute sich über die unverhoffte Gelegenheit, sich vielleicht seine Künftige zu wählen; doch wagte es keiner, einzutreten. Um die gutmüthigen Leute nicht zu beleidigen, ging ich nach einigen Minuten wieder weg in's vordere Zimmer.

(Der Beschluß folgt.)

Darstellung neuerer Forschungen und Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Natur- und Gewerbswissenschaften.

(Beschluß.)

Hiermit verbindet sich die Einrichtung der Auslösung in einer solchen Uhr, welcher zufolge die Unruhe nur von Zeit zu Zeit einen Anstoß erhält, und übrigens großentheils vom Werke, auf welches sie rückwirken soll, unabhängig bleibt, wozu noch die besondere Größe der Unruhe kommt, welche ihr gestattet, auch größere und kräftigere Schwingungen zu machen, um dadurch den Gang des Räderwerkes zu reguliren. Endlich aber muß in einem solchen Chronometer alle Reibung möglichst vermieden seyn, daher die meisten Stücke nur von Stahl verfertigt, gehärtet und auf's Höchste polirt, zu den Zapfenlöchern und Deckplatten aber meistens nur Rubine verwendet werden. Anderer Vorrichtungen, z. B. zur Beseitigung der Temperatureinflüsse auf weitern Reisen, wo das Schiff aus dem Norden Europas unter die Gluthen des Aequators versezt wird, übergehe ich noch, da das hier Vorgetragene schon hinreichend seyn wird, um über den ganzen Werth und die ganze Schwierigkeit eines guten Chronometerwerkes zu belehren.

Die eben nachgewiesene Nothwendigkeit, zu den Chronometern die härtesten Stoffe der Natur zu verwenden, führt mich sogleich darauf, daß der Professor Breithaupt zu Freiberg eine neue Metallspecies entdeckt hat, welche an Härte alle bisher bekannten Metalle und Metallkompositionen übertrifft und welcher er den Namen gediegenes Irid beilegt. Der Entdecker fand dieses „gediegene Irid" in Platinamassen aus den Wäschen am Ural, welche ihm einige, zu Freiberg studirende russische Bergwerkseleven mitgebracht hatten, und erkannte darin sogleich den schwersten aller bekannten Naturkörper. Denn das bis jezt dafür gehaltene Platina ist nur etwa 21mal, das gediegene Irid aber 23mal schwerer als Wasser. Dieses neue Metall besizt starken und vollkommenen Metallglanz; äußerlich ist seine Farbe eine silberweiße, in's Gelbliche fallende, innen eine silberweiße, welche in das Platingrau spielt. Die Härte des gediegenen Irids aber ist, wie gesagt, außerordentlich, und es polirt sogleich die beste Feile. Zugleich widersteht es vollkommen der Einwirkung der Säuren, und es wird nun nur noch darauf ankommen, was die Technik daraus zu machen versteht, und ob sie es vielleicht zu dem von uns präsumirten Gebrauche für die Chronometer anwendbar finden wird.

Von diesen Gegenständen reiner Nützlichkeit gehen wir zu einer Erfindung oder vielmehr Wiedererfindung über, welche nur zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört und dasselbe lediglich verschönen hilft; wir meinen

die Wiederauffindung des Geheimnisses der Millefiori, einer äußerst künstlichen Blumenmosaik in Glas. Ursprünglich scheint nur Venedig in seiner Blüthenzeit im Besitze des Geheimnisses dieser Glasarbeiten gewesen zu seyn, welche in wenigen Werkstätten auf der Insel Murano gefertigt wurden und deren Kunstgriffe seit jener Zeit für ganz verloren galten. Man muß das venetianische Millefiori von den Glasmosaiken des Alterthums unterscheiden, deren Charakter darin bestand, daß ein Bild aus aneinandergefügten farbigen Glasstiften zusammengesezt war, so daß jeder Querdurchschnitt die nämliche Zeichnung ergab. Beim Millefiori erscheinen dagegen die verschiedenartigsten Figuren: Blumen, Sterne, farbige Bänder in den mannichfaltigsten Schlingungen u. s. w. in verschiedenen Tiefen eines Glasflusses, und dergestalt, daß kein regelmäßiger Plan, sondern ein geschmackvolles Ohngefähr diese Mischungen dem Glase eingestreut zu haben scheint, und sich bald Sternchen zu größern Sternen und Sternbildern, bald Tausende von Blumen (woher der italienische Name) zu einem Blumenbilde vereinigen. Vielleicht geben einige Sorten der sogenannten „türkischen“ Buntpapiere, mit der anmuthigen Bizarrerie ihrer Farben- und Figurenkompositionen, einen entfernten Begriff von der Beschaffenheit dieser Glasbildung. — Die Wiederauffindung dieses schönen Glasgeheimnisses verdankt man dem bekannten Berliner Chemiker Fuß, welcher dasselbe bei Gelegenheit einer auf höchsten Befehl unternommenen Reise nach den schlesischen Glashütten durch die mühsamsten und scharfsinnigsten Untersuchungen wieder an den Tag zu ziehen verstand, und außerdem die Technik der Darstellung des Goldpurpurglases in seiner reinsten und blendendsten Farbenpracht wissenschaftlich feststellte. Sowohl von jenem, nun zu einer deutschen Erfindung gewordenen Tausendblumenglase, als von diesem Goldpurpurglase werden in Berlin bereits Proben gezeigt, von denen Augenzeugen versichern, daß man nichts Schöneres in seiner Art sehen könne, und wahrscheinlich wird bald ganz Deutschland mit Produkten dieser neuen, geschmackvollen Glasfabrikation versehen seyn.

Für die Physiologen und Psychologen unter den Lesern wird dagegen eine andere Erfindung, ein sogenanntes Psychometer (Seelenmesser), mehr Reiz haben, dessen ich jedoch, bei der scheinbaren Abentheuerlichkeit der Idee, hier kaum Erwähnung zu thun wagen würde, wenn nicht sehr vortheilhafte Berichte eines vorurtheilfreien Beobachters darüber vor meinen Augen lägen. Ein Leipziger Gelehrter, Portius, hat nämlich eine Maschine, deren Construction er noch als Geheimniß behandelt, ausgeführt, in welcher eine freischwebende Nadel durch ihre Oscillationen oder ihr Verharren im Ruhestande das Vorhandenseyn oder den Mangel gewisser Temperamentseigenschaften des damit in Verbindung gebrachten Individuums anzeigt. Diese Maschine soll gleichsam ein Schwer-, Wärme- und Intensitätsmesser des menschlichen Nervenlebens seyn, und in sofern dieses Nervenleben durch ein, dem elektrischen und magnetischen analoges Fluidum bestimmt wird, der Menge desselben und der Thätigkeit seiner Strömungen durch die Zahl und Kraft der Schwingungen der Nadel entsprechen. Unser Korrespondent versichert, bei eigener Prüfung eine gewisse Konsequenz und Regelmäßigkeit in den Andeutungen dieser Maschine bemerkt zu haben und also wäre es vielleicht wirklich möglich, dieselbe noch zu einer Scala des Nervenlebens auszubilden.

Frühling und Rose.

Mit lindem Hauche naht der Mai, der lose,
Und flüstert wie mit Bräutigamsgekose;
Da löset sich das grüne Knospenmieder
Der duftberauschten, liebestrunknen Rose.
Doch von des Sommers goldnem Spieß getroffen,
Erbleicht er bald, der arme, waffenlose,
An heißen Wunden stirbt er, und die Leiche
Verdorret in der Sonnengluthen Schooße.
In Hindostan verbrennen sich die Frauen
Auf des gestorbnen Gatten Flammenstoße:
So weiht auch sie dem heißen Todesfeuer
Ihr junges Haupt — in Asche fällt die Rose.

A. Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

° Berlin, April.

(Beschluß.)

Persönliches von Raupach. Die Hoftheater-Intendanz. Jerrmann. Das Königsstädtische Theater.

Bei der ersten Aufführung jedes Raupach'schen Stückes sieht man ungefähr auf der vierten Bank im Parquet einen Mann sitzen, der so ernst zuhört, wie kein Anderer, aber nie ein Zeichen des Beifalls oder Mißfallens gibt. Höchstens daß er bei starkem Applaus etwas lächelt, oder, wenn bedenkliche Laute sich kund geben, den Kopf umdreht, um zu erfahren, wo sie herkommen, ob es ein Ungewitter werden dürfte, das mit Einschlag droht, oder wie ein Regenschauer vorüberziehen wird. Einige wollen ihn auch die Verse, die der Schauspieler zu recitiren hat, mitsprechen gehört haben. Dies kann nun füglich bei Stücken, die durch den Druck noch nicht bekannt sind, Niemand als der Dichter, und dieser stabile und apathische Zuhörer ist denn in der That auch kein Anderer, als Raupach selbst. Man hat sich vielfach über diese unerschütterliche Ruhe gewundert, aber er ließ die Leute sich wundern und blieb ruhig, bei Sonnenschein und Regenwetter, und nun haben sich die Leute daran gewöhnt, sie sehen nach Raupachs Platz und wundern sich jezt, wenn er nun einmal an einem Schlachttage nicht da ist. Es gab eine bedenkliche Periode für ihn, und er muß es häufig auf seinem Lug ins Land gehört haben, wenn sie über den Dichter aburtheilten: „Nun ist's doch

mit ihm aus!" – „Nun wird er doch täglich schwächer!" – „Das kommt vom Vielschreiben!" – Er nahm eine Prise mehr, lächelte, ging in sich, oder nicht in sich, und schrieb seinen Tasso's Tod, seinen Konradin, und hört nun mit demselben Gleichmuth die Phrasen: „Er vervollkommt sich zusehends!" – „Er wird immer besser!" – „Es kann noch einmal etwas Außerordentliches aus ihm werden!" – Meines Erachtens bleibt der ruhige Mann immer derselbe, nur daß er gerade zulezt einige gelungene Stücke hinter einander aufführen ließ. Schüzt ihn dies und die Gunst des Publikums, das ihn jezt um so unverdrossener, wenn der Vorhang fällt, hervorruft, als er starrwillig nicht erscheint, vor der Ungunst, wenn nun zufällig ein paar schlechte Stücke an die Reihe kommen? Viele gute Werke wiegen in der Erinnerung auch nicht ein verfehltes auf, und der lezte Eindruck übt nirgends so unerbittlich und ungerecht seine Macht aus, als bei einem Theaterpublikum.

Von dem Gerüchte, daß er sich anderwärts ein Asyl suchen wolle, schrieb ich Ihnen wohl schon. Er war wirklich mißvergnügt und wollte fort. Man hatte ihm den Antrag gemacht – ehe sein Tasso gegeben war – weil er denn doch nun schon so lange und fleißig für das Theater schreibe, eine Pension als Theaterdichter anzunehmen. Die Sache klang ehrenvoll, aber als es zur That kommen sollte, steckte hinter dem Vorschlage eine Spekulation. Man hatte im Wege der Gnade ein gutes Geschäft zu machen gedacht, indem es mit der Pension zwar seine Richtigkeit hatte, man aber dafür das Honorar für seine Stücke, das jährlich weit mehr austrägt, sparen wollte. Der Dichter, verdrießlich über den Handel, dankte nun ganz für die Pension. Aber sie stand einmal auf dem Etat, wie seine Stücke auf dem Repertoire, und von dem, was einmal ist, geht man nicht ganz ab; es könnte eine Erschütterung geben, deren Folgen in dieser bedenklichen Zeit nicht abzusehen sind. Also unterhandelte man, und Raupach erhält Pension und Honorar und bleibt. In diesem Augenblicke freilich ist er abgereist, um während des Sommers irgendwo südlicher sich mit frischem Hauche für den nächsten Winter zu versehen.

Auch hieß es einmal, daß er eine Art dramaturgischer Direktion erhalten solle. Das ist eines der Gerüchte, die zu verschiedenen Zeiten immer wieder aufgewärmt werden, um die ermattende Theilnahme für das Theater in die Höhe zu bringen, und bald nennt man Raupach, bald Tieck, bald Immermann als den Berufenen. Lezterer wurde allerdings bei seinem lezten Hierseyn von Seiten der Intendanz mit einigen Artigkeiten versucht; es sollten aber wohl nur Demonstrationen gegen Raupach seyn, um ihm zu zeigen, daß er nicht unentbehrlich sey. Raupach ist nicht der Mann, um sich dadurch schrecken, Immermann nicht der, sich dadurch täuschen zu lassen. Weder Raupach, noch Tieck, noch Immermann werden jemals dramaturgische Dirigenten einer Bühne werden, die, wie sie ist und seyn soll, keines Dramaturgen bedarf.

In gleicher Art ließe sich von vorn herein die Grundlosigkeit des Gerüchtes erweisen, wenn es darauf ankäme, daß der Fürst Pückler-Muskau die Intendanz der Hofbühne übernehmen werde. Wenn diesem geistreichen Manne auch wirklich Anträge der Art gemacht wären, so läßt sich mit Gewißheit behaupten, daß er sie abgelehnt hat. Er hat zu viel Liebe für die theatralische Kunst und Kenntniß davon, um ein Amt anzunehmen, wo er beide verleugnen müßte. – Die Tutti frutti wurden mit Begier erwartet, mit Heißhunger verschlungen, sollen aber jezt in manchem Magen eine bemerkliche Leere hinterlassen haben. Einzelnes findet man zu hart, Anderes zu nackt persönlich, und im Ganzen ist doch zu wenig „scandale" angehäuft, um auf die volle Theilnahme der höchsten Lesewelt Anspruch zu machen. Nichtsdestoweniger hofft Mancher, daß die versprochenen lezten Theile die Erwartung darin erfüllen werden. Daß der Verstorbene Geistvolles auch ohne Skandal zu schreiben im Stande wäre, unterliegt auch nach den Tutti frutti, die doch gewiß schwächer sind, als seine Briefe, keinem Zweifel. Der Autor blickt diesmal deutlicher aus seiner Leichenmaske vor, und dies soll bei Einigen, die keinen Spaß verstehen, nichts weniger als Spaß veranlaßt haben. Das Gerücht läßt den Auferstandenen von Paris nach dem Orient reisen, und es würde mich nicht wundern, wenn es ihn nächstens zum Bräutigam der jungfräulichen Königin Lady Esther Stanhope in Arabien machte, wie es ihn schon einmal als Brautwerber der schwarzen Wittwe weiland König Christophs Majestät von Haiti darstellte.

Eine merkwürdige Erscheinung, jedoch nur auf der Flucht, war die des Schauspielers Jerrmann, der, ein geborner Deutscher und Berliner, so bedeutenden Succeß auf dem Théâtre français in Paris gehabt. Im deutschen Theater hier konnte er sich nicht in seiner Kraft zeigen, da ihm die Convenienz nur die Königsstädter Bühne öffnete und das Lustspiel nicht sein Fach zu seyn scheint. Dagegen erregten seine französischen Darstellungen, bei denen ihn die hiesige französische Gesellschaft unterstüzt, allerdings Verwunderung unter Allen, welchen der alte Styl der französischen Bühne bekannt ist. Er schien so ganz darin ein- und aufgegangen, daß man sich fragte, welches merkwürdiger, sein Entschluß, oder seine Ausführung? In seinem geistvollen Buche über Paris hat er über Beides Rechenschaft gegeben, und der Kitzel, den er daselbst eingesteht, auch einmal ein englischer Schauspieler zu werden, bekundet deutlich genug, daß die Lust am Gewagten der mächtigste Sporn für diesen Künstler ist. Durch seine Darstellungen bewies er wenigstens, daß das ihm von den Pariser Blättern gespendete Lob kein erkauftes war. Sein Versuch, wie das Gelingen, bleibt etwas Außergewöhnliches.

Im Königsstädtischen Theater sucht man durch alte und neue Opern Oberwasser zu behalten. Es gelingt. Bellini's „Norma" macht besonderes Glück. Vom Schauspiel läßt sich nicht viel sagen. Es schlummert viel altes Gutes, und Neues kommt nicht. Die Zeiten, wo alle Kräfte für dieses Institut arbeiteten und unter drei Neuigkeiten zwei durchfielen und eine reussirte (das rechte Verhältniß für eine solche Volksbühne) sind vorüber. Von hiesigen Schriftstellern arbeitet eigentlich Niemand mehr für das Theater. Die Direktion, durch ihre halbe Stellung zu unsichtbaren Obern gebunden, will nichts wagen, und durch Wagstücke allein hält sich ein solches Institut in lebendigem Flor. Andererseits hindert auch hier die jezt ängstlichere Censur. – An Konzerten ist ein Ueberreichthum. Die Matadore strömen aus Osten und Westen zusammen. Bedeutendes Glück machen indessen nur die kleinen Violinspieler Gebrüder Eichhorn. – In Erwartung der großen, gab es vorläufig eine vom Kunstverein veranstaltete kleine Kunstausstellung, in der nur ein paar Bilder von Sohn und Hildebrand die theilnehmende Aufmerksamkeit fesselten, ohne ganz zu befriedigen. Ein anderes Bild mußte den Berliner Spott aushalten, weil es in allzu französischen Attituden einen Schmerz anschaulich machen wollte, der uns zu fern liegt. Doch blieb es beim Spötteln; der Berliner Wiz scheint erschlafft, oder er ruht für eine Zeitlang aus. Nur bekräzte er jüngst die noch vakante Oberbürgermeisterstelle mit den Personen der Herren Spontini, Cerf und Rust, wegen verschiedener Qualitäten derselben; aber es war sehr zahmer Wiz, und deßhalb blieb er in geschlossenen Kreisen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 100.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 26. April 1834.

Ihr scheltet auf die Kultur,
Weil's Kultivirerei
Euch gibt, und merkt nicht, daß selbst diese besser sey,
Als eure dumme Natur.

Klopstock.
An die Verächter der Regel.

Aus der Schule der Höflichkeit.

Von der Höflichkeit in dafür besonders festgesetzten Stunden und Zeiten.

In der Besorgniß, durch vielen Gebrauch ihre Höflichkeit gleichsam zu verschleißen und abzunutzen, pflegen Einige dieselbe auf wichtige und festliche Gelegenheiten zu versparen, als die Kindtauf- und Hochzeittage und, in den höhern Kreisen, die feierlichen Mahlzeiten und andere Vereinigungen in schön beleuchteten und ausgeschmückten Zimmern und Sälen. Es verkündet sich in diesem System ein Geist der Sparsamkeit, der an sich selbst zu billigen ist; nur befürchte ich, daß man von ihm bisweilen sich verleiten lasse, dem täglichen und gewöhnlichen Leben, welches doch ebenfalls der Höflichkeit bedürftig ist, mehr zu entziehen, als ihm entbehrlich zu seyn scheint. Unter allen Umständen werde ich auch diese in der Ueberschrift näher bezeichnete Höflichkeit, welche nach Art der Uhren aufgezogen wird und die Stunden beobachtet, auf ihre eigenthümlichen Regeln und Normen zurückführen müssen.

Bei Kindtaufen und Hochzeiten, welche ohnehin längst nicht mehr so feierlich begangen werden, als vor Zeiten, darf man allerdings wohl in seinem Bezeigen einen gewissen Anschein von ungesuchter, herzlicher Theilnahme vorwalten lassen. Indeß soll bei den Hochzeiten der Ausdruck frohen Antheils nicht etwa das Zartgefühl verletzen, wogegen in alten Büchern so häufig Tadel erhoben wird, daher sich nicht länger bezweifeln läßt, daß unsere Väter in dieser Beziehung das gehörige Maß nicht beobachtet haben. Hingegen würde in wohlbeleuchteten Versammlungszimmern, und vornehmlich in solchen, welche die beste Gesellschaft zu besuchen pflegt, ein gewisser herzlicher Grundton keineswegs an seiner Stelle seyn; es beruhet vielmehr die Harmonie des Ganzen auf einem schönen Ebenmaße oder ununterbrochenen Flusse und Strome, jede für sich, gleichgültiger Bewegungen, Aeußerungen und Handlungen. Und hier werde ich Gelegenheit finden, von der Höflichkeit der Frauen zu reden, welche in keinem Verhältnisse des Lebens von größerer Bedeutung ist, als in diesen Vereinigungen der guten und besten Gesellschaft.

Die Höflichkeitspflichten, welche beiden, doch besonders dem weiblichen Geschlechte in den Salonsgesellschaften obliegen, dürften auf folgende Punkte sich zurückführen lassen: der schöne Anzug, oder die Toilette; das wohlanständige Auf- und Eintreten; das angenehme sich Niedersetzen; das galante die Plätze Verwechseln; das verbindliche Jemand Herbeiwinken; das Pensieroso; der Gebrauch des Fächers; das sich Anlehnen; das entschlossene

auf Jemand Zugehen; das den leisen Gesprächen für das Auge der Zuschauer Interesse und Annehmlichkeit Verleihen.

Die Sorgfalt und der Fleiß, mit welchen die Frauen dem Putze obzuliegen die Gewohnheit haben, wird häufig, wie bereits der große Göthe gerügt, als ein Ausfluß ihrer Eigenliebe, Nichtigkeit und anderer Schwächen aufgefaßt und nach dem Standpunkte eines Jeden bald verspottet, bald bitterlich getadelt und streng verurtheilt. Hingegen begehrt und liebt man die Wirkung des Putzes, den Glanz, das heitere oder gar schöne Ansehen wohlgekleideter Frauen. — So verleitet eine irrige Auffassung des Princips in irgend einer Sache und Handlung unvermeidlich stets in gröbliche Unvereinbarkeiten und Widersprüche. Nicht die Eitelkeit, sondern das Wohlwollen, der Gemeingeist und die Höflichkeit bestimmen unsere Frauen, ihrem Putze die erforderliche Aufmerksamkeit zu schenken; und dieses behaupte ich nicht etwa aus einer falschen Galanterie oder aus leichter Paradoxie, sondern weil ich mit Thatsachen bekannt bin, welche auf diese edlern Beweggründe zu schließen mich zwingen. Zuerst haben die Frauen, um in den Salons so schön und liebenswerth sich darzustellen, als ihnen ersinnlich und möglich ist, vielen Leiden und Qualen sich zu unterwerfen, welche standhaft zu ertragen edlere Beweggründe und Absichten vorauszusetzen nöthigt, als die gemeinhin angenommenen. Zweitens aber, und dieses entscheidet, pflegen sie Morgens, und wann sonst sie anzunehmen ungeneigt sind, ihren Anzug mit einer stoischen Gemüthsruhe zu vernachlässigen; welches lezte außer Zweifel sezt, daß sie nicht ihrer selbst willen, sondern in der reineren Absicht, ihrem Nebenmenschen eine Freude zu bereiten, in anderer Zeit so schön sich schmücken und ankleiden, als man sieht. Von diesem Grundsatze ausgehend, werden wir alsdann auch in die feineren Abstufungen des Putzes und in die mannichfachen Absichten eindringen können, welche sie erfüllen. Die Kunstausdrücke: Negligé, halber und ganzer Putz, Gala und so fort, erschöpfen diesen Gegenstand nicht zur Hälfte. Ein Diamant, eine Spitze, ein Band mehr oder weniger; der Rock um eines Fingers breit länger oder kürzer; der Hals um weniges freier oder verdeckter; das Haar mehr gekräuselt oder schlichter, mehr aufgebunden oder niedergelassen — diese Sachen, gleich den übrigen unzählbaren, sind eben so viele Symbole der Traulichkeit oder Zurückhaltung, des Entgegenkommens, der Achtung, der Ehrfurcht und anderer Abstufungen in der Auffassung geselliger Stellungen und Verhältnisse. — Doch in solchen Dingen die hierin unübertrefflichen Frauen belehren, unterrichten, meistern zu wollen, wäre der Weg, sich lächerlich zu machen und die bekannte Warnung des Malers in Erinnerung zu bringen.

Wenn diese Andeutungen die Frauen allein angehen (denn männlicher Putz soll ungesucht seyn, auf Reinlichkeit und Ordnung sich beschränken), so ist es hingegen beiden Geschlechtern gleich wichtig, mit Anstand auf- und einzutreten. Hierin ist den Frauen das Nachschleppende ihrer Bekleidung ungemein behülflich; sie haben Alles geleistet, wenn sie vermeiden, mit dem Oberleibe hin und her zu wiegen, was, möge es nun im Takt oder ganz ohne Zeitmaß geschehen, doch stets unedel bleibt und nie geschäzt wird. Die Männer aber sollen nicht allein den Oberleib, vielmehr auch das Bein beachten. Auf dem Parket sollen sie nicht so rasch und sorglos einherschreiten, als auf den Gassen und Gartenwegen, sondern in mäßig großen und wohlabgemessenen Schritten. In Vorzimmern und noch unbesezten, oder halbleeren Räumen dürfen sie rascher vorangehen, sollen indeß nach Maßgabe der Annäherung an das Gedränge kürzere und seltenere Schritte machen, damit sie nicht plötzlich anhalten müssen, wie Soldaten, wenn Halt! gerufen wird. Auch sollen die Männer dem Fehler ausweichen, im Gehen das eine Bein über das andere zu schlagen, was der Gestalt eine wenig gesicherte, schwankende, unedle Erscheinung gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine tatarische Hochzeit.

(Beschluß.)

Unter der Zeit waren noch zwei Gerichte aufgetragen und Meth (Hydromel) in hölzernen Schaalen herumgegeben worden; in Allem sechs Gerichte. In den Zwischenzeiten, wenn die Gerichte gewechselt wurden, unterhielten sich die Frauen sehr lebhaft. Zum Schluß kam jenes große Backwerk aus Honig und Cedernüßchen, in welches wir schon den Einbruch gemacht hatten, dazu noch ein dünner Kuchen, der sich wie Leder biegen ließ, kaum einen Messerrücken dick und nur aus ausgepreßten Himbeeren bereitet war und sehr angenehm schmeckte. Nur die Tataren verstehen ihn zu machen. Jenes Gebäck und dieser Kuchen wurden in Stücken aufgesezt und sogleich Papier herumgegeben, indem jede Frau von beiden etwas einpackte und mit nach Hause nahm. Dann erhoben sich die Frauen, gaben der Brautmutter die Hand, dankten und begaben sich nach Hause. Es ertönte während des Weggehens wieder der kleine Leierkasten. Versammeln, Thee trinken und Schmausen hatten über drei Stunden gedauert; es war in der zehnten Stunde, als wir fortgingen. Wir dankten der Brautmutter, sie bezeugte ihre Zufriedenheit, daß es uns so wohl gefallen habe, und meinte, bei uns sey es noch

allenfalls angegangen, dazubleiben; sie habe gehört, wir seyen weit, sehr weit von hier zu Hause. — Wenn auch nicht Alles nach ächt asiatischer Sitte war, so freuten wir uns doch, der Hochzeit beigewohnt zu haben.

Nach fünf Tagen wurden wir beide von dem Vater des Bräutigams förmlich zur Männerhochzeit eingeladen. Wir versammelten uns erst, nachdem es völlig dunkel war, da die Priester und Männer vorher zum Gebet in der Metsched gewesen waren. Der Vater des Bräutigams bewillkommte uns, indem er auf asiatische Weise unsere Hand zwischen seine beiden Hände nahm und schüttelte. Dann brachte er uns zwei Biergläser voll gelben Getränkes: wir möchten auf die Gesundheit des neuen Ehepaares trinken; zugleich wurde uns bedeutet, wir müßten auch austrinken. Wir verlangten Weingläser und fragten, was es sey. Man erwiderte, es sey etwas Gutes und für Männer gehören große Gläser. So wurden uns denn die Gläser gereicht, wir sezten an, aber o weh! es war Jamaika Rum. Der Mufti, ein vielgereister Mann, befreite uns von der schweren Aufgabe und erklärte, es sey genug, wenn wir nur Einen Schluck davon mit gutem Wunsch gethan. Es wurden uns große Stücke Zucker dazu gebracht. Nachdem alle Gäste zusammengekommen waren, stellten sie sich in einen Kreis. Der Oberpriester (Mufti) fragte hierauf den Vater der Braut, ob ihm der Kalün für seine Tochter entrichtet worden seyn; nachdem dies derselbe bejaht hatte, sprach der Mufti den Segen über das Ehepaar, und nun entfernte sich der Bräutigam, um das ihm erkaufte Kleinod in Empfang zu nehmen, mit welchem er nun dreimal 24 Stunden eingeschlossen und von den Müttern reichlich mit süßem Meth, Backwerk und Speisen aller Art versorgt wird. Die Tataren sagen: damit er sich an seine Frau gewöhne.

Wir aber sezten uns nun zum Essen in einen Kreis. Es waren zehn Gäste und wir beide. Ein langes weißes Tuch, das im Kreise herumreichte und jeder an sich zog, diente als Serviette. Mein Freund blieb hinter mir auf seinem Stuhle; ich aber sezte mich mit in den Kreis, da ich während meines Aufenthalts an der türkischen Grenze schon etwas mit den orientalischen Gebräuchen bekannt geworden war, was den Tataren Freude machte. Der Mufti sprach nun ein kurzes Gebet und die Mahlzeit begann. Zuerst kam wieder Butter und so fort, wie bei der Frauenhochzeit, nur der Kuchen und das Backwerk fehlten. Während des Essens wurde eine große hölzerne Schaale mit altem sehr starken Meth (wo er dem Madera ähnlich wird) gebracht, und zwar zuerst zu mir, und mir bedeutet, ich möchte sie dann weiter geben; nun weiß ich, daß kein Muselmann mit einem Christen aus Einem Gefäß trinken soll; ich fragte daher, ob es sie nicht stören würde, da ich Christ sey, wenn ich zuerst tränke; man sagte, ich solle nur trinken. Nachdem ich mich recht gelabt hatte an dem köstlichen Meth, wollte ich die Schaale weiter geben, aber der Mufti verlangte sie lächelnd von mir, nickte mir freundlich zu und trank, und nun ging die Schaale im Kreise herum. Der Mufti war ein schöner Asiate, wie man überhaupt unter den Tataren viele schöne männliche Gesichter findet. Die Kleidungen waren schönfarbige seidene Kaftans mit einem seidenen Shawl als Leibgurt. Es war außer dem Mufti (Oberpriester) noch ein Argun (Priester) dabei; beide trugen weiße Turbane, zum Zeichen, daß sie die Wallfahrt zum Grabe des Propheten gemacht hatten; die Uebrigen trugen auf ihren kahl geschornen Köpfen Käppchen von Goldbrokat, Saffian ꝛc. Im Vorzimmer waren eine Menge Tataren, welche da zu essen und Meth zu trinken bekamen. Nach dem Essen begab man sich nach Hause; es war wieder in der zehnten Stunde.

Dresden, im Januar 1834.

Dr. Gustav Fiedler,
königlich sächsischer Bergkommissär.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Akademischer Zwist. Alte Herrlichkeiten.

Ich habe einige kleine Tagesbegebenheiten nachzuholen. Neulich hat sich ein komischer Streit in der Akademie der Wissenschaften entsponnen. Geoffroy St. Hilaire, welcher gern das Publikum mit seiner Persönlichkeit beschäftigt, hat eine Frage aufgeworfen, an welcher dem Publikum wahrlich nicht das Mindeste gelegen ist, und die nur durch den Eifer, womit dieser Gelehrte die Sache behandelt, es etwas belustigt. Auf der Küste der Bretagne waren nämlich eine Menge von Delphinen gestrandet, was sich dann die Küstenbewohner wohl zu Nutze gemacht hatten. In jener Gegend wohnt ein Apotheker, Namens Lemaout, der sich mit verunglückten Delphinen besonders viel zu schaffen macht; denn schon vor zwanzig Jahren war einmal ein ganzes Heer von Delphinen gestrandet, und alsbald hatte sich der behende Apotheker darüber hergemacht und einen großen Delphin für das Naturalienkabinet in Paris zugerichtet, wo er noch zu sehen ist; auch hatte er einen ausführlichen Bericht über die Delphine an die Akademie der Wissenschaften eingesandt. Diesmal war er auch wieder mit seinen Beobachtungen bei der Hand und berichtete unter Andern, ein junger Delphin habe sogar noch am Strande an der Brust seiner Mutter gesaugt. Jezt aber erhob sich Geoffroy St. Hilaire in der Akademie und sprach den Delphinen Milch und Brüste ab. Es wurde hin und her geschrieben, um auszumitteln, ob wirklich Jemand ein Delphinenkind habe saugen sehen; Jeder hatte es, wie es scheint, vom Hörensagen; aber Lemaout bestand auf seiner Behauptung und Geoffroy St. Hilaire auf seinem Läugnen. Vor einigen Monaten wäre der Herr Akademiker beinahe auf immer verhindert worden, wider die Brüste der Delphine zu streiten; denn da er sich

auf das Schiff, welches den Obelisk von Havre nach Paris gebracht hatte, begeben wollte, fiel er in's Wasser, und nur durch die schnelle Hülfe eines Matrosen wurde er gerettet. Er erholte sich aber bald von seinem Schrecken, und er ist nach wie vor einer der thätigsten Akademiker; vielleicht wäre es sogar besser, wenn er seine Thätigkeit etwas im Zaum hielte. Als Cuvier noch lebte, lag er oft mit diesem in Streit; jezt streitet er mit andern Akademikern, und ihr Streit nimmt sich im Vergleich mit den wichtigen Erörterungen und Verhandlungen der gesezgebenden Kammern und der großen Tageblätter sehr komisch aus. — Beständig kann man aus den öffentlichen Versteigerungen in Paris die Nichtigkeit menschlicher Dinge und menschlicher Eitelkeit abnehmen und dabei sehr moralische Betrachtungen anstellen. So wurde neulich das Kirchengeräthe des Collège écossais öffentlich versteigert und an Krämer und Trödler verkauft. Dieses Kollegium bestand schon im 14ten Jahrhundert, und war nachher von den Katholiken in England ziemlich reichlich unterstüzt worden. Die Stuarts hatten sich nach ihrer Verbannung dieser Anstalt mit Eifer angenommen, und des schwachköpfigen Jakobs II. Gehirn wurde in einer Urne hier in der Kapelle aufbewahrt, so wie auch das einer seiner Töchter; natürlich war dies nicht die Königin Anna, da diese ihr Gehirn keinem fremden Lande zu vermachen brauchte. Bei der Revolution am Ende des 18ten Jahrhunderts ging dieses Kollegium ein, nebst so vielen andern veralteten Anstalten. Zwar schien im Jahr 1814 bei der Rückkehr der Bourbons dem wiedererneuerten Collège écossais die Dauer auf ewig gesichert; allein der Sturmwind wehte im Jahr 1830 darüber her; den Bourbons ging es gerade, wie es den Stuarts gegangen war, und aus war es, wahrscheinlich auf immer, mit dem Collège écossais. Diesmal scheinen die ehemaligen Direktoren desselben keine Restauration mehr zu erwarten, und in dieser Hinsicht sind sie viel klüger, als manche Ultraroyalisten, die noch immer auf die Wiedereinsezung Karls X., oder wenigstens seines Sohnes oder Enkels harren, und in dieser Hoffnung sich über Alles trösten, was vorgeht, und langsam dahinaltern. Eine andere Versteigerung brachte die Herrlichkeiten einer andern Zeit unter den Hammer. Lucian Bonaparte ließ nämlich seine Kunstsammlung oder wenigstens einen Theil davon öffentlich verkaufen. Als diese Sammlung angelegt wurde, dachte ebenfalls der Besizer nicht, daß politische Stürme darüber her blasen könnten. In der Lucianschen Sammlung befanden sich Kunstsachen aller Art, Gemälde, Statüen, etruskische Vasen, bronzene und marmorne Figürchen, Kunstsachen aus Elfenbein, getriebenem Silber, kostbare Waffen, künstlich gearbeitete Dosen u. s. w. Ein Ecran stand da in der Ecke, als ein Denkmal der Eitelkeit menschlicher Dinge. Die Frauen der Marschälle Napoleons hatten sich nämlich zur Zeit des Glanzes des französischen Reiches vereinigt, um einen kostbar gestickten Blumenstrauß zu verfertigen, denselben in einen schön vergoldeten Rahmen einfassen zu lassen und dem mächtigen Kaiser als einen Ecran oder Kaminschirm zum Geschenke zu machen. Gewiß haben manche niedliche Hände an diesem Strauße lang gearbeitet; gewiß haben alle diese Damen geglaubt, sie werden etwas Außerordentliches zu Stande bringen und dem Tuilerienschlosse eine prächtige Zierde verschaffen; allein der Ecran hat mit dem kaiserlichen Throne aus den Tuilerien wandern müssen, und die Blumen sind schwarz und sehen so veraltet aus, als ob sie aus irgend einem alten Schlosse der Provinz nach hundertjährigem Aufenthalte gekommen wären. Der Trödler, der diese Arbeit der Marschallsfrauen gekauft hat, wird sie in einen Winkel seines Ladens stellen, bis irgend ein alter Verehrer der Napoleonschen Zeit sie ihm abkauft und als Reliquie aufbewahrt. Kurz vorher war ein großer Kunstladen in Paris, der Montfortsche auf dem Kay, zur Versteigerung gekommen, und hier hatten alte Kunstsachen aus allen Welttheilen und aus allen Zeitepochen friedlich beisammen gestanden, um nun von Neuem ihre Wanderung durch tausend Hände und hundert Kabinette zu beginnen. Altrömische Bronzen standen oder lagen da neben chinesischen dickbäuchigen Figuren, kaukasische und persische Säbel und Flinten, peruvianische Pfeilköcher und alte Tafeluhren aus der Zeit Ludwigs XV. standen mitten unter egyptischen Isisköpfen. Diese Sammlung war das bunteste Allerlei, das man sich denken kann. Die Liebhaberei für dergleichen Dinge ist aber ziemlich groß in Frankreich; auch sezen die Kunsthändler Manches in England ab, weßhalb all dieser alte Kram zu hohen Preisen versteigert wird. In manchen Salons in Paris ist ein eigener Tisch oder Schrank für allerlei Kuriositäten bestimmt, wie man sie in dem Montfortschen Magazin findet. Leute, welche zum Besuche kommen, belustigen sich damit eine Zeitlang; weiter dienen sie zu nichts.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 94:

L e d e r.

Kettenräthsel.

In siebzehn Logogriphen.

Mit

1.

a: Ein Weib mit großem Maul, sie kann so schön posaunen,
Daß lebt, was nie gelebt, und daß die Leute staunen
Sie lebet unter'm Volk, auch Dichter lieben sie,
Geschichten weiß sie g'nug, nach Wahrheit fragt sie nie.
ä: Sie reibet Zahn an Zahn, frißt Knochen selbst und Eisen,
Man sah in roher Zeit sie Menschen selbst zerreißen;
Doch ist kein Maul bei ihr, kein Rachen je zu finden,
Sie streut, was sie zermalmt, der Erde hin, den Winden.

2.

ä: Sie sind ein ganzes Volk, und haben sich befreit
ai: Von meinen Vögten und von meiner Herrlichkeit.

3.

ai: Mich machen die mit ä, die Becker und der Gerber,
Der brennbar, eßbar die, die ersten aber herber.
au: In Lüften wohn' ich frei, dort bleiben darf ich nie;
Fall' ich herab, so tritt mit Füßen mich das Vieh.

4.

au: Es hilft dem Leben auf, das kaum die Welt erblickt,
äu: Tränkt Viele, die ein Glas zu halten ungeschickt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 101.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 28. April 1834.

Und duldet auch auf seiner Berge Rücken
Das Zackenhaupt der Sonne kalten Pfeil,
Läßt nun der Fels sich angegrünt erblicken,
Die Ziege nimmt genäschig ihren Theil.

Goethe.

Sommertage in Wallis.

Dritter Brief.

Visp ist ein ansehnlicher und schöner Flecken, an der Mündung des großen Visptхales. In dem darüber liegenden Schloß Huchsburg hausten die Grafen von Blandra, und in der Nähe noch viele andere Barone in ihren auf Anhöhen gelegenen festen Thürmen. Die Macht der Feudaltyrannen in dieser Gegend überstieg wirklich alle Grenzen, denn sie waren sämmtlich gegen die umherwohnenden Landleute verschworen, und dieses Unwesen dauerte ungestraft bis 1388; denn in diesem Jahr wurden die Heereshaufen der Grafen von Greyerz und von Savoyen geschlagen, und zwar von den Wallisern unter der Anführung des Sire Raron; die Veste Huchsburg wurde eingenommen und zerstört, deßgleichen viele von den umliegenden festen Nestern. Zur Bezeichnung jener Zeit mag dienen, daß bei dieser Gelegenheit zwei Söhne des Herrn von Raron dem Grafen von Greyerz in die Hände fielen und von diesem eigenhändig niedergestochen wurden.

Geht man von hier in das Vispthal, so zeigt sich ein Land, das nur wenige Reisende besuchen und dessen Einwohner darum ihre ganze Eigenthümlichkeit und patriarchalische Reinheit bewahrt haben. Dies Thal hat mich sehr an das Lugnetzthal in Graubündten erinnert, nur ist hier die Natur doch weniger rauh, wild und furchtbar, denn es erfreuen einen hier schöne Weiden mit danebenstehenden freundlichen Wohnungen, malerische Baumgruppen und dazwischen des Wallis ansehnlichster Seitenstrom. Im Grund stehen die beiden Riesen, der Monterosa und der Cervin. An den Bergrändern und Geländen weiden schöne Heerden, von allen Seiten ertönt Glockengeläute und Alpenhorn, oder der mächtige Zuruf der Hirten und Sennen von einem Berg zum andern. Zwei Stunden weiter theilt sich das schöne Thal in zwei; eins läuft immer die Visp hinauf, das andere östlich nach Saas. Am Ende des erstern ist der Mont Cervin hingestellt. Saussure hat daran drei Schichten bemerkt, die einander parallel laufen. Die oberste war gelb, die mittlere grau und die unterste wieder gelb. Dies ist nicht mehr so, denn die Farben sind jetzt unter einander verwaschen und unmerklich.

Links steht der Monterosa, dessen Gipfel noch kein menschlicher Fuß betreten hat, so wenig wie seinen gewaltigen Gegenmann im Norden, das Finsteraarhorn. An Bemühung, hinauf zu kommen, hat es jedoch nicht gefehlt. In den Memorie dell' Accademia reale Torinese, Vol. XXV. steht die interessante Beschreibung von einem Versuch, den mehrere unerschrockene Männer machten, um über die Gletscher auf eine der niedern Zacken

des Monterosa zu gelangen. Dies war ein wirklich bewundernswürdiges Unternehmen. Zuerst mußten sie mit ihren kleinen Aexten über sechshundert Stufen in's Eis hauen und dann am Rand eines Abgrunds auf brüchigem Eis wegklettern. Dieser Abgrund wurde nahe an viertausend Fuß tief geschäzt. Von Zeit zu Zeit hörten sie donnerähnliches Getöse, das von den Schneemassen kam, die aus ungeheurer Höhe in die Tiefe stürzten. Die Männer kamen hoch genug, um die Ebenen Piemonts und der Lombardei zu übersehen, der Nebel verhinderte es jedoch. Als sie nach einigen Stunden wieder herunterkamen, war die Gefahr noch größer, denn indessen hatte die Sonnenwärme den Schnee und das Eis erweicht; furchtbar war nun das Hinwandeln an dem schmalen Rand des Abgrunds, denn ein leichter Windeshauch oder ein geringes Ausglitschen des Fußes hätte sie in die Tiefe gestürzt. Als sie glücklich über diese schauderhafte Stelle hinweg waren, banden sie sich alle an ein Seil und gleiteten so über Gletscher und Schneefelder hinweg, schnell genug, um noch vor Nacht bei den Hütten der Bergleute anzukommen, die im Sommer zwei Monate lang auf diesen Höhen wohnen.

Gar Manches kommt zusammen, um den Monterosa viel interessanter als den Montblanc und die andern höchsten Berge Savoyens und der Schweiz zu machen. Zuvörderst ist er nach den besten und neuesten trigonometrischen Messungen und nach Zachs Berechnung nur 90 Toisen (540′) niedriger über der Meeresfläche als der Montblanc, er übertrifft ihn aber weit durch seine malerische Bildung, besonders durch die nahe bei einander stehenden hohen Zacken, die eine antike Krone bilden, wahrscheinlich die antikste der Welt. Im Innern lassen diese Zacken einen tiefen, leeren Raum, eine Art von Krater. Von ihm gehen eine Menge Bergketten und Thäler aus, deren Knopf und haltender Mittelpunkt er ist. Der Thäler sind acht: zunächst in Osten das Val-Macugnaga, das Val-Anzasca, das große und das kleine Sesia-Thal, das Valle de Lys, das Avasthal, das Gletscherthal des M. Cervin und endlich nördlich das Saasthal. Die Gebirgsschichten des Monterosa und der umliegenden Berge sind überall wagerecht. Sein Abhang ist sehr sanft und man kann weit hinauf mit Mauleseln kommen. Merkwürdig und ganz abweichend von der Natur des Hochgebirgs, findet sich hier gar kein Granit in Massen, sondern er kommt nur zufällig und einzeln vor. Dagegen sind alle seine Zacken und Abhänge reich an Gold, dem aber schwer beizukommen ist. Außerhalb des Cirkus am Abhang des Bergs wohnt eine Art deutscher Besatzung, ganz fremd den andern Einwohnern, die nur französisch und italienisch sprechen. Diese deutschen Dörfer heißen Gonz, Macugnaga, Alagna und Gressoney. Den Ursprung dieser deutschen Dörfer kennt man nicht, viel Wahrscheinlichkeit aber hat die Meinung, daß Einwohner von Oberwallis, verlassend ihr rauhes, von den umstehenden Berggipfeln, ihren Lawinen und Felsenstürzen bedrohtes Land, in diese sichern Thäler gezogen sind, und zwar zu einer Zeit, wo die Italiener es noch nicht wagten, ihre Heimath so nahe an den Schneebergen aufzuschlagen und ihre Heerden an ihren Abhängen zu weiden. Die Oberwalliser nahmen also Besitz von diesen Gegenden, heiratheten immer unter sich und bewahrten so ihre Sprache, als nach und nach Italiener, von ihrem Gedeihen und ihrem guten Viehstand angezogen, sich um sie herum ansiedelten. Ihre deutsche Sprache haben nun freilich diese Gemeinden beibehalten, nicht aber ihre heimathliche Sitte. Da der Boden und die Weiden bei der zunehmenden Zahl der Einwohner nicht mehr zureichten, so mußten sie auf andere Hülfsmittel und Erwerbsquellen denken. Darum ziehen die Männer fast alle aus, um Waaren einzukaufen, die sie dann immer wieder mit mehr und weniger Gewinn in ihren Thälern und der Umgegend absetzen. Die Lage ihrer Dörfer zwingt sie, von Jugend auf außer ihrer Muttersprache auch italienisch und französisch zu lernen, und dadurch wird ihnen denn Handel und Wanderschaft sehr leicht. Die Weiber und Mädchen bleiben zu Haus und beschäftigen sich mit den Sorgen der Feldwirthschaft, der Sennerei und der häuslichen Oekonomie. Da ihrer aber bei der merkwürdigen Fruchtbarkeit der Ehen für diese Arbeiten zu viele sind, so geben sich viele damit ab, Waaren auf ihren Schultern und auf dem Kopf über gefährliche Stellen zu tragen, wo kein Saumthier hin kann, wodurch sie Umwege von mehreren Tagen vermeiden. Diesen gefährlichen Waarentransport machen sie mit Kraft, Fleiß und bewundernswürdiger Treue, büßen aber dabei ihre angeborne Heiterkeit nicht ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Schule der Höflichkeit.

(Fortsetzung.)

Beim Eintritt in die Gesellschaftszimmer soll man nun allerdings das Unedle stets vermeiden, doch innerhalb des allgemeinhin edlen Charakters eine leichte Abstufung anbringen, welche die relativen Ansprüche des Eintretenden richtig ausdrückt. Junge Leute und andere nicht in Betrachtung kommende Personen sollen im Eintreten ein Ansehen von Ehrfurcht und Bescheidenheit annehmen, welches jedoch in das Verlegene und Verwirrte nicht übergehen, sondern unbefangen und furchtlos herauskommen muß. Hingegen dürften ältere und besonders sehr vornehme und gewichtige Männer in dieser Situation ihren Anspruch an die Aufmerksamkeiten der

Gesellschaft nicht undeutlich an den Tag legen; obwohl sie dabei dem Fehler auszuweichen haben, daß ihre Gesammterscheinung an das Theatralische grenze, welches mit dem besten Tone unvereinbar ist. Sollten aber durch Ungeschicklichkeit oder Zerstreuung Personen von hohem Range nicht sogleich mit derjenigen Aufregung empfangen werden, welche sie doch zu erwarten berechtigt sind, so empfehle ich denselben, in solch einem halbverzweifelten Falle den Anschein von Zerstreuung und Abgezogenheit der Gedanken anzunehmen, was ihnen behülflich seyn wird, theils ein ehrwürdiges Ansehen zu behaupten, theils auch die erlittene Verletzung folgenlos übersehen zu können. Wird hingegen den gewichtvollen Personen die gebührende Aufmerksamkeit erwiesen, so sollen sie in diesem Stücke nicht hinter der Gesellschaft zurück bleiben, auf Alles achten und Niemand ganz übersehen, damit sie die Huldigungen, welche man ihnen darbringt, nicht etwa gleich einem Götzenbilde entgegennehmen, was nicht gut in die Augen fällt und albern erscheint.

Das angenehme sich Niederlassen auf den Sesseln werden besonders die Frauen auf das Mannichfaltigste einrichten und abändern können. Bei Hofe sollen sie mit geradem Rücken oder bei aufrechter Haltung des Oberleibes sanft und ebenmäßig sich niederlassen, nicht beide Füße unter den Stuhl ziehen, sondern mindestens den einen Fuß ein wenig vorausstrecken. Eben dort sollen sie im Gespräche mit ihren Nachbarn den Kopf leicht umdrehen, nicht aber mit ganzem Leibe sich zur Seite neigen, oder gar zurückwenden. Bei solchen Veranlassungen die Augen niederzuschlagen, gleich als zur Sammlung der Aufmerksamkeit, doch eigentlich, um unter den Augendeckeln unvermerkt nach allen Seiten zu schielen, läßt an solchem Ort respektvoll und hat den schönsten Anstand.

Das Plätzeverändern, welches jedoch stets einen deutlichen und Allen auffallenden Grund haben muß, verleiht den Salonsgesellschaften viel Reiz, Bewegung und Wechsel. Zu solchen Aenderungen des Platzes gibt die Wahrnehmung entfernt sitzender Bekannten, mit welchen jedoch vorher einige Winke und Grüße auszutauschen sind, die allerbeste Veranlassung. Unbewegliche, gleich wie durch einen Zauberfluch festgebannte Salonsgesellschaften sind das Unerträglichste der Welt, weßhalb mit Höflichkeit ausgerüstete Personen bisweilen sogar eine angenehmere Nachbarschaft dem allgemeinen Besten aufopfern müssen, indem sie halbwillig eine minder belebte aufsuchen. An einigen Orten scheuen sich die Frauen, von ihrem einmal gefaßten Posto sich zu erheben, besonders wenn es gilt, irgend einem ihrer männlichen Bekannten sich anzunähern. Freilich wird eine Dame den fraglichen Herrn sehr wohl auch durch Winke herbeirufen können, allein eben so gut auf ihn zugehen, weil in der Gesellschaft Sprödigkeiten übel angebracht sind und in ihr einen Hang zur Verleumdung voraussetzen, welcher mit wahrhaft guter Gesellschaft unverträglich ist; woher man, unangesehen ob er darin sich eingenistet habe oder nicht, doch immer wohl thun wird, auf keine Weise ihn anzuerkennen. Auch gibt die Sprödigkeit den Frauen ein schnödes, ungeschicktes Ansehen, welches sie vermeiden sollen.

Jemand aus der Ferne herbei zu winken, steht den Frauen sehr wohl an, besonders wenn solches mit den Augen allein und nicht mit Zuziehung der Hände geschieht, oder auch überhaupt geschehen kann. Man bemühe sich demnach, hierin mit den Augen auszukommen. Indeß wird bei zerstreuten und kurzsichtigen Leuten bisweilen wohl auch die Hand und selbst der Fächer in Anspruch zu nehmen seyn. Wenn man dieser Hülfswege sich bedienen will, so erhebe man die Hand mit leichter Anmuth und neige daran die Finger einige Male niederwärts, oder mache dieselbe Bewegung mit dem Fächer. Es versteht sich von selbst, daß man zu diesem Gestus den Augenblick abzuwarten habe, in welchem der Herbeizurufende das Auge auf uns fallen läßt. Weil die Frauen in den Salons die eigentlichen Gebieterinnen und Richterinnen sind, so erscheinen sie bei Austheilung dieser eben erörterten Winke und Befehle so ganz in ihrem Berufe und angenommenen Charakter, daß Jedermann ihnen willig gehorcht, oder auch mit Vergnügen der Sache, sofern sie nicht ihn selbst betrifft, als einem angenehmen Schauspiele aus der Ferne zusieht.

Das Penseroso ist eine angenehme Weise, zu verhehlen, daß man sich vernachlässigt fühle. Unversehens und ohne irgend eines Menschen ernstliche Absicht kann eine Dame im Gedränge der Gesellschaft unter Personen gerathen, denen der Wille, oder auch der Geist fehlt, ihr einige Beschäftigung zu gewähren. Indeß möchte sie irren, wenn sie annehmen wollte, daß nun auch Niemand auf sie Acht gebe, was oft ihr selbst unbemerklich von irgend einem sehr entfernten Winkel aus erfolgt. Diesen eventuellen Beobachtern dürfte indeß irgend ein Anschein von Verdruß, Langeweile, oder gar Verlegenheit, nicht angenehm in die Augen fallen, was feinentheils in das schöne Ganze einer gebildeten Geselligkeit einen unwillkommenen Mißklang bringen muß. Wenn hingegen die fragliche Dame ihre vielleicht nur vorübergehende Muße benuzt, um eine malerische Stellung anzunehmen, ein nachdenklich „schwärmerisch“ gefühlvolles Ansehen hervorzubringen, so wird sie den geselligen Genuß im Ganzen erhöhen und, was sie selbst in's Besondere angeht, im Stillen manchen nicht folgenlosen Sieg davon tragen. Von denen, welche in den Salons zusammen kommen, erholen sich gerade die Vorzüglichsten nicht ungern durch einen interessirenden Anblick von der Ermüdung an einem Geplauder ohne Gehalt und Ernstlichkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

K., im April 1834.

Graf Stanhope über Kaspar Hauser.

Es liegen drei Broschüren vor uns, welche Graf Stanhope, Kaspar Hausers Pflegevater, vor Kurzem als Manuscript hat drucken lassen. Die eine enthält K. Hausers Lebensbeschreibung, von diesem selbst geschrieben, ein Aktenstück, das Feuerbach in seinem Buche über Hauser nicht mittheilen wollte, „weil es," seiner Aeußerung nach, „Anlaß zu Zweifeln geben könnte." Die andern sind Briefe des Grafen an Freunde, welche mit Hauser in Verbindung gestanden. Wir haben die Erlaubniß erhalten, unser Publikum mit der Quintessenz dieser Schriften bekannt zu machen. Sie sind merkwürdig, weil die darin dargebrachten Beweise, daß Hausers Aussagen von Anfang an aller Glaubwürdigkeit ermangelten, indem sie manchen Zweifel natürlich lösen, andernseits den ganzen Handel nur noch verwickelter machen. Hausers Geschichte wird aber dadurch auch noch von einer, freilich für die Betheiligten wenig erfreulichen Seite belehrend, indem auch sie wieder zeigt, wie sehr der Reiz des Ungewöhnlichen, Wunderbaren selbst geistreiche Männer — oder gerade weil sie es sind — weiter lockt, als ihnen bald lieb ist, und daß zu leichtsinnig angenommene Prämissen selbst Richter, Naturforscher und Diplomaten zu Trugschlüssen führen, die bald so in's Riesenmäßige wachsen, daß das Geständniß des Irrthums nothwendig sehr schwer fallen muß, und der Getäuschte seine und Anderer Aufmerksamkeit sorgfältig von den fatalen Punkten des Raisonnements abzieht.

Die geistige Beschäftigung mit dem Wunderbaren, Unnatürlichen, Gespenstischen ist des Menschen eigenstes Vergnügen. Die mystische Stimmung der sogenannten finstern Jahrhunderte bevölkerte den Abgrund der Natur, der schwarz zu den Füßen des Menschen lag, mit wimmelnden Phantomen; sie verschwanden vor der Leuchte der Wissenschaft, welche die Augen für alle andern als die nächsten Gegenstände blendete, so daß diese als das allein Wahre angesprochen wurden. Aber nicht lange, so gewöhnte sich das Auge an den Schein jener Fackel, und nun gewahrte man, daß er, der nur ein paar Fledermäuse aufgescheucht, nimmermehr weder zur riesigen Wölbung, noch zur Tiefe des Abgrunds dringen könne; ja, sogar die Hoffnung, auch nur in der Breite viel zu rekognosciren, erschien durch die Betrachtung abgeschnitten, daß der Fackelträger ewig an Einen Fleck gefesselt ist. Auf diese Weise wurde in unserer Zeit Alles wiederum möglich und glaublich, was eben noch eitel Thorheit war; die Mystik ist damit naturgemäß nicht nur in die allgemeinen Vorstellungen vom Uebersinnlichen, sondern vielfach auch in die Wissenschaft wieder eingezogen. Der Mensch hat viel gelernt, wenn er wieder mehr glauben gelernt hat, als er sieht und hört; aber wenn das Wunder zur Prämisse wird, so kann es nicht fehlen, daß der nach nothwendigen Gesetzen construirende Geist oft seltsame Luftschlösser zu Stande bringt. Aus dem Munde der Besessenen wird uns wieder eine irre Kunde von dem, was dem Menschen ewig unbegreiflich ist; nur wußte sie einst vornämlich im Gebiete der Hölle Bescheid, während sie jezt durch einen Riß des Vorhangs den Vorhof des Himmels überblickt; einst führte fanatische Logik den Prozeß der Hexe bis zum Scheiterhaufen, jezt treibt phantastische Wissenschaft die Beobachtung der Seherin bis zur Apotheose. Diese Lust am Glauben erstreckt sich aber aus dem Gebiet des Uebersinnlichen in mancher Verzweigung herein auf den Boden der Erfahrung. Die wissenschaftliche Einbildungskraft erschrickt nicht vor den fast ungreifbaren und unwägbaren Dosen der Arzneimittel, welche den Dämon der Krankheit exorcisiren sollen, und sie ruht nicht, bis sie den armen Verwahrlosten zum psychologischen Wunder gemacht und dem räthselhaften Findling eine phantastische Krone aufgesezt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Der Arzt Bennati. Prozesse.

Zu den Tagesbegebenheiten gehört auch noch der unglückliche Tod des italienischen Arztes Bennati, den ein scheu gewordenes Pferd auf den Boulevards umgeworfen und tödtlich verwundet hatte. Bennati war ein guter Sänger und großer Liebhaber des Operngesanges, gerade wie der spanische Arzt Orfila. Er war als Arzt an der italienischen Oper angestellt worden; denn jedes Theater hier hat seinen eigenen Arzt, der immer zur Hand seyn muß, wenn gespielt wird. Diese Stelle war ihm um so lieber, da er hier nicht allein seine Liebhaberei für italienische Opernmusik befriedigen konnte, sondern auch Gelegenheit hatte, über die Krankheiten und über die Hindernisse des Stimmorgans ärztliche und physiologische Beobachtungen anzustellen. Diese Beobachtungen wurden seine Hauptbeschäftigung. Er untersuchte genau den Bau des Sprachorgans und besonders die Einrichtung der Kehle, welche auf die Stimme einen so großen Einfluß hat. Eben so genau erforschte er, was in diesem Organe bei Unpäßlichkeiten der Stimme hinderlich wird und so leicht den Gesang der Schauspieler verderbt, so wie auch die Mittel, mittelst Instrumenten und innerlicher und äußerlicher Mittel die Unpäßlichkeiten und Krankheiten der Kehle zu heben. Dieser Mann war also für die italienische Oper wie geschaffen; denn dort ist eine Kehle in gutem Stande etwas so Kostbares, daß das Vermögen und der Stand mancher Personen davon abhängt. Die Akademie der Wissenschaften, welcher er die Ergebnisse seiner unermüdlichen Forschungen vorlegte, die er noch dazu an Thieren bewährt hatte, wußte dieselben gehörig zu schätzen, und ertheilte ihm vor wenigen Jahren den von Montyon für die wichtigsten physiologischen Beobachtungen gestifteten Preis. Bennati hatte vor Kurzem seine Etudes physiologiques et pathologiques sur les organes de la voix humaine herausgegeben und das Publikum also von allen seinen Beobachtungen in Kenntniß gesezt. Wahrscheinlich würde er dieselben fortgesezt haben, wenn ihn nicht auf eine so bedauernswerthe Art der Tod dahin gerafft hätte. Indessen wird es jezt einem andern Physiologen nicht schwer fallen, Bennati's Forschungen auf demselben Wege fortzusetzen; nur müßte er sich in der vortheilhaften Lage befinden, worin Bennati war, um praktisch die Krankheiten der Stimme beobachten und heilen zu können. — Unter den Kriminalprozessen, die in der lezten Zeit verhandelt worden sind, waren einige, welche zu andern Zeiten ein außerordentliches Interesse erregt haben würden, jezt aber von den politischen Begebenheiten verdunkelt worden sind. So erschien ein Vicomte vor Gericht, der englische Banknoten nachgemacht hatte. Der Mann suchte sich dadurch heraus zu helfen, daß er behauptete, er habe sie nachgemacht, bloß um sich zur Zeit eines Krieges derselben gegen die Engländer bedienen zu können, keineswegs aber die Absicht gehabt, sie jezt in Umlauf zu setzen, und diese Vertheidigungsart glückte ihm, denn er wurde nur zu einer geringen Strafe verurtheilt. Es scheint, daß man es in Kriegszeiten für erlaubt hält, falsche englische Banknoten zu machen. Man wird sich noch erinnern, daß der Herzog von Rovigo in einer Broschüre beschuldigt wurde, zur Zeit der Napoleonschen Kriege das Nachmachen der Banknoten befördert zu haben, um dadurch den englischen Handel in Verwirrung zu bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 102.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 29. April 1834.

Les hommes ne vivraient pas long-temps en société s'ils n'étaient les dupes les uns des autres.

Larochefoucault.

Aus der Schule der Höflichkeit.

(Fortsetzung.)

Der Fächer ist den Frauen in der Gesellschaft von unbeschreiblicher Nutzbarkeit. Durch ein leichtes Spiel mit diesem Geräthe, welches in Ansehung seiner vielseitigen Brauchbarkeit jeden Modewechsel seit Jahrhunderten überdauert hat, vermögen die Frauen alle unbeschäftigten Sekunden und Minuten angenehm auszufüllen, motiviren sie zugleich viele der schönsten Bewegungen ihrer Arme und Finger. In heißen Klimaten und überheizten Zimmern bedient man sich des Fächers, um einen Luftzug hervorzubringen und sich leicht abzukühlen; in verwickelten Situationen, um Verlegenheiten, Schaam und Aerger hinter ihm zu verbergen. Auch nützt die Vergitterung der Stäbe, um hinter derselben unbemerkt umherzuspähen, zu welchem Zwecke die zerrissenen Fächer ebenfalls mit Vortheil benuzt werden können.

Mit dem gesammten Rücken sich anzulehnen, gibt den ältern Frauen ein sehr determinirtes Ansehen. Jungen Damen wird indeß nichts in der Welt schlechter anstehen. Aeltliche und gewichtvolle Damen bedienen sich dieser Position, um ihre Autorität fühlbar zu machen und ihr richterliches Amt in Erinnerung zu bringen. Jüngere sollen mit Anmuth auf die Seitenlehnen ihres Sessels sich stützen, die Stellung des Oberleibes, die Haltung des Kopfes überhaupt ziemlich oft verändern, doch mit einem sanften Uebergange, damit sie nicht in heftige und abgerissene Bewegungen verfallen, welche Niemand wohl anstehen.

Mit Entschlossenheit auf Jemand zugehen, verräth eine Zuversicht, welche die jungen Mädchen übel kleidet, doch bei den verehlichten Damen angenehm in's Auge fällt.

Nichts indeß vermag in der Gesellschaft der hohen Bedeutung gleichzukommen, welche das leise Gespräch, wenn es richtig gehandhabt wird, unfehlbar darin erlangt. Ueberhaupt findet der Mensch für Alles, was ihm fehlt, den größten Ersatz in der Idee, Meinung oder halbdeutlichen Vorstellung, daß solches sonst irgendwo vorhanden, also doch unter Umständen ihm erreichbar sey. Und eben deßhalb ist es von so tröstlicher, ja belebender Wirkung bei jener gänzlichen Abwesenheit von erwecklichen Gedanken und begeisternden Vorstellungen, welche selbst in der besten Gesellschaft nicht selten eintritt, auf Gruppen und Paare zu blicken, welche scheinbar ein tiefes Interesse des Geistes, oder nur des Herzens behandeln. Dieses gegenseitig gewährte Schauspiel desjenigen tiefern Antheils, welcher jedem Einzelnen für sich genommen zu fehlen pflegt, ist das eigentliche

Geheimniß des unterhaltend beruhigenden Eindrucks von Vereinigungen der besten Gesellschaft, welche demnach unter allen Umständen von dem, was sie an sich selbst nicht immer gewährt, doch wenigstens das Bild erwecken, die Vorstellung hervorrufen soll.

Und damit man nicht etwa auf den Gedanken komme, daß nur den Frauen, auf welche Obiges meistentheils sich allein bezieht, in der Gesellschaft Pflichten der Höflichkeit obliegen, die Männer aber sich ihren Launen ganz überlassen dürfen, will ich denn auch über der leztern minder auffallende Verpflichtungen Weniges im Fluge anmerken. Besonnenheit und schnelle Fassung im Reden, auch Kürze und Leichtigkeit, ohne Knarren und Stottern die Worte hervorzubringen, und Gewandtheit im nöthigen Abbrechen zu langer Gespräche: da hätten wir die erste und wichtigste unter den geselligen Verpflichtungen der Männer. Die zweite ist: dem Neuigkeitenmelden und Klatschen nicht ausnahmlos sich hinzugeben. Einige glauben hiedurch den Frauen sich angenehm zu machen, irren jedoch. Drittens liegt den Männern ob, die Verbeugungen gut auszuführen und nach den Personen abzuändern, auch sie durch ein paßliches Mienenspiel zu begleiten und aufzuklären. Viertens, mit dem Hute keine überlebhaften Bewegungen zu machen, damit man nicht unversehens einem Andern den seinigen aus der Hand schlage, was nachtheilige Folgen zu haben pflegt. Fünftens, beim Umherblicken oder beim Fixiren von Personen nicht die Augenlieder zusammen zu kneipen, noch der Lorgnetten und Ferngläser sich zu bedienen, weil solches anmaßend, hochmüthig und absprechend aussieht. Sechstens, seine Füße zu behüten und Niemand unversehens auf die weißen Strümpfe oder Hühneraugen zu treten. Man erwäge stets, daß in einer zahlreichen Gesellschaft nicht Alle gleich wohl in ihrer Haut, noch gleich versöhnlich gestimmt sind.

Auch kann die Gegenwart sehr hoher, oder doch sehr vornehmer Personen die Nothwendigkeit herbeiführen, im Punkte der Höflichkeit sein Allerbestes zu leisten. Wie bei so vielen andern Dingen, so hat man auch hierin dem Extremen und dem Gesuchten auszuweichen. In solchen Lagen nehme man unausgesezt auf die Personen Rücksicht, um welche Alles sich dreht, wie Planeten um ihre Sonne. Doch lasse man dabei keinen Zwang sich abmerken, denn eine gesuchte Aufmerksamkeit ist so unbeifällig, als eine unpassende Vernachlässigung. Leute, denen ein Verhältniß dieser Art ganz neu ist, pflegen entweder aus Verlegenheit, oder auch aus unziemlicher Dreistigkeit tausend Unschicklichkeiten zu begehen. Sie könnten Beides vermeiden. Denn zur Verlegenheit ist kein Grund vorhanden, wo der Wille des Herrn oder des Mächtigen von Allen geehrt werden muß, also Niemand gegen dessen Geheiß sich aufzulehnen hat. Wen der Herr seiner Nähe werth hält, den will und darf Niemand ihrer unwerth erklären. Auf der andern Seite ist eine Vergünstigung, welche mit so Vielen getheilt wird, nichts so Großes, daß man ihrentwillen sogleich vor Freuden aus der Haut zu fahren, oder so gar viel sich anzumaßen und herauszunehmen hätte. Man betrage sich nach Ort und Gelegenheit und achte, ohne sich's merken zu lassen, auf das Benehmen der übrigen Anwesenden, um von der großen Wahrheit sich zu überzeugen, daß nicht so viel an der Sache ist, als man wohl denkt, ehe man's versucht hat.

(Der Beschluß folgt.)

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Als wir den steilen Abhang der Equa mühsam und nicht ohne Angst hinaufkletterten, begegneten wir sechs dieser schwerbeladenen Weiber, die jedoch ihre ungeheuren Waarenbündel mit einer Leichtigkeit und Sicherheit auf dem Kopf trugen, die uns staunen machte; sie wohnten auf der andern Bergseite, und wenn sie den schrecklichen Paß überschritten haben, gehen sie nach Vania und kehren dann in das Val-Sessa zurück. Sie liefen, verfolgten und haschten sich, kletterten zum Scherz wie Katzen furchtbare Felsenriffe hinan und waren uns immer einige hundert Schritte voran, sezten sich dann wieder einmal nieder, um Blumen zu pflücken und zu singen; kamen wir ihnen aber endlich nahe, so fuhren sie auf wie ein Rudel Tauben und huschten mit ihren Lasten davon, während wir mit Mühe ankamen. Auffallend ist bei diesen Leuten auch die große Nüchternheit und Genügsamkeit. Sie erweichen in Molken grobes schwarzes Roggenbrod, das oft mehrere Monat alt ist, ihre gewöhnliche Nahrung, bei der sie gesund und blühend aussehen, denn es gibt nichts Anmuthigeres, als die gemsenartigen Gebirgsmädchen, die von der Alpenrose und dem Rhododendron ihre Farbe geliehen zu haben scheinen. Ist aber Festtag, so wird hoch geschmaust, denn alsdann kommt gesalzenes Kuh- oder Ziegenfleisch auf den Tisch; zu frischem Fleisch kommt's aber nie bei ihnen, denn dieses wäre zu kostbar und theuer. Die Männer, die des Handels wegen auswärts beschäftigt sind, kommen doch wenigstens alle zwei Jahre für einige Wintermonate nach Haus, und obgleich sie überall bessere Nahrung finden, gewöhnen sie sich doch schnell wieder an die armselige Speise ihres Landes und gehen nur sehr ungern wieder hinaus in die reichern Länder voll Wohlhabenheit und flachen Lebensgenusses. Diese Leute haben aber einen großen, ganz undeutschen

Fehler, der schwer zu erklären ist, da sich bei ihren ehemaligen Landsleuten, den Oberwallisern, gerade das Gegentheil zeigt. Sie sind sehr ungastlich, und dies ist um so auffallender, da sie auf ihren vielen Reisen und Kreuz- und Querzügen so oft die Gastfreundschaft in Anspruch nehmen müssen. In ihren Dörfern wollen sie nicht nur keine Fremden beherbergen, sondern betrachten sie auch mit Abneigung und Unruhe. Wahrscheinlich fürchten sie von ihnen Schaden für ihren Handel. So fand es Saussure vor fünf-und-vierzig Jahren, so ist es noch. Zwischen diesen Gebirgen, in diesen tiefen, langen Thälern hat die Zeit und ihr Einfluß auf die Menschen einen ganz andern Schritt; was anderwärts in einigen Jahren von ihr bewirkt wird, dazu braucht es hier wenigstens ein Jahrhundert. Diese Leute erinnerten mich sehr an die Bewohner der entlegenern Pyrenäenthäler oder an die Hirten dieses Gebirgs. Diese wußten mir von Roland viel zu erzählen, wußten auf's Haar, wo er gestanden, wo er gekämpft und wo er gefallen, von Napoleon aber wußten sie nichts, und dieser Name war ihnen noch nie zu Ohren gekommen. Eben so ist es hier. Einige Leute wissen wohl, daß über den nahen Simplon eine große Straße führt; wer sie aber gebaut und warum, davon haben sie keinen Begriff.

Bei uns war ein junger Italiener aus Varese, jenseits des Lago maggiore. Immer sah er die Zacken des Monterosa mit Bewegung an, und einmal war es mir sogar, als sehe ich Thränen in seinen Augen stehen. Ich fragte ihn nach der Ursache, und nach einigem Zaudern antwortete er mir endlich: „Ich liebe den Monterosa mehr als alle andern Berge. Zu seiner herrlich am Horizont glänzenden Krone wenden sich täglich meine Blicke, wenn ich zu Haus in Varese, in meiner Heimath bin. Darum ist's mir, als sähe ich jezt einen Freund, einen Vertrauten zum erstenmal in der Nähe. Ein Vertrauter ist er mir auch, denn vor zwei Jahren hatte ich mit einem theuren Mädchen, das seit einigen Wochen meine Frau ist, und damals streng von ihren Angehörigen bewacht war, keinen andern Berührungspunkt, als den Gipfel des Monterosa. Wir versprachen uns nämlich, mit dem Glockenschlag acht, zwölf und sechs hinauf zu sehen, wodurch unsere Blicke auf demselben Punkt zusammentreffen und sich gleichfalls berühren und in einander verschlingen würden; mir war's dann immer, als sitze das liebe Bild auf der felsigen Mauerkrone und schaue freundlich tröstend herein in mein Leben.“ — Die Ebenen grüßen ihn weit und breit als ihren Herrn, sein reines weißes Licht verkündigt dort sechs Millionen Menschen, die um ihn herum wohnen und die ihn sehen können, einen heitern Tag. Der Landmann blickt hinauf zu ihm, um sich über sein Säen, Ernten und Weinlesen Raths zu erholen, der Städter erfreut sich an seinem erhebenden Anblick und erholt sich durch ihn etwas von der Einförmigkeit und Langeweile der Ebene. Alle Augen wenden sich mit Vergnügen nach dem schönen Berg.

Von unserer Excursion nach dem Monterosa kamen wir nach Visp zurück, und vor dem elenden Dorf Furtig auf das rechte Rhoneufer übergehend, gelangten wir bei Raron unter die Ruinen des alten Stammschlosses dieser Familie. Weiterhin mündet sich das Löschthal, in dem vor Zeiten die Barone Chatillon-la-Tour herrschten. Einer von ihnen beging aber ein so verruchtes Bubenstück gegen einige ehrliche Mädchen des Landes, die sich seinen Lüsten entzogen hatten, daß die Thalbewohner sich gegen ihn empörten und das Joch der alten und mächtigen Familie abschüttelten, so daß sie für immer ihr Thal und Wallis überhaupt verlassen mußte. Der General Zurlauben, der am Ende des vorigen Jahrhunderts in Zug starb, war der lezte Sprößling jener ausgewanderten Familie, die einen andern Namen angenommen hatte. In der Gegend von Turtmann ist das Wallis wieder eng und sehr von der Rhone verwüstet, daher auch nur von geringem Ertrag, ausgenommen an Rohr und Schilf, das in Menge in dem feuchten Grund wächst. Gleichsam zum Ersatz für diese Armuth der Gegend eröffnet sich einem hier ein herrlicher Blick auf die Alpen, vom Simplon bis zur Furka.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

K., im April 1834.

(Fortsetzung.)

Graf Stanhope über Kaspar Hauser.

Die Ueberzeugung, welche Graf Stanhope nach und nach gewonnen hat, und welche er jezt, nachdem Feuerbach und Hauser selbst nicht mehr sind, ausspricht, ist im Allgemeinen diese: Der Findling ist nicht nur später, durch Eitelkeit, durch die Sucht, Aufsehen zu erregen, die Früchte der unvorsichtig mit ihm angestellten Versuche, zu der systematischen Unaufrichtigkeit und Verstellung verleitet worden, welche seine aufrichtigsten Vertheidiger, namentlich Professor Daumer in dem zu Anfang Februars in der Allgemeinen Zeitung abgedruckten Briefe, nicht abläugnen; nein, auch die Umstände, unter denen er in Nürnberg aufgetreten ist, und seine Aussagen stehen so sehr im Widerspruch mit einander, daß man zum Schluß genöthigt ist, Hauser habe von Anfang an nicht Wahrheit gesprochen, habe bald mehr, bald weniger gesagt, als er gewußt.

Stanhope war, als er Hausers Pflegevater wurde, weit entfernt, zu ahnen, daß er so unzuverlässig sey; nicht lange aber, so erregten mannichfache Umstände in hohem Grade

seinen Verdacht, und je bestimmter sich in ihm die Ueberzeugung gestaltete, daß Hausers Geschichte nicht so sey und nicht so seyn könne, wie sie erzählt werde, desto mehr mußte er sich verwundern, daß die Personen, die sich mit Auflösung des peinigenden Räthsels abgegeben, vor allen Feuerbach, die Resultate der ersten polizeilichen Untersuchung in Nürnberg so wenig zu beachten, ja es zu vermeiden schienen, auf diese Periode zurückzukommen. Und doch liegt hier der Hauptpunkt, der die Frage hinsichtlich der vollkommenen Naivität des Findlings bei seinem ersten Auftreten, und damit den größten Theil des Ganzen beherrscht. Schon wenn man die von ihm selbst geschriebene Geschichte seines Aufenthalts im Kerker und seiner Reise nach Nürnberg liest, ist unverkennbar, daß sie an vielen Stellen der psychologischen Wahrheit durchaus ermangelt; doch eine Analyse derselben gehört nicht hieher. Jeder Leser wird sich aber erinnern, daß Hauser, der Angabe nach, mitten in Nürnberg in bewußtlosem, halb thierischem Zustande gefunden wurde, daß der Elende sich erst an die Menschenstimme gewöhnen, erst hören und nothdürftig sprechen lernen mußte, bevor man ihm jene Jammergeschichte, die Jedermann im Gedächtniß hat, Stück vor Stück entriß. Nun versichert aber Stanhope, in jenen polizeilichen Untersuchungsakten gelesen zu haben, daß Hauser in der Wachstube auf die Frage, woher er komme, geantwortet: „das darf ich nicht sagen,“ daß er daselbst seinen Namen, sein Alter, ja daß er katholisch sey, angegeben, daß er, der eben den ersten peinlichen Unterricht im Gehen erstanden, auf jenen Schuhmacher, der ihn zuerst in der Straße gefunden, mit „starken Schritten“ einen steilen Abhang hinunter zugegangen u. dgl. m. Wie kam es, daß er sich von der Reise mit „dem Mann, bei dem er immer gewesen,“ nur einige, ewig wiederkehrende Armseligkeiten erinnern konnte, und doch Alles so genau beschrieb, was gleich nachher im Hause des Rittmeisters, in der Wachstube und im Thurm vorfiel? — Man muß sich allerdings wundern, daß man nicht wenigstens später, als Hauser sich immer zweideutiger gezeigt, die ersten, Allem nach unbefangenen Zeugen wieder in die Sache gezogen, und wenn man bei Stanhope liest, daß Feuerbach öfters geäußert: „wer die Nürnberger Akten liest, muß denken, daß Hauser ein Betrüger ist,“ ja sogar: „man sollte sie verbrennen,“ so weiß man gar nicht, was man denken soll. Dazu kommen noch andere, höchst verwunderliche Umstände: wie kann Hauser, bei seinem vorausgesetzten geistigen Zustand, in drei Wochen das gelernt haben, was er nach Professor Daumer, „troz vielfältiger Störung im Thurm,“ gelernt hat, nämlich: nothdürftig Lesen, Zählen, Zahlenreihen aussprechen, Addiren und Subtrahiren; „er machte Fortschritte im Schönschreiben und lernte ein einfaches Musikstückchen auf dem Klavier.“ Der Mensch, der sein Lebenlang mit ausgestreckten Beinen auf dem Boden gesessen haben soll, nahm schon im Thurm, nach dem Zeugniß des Gefangenwärters, niemals diese Stellung an, und saß auch später immer gerade, ohne Neigung, sich anzulehnen. Der Umstand, daß er zwar die feinern Stücke der Reitkunst mühsam erlernte, aber auffallend schnell ein sattelfester, unerschrockener Reiter wurde, daß er sich niemals wund ritt oder über Lähmung in den Schenkeln klagte, ist zwar an sich nicht so bedeutend; wenn wir uns aber erinnern, daß in seiner ganzen Leidensgeschichte Rosse und Reiter die Hauptrolle spielen, so liegt der Verdacht gewiß nicht fern, daß er früher mit andern als bloß hölzernen Pferden Umgang gepflogen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, April.

(Beschluß.)

Ein Kriminalprozeß.

Die Geschwornen und die Richter haben in Frankreich die Befugniß, die mildernden Umstände in einem Kriminalprozesse zu berücksichtigen, und diese vortreffliche Einrichtung sezt sie oft in Stand, die Härte des Gesetzes zu mäßigen. Allein zuweilen machen sie einen sonderbaren Gebrauch von derselben. So wurden vor einigen Monaten zwei Bösewichter gerichtet, wovon der eine seine begüterte Schwiegermutter mit Hülfe des andern erdrosselt und dieselbe in einem von ihm gemietheten Garten begraben hatte. Der Gehülfe war ein roher Kerl, ein Gärtner seines Gewerbes. Die That war vor zwölf Jahren begangen worden. Seit dieser Zeit hatte der Gärtner oft von dem Andern Geld erpreßt, unter der Drohung, wenn er keines bekäme, die Mordthat angeben zu wollen. Dieser Mensch war für den Andern ein strafendes Gewissen geworden; denn beständig verfolgte er ihn mit seinen Drohungen und Forderungen. Jener Mann, der durch seine Mordthat reich geworden war, konnte zulezt diese immerwährende Plage nicht mehr ertragen, und hatte sich mit seiner Frau in der Provinz niedergelassen; aber auch hier wußte ihn sein böser Geist aufzufinden, und er erneuerte seine Gelderpressungen, ließ auch in Gegenwart Anderer einige Drohworte fallen, welche der Polizei hinterbracht wurden. Die beiden Schelme wurden nun verhaftet und im Garten die Gebeine der alten Frau wieder ausgegraben, die sie längst für verschwunden gehalten, da sie gleich bei der Beerdigung Kalk auf den Leichnam geworfen hatten; allein dieser Kalk war trocken und hatte nichts gewirkt. Als die Thäter den Leichnam ausgraben sahen, fühlten sie wohl, daß sie verloren seyen; jedoch versuchten sie, sich herauszuziehen, wenigstens derjenige, der den Gärtner zu dem Morde verleitet hatte; allein die Thatsache war allzu klar. Sie wurden als schuldig anerkannt, aber „mildernder Umstände“ halber wurden sie, statt zum Tode, zu lebenslänglicher Arbeitstrafe verurtheilt. Wie es bei diesem schrecklichen Morde mildernde Umstände geben konnte, leuchtete dem Publikum nicht ein; denn das Verbrechen war kalt überlegt und eben so kaltblütig ausgeführt worden. Es schienen im Gegentheil eher erschwerende, als mildernde Umstände einzutreten. Vielleicht hatten die Geschwornen Abscheu vor der Todesstrafe, wie dies jezt ziemlich häufig sich zeigt, und brauchten daher die mildernden Umstände bloß als Vorwand, um nur der Todesstrafe auszuweichen. Kein gewissenhafter Bürger mag den Blutrichter abgeben, und nimmt daher gern zu einem Vorwand seine Zuflucht, um nur kein Todesurtheil aussprechen zu müssen. Und so hart auch die Galeerenstrafe in Frankreich ist, so ist sie doch milde in Vergleich mit den von Silvio Pellico auf so rührende Weise beschriebenen Gefängnissen und mit dem schrecklichen Carcere duro, daß in Frankreich kein Menschenfreund billigen kann. Seit langer Zeit hat kein Buch so großes Aufsehen erregt und ist so allgemein gelesen werden, als dieses S. Pellico's Prigioni, besonders mit den erläuternden und historisch merkwürdigen Anmerkungen seines Unglücksgefährten Maroncelli. Die französische Uebersezung hat schon dreimal aufgelegt werden müssen, und wahrscheinlich wird die dritte Auflage nicht die lezte seyn.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 103.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 30. April 1834.

Es senkt sich, so schaurig und still wie die Gruft,
Ein Pfad über Schiefer aus nächtlicher Kluft,
Wo Todesahnungen walten
Um gräßliche Spalten.

Matthisson.

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Wer von Susten über die Brücke geht, um nach Leuk zu gelangen, dem rathe ich, hier einen Augenblick stille zu stehen, um da die sonderbare Gestaltung der vielen kleinen Hügel zu betrachten, die in dem Thal umhergesäet sind. Alle haben konische Gestalt und sind aus Kalkstein gebildet, nicht höher denn hundert und fünfzig bis zweihundert Fuß. Jenseits Leuk und von der Höhe von Varen an wird der Weg dem Gebirg zu ziemlich steil. Von hier nimmt sich der Flecken Leuk mit seinen alten Thürmen gar malerisch aus. Weiter hinauf liegt Albinen, das wie angeklebt hängt an dem steilen Abhang eines Bergs, dessen Anblick schon Schwindel erregt. Die unten liegende Ebene trägt noch den bezeichnenden Namen des Seufzerfelds, denn hier wurde 1318 ein kleines Heer von Baronen und ihrer Lehnsträger geschlagen, das sich zur Unterdrückung des Landes versammelt hatte; hier starb die Blüthe des Oberland-Bernischen Adels. Weiter hin führt ein kleiner Weg, rechts eine hohe Felsmauer, links ein Abgrund, in dessen furchtbarer Tiefe wir die Dava schäumend über und zwischen Felsenblöcken hinwegeilen sahen; man hört nur dumpf ihr Geräusch. Diesen Paß auf einer engen, in den Felsen gehauenen Cornische würde wohl kein Reisender ohne gefährlichen Schwindel machen, wenn die Führer nicht keck an dem drohenden Rand des Abgrunds gingen und dabei den Reisenden gegen die Felswand hin drückten. Es gelang auch, über dem engen Pfad ein kleines Dach anzubringen, um die Wanderer vor den Steinen und der Erde zu sichern, die alle Augenblicke herabfallen; schöne grüne Weiden hängen an und auf den Felsen, in die der Weg eingehauen ist, und während du hier besorgt und angstvoll gehst, klingen dir von oben die Kuhglocken freundlich in's Ohr. Dieser gefahrvolle Pfad ist die einzige Verbindung zwischen mehreren Dörfern, die in diesem Schlund liegen. Wer sollte meinen, daß auch hier militärische Operationen statt hatten? Und doch hielt hier eine Handvoll kühner Gebirgsleute, selbst Mädchen und Frauen, 1799 eine Abtheilung Franzosen einige Wochen lang auf und vernichtete sie dann ganz. Die Franzosen hatten über dem Pfad eine hervortretende Stelle inne, von wo sie Steine, Felsstücke und Feuer auf die Landleute warfen, die den Felsenpfad besetzt hielten. Einige Zeit ertrugen sie dies, endlich aber riß ihnen die Geduld, sie kletterten also in einer düstern Nacht die für ganz unzugänglich geachteten Felsen hinauf, griffen die Franzosen im Rücken an, tödteten mehrere auf dem Fleck und stürzten die Uebrigen den Abgrund hinunter, so daß keiner lebend aus dieser Expedition kam.

Das Leukerbad ist ein Kontrast des Wunderbarsten und Seltsamsten. Heiße Quellen, die neben Gletschern aus der Erde sprudeln; weither kommende Fremde, die Gesundheit, Heilung und Kräfte an einer Stelle suchen, wo die Vegetation im Aufhören ist; Männer, die einem acht Monat langen Winter trotzen und sich drei Viertheile ihres ganzen Lebens in Schnee und Eis begraben lassen, um die wenige übrige Zeit zur Erleichterung Kranker und Leidender zu verwenden, wo findet man dies noch anderswärts, als im Bad Leuk? Nirgend anderswo drängt die Natur auf so engem Raum so viel außerordentliche und widersprechende Dinge zusammen. Alles ist hier voll schlagender, bizarrer Kontraste. Der hohe Berggürtel, der das Thal gegen Mitternacht und Abend einfaßt, bildet eine gerade aufstrebende Mauer, ein unermeßliches Theater, dessen Erker und Vorsprünge ungeheure Befestigungswerke scheinen. Zwischen Mitternacht und Morgen erhebt sich diese Gebirgskette zu so bedeutender Höhe, daß unermeßliche Schneemassen, die sich da anhäufen und verhärten, in großen, blendendweißen Stufen in die obern Thäler herabsteigen und von daher zwei bis drei Meilen tiefer Lawinen zu dem Dorf senden, wo die Bäder liegen, und da oft große Zerstörungen anrichten. Nichts zog uns an, Theil an den Bädern zu nehmen, Alles lag uns aber daran, einige wundersame Stellen in der Umgegend näher zu betrachten. Hierher gehört unter andern der prächtige Wasserfall der Dala, eines reichen Bergstroms, der aus den benachbarten Gletschern kommt. Wenn er sich auch bereits in den Abgrund gestürzt hat, in dem er sich ein tiefes, schwarzes Bett gegraben, wenn man nur ganz dumpf sein Brausen noch in der Tiefe hört, so scheint er sich noch einmal in dickem Silberstaub daraus zu erheben. Will man auf die nächsten Berge einige Exkursionen machen, so muß man schon ein guter, geübter Bergsteiger mit sicherem Kopf seyn. Selbst die Pfade, die von einem Dorf zum andern führen, sind oft so schmal, steil und rauh, sie gehen an so schrecklichen Abgründen weg, daß man verloren wäre ohne den stählernen Arm eines Führers, dem dergleichen Pfade nur angenehme Fußwege zum Ausruhen sind, wo die Pfeife wieder gestopft, angezündet und mit Behaglichkeit geschmaucht werden kann; wir aber mußten uns oft an Baumstämmen festhalten, mit Mühe über Felsblöcke wegklettern und dabei die Augen von den dicht zu unsern Füßen in unendlicher Tiefe rauschenden Wassern abwenden. So kommt man nach und nach zum Anfang des furchtbaren Felsens, den man hinauf muß, um den Berggrat zu erreichen. In den Felsen selbst ließe sich keinerlei Art von Pfad anbringen, auch nicht der schmalste und steilste; wie hilft man sich also hinauf und hinunter? An Seilen? dies wäre zu umständlich und man brauchte dazu zwei Hände, und diese Leute wollen oder können oft nur Eine verwenden; darum haben sie sich anders geholfen. Sie zimmerten acht, zum Theil sehr lange Leitern grob, aber sehr fest zusammen und stellten sie über einander auf, so daß sie auf die unten fast unmerkbaren Vorsprünge des Felsens zu stehen kamen, gewöhnlich ganz kerzengerade, rund herum furchtbare Abgründe und schaudererregende Schlünde. Ueber diese schwankenden, halsbrechenden Leitern tragen die Einwohner von Albinen, die auch zwischen Gletschern und unzugänglichen Abgründen hausen, Erdbeeren, Butter, Käse, Eier und andere Lebensmittel, deßgleichen ungeheure Bündel Heu und Stroh nach dem Leuker Bad hinab, und dabei ist's ihnen ganz gleich, ob sie an hellem Tag oder in ganz finsterer Nacht diese Leitern hinunter und hinauf klettern; Greise und alte Frauen sind darin eben so geschickt, wie kräftige junge Leute und Kinder. Als ich das erstemal ein Mädchen mit großer Last auf dem Kopf über den Rand des obersten Felsvorsprungs heraustreten und schnell wie eine Spinne an ihrem Faden an der ersten Leiter herunterschweben sah, mußte ich mir die Augen zuhalten, denn Angst und furchtbarer Schwindel ergriffen mich. Gleich darauf kam wieder ein Mädchen zum Vorschein, sie schien die erste einholen zu wollen, denn sie kletterte noch schneller, und beide sprachen wohlgemuth mit einander. Ein junger Bursch schien zu ihnen zu gehören, denn er begrüßte sie mit herzlichem Jodeln. Dafür erwarteten sie ihn am Fuß der dritten Leiter, und als er über einige Stufen herabgeschritten war, fingen sie an, die Leiter in's Schwanken zu bringen; darüber lachte er aber und sie machten sich schnell aus dem Staub, die vierte Leiter hinunter. Ich war nun nicht mehr besorgt für sie, bis ich auf einmal zwei Männer mit großen Lasten in entgegengesezter Richtung kommen, d. h. die unterste Leiter hinaufsteigen sah. Wie wird das werden? Auf den Leitern selbst können sie sich nicht ausweichen, und da wo diese auf dem Felsen aufstehen, ist auch kaum für Einen Menschen Platz. Mit Nichten! Der vorderste Mann begegnete dem ersten Mädchen am Fuß der zweiten Leiter; sie grüßten sich freundlich als alte Bekannte. Während er mit der Linken die Leiter anfaßte und sich mit dem rechten Bein, seiner ganzen rechten Seite und der Last über den Abgrund beugte, hielt sich das Mädchen mit dem rechten Arm an, schwang sich mit ihrer ganzen linken Seite über den Abgrund, und so machten sich beide in Einem Augenblick so viel Platz, daß der Mann hinauf und das Mädchen hinunter konnte. Weiter hinauf begegnete er dem jungen Burschen, und da ihm im Hinaufsteigen die Pfeife ausgegangen war, so mußte jener — beide mit ihren Lasten auf einem Felsenvorsprung von ungefähr $2\frac{1}{4}$' breit stehend — ihm Feuer schlagen; nachdem Feuerstahl, Stein und Schwamm aus der engen Hosentasche geholt, mehrmals vergeblich geschlagen, der Schwamm angeblasen und endlich in die Pfeife gedrückt worden war, schritten beide

wieder auseinander, der Eine hinauf, der Andere den Mädchen nach schnell hinunter.

(Schluß des dritten Briefs.)

Aus der Schule der Höflichkeit.

Von der Höflichkeit der Bettler und der Vagabunden.

Der Bettler und Vagabund nimmt in der bürgerlichen Gemeinschaft freilich wohl die niedrigste Stufe ein, seine Lebensaufgabe ist indeß nicht weniger verwickelt und künstlich, als andere, welche für ungleich bemerklicher und ehrenwerther genommen werden.

Der Bettler hat ein viel leichteres Spiel als der Vagabund, von welchem er sich unterscheidet, wie das Stabile vom Bewegten. Wenn der Vagabund auf Abenteuer ausgeht, sein Glück auf den Wechsel begründet, so dreht sich hingegen der Bettler in einem durch das Schicksal ihm angewiesenen, vorgezeichneten und frühzeitig fest abgeschlossenen Kreise. Das Betteln haben beide mit einander gemein, ich will es zugeben; hingegen drehen und bewegen sie sich in zwei durchaus verschiedenen Geschäftskreisen, woraus für jeden eigenthümliche Vorschriften und Verhaltungsregeln erforderlich werden. Der Bettler beginnt seine Laufbahn durch vorläufige Beschaffung einer bestimmten Zahl von Geschäftskunden oder stabilen Wohlthätern. Ein gewisser Takt, welcher unfehlbar mit dem Berufe zu diesem Gewerbe geboren wird, leitet ihn an, die Häuser zu vermeiden, in welchen nach wiederholten Besuchen es niemals ihm gelingen wollen, das Bellen der Hunde oder Keifen der Frauen zu stillen. Hingegen merkt er sich andere, in welchen die Hunde nach dem ersten Anschlagen ihn schweigend beschnoppern, die Frauen ihm wohl einen verachtend mitleidigen Seitenblick im Umwenden zuwerfen, allein unmittelbar darauf den Brodschrank öffnen, oder auch in die Tasche langen. Sind nun die Kunden erworben, so liegt es nur an ihm, sie für lange Jahre sich zu erhalten; es bleibt mir, darzulegen, auf welche Weise und durch welches Benehmen. Die Hauptregel ist, daß er den Kreis seiner Geschäftskunden nicht unnöthig erweitere und hiedurch den Charakter des schamhaften Dürftigen, welcher wohlanständig ist, muthwillig opfere. Die andere, daß er nicht zu oft, doch ziemlich gleichmäßig in den Häusern vorspreche, wo die Gaben leicht und reichlich fließen. Die dritte, daß er mehr durch ein stilles, bescheidenes Betragen, welches verborgenen Kummer andeutet, als durch vieles Reden, Schluchzen und Weinen in seinem Wohlthäter die nöthige Rührung aufzuwecken suche. Denn man will in solchen Fällen weder tragisch ergriffen, noch verlezt und gequält werden. Die Rührung, aus welcher die Wohlthätigkeit entspringt, ist vielmehr eine sanfte und gemüthliche. Wer hingegen am Helfen und Retten verzweifelt, wendet vom bodenlosen Jammer entsezt sich ab. Vor Zeiten freilich ward aus dem Vorzeigen ächter, oder nur vorgeblicher Wunden im Betteln einiger Vortheil gezogen, wenn dem Cervantes, dem Verfasser des Guzman de Alfarache und andern Poeten hierin zu glauben ist. Allein gegenwärtig dürfte bei vorwaltendem Schönheitssinne dieser Behelf nur Ekel erwecken und den Bettler in Verlust und Schaden bringen. Auch die Unverschämtheit und Gesprächigkeit ist nicht Sache des Bettlers, sondern, wie gezeigt werden soll, des Vagabunden. Gehen muß der Bettler ein wenig vorgebeugt, damit man sehe, daß ihn die Sorge bedrücke, und während er auf seine Gabe harrt, mag er leise aufseufzen, doch nicht so laut, daß man davor erschrecke.

Der Vagabund aber soll frech und dreist seyn, den Augenblick kühn benutzen, das Haupt emportragen, durch Erweckung von Besorgnissen und gleichsam durch Ueberraschung seinen Wohlthätern ihre Gaben mehr abdrängen, als sie erbitten. Ein fremder Bettler weckt stets Argwohn und Mißtrauen im Gemüthe des Spenders, was dem Mitleid und der Rührung entgegensteht, auf welche Stimmungen der Vagabund demnach auf keine Weise zählen darf. Seine Bitten sollen also einen drohend gebieterischen Ton annehmen. Auch soll er, um das Eisen zu schmieden, so lange es glüht, nicht aufhören, nachdem er die erste Gabe erhalten, sondern fortfahren zu fordern, was ihm nur beifällt, als Stiefeln, Schuhe, Kleidungsstücke, bis man zulezt gewaltsam ihn aus dem Hause drängt. Auch nachdem solches sich ereignet hat, darf er beliebig noch einmal zurückkehren; denn es ist nicht ohne Beispiel, daß man, um nur des andringlichen, beschwerlichen Gastes endlich sich zu erledigen, ihm alles halbhin Entbehrliche gern auf den Weg gibt. Im Reden soll er große Geläufigkeit zu erlangen trachten, damit er Alles heraussagen könne, bevor man gegen ihn Gewalt anwendet, was nicht lange ausbleiben wird. An keiner Stelle soll der Vagabund ohne dringende Ursachen zweimal sich zeigen, es möchten denn so viele Jahre darüber hingegangen seyn, daß er sich selbst als für längst vergessen ansehen und annehmen dürfte; denn seine oben genauer bezeichnete Manier würde auf Personen, welche schon vorbereitet sind, die gehoffte Wirkung unstreitig ganz verfehlen. Ich habe in diesen Zeilen den Vagabunden nur so im Ganzen und Groben hingeworfen. Darzulegen, wie so vielfältige kleine Abstufungen ihm in der Anwendung anzubringen unerläßlich sind, wie jedes Haus und jede Persönlichkeit auf ihre eigene Weise von ihm genommen und behandelt werden, dieses möchte allerdings den Scharfsinn, welchen der Vagabund zu entwickeln hat, in ein sehr glänzendes Licht stellen, doch uns nur aufhalten.

Korrespondenz-Nachrichten.

K., im April 1834.

(Beschluß.)

Graf Stanhope über Kaspar Hauser.

Alles dies klärt freilich die Geschichte durchaus nicht auf, und mit Stanhope's Vermuthung, daß man bei seiner Entlassung ihm mit Tod gedroht, wenn er etwas erzählen sollte, betritt man nur ein neues, vielleicht noch verworreneres Labyrinth; denn der Graf äußert zwar gegen die mannichfaltigen, von Feuerbach beschriebenen Versuche, welche den eigenthümlichen physischen und psychischen Zustand Hausers beweisen sollen, großes Mißtrauen, er behauptet, die unvorsichtig in seiner Gegenwart gegebenen Winke seyen häufig sichtbar von dem Gegenstand der Experimente schlau benuzt worden, und führt sogar an, Hauser habe selbst einmal in Gesellschaft geäußert, in Feuerbachs Schrift stehen viele Sachen, von denen er gar nichts wisse; er scheint aber doch nicht abgeneigt, anzunehmen, daß der Findling früher, namentlich hinsichtlich der Nahrungsmittel, eine ganz ungewöhnliche Lebensweise geführt haben müsse, deren Zweck schwerlich unter irgend einer Annahme begreiflich ist. Das Räthsel bleibt so ziemlich, wie es ist, wenn man die Annahme des Betrugs von vorne herein ausschließt, und troz Hausers sichtbarem Bestreben, denen auszuweichen, die seine erste Erzählung prüfen wollten, versichert Stanhope, er habe durchaus keinen Grund, anzunehmen, daß er in Nürnberg mit der Absicht aufgetreten, die Rolle zu spielen, die ihm später gewissermaßen eingegeben worden, und worin er sich so geschickt zu benehmen wußte, daß viele geistreiche Personen in seine bona fides nicht den geringsten Zweifel sezten. Der Graf gibt zu verstehen, wenn der bekannte Rittmeister, an den jener Brief gerichtet war, welchen man in Hausers Händen fand, seine Absicht, den Findling aufzunehmen, ausgeführt hätte, würde die Welt niemals von dem Wunder gehört haben; ja, er wäre wohl auch dann unbekannt geblieben, wenn man ihn einfach abgewiesen und ihm erlaubt hätte, sein Glück anderswo zu suchen. Der Zufall, daß sich unter den Freunden des Rittmeisters, die Hauser zuerst sahen, ein Polizeibeamter befand, brachte ihn in das Gefängniß. Hier fing, so meint St., eine neue Periode für ihn an, die ihm vielleicht sehr bedenklich vorkam. Seine Lage blieb auch fortwährend mißlich, bis ihm durch viele Fragen Winke gegeben und ihm dadurch eine Geschichte in den Mund gelegt wurde, die Mitleid und Aufsehen erregen und der allgegenwärtigen Neugierde sehr willkommen seyn mußte. Er kam immer tiefer in die Rolle hinein, so daß es ihm immer schwerer fiel, sich davon loszureißen, und ihm endlich, wie Daumer sagt, „Lüge und Verstellung zur andern Natur wurden.“ Man sieht aber, daß eine solche Annahme, welche Hausers eigenthümliche Erziehung, nur nicht in dem vorgegebenen Grade, zugibt und seine Bekanntschaft mit Umständen, welche er nicht sagen wollte und durfte, vorausgesezt, schon das psychologische Problem nur verrückt, nicht auflöst.

Hausers Unzuverlässigkeit in einer spätern Periode ist zwar an einem, mit trefflichem Verstand begabten Menschen, den man einerseits zu einer Maschine für physiologische und psychologische Experimente, andernseits zu einem Kronprätendenten gemacht hatte, an sich sehr begreiflich und dürfte schwerlich eine Instanz gegen die Wahrheit dessen bilden, was er über seine frühern Schicksale ausgesagt; in ihrer Consequenz aber und in Verbindung mit den oben angeführten wichtigen Momenten, steigern seine Lügen allerdings den gegen ihn erhobenen Verdacht. Wir erwähnen nur des Falls, der St. zuerst gegen seinen Pflegbefohlenen argwöhnisch machte. Herrn von Pirch, der ihm alle ungarischen Taufnamen vorlas, versicherte er, er erinnere sich bestimmt, in seiner Kindheit Istvan (Stephan) geheißen zu haben, und wiederholte dies oft gegen seinen damaligen Vormund; er verstand übrigens sonst keine ungarische Redensart, gerieth aber bei allen Versuchen mit dieser Sprache in die heftigste Aufregung. Später kamen mehrere ungarische Herrn nach Nürnberg, um zu prüfen, ob er etwa die slavische Sprache verstehe, welche in einer Gegend gesprochen wird, wo die in dieser Geschichte häufig genannte Gouvernante Dalbon einige Zeit gelebt hatte. Es war nichts; als man aber auf ungarisch sagte: Istvan geht nach — und den Namen eines ungarischen Schlosses dazu nannte, zeigte er die heftigste Aufregung und rief, auf's Aeußerste erschüttert: „Ja, da ist, was ich so lange gesucht habe!“ Man nannte darauf den Namen einer in der Nähe des Schlosses wohnenden Familie, da rief er mit Entsetzen: „Das ist meine Mutter!“ Als er ruhig und unbefangen nach Hause kam und Stanhope ihn fragte, was die Ungarn gesagt, antwortete er: „sie haben mir das Wort gesagt, das ich so lange gesucht;“ als nun aber der Pflegevater dieses Wort wissen wollte, erwiderte er zu seinem höchsten Erstaunen: „ich weiß es nicht mehr.“ — Die in jener Gegend Ungarns vorgenommene Untersuchung ergab lediglich nichts im Entferntesten Verdächtiges, Feuerbach selbst äußerte, in Ungarn sey für Kaspar nichts zu suchen und zu hoffen, und jene ungarischen Herrn sind mit Stanhope überzeugt, daß Hauser hier nur eine, freilich höchst seltsame, zwecklose Komödie gespielt.

Nach der Vorstellungsweise, die sich der Graf, dem Bisherigen gemäß, von dem Charakter seines Schützlings gebildet, versteht es sich von selbst, daß er den Mordversuch in Nürnberg unverholen für Hausers Werk erklärt; über die lezte Katastrophe in Ansbach spricht er sich in den vor uns liegenden Schriften nicht aus, es bleibt ihm aber schwerlich etwas Anderes übrig, als auch diese That auf seine Rechnung zu sezen, welche den Knoten des Dramas, statt ihn zu lösen, noch fester schürzt, wenn man nicht bei der Annahme stehen bleiben will, zu welcher sich denn doch Manche schwer verstehen möchten, daß der Schauspieler bei Wiederholung des Nürnberger Effektstücks die Sache gar zu natürlich habe machen wollen.

Nach Stanhope tritt also der Mensch, der die Welt so lange beschäftigt, im größten Theile seines Dramas als Betrüger auf, und es möchte, nach der Gesammtheit der vorliegenden Umstände, schwer seyn, dieser Consequenz zu entgehen. Da er aber die vielen, von Feuerbach beschriebenen Merkwürdigkeiten in Hausers Seelen- und Körperzustand zwar großentheils für Selbsttäuschung von Seiten der Beobachter hält, welcher die Schlauheit und Eitelkeit des Subjekts, an welchem experimentirt worden, mächtig in die Hände gearbeitet, dagegen aber nicht zu läugnen meint, daß seinem Auftreten außerordentliche Umstände vorangegangen, von denen er nur mehr gewußt, als in seinem ganzen Leben von ihm herauszubringen gewesen, so wird wohl der Welt das Vergnügen des Rathens und Träumens noch lange Zeit zu Theil werden; ja schwerlich dürfte sich das Räthsel je lösen, wenn sich nicht der Mann, „bei dem er immer gewesen,“ etwa auf dem Todtenbette unser erbarmt. Von dem Grade, in welchem dann Hauser als ein in seiner Jugend Mißhandelter erscheint, wird es abhängen, ob seinen gelehrten Beobachtern in der Reihe von Aerzten, Richtern und Seelsorgern, welchen die Lust am Kuriosen und eine vorschnelle wissenschaftliche Phantasie schlimme, schwer gutzumachende, schwerer einzugestehende Streiche gespielt hat, ein höherer oder geringerer Ehrenplaz gebührt.

Beilage: Monatsregister April.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 104.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 1. Mai 1834.

Laß eines Mannes Stimme dich erinnern,
Der neben dir nicht ohne Rührung steht!
Ermanne dich!

Goethe.
Tasso.

Hans Holbein.

Von August Lewald.

An einem nebligen Herbstmorgen saß ein junger Mann auf dem Ecksteine am großen Markte in Basel. Vor ihm der zierliche Brunnen mit seinen rieselnden, krystallhellen Wasserstrahlen konnte unmöglich seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, eben so wenig die schwatzenden Dienerinnen und Mägde, die dort wuschen und andere Arbeiten verrichteten. Dieses lebensfrische, heitere Bild wäre nicht im Stande gewesen, auf die nicht unschönen Züge des Mannes einen so trüben Eindruck zu machen, der dem Nebel und dem Spätherbste abgeborgt schien. Sein Gesicht war bleich, der Mund zur Trauer verzogen, die Wangen welk und die Haltung kummervoll. Nur im Blicke leuchtete noch ein reiches Leben, und dieser richtete sich eben nach einem Gegenstande, der ihm zwar die sichtbare Spannung verlieh, aber eben auch den großen, vernichtenden Schmerz, der sich auf das Uebrige ergoß.

War es irgend eine Jungfrau, die sich an den Fenstern der gegenüberliegenden Häuser der Patrizier zeigte? War es eine Spröde, Stolze, die nur für das Auge des jungen Mannes erreichbar war? Wir folgen seinen Blicken, und finden Nichts, von den spitzen, ausgezackten Giebeln, bis zum Kellergeschoß, nichts in den Thürmchen und Erkern, womit die stattlichen Häuser geschmückt sind, was einer Vermuthung dieser Art Raum geben könnte. Sein Gesicht ist unverwandt nach einem Gebäude gerichtet, dessen zahlreiche Fenster, von innen verhängt, fast keinen Bewohner verrathen, an dessen Vorderseite aber, der ganzen Breite nach, eine große Schilderei prangt, in prächtigen frischen Farben, gleich als hätte sie der Maler gestern erst vollendet. Das schöne Bild, das nun dem bösen Wetter, der rauhen Jahreszeit ausgesezt ist, das ist's wohl, was den armen, stummen, traurigen Mann so festbannt und die Blicke unverwandt dahin richten läßt. Welch ein barbarischer Luxus! mag er denken; Meisterwerke an den Fronten gemeiner Wohnhäuser dem Regen und der Witterung preiszugeben, und es in unserm Klima dem glücklichen Italien nachmachen zu wollen! Einer Fürstenwohnung würde dies Bild Glanz verleihen, das hier am Markte zu Basel in freier Luft verwittern soll. Dies müssen ungefähr seine Gedanken seyn; es ist ein schwermüthiger Künstler, der dort sizt; wir wollen sehen.

Ein Mann von reiferem Aussehen und unterseztem Wuchse, in einen Mantel gehüllt, tritt zu ihm leise hin. Er hätte es unbesorgter thun dürfen, er würde den Träumer doch nicht aufgestört haben. Er bleibt eine Weile neben ihm stehen und betrachtet ihn theilnehmend,

dann legt er, fein lächelnd, die Hand auf des Andern Schulter. Jener schreckt empor und blickt ihn an. Die Schnelligkeit, womit er seinen Sitz verläßt und die Achtung, welche sich in seiner Haltung ausdrückt, zeigen es deutlich, daß der Störer einem vornehmen Stande angehöre, so einfach und unscheinbar auch sein Aeußeres seyn mag.

„Je nun, Meister Hans,“ spricht er, „was ist's, das Eure Gedanken an diesem Platze so sehr beschäftigt, daß Ihr Euern guten Freund nicht bemerktet, der schon lange neben Euch stand? Nicht so? es ist die Bewunderung des Geschaffenen, und das angenehme Gefühl, das Ihr habt, durch dieses Bild, das jeder Vorübergehende betrachten und empfinden kann, allen Euern Mitbürgern gezeigt zu haben, daß Ihr berechtigt seyd, Euch den ersten Malern beizuzählen.“ — „Fern sey von mir solcher Hochmuth, mein würdiger Gönner,“ versezte hierauf Meister Hans mit sanftem Tone; „was bin ich gegen Meister Albert aus Nürnberg und die vielen Andern noch, die in Farben schaffen? Wie dürfte ich es wagen, mich einen Maler neben den Italienern zu nennen?“ — „Laßt die Italiener,“ erwiderte hierauf der Mann im Mantel; „das sind die Glückskinder der Erde; sie haben von dem gütigen Himmel eine Luft und ein Licht erhalten, die ihre Farben durchdringen und sie zu Malern machen, oft wider ihren Willen; und dann ihre Lebensweise, ihre Kleidung, kurz Alles. Dort geht die Schönheit nackt, bei uns verhüllt; welche Formen werden dort unter Lumpen sichtbar! ihre Landleute, ihre Bettler — das solltet Ihr einmal sehen! und hier bei uns! — Doch immerhin, lassen wir ihnen diese Vorzüge. Eure verhüllten Nonnengestalten haben ebenfalls großes Verdienst, und was Eure mächtige Phantasie auf der Brücke schuf, jener schauerliche Reigen, den der Tod anführt, ist ein Werk ächt deutschen Sinnes, voll tiefen Gemüths, unheimlich, schauervoll, grell possenhaft, selbst heiter in seinen Theilen. Sollte man glauben, daß es möglich sey, diese Widersprüche zu vereinen? und doch ist es Euch gelungen.“

Der junge, bleiche Mann, den wir Meister Hans anreden hörten, und den wir nun auch so nennen wollen, stand erfreut und beschämt vor dem Sprechenden da. „Ihr seyd zu gütig gegen mich,“ sprach er, „und doch bin ich so gewöhnt, dem, was Ihr sagt, Glauben zu schenken, daß ich mich nunmehr wohl überreden kann, das, was ich gemacht, sey meinem Wollen nach ausgefallen; denn Schlechtes zu malen, war gewiß meine Absicht nicht.“ — „Nun aber hat Basel genug von Euern Werken,“ fuhr der Fremde fort. „Die Stadt besizt Schätze durch Euch, weßhalb sie die mächtigsten Fürsten einst beneiden werden. Stellt Euer Licht nicht fürder unter den Scheffel, tretet in die Welt und genießt die Früchte Eures seltenen Talentes und Eures Fleißes. Ihr bedürft weder der Lehrer, noch der Unterstützung, weder der Gönner, die Euch Beschäftigung geben, noch irgend einer andern Begünstigung, die man Schicksalslaune nennt. Tretet hinaus in das Leben, und Reichthum und Ehren werden Euch entgegenströmen. Ihr müßt Basel verlassen!“ Ein tiefer Seufzer war die Antwort, die Meister Hans mit zur Erde geschlagenen Augen ausstieß. „Beim Himmel!“ rief der Andere, „hier ist mehr im Spiele. Ich bin zu fremd noch in dieser Stadt, um die Bewohner all der Häuser am Markte zu kennen, noch weniger,“ sezte er heiter lachend hinzu, „ihre Töchter. Was gilt's? — Ihr seyd verliebt, mein kunstvoller Meister!“ — „Ich? o daß ich's noch wäre!“ sagte Meister Hans zagend und leise. „Nun, dann liebtet Ihr eine Ungetreue, eine Unwürdige,“ sprach der Fremde schnell; „so vergeßt sie nur und laßt Euch das keinen Augenblick Eures Lebens trüben. Beherrscht Euer Gemüth, und wie ich Euch schon sagte, verlaßt Basel so rasch als möglich.“ — „Ich — sie verlassen?“ sprach der Maler, und der ältere Freund, der dadurch noch mehr bestärkt wurde, daß Liebe hier im Spiele sey, und daß der, wahrscheinlich unwürdige Gegenstand, welcher der jungen Künstlerbrust solchen Gram bereiten konnte, in dem schön gemalten Hause wohnte, ergriff den Traurigen am Arm und sagte: „Freund, kommt weg von diesem Platze, wo Euer Schmerz stets neue Nahrung aufnimmt. Seht, der trübe Morgen ist verschwunden; die herbstliche Sonne hatte noch Kraft genug, die Nebel zu bekämpfen. Folgt mir in's Freie und sagt mir, was Euch drückt, Ihr sollt einen theilnehmenden Freund an mir finden. Vielleicht kann ich Euch guten Rath ertheilen, ich bin wohl nicht ganz ungeschickt dazu.“

Während dieser Worte hatte der Mann den Maler sanft fortgezogen, und nun schritten sie Beide der Rheinbrücke zu. Hinter dem Pfeiler eines Eckhauses trat jezt eine schöne, schlanke Frauengestalt in reicher Bürgertracht hervor. Sie hatte dort so lange versteckt gestanden, als das Gespräch der beiden Männer am Brunnen gedauert. Sie geht nun nach dem großen Hause, an dessen Fronte das Gemälde prangt, und tritt auf die breite Steintreppe desselben; aber ihr Kopf wendet sich den Fortgehenden nach, sie seufzt tief, ihre Augen sind roth und verweint, sie bedeckt sie mit ihren beiden Händen, klein und weiß; dann tritt sie in die Thüre des Hauses.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sommertage in Wallis.

Vierter Brief.

Die Leuker Schwefelquellen sammeln sich in weiten Gebäuden mit Abtheilungen für die verschiedenen Klassen. Ich finde diese Einrichtung nicht aristokratisch, wie manche Reisende meinen, sondern sehr zweckmäßig und in der eigenthümlichen Gebrauchsart dieser Bäder begründet. Es ist für Alle gleich angenehm, daß das Gleichartige zusammen ist. Denn wie unerträglich langweilig und gezwungen würden sich Arme und Ungebildete aus den niedern Ständen fühlen, wenn sie den größten Theil des Tages mit Leuten zusammen seyn müßten, mit denen sie kein Wort reden möchten, und so umgekehrt. Schwer läßt sich der Anblick eines solchen Bads beschreiben, wenn sich da die Kranken zusammendrängen. So ungefähr mag es am Teiche Bethesda hergegangen seyn. In vier großen, viereckigen Becken sitzen auf Bänken, die im Wasser stehen, Personen beiderlei Geschlechts, angethan mit langen weißen Wollenmänteln, die vom Kinn bis auf die Füße reichen. Rund um das Becken läuft eine Galerie. Es ist unmöglich, unter diesen Badenden eine andere Ordnung zu erhalten, als die, welcher sie sich freiwillig unterwerfen, und schon deßhalb ist die Trennung der Klassen nothwendig. Da die Langeweile die heilende Wirkung des Bads hindern soll, so thun die Badenden alles Mögliche, um sie von sich zu verscheuchen; jeder nimmt eine Beschäftigung oder eine Unterhaltung vor, wie sie ihm zusagt. Die jungen Herren besprechen sich mit einander über Jagd, Pferde, Hunde, spielen auch wohl ein Ecarté oder treiben eine Handarbeit. Sitzt ihnen eine hübsche Frau oder ein Mädchen gegenüber, so richten sie ihre Bemerkungen und Reden dahin. Vor den Frauenzimmern schwimmen immer Korkteller mit duftenden Blumen, die um so nothwendiger sind, da nicht bloß das Badewasser einen unangenehmen Geruch hat, sondern so viele unter den bergenden Mänteln versteckte Wunden, Flechten, Narben u. s. w. das Ihrige zur Verunreinigung der Luft beitragen. Alte und junge Offiziere sprechen von Krieg und Waffenthaten; hier wird gelesen, dort gesungen. Die Kapuziner, welche hier ein stehender Artikel sind, haben an ihren Rosenkränzen eine nie ausgehende Hülfe. Auch Schach und Dame sah ich da spielen, wo es denn manchmal geschieht, daß die Figuren umfallen und in's Wasser rutschen. Wenn dann endlich die Stunde der Mahlzeit schlägt, so ist's ein allgemeines Fest. Die Unterhaltungen, Arbeiten und Spiele hören auf, und aller Schmerz, alles Ungemach wird vergessen. Dieses Chaos von Gegenständen, auf der Wasseroberfläche schwimmend und schwankend, Blumen, Bücher, Tabaksdosen, Riechfläschchen, Schach- und Damenspiele, weibliche Arbeiten, angefangene Körbchen, Schnitzarbeiten, Teller, Flaschen, Schüsseln, Gläser, und darauf Essen und Trinken aller Art, und darüber die Gesichter und Köpfe, so verschieden in Alter und Ausdruck — diese ganze Mischung auf engem Raum hat nirgend ihres Gleichen und ist eben so einzig in ihrer Art, als die Natur draußen, die sich freilich nicht durch Mannichfaltigkeit, Buntheit und Wechsel auszeichnet, sondern nur durch Kühnheit und Riesengröße.

Als wir ankamen, ging es uns wie andern Reisenden; wir wußten aber schon Bescheid. Alt und Jung, Mädchen und Frauen drängten sich zu uns, um zu wissen, was uns fehle, wo uns der Schuh drücke, ob alte oder neue Wunden, oder eine hartnäckige Flechte, oder nur ein armseliger Ausschlag uns hieher führe, und ob wir die Bäder lange gebrauchen wollten? Mein junger Begleiter, der blühend und stark aussah, konnte kaum das Lachen verbeißen, ich aber deutete auf meinen Arm, und dieß verstand man sogleich. Zahlreiche Badegäste — es war gerade des Abends nach der Badezeit — kamen nun auf uns zu, zeigten uns ihre Wunden, Flechten und Ausschläge, um damit eine Leidensverwandtschaft mit uns darzuthun und unser volles Vertrauen zu erregen. So befanden wir uns denn sehr wohl unter diesen Leprosen, die uns den Abend als neuen Badegästen ordentlich den Hof machten. Am folgenden Tag war es natürlich, daß wir uns etwas in der Umgegend umsahen, daß wir die Bäder der „Armen“ und der „Herren“ besuchten. Am dritten Tage aber erwartete man uns umsonst in lezterm, denn wir waren früh bei guter Zeit nach der Gemmi aufgebrochen. Hätten wir bei unserer Ankunft im Leukerbad die Ungeschicklichkeit begangen, auf die uns bestürmenden Fragen zu antworten, wir seyen keineswegs hautkranke Badegäste, sondern kerngesunde Fußreisende, so hätte man uns gleich den Rücken zugekehrt und keiner Theilnahme gewürdigt, wir hätten eine Menge hübsche Frauengesichter gar nicht zu sehen bekommen, und die Abende wären uns entsetzlich lang geworden. Wer hier etwas gelten, wer freundliche Gesichter erblicken will, muß wenigstens eine Flechte haben; hat er es aber gar zu einem ekelhaften und bösartigen Hautausschlag gebracht, der ihn wenigstens zwei Monate im Bad festhält, so reißt man sich um ihn; eben so günstigen Effekt machen offene Wunden. Gesundseyn wird hier Niemanden verziehen; man betrachtet es wie eine Unanständigkeit, der der Rücken zugedreht werden muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frühling.

O Frühling, alle Welt willst du beglücken!
Wie schwillt und schwirrt die Luft voll warmen Webens,
Wie rundherum in wirbelndem Entzücken
Der Wonnedrang viel tausendfachen Lebens!

Ein jedes darf die eigne Blume pflücken,
Dem kleinsten Käfer blüht ein Ziel des Schwebens;
Mein Fuß nur muß die Blum' am Weg zerdrücken,
Und die mich heilte, wünsch' ich, ach! vergebens.

Wie bunte Wellen spielt der Sonnensegen
Das Thal entlang und leuchtet Stern an Stern,
Die Birke schüttelt goldiggrüne Mähnen,

Sogar die Dornen blühn an den Gehegen —
Doch meiner Liebe Bild ist ewig fern,
Und meinem Aug' entblüh'n nur stille Thränen.

Hesper.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

(Fortsetzung von Nro. 305. 1833.)

Musikalische Leiden und Freuden.

Da nach bewährten Professoren der Psychologie die Musik den Sinn der Menschen mildert, so ist es wohlgethan, daß man dieselbe unserm Geschlecht, das nach unzweideutigen Symptomen stark zur Unbändigkeit neigt und zum Naturzustand zurückkehren möchte, möglichst oft und reichlich beibringt. Besonders in den warmen Monaten, wo das Blut heftiger wallt, applizirt man sie dem Volke, wo es sich zahlreicher versammelt, namentlich in den öffentlichen Gärten. Oft sind drei oder vier solcher ärztlich-künstlerischen Banden zugleich hier, und wo man sich hinwendet, um eine Erfrischung zu genießen, wird man mit beliebten Opernstücken empfangen, und muß zu dem Sechser für jene auch noch einen für leztere parat halten. Ist es doch, als könnte, nachdem die Bevölkerung diese Genußcopulation nun einmal gewohnt ist, kein Philister mehr sein Glas Bier hinunterbringen ohne das Vehikel einer Rossinischen Ouvertüre. Damit es aber mit dem Besänftigungswerk nicht zu schleunig gehe, hat das Publikum ein Mittel: es horcht nämlich gewöhnlich nur auf das erste Stück, dann gibt es sich dem lauten Gespräch hin, ohne weiter viel auf die Musik zu achten. Selten sieht man einen Enthusiasten sich den Musikern näher stellen und auf die Harmonie merken. Man möchte auch wirklich fragen, wo denn das Publikum das Gefühl, gleichsam den innern Text für all diese Instrumentalmusik herbringen soll? So weben und rauschen nun die köstlichen Melodien und Harmonien der musikalischen Genien Hesperiens, Galliens, Germaniens an den Biertischen vorüber und suchen vergebens durch die Ohren in die Herzen zu dringen, indem sie auf dem Wege durch die ganz heterogenen Laute der Gläser und Bestecke und durch weise Reden über die großen Interessen des Tages zersezt und neutralisirt werden. Wer Lust hätte, sich in eine tragikomische Stimmung zu versetzen, der dürfte nur den Text, der den aufgeführten Opernstücken zum Grund liegt, mit den von den Biertischen kommenden Reden und Rufen durchweben und wahrnehmen, wie lächerlich die Philisterprosa der musikalischen Poesie oft durch den Sinn fährt. — Die Sache hat eine ernsthafte Seite. Je mehr sich die Künste um den gemeinen Sinn bemühen, sich zu ihm herablassen, sich ihm aufdringen, desto mehr gewöhnt sich dieser, sie zu ignoriren, zu vernachlässigen, ja endlich zu verachten. Sie verschulden dieß nicht immer durch ihre eigene Gemeinheit, denn fürwahr, man hört bei uns wenig schlechte, meist gute und nicht selten ausgezeichnete Gartenmusik; selbst unter den Messeschnurranten sind oft bedeutende Talente. Aber die Kunst geht nach Brod, und so findet man sich auch durch einen Brodgroschen mit ihr ab. Man läuft ihr nach und genießt sie nicht; es ist ein Volksbedürfniß und keines; man will die Musik und will sie auch nicht; man fühlt sich leer, wenn sie aufhört, und schwazt, wenn sie wieder beginnt. Es ist weniger Bedürfniß und Nachfrage des Publikums, als Spekulation der Wirthe, sich stüzend auf die Erfahrung, daß der Mensch gern an Orte hinstrebt, wo er Menschen versammelt weiß. Musik ist die Parole und gehört in das reichhaltige Kapitel der geselligen Vehikel. Die Anwendung der Blechinstrumente ist ganz auf die gedankenlose Zerstreutheit der Menschen berechnet; diese schmetternden Töne prallen an das Ohr, wie Schlagregen und Graupenhagel an die Fenster, und wissen sich Aufmerksamkeit zu erwettern. In der Nähe sind sie nur den massivsten Sinnen erträglich, während sie sich aus einiger Ferne wohl vernehmen lassen. Ueberhaupt hat der einsam in unserm Thal oder an den Hängen der Weinberge Wandelnde von diesen Musiken oft mehr Genuß, als der Gartenbesucher. Sie wirken wie verklärt in eine weite Ferne, und man vernimmt gerade so viel, als hinreicht, eine gute Stimmung zu erwecken. Hörte ich doch eines Abends gegen die Dämmerung hin einen Choral spielen, dem freilich bald ein heiteres Quodlibet folgte, weßhalb ich schnell um die Ecke bog, um jenen rein davonzutragen.

Volksthümlich möchte ich dieses ganze öffentliche Sommermusikwesen nicht nennen. Der wahre Kunstfreund mag seine Genüsse gern isolirt und in einen ihrer würdigen Rahmen gefaßt haben. Den Tonkünstler verletzen Mißbrauch und Vergeudung und schwächen seine Kraft. Das Publikum im Ganzen aber gewöhnt sich an ein Genießen ohne Bedürfniß, an eine luxuriöse Copulation von Genüssen, an Geringschätzung der Kunst. Von Wachsthum an Civilisation, Gemüthsbildung ꝛc. möchte ich gar nicht reden. Bekanntlich wirken Uebermaß, Uebersättigung überall das Gegentheil von dem, was zweckmäßige Stillung eines wahren Bedürfnisses, Befriedigung der Liebe und Sehnsucht gewähren.

Die Herabsetzung und allmähliche Entwürdigung der Künste überhaupt, der dichtenden, darstellenden und bildenden, wie sie in den Nationen, im Zeitalter bemerkbar vorrückt, bewegt unser Gemüth auf eine ernste Weise. Man lernt Poesie und Wissenschaft geringschätzen durch die Fluth der beispiellos wohlfeilen, oft schlechten oder schlecht gedruckten Ausgaben, durch die Nachdrücke, durch die wässerigen Meßartikel, das Lesefutter der Leihbibliotheken ꝛc.; man lernt die Malerei geringschätzen durch die grassen Tapetenbilder und andere Nachahmerei, die Kupferstiche durch die Lithographien, die Dramatik durch den Schwall gehaltloser Stücke, die Plastik durch mittelmäßige und schlechte Gypsfiguren und andere Manufakturskulptur, und die Tonkunst durch Erstreckung des Messegeleiers auf die ganze warme Jahrszeit.

So sind es Spekulation, Handel, Markt, Kunstschacher, Reizung des Luxus, Gier nach Neuem, nach Zerstreuung, welche den Ernst und die fromme Bescheidenheit der Nationen in Kunstsachen leise untergraben, und nach und nach immer mehr Tand für Kunstwerke und flüchtige Unterhaltung für Kunstgenuß unterschieben, und an die Stelle der Reinigung, Erhebung, Kräftigung nur Sattheit, Ekel, Schwächung setzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 105.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 2. Mai 1834.

Umringt von Sturm, umringt von grausen Wettern,
Steht dein ehrwürdig Haupt, zum Himmel hoch erhöht,
Fels! Wunder der Natur, in ernster Majestät,
Blickt mitleidsvoll herab auf überschwemmte Saaten,
Wie Gott, der Völker Fels, auf unterdrückte Staaten.

E. A. Clodius.

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Man kann sich den Gemmipaß nicht furchtbar, kühn und schrecklich genug vorstellen. Er ist unstreitig das Wundersamste, was von Menschenhand in den Alpen gefunden wird, und es läßt sich behaupten, daß der Mensch nirgends kühner und siegreicher mit der Natur gestritten hat, die sich bei jedem Schritt unwillig seinem Beginnen und seinem Bau entgegensezte. Die kühnsten Bauwerke der Welt geben doch keinen so großen Begriff von menschlichem Muth und von menschlicher Kraft, als dieser in der Luft aufgehängte Weg, der mit Leichtigkeit über unermeßliche, unzerstörbare Massen weggeht. Durch diesen eingemeißelten Weg wurde eine ganz scheitelrechte, sechszehnhundert Fuß hohe Felsenwand zugänglich. Es ist ein drei bis vier Fuß breiter Pfad, der, im Zickzack gewunden, immer eine Biegung über der andern, emporsteigt; dabei hängt er immer über dem furchtbaren Abgrund, wo weder das Auge noch die Hand einen Anhaltspunkt findet. Dieser Pfad ist überdieß an mehreren Stellen durch den Regen und die Fußtritte der Maulesel verdorben, und darüber hängen brüchige Felsen und Schiefer. So geht der Weg eine Meile weit immer im Zickzack den Berg hinan, von dem südlichen Fuß der Gemmi bis auf ihren Gipfel, der (7160′) bedeutend höher ist als der Simplon (6200′), die Grimsel (6770′) und der St. Gotthard (6420′), aber niedriger als die Furka (7790′), der Cervinpaß (9950′) und der große St. Bernhard (7680′). Ist man einmal ganz hinaufgelangt, so sieht man wohl in den Abgrund, aus dem man sich langsam hinaufgewunden hat; von dem Felsenpfad ist aber auch nicht das Geringste zu bemerken, denn überall in den Felsen gehauen, ist er durch die dachartigen Vorsprünge verdeckt. Für den Fußgänger oder Reiter, der sich in der Mitte des Pfads hält, ist gar keine Gefahr, desto mehr aber für den Führer, der gewöhnlich einen Theil des Gepäcks aufhockt, um seinem Saumthier das Steigen leichter zu machen. Dabei geht er singend auf dem äußersten Rand des Pfads, wo das geringste Ausgleiten, Straucheln oder Ueberbeugen ihn in den Abgrund hinabstürzen würde. Aber auch mitten in diesem Schrecken und Grauen thut sich bisweilen eine Ansicht auf, gleich dem Blick durch ein Himmelsthor. Besonders überrascht es in dieser rauhen, furchtbaren Welt, wenn die Wolken sich von einander thun und man durch ihren Riß von dieser Höhe auf das weite Wallisthal blicken kann, das die ewigen Bollwerke umgeben, aus denen der Cervin und der Monterosa wie die höchsten Thürme emporragen.

Mitten in dieser rauhen, furchtbaren Natur liegt ein kleiner See, in dem sich die Wasser aus dem

Lämmerhorngletscher sammeln. Dem Anschein nach hat er keinen Grund, aber auf seiner Oberfläche zeigt sich der furchtbare Kampf, den unten die Gewässer mit den auf unterirdischen Wegen eindringenden Luftzügen und Stürmen bestehen. Man kann keinen Schritt auf der Gemmi thun, ohne immer neue Spuren von der furchtbaren Zerstörung zu sehen, die hier aus dem immerwährenden Kampf der feindlichen Elemente hervorgeht. Alles Lebendige liegt weit von hier, denn in diesem Reich ewiger Zerstörung hat das Chaos allein Leben und die Zerstörung Thätigkeit. Wo du auch hier gehst, hörst du das Getös fallender Steine, die dir oft zu Füßen rollen, oft zur Seite in die Tiefe fallen; ihnen folgen dann stäubende und donnernde Lawinen. Hier oben hausen nur Eulen und Lämmergeier, und traurig mischt sich bisweilen ihr heiseres Krächzen, wenn das Wüthen des Orkans nicht Alles übertönt.

Von Schnee und Regen durchnäßt, kamen wir bei dem melancholischen Daubensee an. Von nun an geht es immer bergunter, und ein Fußpfad zieht sich zwischen Felsblöcken hin und führt nach dem armseligen Wirthshaus Schwarbach, wenn sich eine rauchige, nur wenige Fuß hohe und schlecht mit Brettern und Steinen belegte Hütte so nennen läßt. Aber in unserer Lage, zum Tod müde, voll Hunger und Durst, schien uns diese elende Hütte ein Rettungshafen, und die schlechten, groben Nahrungsmittel des Wirths schmeckten uns trefflich. In diese elende Stube hat unser Werner mit seinem 24sten Februar die Eumeniden und die Unglückshäuser des Pelops und Lajus eingeführt.

Jenseits Schwarbach, dessen Natur der Dichter mit wenigen Meisterzügen dargestellt hat, geht der Weg wieder zwischen Bruchstücken von zerrissenen oder zusammengestürzten Bergen hin. Aber es fangen doch schon einige Alpenrosen schüchtern an sich zwischen den großen Steinen zu zeigen, wo sie Schutz haben gegen den Sturm. Wie unendlich wohl that uns der Anblick dieser prunklosen Blumen! Sie waren uns nach langen Stunden das erste Zeichen wieder athmender Natur, wieder auflebender Schöpfungskraft.

Von Schwarbachs Graus und Schauer wenden wir uns wieder nach Wallis zurück, und zwar gerade nach Sion oder Sitten in Unterwallis. Schon von Weitem sehen wir die Thürme dieser malerischen Stadt, die durch ihr Klima und ihre Vegetation viel Südliches hat. An dem Abhang nach Mittag wachsen Safran, Oliven und viele andere Pflanzen Oberitaliens. Aber die Luft ist schwer, dick und unbewegt, ja im Sommer steigt dadurch die Hitze auf einen unerträglichen Grad.

Ehemals konnte man Sion als die Hauptstadt des Cretinismus und der Unreinlichkeit betrachten. Dies hat sich aber in neuesten Zeiten sehr geändert. Jetzt findet man nur noch wenige Cretins da, und die mehrsten Häuser sind neu gebaut. Feuersbrünste und verheerende Ueberschwemmungen zerstörten gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts einen großen Theil der alten Stadt, dieser wurde aber bald wieder schöner aufgebaut. Natur und Menschen häuften auf Sion mehr Unglück als auf irgend eine andere Stadt der Schweiz. Sieht man aber die neugebauten Stadttheile, so gewinnt des Wallisers Charakter eine neue achtungswerthe Seite, die ihn neben so manchem andern über die radikalen Schweizer stellt, welche jezt vornehm auf die Walliser herabsehen und in thörichter Verwechslung der Begriffe, so wie in Verachtung aller Erfahrung, nach einem unsichern und gefährlichen Ziel streben. Diese braven Walliser verloren mitten im Unglück den Muth nicht. Arm, unterdrückt, als Empörer mit Geldstrafen, mit fürchterlichen Militärexekutionen belegt, seit dreißig Jahren gemißhandelt, geplündert, sehen wir die Walliser, wie sie sich gleich im ersten Augenblick des Friedens muthig und hoffend wieder aufrichten und rasch Hand anlegen, um die tiefen Wunden des Kriegs und der französischen Occupation zu heilen. Im Unglück und in der Widerwärtigkeit demüthigten sie sich nicht, sondern hofften vom Himmel eine bessere Zukunft, und über Alles geht ihnen die Liebe zum Vaterland, das vielen Nichtwallisern so eng und traurig scheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hans Holbein.

(Fortsetzung.)

Jenseits der Brücke lag eine junge Anpflanzung, und da man in dieser Jahreszeit des Schattens wohl entbehren konnte, wählte der Fremde sie, um mit seinem jungen Freunde den Morgenspaziergang dort zu machen und seine Herzensergießungen zu hören. Sie waren allein in dem traulichen Gehege, das noch im vollen Schmucke herbstlichen Laubes prangte; kein Basler besuchte den Ort an Wochentagen.

„Nun, jezt beichtet mir, Meister Hans,“ fing der Fremde an. „Schildert mir den Schiffbruch Eurer Gefühle und laßt uns Anstalten treffen, diese kostbaren Güter des Lebens im sichern Hafen zu bergen. Was ist's mit dem bemalten Hause? und welch' ein verderbender Kobold treibt dort sein Wesen?“ — „So wißt denn, mein hoher Gönner,“ sprach der Maler, „daß der Eigenthümer jenes Hauses der Vater meines Weibes ist.“ — „Das scheint mir eben kein Gegenstand der Trauer, lieber Freund,“ fiel ihm lachend der Andere in's Wort. „Der Mann ist reich und angesehen.“ — „Daran dachte ich nicht, als ich Maria freite,“ fuhr der Maler fort.

„Nur ihre Schönheit bezauberte mich. Die Form, die äußere Form ist unser Abgott, ihr huldigen wir unser ganzes Leben, in ihr finden wir Alles, was den Menschen macht. Was nach unsern Begriffen schön ist, ist vollendet. In der Schönheit liegt Hoheit, Anmuth, Stärke, Ruhe, Weisheit, Milde, Liebe, Alles, was das Höchste und Edelste der Menschennatur ist. Wir armen Maler wissen ja nichts Anderes darzustellen, als Schönheit. Glücklich genug, wenn wir es können, und darum sind unsere Köpfe und Herzen voll davon, und wir beten an, wo wir sie antreffen. Ich sah Maria — und ihre Schönheit überwältigte mich. Ich malte sie unzählige Male, und sie erschien mir immer schöner. Je mehr ich mich in diese Herrlichkeit versenkte, desto klarer wurde sie mir, desto beredter diese Züge, desto verständlicher die Harmonie der Glieder, ich sah Maria für den Inbegriff alles Schönsten der Erde an, und ich träumte mir ihren Besitz als das würdigste, höchste Ziel, was ein Mensch zu erstreben verlangen könnte.“ — „Ihr seyd ein großer Maler und waret sehr verliebt,“ sagte heiter der Andere; „aber Ihr seyd es noch, verlaßt Euch darauf.“ — „Wohl bin ich's noch, ich fühle es,“ sagte betrübt Meister Hans. „Könnt Ihr jedoch die Qual bemessen, die mich erfüllt, mein theilnehmender Freund, wenn ich Euch schildere, wie meine Liebe vergolten wurde? Der Vater der Jungfrau, einer der angesehensten und reichsten Bürger der Stadt, ehrt den Stand der Künstler und liebt die Kunst. Dieses ist bei vornehmen Leuten nicht immer vereinigt. Zu meinem Glücke, so dachte ich, findet es sich hier. Nachdem ich mehrere Male für ihn beschäftigt worden war, ihn selbst in seiner Amtstracht als Beisitzer des Gerichts, seine Frau im Sonntagsputze, und eine Menge von häßlichen Verwandten abkonterfeit hatte, ward mir endlich auch das Glück zu Theil, Maria zu malen. Ich bebte vor innerem Entzücken, ich mischte meine Farben mit einem Fleiße, ich ließ es an nichts fehlen, doch — was soll ich Euch sagen? — das Bild mißrieth. Ich schämte mich; sie saß noch einmal, ich malte noch emsiger — es mißrieth wieder; ich wollte es nicht für meine Arbeit anerkennen und vernichtete es. Beschämt zog ich mich zurück. Man wußte sich diese Stümperei nicht zu erklären. Erst zu Hause in der Einsamkeit fühlte ich, wie voll meine Einbildungskraft von Maria's Reizen war; hier war kein hüpfender Pulsschlag, kein Beben in den Fingerspitzen, kein Schwimmen vor den Augen, kein klopfendes Herz, keine Zerstreuung, kein Zusammensuchen von Worten, die auf der Zunge schwebten, und doch nie gesprochen wurden; hier sah ich sie vor mir, wenn sie gleich nicht gegenwärtig war, hier gelang es mir endlich, sie zu malen, weil ihre Nähe nicht im Stande war, mir die Sinne zu verwirren. Ich vollendete das Bild, nie noch war mir eines so gelungen, und trug es in das Haus der Eltern, die hocherfreut darüber waren, daß ich so genügend meine Künstlerehre gerettet hatte. Mir ward der Auftrag, das Haus von außen zu malen. Mit Freuden sagte ich zu, mit Begeisterung bestieg ich das Gerüst. Ich wollte ihrer Wohnung mit aller Macht, die mir der Himmel verliehen, die Verklärung der schönsten Kunst zu Theil werden lassen. Wie oft mußte ich jedoch die Köpfe, die ich gemalt, wieder aushauen und frischen Anwurf machen; immer malte ich nur Marienköpfe, und noch jezt werdet Ihr sie wenigstens dreimal auf dem Bilde antreffen, und alle Engel haben eine entfernte Aehnlichkeit mit ihr. Darüber verflossen mehrere Monate. Besonders lang währte es, bis ich mit den Verzierungen um ihr Fenster fertig wurde. Mit dem frühesten Morgen bestieg ich damals mein Gerüst, und malte weniger, als daß ich nach den grünen Behängen schaute, welche ihr Schlafzimmer vor meinen Blicken verdeckten. Es war eine recht wonnige Sommerszeit. Sie stand frühe auf, und pflegte dann das Fenster zu öffnen. „Guten Morgen, Meister!“ rief sie mir zu. Ach, Herr, ich hatte Mühe, mich festzuhalten; ihr Anblick und der Ton ihrer Stimme erregten einen Schwindel in mir, daß ich beinahe vom Gerüst gefallen wäre. Und auf diese Weise entspann sich unsere nähere Bekanntschaft. — Eines Morgens sagte ich ihr Alles, was ich auf dem Herzen hatte, und wie ich nur aus Liebe zu ihr das Haus bemalte, und wenn sie nicht wäre, nie auf dem Gerüste hier säße. Sie nahm das sehr wohlgefällig auf und lächelte. Herr, und wie sie lächelte, da war es um mich geschehen; ich schwang mich mit einer Behendigkeit, die ich mir nie zugetraut hätte, auf ihr Fensterbrett, von dem sie kreischend zurückgelaufen war, und im Nu lag ich vor ihr auf den Knien, in ihrem Schlafzimmer. Ich wagte viel; war ich aber wohl im Stande, in jenem Augenblicke daran zu denken?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

(Fortsetzung.)

Musikalische Leiden und Freuden.

Der Kunstfreund, indem er sich sagt, daß diese Erscheinung historisch und unaufhaltsam sey, fragt, wie denn der Weltgeist solch ein wachsendes Sinken zugeben könne. Hierauf erfolgt wohl keine beruhigendere Antwort, als daß, wenn es nur erst zum Aeußersten, zum Ekel durch Uebersättigung, gekommen, sich von selbst das Bedürfniß nach dem Gegensatze, nach dem Bessern melde, und daß es den Bessern auch in der frivolsten Zeit unverwehrt sey, sich mit ihren bescheidenern Ansprüchen und reinern Genüssen einigermaßen zu

isoliren, so wie es in Hinsicht auf die Jugend Sache der Eltern und Erzieher ist, den Kindern durch ernst-tüchtige Schule einen richtigen Sinn für die Tiefe der Kunst beizubringen, sie mit wenigen, aber soliden Genüssen zu erfreuen, sie überhaupt entfernt von dem Luxus-Mancherlei an ein bescheiden-inniges Aufnehmen der Kunst und Natur zu gewöhnen. Der Ausspruch Schillers: so oft die Kunst fiel, ist sie durch die Künstler gefallen, ist stereotyp geworden. Er entspricht ganz dem ernsten Munde eines Hohenpriesters Apolls, gelehrt gegen den Hokuspokus der Kunstbaalspfaffen. Aber insofern er eine Mahnung und sittliche Forderung ausspricht, setzt er eine Möglichkeit voraus, welcher die Menschengeschichte nicht entsprechen kann, nämlich, daß der Gesammtverein der Künstler gleichsam als ein heiliger Bund sich das Gelübde ablege, nun und nimmer sich zu dem Zeitgeschmack herablassen zu wollen, sondern die Mitwelt zu den würdigsten Kunstschöpfungen heraufzuziehen. Ohne Zweifel würde ein Publikum, dem man nichts Gemeines zukommen ließe, sich dem Ungemeinen bequemen, wie denn dasselbe auch in gewissen, jedoch kurzen Zeiträumen und an gewissen begünstigten Orten sich in einer schönen Kunsthöhe mit Selbstanstrengung zu halten vermocht hat. Im Allgemeinen und weltgeschichtlich genommen wollen wir aber behaupten, daß Künstler, Veranstalter, Leiter und Kunstgenießer allesammt Kinder ihrer Zeit sind, und daß sie miteinander steigen und wieder sinken, ja daß Verhältnisse und Menschen, Gegenstände und Generationen einander gegenseitig bestimmen, heben und fallen lassen. Und so finden wir auch, wenn einmal ein Interesse, sey es an Religion, Wissenschaft, Kunst oder Leben, seinen Höhepunkt erreicht hat, daß eine emsige Handtierung der Eingeweihten und Laien, der Schaffenden und Genießenden, dasselbe immer mehr zu verflächen, zu verallgemeinen, zu entweihen, eintritt.

Wie man mit Keinem reden kann, der nicht hören will, wie dem Sprechenden vor einem Zerstreuten, Kaltsinnigen das Wort im Mund erstirbt, so können auch die Höhern einem Zeitalter nichts bieten, an was es nicht glaubt, für was es keinen Sinn, keine Sinne hat. So übt die Gemeinheit einen entsetzlichen Preßzwang aus über das ganze Gebiet des Wissens und Schaffens, des Forschens und Darstellens, und desjenigen, was eine zerstreute, geschmacklose Zeit nicht sehen und hören will, ist ohne Vergleich mehr, als dessen, was man ihr von Censur wegen nicht sagen soll und darf. Um aber den Unsegen, den Fluch, der auf unserm Zeitalter liegt, in wenig Worte zu fassen, könnte man behaupten, der Jammer liege darin, daß es das Reizende über das Schöne stelle, daß es die massiven Mittel dem idealen Zweck vorziehe, daß es lieber in Affekten schwelgen, als in Gemüthserhebungen leben wolle, daß es täglich mehr verlerne, ein mildes, maßvolles, kunstgerechtes Ganze zu fassen, zu würdigen, ja nur zu ertragen, daß über diesen, von ihm gesuchten und hinwieder ihm gebotenen, oft aufgedrungenen täglichen Befriedigungen es bei ihm nie zu einem tiefen Bedürfniß, einer starken Sehnsucht nach einem ernsten Kunstwerk, einem großen musikalischen Hochbau kommen könne. Und doch kann nichts Tiefes, Erhabenes erzeugt und dargestellt werden, wenn die Nation nicht darnach ein inniges Verlangen trägt. Machen seltene grandiose Erscheinungen in der musikalischen Welt auch in neuern Tagen hier eine Ausnahme, so wollen wir dies doppelt freudig und den Urhebern dankbar anerkennen.

Ueber unsere Tanzmusik erlaube ich mir auch eine Bemerkung. Es gibt berühmte Tanzkompositeurs, deren melodische Rhythmen die Tänzer heben, tragen, indem sie durch das Ohr auf das Gemüth, durch dieses auf die Beine wirken. Jeder Tanz sollte etwas von der Art der „Ländler" haben. In Steyermark tanzt das Volk mit Leib und Seele; im Reich herrscht aber ein anderes Prinzip. Hier werden beliebte neue Opern zu lauter Walzern, Cotillons ꝛc. zugeschnitten. Man weiß schon, wie das geht. Alles nur immer Diensame wird benuzt, und da horcht der Opernunkundige oft staunend, welch ernste Säze sich dem Tanzmetrum haben fügen müssen, woran ein freier Tanzsezer in seinem Leben nicht gedacht hätte. Manches ist so molltönig feierlich, daß man es in Trauerkleidern tanzen sollte, Anderes kriegerisch, daß man an Harnische und Panzerhemden denkt. Die Theatergänger sind aber deß hocherfreut, wenn sie auch durch die holde Reminiscenz aus dem Takt kommen. Wir möchten beiden Theilen, den musikalischen Compilatoren und den Tänzern, die Freude eben nicht verderben, jedoch, da alles Zuviel ermüdet, rathen, daß mit den Porticis, Vampyr- und Zampawalzern auch tüchtige Wiener Tänze ꝛc. wechseln möchten.

Die Abonnementkonzerte der königlichen Hofkapelle haben ihren Fortgang. Nichts erfreut die Musikfreunde mehr, als wenn zwischen die Fülle der modernsten Musik hinein ältere Stücke, eine Symphonie vom Abt Vogler, Werke von Gluck ꝛc. gegeben werden. Sie genießen doppelt, weil sie vergleichend ein Ohr in der Vergangenheit, eines in der Gegenwart haben. Bei unserm trefflichen Violinspieler Molique drängte sich mir wieder auf, wie in der Kunst überhaupt die Beseelung jedes kleinsten Theils in's unendlich Kleine, die Durchdringung jedes Tones mit Kraft und Geist erst das wahre Leben schafft, und wie ohne dies aller Aufwand von Künstelei und Fertigkeit wie nichts erscheint, höchstens als Strapaze. Im kleinsten Theil, in Strich und Ton der ganze Charakter des Meisters, das ist's! Verlangen wir dies nicht auch vom Maler, vom Schauspieler, vom Dichter? ja ist uns nicht auch der Mensch der liebste, der zuverlässigste, der in jedem Moment aus seiner Gesammtnatur heraus spricht und handelt? Glaube ja kein Künstler, namentlich kein Virtuos, es könne dieser Beseelung, Belebung des Einzelnen je genug oder zu viel werden. Wenn ich einen solchen eine Passage etwa auf einem abendlichen Gange unzähligemal einübend wiederholen höre, so erwehre ich mich des Gedankens nicht: möchtest du die Cantabile's, Amoroso's und andere schöne Stellen eben so oft spielen und immer aus dem Gemüth, aus tiefer Brust herausholen! Namentlich sind die Meister auf dem seelenvollen Violoncell durch den neuern massiven, materialistischen Geschmack so leicht verführt, statt in der eigentlich sangbaren Region ihres Instruments uns zu rühren, in der höhern Applikatur durch Sprünge und Läufe zu unserm kalten Erstaunen zu sprechen. Die Instrumentalkonzerte sind überhaupt nicht eingerichtet, uns gemüthlich zu ergözen, sondern mehr, den Virtuosen in seinem Glanz und Brillantfeuer zu zeigen. Nothwendig sättigt und ermüdet die fortlaufende Darlegung eminenter Fertigkeit des einen Instruments. Die konzertirende Form, aber verschiedener Instrumente, wäre durchaus zweckmäßiger, und in der Musik möchte eine Regierung von Gegenkaisern und Königen heilsamer seyn, als eine unumschränkte Alleinherrschaft. Das eine Instrument hebt und beleuchtet das andere, der Wechsel reizt und retardirt die Sättigung. Daß eines den andern im Ganzen doch vortrete, wie einst der erste Consul seinen Collegen, bleibt nicht ausgeschlossen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 106.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Mai 1834.

— Ein solcher Mann
Seß sichrer in eim finstern Gmach,
Im Regen unter eim bösen Dach,
Denn bei eim solchen zenkischen Weib,
Die teglich peinigt seinen Leib
Mit kiffen, zanken und mit nagen.

Hans Sachs.

Hans Holbein.

(Fortsetzung.)

Meister Hans machte hier eine Pause und sah in Gedanken vor sich hin. Seine trübe Miene hatte eine hellere Färbung angenommen, es war, als hätte er sich in selige Erinnerungen verloren. Der Fremde unterbrach ihn. „Nun, und was sprach die Jungfrau? Wie nahm sie Euern Ungestüm auf?“ — „O laßt mich davon schweigen!“ sagte der Maler. „Lieber Herr, ich wäre ja doch nun und nimmermehr im Stande, Euch Alles das zu schildern, nnd obgleich ich mit Farben besser als mit Worten umgehen kann, wüßte ich zu dieser Schilderung auch nicht einmal die rechten zu mischen. Glaubt mir, wenn ich Euch sage, daß damals sicherlich kein Mensch auf der Erde so glücklich war, wie ich. Alles, was ich ihr zu gestehen hatte, wiederholte sie mir Wort für Wort, und sie versprach mir, ihren Vater von Allem zu unterrichten, und glaubte überzeugt zu seyn, daß er ihre Hand dem berühmtesten Meister in einer Kunst, die er so hoch verehre — verzeiht mir, daß ich also spreche, ich sage Euch nur, was Maria äußerte — gewiß nicht abschlagen würde. Sie hielt Wort, und wie ich am Abend vom Gerüste steige und in's Haus trete, um meinen Arbeitsrock mit meinen guten und ehrbaren Kleidern zu vertauschen, ruft mich der Rathsbeisitzer in seine Schreibstube, um ein ernstes Wort mit mir zu sprechen. Ich verließ noch an diesem Abende das Haus als sein zukünftiger Schwiegersohn, und Maria's erster Kuß glühte auf meinen Lippen. Nach kurzem Brautstande wurden wir eingesegnet, Mann und Frau.“

Sie hatten sich, vom Gehen ermüdet, auf eine Steinbank gesezt, unter einer mächtigen Ulme, die sie mit ihren todten Blättern ganz überschüttete. Die Sonne hatte sich wieder verborgen und der Herbstwind pfiff durch die Zweige des Baumes. Der Maler schwieg lange und blickte zu Boden, endlich fuhr er fort. „Was ich nunmehr leide, seitdem dieser Engel der Schönheit unter das Dach meiner bescheidenen Wohnung getreten, das kann ich eben so wenig in Worten fassen, als meine frühere Seligkeit. Und könnt' ich's, so wäret Ihr zu menschlich, um mich durch die Erzählung meiner Kränkungen und Qualen auf's Neue zu martern. Nur so viel sollt Ihr wissen, edler Freund, daß Maria zänkisch, herrschsüchtig, argwöhnisch ist; daß sie bald wissen will, warum ich ernst bin, bald warum ich heiter, bald warum ich weder Eines noch das Andere bin; guter Gott! ich soll ihr sagen, wovon ich mir oft selbst keinen Grund angeben kann. Was ich ihr aber darüber vertraue, wird von ihr nicht angenommen; stets glaubt sie, daß ich ihr den wahren

Grund verheimliche. Dann schmollt sie, wird böse, weint und quält mich, daß es ein Jammer ist. Ich muß meine Arbeit verlassen und aus meinem Hause entfliehen. Jedes weibliche Bild, das ich male, soll ihre Nebenbuhlerin seyn, oft hat sie mir die Leinwand zerschnitten und fast schon beendigte Bilder in blinder Wuth verdorben. Ich verzehre mich in Kummer, und kann dabei nicht aufhören, ihre Schönheit zu bewundern, wenn ich auch schon lang aufhörte, sie zu lieben. Das ist der Grund, warum Ihr mich diesen Morgen das Bild anstarrend da sitzen saht. Ich überdachte mein Elend, das aus jenem Hause hervorging, ich sah auf die fleißigen Verschlingungen, die so kunstvoll das Fenster umgeben, und ich entdeckte noch den Fleck recht gut, wo ich den Pinsel wegwarf und mich in ihr Zimmer schwang. Ich betrachtete ihre Köpfe auf dem Bilde und suchte daraus zu entziffern, was denn so mächtig auf mich eingewirkt habe und noch einwirke. Ach, wir armen Maler sind Sklaven der Schönheit! welche Mühe ich mir auch gab, sie jezt aus diesen gemalten Köpfen wegzuleugnen, sie trat mir daraus stets siegreich entgegen und schmetterte mich zu Boden.“ Der arme junge Mann seufzte tief, aber der Fremde ergriff seine Hand und sagte mit ernster Miene: „Ihr rennt Eurem Untergange zu, wofern Ihr Euch nicht selber rettet, Hans! Dieses Weib, das Eure Gesundheit untergräbt, trübt Eure Laune und tödtet Euren Geist früher noch als Euren Körper. Habt Ihr von dem großen Meister Albrecht von Nürnberg vernommen?“ — „Albrecht Dürer — o! wie liebe ich ihn!“ erwiderte der Maler. — „Und wißt Ihr, daß er in seinen lezten Stunden von dem bösen Teufel von Weibe, das ihn sein ganzes Leben hindurch gefoltert, noch Schläge erhielt?“ sprach ernst der Fremde. Der Maler schauderte zusammen und verbarg sein Gesicht. Der Fremde stand rasch auf. „Ihr müßt fort von hier um jeden Preis!“ rief er. „Ich dachte schon selbst daran,“ sprach der Andere. „In Augsburg, meiner Vaterstadt, lebt mir noch ein Oheim und zwei Brüder, zu ihnen will ich meine Zuflucht nehmen.“ — „Was da — nach Augsburg!“ entgegnete unwillig der Fremde. „Damit sie Euch nachreise, vorjammere, Alles aufbiete, um Euch zur Rückkehr zu bewegen! Nein — Ihr müßt fort — weit fort — über's Meer.“ Der Maler wurde bleich. „Nun?“ fragte der Fremde, „wird Euch bang? fürchtet Ihr Euch vor dem Wasser? Seht die tobende See in ihrem furchtbarsten Aufruhr, und es wird nichts seyn, gegen Euer böses Weib. Hier müßtet Ihr zu Grunde gehen, Ihr sollt aber leben und malen. Könntet Ihr das, wenn Ihr Euern Plagegeist stets um Euch hättet? — Wie sollst Du, armer Künstler, zu heitern Farben, zu Gold und Purpur, zu Pracht und Freudigkeit kommen, wenn Dich Schmutz und Trübsal, Lärm, Unfriede und Zerwürfnisse aller Art umgeben?“

„Nun, Meister Hans,“ fuhr er nach einer Pause mit rascher Bewegung fort, „was gedenkt Ihr zu thun?“ — „Weiß ich's?“ fragte der Maler kleinmüthig. — „So vertraut getrost mir, und ich will's Euch sagen. Ihr sollt von Euch sprechen lassen an dem Hofe des mächtigsten Monarchen. Ich will Euch dazu verhelfen. Sucht mich Abends Glocke Neun in meiner Herberge auf, und ich will Euch das Uebrige vertrauen.“

Der Maler wußte nicht, was er zu dem Vorschlage sagen sollte, so sehr war er überrascht davon. „Glaubet Eurem welterfahrenen Freunde,“ sagte der Andere noch; „es ist besser, ein solches Band mit dem Schwerte zu durchhauen, ehe eine unauflösbare Schlinge daraus wird, die Euch die Kehle zuschnürt. Dies war Euer erstes Leben, verlaßt es und beginnt Euer zweites. Sterbt hier, um dort zu erwachen. Bestellt Euer Haus und versäumt nicht, den Abend bei mir zu seyn, Ihr müßt bald reisen.“

Er schüttelte freundlich dem Maler die Hand und verließ ihn schnell. Dieser aber schritt noch einmal in großer Bewegung auf und ab und eilte dann einem nahe gelegenen Dorfe zu, um sich einen Trunk Wein geben zu lassen. Es war ihm nicht möglich, jezt vor seiner Frau zu erscheinen, und er nahm sich vor, erst im Zwielichte nach Hause zu gehen, gleich als ob er ein böses Gewissen hätte. Und sezt es dann auch einen Sturm, dachte er, je nun, dann soll es gewiß einer der lezten seyn. Er sann hin und her, nach welchem Lande ihn sein Freund schicken wollte, von dessen großen Verbindungen er schon gehört hatte; aber die Lösung dem Abende anheimstellend, ging er ziemlich ermuthigt mit einbrechender Dämmerung auf seine Wohnung zu. — Wie er eintrat, fand er Maria in Thränen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Sions Anblick ist gar sonderbar und bizarr. Die Stadt liegt an der breitesten Stelle des großen Rhonethals, in das sich so viele zerstörende Ströme münden. Sie wird von einem ungeheuren Felsen beherrscht, der in zwei Theile gespalten ist. Auf dem höchsten stehen die Ruinen des Schlosses Tourbillon, das ein Bischof von Sion im dreizehnten Jahrhundert erbaute. Gar malerisch und romantisch liegen diese mächtigen Trümmer aus blutrother Lebenszeit, wie das Geripp eines Tigers, auf dem freistehenden Felsen. In dem unnehmbaren Schloß hauste das grausame und wilde Geschlecht der Bischöfe von Sion, und von hier aus übten sie über Wallis, besonders aber über die Umgegend, fast fürstliche Hoheit,

und hingen genau mit ihren Lehensleuten in Savoyen und Bern zusammen. Ihre Geschichte hat einen wenig frommen und christlichen, wohl aber einen päbstlichen Charakter. Von dem milden, versöhnenden Geist des Evangeliums ist darin wenig die Rede, desto mehr von blutigen Ereignissen, Krieg, Meuchelmorden, Empörungen und Niederlagen. Man sollte glauben, unter den Mauern des Klosters St. Gallen zu stehen, als das Waffengeräusch dort die stille Weihe der Wissenschaften und Studien verdrängt hatte, als Labeo, Notker und Salomon verstummt waren, und an der Stelle ihrer milden, geistreichen Lehren nur das wilde Kriegsgeschrei Ulrichs von Eppenstein gehört wurde; nur mit dem Unterschied, daß in Sion nie die Wissenschaften blühten und keiner seiner Bischöfe sich darin ausgezeichnet hat, wie die Aebte und Mönche von St. Gallen. Noch mehr erinnern Sions Bischöfe an die ehrgeizigen und kriegerischen Bischöfe von Chur, die in den Rhätischen Alpen nicht bloß geistliche Herren und Hirten, sondern auch unumschränkte Fürsten seyn wollten, woraus die Kämpfe der Barone unter einander entstanden, die endlich das Volk zur Verzweiflung und zu dem allgemeinen Aufstand brachten, worin es das drückende Lehnsjoch abschüttelte und sich frei von den Baronen machte. Aber seyen wir nicht zu streng in Beurtheilung der Bischöfe des Mittelalters; denn überall, wo hochgestellte Männer leicht Einfluß, Macht und Reichthum erwerben konnten, war es damals doppelt schwer, der Versuchung zu widerstehen. Die Bischöfe hatten dazu die beste Gelegenheit, denn sie standen da wie Leuchtthürme der Heiligkeit, der Weisheit und des Glaubens, nach denen sich in jener eisernen Zeit alle Blicke und Wünsche der blinden Menge vertrauensvoll wendeten. Ja, es war für manche Völker ein Glück, daß die Hand, welche den Krummstab führte, auch das Schwert und den Scepter zu halten verstand. Wenn auch jene Bischöfe ehrgeizig und leidenschaftlich waren, so milderte bei ihnen doch die Religion die Feudalsitten. Dadurch wurde der Befehl menschlicher, wenn er aus dem Munde hervorging, der eben den Segen und Worte des Friedens ausgesprochen hatte. Wenn die Geistlichen in den dunkeln, rohen und grausamen Zeiten des Mittelalters nicht ein großes Uebergewicht in Europa geübt hätten, so wäre dieser schöne Welttheil eine Räuber- und Mörderhöhle, und hernach wohl gar eine Wüste geworden; wir aber würden heutigen Tags gewiß nicht das Glück und die Wohlthaten der Civilisation genießen, auf die wir jezt stolz sind.

Die protestantische Lehre fing bald an, in Wallis Eingang zu finden, und gab den bisher unruhigen, kriegerischen geistlichen Oberhirten eine andere Richtung. Durch ihr exemplarisches Leben, durch ihre wahre Frömmigkeit und Tugend wirkten sie jezt wesentlich dahin, daß die Walliser nicht von der Kirche ihrer Väter abfielen. Im Jahr 1788 brach eine furchtbare Feuersbrunst in dem bischöflichen Schloß Tourbillon aus, verzehrte es bis auf die äußern starken Mauern, und dadurch ging auch die herrliche Gemäldesammlung unter, in der viel Treffliches aus Italien gewesen seyn soll.

Auf dem andern, etwas niedrigern und zugänglichern Felsen liegt das Schloß Valerio mit einer Kirche und einigen Häusern, die zusammen von Weitem eine gar schöne Gruppe bilden, welche sich rein und anmuthig auf dem dunkeln, grünen und schneeigen Hintergrund der Berge abzeichnet, die den Horizont begrenzen. Ein drittes Schloß, genannt Majorie, liegt nördlich von der Stadt. Hier residirten in den lezten Jahrhunderten bis 1788 die Bischöfe, seitdem es ihnen nicht mehr passend schien, zwischen hohen kriegerischen Burgthürmen zu wohnen. Die von Feindeshand angelegte furchtbare Feuersbrunst 1788 zerstörte neben dreihundert Häusern auch dieses Schloß und die bischöfliche Wohnung; dabei ging das große Landesarchiv zu Grund, das nicht allein für die Walliser-, sondern auch für die Schweizergeschichte kostbare Urkunden enthielt.

Sions Ursprung verliert sich in dem Dunkel der Vorzeit, und es verdankt seinen lateinischen Namen Sedunum den Sedunern, einem Volk, das mehrmals in der römischen Geschichte vorkommt. Vom zehnten Jahrhundert an bis heute wurde die Stadt achtmal belagert, genommen und ganz oder zum Theil verbrannt, ein schreckliches Schicksal, das sie hauptsächlich ihrer Lage an einer der Hauptstraßen nach Italien zuzuschreiben hat.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

(Beschluß.)

Musikalische Leiden und Freuden.

Bei allen Kunstdarstellungen entgeht dem Aufmerksamen, mit Bewußtseyn Genießenden nicht, daß man die Künstler immer und immer wieder auf die ersten Elemente und Fundamente mahnend zurückweisen sollte. So scheinen die neuern Tondichter immer mehr zu vergessen, daß die Musik eine langaustönende, wiederholende, leise wandelnde und metamorphosirende Gefühlssprache sey, daß sie dieses ihr Regale, das wogende Austönen der Gemüthsstimmung, nicht gegen das kurze, bestimmte, verständige, hinzeigende Aussprechen der Wortsprache vertauschen soll. Wer aber freilich kein musikalisches Gemüth, keinen Melodienreichthum, keine durch inneres Bedürfniß unterstüzte Gewandtheit besizt, den goldenen Faden mit Anmuth lang auszuspinnen der sucht das Fehlende durch andere Mittel zu ersezen. So oft ich eine unerwartete Ausweichung, einen gefühlabreißenden Uebergang vernehme, kann ich mich nicht enthalten zu

denken: dieses Talent weicht dem rechten Genius aus. — Eine andere Grundforderung ist: reines Inteniren beim Gesang und deutliches Aussprechen des Textes. In beiderlei Beziehung hat ein scharfes Ohr Manches zu leiden. Mit solchen Versäumnissen in der augenblicklichen Ausübung ist es, wie im Leben mit der Gewissenhaftigkeit. Der Rechtschaffene läßt es selten an der Hauptsache im Großen fehlen, aber hundertmal an den unendlich kleinen Pflichten des Moments, und wer ist, der sich rühmen könnte, daß er stets auf der Schärfe der Rechtslinie wandle? Namentlich vom Mangel an deutlicher Pronunciation (die wankende Intonation rührt oft von der Unbotmäßigkeit des Organs her, und dies selbst bei geübten Sängern) wäre viel zu sagen. Wir wollen es den Sängern in's Gewissen schieben. Sie mögen ihre Vertrautesten fragen; nur behaupten wir, daß man ohne Weiteres so deutlich singen als sprechen könne, und dies unbeschadet des Gesangtones und vollen, gemüthlichen Klanges. Ein undeutlicher Gesang ist und bleibt nur die Hälfte des Gesanges; und imponirt in diesem Punkt kein noch so rauschender Beifall. Von kleinern Uebelständen, fatalen Angewöhnungen, hartnäckigen Manieren ꝛc. wäre auch wohl etwas zu sagen; z. B. von einem sentimentalen Ineinanderziehen der Töne, was bei großen Intervallen Ohr und Herz zerschneidet. Daß Sänger oder Sängerinnen (leztere kommen leichter dazu, ihr Gefühl auf diese Art oder Unart auszudrücken) solche Angewöhnungen nicht für geschmackswidrig halten, ja sie kaum an sich kennen, wird dem Psychologen wohl erklärlich seyn; daß sie aber nicht von Kunstleitern oder Mitkünstlern darauf aufmerksam gemacht werden, begreift der Weltmann in unserer Herkömmlichkeitswelt. Hat doch der Kunstreferent die Schonung, nicht zu sagen, wen er meint.

Von der Oper, als dem Hauptstapelort der Musik, sollte billig auch des Breitern die Rede seyn; sie gehört aber, so wie das Theater überhaupt, nicht unter die stehenden Freuden des Referenten, und bringt ihm deßhalb auch wenig oder keine Leiden. Von hohem Genuß kann er sagen, wenn er einmal eine der klassischen Opern besucht, einem Vollgenuß, der kaum durch einen der vorgenannten Mängel getrübt werden kann. Ueber das Repertorium führt er keine kritische Liste; er ist aber überzeugt, daß das einmal Gewählte auf's Beste auch zur Darstellung kommt.

Es möge dem Schreibenden erlaubt seyn, noch einige flüchtige, mehr in's Allgemeine gehende Bemerkungen anzuhängen.

Mozarts Biographen bemerken mit dem Lächeln des Bedauerns, wie der Mann so gar wenig praktischen Lebenssinn, Bürgerthum, Erwerbsklugheit ꝛc. besessen. Schade um die Philisterei, und daß er wenig politische Zeitungen gelesen und nicht etwa auch gefragt, ob das Land, dem er Musik mache, eine gute Verfassung habe. Durch Richtung auf die Zeitinteressen und auf den Lebenskram wäre sein Sinn für Musik entschieden verloren gewesen. Dieser Sinn ist die unausgesezte, ausschließende, leidenschaftliche Richtung auf die musikalische Evolution seines Innern und deren Ausdruck. Nur ohne Theilung dieses Interesse ward ihm Alles musikalische Sprache. Er mußte für die Kraft und Anmuth des Ausdrucks, für Wohllaut und Mißlaut im höchsten Sinn, für die Vergeistigung seiner musikalischen Anwandlungen, für die Idealität der Musik stets und ganz offen bleiben — ein Instrument, auf dem die Zeit, die ihn doch voll berührte und rührte, sich selbst ihr Bestes und Schönstes vorspielte. So gibt es Genien, in denen die Zeit sich ihr Wesen dichtend oder denkend vor's Bewußtseyn bringt.

Die öffentliche Meinung in der Kunst kann wohl Eindrücke aussprechen, aber ein kritisches Urtheil hat sie nicht.

Das Hohe und das Gemeine bieten doch oft ein Etwas zur Vergleichung dar. So erinnert ein Klavierkonzert, von weiblichen Händen vorgetragen, an's Spizenklöppeln.

Was wir sehen und hören, zieht uns in Mitleidenschaft. Daher ist z. B. ein Dilettant durch das kunstreiche Spiel eines Virtuosen gewöhnlich sehr mitangegriffen, weil er im Stillen unwillkührlich alle Läufe und Sprünge nachmacht. Je vielseitiger die Darstellung, z. B. Chöre, Symphonien, desto weniger wird er von dieser consensuellen Thätigkeit geplagt und erschöpft. Er hört passiv. Ein Enthusiast folgte einem Violinspieler so sehr, daß er stets mit den Händen zuckte, und als jenem mitten in einer Passage die Quinte sprang, entfuhr ihm ein lauter Schrei; sie war auch ihm in seinem imaginären Spiel gesprungen.

Es gibt ein dynamisches Komponiren des Textes, wie es bei Mozart ist (die Musik ist doch der Haupttext), und ein atomistisches, wie bei vielen neuern Franzosen und Deutschen. Der musikalischen Gelehrsamkeit sagt Lezteres zu, ist aber der Tod der Musik. Das ist Deklamation, Recitativ, Rhetorik, aber keine Melodie, Verstand, aber kein Gemüth, Ansicht, aber keine Stimmung.

Auflösung des Kettenräthsels in Nr. 100:

S K L S
a ä ai au äu
ge ser d gen

Kettenräthsel.

In siebzehn Logogriphen.

Mit

5.

äu: Meer, Fluß und Feuerberg, auch Vieh und Mensch in Wuth,
Manch köstliches Getränk in erster Jugendgluth,
An mir erkennt man sie; doch bin ich schnell verschwunden,
Hat sich mein luft'ger Stoff erst mit der Luft verbunden;
e: Ich Armer bleibe dann oft ganz allein zurück,
Und Jenem gleicht und mir so vieler Menschen Glück.

6.

e: Es tanzt auf glattem Stein, dann fließt es weich dahin;
ei: Es wird getanzt, schön schlingt es durch den Saal sich hin.

7.

ei: Uns hat ein Donnergott.
eu: Mich hat ein Held geschwungen;
Doch oft hat Amors Spott
Uns auszuruhn gezwungen.

8.

eu: Kunstreich und farbig ist es oft erschienen,
ey: Um ganz gehorsamst mir zu dienen;
Doch plözlich ist ihm oft
Die eigne Wuth erwacht,
Dann hat es unverhofft
Mich furchtbar umgebracht.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 107.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 5. Mai 1834.

Abtreiben wollen wir verhaßten Zwang;
Die alten Rechte, wie wir sie ererbt
Von unsern Vätern, wollen wir bewahren,
Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen.

Schiller.

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Nahe an dem Fußpfad, der zur Veste Tourbillon hinaufführt, steht der alte Hundsthurm, wo der Graf von Savoyen 1308 zwanzig Einwohner umbringen ließ, die sich seinen ehrgeizigen und tyrannischen Absichten auf ihr Vaterland widersezten. Fast überall in der Schweiz sind die Ruinen alter Schlösser die Zeugen von der Ungerechtigkeit und Grausamkeit der Ritter, Barone und Herrn, ja es steht nicht leicht irgendwo ein alter Thurm, an dem nicht Spuren unschuldig vergossenen Blutes kleben. *) Zwischen der Stadt und dem Sanetsch liegt das alte Schloß Seon, Zeuge einer fürchterlichen That. Hier empfing der Baron Anton von La Tour Chatillon einst seinen würdigen Onkel Guideard Tawel, Bischof von Sion, einen allgemein verehrten Mann. Beide hatten zusammen einen geringen Streit wegen Curialrechten, der jedoch ihre Personen oder Familien gar nicht anging. Chatillons Vasallen geriethen bald mit des Bischofs Gefolge in Streit, wahrscheinlich mit Absicht, und indem der Baron die Seinigen zu besänftigen suchte, ließ er einige beleidigende Worte gegen den Bischof fallen, worauf dieser mit der ihm eigenen Würde und Festigkeit antwortete. Darüber erhizte sich der Streit auf den Punkt, daß der Baron den Seinigen ein Zeichen gab, den Bischof aus dem Zimmer zu drängen, und er soll dabei noch eine leicht verständliche Bewegung mit der Hand gemacht haben. So wurde der alte würdige Priester von des Barons Leuten auf den Söller und von da nach dem Felsen gezerrt, der über dem Abgrund hängt, und sogleich hinuntergestürzt. Dieser furchtbare Mord, begangen an einem geweihten, verehrten und verwandten Haupt, brachte das Volk in Wallis so auf, daß sich sogleich fünf Dizains oder Zehnten gegen den Baron waffneten. Zwar kamen ihm andere mächtige Herren zu Hülfe, z. B. der Graf von Visp und Blandra, der Baron Raron und Thüring, Herr des Simmenthals. Ihre vereinten Anstrengungen waren jedoch unnüz, Antons Schlösser wurden alle genommen und seine Familie für immer aus dem Land gejagt. Merkwürdig ist's, daß er selbst und alle ihm verbündeten Ritter in diesem Kampf gegen das empörte Volk umkamen.

Das ganze Rhonethal hat von den dunkelsten Zeiten her ein freies Volk bewohnt. Selbst das Joch der Römer war für diese Thalbewohner in der blühenden Kaiserzeit leicht; die germanischen Völker, die in der Völkerwanderung und später hier eindrangen, so wie die versprengten Mauren nach der Schlacht von

*) Wo ist überhaupt eine geschichtlich merkwürdige Stelle, von der dies nicht gesagt werden könnte?

Poitiers, mischten sich mit den alten Landeseinwohnern und sezten sich mit ihnen zu einer Volksordnung, die nur selten von den benachbarten Fürsten bedroht wurde, welche die Armuth des Volks und seine heldenmüthige Tapferkeit von häufigen Einfällen abhielten. Zuerst erhob sich hier die Priesterherrschaft in ihrer ganzen Kraft. Die Bischöfe von Martigny verlegten im sechsten Jahrhundert ihren Sitz nach Sion und lebten da lange als bloße Privatleute. Erst nach vier Jahrhunderten brachten sie eine Urkunde, angeblich von Karl dem Großen, vor. Durch diese sogenannte Carolina sollte das ganze Wallis dem bischöflichen Stuhl geschenkt seyn, und da die ehrgeizigen Prälaten damit noch nicht zufrieden waren, so bethätigten sie sich auch als Nachfolger der römischen Prokonsuln und nannten sich Grafen und Präfekten. Wenn man bedenkt, in welche tiefe Nacht und Barbarei die mehrsten europäischen Völker damals versunken waren, so läßt sich leicht begreifen, daß in Wallis nicht Licht, Geist und Kenntnisse genug herrschten, um die Falschheit der bischöflichen Ansprüche darzuthun und sich ihnen kräftig zu widersetzen. Statt dessen beugte sich Volk und Land unter das geistliche Joch und gehorchte. Kaum hatten sich die Bischöfe von Sion zu Landesfürsten erhoben, so waren sie auch darauf bedacht, ihr neues Ansehen durch einen ihnen ergebenen Feudaladel zu begründen; daher begabten sie diesen mit Lehngütern, Würden und Privilegien. In den ersten Jahrhunderten herrschten sie mit Maaß und hielten die kleinen Herren und Ritter im Zaum, so daß die Einwohner gar zufrieden mit ihnen waren. Im fünfzehnten Jahrhundert aber wurde das Bisthum ausschließlicher Besitz einiger mächtiger Familien des Landes, und diese opferten Alles der eigenen Vergrößerung und Bereicherung; sie erlaubten sich überdieß Ungerechtigkeiten und Stolz gegen ihre Vasallen, die sie nicht wie Lehensträger, sondern wie Sklaven behandelten. Da ward es das Volk müde, seinen Bischöfen blinden Gehorsam zu leisten. Von allen Seiten war auch indessen Licht in Wallis eingedrungen, und man wurde keck genug, die Richtigkeit der Carolingischen Schenkung in Zweifel zu ziehen. Die Volksleidenschaften waren nun einmal aufgeregt, und aus dem Zweifel machten sie schnell Gewißheit. In allen Theilen des Landes standen die Einwohner auf und thaten sich zu kleinen Republiken (dizains) zusammen. Die Fürstenautorität des Bischofs ward von nun an bloß in Sion und in dessen Umkreis anerkannt; ihre bischöfliche Gewalt übten sie aber fortgesezt über ganz Wallis, und dadurch blieb das ganze Land in der gehörigen Abhängigkeit von ihnen. Sie haben es oft zu ihrem Nachtheil versucht, ihr Ansehen von Neuem über das Kirchliche hinaus zu erstrecken.

(Die Fortsezung folgt.)

Hans Holbein.

(Fortsezung.)

Maria war bei ihrem Vater gewesen und hatte ihm ihr Leid geklagt, und nur mit Mühe konnte dieser sie vermögen, nach Hause zurückzukehren. „Sie könne mit einem Manne nicht glücklich seyn, der den ganzen Tag damit beschäftigt sey, schöne Gesichter aufzusuchen und sich in das Gedächtniß zu prägen, um sie dann zu malen. Ein Künstler könne kein guter Gatte seyn; er vernachlässige seine Frau, er sey immer abwesend, träumend, sie wisse nicht, woran er denke. Seinetwegen putze sie sich, und er bemerke es nicht. Sey er freundlich mit ihr, so geschehe es, um ihren Arm, ihre Hand, ihren Nacken zu malen. Sie sehe sich zum Modell herabgewürdigt, sie sey nichts weiter. Er verachte sie und den Stand der ehrsamen Bürger, dem sie entsprossen; er verachte Basel und seine einfachen Sitten. Plötzlich einmal werde er Alles zusammenpacken und ihr befehlen, ihm in die weite Welt zu folgen; sie sehe das kommen. Dies werde sie aber nie thun. Es wäre ihr nicht schwer, sich von diesem Manne zu trennen, und sollte sie auch ihr ganzes Leben einsam und traurig hinbringen müssen.“ Dies Alles klagte sie ihrem Vater und mehr noch, dann sezte sie hinzu: „Ihm kann ich nichts sagen, ihm kann ich mein Herz nicht aufschließen. Er sieht meine Thränen, die er nicht versteht. Nehmt Eure Tochter wieder auf, Vater! ehe der Schmerz sie ganz verzehrt!“ Den Tag hatte sie, ohne Speise zu sich zu nehmen, weinend und allein hingebracht. Ihr Gatte erblickte sie so und richtete schüchtern eine Frage an sie, die sie jedoch nicht beantwortete, sondern mit zorniger Gebehrde das Zimmer verließ, als er sich theilnehmend zu ihr bückte. Sein Ausbleiben einen ganzen Tag lang war natürlich nicht im Stande gewesen, ihren Kummer zu zerstreuen und der Heftigkeit ihres Gemüthes Schranken zu setzen. Der Maler blieb allein in seiner Werkstatt und zündete seufzend seine Lampe an. Er sezte sich im tiefen Sinnen vor seine Staffelei nieder und überlief seine durchlebten Tage und die Kette von Ungemach, die er, gleich einem Baugefangenen, seit seiner Ehe von nur achtzehn Monaten mit sich schleppte.

Mit vierzehn Jahre hatte er seine Vaterstadt, das heitere, reiche Augsburg verlassen, wo er, inmitten einer trefflichen, hochbegabten Künstlerfamilie geboren, die anmuthigste Jugend verlebt hatte, um in der Fremde seine Kunst zu üben und sich Kenntnisse zu erwerben. Sein Vater und seine Brüder waren Maler, sein Oheim der kunstfertigste Goldschmied und Holzschneider, er selbst hatte als Kind schon die herrlichsten Anlagen verrathen und Arbeiten geliefert, die für Meisterwerke seines Oheims gehalten wurden. Der Name dieser

Familie, Holbein, wetteiferte in Augsburg mit den Namen der vornehmsten Patrizier, und unser Maler, der Jüngste von drei Brüdern, Hans genannt, trug nicht wenig dazu bei, ihn in jeder Hinsicht zum berühmtesten zu machen. Jung und unerfahren kam er nach Basel, aber reich an Kunst und Talent, ward er dort bald gesucht, und feurig und verliebt, bekam er eine Frau. Jezt stand er im Begriffe, sich von ihr zu trennen. Er mußte es thun, wenn er sein edleres Selbst retten wollte. Bei ihr war Untergang, fern von ihr blühendes Leben; das fühlte er. So wie er heute keinen Strich an dem angefangenen Bilde, das vor ihm stand, gemacht hatte, so war es schon öfter geschehen. Die Ideen in seinem Kopfe vertrockneten wie die Gefühle in seinem Herzen, wie die Farben auf seiner Palette. Und so schnell kommt ja ohnehin das Alter, wo dem Künstler die Schöpferkraft gebricht. Ach! mit den vielen Bildern, die ihm vorschweben, mit dem schönen Farbenreichthum in seinem Innern, alt zu werden, ohne sie Alle geschaffen zu haben — welch' eine trostlose Aussicht! Er raffte sich auf, um es ihr zu sagen. Er wollte ihr die Nothwendigkeit der Trennung vor die Augen führen, ihr versprechen, wiederzukehren — oder sie nie mehr wiederzusehen. Aber er glaubte sie durch seine Erklärung zu vernichten, und wußte nicht, daß er damit ihrem sehnlichsten Wunsche entgegengekommen wäre. Er blickte zum Fenster hinaus, es war tief dunkel geworden. Das enge Gäßchen, worin er wohnte, die zugespizten Dächer der Häuser, der graue Himmel, die Regsamkeit eines Schmiedes, ein altes Weib, das Spähne machte und dabei laut zankte, diese ganze Umgebung schien ihm unerträglich. Und wenn er sich nun vollends das Innere seiner Wohnung dachte, sein eigenes Innere: es war die Hölle. „Fort! Fort!“ rief er laut und eilte der Herberge seines Freundes zu.

Er fand ihn am flackernden Kamine, im bequemen Hauskleide einen Brief schreibend. Bei Hans Holbeins Eintritt legte er die Feder aus der Hand und blickte ihm freundlich entgegen. Seine Miene zeigte ein Gemisch von Laune und Schlauheit. „Ah, seyd Ihr's, Meister Hans!“ rief er ihm zu; „nun, wie ist's? habt Ihr Euern Abschied genommen? seyd Ihr reisefertig? Ich habe mich mit Euch beschäftigt und Euch da einen Brief geschrieben, der gewiß gute Dienste thun soll.“ Die Anrede hatte anfänglich auf den Maler einen unangenehmen Eindruck hervorgebracht, weil sie ihn an den Abschied erinnerte und er wohl fühlte, daß er ihn nie würde nehmen können. Aber der Schluß hatte das wieder verwischt, und mit dem Briefe, von dem sein Freund sprach, ward der Wunsch in ihm lebendig, den Ort zu kennen, wohin er ihn zu senden im Sinne hatte. „Je nun,“ sprach der Fremde, „ich muß es Euch denn wohl sagen, daß ich Euch nach London empfohlen habe, und zwar keinem Geringern, als dem Kanzler von England selbst, dem hochgeehrten Thomas Morus, meinem vielwerthen Freunde.“ Der Sprechende richtete einen scharfen Blick auf seinen jungen Schützling, rückte sich dabei im Sessel zurecht und zog seinen feinen Fischotterpelz höher zum Halse hinauf, indem ein Lächeln um seinen Mund sichtbar ward, das die Mitte zwischen Gutmüthigkeit und Schalkheit hielt und der feinen Physiognomie ganz angemessen zu seyn schien. „Nun, Meister,“ sagte er dann nach einer Weile, während sein Schützling voll Verlegenheit vor ihm stand, „gefällt es Euch nicht? nach der Stadt des Glanzes und Reichthums, an den Hof eines Königs, der gelehrt und kunstgesinnt ist, wie kein Anderer in der großen Christenheit, in das Haus eines Mannes, der der Erste ist in jenem Lande, und der Weisesten Einer, die jemals auf dieser Erde wandelten? Daß ich Euch so empfehle, mag Euch beweisen, wie hoch ich Euch schätze und welchen Begriff ich von Eurer Kunstvollendung hege; ich bin überzeugt, daß die Welt dereinst von Eurem Ruhme erfüllt seyn wird, und es soll mir dann keine geringe Befriedigung gewähren, daß ich es war, der Euch den Weg dazu bahnte: ein geringes Verdienst an und für sich betrachtet, ein großes um die Welt und um Euch; denn Ruhm ist die Speise, davon große Künstler sich nähren sollen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Frühlingsgewitter.

Ermattet liegt das schwarze Roß der Nacht,
Versprüht ist all der goldne Feuerregen,
Der unter seinen Hufen sich entfacht.
Schon regen sich die Lerchen allerwegen
Und machen Runde durch die stille Welt,
Und schmettern ihr ein hell Reveil entgegen.
Schlaftrunkne Wolken ziehn vom blauen Zelt
In grauen Waffenröcken tief herunter,
Der Sturmwind rasch als Flügelmann sich stellt,
Und streichelt sich den Schnurrbart kampfesmunter,
Und eilt mit freudigem Gebraus voran.
Die Wetterscheine zucken rasch bergunter
Und kreuzen sich und fechten wild sich an,
Wie Vorderposten plänkeln aus der Weite.
Die Wolken schwanken dichtgeschaart heran;
Und horch! der Tambour wirbelt dumpf zur Seite,
Der Donner trommelt Sturm, die Schlacht entflammt,
Die heißen Wolken tummeln sich im Streite,
Und halten sich mit stummer Wuth umklammt.
Und Blitze stürzen sich in's Handgemenge —
Husch! wie die Lanzenträger allesammt

Die blanken Spieße schleudern in's Gedränge!
Gebrochen ist die festgeschaarte Zahl —
Flüchtlinge reißen durch die Bergesenge
Fern mit entladenem Gewehr — im Abendstrahl
Ziehn alle Wolken heim, und Nachtigallen
Erheben ihre Flöten allzumal
Und lassen weit den Zapfenstreich erschallen.

A. Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die statistische Gesellschaft.

Lezte Woche hatten zwei öffentliche Sitzungen gelehrter Gesellschaften hinter einander statt; Donnerstag hielt die statistische Gesellschaft ihre Sitzung und Freitag die geographische. Beginnen wir mit der erstern. In einigen Ländern wird die Statistik beinahe noch wie ein Arkanum behandelt; von dieser Einfalt ist man in Frankreich längst abgekommen, und besonders seit der Einführung der freien Verfassung gehört die Statistik zu den Bedürfnissen aller derjenigen, welche an Staatsgeschäften Theil nehmen, und die Bekanntmachung statistischer Werke wird auf manche Art befördert. So hat sich denn auch eine freie Gesellschaft gebildet, um zu statistischen Arbeiten aufzumuntern. Dieses Unternehmen ist das Werk des durch seine Industriegesellschaft bekannten César Moreau und wird mit demselben Eifer, aber auch mit demselben Lärm und mit etwas Marktschreierei betrieben. Es ist keine Kleinigkeit, einige hundert Personen in Bewegung zu setzen und von ihnen Geld oder statistische Beiträge herauszulocken. Dies hat nun aber C. Moreau wirklich zu Stande gebracht. Er rühmte sich in dieser Sitzung, die Gesellschaft, welche vor sechzehn Monaten nur aus fünfhundert Mitgliedern (eigentlich Subscribenten) bestanden, zähle jezt fünfzehnhundert Mitglieder. Ich möchte doch den Mann kennen, der wie C. Moreau im Stande wäre, fünfzehnhundert Menschen zu seinem Zwecke zu vereinigen. Der Leistungen dieser Gesellschaft sind freilich nicht viele und wichtige; allein das Beste an ihr ist, daß sie viele Prämien austheilt. Der Herr Direktor rühmte auch noch, es haben sich Premierminister, Pairs und Deputirte in die Gesellschaft aufnehmen lassen. Einige tüchtige Statistiker paßten freilich besser zu dieser Gesellschaft, als Prinzen und Minister; allein mitunter lassen sich doch auch einige in der Statistik bewanderte Leute aufnehmen, und dann liefern die Prinzen, Minister und Pairs Geldbeiträge, wodurch die Arbeiten der Gelehrten befördert werden. Nur sollten die Gold- und Silbermedaillen der statistischen Gesellschaft etwas vernünftiger ausgetheilt und nicht Leuten an den Kopf geworfen werden, die zum Theil sich niemals mit Statistik abgegeben haben. Diese Preisvertheilung nahm den größten Theil der Sitzung weg und dauerte so lange, daß ich das Ende gar nicht absehen konnte und wegging. Denn erstens wurde eine Goldmedaille für die beste statistische Beschreibung eines Departements Frankreichs einem Herrn Izere in den Ostpyrenäen ertheilt. Diese Medaille war vom Könige geschenkt worden. Dann wurden Silbermedaillen für Arrondissementsstatistiken und kleinere Arbeiten zuerkannt. Nun folgte eine lange Liste von Männern, die alle Gott weiß weßwegen Medaillen bekamen, und wovon mehrere Mitglieder der Gesellschaft sind; dies waren die Einheimischen. Dann folgten drei Medaillen für drei Damen, wovon keine einzige eine Zeile über Statistik geschrieben hat. Miß Martineau, eine derselben, hat sich nur mit Staatswirthschaft abgegeben. Nun folgte wieder eine andere Liste von auswärtigen Männern, die ebenfalls Medaillen bekamen. Hierunter befanden sich die beiden Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Preußen, deren statistische Arbeiten nicht genannt wurden, wie auch Herr Bowring, der zugegen war und, so gut er konnte, eine kleine Rede, ein Speech nach englischer Weise hielt. Bowring ist seit einigen Jahren eine wichtige Person geworden, und unterhandelt hier halb offiziell und halb auf eigene Hand über Handelsangelegenheiten und andere öffentliche Dinge. Karl X. hatte ihn aus Frankreich verwiesen; Ludwig Philipp hat ihn zu Tische gezogen, und seine Minister behandeln ihn beinahe wie einen abgeordneten Staatsmann. Das Interessanteste in der öffentlichen Sitzung war ein Bericht des Sekretärs, welcher Rechenschaft von allen eingegangenen statistischen Arbeiten gab. Allenfalls hätte sich dieser Bericht auch durch die Tageblätter bekannt machen lassen, denn er sprach nur von lauter bekannten Dingen. Indessen war die Zusammenstellung und der Auszug aus denselben für das größere Publikum doch ziemlich belehrend. Auffallend war mir, was von dem Staatslotto in Frankreich gesagt wurde. Schon lange wirft man der Regierung vor, daß sie durch ihr Lotto das Volk plündere und die Spielwuth anfache. Das Klagen darüber wurde so laut, daß vor einigen Jahren die Regierung es doch für gut fand, etwas nachzugeben; es wurde daher beschlossen, die kleinen Einsätze beim Lotto aufzuheben und künftig keinen unter vierzig Sous oder zwei Franken anzunehmen. Man hoffte, dadurch die Aermern von dem Lotto auszuschließen. Die statistischen Tabellen über die Einnahme der leztern Jahre beweisen aber leider, daß der Zweck, den man sich vorgesezt hatte, ganz verfehlt worden ist; denn es ergibt sich aus denselben, daß die Regierung noch ein paar Millionen mehr gewonnen hat, als zuvor. Folglich haben sich die Einsätze vermehrt, statt sich zu vermindern, folglich ist noch mehr Geld aus der Tasche des Volks in die Staatskasse übergegangen, als zuvor. Entweder also bringt das Volk jezt seiner Lotteriewuth größere Opfer, in der eiteln Hoffnung, sich zu bereichern, oder es legen mehr Personen, als sonst an dem Lotto Theil nahmen, ihr Geld zusammen, um die vierzig Sous beizubringen. Man könnte auch noch vermuthen, daß sich seit einigen Jahren das Volk in einer bessern Lage befindet, als zuvor, und daher mehr Geld wagen kann. Dies stimmt aber leider nicht mit andern statistischen Angaben überein, nach welchen beinahe der siebente Theil der Bevölkerung von Paris in Armuth lebt. Unter sieben Parisern befindet sich also ein nothdürftiger, der nicht im Stande ist, sich von seiner Arbeit zu ernähren. Wie ließe sich bei einem solchen Zustande glauben, daß sich die Lage des Volks dergestalt gebessert hat, daß es jezt mehr Geld auf's Spiel setzen kann, als zuvor? England klagt über seine Armentaxen; aber auch in Frankreich sind die Armen eine gewaltige Last für die Gemeinde; denn obgleich für sie keine besondere Taxe erhoben wird, bekommen sie doch einen bedeutenden Antheil an gewissen Einkünften, und dennoch gibt es der Nothdürftigen eine Menge, die durch Privatmildthätigkeit unterstüzt werden. Den Vorsitz bei dieser öffentlichen Sitzung führte der Herzog von Doudeauville; in seiner Einleitungsrede entschuldigte er sich beinahe, daß er so oft bei öffentlichen Sitzungen präsidire; er sezte aber hinzu, daß seine vielen Präsidentschaften der Staatskasse eben nicht zur Last fallen, denn sie seyen alle unentgeldlich.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 108.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 6. Mai 1834.

Mephistopheles. — Ich gratulire dir zum neuen Lebenslauf!

Goethe.

Hans Holbein.

(Fortsetzung.)

Holbein hatte sich gesammelt; die Worte des Fremden machten einen erhebenden Eindruck auf ihn, wie es denn überhaupt ersichtlich war, daß dieser einen mächtigen Einfluß zu üben verstand. „Hoher Herr," begann der Maler, „Ihr besitzet die Kraft eines übernatürlichen Wesens, denn Ihr vermöget den ganz Daniedergebeugten nicht nur wieder aufzurichten, wie es die Hoffnung kann, sondern Ihr reicht ihm Hülfe und Stütze zugleich, damit er nicht wieder zusammensinke. Ist es denn wirklich? soll ich eines Lebens theilhaftig werden, wie ich es mir immer dachte in meinen schönsten Stunden? Ich soll im steten Verkehr mit großen, edeln und schönen Menschen stehen, die jene Kunst verehren, deren Priester ich mich nennen darf? Wie ist es möglich, daß Ihr, hergereiset aus weiter Ferne, und so vornehmen Standes, Euch des unbekannten, unbedeutenden Menschen so warm und hülfreich annehmt? Wohl weiß ich, daß Ihr ein edler Kenner und Freund der Künste seyd, daß Ihr mich aufsuchtet, mich durch Euer Urtheil erhobet und erfreutet — aber verzeiht! sonst weiß ich nichts von Euch. Nicht einmal nach Eurem Namen hab' ich mich erkundigt; sicher ist er bedeutend und gekannt und verehrt. Vielleicht, o daß meine Vermuthung Wahrheit wäre! seh' ich einen großen Meister der Kunst selbst vor mir, der mich seiner Freundschaft würdigt. Nennt mir, ich bitt' Euch, Euren wahren Namen."

Das halb schlaue Lächeln nahm jezt mehr von diesem Charakter an, als der Fremde dem Maler entgegnete: „Meinen wahren Namen, sagt Ihr? und glaubt Ihr denn wohl, daß ich Ursache hätte, ihn zu verschweigen? Ich bin ein ehrlicher Mann, Meister Hans, nichts für ungut! Und obgleich ich nicht die Ehre habe, ein Meister Eurer Kunst zu seyn, noch sonst ein vornehmer oder berühmter Mann, so kann ich dennoch meinen Namen ungescheut nennen. Ich heiße schlechtweg Erasmus." — „Erasmus?" rief erstaunt der Maler. „Erasmus von Rotterdam?" — „Nun ja, von meiner Geburtsstadt, wie man Euch in England Meister Hans von Augsburg nennen wird," sprach der Andere gleichgültig. „Ich bin weit herumgekommen und habe mit mancherlei Menschen verkehrt in der Welt, darum ist mein Name wohl öfter als ein anderer genannt worden. Ich kenne Italien und auch das Land, wohin ich Euch senden möchte. Ich sah Venedigs Reichthum, Bolognas Würde, Roms Pracht. Ich spreche hier von den Malerschulen; aber nirgend würde ich meinen lieben deutschen Künstler gern hinversetzen. Ich will Euch der Ruhe und dem Glücke zuführen, vom Neide und der Bosheit entfernen, und dort wäret

Ihr allen Dolchen der Rache und der Hinterlist preisgegeben. Ist der Himmel auch in England minder heiter, so wird es Euer Gemüth dort in höherm Grade seyn. Des Himmels in sich kann der Künstler schwerer entbehren, als des Himmels über sich, sollt' ich meinen. Ich lebte lange in England; ich war Professor in Oxford, ich kenne den König; es ist ein ritterlicher, sinnlich froher Herr, muthig und der Freundschaft offen, dabei den Künsten sehr zugethan. Seine stark bewegte Jugend bedarf der Erheiterung. Ihr seyd im Stande, sie ihm zu gewähren, und durch Morus dem Könige vorgestellt, kann es Euch nicht fehlen, Euer Glück zu machen."

Der Maler starrte mit weit geöffneten Augen den Fremden an, der nun nicht mehr fremd für ihn war, dessen Namen er oft gehört und selbst mit Verehrung ausgesprochen hatte, weil ihn der berühmteste Mann seines Zeitalters trug, der Freund der Könige, Philosoph, Künstler und Staatsmann zugleich war. Erasmus selbst nahm sich seiner an und öffnete ihm die reizendste Aussicht; vor ihm lag der Brief an den Kanzler von England. Es war der Weg zum höchsten Glücke für Holbein gebahnt. — Aber ein Blick rückwärts, und er sieht sein klagendes Weib, das ihn überall aufsuchen wird, er sieht sich fern von seinem Vaterlande, flüchtig und in steter Angst, entdeckt zu werden. Er konnte es nicht unterlassen, seine Besorgnisse und Zweifel vor seinem Gönner auszuschütten, und dieser wandte seine ganze Logik, ja alle ihm zu Gebote stehenden Sophismen an, um den jungen Maler der Kunst zu retten und dem Leben, der Welt, dem Ruhme zu schenken. Was auch Holbein einwenden mochte, Erasmus war ein Geist, der sich durch solche Widersprüche nicht zurückscheuchen ließ. Er unterstützte seine Gründe mit aller Macht, und entwarf dem armen Künstler ein so schreckenvolles Bild seiner baldigen Vernichtung, die unausbleiblich erfolgen müßte, wenn er in seiner Sklaverei beharrte, daß dieser endlich einwilligte und sich dem allmächtigen Geiste unterwarf, dem, wie es schien, Alles gehorchen mußte. Meister Hans Holbein empfing also das Schreiben an Morus aus der Hand seines Gönners, und bat ihn um die Erlaubniß, sein Bildniß malen zu dürfen, weil er ja ohnedieß noch nicht abreisen könne, bis er einige Angelegenheiten geordnet haben würde. Erasmus bewilligte ihm mit Vergnügen die nöthigen Sitzungen.

Aber das Bild war längst beendigt und auch schon eine Kopie davon für den Maler genommen, und Holbein dachte noch immer nicht an die Abreise. — Das Zusammenleben mit Erasmus hatte seinen Sinn erheitert; einige Werke von diesem, die er mit Zeichnungen und Holzschnitten verzierte, waren ihm zur angenehmsten Beschäftigung gediehen. Er ergriff jede Gelegenheit, sich seinem Gönner dienstwillig zu zeigen, dessen bekanntes Werk, „das Lob der Narrheit," nun von ihm auch gar trefflich illustrirt worden war. Erasmus nahm es wohlgefällig hin, als er es ihm überbrachte und sprach: „Je nun, mein lieber Meister, Ihr seyd noch immer hier und arbeitet für mich, der ich Euch keine würdige Beschäftigung bieten, noch Euch genügenden Lohn zu geben vermag; darüber werdet Ihr alt, doch Euer Ruhm bleibt jung. Es ist endlich einmal Zeit, daß ihr an England denkt, um die junge Pflanze zu begießen und recht eifrig zu pflegen." — „Mir scheint," erwiderte Holbein, „es bedürfe dessen nicht, und ich genösse genug des Ruhmes, wenn ich in Eurer Nähe seyn kann." — „Das ist nicht jener Ruhm, zu dem Ihr mir berufen scheint," sprach der kluge Weltmann; „es gibt sehr verschiedene Arten desselben. Der bürgerliche Ruhm, den ich gesucht, mit dem sich's leicht umgehen und leben läßt, das ist nicht Eure Sache. Ihr sollt den höhern erstreben, den des Feldherrn, des Staatsmannes, des Künstlers. Entzieht Euch demselben nicht; Ihr würdet es bereuen. Habt Ihr dieses Ziel erreicht, so seyd gewiß, daß alle Fragen Eures Innern beantwortet, alle Räthsel Eurer Zukunft gelöst seyn werden. Eilt nach London und schafft Bilder, die der Welt Bewunderung auf sich ziehen."

Diesen Ueberredungen und dem fortwährenden häuslichen Kummer wich endlich Holbeins Gesinnung, und er beschloß, die Flucht zu ergreifen. — In den lezten Tagen, die er in Basel zubrachte, vermied er es ganz, mit seiner Frau zu sprechen, und auch sie suchte ihn nicht auf. Es ward ihm klar, daß auch sie die Lösung dieser Fessel wünsche, und dies erleichterte ihm die Ausführung seines Vorhabens. Er hatte nunmehr seine Angelegenheiten geordnet, sich mit seinen Zweifeln abgefunden, und bat seinen Gönner um den Segen zur Reise. Mit Freude ward er ihm gewährt. Dieselbe Nacht hatte der Maler zur Abreise bestimmt.

Der Abend war hereingebrochen; Maria war, ihrer jüngsten Gewohnheit nach, in ihrem Frauengemach eingeschlossen, und Holbein sah sich allein, wofür er dem Himmel dankte. Seine innere Bewegung war so stark, daß ein freundlicher Blick von ihr vielleicht im Stande gewesen wäre, seine wohlüberlegte Flucht zu vereiteln. Er betrachtete mit steigender Wehmuth Alles, was ihn umgab; er konnte es nicht unterlassen, sich noch einmal seines Jugendtraumes von Liebe zu erinnern, und fühlte wohl, daß dieser wie ein nagender Schmerz stets in seinem Herzen wurzeln werde; dann steckte er Geld zur Reise zu sich, versiegelte einen Brief an seine Frau, worin er von ihr Abschied nahm, ohne ihr jedoch seinen künftigen Aufenthalt zu nennen, und schickte sich hierauf an, sein Haus, sein Weib, seine Kunstwerkstätte, Alles, was ihm bis jezt seine Welt gewesen war, für immer zu verlassen. Den Brief an Thomas Morus wickelte er sorgfältig ein, die Rolle, Erasmus Bild enthaltend,

band er seinem unbedeutenden Gepäcke auf, dann ergriff er den Stock, löschte die Lampe und ging. Auf der Schwelle stand er noch einmal still. Er glaubte seinen Namen zu hören, Maria — so dünchte es ihm — rief ihm beim Namen; er wollte zurückkehren, dableiben — er öffnete leise sein Zimmer und trat wieder ein. Alles war ruhig, still, ausgestorben, Niemand hatte seinen Namen hier genannt. Das Zimmer, sonst so traulich, war ihm fremd; es schien ihm, als bewohnte es ein Anderer; er war ein Anderer, schon jezt ein Fremder in diesem Raume, er schauderte. Mit wankenden Schritten nahete er sich der Thür, die zu seinem Weibe führte, schon berührte seine Hand die Klinke. „Um Gott! was thust Du!“ rief er laut sich selbst zu und floh nun schnell aus dem Hause. Er rannte durch die Gasse wie ein fliehender Verbrecher, und erst als er beim Hause auf dem Marktplatze vorüberkam, hielt er einen Augenblick inne und blickte nach den schönen Marienköpfen dort oben und nach den Verzierungen um das Fenster und dem Flecke, wo der Pinsel seiner Hand entfallen war, und sein Schmerz löste sich los von dem schwerbelasteten Herzen, und Thränen stürzten über seine Wangen. Er konnte nicht weiter gehen und sank auf den Stein unweit des Brunnens nieder, wo er an jenem Morgen gesessen hatte. Er fühlte sich in diesem Augenblick überwältigt, vernichtet, er fühlte aber auch, daß er vergehen müßte in Unthätigkeit und Schmerz, wenn er länger hier verweilte; die Stimmung, die ihn jezt ergriffen hatte beim Anblicke dieser Gegenstände, verschaffte ihm das Bewußtseyn, wie gefährlich ihre stete Nähe für ihn sey. „Der Ruhm ist die Nahrung der ächten Künstler!“ rief er, sich ermannend, und ein Griff an seine Brust gab ihm die Versicherung, daß er den Brief an den Großkanzler Morus wirklich besitze und berufen sey, an dem Mahle des Ruhmes Theil zu nehmen. Er erhob sich schnell, wandte keinen Blick mehr rückwärts, schritt über die Brücke und verließ Basel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Von 1420 bis 1473 war Oberwallis eine mit den Waldstädten verbündete Republik. Als nun der Krieg der Bünde mit Karl dem Kühnen von Burgund ausbrach, wurden auch die Walliser von zehntausend Mann angegriffen, die der Herzog von Savoyen und der ihm verwandte Bischof von Genf gegen sie sendeten, um damit eine Diversion zu Gunsten Karls des Kühnen zu machen. Da erhoben sich viertausend Gebirgsmänner aus Oberwallis, denen Bern dreitausend Mann zu Hülfe sendete; sie trafen mit dem eingedrungenen Heer bei Sion zusammen und tödteten ihm dreihundert Mann, die Andern flohen. Die Folge dieses Sieges war, daß Oberwallis von Savoyen Unterwallis eroberte und sich als erobertes Land unterwarf. Es wurde in zwei Dizains getheilt und von den andern souveränen Dizains bis 1798 etwas willkührlich und despotisch regiert. Da brach der Krieg gegen die Franzosen aus und Wallis war zwei Jahre lang der Schauplatz eines mörderischen und grausamen Kampfs. Endlich blieben die Franzosen Meister in der Schweiz, gaben auch Wallis 1801 eine demokratische Verfassung und erklärten es für unabhängig. Lezteres galt aber bloß dem Namen nach für ein kleines Land, das von fast allen Seiten das herrschende Frankreich umgab. Indessen athmeten die so lange unglücklichen Walliser doch in diesem Zustand wieder auf, und dachten nur daran, die Zerstörungen von 1799 und 1800 wieder gut zu machen. Da rückten auf einmal am 12ten Oktober 1810 dreißigtausend Franzosen zur Unterstützung des kaiserlichen Dekrets ein, das Wallis mit Frankreich vereinigte und ihm den Namen Departement des Simplon gab. Fast fünf Jahre dauerte dieser Zustand, und für die Verwaltung des Landes war er nicht ohne Vortheil. Da fiel das Napoleonsche Gerüst zusammen, und am 15ten April 1815 erklärte der Wiener Kongreß auf den einstimmigen Wunsch aller Dizains, das Land solle fortan als zwanzigster Kanton in den Schweizerbund treten. Seitdem ist Wallis in dreizehn Dizains getheilt, die alle gleiche Rechte haben; Sion bleibt die Hauptstadt des Landes. Die Verfassung hat viel Alterthümliches, ertheilt aber den Gemeinden bedeutende Rechte und hat einen sehr demokratischen Charakter. Noch immer sind es dreizehn kleine Republiken, die ihre eigenen Angelegenheiten ganz unabhängig behandeln, denn jede Gemeinde und jeder Dizain hat ganz nach eigener Wahl seinen Rath. Der Dizainsrath besteht aus einem Präsidenten und Vizepräsidenten, in deren Händen ein großer Theil der exekutiven Macht liegt. In Sion wird zweimal des Jahres Landtag gehalten, zu dem jeder Dizain vier Deputirte schickt. Diese Deputirten erwählt der Dizainrath für zwei Jahre. Der Landtag hat die souveräne Gewalt des Kantons. Auch der Bischof hat noch ein Votum; es gilt so viel wie ein Dizain und zählt vier Stimmen. Der Staatsrath bereitet die Gesetzesvorschläge vor, die dann an den Landtag zur Déliberation kommen. Diese Diskussion kann jedoch nicht eher vorgenommen werden, als bis der Gegenstand in den Dizainräthen besprochen worden ist und die meisten Stimmen darin erhalten hat. Finanzgesetze, Militärkapitulationen und Aufnahme neuer Bürger müssen nicht allein in den Dizainräthen, sondern auch in den

Gemeinderäthen besprochen werden. Der Landtag übt das Recht der Gnade und der Strafverwandlung; er ernennt auch den Staatsrath, der aus einem Groß-Baillif, einem Vize-Baillif, einem Kassirer und zwei Räthen besteht. Alle Staatsräthe müssen sich früher schon in andern höhern Aemtern ehrenvoll ausgezeichnet haben. Sie werden nur für zwei Jahre ernannt. Jede Gemeinde hat, wenn sie will, ihren Richter erster Instanz, genannt Kastellan. Er entscheidet über alle Civilsachen und tritt nach zwei Jahren wieder ab, wenn ihn nicht seine Gemeinde von Neuem erwählt. Von dem Kastellan geht die Appellation an das Dizaintribunal, welches aus dem Groß-Kastellan und sechs Beisitzern besteht. Ueber diesem Gerichtshof zweiter Instanz besteht ein Obergerichtshof für Civil- und Kriminalsachen, den der Landtag ernennt. Sehr gering sind die Staatseinnahmen, denn sie bestehen nur in einer kleinen Salzauflage und im Zoll auf fremde Waaren.

Das nächstemal besuchen wir die Diablerets und den St. Bernhard.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Die geographische Gesellschaft. Lamartine.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft am folgenden Abend war der Herzog de Cazes als Vorsitzer angekündigt worden; er kam aber nicht; da gerade ein neues Ministerium zu dieser Zeit zu Stande kommen sollte, so vermuthete man, er sey allzu beschäftigt und helfe neue Minister machen, so daß ihm keine Muße übrig bleibe, an Geographie zu denken. Das Ministermachen scheint diesem Herzog flink von der Hand zu gehen; denn so oft von einem neuen Ministerium die Rede ist, wird auch in den Zeitungen angekündigt, de Cazes sey berufen und zu Rathe gezogen worden. Diesmal war auch schon das neue Ministerium, aus alten und neuen Elementen zusammengesetzt, am folgenden Tage fertig; indessen weiß man nicht, wie weit de Cazes daran gearbeitet hat. Da man nun den Herrn Pair auf diesen Abend entbehren mußte, so ging die Arbeit unter Leitung des Akademikers Jomard von statten. Auch hier wurde von Preisen gesprochen; sie wurden aber nicht alle ertheilt, sondern einige davon in petto behalten; jedoch konnte man aus der Rede des Vorsitzers abnehmen, wem sie gelten sollten. Die Hauptmedaille wurde dem Kapitän Roß wegen seiner Entdeckungsreise in der Bassinsbai zuerkannt. Biscoe kam mit einer bloßen mention très honorable weg. Der Sekretär sprach ausführlich von zwei französischen Reisenden, welche die Gesellschaft später belohnen will. Einer derselben heißt le Prieur und hat eine Reise in das höhere Guyana, den Oyapok hinauf, unternommen, bis zum Amazonenflusse. Es wurde hernach auch ein Stück aus seiner Reisebeschreibung verlesen. Dieses Bruchstück war aber eine sehr trockene Erzählung geringfügiger Begebenheiten, und es war mir lieb, als Jomard ankündigte, das Uebrige solle in einer der Privatsitzungen verlesen werden. Der andere Reisende, Dessalines d'Orbigny, den ich vor ungefähr acht Jahren nach Amerika habe abreisen sehen, hat sich ein weit umfassenderes Feld gewählt; er hat nämlich das südliche Amerika, besonders Patagonien, in verschiedenen Richtungen durchreist, die Naturgeschichte dieser so wenig untersuchten Gegenden genau erforscht, eine Menge von Thieren, Pflanzen und Mineralien nach Frankreich geschickt, auch die verschiedenen Völker, ihre Sprachen, Religionen u. s. w. untersucht, und eine erstaunliche Menge von Materialien zur Völker- und Länderkunde mitgebracht. Gewiß wird er eine merkwürdige Reisebeschreibung liefern. Es versteht sich von selbst, daß beide Reisende auf Kosten des Staats nach Amerika gegangen waren. Dessalines d'Orbigny muß wohl von der Akademie der Wissenschaften der Regierung stark empfohlen worden seyn; denn selten erhalten die auf Staatskosten Reisenden eine so lange Zeit zu ihren Forschungen. Fontanier, der durch seine Reisen in die Türkei schon bekannt ist, las ein Bruchstück aus einem neuen Bande seiner Reisen vor, nämlich über seinen Aufenthalt bei den Lesgiern im Kaukasus. Das Einzige, was ich daraus behalten habe, ist, daß er bei einem kleinen Sultan recht gut aufgenommen wurde, obschon er nur mit einem winzigen Mantelsacke anlangte, und daß die Kinder des Sultans aus Haß gegen die Christen grimmige Blicke auf ihn warfen und halb während auf ihn losfuhren, zur großen Belustigung des Vaters, welcher zu Fontanier sagte: „O, wenn Sie ein Russe wären, so würde es noch viel schlimmer hergehen.“ Auf dem Tische, an welchem die Honoratioren der geographischen Gesellschaft saßen, lagen die neuesten, ihr überreichten Werke, als Falbes Beschreibung der Ruinen von Karthago, mit einer Sammlung von Kupfern, worunter sich eine schöne Karte der Umgegend des ehemaligen Karthago und Platten mit punischen Inschriften auszeichnen. Dieses schöne Werk ist auf Kosten des Staats in der königlichen Buchdruckerei gedruckt worden, obschon der Verfasser ein Ausländer, nämlich ein dänischer Konsul ist; ferner die Reisebeschreibungen Duperreys und d'Urville's, welche in Prachtausgaben erscheinen, und ebenfalls vom Staate großentheils, wo nicht ganz bezahlt werden. Besonders reichhaltig ist der naturhistorische Theil sämmtlicher neuern Entdeckungsreisen, und in diesem Fache ist die Ausbeute bedeutend, obschon bereits so viele Naturforscher die Welt umsegelt haben. Auch die hiesigen Dichter werden Reisebeschreiber. Alexander Dumas, der bekannte Dramatiker, hat seine Impressions de voyage, oder „Reiseeindrücke“ herausgegeben, die freilich eher die Eindrücke eines Dichters, als eines Reisenden wiedergeben, und von Lamartine haben wir eine Beschreibung seiner Reise in den Orient zu erwarten. Dieser berühmte Dichter schreitet nun auch als Redner dem Ruhme zu; denn seitdem er von seinen Reisen zurückgekehrt ist, nimmt er als Deputirter an den Verhandlungen in der Kammer thätigen Antheil, und hat bei mehreren wichtigen Erörterungen die Rednerbühne betreten. Seine alt-royalistischen Gesinnungen hat der Dichter bei diesen Gelegenheiten zwar nicht verläugnet, indessen sich eben nicht als einen blinden Anhänger der ältern Bourbons gezeigt; jedesmal aber hat er edle Gefühle und viele Mäßigung an den Tag gelegt. Nur sah man es ihm an, daß er über seinen „religiösen Meditationen“ den Weltgang etwas außer Acht gelassen hatte, und daher in der Dichterwelt besser zu Hause war, als in der politischen. Es wird sich nun zeigen, welchen Rang er als Reisebeschreiber in der Literatur einnimmt; wahrscheinlich wird Chateaubriands Styl im Itinéraire de Jérusalem ihm zum Muster dienen, insofern ein origineller Dichter, wie Lamartine, sich nach einem andern Schriftsteller richtet. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 109.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Mai 1834.

Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet groß und klein.
Goethe.

Niederländische Briefe.

Tournay, im September 1830.

Wir befanden uns auf dem Weg von Brügge nach Ypern; es war Sonntag und Kirmes, und von allen Seiten wanderten geschmückte lustige Leute aus den im Felde zerstreut liegenden Hütten nach den benachbarten Ortschaften. In Thorout, einem großen schönen Flecken, wo wir zuerst Pferde wechselten, ging es noch ziemlich still und nüchtern her. Aber in Hooglede, der zweiten Station, hatte der Kirmestag schon das Uebergewicht über den Sonntag gewonnen. Wir hielten zwischen der Kirche und der Schenke, und kaum hörte man den Chorgesang vor dem Geschrei der Gäste in der Trinkstube und dem Lärmen, der sich dichter bei uns an den Tischen des Taschenspielers und des Pfefferkuchenhändlers erhob. Zuletzt passirten wir die Commune Langemarke, die über zehntausend Einwohner und drei Kirchen hat, aber fast nur aus zerstreut liegenden Häusern ohne Straße besteht. Ich hatte, was in diesem Augenblicke in Belgien selten seyn mochte, eine durchaus loyale und der französischen Sache abgeneigte Reisegesellschaft. Sie bestand nämlich aus einer Matrone von beträchtlicher Wohlbeleibtheit, die freilich mit der Partei der „Bewegung" nicht sympathisiren konnte, und einem Gensdarmen, dem Wächter eines Geldtransports, den die Diligence führte, der sich, obgleich Belgier, nicht Holländer, mit aller Leidenschaftlichkeit des Dienstes oder des Parteihasses gegen die französisch gesinnten Liberalen aussprach. Endlich nahten wir den Festungswerken von Ypern, das aus seiner niedrigen Lage kaum mit den Thürmen über das Buschwerk des Glacis herüberragte. Auch diese Stadt, wie Brügge, unterscheidet sich von den alten Handelsstädten des eigentlichen Deutschlands dadurch, daß die Straßen, obgleich alt, sehr breit und heiter, sogar ziemlich regelmäßig sind. An den Gebäuden der Stadt findet sich noch viel Alterthümliches, aber nicht leicht etwas Verfallendes, sondern Alles erhalten und heiter. Die Abnahme der Bevölkerung und der großen Fabrikthätigkeit, die hier im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert war, hat auf das Aeußere nur vortheilhaft gewirkt, weil dadurch manches Alte, das sonst dem Neuen weichen müssen, erhalten wurde, und mancher Platz, der sonst bebaut wäre, frei blieb. So sind auch namentlich die Kirchen hier nicht, wie in Holland, durch den Anbau von Wohnhäusern entstellt.

An der Wirthstafel saß ich unter ehrbaren, einheimischen Junggesellen, deren flamländisches Gespräch (denn sie waren nicht gefällig genug, es in ein französisches zu verwandeln) sich wieder um die Politik, dießmal nicht zu Gunsten der Holländer, drehte. Unter Anderm war eine Abtheilung holländischer Artillerie, die vor Kurzem in Folge der französischen Unruhen hieher in die

Grenzfestung verlegt war, der Gegenstand ihres Witzes, und sie wetteiferten in Anekdoten von der Unbehülflichkeit und selbst von der Furchtsamkeit dieser Truppen, die sie bei den Uebungen bemerkt haben wollten. Ueberhaupt lieben die Belgier, über die Schwerfälligkeit der Holländer zu spotten, obgleich sie selbst nicht frei davon sind, und oft hört man sie dieselben Spottreden auf jene anwenden, welche die Franzosen ursprünglich gegen sie selbst gebraucht haben. Vielleicht liegt gerade darin ein Reiz, indem sie sich nun von dem Fehler, für den sie sonst leiden mußten, frei glauben, und sich, was sie gern mögen, einbilden können, Franzosen zu seyn. Leider ist aber das Lächerliche bei dieser halb französischen Nation eine höchst gefährliche Waffe in den Händen des Uebelwollenden; denn dem Spotte widerspricht der Ernst vergebens, und beherrscht zu seyn von solchen, welche man, auch mit Unrecht, verlachen zu können glaubt, ist doppelt drückend.

Erst um fünf Uhr fuhr meine Diligence ab, und ich hatte daher noch lange Zeit, mich im Kirmesgewühle des großen Marktes umherzutreiben. Das Architektonische des Platzes ist charakteristisch und malerisch, obgleich nicht regelmäßig. Das Rathhaus, welches die eine schmale Seite des Platzes einnimmt, ist ein großes, an sich nicht interessantes Gebäude aus dem vorigen Jahrhundert, aber schon unter den Wohnhäusern, welche die andere Seite umgeben, sind einige aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, die sich in ihrer breiten, gemächlichen Form und im reichen Schmucke mit allerlei Bildwerk recht stattlich ausnehmen. Die bedeutendste Zierde des Platzes ist die Kaufhalle, ein Werk des vierzehnten Jahrhunderts, nicht so eigenthümlich wie die in Brügge, aber viel leichter und edler. Der italienische Styl und unsere Sitte haben uns daran gewöhnt, die Fenster durch breite Zwischenräume zu trennen, hier dagegen ist Fenster an Fenster anschließend, so daß eigentlich keine Wand, sondern nur Oeffnungen und leichte, zierlich in Stein gearbeitete Glieder sichtbar sind und sich unmittelbar aneinander reihen. Es ist eine Gestalt, die dem städtischen demokratischen Wesen entspricht, der vielseitigen Regsamkeit völlig gleichberechtigter Glieder. Der Styl dieser Kaufhallen ist im Vergleich mit dem der Kirchen und selbst der Rathhäuser weniger edel, namentlich fehlt hier das ritterlich kühne, zierliche Aufstreben der einzelnen Theile, aber dafür gibt er mehr den Anblick eines vollendeten Ganzen. So prägte sich im Mittelalter der Geist der verschiedenen Stände in festen Formen aus. Gerade hier, wo der Dom nahe an die Hallen grenzt, wurde mir dieser Gegensatz recht deutlich. Das bunte Gewühl der Kirmes war eine treffliche Staffage für das architektonische Bild des Platzes: es ist seine heitere, altflandrische Nationaltracht. Die großen Räume der Halle waren den Handelsleuten eingeräumt; den Marktplatz selbst nahmen Gaukler, Wachsfiguren, Taschenspieler, Aequilibristen und dergleichen ein. Alte Leichtgläubigkeit wurde mit der raffinirten Charlatanerie des neunzehnten Jahrhunderts befriedigt, der Pillendoktor war nicht bloß vom Hanswurste, sondern auch vom Feuerfresser begleitet. Die Seiltänzer hatten vor ihrer Bude eine Reihe von Bäumen eingesezt, zwischen welchen sie von Zeit zu Zeit auf Eseln und Stelzen einen Ausfall unter die Menge machten und für einen Augenblick das allgemeine Toben und Schreien, und die Mißtöne der Drehorgeln und Bänkelsänger durch ihre Trommeln und Trompeten überboten. An den Häusern hingen Teppiche oder Fahnen von den Fenstern herab, aus denen Kopf an Kopf die Zuschauer, die sich dem Gewühle nicht anvertrauen wollten, heruntersahen. Eine Schauspielerbande gab im Freien komische Scenen im flamländischen Dialekte zum Besten. Aber auch manches Französische war über die Grenze gekommen, und um Ihnen auch etwas vom Markte mitzubringen, habe ich eine Inschrift von einer Bude kopirt. Sie lautet so: Venez voir le couronnement de sa Majésté le roi Charles X. précédé de la grande tentation de St. Antonie et de la rencontre de Monsieur et Madame Denis, und mag Ihnen einen Beweis von der Vielseitigkeit des Darstellenden geben. Ich vermuthete politischen Witz bei dieser Combination, doch sie schien ein harmloser Zufall zu seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hans Holbein.

(Fortsetzung.)

Holbein hat Basel seitdem nicht wieder gesehen. Der Brief, den ihm Erasmus mitgegeben, ist späterhin bekannt worden. Er ist in dem zierlichsten Latein geschrieben. Der berühmte Mann nennt darin den jungen Maler seinen lieben Freund, der die wunderbarsten und seltensten Bilder bereits geschaffen habe. Namentlich führt er den Todtentanz an, und kann gar nicht begreifen, wo der Jüngling diese Ideen geschöpft. Er glaubt, daß er würdig sey, seinem gelehrten und erhabenen Gönner, und durch diesen dem mächtigen Fürsten empfohlen zu werden, der keiner der lezten Könige der Christenheit genannt werden dürfe. Schließlich preist er Hans Holbein als einen gefälligen, mäßigen und sehr arbeitsamen Mann, der noch eines ganz besondern Schutzes nöthig habe, da er der Gatte einer bösen Sieben sey, die seine ganze christliche Demuth und Ergebung erschöpft, und ihn darum zwinge, die Flucht zu ergreifen. — Auf diesen Hort vertrauend, denn so konnte man den Brief wohl nicht mit Unrecht nennen, hatte Holbein seine Wanderung angetreten und näherte sich in rüstigen Tagemärschen

dem Meere, das ihn noch von dem Lande seiner Hoffnungen und Verheißungen auf kurze Zeit trennte.

Londons Herrlichkeit war in Wolken von Steinkohlendampf und Nebel gehüllt, als sich unser Wanderer ihr näherte. Hier und dort ragte eine Kuppel oder eine Thurmspitze, ohne Zusammenhang mit dem Uebrigen, wie aus dem Meere empor, und die Menschen, die sich im Vordergrunde des Gemäldes umhertrieben, sahen grau und feucht aus, wie Gespenster, und die unverständliche Sprache, die sie redeten, gab ihrer Erscheinung ein noch unheimlicheres Ansehen. Eine fremde Küste, wenn man sie gleich beim hellsten Sonnenscheine betritt, erdrückt die Brust mit Bangen. Alles, was wir dort erblicken, füllt seinen Platz aus, Jeder geht der gewohnten Beschäftigung nach, wir suchen Beides; wir mischen unsern unsichern Schritt unter die Menschenhaufen, die da rennen und laufen; wir suchen mit unsern Blicken einen Punkt, wo sie haften möchten, während uns überall nur sicherblickende Augen begegnen; für die Bewohner liegt Alles offen, klar, für uns Alles verhüllt da. Wir sehen ein Räthsel vor uns und müssen besorgt seyn, ob wir die Lösung finden.

Als Holbein an einem kalten, unfreundlichen Morgen an den ersten Häusern Londons auf der Themse vorbeischiffte, da sank sein Muth, und er gedachte seiner traurigen Tage und wagte es nicht, auf bessere zu hoffen. Sein Aufzug war malerischer als anständig, nach den Begriffen, welche man damals in London hegte. Die einfache Tracht, die er in Basel zu tragen gewohnt war, hatte auf der Reise nicht eben an Zier und Ansehen gewonnen; sein Gepäcke, das er selbst trug, ein dicker Wanderstab, ein flaches Barett ohne allen Schmuck, breite, plumpe Schuhe, dies Alles gab seinem Aeußern einen Anstrich von Dürftigkeit und Abenteuerlichkeit. Wohin er sich wandte, um Auskunft zu erhalten, da drehte man sich weg von ihm, und Niemand wollte sich die Mühe geben, seine deutsche Anrede anzuhören, um ihre Deutung zu versuchen. So war er denn getrost weiter gegangen, wohl den halben Tag, und befand sich nun in einem Gewirre von Volksleben und in einem Labyrinthe von Häusern, wie er es nie zuvor gesehen hatte. Die eigenthümliche Großartigkeit des Ganzen ergriff ihn, und die erste Niedergeschlagenheit wich einem erhebenden Gefühle, im Mittelpunkte dieses Lebens auch zu leben, hier zu wirken, zu malen, bekannt, bewundert zu werden. Es däuchte ihm allerdings angenehmer und wünschenswerther zu seyn, als in Basel darnach zu streben. Der Gedanke an Ruhm beseelte ihn durch und durch, und er gedachte der Worte seines Freundes Erasmus: „Der Ruhm ist die eigentliche Nahrung großer Künstler!“ Er vertiefte sich hierin und schlenderte noch Stundenlang durch die Straßen, ohne den eigentlichen Weg zum Ruhme eingeschlagen, nämlich den Brief an den Großkanzler abgegeben zu haben, bis daß sein Magen ihm sehr verständlich machte, daß selbst der größte Künstler noch anderer Nahrung bedürfe.

Er trat in ein schön erleuchtetes Speisehaus, um dieser Mahnung zu genügen. Seine unansehnliche Kleidung und die unverständliche Sprache, die er redete, ließen ihn auch hier lange vergebens harren, bis er so glücklich war, einen Landsmann zu finden. Von Geburt ein Elsässer, war dieser frühzeitig in französische Dienste getreten und hatte sich bis zum Lanzenreiter des Königs Franz des Ersten hinaufgeschwungen. Eines Duells wegen aber mußte er fliehen, und da ging er zu den Engländern über, die damals einen Einfall in Frankreich gemacht hatten. Der Krone England diente er noch, und nachdem er Alles dies seinem eben angekommenen Landsmanne ohne Rückhalt, mit ächt soldatischer Offenheit, mitgetheilt hatte, leerte er einen Becher Wein auf die neue Bekanntschaft und ließ König Heinrich den Achten hoch leben. Mit Begierde horchte Holbein auf Alles, was ihm der Landsmann erzählte. Zum ersten Male hob sich der Vorhang vor seinem Blicke, der bis jezt noch über dem Lande der Verheißung fest und undurchdringlich geruht hatte. Er erfuhr nun, daß dessen König ein mächtiger und zugleich furchtbarer Herr sey; daß er, wie der Elsässer sich ausdrückte, mit dem heldenmüthigen Narren Franz von Frankreich, mit dem spanischen pfiffigen Karl, dem römischen Kaiser, und mit den gottlosen deutschen Ketzern wohl umzuspringen gewußt habe; daß er deßhalb selbst mit allen Universitäten der Christenheit große Kämpfe bestanden, und darin gezeigt, daß seine Hand mit der Feder, wie mit dem Schwerte umzugehen wisse. Der Pabst habe eine große Freude darob empfunden und ihm den Titel: Vertheidiger des Glaubens, beigelegt, den der König nunmehr zu allen seinen übrigen Titeln führe und sehr stolz darauf sey, weil die Gelehrsamkeit, die ihm dazu verholfen, zu den seltensten Eigenschaften der Könige zu zählen. Im Uebrigen aber sey Heinrich gar nicht stolz; er gehe in die Schenke und trinke mit dem Volke und gebe Geld in Menge weg. Noch kürzlich habe er einer armen Frau, die ihn mit einem herrlichen Pudding bewirthet, ein kleines Schloß geschenkt, das früher einem Edelmanne gehört, dessen Güter konfiszirt worden waren. Nach des Elsässers Schilderung war Heinrich ein Muster eines Regenten, und dies war die allgemein von ihm in England verbreitete Meinung. Er war vom Volke sehr geliebt, wenn gleich rauhe Gewaltthätigkeiten seine Regierung schon im Anfang bezeichneten; denn er war dabei freigebig bis zur Verschwendung, zugänglich für einen Jeden, sein Hof war glänzend, und alle seine Unternehmungen sah man von den günstigsten Erfolgen gekrönt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

Orientalische Malerei. Gemäldeausstellung.

Das Wort orientalisch ist in der Regel mit ächt gleichbedeutend, und daher eine Empfehlung für die Gegenstände, denen es nachgesagt wird, die orientalischen Regierungsformen etwa ausgenommen, an denen sich der Geschmack fast allgemein verloren hat. Desto breiter stellt sich so eben hier die „orientalische Malerei" heraus. Gegen das Ende des vorigen Monats brachte ein Herr Jägermann, nach dem hiesigen Anzeiger, uns diese Kunst, vor der alle seitherige Malerei sich verstecken zu müssen schien; denn Alt und Jung, Groß oder Klein, Dumm oder Klug, kurz Jedermann wird durch ihn in vier Stunden zum vollkommenen Meister darin. Ohne vom Zeichnen und Malen zuvor einen Begriff gehabt zu haben, lernt der kunstsinnige Ignorant binnen so kurzer Zeit alle Sorten Blumen, Obst, Thiere, Schmetterlinge u. s. w., oder auch hölzerne Sachen, malen, poliren und lackiren. Der Verstand stand uns still bei diesen Verheißungen. Man fühlte sich von ihnen um so gewaltiger angesprochen, da Herr J. Jedem den Erfolg des kurzen Lehrcursus garantirte und die dafür zu entrichtenden zwei Thaler erst nach Ablauf der vierten Stunde verlangte, wodurch allerdings erhellte, daß er sich hierin kein Dementi zu geben fürchtete. Schon im Anzeiger vom letzten Tage des verflossenen Monats aber trat ein zweiter Orientalist dieser Art, ein Herr Professor Pochobraczky aus Pest auf, ähnliche Lehrstunden mit der Hindeutung ankündigend, daß er weit tiefer noch, als Herr Jägermann, in die Geheimnisse der orientalischen Malerei eingedrungen sey und damit noch eine Menge anderer hübscher Künste und Sächelchen verbinde. Außer in der, besonders von ihm genannten, chinesischen Malerei, versprach er auch Unterricht in der Lithogromie oder, seinem Ausdrucke nach, der Kunst: „von einer Lithographie die schönsten Oelgemälde zu malen und auf Leinwand überzutragen." Nebenher bezieht sich sein Unterricht auf „unzählige andere, nützliche, für Jeden anwendbare chemische Experimente." Es schien nicht unbillig, daß unser Herr Professor unter solchen Umständen auf ein höheres Honorar, nämlich fünf Thaler für den Cursus, Anspruch machte. Bald wies der Anzeiger durch eine große Zahl, zum Theil empfehlender Namen aus hiesiger Stadt seine besondere Geschicklichkeit aus. Bei alle dem zeigte wenig Tage nachher eine andere Zahl von Namen in dem nämlichen Tageblatte, daß auch sein Nebenbuhler Anerkenntniß gefunden habe. Die orientalische Malerei noch mehr in unserer Stadt zu befestigen, kündigte nachher eine hiesige Waarenhandlung wiederholt einen ganzen Apparat von Pinseln, Farben, Papieren rc., einzig für diese Malerei eingerichtet, an, mit dem Erbieten, den Jüngern des hierher neuverpflanzten Kunstzweigs durch Vorlegeblätter, ja sogar durch künstlerischen Rath unter die Arme zu greifen. Mit Einem Worte, man scheint darauf umzugehen, demjenigen, was man seither Malerkunst nannte und worin Manche nach vieljährigem Studium nicht vorwärts kamen, durch die in vier Stunden jedenfalls und aus dem Grunde zu erlernende Malerei des Orients den Garaus machen zu wollen.

Wenn aber auch beim Wiedererzählen solcher Wunderdinge der Scherz einem unwillkührlich aus der Feder auf das Papier läuft, so verdient diese Malerei doch gewiß, als unterhaltender Zeitvertreib, den zahlreichen Freunden eines anständigen Müßiggangs empfohlen zu werden. Die auf Geist und Seele hauptsächlich beruhende eigentliche Kunst wird allerdings durch eine, auf bloßen Mechanismus gestützte Malerei schwerlich sehr gefördert werden; aber die Schnelligkeit, mit welcher der kaum erst zum Schüler in ihr Gewordene recht hübsch in's Auge fallende Darstellungen so gut wie sein Meister hervorzubringen weiß, grenzt in der That an das Unbegreifliche. Gewiß ist die Sache den Stickereien von Blumenstücken und Landschaften tausendmal schon darum vorzuziehen, weil diese einen unverantwortlichen Zeitverlust verursachen, und im günstigsten Falle noch immer lange nicht so viel leisten, als die gleichen, im kürzesten Zeitraume fertig werdenden Produktionen der sogenannten orientalischen Malerei. Dabei ist noch zu bemerken, daß unter den chemischen Experimenten des Herrn Pochobraczky recht nützliche und werthvolle sich befinden.

Bei allem Beifalle, den übrigens die so bald zu erlernende Fertigkeit in der orientalischen Malerei mit Recht findet, wird wohl Niemand im Ernste glauben, daß die ordentliche, ohne Studium und Talent gar nicht zu erlernende Malerkunst darüber vergessen werde. Als Beweis dafür diene die Ausstellung von Kunstschöpfungen, welche so eben ein Verein hiesiger junger Künstler eröffnet hat, die zweimal in der Woche stattfindet. Der Zutritt ist unentgeldlich. In zwei Zimmern enthält dieses löbliche Institut manchen mehr oder weniger ausgezeichneten Beitrag. Mit Landschaften, zum Theil in hiesiger Umgegend nach der Natur aufgenommen, ist für jetzt die Anstalt durch Sparmann, Häbler und Andere besonders erfreulich bedacht. Anerkennung verdient es, daß rühmlich bekannte Männer, wie z. B. die Professoren Friedrich und Renzsch, den jüngern Künstlern sich freundlich angeschlossen haben. So hat Friedrich drei mit der ihm eigenen Genialität leise hingehauchte Skizzen dargeboten, vor denen man mit Liebe verweilt. Ein kleines, ganz dunkel gehaltenes Kabinet enthält noch eine landschaftliche Darstellung dieses Meisters. Mit ungemeiner, wohl berechnender Kunst hat er durch das zum Fenster spärlich eingelassene Tageslicht der Darstellung den wirklichen Mondschein zu ertheilen gesucht. Je länger man sie betrachtet, desto stärker wird auch der Glaube an ein vollständiges Gelingen seines Bestrebens. Ja, mehr noch als auf seinen eigenen, so höchst gelungenen Mondscheinzeichnungen, welche uns die Erinnerung vorspiegelt, finden wir den Ton der Mondscheinbeleuchtung getroffen. Und doch dürfen wir nur unmittelbar darauf das in einem der beiden Zimmer aufgehängte kleine Oelgemälde von Sparmann, eine Mondbeleuchtung des Thuner Sees, aufsuchen, um diesem (und mit diesem zugleich Friedrichs angeführten Mondscheindarstellungen, deren wir uns eben erinnerten) volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nein, sein Transparent ist gleichsam nur das Schattenbild einer Mondscheinlandschaft. Es fehlen ihm die in der Natur hier und da aufblitzenden, schönen Lichter. Der Vollmond darauf selbst gleicht einer leeren Todtenmaske. Wie anders sieht man dem im Sparmannschen Tableau über dem See schwebenden, herrlichen Nachtgestirn die Kraft an, die, ungeachtet des dünnen Wolkenschleiers über der runden, leuchtenden Scheibe, weiße Funken in die Wellen wirft und ein geisterhaftes Leben über die ganze Landschaft verbreitet. Ueberhaupt ist es ein köstliches Stück. Die Wolken, der See, die Berge, alle Gegenstände sind von der unbeschreiblichen Milde und Süßigkeit des Mondlichts mit ergreifender Wahrheit durchdrungen. Man meint, die Fischerhütte, außen von dem weichen nächtlichen Schimmer umspielt und innen durch die im Fenster wahrzunehmende rothe Flamme des Herdes erleuchtet, in der Natur vor sich zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 110.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Mai 1834.

> Da haben's wir! seht, seht; o Schicksal!
> Noch kaum hier warm! pfui des erzwungnen Glücks.
>
> Shakespeare.
> Heinrich VIII.

Hans Holbein.

(Fortsetzung.)

Um den Schein zu großer Parteilichkeit zu vermeiden, ließ nun der Elsässer auch etwas Schatten in seine lichtvolle, beredte Schilderung fließen. „Ihr seht, daß ich meinen Herrn und Gebieter liebe, wie es Pflicht ist,“ sprach er, „aber mein Ehrgeiz geht nicht so weit, ihm einen Pudding, wie jene Frau, vorzusetzen, wollte er mich auch gleich zum Hauptmann dafür machen. Ich will nichts mit ihm zu thun haben, denn er hat so seine Grillen. Er geht Euch im grobtuchenen Rocke einher, mit dem breiten Hute auf dem Kopfe und dem eisenbeschlagenen Knüppel in der Hand, und wenn ihm etwas nicht an Euch gefällt, so schlägt er gewaltig zu, daß Euch Hören und Sehen vergeht. Und das ist noch gnädig; denn — unter uns gesagt — gefällt ihm ein Kopf nicht mehr, so muß er herunter. Doch — versteht mich wohl — wir und unsers Gleichen haben dabei nichts zu befahren. Ich brauche Euch nichts weiter zu sagen, als daß ich froh bin, kein Lord zu seyn.“ Unser Maler machte große Augen. Er war noch nie einem Könige so nahe gewesen, und der erste, dem er es seyn sollte, war mit Eigenschaften begabt, die ihn dem Krieger wohl kraftvoll und herrlich erscheinen ließen, aber auf das schüchterne Gemüth des Künstlers einen ganz entgegengesezten Eindruck machten.

„Nun aber will ich Euch auch noch meinen Namen sagen; ich heiße Konrad Hechner,“ sagte der wackere Elsässer, „und jezt wünsche ich zu wissen, wie Ihr heißt und was Euer Zweck hier in London ist, um Euch nach Kräften zu dienen, wie es Landsleute thun sollen, wenn sie sich in der Fremde treffen.“ Holbein glaubte die Offenherzigkeit seines Tischgesellen wenigstens in Etwas zurückgeben zu müssen, und sprach davon, daß er bereits den ganzen Tag damit zubringe, das Haus des Großkanzlers von England zu suchen, daß aber, bei der Unmöglichkeit, ihn zu verstehen, und der plumpen Ungefälligkeit der Leute, ihm solches zu finden noch nicht gelungen sey. „Ho, ho!“ rief verwundert Konrad Hechner, „zum Großkanzler wollt Ihr? Und was habt Ihr denn in dessen Pallaste zu suchen? Ist es etwa ein Koch oder ein anderer vom Dienste, der Euch verwandt ist und von dem Ihr Unterstützung erwartet?“ — „Mit nichten!“ erwiderte unser Maler, nicht ohne Absicht, dem Landsmanne einige Ehrerbietung einzuflößen; „zu ihm selbst, dem weisen Thomas Morus will ich, und die Unterstützung, die ich begehre, soll mir dieser selbst angedeihen lassen.“ — „Ei, Ihr prächtiger Bursche!“ schrie laut lachend der Soldat, „Ihr wollt den weisen Thomas Morus, oder More, wie Ihr ihn hier nennen müßt, selbst sprechen?

nichts weiter? Nun ja, weise soll er seyn, das sagt alle Welt von ihm, und ein rechter Stockgelehrter, ein Poet und ein Philosoph ist er auch. Aber deßwegen müßt Ihr Euch nicht denken, er sey, was man dergleichen in Deutschland so zu nennen pflegt. Dieser Thomas More ist ein großer Herr dabei, und kurz und gut, er ist der Erste nach dem König, er regiert das Land, was er will, geschieht, und selbst ein Kerl wie ich hätte Mühe, vor ihn zu kommen; und Leute von Eurem Aussehen —" — „So? meint Ihr?" unterbrach ihn Holbein. „Je nun, ich will's drauf wagen. Hunger und Durst sind gestillt, und obgleich hier, in diesem dunkeln Raume, schon lange Kerzen und Lampen brennen, ist es doch noch früh am Tage. Wolltet Ihr so gut seyn, mich zu dem Pallaste des Großkanzlers hinzuführen?" — „Was sprecht Ihr?" entgegnete der Andere mit wachsendem Erstaunen, „noch heute und zu dieser Tageszeit wollt Ihr den tollkühnen Versuch wagen? Wißt nur, daß mein gnädigster Herr, der König, oftmals seinen Kanzler besucht, und daß es wohl seyn könnte, Ihr träfet mit diesem in der Halle zusammen." — „Wenn das ist," sagte lächelnd der Maler, den dieser Scherz zu vergnügen schien, „so will ich Heinrich dem Achten den Vortritt lassen, und mich zurückziehen für heute, aus Achtung vor seinem eisenbeschlagenen Knüppel. Doch jezt laßt uns ohne Weilen ausbrechen."

Sie traten aus der Schenke und gingen rasch durch das Gewinde der Straßen, wie sie sich im Mittelpunkte von London kreuzen und durchschlingen, bis der Elsässer plötzlich an einer hohen, langen Mauer Halt machte und nicht ohne Ernst sagte: „Hier, mein junger, neuer Freund, ist der Pallast des Thomas More. Diese ganze Reihe von Fenstern, die Ihr jezt unerleuchtet seht, ist seine Gemäldegallerie." — „Was sagt Ihr?" rief der Maler, „diese ganze Reihe?" — „Und dort am Ende," sezte der Andere, unwillig über die Unterbrechung, hinzu, „wo Ihr die vielen Lichter seht, ist die Halle, woselbst Ihr Euern Eintritt zu begehren habt." — „Dank, tausend Dank!" rief Holbein und flog davon. Er hatte bereits die Stufen der Halle betreten, als der Elsässer ihn keuchend erreichte. „Nun, nun, Freund! seyd nur nicht zu hitzig," sagte er zu ihm; „ich wollte nur noch Euern Namen wissen, um einmal von Euch Erkundigung einzuziehen, falls wir uns aus dem Gesichte verlieren sollten." — „Ich heiße Hans Holbein, und bin Euch ewig dankbar," sprach der Maler, „seyd überzeugt, ich suche Euch auf." Damit war er die Stufen hinangestiegen und trat in die Halle. „Mich aufsuchen?" brummte der Elsässer. „Wird nicht Noth thun; ich will ein Wenig hier draußen warten, bis sie Euch da drinnen expedirt haben. Grüßt mir indeß Euern Freund Thomas More, wenn Ihr ihn seht, Herr Hans Holbein!" Dieses spöttische Wort hatte er in die Luft gerufen und sich dabei auf eine Bank unfern der Halle gesezt, um die Rückkunft seiner neuen Bekanntschaft zu erwarten, die nach seiner Meinung sehr bald erfolgen mußte. Aber er saß eine Stunde, sprang dann ärgerlich auf, lief noch eine Stunde vor dem Pallaste hin und her und trat hierauf höchlich verwundert seinen Heimweg an, sich mit Vermuthungen plagend, wer denn wohl sein junger Landsmann eigentlich gewesen seyn könne, der sich Hans Holbein nannte, wie ein fahrender Schüler aussah, und doch vom Großkanzler von England nicht mehr fortgelassen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Niederländische Briefe.

(Fortsetzung.)

Meine kleine Diligence war von Kirmesgästen, mehr als mir lieb, besezt, und ich mußte den schmalen Sitz des Kutschers, der sich dafür noch tiefer zu meinen Füßen mehr schwebend als sitzend hielt, meinem Platze im Innern des Wagens vorziehen. Bald hinter der Stadt wird die Gegend hügelig, und Wäldchen wechseln mit dem Einerlei der Felder. In der kleinen, nach einer frühern Zerstörung im vorigen Jahrhundert (wenn ich nicht irre) neu und regelmäßig gebauten Festung Menin erwartete ich die große, von Frankreich herkommende Messagerie und langte, unter lauter Enthusiasten für den Tricolor und die Juliustage, in Courtray an. Vor völlig eintretender Dunkelheit konnte ich noch die Straßen der Stadt durchwandern. Sie gilt für die älteste der ganzen Gegend, aber meine antiquarische Hoffnung wurde nicht erfüllt. Leider — denn zwischen dem Alterthümlichen und der Industrie ist einmal offener Krieg — ist sie eine üppig aufblühende Fabrikstadt, und der merkantilische Unternehmungsgeist räumt tüchtig auf. Der Krieg hat ihm vorgearbeitet, und in den fast zahllosen Belagerungen, welche diese und die benachbarten Städte in dem nie beendigten Gränzstreite des deutschen und französischen Stammes erlitten haben, mag das Alte schon früher zerstört oder doch verlezt worden seyn. Wer übrigens das Alterthümliche nicht vermißt, mag sich an dem Neuen wohl erfreuen. Alles ist geräumig und heiter; auf den Märkten, in den breiten Straßen und in den reich geschmückten Kaufläden geht es rege und lebendig her. Die Volkssprache ist noch flamländisch, doch scheint man in den höhern Ständen das Französische vorzuziehen. Zu verargen ist es ihnen nicht, theils wegen des üblen Klanges, theils wegen der großen Abweichungen des hiesigen Dialekts, da sich selbst die Bewohner benachbarter Städte, wie

man mich versichert, oft untereinander mißverstehen. Das beste Mittel, diese Ungleichheit zu heben, sich der verwandten Schriftsprache, des Holländischen, zu bedienen, ist unbeliebt, man spricht lieber französisch. Ebenso fand ich es auch in manchen Gegenden von Oberitalien, daß Personen, die nicht gerade wissenschaftlich gebildet waren, gegen Fremde, die den Dialekt nicht kannten, das Französische der italienischen Schriftsprache vorzogen. Es mag weniger schwer seyn, die fremde Sprache zu reden, als sich bei der einheimischen des gewohnten Dialekts zu enthalten. Dies lezte gibt leicht ein Gefühl des Zwangs oder der Affektation. Kann ich selbst mich doch nicht entschließen, die flamländischen Namen Kortryk und Doornyk statt der bekannten französischen zu brauchen.

Müßig durchstrich ich einige Straßen, ohne etwas zu entdecken, was mich interessiren konnte. Selbst die Kaufhalle am Markte ist hier ein neues Gebäude. Da sie mir architektonisch nichts gewährte, blieb ich mechanisch vor den Anschlagzetteln im Thorwege stehen und fand hier etwas, das mich wenigstens einen Augenblick aufhielt und einer Notiz in meiner Brieftasche werth schien. Es war eine Ankündigung des Bürgermeisters über die Festlichkeiten der nahe bevorstehenden Kirmestage, französisch und flamländisch, und berechnet, wie es schien, um jedem Geschlecht und Alter, dem verschiedensten Stande und Geschmacke etwas zu bieten. Bogenschießen, Kugelspiel (Jeu de boules), großes Konzert, Mat de Cocagne, Büchsenschießen, Pferderennen, Preisvertheilung in der Zeichenakademie, Scheibenschießen der Communalgarden (Tir à la Cible, Schie Schieting) waren nach Ort und Stunde gehörig angeordnet, und ein Ball machte den gewöhnlichen Beschluß jedes Tages. Wir ernsthaften Deutschen wissen kaum, ob wir uns mehr über das vergnügungslustige Publikum oder die vorsorgliche Behörde verwundern sollen.

▪

Ich fuhr von Löwen nach Namür. Um eilf Uhr Abends langten wir daselbst an. Da ich einen kleinen Seitenweg in das obere Maasthal machen wollte, so benüzte ich die ersten Morgenstunden, um mich in der Stadt umzusehen. Im Innern fand ich nichts, was mich interessirte; nur erst von Außen konnte ich das schöne Bild, das die Stadt mit den kühnen, von der Citadelle gekrönten Felsen, mit Strom und Brücke gewährt, übersehen. Die Gegend bis Dinant erfüllte die Erwartungen, die ich mir davon gemacht hatte, nicht ganz. Es war eigentlich eine Wanderung in die Schule der ältesten Landschaftmaler. In Dinant war Patenier, in dem gegenüber gelegenen Bouvines sein Freund und Zeitgenosse, Herri met de Bles, geboren. Ich glaubte abgerissene, wechselnde Formen und schroffe Felsen zu finden, wie sie in den landschaftlichen Hintergründen der alten Niederländer gewöhnlich vorkommen. So war es aber nicht. Das Thal ist wechselnd, oft ziehen sich die Berge weiter zurück und bilden breite runde Rücken, oft nähern sie sich wieder dem Flusse und zeigen dann den unbedeckten, vom Wasser schroff gebrochenen Fels. Aber überall schienen mir die Verhältnisse etwas Kleinliches, die Formen einen weichen Charakter zu haben, ganz anders, wie jene alten Meister ihre Flußthäler darstellen. Freilich war der Himmel fast beständig bedeckt, und bei schärferem Lichte mag Manches, was jezt wenig hervortrat, lebendiger und kecker scheinen; das Meiste wird aber wohl die frische Phantasie jener Künstler, bei denen sich der Geist der eben erst untergehenden ritterlichen Zeit mit dem neu erwachenden Gefühle für die Landschaft verband, hinzugethan haben. Wie ganz anders sehen verschiedene Augen dieselbe Natur. Flußthäler haben leicht einen schwermüthigen Ausdruck. Schon das Rauschen des Wassers, das so abgemessen und doch unbestimmt und regellos ist, trägt dazu bei. Es übertönt die leisen Regungen der Thierwelt, die wir in Feld und Wald unwillkührlich bemerken, und läßt uns unsere Einsamkeit der großen Natur gegenüber tiefer empfinden. Deßhalb gehören zum Flußthale bedeutende Bauwerke, sey es auch nur in Ruinen, damit der Mensch angesichts der Naturkraft sich seiner eigenen Kraft wieder bewußt werde. Hier aber sah man auf manchen Stellen die Berge und Hügel weit umher angebaut, ohne Wälder, aber auch ohne Ortschaften oder einzelne Wohnungen, und jener Ton der Schwermuth wurde daher um so fühlbarer.

Von Dinant fuhr ich mit der Diligence nach Namür zurück. Sie war mit Reisenden von der Klasse, die man am häufigsten trifft, mit irrenden Rittern des Handels besezt, die jezt eben von der frischesten Begeisterung für politische Reformen erfüllt waren, und mit denen ich sehr unverschuldet in eine Fehde über diese Gegenstände gerieth. Sie und ich ahneten nicht, daß ähnliche Fragen unterdessen schon ganz in unserer Nähe praktisch werden würden. Als wir in Namür einfuhren, waren auf allen Plätzen große Gruppen höchst bewegter Menschen sichtbar, und im Gasthofe hörten wir sogleich, was Sie jezt auch schon wissen, den Aufstand von Brüssel.

Ich hielt die Sache für weniger bedeutend; die Interessen in diesem Lande schienen mir zu getheilt, die Mißgriffe der übrigens wohlmeinenden Regierung zu leichter Art. Bald indessen wurde ich anderer Meinung. Ich lernte nämlich einen hiesigen Offizier von höherem Range kennen, der sich vertraulicher gegen uns ausließ. Es schien, als ob unter den Befehlshabern selbst das Mißtrauen in ihre Kräfte, der Glaube, daß Alles sich gegen sie vereinigen würde, vorherrsche.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

(Beschluß.)

Gemäldeausstellung. Theater. Mordthat.

Ein anderes höchst ausgezeichnetes Oelgemälde von Otto stellt aus Goethe's Fischer die lezte Strophe dar. Die Welle nezt ihm schon den nackten Fuß. Die aus dem Wasser heraufgestiegene weibliche Wundererscheinung zieht ihn bereits am Gewande, und der Taumel, in dem er, von ihrer Gestalt, wie von der zauberischen Rede ihres Mundes und den blauen Augen angelockt, hinab in ihre Arme sinkt, um nie wieder gesehen zu werden, scheint so eben bei ihm eintreten zu wollen. Besonders findet man auch recht gelungene Kopien alter schöner Gemälde neben frisch aus der lebendigen Natur aufgegriffenen Darstellungen. Von leztern spricht unter Anderm Haachs so charaktervolles Gesicht eines Nachtwächters, mit dem Spieße in der Hand, die Beschauer durch seine kräftige Wahrheit an. Es läßt sich hoffen, daß der schon jezt ziemlich starke Verein der Begründer dieses erfreulichen Instituts allmählich noch zunehmen und so die Aufmerksamkeit der Kenner und Liebhaber immer mehr auf sich ziehen und festhalten werde. Die dem Vernehmen nach größtentheils sehr mäßigen Preise der aufgestellten Kunstschöpfungen machen solche auch von dieser Seite einer vorzüglichen Berücksichtigung der Kauflustigen würdig.

Unsere den Winter über hauptsächlich durch die Leistungen der Damen Schröder-Devrient, Schneider, Veltheim, und der Herren Zezi, Pesadori, Schuster u. s. w. in vollem Glanze erschienene Oper hat so eben ihre erste Zierde an die Berliner Bühne abgetreten. Mit Siegeskränzen reich geschmückt, reiste unsere musikalische Grazie oder graziöse Muse Schröder-Devrient über Leipzig, welches sie im Durchfluge mit ihren Tönen entzückte, nach der preußischen Königsstadt, um erst nach einigen Monaten zurückzukehren. Durch den so eben erfolgten Abgang des von ihr geschiedenen Gatten, Herrn Carl Devrient, erleidet das hiesige Schauspiel einen empfindlichen Verlust. — Der Winter, der mit Ausnahme weniger Tage, wo er seine kalte Tücke nicht ganz zu verbergen wußte, diesmal ein ungemein strenges Inkognito beobachtete, bis er im vorigen Monate die Maske des Frühlings völlig abwarf, wird nun endlich durch die grünen Ruthen dieses muntern Jünglings hinweggestäupt. Seine diesmal sehr zahlreich und glänzend gewesenen Konzerte verstummen immer mehr vor den täglich lauter und vielfacher werdenden Tönen des Waldes.

Je mehr aber das neue Erwachen der Natur Alles in freudige Aufregung versezt, um so schauerlicher wirkte auch eine am Morgen des 14ten dieses Monats offenbar gewordene entsezliche That. Zwei bejahrte Frauen, eine verwittwete von Schönberg, ungefähr fünfzig, und ihre Gesellschafterin, etwa siebenzig Jahre alt, wurden grausam gebunden und erwürgt in ihrer am sogenannten Judenhofe, mitten im volkreichsten Theile Dresdens, im vierten Stockwerke gelegenen Wohnung gefunden. Das Räthselhafte dieses Mordes vermehrte der Umstand, daß die beiden Schlachtopfer vor Oeffnung ihres stets verschlossenen Quartiers immer die Vorsicht gebraucht hatten, auf den Klingelzug an der Thüre nicht eher zu öffnen, als bis ihr wer da? von einer ihnen bekannten Stimme beantwortet, oder sonst das Unverdächtige der ankommenden Person außer Zweifel war. Auch von einer andern Seite wurde das Grauen vor der schauderhaften That vermehrt. Seit einigen Jahren hatten mehrere Morde, auf dieselbe Weise in dem Innern der Wohnungen verübt, zu Dresden stattgefunden, ohne daß dem Thäter auf die Spur zu kommen gewesen. Auch diesmal ließ es sich nicht besser an. Ein einziger Fingerzeig gab einigen Anhalt. Ein Schuhmacher, Namens Richter, welcher die vorlezte Mordthat in der Stadt der Obrigkeit angezeigt, machte auch die Anzeige von dieser. Er wohnte mit den lezten Ermordeten in Einem Hause. Troz der von ihm selbst geschehenen Anzeige fand man sich auch darum besonders bewogen, nebst mehreren Bewohnern des Hauses, ihn und einige seiner Bekannten einzuziehen, weil die Getödteten ganz in derselben Weise, wie die Frau, von deren Mord er früher Nachricht gegeben, strangulirt worden waren. Allein die ersten Vernehmungen der Verhafteten unterstüzten den nur entfernten Verdacht gegen sie so wenig, daß man gar sehr zu besorgen anfing, man sey auf eine falsche Fährte gerathen. Mehr schien sich der Argwohn auf einen Mann hinzuleiten, der am Morgen nach der Ermordung mit der Post abgereist war. Wissend, daß das Vermögen der Frau von Schönberg in Staatspapieren bestanden, deren Nummern auch aufgezeichnet gefunden worden, vermuthete man, der Reisende habe solche mitgenommen, und traf hierauf bezügliche Maßregeln. Allmählich verstärkten indessen mehrere Umstände den frühern Verdacht, namentlich gegen den Schuhmacher Richter. Allein obschon dessen Vernehmung den ganzen zweiten Tag fortgedauert und der Argwohn durch neue Data und ungeeignete Antworten und Widersprüche immer gesteigert worden war, so erfolgte doch Abends um acht Uhr, wo endlich das Verhör für diesen Tag geschlossen wurde, noch kein Geständniß. Um zehn Uhr aber verlangt der Inculpat im Gefängnisse selbst nach dem Stadtrichter. Dieser eilt auf die Nachricht sogleich herbei, und so bekennt denn Richter, von innerer Angst getrieben, daß durch ihn und fünf Spießgesellen die finstere That verübt worden, oder vielmehr er bekennt sich zwar zur Theilnahme, aber nicht zur That selbst. Viele Umstände treffen übrigens zusammen, ihn als den Anstifter darzustellen. Bestätigen die fernern Gerichtsverhandlungen diesen Argwohn, so würde seine Handlung um so empörender erscheinen, da er, als Mitbewohner des Hauses, das Vertrauen der ermordeten Frau von Schönberg in so weit genossen haben soll, als sie ihn zu kleinen Besorgungen in der Stadt gebrauchte. — So eben läuft das ziemlich begründete Gerücht umher, daß die übrigen Theilnehmer bis auf einen gleichfalls zum Geständnisse gebracht worden. Nach dem bereits durch Richters Aussage und die andern Umstände Bekannten ist wenigstens kein Zweifel, daß sie sehr bald überführt seyn werden.

Uebrigens hat sich bei Durchsuchung der Wohnung der Erdrosselten ergeben, daß der Zweck der Mörder, die Beraubung, fast gänzlich verfehlt worden. Die Anfangs vermißten Staatspapiere, an Werth vielleicht 10 bis 12,000 Thaler, wurden insgesammt, nebst mehreren hundert Thalern in Baarschaft, aber nicht in der Wohnung, sondern in einer Dachkammer aufgefunden. Der gesammte, von der saubern Gesellschaft mitgenommene Sündenlohn hat in vier Thalern sechzehn Groschen bestanden. Die Entdeckung der Sache verbreitet sehr merklich eine Art von Beruhigung in der ganzen Stadt, besonders darum, weil man auf diese Weise auch Licht über einige frühere, unentdeckt gebliebene Mordthaten zu erhalten hofft.

Beilage: Kunstblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 111.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 9. Mai 1834.

Man freut sich, daß das Volk sich mehrt,
Nach seiner Art behaglich nährt,
Und man erzieht sich nur Rebellen.

Goethe.

Niederländische Briefe.

(Fortsetzung.)

Meine Reise konnten diese Händel natürlich nicht aufhalten, und ich fuhr in dem leichten Wägelchen des Briefkouriers weiter nach Lüttich, durch die reizendste Landschaft. Hier mögen allenfalls die alten Maler das Vorbild ihrer Flußgegenden gefunden haben. Der Charakter dieser Strecke ist ein ganz eigener; weder am Rhein noch an der Donau finden Sie leicht etwas Aehnliches. Bei beiden Strömen sondern sich die weiten, fruchtbaren Stellen von den regen, pittoresken, ritterlichen ab; hier ist dieser doppelte Charakter verbunden. Die Höhen, bald näher, bald ferner, haben zwar nicht so wilde, wunderliche Spitzen, wie auf den alten Bildern, aber sie zeigen doch gewöhnlich an der Flußseite schroffe Felswände, die, durch enge Thäler gesondert, wie die Zinnen eines großen kriegerischen Mauerwerks sich darstellen. Sehr oft sind sie mit Schlössern gekrönt, die unmittelbar am Rande des Felsens erbaut, durch gewaltiges Mauerwerk gesichert, über dem Thale schweben. Sie sind jezt meistens Wohnungen reicher Privatleute, manchmal Fabriken, und lassen oft neben dem Neuerbauten die Spuren ihrer frühern klösterlichen oder kriegerischen Bestimmung erkennen. Unten im Thale ist dagegen Alles friedlich, reich, gesegnet. Große Dörfer wechseln mit einzelnen stattlich in Steinen aufgeführten Häusern; Obstgärten umgeben und Baumreihen verbinden sie. Endlich erweitert sich denn das Thal noch mehr, die Landhäuser auf beiden Seiten werden prächtiger, terrassenförmige Gärten verbinden die Höhe mit der Straße, häufiger ragen die dampfenden Röhren der Fabriken aus den Seitenthälern hervor, und die alten Thürme der Stadt werden durch die dichten Baumpflanzungen, welche den Weg umgeben, allmählich deutlicher.

So fuhr ich in die Vorstadt hinein, am Flusse entlang. Manche Vorübergehende riefen dem Führer des Wagens mit bedeutender Miene etwas zu, das ich aber in ihrem wallonischen Dialekte nicht verstehen konnte. Schweigend schwang er die Peitsche immer mehr. Je weiter wir kamen, desto lebhafter wurden die Straßen. Anfangs glaubte ich nur die gewöhnliche Erscheinung einer volkreichen Fabrikstadt am Abend nach geschlossenen Werkstätten zu sehen; bald reichte dies nicht mehr aus. Immer dichter drängte sich allerlei Gesindel um unsern kleinen Wagen, und ich verstand, daß sie Nachrichten, Neuigkeiten verlangten. Endlich auf dem großen Platze des Rathhauses angelangt, fanden wir eine unzählbare Volksmenge, Kopf an Kopf gedrängt; sie tobten um uns her, hingen sich an Pferd und Räder, und ich mußte die Geduld und Geschicklichkeit des beherzten und verständigen Führers bewundern, der bittend, drohend, sein Thier antreibend, wirklich bis zur Briefpost durchkam.

Auch hier war der Aufstand ausgebrochen. Für's Erste hatte er noch ein ziemlich heiteres Ansehen. Die Menge drängte sich, schrie, jubelte, lachte, und wenn auch auf den gelben, bärtigen, vom Rauch der Fabriken geschwärzten Gesichtern, bei den eigenthümlich wilden Zügen der Wallonen selbst dieser Ausdruck des Wohlbehagens etwas Bedenkliches hatte, so beruhigte man sich bald, wenn man kleine Patrouillen von bewaffneten Bürgern unangefochten durch die Menge hindurch gehen und hie und da Einhalt thun sah. Das Schauspiel war mir neu, und ich unterließ nicht, die Straßen auch später noch zu durchwandern und durch Gespräche und Zeitungen mich von dem Hergange zu unterrichten. Es hat sich in diesen Gegenden eine Praxis der Revolutionen gebildet, die sie wie ein leichtes und alltägliches Geschäft behandelt. Das Militär zieht sich auf die Citadelle zurück, die Civilbehörden überliefern die Gewalt einer Sicherheitskommission, eine Bürgergarde wird errichtet, der Pöbel lacht und ist mit mäßigem Unfuge zufrieden; die jungen Helden der Kaufmannschaft rüsten sich zu Fuß und zu Pferde und ziehen lachend und scherzend zu Patrouillen und Nachtwachen aus. Ich sah selbst eine junge Schaar, die, ihren Führer an der Spitze, einen scherzhaften Marsch aus einer neuen Oper singend, vom Kaffeehause abmarschirte. So sind alle Rollen vertheilt, und jeder führt die seinige durch, wie es sich zum Maskenscherze gehört.

Die Nacht ging ruhig vorüber, kaum waren ein paar Schüsse von einzelnen Wachthabenden gehört worden. Am andern Morgen trat ich wie gewöhnlich meinen Umgang durch die alte Stadt an, völlig ungestört; denn das Getümmel, das den Markt und die daran gelegenen öffentlichen Gebäude, so wie allenfalls die nächsten Straßen unwegsam machte, verlor sich in den Gegenden, die mich am meisten interessirten, in den Umgebungen der alten Kirchen, völlig, und ich konnte hier ganz vergessen, was in den andern Theilen der Stadt vorging. Erst gegen Mittag, als ich nach dem Gasthofe zurückkehrte, kam ich etwas in's Gedränge, doch wieder in derselben heitern Weise. Die Sicherheitskommission hatte für gut gefunden, die alten Farben von Lüttich aus ihrer Vergessenheit hervorzurufen, und das Volk zog nun, als wäre ihm eine Wohlthat geschehen, mit gelb und rothen Fahnen umher. Sie nöthigten auch wohl die Vorübergehenden, ein solches Bändchen am Hute oder im Knopfloche zu tragen. Bald darauf gab es ein neues Schauspiel. Das königliche Wappen sollte verschwinden, und ein Pöbelhaufen, meistens Knaben, durchzog die Straßen, um dies zu bewirken. An einem Hause der Nachbarschaft stand ein goldener Löwe, der aber nichts mit dem Hause Oranien zu schaffen hatte, sondern nur als Zeichen einer Branntweinschenke diente; aber diese junge Schaar war in ihrem Eifer gegen alle Löwen so konsequent, daß sie auch hier anhielten und so lange ihr à bas le lion riesen, bis die erschrockene Wirthin vom Fenster aus Anstalten machte, das verhaßte Thier wegzunehmen. Leider vereitelte ihr wohlbeleibter Körper diese Versuche, und das Geschrei begann nun von Neuem, bis ein wohlwollender Nachbar sich mit einer Leiter eingefunden hatte, um den Gegenstand des Aergers fortzuschaffen.

Da haben Sie eine Revolutionsscene instar omnium, denn außer solchen Kindereien geschah eigentlich nichts vom Volke, sondern Alles von der Kommission, in deren Hände die Behörden ihre Autorität niedergelegt hatten. Die Läden waren nicht geschlossen, das bürgerliche Leben ging ruhig seinen Gang, und man erfuhr erst andern Tags aus den Zeitungen von der großen Aufregung des Volks und von den Schritten, die man thun müssen, um es zu befriedigen. Meine Wanderung in den einsamern Theilen der Stadt gab mir mehr Genuß, als die Beobachtung dieses Treibens. — Gewisse Gegenden haben ganz den Charakter der Einsamkeit einer geistlichen Metropolis, namentlich die Spitze der Halbinsel zwischen dem Kanal und dem Flusse, wo der Dom, die Universität, der bischöfliche Pallast mit dem Seminar, manche Kirchen und Hospitäler liegen. In andern dagegen ist die gedrängte Lebendigkeit des Handels. So vereinigt die Stadt die Reize des Alten und Neuen. Dabei ist ihre Lage sehr schön. Bei dem Blicke vom Thurme der alten Kirche von St. Martin du Mont nach der Stadt hin machte ich wieder die Bemerkung, wie sehr viel malerischer die vorgothischen Gebäude sind als die gothischen, besonders wenn man sie sich nicht einzeln, sondern mit den Umgebungen denkt. Im Allgemeinen ist übrigens in architektonischer Beziehung diese frühe Zeit hier nicht vorherrschend; Lüttich ist vielmehr vorzugsweise geeignet, um das langsame Verschwinden des Baustyls des Mittelalters zu beobachten; es scheint hier besonders schwer geworden zu seyn, sich davon zu trennen. Sogar in Bauten, die unzweifelhaft dem siebzehnten Jahrhundert angehörten, fand ich einzelne Formen, z. B. Hohlleisten, Rundstäbe, Basamente, aus dem vertikalen Systeme des Spitzbogenstyls, mit Neuerem verbunden, und zwar an solchen Stellen, die zu Einer Zeit gemacht seyn mußten, z. B. an den in Stein gearbeiteten Einfassungen von Thüren und Fenstern. Aus etwas früherer Zeit fand ich in manchen kirchlichen Gebäuden einzelne Theile in einem so überladenen und breiten gothischen Style, wie ich ihn nie gesehen hatte, und wie er etwa in den Bauten aus der Zeit Heinrichs VIII. in England vorkommt. Merkwürdig in anderer Art war der Hof des vormaligen fürstbischöflichen Pallastes. Die nach dem Lambertplatze gerichtete Vorderseite ist nach einem Brande im Jahre 1374 neu erbaut und (wenn man über einige Details wegsieht) im Ganzen imponirend, in großen Linien und Verhältnissen.

Das Innere des Hofs mit dem das untere Stockwerk bildenden Säulengange ist aber noch aus dem sechzehnten Jahrhundert erhalten. (Der Beschluß folgt.)

Hans Holbein.

(Fortsetzung.)

Gleich am Eingange der Halle fuhr der Thürsteher in glänzender Tracht auf unsern Maler los, der bemüht war, die Rolle von seinem Gepäcke loszuschnallen und den Brief aus der schützenden Hülle zu wickeln. Diese Gegenstände wurden ihm abgenommen und in ein Zimmer getragen, und da man den Ueberbringer für einen Boten hielt, der von seinem Marsche ermüdet war, so gestattete man ihm, sich auf die große Steinbank niederzusetzen, um auszuruhen. Niemand kümmerte sich weiter um ihn, er aber betrachtete aufmerksam, was sich um ihn zutrug, und sah bald, wie Rolle und Schreiben von einem Herrn in die obern Gemächer getragen wurden, zu denen eine breite Marmortreppe führte. Kurz darauf erschien derselbe wieder in der Halle, und nachdem er sich mit einer lauten, herrischen Frage an den Thürhüter gewendet hatte, deutete dieser auf unsern Maler, der sich erwartungsvoll von der Bank erhob und nun mit natürlichem Anstande dem Fragenden entgegentrat. Obgleich er die Worte nicht verstand, die dieser an ihn richtete, so folgte er ihm dennoch, als er die Treppe langsam hinanstieg und ihn in eine Galerie führte, wo er ihn verließ, um in ein Zimmer zu treten. Holbein warf einen Blick umher und sah, daß die ganze Galerie gemalt war, und trotz des Dämmerlichts, konnte er wahrnehmen, daß es große geschichtliche Gegenstände waren, die sie anfüllten; das Herz schlug ihm vor Freude, und so, lebhaft aufgeregt, ging er zu der Thüre ein, die ihm der Führer öffnete, und stand einen Augenblick später in dem Kabinete des Großkanzlers, diesem selbst gegenüber.

In demselben Momente fiel ihm der Muth gewaltig, da er sich besann, wie er ja keines Wortes Englisch mächtig sey und nun nicht wußte, wie er sich dem Großkanzler verständlich machen sollte. Der große Mann aber, nachdem er unsern Künstler eine kurze Zeit schweigend betrachtet hatte, war seinerseits gar nicht verlegen darüber; denn im Nothfalle konnte er sich des Deutschen bedienen, vorläufig jedoch wählte er das Lateinische zur Begrüßung.

Thomas Morus, der an der Spitze einer despotischen Regierung stand, beschäftigte sich stets mit dem Ideale einer glücklichen Republik; er selbst so mächtig, war Allen dienstbar und willfährig, er, der Schätze sammeln konnte, blieb arm, und inmitten der ausschweifendsten Sinnlichkeit einfach und empfänglich für die Freuden des Familienlebens. Er war fest, von den strengsten Sitten, sehr gewissenhaft und zur Bigotterie geneigt. Seine äußere Erscheinung entsprach nicht der Hoheit seiner Würde und dem Glanze seiner Umgebung. Er stand, wie Holbein zu ihm eintrat, mitten in seinem Kabinette, von hohen Bücherschränken gefüllt, in einem langen, dunkelvioletten Tuchkleide, welches am Halse ein schmaler Hemdkragen säumte. Das Gesicht war mild, die Stirne verrieth den Denker und das Auge den Menschenfreund. Er las den Brief noch einmal, denn Morus liebte es, den Erasmus zu lesen; dann fing er an: „Mein Freund Erasmus denkt meiner stets in Liebe, und sendet mir Dich, von dem er des Lobes viel hinzufügt. Sey mir willkommen in meinem Hause, das Du als Gast bewohnen sollst, um Deine Kunst ungestört zu üben. Was Du darin vermagst, beweist mir das Bildniß meines Freundes Erasmus, welches mich entzückt hat. Schon diese Gabe, die Du mir beim Beginne unserer Bekanntschaft überreichst, verpflichtet mich zum regsten Danke. Zähle stets auf mich, ich werde Dir ein treuer, theilnehmender Freund seyn.“ Diese liebevolle Anrede rührte Holbein fast bis zu Thränen; er ergriff des Kanzlers Hand und drückte sie an seine Lippen. „Du hast ein weiches Künstlergemüth, und wie mir Erasmus schreibt, ist der bittere Kelch des Lebens an Dir nicht vorübergegangen,“ sagte der Kanzler; „hier soll er Dir nicht mehr nahen. Du sollst in der Welt Deiner Ideale leben, und nichts trübe Dir den innern Himmel. Und sollte dereinst Dein Weib — o schaudre nicht davor zusammen! — Dich hier aufsuchen: je nun,“ fügte er lachend hinzu, „so sagen wir, Du seyst nicht hier.“ — Mit Wohlgefallen hörte der Kanzler die Worte des Dankes und die Versicherungen der Ergebenheit, womit unser Maler diese freundliche Anrede erwiderte, dann schellte er und der Diener trat ein. „Folge ihm, mein Sohn,“ sagte Morus, „er wird Dir die Zimmer anweisen, die Du bewohnen wirst; es ist Raum genug in meinem Hause. Ich freue mich, daß Du hier bist, ich werde fortan ein Kind mehr haben.“ Dabei legte er die Hand auf Holbeins Haupt, und nachdem er dem Diener einige Befehle ertheilt hatte, entließ er den jungen Künstler, mit einer Empfindung im Herzen, die seit vielen Tagen nicht mehr darin eingekehrt war.

Holbein befand sich allein in einem großen Zimmer, woran noch eine Schlafkammer stieß und eine kleine Galerie, mit langen, bis zum Boden reichenden Glasfenstern, die ihm ganz dazu geeignet schien, als Werkstätte zu dienen. Eine gediegene Pracht umgab ihn; wohin seine Blicke fielen, glänzten Vergoldungen, die Kamine zeigten Säulen und Figuren von Marmor, und in den Wänden waren venetianische Spiegel angebracht, die Alles widerstrahlend vervielfältigten. Er war vom Wandern ermüdet, und das lezte Ereigniß, die glückliche Wendung seines Looses, hatte ihn vollends erschöpft.

Er sank auf das köstliche Lager, und Seide umrauschte ihn zum ersten Male in seinem Leben. Er fühlte sich glücklich, er schien das Vorgefühl einer ganzen ruhmvollen Laufbahn zu genießen. Er wähnte sich so sicher in dem Schutze des mächtigen Mannes; so trügerisch sind unsere Ahnungen, und Niemand in dem prächtigen Pallaste argwohnte, an wie schwachem Haar das Beil hing, das dem schönsten, würdigsten Menschenleben ein Ende machen sollte. Unser Holbein dachte am wenigsten daran. Er schlief die ganze Nacht ohne Traum, und nur im Augenblick des Erwachens glaubte er in seinem engen Stübchen zu Basel zu seyn, und war nicht wenig überrascht, von der hellen Sonne die ihn umgebende Pracht beschienen zu sehen, und unweit von sich einen artigen Mohrenknaben zu erblicken, der mit einem silbernen Räuchergefäß das Gemach durchduftete und den lächelnden Maler an das Gefolge der heiligen drei Könige erinnerte, wie er es selbst wohl zu malen pflegte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

B., Mai.

Briefposten in Frankreich und Großbritannien.

Die Briefposten sind in China und Japan seit undenklichen Zeiten bekannt; in Europa wurden die ersten Posten von Kaiser Augustus errichtet, die jedoch keinen andern Zweck hatten, als die Regierungsbefehle mit Sicherheit und möglichst schnell in alle Theile des römischen Reichs zu befördern. Unter Karl dem Großen hatten die Posten noch immer die nämliche Bestimmung; Ludwig XI. gab ihnen etwas mehr Ausdehnung, aber erst Karl VIII. erweiterte dieselben in der Art, daß sie auch für Privatangelegenheiten benuzt werden konnten. Von Frankreich verbreiteten sich die Postanstalten in die übrigen Theile von Europa, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß man solche in England unter der Regierung Eduards IV. nachgeahmt habe, obgleich die gleichzeitigen Geschichtschreiber darüber schweigen und erst im Jahr 1531 eines Generalpostmeisters Erwähnung geschieht. Bis gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts mangeln alle weitern Nachrichten in Betreff des Postwesens; es war in diesem Zeitraume, als man in England und Frankreich zur nämlichen Zeit damit anfing, etwas mehr Ordnung und Regelmäßigkeit in diesen Verwaltungszweig zu bringen. Man ernannte im Mai 1630 in Frankreich erbliche Postmeister und Couriere, welche jedoch ihre Stelle durch Erlegung einer gewissen Geldsumme erkaufen mußten. Im Jahr 1676 entschädigte der französische Minister Louvois alle jene Postbeamten, und ließ dann die Aemter für Rechnung der Staatskasse verwalten. Unter Ludwig XIV. wurde die Briefpost für die jährliche Summe von 1,200,000 Livres in Pacht gegeben; von nun an stieg allmählich die Pachtsumme, so daß beim Ausbruch der Revolution der jährliche Ertrag zwölf Millionen Livres betragen hat.

In England wurde im Jahr 1660 durch eine Parlamentsakte eine eigene Administration der Posten organisirt. Der Ertrag der Posten ist lange Zeit sehr unbedeutend gewesen, nämlich 1664 nur 21,000 Pf. und 1723, 201,000 Pf. Sterl. jährlich; im Jahr 1795 betrug der reine Ertrag schon das Dreifache, und dieser ist seitdem beträchtlich gestiegen. In Deutschland wurden die ersten Posten unter Kaiser Maximilian zuerst nur für die Niederlande und die kaiserlichen Erbstaaten errichtet. Karl V. übertrug diese Anstalt der Familie Taxis und ernannte ein Mitglied derselben im Jahr 1543 zum Oberpostmeister der Niederlande, so wie des deutschen Reichs. Im Jahr 1595 wurde Lamoral von Taxis für sich und seine Nachkommen mit den Posten im Reiche belehnt. Mehrere Reichsstände gestatteten jedoch diese Posten nicht und hatten ihr eigenes Postwesen; eben so machten andere Reichsfürsten im Jahr 1805 nach dem Preßburger Frieden die Post innerhalb ihrer Länder von sich abhängig.

Vergleicht man das Postwesen von Frankreich und England, so muß man anerkennen, daß die Postadministration in dem leztern Königreiche vorzüglicher als in jenem ist. Namentlich ist der Postenlauf in England um Vieles schneller, denn die Briefpost legt sechs englische Meilen in einer Stunde zurück, während dem sie in Frankreich in 45 Minuten eine Post durchläuft. Ferner ist im brittischen Reiche die Zahl der Postbeamten verhältnißmäßig geringer und der Nettoertrag um Vieles beträchtlicher. Indessen muß man hierbei in Betracht ziehen, daß die französischen Posten ein Land zu durchlaufen haben, das in Ansehung des Umfangs doppelt so groß ist, als das brittische Reich. Ueberdies besteht in Frankreich die Einrichtung, daß jede Dorfgemeinde täglich ihre Briefe expediren kann, was in England nicht der Fall ist. Wie bedeutend indessen die Verschiedenheit der Postadministration in diesen beiden Ländern sey, ersieht man aus dem Umstand, daß ungeachtet des weit lebhaftern Verkehrs in dem vereinigten Königreiche nur 1701 Postbeamte mit einer Besoldung von 107,952 Pf. St. (1,295,184 fl. rhein.), in Frankreich dagegen die doppelte Zahl, nämlich 3450 Beamte (im Jahr 1831) mit 4,134,000 Fr. (1,929,200 fl. rhein.) angestellt sind. Das englische Postpersonal steht sich außerdem auch weit besser als das französische, da die unbestimmten Einkünfte, nämlich Zusazporto für Briefe, welche nach der festgesezten Stunde aufgegeben werden, der Ertrag von Freiplätzen bei den Postcourieren und Paketbooten 2c., was so viel, manchmal mehr noch als die Besoldung ausmacht, den bei der Post Angestellten zu Gute kommen.

Der Ertrag der Posten bildet in den meisten Staaten einen wichtigen Theil der öffentlichen Einkünfte; im brittischen Reiche belief sich im Jahr 1831 der Reinertrag auf 1,569,058 Pf. St. (18,828,456 fl. rhein.), in Frankreich aber nur auf 15,171,000 Fr. (7,079,813 fl. rhein.), also nicht einmal die Hälfte, obgleich die Bevölkerung um $^2/_3$ stärker ist; freilich hat dieser Unterschied theilweise seinen Grund in der doppelt höhern Brieftaxe in England, wo ein einfacher Brief für 6 Stunden 5 Pence (15 kr.), in Frankreich nur 20 Centimes (nicht ganz 6 kr.) kostet; die Hauptursache ist jedoch die mehr oder weniger kostspielige Verwaltung, und daß diese in jenem Königreich besser und zweckmäßiger seyn müsse, ergibt sich aus dem Betrag der Administrationskosten, welche im Jahr 1831 in jenem Königreiche 658,525 Pf. Sterl. (7,659,900 fl. rhein.) und in diesem 18,718,000 Fr. (8,735,065 fl. rhein.), mithin mehr als die Nettoeinnahme betragen haben. In den deutschen Ländern ist die Lebhaftigkeit des Postenverkehrs damit nicht in Vergleich zu setzen, obgleich die fahrenden und Schnellposten ebenfalls vom Staate verwaltet werden. So ist unter Andern in Preußen mit 13 Millionen Einwohnern in dem Hauptfinanzetat vom Jahr 1832 der Reinertrag nur zu 1,100,000 Thaler (1,925,000 fl. rhein.), in Bayern zu 380,000 fl., in Baden zu 463,600 fl. angesezt, obgleich in allen diesen Ländern das Briefporto eben nicht besonders gering und nicht viel niedriger als in Frankreich ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 112.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Mai 1834.

Was bin ich denn, wenn es nicht möglich ist,
Der Menschheit Krone zu erringen,
Nach der sich alle Sinne dringen?

Goethe.

Hans Holbein.

(Fortsetzung.)

Die einfache, gottesfürchtige Sitte, welche im Pallaste des Großkanzlers herrschte, ließ den deutschen Maler sich bald heimisch fühlen. Er ward als ein Glied der Familie betrachtet und lebte im Ueberflusse, fern von Sorgen und Verdruß, nur seiner Kunst. Viele herrliche Bilder schuf er in jener Zeit, die noch jezt mit Bewunderung erfüllen, und die damals die weiten Galerien und die prächtigen Gemächer des ersten Staatsmannes in England schmückten. So wie der deutsche Maler ein Gegenstand der Verehrung war, so war er auch ein Gegenstand der Neugierde. Von seiner Herkunft, von seinen Schicksalen wußte man nichts; sein bleiches Aussehen, seine Zurückgezogenheit schienen auf frühes Unglück zu deuten. Der junge, herrliche, kranke, fremde Mann flößte seiner nächsten Umgebung eine große Theilnahme ein, von welcher er selbst keine Ahnung hatte. Alles was um ihn vorging, ward nicht von ihm bemerkt; er lebte in der idealen Welt seiner Schöpfungen. Aber die Veränderung seiner Lage mußte nach und nach auch eine Veränderung in seinem Gemüthe hervorbringen. Sein Leben zu Basel schwand fast gänzlich aus seiner Erinnerung; seine Frau konnte er sich jezt in freundlichern Verhältnissen denken; er war zufrieden, sie verlassen zu haben, und die Sorge, daß sie ihn aufsuchen würde, war vor dem Gefühl der vollkommensten Sicherheit gewichen. Nur selten wandelten ihn einzelne trübe Augenblicke jezt noch an, wenn er in seinem Museum die Augen auf den herrlichen Gestalten seiner Schöpfungskraft ruhen ließ. „Alles dies ist mein Werk," sprach er zu sich; „die Natur gab mir die Kraft und den Stoff, dazu einen Instinkt, und nun male ich, wie die Spinne spinnt, wie der Seidenwurm webt, wie der Biber baut. Ich male, weil ich muß! Aber welche Befriedigung gewährt mir diese Beschäftigung? Wo ist das Ziel meiner Rastlosigkeit? Werden diese Bilder nie die Welt erfreuen, erwärmen, entzücken? wird London nie erfahren sollen, daß ich hier lebe und schaffe? Soll ich mich nie sättigen dürfen an der Speise, wonach ich einst so sehr Gelüsten trug? Wo ist der Ruhm, den mir Erasmus verhieß? Ich werde nie die Frucht der goldnen Palme kosten! Es war eine Vorspiegelung, um mich desto leichter zur Flucht zu bewegen. Es hätte dessen nicht bedurft — ich war ja so unglücklich! und jezt bin ich glücklich, überglücklich!"

Diese Monologe kehrten nicht oft wieder, und sie endeten damit, daß er Pinsel und Palette ergriff und ein Stillleben entwarf, eine jener zarten, sinnigen Gruppen lebloser Gegenstände, die doch so warm und hold das Gefühl des Beschauers in Anspruch nehmen, und die man darum

in der Kunstsprache mit jenem Namen benannt hat. Künstliche Anordnung, Lieblichkeit der Formen, Harmonie der Farbengebung, Zauber der Beleuchtung verleihen diesen Schilderungen hohen Werth und Bedeutung und gewähren vollkommene Befriedigung. Hätte unser Maler nicht trübere Tage durchlebt, sein jetziges Schicksal würde mit dem edelsten Stilleben zu vergleichen gewesen seyn. Aber so groß der Zauber der Kunst, so mächtig die Ruhe der Gegenwart auch wirkten, sie waren nicht im Stande, das Gemüth des Künstlers gänzlich einzuwiegen, die Wunden seines Herzens zu vernarben und seine Forderungen an die Welt zu beschwichtigen, zu denen er sich berechtigt glaubte.

Der edle Gönner, den er gefunden hatte, beobachtete ihn mit Aufmerksamkeit. Er folgte seinen Schöpfungen mit prüfenden Blicken, und sah darin mit inniger Freude eine Stufenleiter wachsender Vollkommenheit. Bei seinen wichtigen Beschäftigungen als Staatsmann und Rechtsgelehrter, bei mannichfachen Sorgen, die ihm des Königs Leidenschaften auflegten, blieb sein Gemüth stets heiter und den Künsten zugethan. Holbeins Stimmung war dem großen Menschenkenner aus der Reihe seiner Bilder klar geworden. Er erkannte darin seine Ruhe und sein Glück, sein Streben wie seine unbefriedigte Sehnsucht.

Drei Jahre waren auf diese Weise vorübergegangen. Holbein stand auf der Höhe des Lebens und der Kunst, und Morus war zu edel, um diesen Schatz als einen Raub sich anzueignen und ihn vor den Augen der Welt zu verbergen. Auch fühlte der große Mann schon, daß die Sonne seines Glücks sich zu umwölken begann, und wenn sein klarer Geist sich auch noch nicht die schreckliche Katastrophe vorstellen konnte, die ihm so nahe bevorstand, so dachte er doch schon daran, daß aller Reichthum, aller Glanz, die ihn umgaben, in Trümmer fallen könnten, und war bemüht, das ihm Theuerste, Werthvollste, das Schicksal seiner Angehörigen und der ihm enge Verbundenen von seinem Schicksale zu trennen und für die Dauer fest und selbstständig zu begründen. Niemand konnte diese geheime Triebfeder ahnen, denn noch war kein Stein an dem Bau seiner Größe und Herrlichkeit verrückt, noch erfreute er sich des größten Ansehens und der höchsten Gunst.

Mit gewohnter Herzlichkeit redete er eines Morgens Holbein an, als er diesen in seiner Werkstatt überraschte. „Ich bin mit Dir zufrieden, mein Sohn. Ich habe Dich geprüft und gefunden, daß Du jezt mit allen Ansprüchen, die ein großer Künstler zu hegen berechtigt ist, in die Welt treten darfst; Deine Bilder sind werth des Namens, den ich Dir beilege: Du bist der König der Maler. Nicht länger mehr sollst Du in der Verborgenheit meines Hauses Deine Werke schaffen, von heute an gehörst Du der Welt. Die Bewunderung, die Du verdienst, soll Dir zu Theil werden; der Ruhm soll Deine Scheitel umkränzen. Ich will Dein Schuldner nicht länger bleiben. Du wirst Mittel erhalten, auch fern von mir als unabhängiger Mann ein angenehmes Leben zu führen. Du sollst frei und glücklich seyn.“ Wie plötzlich und unvorbereitet alle Veränderungen in Holbeins Leben hereingebrochen waren, so auch diese. Er war der Sprache nicht mächtig und wußte nicht, ob er seinem Beschützer danken, oder das ihm zugedachte Glück ablehnen sollte. Morus sah seine Verwirrung und wußte sie zu deuten. „Du liebst mich wie einen Vater,“ sagte er; „der Sohn kann aber nicht immer um den Vater bleiben, und auch Du mußt mich verlassen.“ Er betonte das Wort mußt mit größtem Nachdrucke, und seine Stirne, die sonst immer ruhige Heiterkeit zeigte, trübte sich. „Ich erwarte einen Gast heute,“ fügte er dann hinzu, „der ein Freund von Gemälden ist und der von Deiner Kunstfertigkeit gehört hat. Er soll Dich sehen und sprechen, ich hoffe für Dich die günstigste Wendung davon. Entferne Dich daher diesen Abend nicht aus meinem Hause und harre unser in der Gemäldegalerie.“ Holbein konnte den ganzen Tag über nicht malen. Sein Herz schlug ungestüm kommenden Ereignissen entgegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Niederländische Briefe.

(Beschluß.)

Wenn man, wie die Italiener und Franzosen es wohl thaten, mit dem Namen des Gothischen einen verwirrten, geschmacklosen Bau bezeichnen will, so ist nichts gothischer als dies, obgleich der Architekt gewiß geglaubt hat, im italienischen Style zu arbeiten. Denn die buntesten, widersprechendsten Formen finden sich hier, wie mit absichtlicher Auswahl vereinigt. Säulen, deren Stamm wie eine Flasche mit weitem Bauche und engem Halse geformt ist, dann wieder andere, die aus einer Menge einzelner Steinblöcke zusammengesezt sind, darüber bald gedrückt runde, bald gespreizte, in eine Spitze auslaufende Bogen; dann wieder korinthische und römische Pilaster, klein und verkrüppelt, als ob nicht Raum genug, und dann wieder Arabesken der schwersten Art darüber ausgestreut, als ob der Raum gar nicht zu füllen gewesen wäre. Auch hier also wieder die auffallende Erscheinung, daß, obgleich der antike Styl sowohl als der gothische beide einfache Abtheilungen, durchgehende Linien und Richtungen, und mithin eine klare, leicht zu übersehende Gestalt gewähren, der Uebergang von der einen zur andern so wunderliche,

verwirrte Formen hervorbrachte. Es erklärt sich dadurch, daß die horizontale und vertikale Richtung beide sich geltend machten, daß also ihre Linien sich gleichsam kreuzten, und daher kommt es auch, daß die Entartung des gothischen Styls und die Einführung der neuen, antikmodernen Formen historisch viel mehr in einander laufen, als man es gewöhnlich darstellt. Es gab eine Zeit lang ähnliche Resultate, gleichviel, ob der Architekt im Style des Mittelalters oder im neueren zu bauen glaubte. Sowohl bei jenen noch gothisch konstruirten, überladenen Bauten, als bei diesen schon modernen wurde ich häufig an maurische Architektur erinnert, namentlich durch die geschwungenen und zugespitzten oder plattrunden Bogen und durch die Arabesken, welche die Wände bedeckten, obgleich freilich Alles sehr weit von maurischer Zierlichkeit entfernt war. Man träumt zum Theil noch jezt von einer Herleitung des christlichen Baues aus der maurischen Architektur; allein wenn je ein solcher Einfluß Statt gefunden hat, so war es nicht im Anfange, sondern am Ende des Mittelalters. Das Wesen der maurischen Baukunst ist durchaus willkührlich und phantastisch. Dies spricht sich in allen Formen aus, in Säulen und Bogen, im Schmuck der Gewölbe und in der Wandverzierung. Von der Wölbung hängen kleine Theile, wie fallende Tropfen, herab, und an den Wänden schneiden sich schräge Linien, die den beiden natürlichen Richtungen, der horizontalen und vertikalen, gleich entgegen sind. Ein solche Bauart war geeignet, den Reiz des reichsten Schmuckes zu entwickeln, aber sie hatte mit der konsequenten, einfachen, ernsten Weise des frühern Mittelalters nichts gemein. Als dagegen diese sich überlebt hatte und selbst in eitle Zierde ausartete, da erst trat eine innere Verwandtschaft ein. In den Kreuzzügen war nichts Maurisches in die christliche Kunst gekommen. Selbst im Oriente sind die christlichen Gebäude oft im reinsten gothischen Style. Die Quelle, durch die es in das übrige Europa kam, war Spanien. Hier war schon längst durch die Berührung mit den Arabern ein Element orientalischer Fülle in das Leben und den Geschmack übergegangen. Nun trat gerade zu der Zeit, als die gothische Architektur erlosch und die ersten Anklänge des Modernen aus Italien ausgingen, die Eroberung von Granada ein; spanische Granden bezogen die Palläste maurischer Fürsten, und das Auge gewöhnte sich an diese üppigen und zierlichen Formen. Da kam es denn wohl, daß der maurische Besitzer vor der Vollendung des Werkes vertrieben war, und der christliche Architekt gothische Reminiscenzen und neu erhaltene italienische Lehren mit dem vorhandenen arabischen Gebäude verbinden mußte. In dem großen Werke von Alexander Delaborde finden wir unter der Zahl damals gebauter Palläste des Königs und der Großen manche, welche die Mischung des Maurischen und Antiken sehr deutlich zeigen. In einer Zeit des Reichthums und der Macht mußten sich aber diese Elemente zu einem festen Style verbinden, der dann mit andern spanischen Sitten auch jenseits der Pyrenäen sich verbreitete. Vor Allem aber mochte er in den Gegenden Eingang finden, wo die üppige Sitte des burgundischen Hofes der Neigung zum Prächtigen und Uebervollen ohnehin schon Eingang verschafft hatte. — So träumte ich auf dem Hofe des Pallastes von der Verbindung entfernter Zeiten, bis ein Volkshaufen, den ein unbedeutendes Ereigniß zusammenführte, mich wieder in die unruhige Gegenwart versezte.

Am folgenden Tage gegen Mittag fuhr ich wieder mit dem Marktschiffe ab. Es war dicht besezt, zum Theil von Solchen, denen der gegenwärtige Zustand der Dinge in Lüttich nicht behagte; sobald wir vom Ufer abstießen, lösʼte einer nach dem andern das gelb und rothe Bändchen aus seinem Knopfloche, bald mit Seufzen, bald mit Lachen. Die Hälfte des Weges nach Maestricht geht noch zwischen Höhen durch; aber bald nimmt das Land einen holländischen Charakter an: flache, der Ueberschwemmung ausgesezte Wiesen. Auch die brabantische Bauart in Ziegeln von abwechselnder Farbe, die im Wallonenlande nicht vorkommt, zeigt sich wieder. Bald verliert die Gegend das Interesse, bis sich der berühmte Petersberg hebt, ein breiter Bergrücken, an dem sich einzelne Oeffnungen zeigen, Zugänge zu den ausgedehnten Tropfsteinhöhlen. An einzelnen Stellen sind ihrer so viele, und sie liegen so hoch, daß man an die Grabgebirge Egyptens erinnert wird. Noch vor Sonnenuntergang stiegen wir in Maestricht an's Land, empfangen von Polizeibeamten, die unsere Pässe abnahmen, und von einer Menge Neugieriger, welche die Leute sehen wollten, die der großen Revolution in Lüttich entronnen waren. Unterwegs hatte man uns einmal die Nachricht an Bord gebracht, auch in Maestricht sey der Aufstand ausgebrochen; hier fand sich aber Alles in der größten Ruhe, man nahm an den Begebenheiten in Lüttich und Brüssel nur den Antheil der Neugierde, und die Freunde der königlichen Sache sprachen sich ohne Scheu aus. Ueberhaupt bildete hier Alles einen Kontrast gegen Lüttich; statt jener geräuschvollen Unruhe des französischen oder belgischen Wesens fühlte man hier überall den ruhigen, bedächtigen Takt des Holländers durch. Die Politik hatte hier auch schon ihr ausschließliches Recht verloren, man durfte wieder nach andern Dingen fragen. Die Familienangelegenheiten traten mehr hervor; in meinem Gasthofe z. B. beschäftigte ein kleiner Zwist der Tochter des Hauses mit ihrem Bräutigam die Gäste viel mehr als das Schicksal des Landes. Mit Einem Worte, ich fühlte, daß ich wieder eine Stammesgrenze

überschritten hatte, und ich kann nicht leugnen, daß es mir wohl that, hier schon die Luft, die von Deutschland herüberwehte, zu spüren.

Korrespondenz-Nachrichten.

B., Mai.

(Beschluß.)

Briefposten in London und Paris.

Die glänzenden Resultate seines Postwesens, beträchtliche Einnahme bei verhältnißmäßig geringem Kostenaufwand, verdankt das brittische Reich der Einrichtung, daß die Postrelais auf allen Punkten der drei Königreiche an die Wenigstnehmenden in Entreprise gegeben werden; das Postoffice erspart dadurch bedeutende Ausgaben, und ist der schnellen Weiterbeförderung des Brieffelleisens um so mehr versichert, da die Unternehmer kontraktmäßig dazu verpflichtet sind. In Frankreich dagegen ist in Folge des Gesetzes vom Juli 1793 die Postadministration genöthigt, sich zum Transport der Mallespostes ausschließlich der von der Regierung eingesezten Postmeister zu bedienen. Der hiedurch entstehende Unterschied gegen eine Entreprise an Privatunternehmer wird jährlich auf fünf Millionen Franken geschäzt, und ist folglich nicht allein für dieses Königreich, sondern auch für andere Staaten bedeutend genug, um zur Nachahmung der brittischen Postadministration aufzufordern.

Wir geben noch einige Notizen über die Briefposten in London und Paris. Man hat berechnet, daß im Durchschnitt jährlich in London 12,600,000 Briefe ankommen und 16,200,000 abgeben; durch die Stadtpost werden deren 14,450,000 befördert, im Ganzen 43 Millionen Briefe. In Paris beläuft sich die Zahl der angekommenen Briefe auf 11½ Million, die der abgegangenen auf 25 Millionen, und auf der Stadtpost werden beiläufig 5 bis 5½ Millionen expedirt. Im ganzen Königreich Preußen hat sich die Zahl der auf sämmtlichen Postämtern angekommenen Briefe im Jahr 1832 auf 30,371,345, der Pakete auf 6,770,095 Stück, und der Geldsendungen, baar, Papiergeld und Cours habende Papiere, auf 303,855,846 Thaler belaufen.

Die Expedition der Briefe in London, wo im Durchschnitt täglich 120,000 Briefe ankommen und abgehen und 90,000 Zeitungen abgeschickt werden, wird von 5 höhern und von 260 gewöhnlichen Postbeamten besorgt. Die Schnelligkeit und Accuratesse grenzt an das Wunderbare, denn in weniger als drei Stunden hat man 30 bis 36,000 angekommene Briefe durchgesehen, tarirt, gestempelt und an die Briefträger abgegeben. Zur Besorgung des nämlichen Geschäfts sind zu Paris 5 höhere und 510 gewöhnliche Postbeamte, welche täglich 115,000 eingelaufene und abgehende Briefe zu besorgen und die Versendung von 85,000 Zeitungen zu bewerkstelligen haben. Die Expedition geschieht in Paris nicht schneller, als in London, obgleich das Postpersonal gerade doppelt so stark ist, als in der lezten Hauptstadt. Es scheint demnach, daß die Engländer nicht nur ganz vorzüglich zu dergleichen Geschäften geeignet sind, sondern auch die Vertheilung der Arbeit ganz dem Zwecke — Schnelligkeit und Ordnung — entsprechend sey. Eine kleine oder Stadtpost besteht in London seit dem Jahr 1683, die sogenannte zwei Pfenningpost. Man kann sich einen Begriff von dem Nutzen einer solchen Anstalt in einer so großen Stadt machen, wenn man bedenkt, daß dadurch täglich 40,000 Briefe expedirt werden. Die tägliche Vertheilung geschieht durch die Omnibus, in welchen die Briefträger nach den Vorstädten und nach den vom Mittelpunkte der Stadt entfernten Orten geführt werden. Paris verdankt dem Staatsrath Chaumousset seine Stadtpost; sie wurde im Jahr 1759 errichtet, und unterscheidet sich von der Londoner dadurch, daß der Dienst durch reitende Faktoren verrichtet wird. Seit einigen Jahren besizt Berlin eine ähnliche Stadtpost.

Auflösung des Kettenräthsels in Nr. 106:

Sch R K F
äu e ei eu ey
men gen le er

Kettenräthsel.

In siebzehn Logogriphen.

Mit

9.

ey: Ein früheres Jahrhundert schrieb
Von dem, der nicht zu Hause blieb:
Er hat sich auf die —ey— begeben;
Doch schreibst es du: fort ist die Gunst
Der heutigen Rechtschreibekunst,
Es zürnt der Herr Provisor dir.
i: Macht einen —i— durch dein Papier.

10.

i: Ein heimliches Versteck,
Ein furchtbar großes Spiel,
Der Feinde Leben ist
Sein oft getroffnes Ziel.
ie: Ein offenes Versteck,
Ein schweres Räthselspiel;
Es trauert, lacht und zürnt,
Doch trau' ihm nie zu viel.

11.

ie: — es ist die frei'ste Kunst,
Welche Fürst und Bettler üben,
Wer durch der Natur Ungunst
Sie entbehrt, mag sich betrüben.
Thiere selbst sind eingeweiht,
Zarte Blumen üben sie,
Aller Kräfte sanften Streit
Uebet und vollendet sie.
o: — es ist euch keine Kunst,
Denen jene Kunst gelungen,
Wird euch ja, wie eure Gunst
Recht freiwillig abgezwungen.
Ein vollkommner Meister ist
Seiner Rede Gegenstand;
Auch wenn ihr die Rede mißt,
Spricht es doch von seiner Hand.

12.

o: Deutsch barbarisches Volk, doch mit Sinn für Wissen und Künste,
Das einst herrschte zu Rom, bis es ein Grieche vertrieb.
d: Deutscher Dichter von Rang dreizehn Jahrhunderte später,
Der sich in Rom mit Stolz einen Barbaren genannt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 113.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 12. Mai 1834.

Mein Lied beschreibt den Stern, der, weit von unsern Kreisen,
Nur selten sich uns naht, uns Kopf und Schweif zu weisen,
Und wenn er sich so tief in unsre Welt verirrt,
Des Weisen Neugier reizt, des Pöbels Schrecken wird.

Kästner.
1744.

Vom Halleyschen Kometen.

Zu den Regionen, wo eine Anzahl friedlicher planetarischer Bürger in ewig gleichen Kreisen und in derselben Richtung ihre Lebensbahn verfolgen und sich eines bürgerlich engen, ewig gleichförmigen Daseyns freuen, kommen zuweilen aus weiten Fernen irrende Ritter herüber, Kometen genannt. Von jeher waren den Menschen diese Commis voyageurs des Aethers, diese Sendlinge einer unbekannten Weltpropaganda nicht geheuer. Sie kamen, man wußte nicht woher, sie gingen, man wußte nicht wohin; man ahnte, sie brachten etwas, sie nahmen etwas mit, und wußte es nicht zu nennen; der französische, jezt auch der märkische Bauer, der den Telegraphen spielen sieht, versteht mehr von der lustigen Depesche an den Präfekten, als wir von der Chifferschrift der Kometenschweife. Aber die Ahnung des Bedeutsamen findet bald ein Wort, und so hielt man denn seit den ältesten Zeiten, nicht sowohl die Schicksale des ganzen Menschengeschlechts, deren Kreis zu weit ist für die Selbstsucht und das Verständniß der Menge, als diejenigen des einzelnen Volks und Stamms für bedeutend genug, daß ihre Wechselfälle durch jene Gespenster mit den langen schleppenden Gewändern am Firmament verkündigt werden sollten.

Das Schiff der Erde lag einst festgeankert über der Tiefe, und alle Lichter des Himmels gehörten zum Inventarium der Arche; die Sonne war die große Schiffsleuchte und der Mond das stetig wandelnde St. Elmsfeuer über dem Takelwerk der Wolken. Drohte der Mannschaft in irgend einem Winkel ein schweres Unheil, lag etwa ein Hochbootsmann im Sterben, so kam aus den Tiefen des Himmels ein Ungeheuer hergeschwommen, Bote und Zeuge des Jammers zu seyn, wie vor dem Sturm die Delphine bang und neugierig die Köpfe aus der Fluth recken. Aber die Wissenschaft hat die Anker gelichtet; wir steuern nun im Troß einer ungeheuern Flotte mit vollen Segeln einem unbekannten Ziele zu, und aus den Kometen sind tückisch schweifende Brander geworden, deren einer leicht die Erde entern und in die Luft sprengen könnte. So hat sich der spießbürgerliche naive Aberglaube zu einem kosmopolitisch-wissenschaftlichen potenzirt.

Gerade zur Zeit des größten mathematischen Wissensdünkels, im vorigen Jahrhundert, da man beinahe hoffte, dereinst das Räthsel alles Daseyns in einer algebraischen Formel aussprechen zu können, beschäftigte man sich am meisten mit der Möglichkeit des Zusammentreffens eines Kometen mit der Erde. Man hatte die Anschauung gewonnen, daß die Erde nichts ist als ein Sandkorn am Strande der Unendlichkeit, und mit dieser Ueberzeugung,

die der Demüthigung so gut dient wie der Erhebung, den Glauben an das unveräußerliche Recht unsers Wohnplatzes auf ewige Dauer verloren. Die Mathematiker berechneten, in welcher Weise der Besen eines Kometen den lebendigen Staub vom Erdball fegen würde, und die in abgeschmackte Furcht gesezte Menge tröstete sich noch abgeschmackter mit der Vorstellung, daß die Wahrscheinlichkeit eines solchen Falls eine unendlich kleine sey, oder engherzig mit dem Motto des ganzen lustigen achtzehnten Jahrhunderts: après nous le déluge! Heutzutage aber lernt man erkennen, daß der ganze Kreis unsers Wissens mit dem Seyn der Dinge an sich so wenig eine Parallaxe bilden will, als der Durchmesser der Erdbahn mit dem Fixsterngewölbe, und damit ist Alles, was im Himmelsraum jenseits der Mondberge liegt, wiederum möglich geworden; denn das Universum ist uns kein mechanisches Kunststück mehr, sondern ein Organismus, in welchem ein kleinster Theil von allen übrigen, nicht bloß nach starren mechanischen, sondern nach scheinbar willkührlichen, freien Gesetzen angeregt wird.

Seit ein Conclave und eine Thronbesteigung sich im Kalender der menschlichen Gehirne nicht mehr roth drucken, sind die Kometen des Dienstes am Pfühl von Päbsten und Königen entlassen, und auch mit dem Türken ist's aus; ohnehin, wenn ein Komet sich noch mit diesen Händeln befaßte, müßte er jezt seine Ruthe, statt nach dem Reich, nach den Dardanellen zücken. Was den großen Haufen betrifft, so haben die Astronomen immer noch das angenehme Geschäft, zu demonstriren, wie der Mensch mit derselben Zuversicht einem Kometen in's Gesicht lachen könne, womit einer in ein Glücksrad greifen würde, das unter Millionen Nieten sein Todesurtheil Einmal enthielte. Aber in der Wissenschaft taucht der Glaube auf, die Kometen möchten denn doch auf ihren weiten Wanderungen durch den Himmelsraum, in ihrem unverkennbaren Verhältniß zur Sonnenatmosphäre, Träger von Einflüssen seyn, welche für das Gesammtleben der Erde keineswegs gleichgültig, freilich für uns rein unberechenbar sind; und dies schon darum, weil wir kaum erst erkannt haben, daß wir und Alles, was auf Erden lebt, nur Parasiten eines kugelförmigen Organismus sind, und wir von dem seltsamen Räderthier, das uns trägt und nährt, kaum erst die Oberhaut recognoscirt haben, während wir vom Herd seines eigentlichen Lebens und seinem Pulsschlag so wenig wissen, als die Flechte vom lebendig kreisenden Saft der Eiche. Was sich vom wissenschaftlichen Standpunkt aus über diese Einflüsse der Kometen nicht sowohl sagen, als vermuthen und glauben läßt, hat einer unserer Mitarbeiter vor Kurzem (s. Nr. 178 — 182. 184 — 188. 1833.) auseinandergesezt, und wir verweisen darauf. Dießmal gedenken wir uns aber vom Gebiete der Phantasie ganz fern zu halten und aus den Protokollen des Aberglaubens und der Wissenschaft, neben einigem Allgemeinen, die Geschichte desjenigen Kometen darzustellen, der in mehr als einer Beziehung der merkwürdigste von allen genannt zu werden verdient. Die Ueberschrift besagt, daß wir den sogenannten Halleyschen, gegenwärtig so viel besprochenen meinen. Von Beruhigung, so beliebt der Artikel seyn mag, wird dabei nichts vorkommen; denn man sollte meinen, es sey Alles gesagt, wenn man ein für allemal versichert, der schöne Halley, wie dieser Komet noch widersinniger als geschmacklos auf dem Titel einer populären Schrift heißt, sey weit entfernt von der, übrigens harmlosen Tücke des unbedeutenden Biela, d. h. seine Bahn sey so gelegen, daß sie die Erdbahn gar nie schneiden könne. Wenn wir dagegen in geschichtliche Details eingehen, rechnen wir darauf, daß das Naturgefühl, welches sich sonst als Kometenfurcht aussprach, jezt als lebendiges Interesse an jenen Weltkörpern äußert, welche die Einförmigkeit unseres Sonnensystems so angenehm brechen, wie ein gereister Mann das Alltagstreiben eines Philisterklubbs. Zwar uns erzählen sie nichts; was wissen wir aber, wenn sie in wunderlichem Aufzug und seltsamen Ganges am Thron der Königin des Tages vorüberziehen, welche Meldung sie da bringen, oder welche Parole sie holen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Hans Holbein.

(Fortsetzung.)

Im Pallaste des Kanzlers herrschte große Lebendigkeit. Die Silberkammer wurde geöffnet und die Prachtgefäße hervorgeholt, um mit Blumen, Speisen und Getränken gefüllt zu werden. Der Haushofmeister und alle Bedienten zogen ihre Gallaröcke an und eilten hin und her, um zu befehlen, zu ordnen, zu bereiten und den Rost der Gewohnheit und des täglichen Lebens zu entfernen, oder, wo das nicht angehen wollte, mindestens mit festlichem Glanze zu verdecken. Unter diesen Vorbereitungen war der Abend herangekommen, und ein Strom von Licht ergoß sich durch den Pallast. Das Portal schimmerte in buntem Feuer; es war ein königlicher Glanz. Morus zeigte an jenem Abende, welchen Rang er in der Gesellschaft einnahm. Die Thore und Gitter standen weit geöffnet, und ein neugieriger Pöbel hatte alle Zugänge des Pallastes besezt. Schon begannen sich die Säle mit Gästen zu füllen, und Morus selbst, im weitfaltigen Sammtrocke, die breite Goldkette mit Edelsteinen, als Zeichen seiner Würde, um den Hals, empfing die Versammlung in der Gemäldegalerie. Plötzlich

hört man ferne Trompeten; es entsteht eine Unruhe in den Sälen, Diener rennen hin und her, der Haushofmeister nähert sich Morus und bringt ihm eine Meldung. Dieser steigt die Treppe hinab, an deren Marmor sich heute ein persischer Teppich schmiegt, und begibt sich unter das Thor in ruhiger Erwartung. Die Trompeten erschallen näher, es sprengen Reiter vor und treiben das gaffende Volk auseinander, endlich erscheint ein großer Mann, von einem starken Gefolge begleitet, der dem Kanzler die Hand reicht und von ihm mit Ehrfurcht empfangen wird. Arm in Arm schreiten sie dann die Treppe hinan.

Der vornehme Gast war erstaunt über den Luxus, der ihn umgab. Es schien, als sey er gewohnt, die Wohnung des weisen Morus anders zu sehen. Was ihn jedoch am meisten überraschte, war der Schatz, der in der Gemäldegalerie seine Pracht entfaltete, und hier besonders die Wand, welche eine Reihe ganz frischer Bilder zeigte, von neuer Auffassung und Behandlung, in jugendlichem Farbenglanze, mit den durchsichtigen Schattenpartbien und den klaren Lichtern. Es war die Frucht von Holbeins dreijährigem Fleiße. Die Gäste standen in stiller Bewunderung davor, aber der Vornehmste unter ihnen lief mit Hastigkeit von einem Bilde zum andern und erschöpfte sich in Ausrufungen. Die lieblichen, ausdrucksvollen Köpfe der Frauen, ihre weißen Schultern, von wehenden Federn und Blumen beschattet, aus der Hülle verrätherischen Flors emportauchend, wie aus Wellen von Schaum, der köstlichste Atlas und Sammt, die in prächtigen, schweren Falten die Glieder umgaben, und die Wahrheit des Fleisches, die Farbe der Haut erhoben; diese schmachtenden, sehnenden, feurigen Blicke, diese schwellenden Lippen, dieses üppige, wollüstige, athmende Leben — Alles entzückte, Alles verdiente vergöttert zu werden. Man streckte unwillkührlich diesen herrlichen Gestalten die Hand entgegen, als sollten sie ihren Rahmen entsteigen, um unsere Welt zu verschönen und neben uns darin zu wandeln. Der große Eindruck, den diese Werke auf den vornehmsten der Gäste hervorbrachten, theilte sich nun Allen mit, und selbst die früher theilnahmlos waren, ließen jezt ihrer Bewunderung freien Lauf.

Holbein war gegenwärtig. Unbeachtet von der Menge hatte er sich zu dem Dienertroß gesellt, der in einer Säulennische mit den Vorbereitungen zur Kollation beschäftigt war. Er war ganz Ohr, ganz Auge, nichts entging ihm; alles Blut seines Herzens war ihm in den Kopf gestiegen, es sauste ihm in den Ohren, es flimmerte vor seinen Blicken, ein Fieber hatte ihn ergriffen. Eine Pause war eingetreten. Der vornehmste der Gäste war stumm betrachtend vor einem der Gemälde stehen geblieben. Holbein hatte Fassung genug, ihn genau zu betrachten. Der große, starke Bau, der ernste, bärtige Kopf, den man nicht ohne Scheu anblicken konnte, die Art, wie sich der Mann auf einen dicken Stab stüzte, den er in die eine Seite gestemmt hatte, gaben ihm eine Aehnlichkeit mit Herkules. Holbeins Gedächtniß durchfuhr bei diesem Anblicke wie ein Bliß die Bekanntschaft mit dem Elsässer am Tage seiner Ankunft und dessen Erzählung. Er hatte nicht Zeit, lange darüber seine Betrachtungen anzustellen, denn der Fremde warf mit Ungestüm beide Arme in die Höhe und rief: „Wo ist der Künstler, der dies Alles gemalt hat?“ Dann ließ er seine Blicke ringsumher im Kreise schweifen; Thomas Morus folgte ihnen mit den seinigen, aus denen Freude leuchtete. Holbein fühlte sich erstarrt, seine Füße wankten, er mußte sich an einer Säule halten. Der Fremde bemerkte ihn sogleich in der sonderbaren Bewegung, die ihn ergriffen hatte, und ohne eine Antwort auf seine frühere Frage abzuwarten, schritt er rasch auf den Künstler zu, und dicht vor ihn hintretend, sagte er in rauher, herrischer Art zu ihm: „Wer hat Euch gelehrt, solche Schönheiten zu erschaffen, sie mit solchem Glanze zu umgeben und ihnen einen Zauber zu verleihen, der sich aller Gemüther bemächtigt? Ihr beschämt nicht nur alle Künstler an meinem Hofe, sondern diesen selbst, indem Ihr die gerühmtesten Herrlichkeiten desselben in den Schatten stellt. Bei meinem Haupte, dies Beginnen verdient exemplarische Bestrafung!“ Holbein wagte nicht die Blicke vom Boden zu erheben; er fühlte es, daß er, von einer ungeheuern Macht getrieben, seiner Bestimmung näher rücke. „Ihr sollt nicht mehr Eurer stillen Beschäftigung leben,“ sezte hierauf mit milderm Ausdrucke der König hinzu, „Ihr sollt mir folgen und mein Maler fortan seyn;“ dann zu Morus gewendet: „Wie nennt man diese kostbare Pflanze, die mein weiser Kanzler, fern von der Welt, im Innern seines Pallastes, so schön zur Reife brachte?“ — „Hans Holbein, mein König,“ erwiderte Morus; „er ist mir von Erasmus von Rotterdam empfohlen worden, und ich nahm ihn bei mir auf, als er fremd aus Deutschland hier ankam. Seine Bescheidenheit erlaubt ihm keine Antwort; wenn ich aber meinen wackern Künstler recht kenne, so dankt er mit gerührtem Herzen Ew. Hoheit für so viele Huld, und wenn es Euch gefällt, so gehören diese Gemälde, die so glücklich waren, Beifall vor Euren Augen zu finden, gleich wie der Maler, der sie schuf, meinem gnädigsten Könige an.“ — „Wie sollte ich Euch aller Eurer Schätze berauben, mein würdiger Morus!“ versezte hierauf der König. „Diese Bilder behaltet und erfreuet Euch daran; aber der Maler sey mein, ihn nehme ich mit mir. Hans Holbein soll der Großmeister des Geschmacks an meinem Hofe werden. Er soll entscheiden unter allen Damen und

Kavalieren in Sachen der Schönheit, er soll unsere Feste anordnen, und von seinen Aussprüchen keine Berufung auf einen Höhern stattfinden.“

Holbein hatte seine Säulennische verlassen und war vor dem Könige auf ein Knie niedergesunken, und Heinrich reichte hier einem armen Künstler freundlich dieselbe Hand, die später so viele Bluturtheile vollziehen ließ, die aber dem Künstler immer gnädig geblieben ist. Der König hatte ein Herz, das sich der Schönheit zuwendete, und wollte sein Haupt mit den Segnungen der Künste umgeben, seine Brust mit ihrem Frieden erfüllen, um den innern Sturm, die Heftigkeit seiner Leidenschaften zu beschwichtigen, zu mildern und zu brechen, und auf solche Weise das Schreckliche seiner Erscheinung den armen Sterblichen, denen sie nahte, nicht so fühlbar werden zu lassen.

Der folgende Tag sah Holbein seinem heitern Asyle entrissen und die Mittagssonne beschien seine ersten Schritte an dem Hofe Heinrich des Achten. Er ward bald zum englischen Nationalmaler erhoben, und nun im Glücke endlich beugte er sich vor der Klugheit des Erasmus und der Wahrheit seiner Vorherbestimmungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, 1834.

Unterrichtswesen und Anstalten in Belgien seit der Revolution von 1830.

Schwerlich dürfte ein Gegenstand aufzufinden seyn, der, aus dem nämlichen Gesichtspunkte betrachtet, so verschieden beurtheilt, oder in dessen Hinsicht widersprechendere Resultate von den nämlichen Ursachen hergeleitet worden, als der Zustand des öffentlichen Unterrichts und der Volkserziehung in Belgien während und seit seines Abfalls von Holland, in Vergleich mit dem, was dies Land, in der nämlichen Beziehung, unmittelbar vor dieser Epoche aufzuweisen hatte. Man braucht gerade nicht weit in der Civilisationsgeschichte der beiden Bestandtheile des ehemaligen Königreichs der Niederlande zurückzugehen, um den auffallendsten Kontrast zwischen der Tendenz des höhern, mittlern und niedern Unterrichts und den Leistungen der denselben gewidmeten Anstalten in den nördlichen und in den südlichen Provinzen dieses vereinigten Staates wahrzunehmen. Während Holland sich schon in den lezten Decennien des verflossenen Jahrhunderts mit dem löblichsten Eifer und unermüdlichsten Fleiße, rücksichtlich der Verbesserung der Lehrmethode und der zweckmäßigern Einrichtung der Schulen, an Deutschland anschloß, aus einer Anfangs sich eben so gering ankündigenden, als späterhin sich mächtig ausbreitenden Stiftung, *) die ihr Daseyn 1784 einem protestantischen Geistlichen verdankt, eine wohlthätige Reform in allen Zweigen des Volksunterrichts hervorgehen sah, und es in kurzer Zeit so weit zu bringen wußte, daß bekanntermaßen die von Napoleon dahin geschickten Kommissäre Cuvier und Noël, welche den Auftrag hatten, die neuen batavischen Unterthanen für die Wohlthaten der hochgepriesenen kaiserlichen Universität empfänglich zu machen, in ihrem amtlichen Bericht nicht undeutlich zu verstehen gaben, man thäte vielleicht besser, die französischen Lehranstalten nach holländischem Muster umzubilden: während all dies in Holland geschah, war Belgien nicht nur auf der niedrigen Stufe seiner Volksaufklärung, welcher es Joseph II. vergeblich zu entreißen strebte, stehen geblieben, sondern that seine Anhänglichkeit an dem, was noch aus der spanischen Zeit bestand, in eben dem Maße mehr und mehr kund, als sein südlicher Nachbarstaat in der Volksaufklärung — wie, wollen wir, als nicht zu unserm Gegenstand gehörig, dahin gestellt lassen — vorwärts schritt, obschon in politischer Hinsicht die Revolution in Belgien größere Fortschritte gemacht zu haben schien, als in Frankreich selbst. Nach der Vereinigung der südlichen Niederlande mit den nördlichen im Jahr 1815 mußte, was die öffentliche Erziehung betraf, Alles aus nichts geschaffen werden; was an Anstalten existirte, war unbedeutend oder vielmehr bedeutend schlecht; kaum bestanden leibliche Volksschulen für den ersten Unterricht in den größern Städten, diejenigen etwa ausgenommen, worin die Jugend durch den Unterricht in den gelehrten Sprachen zu den höhern Schulen vorbereitet wurde, oder eigentlich werden sollte; und diese höhern Schulen, selbst das auf seinen alten Ruf stolze Löwen nicht ausgenommen, hatten in ihren Einrichtungen, wie in ihrem Personal nichts Taugliches aufzuweisen. Eingeborne gab es fast keine, die sich zum Einführen des Bessern geeignet hätten, und von Ausländern wollten es nur Wenige wagen, sich dem großen Werke zu unterziehen, so daß die Regierung mit Mühe etwa ein Dutzend deutscher Gelehrten auffinden konnte, die Muth genug hatten, das Wagestück auf den belgischen Universitäten, deren Anzahl man, um Holland nichts vorzugeben, auf drei festgesezt, zu unternehmen. Es fiel damals keinem Belgier ein, die Bemerkung zu machen, daß vielleicht eine einzige gut organisirte Universität dem Bedürfnisse mehr entsprochen hätte, als deren drei in einer Distanz von weniger als einer Tagereise; und uneingedenk der Mühe, die es die Regierung, wie gesagt, gekostet, tüchtige Lehrer aus der Fremde zu berufen, erhoben sich Stimmen gegen diese Maßregel, gerade als ob man nur die Hand auszustrecken brauchte, um gelehrte Belgier in Menge zu bekommen. Wie dem aber auch sey, der Beharrlichkeit des holländischen Gouvernements ist es indessen gelungen, in verhältnißmäßig kurzer Zeit dem Reiche der Ignoranz ein Ende zu machen und den öffentlichen Unterricht in Belgien auf eine respektable Höhe zu bringen, an vielen Orten, wo keine Schulen bestanden, deren herzustellen und die Leitung derselben meistens geschikten Leuten anzuvertrauen, in den mittlern Schulen zweckmäßige Verbesserungen einzuführen und besonders die Universitäten ganz dem Zeitgeiste gemäß umzubilden. Man könnte allenfalls dieser Regierung mit einigem Grund den doppelten Vorwurf machen, einerseits, sich zu sklavisch an ihr holländisches Muster haltend, den Bedarf der Lokalitäten zu sehr außer Acht gelassen, andererseits aber den noch so tief eingewurzelten Einfluß der Geistlichkeit auf das gemeine Volk, zumal auf dem platten Lande, nicht in Anschlag gebracht, ja diesen mächtigen Feind durch die Errichtung des so sehr verrufenen Collegium philosophicum fast zur Verzweiflung gereizt, und nachher durch die Aufhebung dieser Stiftung dessen Troz gesteigert zu haben. Immerhin bleibt es eine ausgemachte Wahrheit, welche selbst die ärgsten Widersacher des holländischen Gouvernements eingestehen müssen, daß sich das Unterrichts- und Erziehungswesen immer mehr besserte und, objektiv betrachtet, nichts zu wünschen ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Maatschappy Tot nut van't algemeen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 114.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 13. Mai 1834.

N. — 'S ist eine Himmelsgab', die ihm erkauft,
Den nächsten Platz am Thron. —
A. — Ich kann nicht sagen,
Was ihm der Himmel gab; das aber seh' ich,
Er ist voll Hochmuth durch und durch.

Shakespeare.
Heinrich III.

Hans Holbein.

(Fortsetzung.)

Viele Jahre waren seitdem entschwunden und Holbein war, nach der Meinung Vieler, das höchste, glänzendste Loos zugefallen. Er stand da, beneidet, gefürchtet, anerkannt, gesucht, vergöttert, von Ruhm gesättigt und in Glanz gebadet, der Freund eines Königs und selbst ein König unter den Künstlern. Die ärmliche Wohnung in Basel, die böse Gattin, die kleinen Sorgen, der häusliche Kummer, dies Alles war längst verschwunden; sie hatten einem fürstlichen Pallaste, der zuvorkommenden Gunst vornehmer Schönen, dem üppigsten Lebensgenusse, einem Heere der glänzendsten Feste Platz gemacht. Dennoch war keine Ruhe in Holbeins Brust eingekehrt. Die leidenschaftlichen Wirbel, welche am Hofe Heinrichs des Achten herrschten und denen kein Stamm zu alt und fest war, begannen immer heftiger zu wüthen und erfüllten Alles mit Besorgniß. Die Fehde mit dem Pabste war losgebrochen und der König stand auf dem Punkte, wegen der Leidenschaft zu einem schönen Weibe die tausendjährigen Bande, die seine Krone an den römischen Stuhl knüpften, gewaltsam zu trennen und sich in ein Heer trauriger Verwicklungen zu stürzen. Die Königin Catharina von Arragonien, die er als seines Bruders Wittwe geheirathet hatte, wollte er von seiner Seite verstoßen, um die Nichte des Herzogs von Norfolk, eines ehrsüchtigen Mannes, zur Königin zu machen. Die Religion sollte den Vorwand dazu leihen, und Alles, was widerstand, mußte weichen oder zertrümmert werden. Der Pabst wurde nicht mehr als Oberhaupt der Kirche in England anerkannt, Morus von seinem Posten entfernt und auf's Land verwiesen, das gefällige Parlament, ein Spiel in Heinrichs Händen, erklärte die Ehe mit der Wittwe des Bruders für unerlaubt, Catharina verließ weinend die Hallen der Residenz, und die arme, leichtsinnige, schöne Anna Boleyn schritt die Stufen des Thrones hinan, um so kläglich davon wieder herabzusteigen.

Um die Zeit dieser Vorfälle saßen in einer räucherigen Aleschenke Londons eines Abends mehrere junge Leute, die beim schäumenden Zinnkruge manch lautes Wort hin- und hersprachen. Obgleich die damalige Zeit Vorsicht in den Aeußerungen gebot, so kramten unsere Gäste der Schenke ihre Weisheit dennoch ganz unbefangen aus, weil sie wußten, daß sie sich in einer in London unverständlichen Sprache unterhielten. Es waren Deutsche.

„Ich glaube nicht," fing der Eine an, „daß es uns ein Leichtes seyn wird, unsern berühmten Landsmann zu sprechen. Er soll entsetzlich vornehm seyn. Nur den Reichsten und Edelsten wird erlaubt, in seine Malerstube zu treten, das ist ein Heiligthum, und man erzählt gar

seltsame Geschichten von seinem Hochmuthe." — „Er ist aber auch ein Maler!" rief ein Andrer; „wer den königlichen Pallast nicht gesehen hat, von ihm geschmückt, hat nichts gesehen. Er hat dies London erst zu Etwas gemacht. Diese Amphibien, die fast ihre Lebenszeit im Wasser patschen müssen und im Nebel ersticken, hatten die wohl einen Begriff von Farbe und Sonnenlicht, von Leben und Wärme? daß ihnen nun der Staar gestochen wurde, haben sie ihm zu danken. Aber es ist auch darob eine Freude bei ihnen! Sie klatschen in die Hände und jauchzen wie Kinder bei der Bescheerung." — „Und darum," rief ein Dritter, „sollte ich meinen, werden sie vor den Deutschen nunmehr in diesem London gewaltigen Respekt zeigen. Ein deutscher Maler!" — „Was meinst Du!" entgegnete der Erste. „Denkst Du, der Holbein gelte hier für einen Deutschen? Ich wäre schon zufrieden, wenn er sich herablassen wollte, es in traulicher Unterredung unter vier Augen zu gestehen. Ein Engländer ist er, wie sie sagen, und daran glauben sie so fest, daß es ihnen kein Mensch ausreden wird, selbst wenn der alte Holbein aus Augsburg plötzlich in London erschiene, um seine Vaterrechte anzusprechen." — „Wie!" meinte der Zweite; „was wäre das für ein Taugenichts, der sich im Glücke seines Vaterlandes schämen wollte! wie könnte man den achten?" — „Achten!" nahm wieder der Erste das Wort, „einen Mann, der seinem Weibe durchgeht und sie im Elend verkümmern läßt? Ich bin durch Basel gekommen und habe dort die Geschichte in Erfahrung gebracht. Ein Maler ist er — allen Respekt! aber mein Gewissen möchte ich nicht gegen das seinige tauschen." — „Ja, ja, da hast Du Recht, Bruder," sagte nun ein Anderer; „ich bin länger hier als Ihr und weiß, was er für ein Maler ist und was er in der Kunst zu bedeuten hat, aber sonst ist er wahrhaftig nicht zu beneiden. Ich sah ihn oftmals aus der Ferne mit seinem bleichen, abgehärmten Gesichte, und in seinem Sammtrocke scheint er nur so zu baumeln. Ich wollte wetten, daß ihm das Gewissen keine Ruhe läßt." — „Und das nicht allein," schrie der Erste; „glaubt Ihr, ich möchte der Intimus von solch einem Könige seyn? Der läßt Euch Menschenköpfe fliegen, als wenn's Kohlköpfe wären. Dessen Freund sollt' ich seyn? Ich gönne Holbein seinen Pallast und seine Reichthümer, seine Lustbarkeiten und seine Ehren; um den Preis, den er dafür zahlte, möchte ich nicht Käufer seyn."

„Mit Verlaub!" sagte hier ein Mann in vorgerückten Jahren, in der Tracht eines Lanzenreiters des Königs, indem er sich dem Tische näherte, woran unsere deutschen Jünglinge konversirten, die nicht wenig überrascht und verlegen waren, sich hier belauscht zu sehen. „Mit Verlaub! Ihr sprecht ein Bischen stark in's Gelag hinein und thut Eurem berühmten Landsmanne großes Unrecht; was aber gar Seine Majestät, unsern erhabenen König angeht, so ist es Euer Glück, daß Niemand hier, außer mir, Eure schnöden Reden verstanden hat, sonst — bei Montjoye und Saint-Denis! würdet Ihr jezt schon draußen mit zerbrochenen Rippen liegen." Die jungen deutschen Maler sahen sich verblüfft an und rückten dann vertraulich auf ihren Bänken zusammen, um dem hinzugekommenen Landsmanne Platz zu machen. Sie reichten ihm nach ihrer Sitte die Zinnkrüge hin, um daraus Bescheid zu thun, und baten ihn, er wolle, falls er andere und bessere Nachrichten ihnen zu geben wisse, damit nicht zurückhalten, weil sie Alle von dem großen Rufe ihres Landsmannes herbeigezogen worden seyen und sich nun von tausend Rücksichten abgehalten fühlen, sich ihm zu nähern. „Mein Seel!" sagte der Kriegsmann, „da wüßte ich Euch auch keinen Rath zu geben, denn sehr vornehm und eigensinnig ist er schon geworden, mein kleiner Hans Holbein, seit ich ihn aus meinen Händen ließ. Damals freilich, da wir zusammen an diesem Tisch saßen — " — „Wie? — Ihr kennt ihn genau? — An diesem Tisch? — O erzählt!" so riefen Alle durcheinander. „So wahr ich Konrad Hechner getauft bin und Straßburg meine Vaterstadt ist," fing jezt der uns schon bekannte Lanzenreiter des Königs wieder an, „hier, an diesem Tische hatte ich ihn, wie ich Euch hier habe, und kein Anderer als ich war es, der ihm die Bahn des Glücks und der Ehren zeigte, nämlich den Pallast des Großkanzlers More, der sein Pfleger und Beschützer durch lange Jahre wurde." — „Der Thomas Morus, der jezt im Tower sizt, auf den Tod angeklagt?" fragte einer der Maler. „Der morgen hingerichtet werden soll?" fiel ein Anderer ein; „den der König hinrichten läßt?" ein Dritter. „Der König — und immer der König!" rief Hechner unwillig. „Das Parlament thut es, und weil es das Parlament thut und mein gnädigster Herr, den der Himmel beschützen möge, es gut heißt, so muß es der Thomas Morus, wie Ihr ihn nennt, wohl verdient haben. Was kümmert uns das? Ich werde morgen dem ehemaligen Kanzler vom Tower zum Blocke das Geleite geben. Es soll Alles in Ordnung vollzogen werden. Versteht Ihr mich? darauf hält der König viel. Der Holbein aber, den der alte Kanzler in Tagen des Glücks selbst dem König empfohlen hat, theilt dessen Mißgeschick keineswegs, sondern er steht mehr in der Gunst als jemals. Wer unserm Herrn und Gebieter treu dient und sich seinem Willen niemals widersezt, hat nichts von ihm zu befahren. Und wie er selbst dazu beigetragen hat, daß man unsern Landsmann für einen Eingebornen hält, das will ich Euch sogleich, während Ihr Euern Alekrug leert, hier erzählen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom Halleyschen Kometen.

(Fortsetzung.)

Der Komet, welcher Halleys Namen führt, ist nicht etwa wegen seiner Größe oder überhaupt wegen auffallender physischer Eigenschaften berühmt; er bleibt deßhalb unvergeßlich in der Geschichte der Wissenschaft, weil er der allererste Komet ist, dessen Widerkehr vorausgesagt und wirklich beobachtet worden. Ja, wenn wir von den in neuerer Zeit entdeckten Kometen mit sehr kurzer Umlaufszeit, welche nicht über die Grenzen unseres Sonnensystems hinausschweifen, absehen, so bleibt er bis jezt der einzige Komet, der überhaupt unzweifelhaft wiedergekommen ist. Im Jahr 1759, da zum ersten Male eine auf einen Kometen gegründete Prophezeiung, eben durch seine Wiederkehr, in Erfüllung ging, feierte der einzige untrügliche Zweig des menschlichen Wissens, der mathematische Kalkul, einen seiner glänzendsten Triumphe, und dieser Fall wurde, wie wir später sehen werden, auch entscheidend für die Vorstellungen von der Natur der Kometen.

In den Ansichten über diesen Punkt theilten sich die Philosophen seit dem Alterthum in zwei ungleiche Hälften. Die einen, bei weitem zahlreichsten, hielten sie für zufällige, vergängliche Erscheinungen entweder in der Atmosphäre der Erde oder im Himmelsraum, und der sinnliche Schein, das Nebelhafte in der Erscheinung dieser Himmelskörper, ihr ungleicher Lauf machten diese Vorstellungsweise auf der Stufe uranfänglicher Naturforschung wohl zu der natürlichsten. Aristoteles erklärte sie für Ausdünstungen der Erde, welche sich in der dritten Region der Luft sammeln, und diese Autorität machte, im Gefolge der gesammten Aristotelischen Philosophie, den Glauben an ihre Vergänglichkeit durch eine lange Reihe von Jahrhunderten, bis herauf in die neuere Zeit, zum herrschenden. Dieses systematische Vorurtheil hat in mehr als einer Hinsicht schlimme Früchte getragen; denn einerseits mußten die Physiker es verschmähen, die Bahnen solch zufälliger Meteore, welche mit Sternschnuppen und Irrwischen in Eine Klasse gehörten, sorgfältiger zu beobachten, und damit ist der neuern Astronomie, welche aus der Aehnlichkeit der in den Gesichtskreis der Erde fallenden Stücke der Kometenbahnen auf die Identität mehrerer in den Chroniken aufgeführten Kometen schließen möchte, das Spiel fast ganz verdorben; andernseits vertrug sich die Annahme von ihrer vergänglichen, zufälligen Natur mit dem Glauben an ihre Kraft, sich in irdische Begebnisse zu mischen, ungleich besser, als die Voraussetzung, sie seyen kreisende, in bestimmten Zeiträumen wiederkehrende Himmelskörper. Hoch über den Wolken, ein irdisches Gespenst, aus Dünsten der Erde und ihrer Luft zusammengeronnen, stand der Komet, als verkörpertes Bild der bangen Ahnungen der Lebendigen, und solche Ahnung und Prophezeiung mußte ja der Erfolg unfehlbar bekräftigen; denn wenn die Chronik die Kometen nach Tausenden zählt, so zählt die Geschichte die Kalamitäten nach Hunderttausenden, und unendlich seltener mag ein Komet mit seinem geisterhaften Lichte einem guten Genius der Menschheit zu Grabe geleuchtet, als mit blutrothem Wolkenschwert den Zeitpunkt bezeichnet haben, wo eine Geißel der Menschheit das ihrige zog. Daß ein Cicero allen Ernstes von den Kometen als von Verkündigern von Krieg und Pestilenz spricht, würde beweisen, wie tief das Grauen vor diesen seltsamen Wanderern des Raums in der menschlichen Natur gegründet ist, wenn nicht die, wie wir schon bemerkt, in dieser Beziehung nur anders gerichtete Stimmung unserer hochgebildeten Zeit dasselbe desto augenfälliger zeigte, je weiser sich diese Zeit dünkt; und wenn das römische Volk in einem mächtigen Kometen Cäsars Seele sah, so war dies zum wenigsten erhabener, als wenn moderner Mysticismus ein plattes Mittelreich mit winselnden Geistern bevölkert.

Wie aber in dem ganzen geistigen Kreise unserer Naturanschauung nicht leicht etwas ist, was nicht durch einen Ausspruch des Alterthums vorgebildet wäre, so ist auch die Idee, die Kometen seyen wahre Gestirne von Planetennatur, schon sehr frühe in einzelnen Köpfen aufgegangen. Apollonius von Myndäa erzählt, bereits die Chaldäer haben die Kometen für planetarische Himmelskörper gehalten und seyen mit ihrer Wiederkehr bekannt gewesen. Lalande macht, indem er dies in seiner Abhandlung über die Erscheinung unsers Kometen im Jahr 1759 anführt, eine Bemerkung, welche auf den Kreis von Ideen bezogen werden könnte, die ein Unbekannter in dem diesen Blättern einverleibten Aufsatz: „geologische Grillen," hinsichtlich der lezten Umwälzung der Erde und der damit verknüpften Schicksale der Menschheit, ausgesprochen hat. Der französische Astronom sagt nämlich in Beziehung auf die rohen astronomischen Begriffe der Egypter und ältesten Griechen, der vorausgesezten Kultur der Chaldäer gegenüber: „wer weiß, ob nicht eine für den menschlichen Geist verderbliche Umwälzung Jahrhunderte, vielleicht gebildeter als das unsrige, von den groben Anfängen der Kultur trennt, bei welchen man die Menschheit wiederum etwa ein Dutzend Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung findet?" Freilich haben wir so wenig Gewähr dafür, ob die Behauptung des Apollonius Grund hat, als dafür, ob die Ideen des genannten Verfassers mehr als Paradoxen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, 1834.

(Fortsetzung.)

Unterrichtswesen und Anstalten in Belgien seit der Revolution von 1830.

Da die holländische Regierung bei allen Gelegenheiten einen starken Accent auf diese ihre Wohlthat legte und die ihr zugethanen Tageblätter nicht aufhörten, viel Rühmens davon zu machen, so glaubte die feindliche Partei, die katholisch-liberale Union, ihrem Interesse gemäß zu handeln, wenn sie dem Gouvernement diesen Ruhm streitig machen und die Gewichtigkeit der Wohlthat herabsetzen könnte. Zu dem Ende stimmten die Ultra-Fanatiker und Ultra-Liberalen darin überein, dem Unterrichtswesen subjektiv den Mangel an absoluter Freiheit vorzuwerfen, insofern nämlich nicht jedem Individuum vergönnt war, Unterricht zu ertheilen, ohne dazu von der Regierung ausdrücklich bevollmächtigt zu seyn. Die Geistlichkeit und ihre Anhänger wußten sehr wohl, was sie mit dieser Beschwerde bezweckten; sie glichen, wie sich ein gewisser Witzkopf damals ausdrückte, einer Katze, welche es ungern sieht, daß ein Vogel im Käfig seiner Freiheit beraubt ist; die Liberalen hingegen ließen sich von ihren Alliirten irreleiten, und schrien bloß mit, weil überhaupt alles Schreien nach Freiheit in ihren Kram paßte. So geschah es, daß „Liberté de l'enseignement" eines der ersten Postulate bei der Revolution von 1830 war, und daß das sogenannte holländische Joch kaum abgeworfen war, als die unbeschränkteste Freiheit des Unterrichts als Grundsatz proklamirt wurde, und zwar sollte diese Freiheit sowohl dem lernenden, als dem lehrenden Theile der Nation gelten; denn indem einerseits einem Jeden erlaubt wurde, sowohl öffentlich, als für sich zu unterrichten, ohne vorher einer Prüfung seiner Fähigkeiten oder seiner sittlichen Aufführung unterworfen zu seyn, so ward auch anderseits den Schülern und Studenten an den mittlern und höhern Schulen nicht mehr vorgeschrieben, den Kollegien der Professoren fleißig beizuwohnen, und nur bei der Beförderung zum Kandidaten oder Doktor ward ein Examen festgesezt. Diese Neuerungen hätten nun zwar auch sehr gut stattfinden können, ohne daß irgendwo das Personal des Lehrstandes verändert oder einer Reduction unterworfen worden wäre; allein außer daß es gewissermaßen in der Natur der mit Gewalt hervorgerufenen Staatsumwälzungen liegt, überall das Bestehende niederzureißen, ehe man an's Aufbauen denken könnte oder möchte, hatte die belgische Revolution mehr als manche andere neuerer Zeit das Charakteristische, daß man das Errungene mehr ad hominem, als ad rem geltend machte. So geschah es denn, daß schon im December 1830, als das neue Staatsgebäude sich noch keiner einzigen Garantie zu erfreuen hatte, zu einer sogenannten Reorganisation, im Grunde aber völligen Verstümmelung des höhern Unterrichts- und Universitätswesens geschritten ward. Tielemans, ein Republikaner und einer der ersten Urheber der Revolution, unter der holländischen Regierung erst Student an der Lütticher Universität und später zum Professor an der Löwenschen bestimmt, war kaum ein paar Monate aus seinem Exil zurück und eben so wenige Wochen zum Minister des Innern ernannt, als er mit einem einzigen Federstrich das ganze Gebäude der drei belgischen Universitäten niederriß; nur die juridischen und medizinischen Fakultäten wurden jeder dieser Universitäten gelassen, von den literarischen und wissenschaftlichen Fakultäten aber behielten Löwen und Lüttich jede nur eine einzige und Gent gar keine. Die natürliche Folge dieser Maßregel, die man nicht einmal mit der Oekonomie zu beschönigen wußte, war, was eigentlich der Zweck gewesen zu seyn scheint, daß viele Professoren überflüssig wurden, und es war leicht vorherzusehen, daß dies Schicksal die meisten deutschen Professoren treffen mußte, von denen in Löwen ein einziger, in Gent und Lüttich zwei ihre Stellen behielten, während die der meisten übrigen durch junge Revolutionsmänner, ihre ehemaligen Schüler, besezt wurden. Nun dauerte es zwar nicht lange, bis man allgemein das Fehlerhafte dieser Maßregel einsah; und wo nicht das Ehemalige, ganz wie es unter der holländischen Regierung war, unbedingt zurückwünschte, doch wenigstens das Neuere als zweckwidrig verurtheilte und gewissermaßen nur von der falschen Scham abgehalten wurde, die verabschiedeten Lehrer zurückzurufen. Dazu kam noch, daß man sich gerade jezt in Frankreich, das man sich hier immer zum Muster zu nehmen gewohnt war, für die Vortrefflichkeit des nämlichen deutschen Unterrichtswesens erklärte, das ehedem hier zum Theil eingeführt und die Zielscheibe des Spottes und der Verachtung war. Während sich im Allgemeinen die Ultramontaner und Liberalen gegenseitig über den Mißbrauch der Preßfreiheit einerseits und den der Freiheit des Unterrichts anderseits bittere Vorwürfe machten, erhoben sich im Publikum viele und mächtige Stimmen für eine abermalige Reorganisation des Unterrichts. Die Regierung trug am 30sten August 1831 die Abfassung eines Berichts über diesen vielbesprochenen Gegenstand einer Anzahl zwar geschickter, doch nicht berühmter Männer auf, und das Ministerium des Innern machte den Rapport der Kommission durch die Presse bekannt. Diese Arbeit, welche den Titel führt: „Projet de loi pour l'enseignement public en Belgique," hat manches Verdienst, aber auch manches Fehlerhafte, ja Unausführbare; die Kommission, welche sich für eine einzige Universität für ganz Belgien erklärt, geht in viele Details ein, läßt aber manches Wichtige entweder ganz unerörtert, oder behandelt es nur oberflächlich. Wie es scheint, war die Regierung selbst mit dieser Arbeit ihrer Kommission nichts weniger als zufrieden; wenigstens hat man seitdem nichts mehr von diesem Rapport gehört. Wie es indessen in der Rede vom Throne bei der Eröffnung der Sitzungen der Kammern im November 1832 hieß, sollte die gesezgebende Macht sich nächstens mit diesem Gegenstande beschäftigen, wozu es aber nicht gekommen ist; vermuthlich weil die damalige Repräsentantenkammer, bekanntermaßen, wegen ihres Conflicts mit dem Ministerium vor der Zeit aufgelöst wurde, und die neu erwählten Deputirten einer minder liberalen Partei angehörten. Schon früher war der Gesezvorschlag zweier der freisinnigsten Repräsentanten, Robaulx und Seron, welcher eine größere Ausdehnung des niedern Unterrichts zum Gegenstande hatte, von der Mehrheit verworfen worden, weil die Partei der Geistlichkeit, welche schon längst vorherrschend war, ihn ihrem Interesse zuwider hielt. Diese Partei hatte fast von Anfang an kein Geheimniß daraus gemacht, daß sie, wo nicht den ganzen Unterricht, doch wenigstens den niedern und besonders den in den Dörfern und kleinern Städten unter ihrer Botmäßigkeit haben wollte, was ihr auch bald genug gelungen ist und täglich mehr gelingt. An dem höhern Unterricht scheint ihr schon weniger gelegen zu seyn, denn den mannichfachen Seminarien und Unterrichtsanstalten der geistlichen Behörden und Corporationen fällt es nicht schwer, den weltlichen Universitäten, so wie diese jezt beschaffen sind, das Gleichgewicht zu halten.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 115.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Mai 1834.

— Der weise Stagirit
Glaubt, daß ein Schwefeldampf, der aus der Erde steiget,
Und Blitz und Donner wirkt, auch die Kometen zeuget;
Voll Eifer kämpft für ihn der Schüler Unverstand.

Kästner.

Vom Halleyschen Kometen.

(Fortsetzung.)

Die Pythagoräer, Diogenes, Democritus, namentlich aber der vorgenannte Apollonius, vertheidigten den Satz, die Kometen seyen wahre Sterne, welche, durch den Himmelsraum irrend, erst nach langer Zeit wiederkehren, wie sich, setzen sie geistreich hinzu, ja auch Merkur nur selten und kurze Zeit über dem Horizont zeige. Am schönsten entwickelt diese Vorstellungsweise, zu einer Zeit, da das Erbe griechischer Kunst und Wissenschaft rasch schmählichem Verfall entgegenging, ein Römer, und es ist demüthigend für den Hochmuth der modernen Kultur, daß kein Mensch bis auf Newton von den Kometen wahrer und erhabener gesprochen hat, als der alte Prinzenerzieher Seneca. Nachdem er die Kometen förmlich als wirkliche, ewige Himmelskörper in Anspruch genommen, die gleich den Planeten sich in regelmäßigen Bahnen bewegen, nachdem er gezeigt, daß sie darum keineswegs mit den Planeten die Zeichen des Thierkreises zu durchlaufen brauchen, sagt er: „In uns wohnt ein Geist, der handelt und uns antreibt; wir wissen aber weder, was das ist, noch was seine Wirkung ist. Wir dürfen uns also nicht verwundern, daß wir das Gesetz der Bewegung der Kometen noch nicht kennen, die so selten erscheinen; daß uns Beginn und Dauer von Gestirnen unbekannt ist, die aus unermeßlichen Entfernungen herabsteigen. Noch ist es nicht fünfzehn Jahrhunderte, seit Griechenland die Sterne gezählt und benannt hat; noch gibt es viele Völker, die nichts haben als den bloßen Anblick des Himmels und nicht einmal wissen, warum der Mond sich verfinstert; ist es doch nicht lange her, daß wir selbst es gewiß wissen. Es wird eine Zeit kommen, wo, nach ernster Bemühung mehrerer Jahrhunderte, das, was uns jetzt verborgen ist, deutlich eingesehen werden wird. Ein Jahrhundert, selbst wenn man alle seine Zeit darauf verwendete, ist zu klein für so große Entdeckungen, und wir zersplittern die uns gegönnte Lebenszeit nur zu sehr, und widmen den größten Theil dem Laster. Man studirt, wenn es kein Schauspiel gibt, oder wenn man des Regens wegen nicht spazierengehen kann. Die Namen der Schauspieler behält man, die der Philosophen vergißt man. Es wird ein Tag kommen, da die Nachwelt sich wundert, wie so augenscheinliche Dinge uns entgehen konnten. Man wird darthun, in welchen Regionen die Kometen sich verlieren, warum sie sich so weit von den andern Gestirnen entfernen, wie viele ihrer und wie groß sie sind. Die nach uns kommen, werden neue Wahrheiten entdecken; begnügen wir uns mit denjenigen, die entdeckt sind, und wundern uns nicht, daß Dinge, die so tief liegen, so

spät enthüllt werden.“ — Es gibt Incroyables in der Wissenschaft so gut wie in der Gesellschaft, mit dem Racencharakter der Suffisance, und diese werden schwerlich zweifeln, daß Senecas pathetische Prophezeiung allbereits in Erfüllung gegangen. Wir meinen aber, käme der alte Heide wieder zu uns, die bedeutend weiter hinter ihm liegen, als er hinter dem Griechenland, das stellis numeros et nomina fecit, und musterte er unsere Errungenschaft hinsichtlich der Kometen, er fände sie unter dem, was er nach wenigen Jahrhunderten erwartet zu haben scheint. Wir haben unendlich viel entdeckt, gerade so viel, um zu sehen, daß es unendlich wenig ist.

Die geistige Herrschaft des Aristoteles brachte es indessen mit sich, daß seine Ansicht im Allgemeinen die herrschende blieb, nur daß sie der wissenschaftliche Witz so oder so aufstuzte, je nach der in der Himmelskunde herrschenden Vorstellungsweise, oder je nachdem eine neu gewonnene Anschauung der Phantasie eine Richtung gab. Noch Galilei hielt die Kometen für Dünste, die sich vermöge ihrer Leichtigkeit bis jenseits des Monds erheben können; Longomontanus und Tycho Brahe erklärten sie zwar für wahre Himmelskörper, aber für losgerissene Theile der Milchstraße, und als solche von vergänglicher Natur. Auch für den Kanzler Baco, und selbst noch für Hevelius, der, wie wir sogleich sehen werden, den ersten lichtvollen Gedanken über ihre Bewegung hatte, waren sie nichts als Weltmeteore, und sogar unser großer Keppler leitete sie von Ausdünstungen in der Sonnenatmosphäre her.

Man sieht also, die christlichen Philosophen hatten die Idee der Pythagoräer von der ewigen Natur der Kometen, von der Regelmäßigkeit ihrer Bahnen, und damit von ihrer Wiederkehr, fast ganz aus den Augen verloren, und sie ward nur hin und wieder, wie von dem Arzt und Astrologen Cardanus im sechzehnten Jahrhundert, zur Sprache gebracht. Aber nicht nur über das Wesen der Kometen blieb man auf diese Weise weit herauf in den Jahrhunderten im Dunkeln; auch über ihre physischen Verhältnisse wurde im Mittelalter meistens gerade das aufgezeichnet, was uns jezt am wenigsten interessirt und uns über den Hauptpunkt, über ihre Bahnen, keinen Aufschluß gibt; je mehr man sie anstaunte und fürchtete, desto weniger beobachtete man sie. Während das Volk sich vor diesen Zeichen des himmlischen Zorns entsezte, während die Astrologen an der krausen Schrift der Schweife ihren Witz übten, verachteten die Physiker, die diesen Namen verdienten, Phantome, welche, nach der herrschenden Ansicht, gleich Blasen am Firmament aufstiegen und spurlos zerrannen. Erst in jenem Jahrhundert, mit welchem die neuere Zeit beginnt, welches die Buchdruckerkunst erfunden und Amerika entdeckt, fing man an, dasjenige, was denn doch allmählich der Mensch über die Verhältnisse der Kometen in seinen Archiven gesammelt, zu ordnen und zu vergleichen, und erst mit dem furchtbaren Kometen von 1472, der so nahe, so schnell, mit einem so gräßlichen Schweif an der Erde vorbeiging, daß er der gesammten Natur den Untergang zu drohen schien, beginnt die Liste der einigermaaßen genau beobachteten Kometen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hans Holbein.

(Fortsetzung.)

Hechner räusperte sich, that einen langen Zug, stellte sein breites Schlachtschwert zwischen die Beine, und sich darauf stützend, begann er, während die Andern aufmerksam zuhorchten, seine Erzählung. Es war ein Vorfall, der zur Zeit, da er sich ereignete, ganz London in Bewegung gesezt hatte. „Wie es bei vornehmen Herrschaften gebräuchlich ist, so hat auch unser Maler gewisse Stunden des Tags, wo er sich von Niemanden stören lassen will, den König ausgenommen. Seine Diener haben den strengsten Befehl, keinen Menschen vorzulassen. Wer wird es ihm verdenken? Ich nicht, und Ihr gewiß auch nicht. So ein Mächtiger vom Hofe war freilich oftmals ein wenig ungehalten darüber, wenn er abgewiesen wurde, aber dennoch drängte sich Alles hinzu, von ihm gemalt zu werden. Man will hier nicht eher daran glauben, daß man groß, vornehm, reich, mächtig und berühmt ist, bevor des Königs Hofmaler es nicht mit seiner Kunst besiegelt hat. Es sind nun einmal närrische Menschen hier zu Lande! Doch weiter! Kürzlich, es ist noch nicht gar lange her, sizt unser Landsmann vor seiner Staffelei und malt irgend eines seiner Bilder, als ihn ein lauter Lärm in seinem Vorzimmer aufstört. Er vernimmt die Stimme seines Haushofmeisters, der sich vergebens bei einem Fremden mit dem Verbote entschuldigt, Niemand vorlassen zu dürfen. Der Andere pocht auf sein Ansehen und bricht endlich in Drohungen aus, er wolle sich schon den Eingang ertrotzen, wenn man ihm ihn länger verweigere. Und wirklich hört Holbein bald darauf den Schmerzensruf seines Dieners, den er verwundet glauben muß, und heftige Fußtritte gegen die Thüre seines Zimmers. Da übermannt ihn der Zorn. Palette und Pinsel wirft er weg und stürzt hinaus. Er sieht einen jungen Lord vor sich, ein Parlamentsglied, dessen großer Einfluß bekannt ist. Was kümmert das aber unsern lieben Landsmann, der sich in seiner Arbeit nicht stören, seinen treuen Diener nicht mißhandeln lassen will, und daher sein volles Hausrecht übt. Um die Mitte des Leibes packt er den schmächtigen

Lord, hebt ihn hoch auf und wirft ihn — so wahr ein Gott lebt! — die breite Treppe hinunter, seiner Dienerschaft vor die Füße, die in der Halle ihren Gebieter erwartet. Meinem jähzornigen Meister aber kehrt augenblicks darauf die Vernunft wieder, und er denkt sich wohl, daß er nun schnell Reißaus nehmen müsse. Sein Entschluß ist bald gefaßt, er läuft die Treppe seines Hauses mit Blitzesschnelle hinan bis auf's Dach, und hier, von einem Dache zum andern, bis auf den flachen Giebel von Whitehall, des Königs Pallast, der nicht fern von seiner Wohnung liegt; durch ein Fenster klettert er hinein und findet den König in seinem Kabinete. Er stürzt sich, bleich und verstört, wie er war, vor ihm nieder und fleht um Schutz. Sein Freund, mein gnädigster Herr, läßt sich Alles haarklein berichten, zieht dann aber eine krause Stirne. Der Fall konnte ihm nicht gleichgültig seyn. Der mißhandelte Lord saß im Parlamente, oder vielmehr, nun konnte er mit seinen zerbrochenen Rippen nicht mehr im Parlamente sitzen. Und das Parlament — das müßt Ihr wissen, das kann ein König von England nicht vor den Kopf stoßen lassen, geschweige die Treppe hinunterwerfen. Und von wem die Treppe hinunterwerfen? Von einem bloßen Maler, und nicht einmal von einem Engländer, sondern von einem Fremden, einem armen Hund von Deutschen. — Was that nun aber der König? Antwortet mir nicht auf meine Frage, denn Ihr wißt es nicht. Paßt auf und hört, was der König that. Er geht im Zimmer auf und ab und läßt Holbein auf den Knien liegen, endlich winkt er ihm, aufzustehen, deutet auf eine Tapetenthür und spricht: „Dort hinein! Du verläßt aber den Ort nicht eher, bis daß ich Dir Erlaubniß dazu gebe.“ Der Maler begriff, wie gut es der König mit ihm meinte, und fügte sich geduldig in sein Schicksal. In seinem Hause wäre er seines Lebens nicht sicher gewesen. — Am andern Tag erschien nun der junge Graf als Kläger vor Heinrich. Zwei Diener mußten ihn unterstützen, sein Kopf war verbunden, er hinkte, und den einen Arm trug er in der Schlinge. Mein gnädigster Herr that, als wisse er von dem ganzen Vorfalle kein Wort, und ließ sich Alles von dem Patienten noch einmal hererzählen, der mit Uebertreibungen und Entstellungen nicht eben sparsam gewesen seyn mag. Der König hörte gleichgültig zu und antwortete eine Weile nichts, dann fragte er kalt: „Nun, und was weiter? was wollt Ihr nun beginnen?“ — Hierüber aufgebracht, vergaß der junge Fant die angenommene Rolle eines Klagenden und Zerschlagenen gänzlich und rief: „Ich sehe, daß ein Pair des Reichs vergebens auf Gerechtigkeit gegen die Beleidigungen eines Abentheurers von seinem Könige wartet. Nun wohl, so werde ich mir selbst Recht zu verschaffen wissen. Ich gehe stehenden Fußes —“ — „Halt, halt!“ donnerte ihn der König an, der gar nicht gewohnt war, in solchem Tone mit sich reden zu lassen; „Ihr vergeßt, daß Ihr Euch zuerst Gewaltthätigkeiten erlaubt habt, daß Ihr in den friedlichen Wohnsitz der Kunst frevelhaft gedrungen seyd. Jezt aber handelt es sich nicht mehr um einen Streit des Edelmanns mit dem Künstler, sondern um die Drohung des Vasallen gegen seinen Gebieter. Das verändert die Lage der Sache; ich glaube, daß es an Euch ist, Gnade, statt Rache zu rufen.“ — Ihr könnt denken, wie blaß der arme Lord jezt wurde. Der König schritt aber recht majestätisch, wie er das denn schon in seiner Gewalt hat, auf die Nebenthüre zu, worin sein Maler steckte. „Komm heraus, Holbein!“ rief er, und dieser kam. — „Wisset Graf,“ sprach er dann weiter, „daß dieser Mann der edelste Stein meiner Krone ist, daß sein Ruf über das Meer reicht und Könige neidisch machen könnte. Diesen Mann kränken, heißt mich selbst kränken. Verlier' ich ihn, so reichen meine Schätze nicht hin, mir den Verlust zu ersetzen, und wenn ich alle Länder der Erde durchforschen ließe. Aus sieben Bauernburschen kann ich, wenn ich will, sieben Grafen machen zu jeder Zeit, aber aus sieben Grafen nicht Einen Maler.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

† Paris, Mai.

Orbigny's Reise in Südamerika.

Am Schluß des vorigen Monats wurde der Akademie der Wissenschaften Bericht erstattet über die derselben vorgelegten Journale und Sammlungen des Reisenden Orbigny, der vor Kurzem von seiner achtjährigen Reise in Südamerika zurückgekehrt ist. Die Administration des naturhistorischen Museums hatte bekanntlich zwei Naturforscher zu Bereicherung ihrer Sammlungen und zur Erweiterung der naturhistorischen und geographischen Wissenschaften im Allgemeinen abgesandt. Jacquemont ist in Ostindien gestorben, Orbigny aber ist mit reichen Schätzen aus Amerika zurückgekehrt. — Es dürfte den Lesern willkommen seyn, wenn ich sie vorläufig, nach Anleitung des Berichts, mit der vielverschlungenen Route des unermüdlichen Reisenden bekannt mache. Im Juni 1826 ging er von Brest nach Rio Janeiro und Monte Video unter Segel. Vom Jahr 1827 an sehen wir ihn in den Landstrichen ostwärts vom La Plata; bald gewinnt er das Ufer des Parana und schifft sich auf ihm nach der Grenze von Paraguay ein. Er besucht sofort die Provinzen Corrientes, Entrerios, Santa Fé, und wendet vorzüglichen Fleiß auf die Beobachtung der geologischen Struktur des Beckens der Pampas. Der Bürgerkrieg verschließt ihm die Reiche Chili und Peru von der Landseite, und er entschließt sich daher, sich wieder südwärts zu wenden und Patagonien zu besuchen. Er fährt den Rigo Negro vom 40 bis 29° südlicher Breite hinauf, und nach einem dreivierteljährigen Aufenthalt in Patagonien gelangt er mit Mühe und Noth nach Buenos Ayres. Hier schifft er sich

wieder ein, segelt um Cap Horn, kommt im Jahr 1830 nach Chili, wagt es aber wegen des Kriegs nicht, in's Innere zu dringen; er benuzt dafür eine sich darbietende Gelegenheit, den Staat Bolivia zu besuchen; hier bereist er den westlichen Abfall der Cordilleren, ein nacktes, dürres, für den Zoologen ganz unfruchtbares Land; er besteigt den Gipfel der Anden, und findet hier ein ungeheures kahles Plateau, wo die Luft schon sehr dünn ist und furchtbare Trockenheit herrscht. Diese Hochebene bildet aber den bevölkertsten Theil der Republik Bolivia oder Ober-Peru, und zwar wegen der Menge Lamas und Alzacas, die hier leben. Er besucht die Eingebornen im Innern, er dringt in der Provinz Chiquitos immer weiter gegen Osten vor und gelangt so wieder an die Ufer des Paraguay, von wo er bis zu dem, schon zu Brasilien gehörenden Matto grosso hinaufgeht. Nachdem er die Nationen von Paraguay beobachtet, sich wieder in die höchsten Cordilleren begeben und die übrige Zeit auf die Erforschung von Ober-Peru verwandt, geht er wieder hinüber über die Anden, steigt herab an die Küste von Peru und schifft sich am 25sten Juli 1833 nach Europa ein. Er hat somit den Kontinent von Südamerika in mehr als sieben Jahren vom 11 bis 43° südlicher Breite durchstreift und seiner Rechnung nach 14,780 Lieues zu Wasser und zu Land zurückgelegt, die beiden Ueberfahrten von einem Kontinent zum andern dazugerechnet.

Die Entdeckungen, mit welchen der Reisende die Wissenschaft und die Sammlungen seiner Nation bereichert hat, sind zahlreich und zum Theil wichtig. Ich führe Einiges an, was mir beim Vorlesen des Berichts aufgefallen ist und mir geeignet scheint, auch das größere Publikum zu interessiren. Die beiden Extreme der von ihm beobachteten Völker bilden, was den Körperwuchs betrifft, die Quichas und die Patagonen; jene werden nicht über 5 F. 8 — 9 Z. hoch; dem alten Streit über die Größe der Patagonen werden wohl seine Beobachtungen ein Ende machen; er gibt ihren mittlern Wuchs zu 5 F. 7 Z. an. Im Allgemeinen fand er, daß es in Amerika mit dem Wuchse des Menschen ist wie mit dem der Gewächse: er nimmt an Größe ab, je mehr man sich aus den Ebenen auf die Höhen der Anden erhebt. Orbigny hat zwei Schädel aus einem sehr alten peruanischen Grabe mitgebracht, welche durch die Enge der Hirnhöhle nach allen Durchmessern und durch die sehr stark abgeplattete Stirne merkwürdig sind. Nur weiß man nicht, ob diese Köpfe wirklich den Typus der alten Peruaner darstellen oder bloß Mißbildungen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Brüssel, 1834.

(Fortsetzung.)

Unterrichtswesen und Anstalten in Belgien seit der Revolution von 1830.

Obgleich die Kammer, wie gesagt, den Gegenstand auf spätere Zeit aufgeschoben hat, sah doch der gebildetste Theil des Publikums ein, daß es so nicht lange bleiben könne, und eine gänzliche Reform des Unterrichts nächstens zur Sprache kommen müsse, insoweit er nämlich die Universitäten, Athenäen, Gymnasien u. s. w. betrifft; denn so viel auch der Zustand des niedern Unterrichts fast allenthalben zu wünschen übrig ließ, glaubte man doch, sich einstweilen mit dem Bewußtseyn befriedigen zu können, daß dieser Zweig der öffentlichen Erziehung, wenn nicht intensiv, doch wenigstens extensiv gewonnen hat, indem, zufolge amtlichen Berichts, die Anzahl der öffentlichen Schulen, zumal auf dem platten Lande, seit der Revolution sich vermehrt hat, und diese Anstalten fleißiger als vorher besucht werden, was daher rühren mag, daß viele nicht ganz unbemittelte Landleute, welche ehedem aus Fanatismus und Furcht, daß ihre Kinder in den öffentlichen Schulen zum Protestantismus verleitet werden möchten, selbige nicht dahin schicken wollten und ihnen also bloß Unterricht in der Religion von dem Dorfgeistlichen geben ließen, jezt, da diese Geistlichen meistens selbst an der Spize der Schulen stehen und das Seelenheil der Kinder also nicht mehr gefährdet ist, diese auch zum Lesen, Schreiben u. s. w. anhalten lassen. Dies Resultat ist freilich sowohl von der republikanischen, als von der orangistischen Opposition bezweifelt worden; wahr scheint es aber auf jeden Fall zu seyn, daß, wenn die Schüler der Frères Ignorantins und anderer dergleichen Anstalten mitgerechnet werden können, die Anzahl der Schuljugend bedeutend gewachsen ist. Als ein sonderbarer Umstand muß bemerkt werden, daß, während unter der holländischen Regierung, welche bekanntlich die Pestalozzische Lehrart (méthode simultanée) einführte, diese Methode überall in Belgien angefeindet und dagegen die Lancastersche (enseignement mutuel) vorgezogen wurde, so daß die von der damaligen Regierung in allen großen Städten errichteten Musterschulen fast bloß von holländischen Zöglingen besucht wurden, diese nämlichen, meist von Holländern geleiteten Schulen seit der Revolution mehr als je blühen, von Kindern aus allen Klassen des Bürgerstandes besucht werden und der darin ertheilte Unterricht jedem andern vorgezogen wird. Die Jacototschen Schulen, deren nie eine große Anzahl bestand, sind, wie sich's wohl erwarten ließ, sobald der Reiz der Neuheit vorüber war, häufig eingegangen, zumal der Schöpfer dieser Methode sich in sein Vaterland, Frankreich, zurückbegeben hat. — Indem nun die allgemeine Aufmerksamkeit sich größtentheils, wo nicht ausschließlich, auf die vorzunehmende Organisation des höhern Unterrichts beschränkte, kam gleich wieder eine früher besprochene Frage zur Tagesordnung, nämlich, ob man alle drei Universitäten behalten und ergänzen solle, oder, weil man doch wegen der Trennung von Holland, wo es deren ebenfalls drei gibt, eine gleiche Anzahl nicht zu unterhalten braucht, ob man sich nicht mit zwei oder wohl gar mit einer einzigen behelfen könnte. An diese Frage schloß sich natürlich die folgende an, welche der drei Hochschulen aufgeopfert werden müßte, und falls nur eine einzige bestehen sollte, wohin diese zu verlegen wäre. Die hier noch stets vorherrschende Gallomanie erhob bereits ihre Stimme für Brüssel, um auch in dieser Haupt- und Residenzstadt wo möglich Alles zu vereinigen, wenn man gleich bemerkt hat, daß man in Frankreich selbst hie und da von dem Centralisationssystem abzuweichen und sich, was den Unterricht betrifft, seit Cousins Rapport mehr dem deutschen System zu nähern sucht; allein ein beträchtlicher Theil der Machthaber und deren nächsten Umgebungen, denen eine zu große Menge junger Leute, welche, wie das Beispiel der Zöglinge der Pariser Rechts- und Arzneischulen lehrt, sich nur gar zu oft durch die Politik und die Verhandlungen der Kammern von ihren Studien weg zu revolutionären Umtrieben verleiten lassen könnten, zu gefährlich schien, und die Geistlichkeit, welche ihres Einflusses auf die Direktion der Studien in der Hauptstadt weniger sicher ist, als in jeder Provinzialstadt, erklärten sich vermittelst ihrer periodischen Organe dagegen, unter dem Vorwand, daß es unrecht wäre, Brüssel auf Kosten aller andern Städte zu begünstigen, und noch dazu der studirenden Jugend so viele Gelegenheiten zur Zerstreuung und zum Luxus zu geben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 116.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Mai 1834.

— Was ist er, dem sie folgen?
Ein blutiger Tyrann und Menschenmörder,
Erhöht durch Blut und auch durch Blut befestigt.

Shakespeare.
Richard III.

Hans Holbein.

(Fortsetzung.)

Hier hielt der Erzähler inne und blickte lang und scharf seine aufmerksamen Zuhörer an, um den Eindruck der Geschichte auf ihren Gesichtern zu lesen. Alle waren zufrieden und äußerten sich kräftig zu Gunsten des Königs und voll Begeisterung für ihren Landsmann. Doch Hechner fuhr fort: „Diese Geschichte verbreitete sich mit Blitzesschnelle, und Holbein hatte fürder Ruhe vor jeglicher Zudringlichkeit. Zugleich ging aber auch das Gerücht, er sey ein geborner Engländer, und alle Leute waren mit einem Male davon überzeugt, weil sich Keiner einbilden mochte, daß einem Fremden das Ding so leicht durchgegangen seyn könnte. Wahrscheinlich hat der zerschlagene Lord es selbst verbreitet, denn diese Engländer sind so stolz, daß sie lieber von Ihresgleichen Schläge, als von einem Andern Liebkosungen erhalten mögen. — Was sagt Ihr aber jezt dazu? Wollt Ihr noch über König Heinrich, den der Himmel segne! voreilig urtheilen? Seyd Ihr nunmehr nicht schon günstiger gestimmt für den Richter des More, für den Freund Holbeins? Möchtet Ihr nun nicht Alle seine Hofmaler und Freunde seyn?“

Dies bejahten sie zwar einstimmig, obschon sie nicht geneigt schienen, die Freundschaft des Königs für ihre Personen gleich auf der Stelle nachzusuchen. Man dankte dem gefälligen Kriegsmann für seine Mittheilung und kam überein, noch einen Trunk auf gute Kameradschaft zu thun. Kein Aufwärter war bei der Hand, und daher wandte sich einer der Jünglinge an ein Mädchen, das ganz nahe zur Gesellschaft gerückt war und nun, in Gedanken vertieft, dasaß. Erschrocken sprang das Mädchen auf, indem eine feurige Röthe sein unschönes Gesicht überzog, fürchterlich von den Blattern entstellt, welche damals noch eine seltene, aber desto zerstörendere Krankheit waren. Sie zupfte verlegen an Rock und Halstuch und gestand, daß sie eine Deutsche sey, die nach London gekommen, um einen Dienst zu suchen, und, von ihrer Muttersprache angezogen, sich unterstanden habe, der Erzählung zuzuhören. Der alte Reiter fragte sie über ihre Heimath aus.

„Ich bin von Basel,“ sagte das Mädchen, „und obgleich ich den Todtentanz und das Haus am Markte gar wohl kenne, die beide Herr Holbein gemalt hat, so dachte ich nie daran, hier in London von ihm zu hören. Da ich aber nun zufällig vernehme, daß er sich hier befindet und so reich und vornehm ist, so will ich mir ein Herz fassen und zusehen, ob es mir gelingen könnte, einen kleinen Dienst in seinem Hause zu erlangen.“ — „Nun beim Großtürken!“ rief lachend der alte Reiter, indem er sich den Bart strich, „das nenn' ich ein Ungefähr!

Da sind wackere Leute aus allen Theilen Deutschlands, die ihren berühmten Landsmann aufsuchen wollen. Der wird erfreut seyn!" — Die jungen Maler wurden durch diese Worte nicht erfreut, wie es schien, und zürnten dem alten, plumpen Kriegsknecht, der früher so schön ihren Dank zu verdienen gewußt hatte. Dieser aber fragte nicht viel darnach, sondern plauderte mit der Dirne aus Basel, grüßte dann höflich und sprach: „Was gilt's! Ihr Alle macht Euer Glück in London; der Landsmann nimmt sich Eurer auf's Beste an. Lebt wohl! Es soll mich freuen, Euch wieder anzutreffen und aus Eurem Munde zu hören, daß ich Euch Wahrheit prophezeiht habe."

Wir sehen Holbein, schwarz gekleidet, in Trauer aufgelöst, in seiner Werkstätte sitzen. Seine Züge sind verfallen, seine Augen brennend, seine Haare verworren, und die Hände ruhen gerungen auf seinen Knien. Pinsel und Palette liegen da, die Farben sind eingetrocknet und mit Staub umzogen, und Alles deutet an, daß der Meister lange nicht vor der Staffelei gesessen.

Morus hatte ihn in den Tower rufen lassen, um Abschied von ihm zu nehmen. Er war Zeuge gewesen von den zerreißendsten Auftritten, von dem Jammer der Familie, von den Ohnmachten, der Verzweiflung der schönen Frauen, von der fühllosen Niedergeschlagenheit der jungen Männer, die nun alle ohne Aussicht, arm und verlassen, von Feinden umgeben, der Wuth des Königs ausgesezt, ihren Vater unter dem Beile verbluten sehen sollten. Holbein sah die rührende Heiterkeit, die den Weisen bis zum lezten Augenblicke nicht verließ, der auf dem Blutgerüste noch seinen schönen langen Bart bei Seite schob und ihn der Sorgfalt der Henker empfahl. Die beruhigendsten Tröstungen strömten von Morus Lippen, die weisesten Lehren, die frommsten Ermahnungen, das Glück nicht in den Gütern des Lebens zu suchen. Holbein ward tief davon erschüttert. In seine Klagen mischten sich Beschuldigungen gegen den König; Morus verwies sie ihm. „Heinrich ist gerecht, doch heftig," sprach er; „wer dem Jupiter nahe ist, fürchte den Bliz. Am Hofe wohnt die größte Macht stets nahe dem Schaffot. Ich gehe den Weg, den Viele vor mir gewandelt, der kluge Wolsey, der ehrwürdige Fisher. Heilige auch starben den Tod, den ich sterbe. Ich erdulde ihn, um der Pflicht zu genügen."

Morus starb, weil er den König nicht als Oberhaupt der Kirche anerkennen wollte. — Wie viele edle, gute, schöne Menschen hatte Holbein schon zu beklagen. Eine Krankheit hatte sie Alle dahingerafft — der Zorn des Königs; denn was auch der alte Lanzenreiter sagen mochte, was auch im Volke von diesem achten Heinrich gesagt wurde, er war dennoch ein furchtbarer Mensch; wer ihn berührte, schauderte zurück, Blutgeruch umgab ihn, er war durch und durch Grausamkeit. Holbein allein durfte ihn ungescheut, ohne Zittern anblicken; für Holbein fühlte dieses Herz Freundschaft, für seine Kunst Bewunderung, und dieser scheue, friedliche, weiche deutsche Maler wandelte neben dem größten Tyrannen der neuern Zeit. Eine seltsame Schicksalslaune! — Holbein erbebte vor diesem launischen Glücke; er nur verschont von dem Blitze, der rings umher alles Ausgezeichnete zerschmetternd traf. Wünschte er nicht manchmal auch getroffen zu werden?

Still und einsam lebte er so Monden und Jahre; nichts zog ihn mehr an von den Freuden, die noch immer den königlichen Hofhalt umschwirrten, wo junge Königinnen sich ablöseten, um mit Hast den Kelch des Genusses zu leeren. Die Befehle zu den Verhaftungen, die Nachrichten von den vollzogenen Bluturtheilen klangen wie ernst mahnende Glockenschläge in den lärmenden Taumel der Feste, und selbst die religiösen Streitigkeiten, worin der König verwickelt war, wurden mit Gepränge umgeben und nahmen den Charakter erhabener Schauspiele an, wie die bekannte Disputation Heinrichs mit dem unglücklichen Lambert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom Halleyschen Kometen.

(Fortsetzung.)

Sollte man es glauben, daß ein höchst charakteristisches, allen Kometen gemeinsames Merkmal erst im sechzehnten Jahrhundert entdeckt worden ist? Apianus zu Ingolstadt machte zuerst die Bemerkung, daß die Schweife der Kometen immer von der Sonne abgekehrt sind, und er verfolgte den Kometen von 1531 nur deßhalb, um sich zu überzeugen, ob der Schweif wirklich constant diese Richtung beibehalte. So wurde die erste bedeutende Entdeckung an den Kometen zugleich Veranlassung zu der ersten Beobachtung eines derselben, die diesen Namen wirklich verdient, und jener Komet von 1531, dem diese Ehre zu Theil wurde, ist kein anderer, als der Halleysche. — Keppler machte sofort die Bemerkung, daß die Kometen, von der Sonne aus gerechnet, sich fast in gerader Linie bewegen, und daß man ohne merkbaren Fehler das kleine Stück ihres Wegs, das sich von der Erde aus übersehen läßt, als eine solche Linie betrachten könne. Und dies ist vollkommen richtig, weil die Ellipsen, in denen sich die Kometen bewegen, im größten Theil ihres Umrisses sich von der geraden Linie desto weniger entfernen, je gestreckter sie sind, und wir wissen ja jezt, daß die Bahnen der Kometen sehr lang gezogene Ellipsen vorstellen, daher sie ganz gerade zur Sonne zu laufen und

sich wieder von ihr zu entfernen scheinen. Einer der Kometen, an denen Keppler diese Beobachtung machte, welche ihn der Lösung des Räthsels ihrer Bahnen ganz nahe brachte, war wiederum der Halleysche im Jahr 1607, der einmal dazu ausersehen scheint, alle Fortschritte des menschlichen Geistes in seiner Kenntniß von diesen Nachtwandlern des Raums zu bezeichnen.

Bis auf Keppler wußte man also von der Bewegung der Kometen so gut wie nichts; aber dieser unser großer Landsmann hatte entdeckt, daß sich die Planeten in Ellipsen um die Sonne bewegen, und so war die Astronomie reif, der schaffenden Natur das Gesetz der Bewegung der Kometen nachzudenken, die Kometen, wenigstens hinsichtlich ihrer Bahnen, den Planeten zu assimiliren, und es zu sagen, daß sie im Reigentanz um die Sonne nur eine andere und doch, in einer höhern Ordnung, gleiche Figur beschreiben.

Hevelius und der deutsche Prediger Dörfel sprachen es fast zu gleicher Zeit und unabhängig von einander aus: die Kometen schwingen sich in einem Kegelschnitt um die Sonne, und zwar in der Linie der Parabel, welche jeder geworfene Körper beschreibt; die Sonne steht dabei im Brennpunkt dieser Linie. Diese Männer irrten nun zwar in der Annahme der Parabel; da sie aber, vermöge ihrer Vorstellungen von der vergänglichen und meteorischen Natur der Kometen, an ihre Wiederkehr nicht denken konnten — und bekanntlich ist die Parabel eine krumme Linie, welche nicht in sich selbst zurückläuft — so war dieser Irrthum begreiflich, in gewissem Grade nothwendig, und da ein kleines Stück einer sehr ausgezogenen Ellipse, wie wir es von einer Kometenbahn erblicken, einer Parabel sehr gleicht, so war er auch mathematisch sehr verzeihlich. Immerhin sind diese Männer die wirklichen und unmittelbaren Vorläufer des Geistes, der endlich mit dem einfachen Satze: Kometen sind Planeten, das ganze Räthselwort ausgesprochen hat. Newton hatte in den Kreis seiner Untersuchungen über die allgemeine Schwere und die Bewegung der Himmelskörper auch die Kometen gezogen, und der Komet vom Jahr 1680 — dießmal nicht der Halleysche — gab ihm die beste Gelegenheit, seine und seiner Vorgänger Ideen durch unmittelbare Beobachtung zu bestätigen. Jener große Komet war vom Astronomen Kirch in Koburg zufällig sehr frühe entdeckt und sofort vier Monate lang sorgfältig beobachtet worden. Newton berechnete diese Beobachtungen und fand, daß das sichtbare Stück der Kometenbahn einer Parabel wirklich sehr nahe entsprach. Indessen gelangte er bald zur Ansicht, daß die Bahn nur darum als Parabel erscheine, weil ein Stück nahe an der Spitze von einer Ellipse und einer Parabel sich sehr ähnlich sind, und daß sie nichts anders als eine Ellipse sey, wie die Planetenbahnen, nur eine lang gestreckte, weßhalb der Komet so selten in den Gesichtskreis der Erde kommt, während die Planetenbahnen sich wenig von der Kreisform entfernen. In seinem großen Werke, das 1687 erschien, sprach er es endlich geradezu aus, man werde die Achsen der Ellipse, welche ein gewisser Komet beschreibe, kennen lernen und sofort seine Wiederkehr berechnen können, sobald man einmal mehrere Revolutionen desselben Kometen beobachtet haben werde.

Newtons Idee wurde mit Begeisterung und fast ohne Widerspruch im Schatze des menschlichen Geistes niedergelegt, als keiner seiner kleinsten Juwele, und für Viele war die Kometenellipse, wie jede Erfindung in Wissenschaft und Kunst, welche als die reife Frucht ihrer Zeit erscheint, das Ey des Kolumbus. Ein Freund und Mitarbeiter Newtons, der an der Herausgabe seines großen Werks keinen unbedeutenden Antheil gehabt, der Astronom Halley, unternahm es, begeistert von der großen Idee, die eben gemachte Eroberung noch weiter zu treiben: er versuchte es, was beim großen Mathematiker bloß theoretischer Schluß war, astronomisch und durch wirkliche Beobachtung zu bestätigen; er schlug zu diesem Zweck über alle einigermaßen genau beobachteten Kometen nach und suchte ihre Bahnen zu berechnen. Da, wie wir gesehen, die Astronomen zu der Sitte genauer Beobachtung sich noch nicht lange bequemt hatten, so war dies nicht nur eine unendliche Mühe, sondern er kam auch rückwärts in der Zeit nicht hoch hinauf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, 1834.

(Beschluß.)

Unterrichtswesen und Anstalten in Belgien seit der Revolution von 1830.

Gerne hätte die Geistlichkeit Mecheln (Malines), die Residenz des Erzbischofs, als Sitz der einzigen Universität vorgeschlagen; allein so viele Anmaßung darf sie sich noch nicht erlauben, denn sie weiß sehr gut, daß, wenn sie zu viel forderte, der bereits mißtrauische übrige Theil der Union, die Liberalen nämlich, ihr die Larve ganz vom Gesicht reißen würde. Indeß geschah noch immer nichts und in der letzten Rede des Königs bei Eröffnung der Kammern im November 1833 ward die Organisation des Unterrichtswesens gar nicht erwähnt; dagegen wurde gleich nachher eine neue Kommission ernannt, an deren Spitze als Präsident zwar der ziemlich ultramontanisch gesinnte Gerlache steht und in deren Mitte sich der von den Liberalen als Jesuit verrufene de Theux befindet, allein zu der auch der erzliberale Deputirte Ernst und der rühmlich bekannte deutsche Professor Warnkönig gehören. Wie man sagt, soll diese Kommission ihre Arbeit bereits fertig und der Regierung eingeliefert haben, und den Zeitungen zufolge hätte sie sich für zwei Universitäten, zu Lüttich und Gent, ausgesprochen. Obschon man nun wirklich annehmen kann, daß, da einmal drei Universitäten zu viel für das Land sind, zumal die bischöflichen Seminarien die theologische Fakultät überflüssig machen.

Lüttich und Gent in jeder Hinsicht sich eignen, ihre Hochschulen zu behalten, deren eine sodann für die Wallonen, die andere für die Flamänder wäre, so findet diese Meinung doch viele und eifrige Gegner, besonders, wie natürlich, an Löwen selbst, das schon seit vielen Jahrhunderten seine Universität besizt, sich vieler ausgezeichneten Männer früherer Zeit rühmen kann, und eine Menge beträchtlicher Stiftungen, Präbenden und Börsen für bedürftige Studenten hat, welche auf keinen andern Ort übertragen werden können. Ferner ist die Geistlichkeit sehr dabei interessirt, die Universität lieber in dem, meist von Fanatikern und eifrigen Katholiken bewohnten und nahe bei Mecheln liegenden Löwen zu sehen, als in Lüttich, dessen Einwohner sich bei vielen Gelegenheiten als überaus liberal und antipapistisch gezeigt haben, und in Gent, welches wegen seiner Industrie nächst Antwerpen im Ruf des Orangismus steht. Es heißt demnach auch, daß, falls Löwen keine Landesuniversität behalten sollte, die Stadt selbst mit Unterstüzung der hohen Geistlichkeit auf ihre Kosten eine Hochschule unterhalten würde; und wirklich haben vor Kurzem die Zeitungen von einem Beschlusse der Bischöfe in Betreff einer allgemeinen und freien Universität gesprochen, welche nächstens creirt werden solle. Es wäre aber wohl möglich, daß der status quo im belgischen Unterrichtswesen, wie der in den politischen Angelegenheiten, einstweilen noch fortbestände, und daß beim Anfang des akademischen Jahrs im nächsten Herbst (1834) entweder noch gar nichts geändert, oder doch nur Einiges und abermals bloß provisorisch umgeschaffen wäre. Von den übrigen öffentlichen Wissenschaftsanstalten, welche theils schon vor der Revolution angefangen wurden, wie z. B. das Musée des lettres et sciences, das Musée d'arts et d'industrie, das Observatorium u. dgl., theils erst später in's Leben traten, wie die Militärschule, das Conservatoire de musique, die Thierarzneischule u. a. m., läßt sich nur wenig sagen; keines derselben ist ganz vollendet; was bestanden hat, wird mit ziemlichem Eifer fortgesezt, so gut wenigstens, als es mit den dürftigen Hülfsmitteln geschehen kann, welche von den Kammern bewilligt wurden; was neu entstehen mußte, ist kaum angefangen, meistens fremder Aufsicht anvertraut und noch zu wenig bekannt, um allgemeines Zutrauen zu verdienen. Man würde indessen der Regierung unrecht thun, wollte man sie beschuldigen, sie sey dem Flor der Künste und Wissenschaften und dem Emporkommen der nüzlichen Anstalten zuwider; es scheint ihr mehr an den Mitteln und hie und da an tüchtigen Subjekten, als an gutem Willen zu fehlen, was zum Theil nicht anders seyn kann in einem Staat, dessen politische Existenz gewissermaßen noch ein Räthsel ist. Ob es sich aber, wenn dies Räthsel gelöst ist, mit den Finanzen und dem Nationalreichthum so sehr bessern wird, daß auch ein besserer Zustand der Künste und Wissenschaften, des Erziehungs- und Unterrichtswesens und der öffentlichen Bildungsanstalten erwartet werden kann, ist schwer zu errathen, und noch schwerer bestimmt vorher zu sagen.

† Paris, Mai.

(Beschluß.)

Orbigny's Reise in Südamerika.

Hinsichtlich der zahlreichen Affengeschlechter hat Orbigny durchgängig die Beobachtung gemacht, daß sich verschiedene Species niemals mischen, sondern ausschließlich Individuen derselben Art mit einander leben. Jenseits des 27° südlicher Breite gibt es keine Affen mehr, und in den Ebenen sind ihrer, nach Arten und Individuen, weit mehr als auf den Gebirgen. — Orbigny bestätigt die Sage vom Vampyr, daß er den Thieren und selbst dem Menschen das Blut aussauge. Er sezt sich seinem Schlachtopfer vorzugsweise auf das Genick oder den Rücken, damit es sich seiner nicht so leicht entledigen kann. Sie sind so lüstern nach Blut, daß man Nachts nur unter Fliegennezen sicher vor ihnen ist und man die Hühner und andere Hausthiere sorgfältig einschließt. — Er hat sich überzeugt, daß die Sage von dem Thier, das vom Baum, auf dem es sich befindet, herunterplumpt, statt herab zu klettern, vom Coati gilt, nicht vom Faulthier. — Unter den von ihm aufgefundenen Fleischfressern bemerkt man einen schönen rothen Wolf aus den großen Ebenen, der vorzüglich von Rebhühnern lebt, und einen von den Patagonen sehr gefürchteten Fuchs. Er versichert, in der Familie der zahnlosen Säugethiere, wozu die Ameisenfresser, die Gürtelthiere und Faulthiere gehören, seyen manche so sehr fleischfressend, daß sie Leichen ausgraben, während die meisten bloß von Früchten leben; merkwürdigerweise haben aber beide Klassen weißes, trefflich schmeckendes Fleisch. — In seinen Sammlungen befinden sich fünf neue Hirscharten; im Ochsengeschlechte konnte er aber, so wenig als seine Vorgänger, eine neue Art entdecken, und somit bleibt wohl dieses in der alten Welt so zahlreiche Geschlecht in der neuen bloß durch drei bis vier Arten repräsentirt. Im Ganzen hat Orbigny etwa 160 neue Arten von Säugethieren mitgebracht, und dies ist sehr viel, wenn man bedenkt, daß die vollständigsten Verzeichnisse ihrer bis jezt nur etwa 1200 aufzählen. — Am reichsten ist die Ausbeute an Vögeln ausgefallen, und der Reisende versichert, in Amerika nicht über ein Paar Vögelarten gefunden zu haben, welche mit den verwandten europäischen völlig übereinkämen. — Von 52 Schlangenarten, die er mitbringt, sind nur 5 — 6 giftig, und in der Klasse der Reptilien überhaupt zeichnet sich eine ungeheure, über einen Schuh lange Kröte aus. — Auch die fossilen Thierreste hat er nicht außer Acht gelassen, und durch seine Entdeckungen unter Anderm die Ansicht bestätigt, daß das fossile, von Cuvier so genannte Magatherium oder Riesenfaulthier, kein Faulthier, sondern ein wahres Gürtelthier von der Größe eines kleinen Elephanten war.

Der große Küstenstrich zwischen der Mündung des Rio de la Plata und Magellans Straße war bisher noch von keinem Naturforscher besucht. Nur die beiden Enden, Monte Video und Buenos Ayres einerseits und die Magellansländer andernseits sind früher von Commerson und später von Andern untersucht worden. Mit Orbigny's Reise am Rio Negro erhalten wir zuerst Nachricht über dazwischen liegende Punkte, und die Gleichförmigkeit, mit der sich hier, nach seiner Beobachtung, wenige Pflanzen über ungeheure Landstriche erstrecken, läßt mit Grund vermuthen, daß die Vegetation diesen Charakter so ziemlich überall in den grenzenlosen Ebenen Südamerika's beibehalten werde. Kein Baum unterbricht hier das ewige Einerlei und die ganze Flora besteht nur aus krautartigen Gewächsen und wenigem verkrüppelten Strauchwerk; dabei schlagen zwei Familien ganz auffallend vor, nämlich die Gräser und die Syngenesisten.

Orbigny hat auch eine Menge geographischer Beobachtungen gemacht. Schon vor einiger Zeit sind vom Engländer Pentland in Ober-Peru gegen hundert Punkte astronomisch bestimmt, aber noch nicht bekannt gemacht worden. Orbigny's Bestimmungen ließen sich nun vortrefflich in ein Kartennez eintragen, bei welchem man Pentlands Angaben zu Grund legte, und so könnte man leicht von einem Lande, das so groß ist wie Frankreich, eine Karte herstellen, die so genau und detaillirt wäre, als die jezigen Karten von Spanien.

Beilage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 117.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 16. Mai 1834.

Alles kommt in der Wissenschaft auf das an, was man ein Aperçu nennt, auf ein Gewahrwerden dessen, was eigentlich den Erscheinungen zum Grunde liegt; und ein solches Gewahrwerden ist bis ins Unendliche fruchtbar.

Goethe.
Farbenlehre.

Vom Halleyschen Kometen.

(Fortsetzung.)

Im Jahr 1705 hatte Halley auf die angegebene Weise eine Tafel von vier-und-zwanzig Kometenbahnen zu Stande gebracht, und hier fiel ihm denn bald auf, daß die Kometen von 1682, 1607 und 1531 sich nicht nur in fast gleichen Zwischenräumen folgten, sondern auch in allen Elementen sehr genau übereinstimmten, das heißt, daß ihre Bahnen dieselbe Lage gegen die Ecliptik hatten, sie an denselben Orten schnitten und der Sonne gleich nahe kamen. Er wagte den Schluß, es werde dies ein und derselbe Komet seyn, der alle 75 oder 76 Jahre wiederkehre, und äußerte sofort die Vermuthung, daß er im Jahr 1758 oder 1759 wiederum am Himmel stehen werde. Noch sprach er einen so neuen, und damit so gewagten Satz nur schüchtern aus, er rechtfertigt sich gegen den möglichen Vorwurf, als ob er im Taumel über einen glücklichen Fund einen zu kecken Griff gethan hätte, und wagt es selbst kaum, an seine Prophezeiung zu glauben. Am meisten mußte ihn dabei die Ungleichheit zwischen den lezten Perioden des Kometen stuzig machen; denn während er zwischen 1531 und 1607 76 Jahre und zwei Monate gebraucht hatte, bis er wieder in die Sonnennähe kam, war er vom 26sten Oktober 1607 bis zum 14ten September 1682 nicht ganz 75 Jahre aus gewesen. Als er indessen die Chroniken zu Rathe zog und in ziemlich gleichen, vom Kometen von 1531 an einander regelmäßig folgenden Epochen die Kometen von 1456, 1380, 1305 aufgezeichnet fand, befestigte sich sein Vertrauen immer mehr. Er sah auch bald ein, daß die Ungleichheit der Perioden von nichts Anderem herrührte, als von den Störungen, die der Komet jedesmal, wenn er sich dem Kreise der Planeten wieder nähert, von diesen, namentlich von den größern, Saturn und Jupiter, erleidet; aber zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war die Astronomie noch außer Stande, so verwickelte Perturbationen zu berechnen, und so war es denn ein bloßer Zufall, wenn Halley am Ende, auf einige Rechnungen gestüzt, welche die vervollkommte Wissenschaft nicht probehaltig fand, die Rückkehr des Kometen richtig auf das Ende des Jahrs 1758 oder den Anfang des folgenden Jahrs voraussagte. Er thut dies in der im Jahr 1719 gedruckten zweiten Auflage seiner Kometentafeln und fordert feierlichst die Nachwelt auf, sich zu erinnern, daß es ein Engländer ist, dem sie die große Entdeckung verdankt.

Newton selbst hatte gemuthmaßt, der Komet möchte schon im Jahr 1757 wieder erscheinen; auch andere Astronomen waren, jeder nach Anleitung einer andern Hypothese, derselben Meinung, und so sah man sich denn seit 1757 eifrig nach ihm um; besonders aber rüsteten sich in Frankreich, wo damals die mathematischen Wissenschaften ihren

Hauptsitz aufgeschlagen hatten, die Physiker, die Station zu bestimmen, wo der seltene Gast auf seinem Wege zur Königin Sonne die Grenzen ihrer Staaten betreten würde, und den großen Unbekannten, den das Schicksal zu einem himmlischen Mäcen der Wissenschaft ausersehen, auf seinem Durchzuge würdig zu salutiren.

Der Geometer Clairaut unternahm mit Lalandes Hülfe eine mühsame, unendliche Arbeit. Er berechnete, um die Zeit der Wiederkehr des Kometen zu bestimmen, mit allen Mitteln, welche jezt der Wissenschaft zu Gebot standen, alle Störungen, welche der Komet bei seiner lezten Anwesenheit in den Jahren 1681 bis 83 von den Planeten erfahren haben mußte; er ging noch weiter, er zog die Periode von 1531 bis 1607 in den Kalkul, um zu sehen, mit welcher Genauigkeit man mit den jezigen Kräften der Astronomie zwischen 1607 und 1682 die leztere Erscheinung des Kometen hätte voraussagen können, und fand als Ergebniß zwischen der Berechnung und der wirklichen Beobachtung keinen vollen Monat Unterschied. Dieses Resultat war, wenn man bedenkt, durch welches Labyrinth von Einflüssen sich dabei die Rechnung winden mußte, höchst befriedigend, und so erklärte er denn im November 1758, der Komet werde in seiner neuen Periode gegen die vorige, durch die Anziehung des Jupiter um 518, durch die des Saturn um 100 Tage verspätet werden und dem zu Folge um die Mitte Aprils 1759 seine Sonnennähe erreichen müssen. Er gab dabei zu, die Rechnung könne wiederum um einen Monat trügen, und so geschah es auch wirklich: der Komet erschien in den lezten Tagen des Jahrs 1758 am Horizont der Erde, erreichte aber seine Sonnennähe schon am 13ten März 1759. Clairaut hatte sich nur um 32 Tage geirrt; statt 618, war der Komet nur 586 Tage durch die Einflüsse der Planeten aufgehalten worden.

Jene Jahre, da zum erstenmale zahlreiche Fernröhre gegen das Haus des Himmels gerichtet waren, in welchem man mit sicherem Vertrauen einem Gestirn entgegensah, das jezt eine Prophezeiung, nicht des Aberglaubens, sondern der rechnenden und wägenden Vernunft durch sein Erscheinen erfüllen sollte, bildet eine Epoche in der Geschichte der Astronomie. Außerordentlich war die Freude der Astronomen und der ganzen gebildeten Welt, als der Komet wirklich heraufstieg; feierte hiebei doch der Mensch einen jener seltenen Momente, wo er sich so recht als Edelmann unter den Lebendigen fühlt, und seiner aristokratischen Höhe mit Wonne sich bewußt wird; und war es nicht, als sendete der Himmel selbst dem Menschengeiste, in Anerkennung seiner Verdienste, das Großkreuz des Hausordens in Gestalt eines Schwanzsterns? Schon im Alterthum hatten Einzelne die Rückkehr der Kometen gehofft, Newton hatte sie als Grundsatz behauptet, Halley war so kühn gewesen, einem dieser Vaganten eine Frist zu setzen; alle aber hatten an die Nachwelt appellirt und das Geschlecht beneidet, welches Zeuge eines so merkwürdigen Ereignisses seyn werde. Jezt war es eingetreten und hatte nicht allein Newtons Theorie von der Anziehung überhaupt und von den Kometenbahnen insbesondere auf's Glänzendste bestätigt, sondern war auch dem seit Newton bedeutend vervollkommten astronomischen Kalkul zum schönsten Triumphe gediehen. Wir wissen jezt, daß, wenn Clairaut und Lalande die Massen Jupiters und Saturns so gut gekannt hätten, wie wir sie jezt kennen, der Irrthum von einem Monat, der sich, wie bemerkt, in ihrer Rechnung ergab, sich auf zwölf Tage verringert haben würde. Was ist aber auch ein Monat bei einer so äußerst verwickelten Rechnung, welche mehr als 150 Jahre und eine Bahn umfaßt, von der man kaum den zweihundertsten Theil flüchtig und mühsam beobachten konnte, während sich alles Uebrige in der Nacht des Raums verlor! Newton selbst, so fest überzeugt er vom Gesetz der Anziehung seyn mochte, wie er es aufgefaßt, ahnete nicht, daß sie so große Störungen in der Bewegung der Himmelskörper hervorbringen könnte, dergleichen die waren, in deren Folge unser Komet im Jahr 1759 um 586 Tage verspätet wurde, noch weniger aber, daß dasselbe Gestirn, dem Halley unter seinen Augen eine zweifelhafte Nativität gestellt, seiner Lehre das Siegel der Gewißheit aufdrücken werde.

Nach dem, was in den Jahren 1758 und 59 am Himmel und auf Erden vorgegangen ist, können wir einerseits diesen Kometen als einen ständigen Staatsbürger unsers Sonnenreichs betrachten und seiner Wiederkehr in Kurzem auf's Bestimmteste entgegensehen; andernseits haben unsere Astronomen leichteres Spiel mit der Berechnung dieses seines bevorstehenden Besuchs. Nach den vorliegenden Rechnungen der neuesten Zeit wird die dießmalige Periode noch etwas länger seyn als die vorige. Der Komet hatte von 1607 bis 1682 27,352 Tage gebraucht, um wieder in die Sonnennähe zu kommen, von 1682 bis 1759 27,937 Tage; von der Mitte März 1759, da er in der Sonnennähe stand, wird er 27,994 Tage brauchen, um wieder dahin zu gelangen, was etwa dem 4ten November 1835 entsprechen würde, indessen schon etwa von Mitte Septembers desselben Jahrs an sichtbar seyn. So fest wir an diese Voraussage unserer Astronomen glauben, so wenig läßt sich über die Frage, in welcher Gestalt er das nächstemal die Erde begrüßen werde, etwas mit Bestimmtheit sagen. Denn daß die Kometen nicht allein je nach ihrer Stellung zur Erde dem menschlichen Auge in ganz veränderter Gestalt erscheinen, sondern auch an sich sehr launenhafter Natur sind, zeigt sich am besten wiederum an unserm Kometen, wie erhellen wird, wenn wir, nach der bisherigen Skizze seiner astronomischen Geschichte, nun zum Schluß auch seine physische kurz durchgehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hans Holbein.

(Fortsetzung.)

Holbein besaß eine Bilderreihe in seinem Gemache, worauf er oft schmerzvolle Blicke ruhen ließ. Es waren einst Glückliche, Beneidete, auch herrliche Weiber waren darunter. Wer kennt sie nicht, jene schönen, lebensfrischen, armen Geschöpfe, die sich so groß dünkten und so leichtsinnig diesem Heinrich in die Arme flatterten, wie die Mücke in das Licht? Sie hatten nicht Kraft genug gehabt, das Ungethüm von Argwohn, Eifersucht, Sinnlichkeit und Wuth in ihren Umarmungen zu erdrücken, während der Tyrann schlummernd, wie ein girrender Schäfer an ihrem Busen ruhte. Sie ließen ihn erwachen, und waren dann eben so überrascht von seinem Zorne, als früher von der Unwiderstehlichkeit seiner Leidenschaft. Kaum noch waren sie ihres Glücks bewußt, und noch warm von Liebe, fühlten sie das kalte Beil im Nacken. Ein grauser Todtentanz! Nie hat die Phantasie eines Künstlers einen ähnlichen erfunden. Blonde lange Flechten in Blut getaucht, ein wallender Busen gegen den Block gepreßt, und daran die lezten Zuckungen, die lezten Schläge des Herzens ersterbend! Und sie alle hatte Holbeins Pinsel verewigt, sie Alle schwebten vor seinen Blicken, nicht als träumerische Erscheinungen seiner Einbildungskraft, sondern wirklich, wie sie einst gelebt, wie sie ihm gesessen, wie er sie gemalt. Ihre Schönheit wurde vom Könige erst durch ihn bemerkt; Holbein machte die Schöne erst zur Schönsten, er ertheilte den goldenen Apfel, dessen Genuß so herbe Schmerzen bereitete. Der Künstler schauderte, wenn er dieses dachte; oftmals kam ein grauenhafter Aberglaube über ihn, es schien ihm, als wenn er dazu berufen wäre, die Todesweihe zu ertheilen; er hatte eine Ahnung beim Malen empfunden, die er anfänglich überhörte, die ihm aber jezt deutlich geworden und ihm wie eine Riesenstimme in's Ohr tönte; er sah sich der Verzweiflung hingegeben. Dort hing jene Catharina von Arragonien, das blendendste Weib unter der Sonne; wie stolz, wie majestätisch! eine Königin! Holbein hatte sie gemalt, in der ganzen Fülle ihrer Jugend und Herrlichkeit, er hatte sie als seine Königin verehrt, den Saum ihrer Schleppe geküßt und dann hatte er sie in die Verbannung wandern sehen, bleich und zitternd für ihr Leben, die Nichte eines Kaisers. Es war unglaublich; sie mußte gereinigt zurückberufen werden und wieder Besitz von ihrem Throne und von Heinrichs Herzen nehmen. Aber Holbein erhielt kurz darauf den Befehl, Anna Boleyn zu malen, die junge königliche Braut. Auch Anna erblickte er im Frühlinge des Lebens, so stolz, so zuversichtlich, so heiter, so glücklich, und noch schöner als Catharina. Sein sonst so empfänglicher Schönheitssinn empfand nichts beim Anblick dieser Reize, als ein peinigendes Angstgefühl. Er zitterte vor dem Bilde, das er malte, er seufzte, blickte traurig. Die junge Schönheit war unzufrieden mit dem Maler, den man ihr gesandt und von dessen Kunstfertigkeit sie so viel gehört hatte. Der verliebte Monarch war bei den Sitzungen zugegen, er wollte das Kunstwerk unter den Händen des Schöpfers wachsen sehen. Er sah ihm zu und lernte so erst alle Reize des Originals kennen, wie sie nachgebildet auf der Tafel entstanden. Holbein fühlte sich zum ersten Male bei seiner Arbeit beengt; es gelang ihm nichts in der gewohnten Art, am Halse sogar mischte sich ein schillernder Streif in seine Tinten, den kein Uebermalen, keine Lasur wegzubringen im Stande war. Der König bemerkte es unwillig und sagte: „Du hast da einen garstigen Schatten auf den zarten, durchsichtigen Hals Deiner Königin gemalt.“ Da entfiel Holbeins Hand der Pinsel. Die schöne Anna wollte ihm nicht länger sitzen; der fremde, melancholische Maler war nicht nach dem Sinne der jungen, heitern Frau. Wie sie später aber in den Tower gestoßen wurde, des Ehebruchs und der Ketzerei angeklagt, um dies jugendlich glühende Leben unter dem Beile auszuhauchen, da gedachte Holbein wieder jenes Streifes, und seine trübe Ahnung wuchs zum Aberglauben. Er glaubte nun fest, es liege die Todesweihe in seiner Kunst. Der schöne, bleiche Kopf, der neben Anna hing, gehörte einst der zarten Johanna Seymour. Alle seine Frauen verstieß Heinrich durch Schwert oder Scheidung aus seinem Ehebette, sie war die Einzige, die ein mitleidiger Genius früher in die Arme nahm. Sie starb eines natürlichen Todes, nachdem sie Eduard VI. geboren hatte. Der stattliche Kopf mit den starken, männlichen Zügen, der nun folgte, gehörte der armen Anna von Cleve, die, von Heinrich höhnend verstoßen, nur „die flandrische Stute“ von ihm genannt wurde. Ihrer stillen Entsagung und ihrer Mäßigung dankte sie es, daß sie am Leben blieb und die Erlaubniß bekam, es mit einem unbedeutenden Jahrgehalte traurig zu fristen. Sie war die Lezte in Holbeins Galerie. An diesem Bilde hatte sich Heinrichs Leidenschaft für Anna von Cleve entzündet; der Maler wußte die hervorstechenden Züge ihres Kopfes, ihre hohe, kräftige Gestalt so darzustellen, daß der König, der diese Vorzüge sehr schäzte, mehr als je hingerissen wurde. Und neben diesen Köpfen hingen andere, voll weisen Ernstes, mit klaren, verständigen Augen, mit breiten Ketten um den Hals, treue Räthe, fromme Priester, ergebene Diener. Sie waren Alle hingerichtet worden. „Wie sie ihn Alle geliebt haben!“ rief er aus; „und auch er – hat er nicht Morus geliebt und mich? Aber auch ich werde folgen, auch ich bin, wie Alles in seiner Nähe, dem sichern Verderben geweiht!“

Es gab Augenblicke, wo er es heiß wünschte, daß es so kommen möchte; dieser war ein solcher. Die Luft im Gemache schien ihm erstickend, er trat hinaus auf einen kleinen Altan, mit Blumen besezt, der die Aussicht in den innern Hof seines Hauses gewährte. In der Stimmung, wo er sich befand, war er nicht aufmerksam auf das, was sich unten zutrug, bis plözlich sein Blick sich belebte und mit Interesse sich auf eine Person richtete, die mit einer weiblichen Arbeit am Brunnen beschäftigt war. Es konnte nur das Aeußere der Erscheinung seyn, das ihn so erregt und eine Erinnerung in seinem Herzen belebt hatte. Es war die Tracht eines Bürgermädchens in Basel, er täuschte sich nicht, es mußte so seyn. Er kannte die verschiedenen Trachten im Lande, und keine hatte ihm diese Aehnlichkeit mit der schweizerischen jener Gegend gezeigt. Wie kam das Mädchen her? war sie in seinen Diensten? Er ließ sogleich seinen Haushofmeister kommen. Dieser meldete ihm, daß er das Kind aufgenommen, weil es ihm von einem wackern Bekannten gut empfohlen worden sey. Es kommen alljährlich aus Hessen, Schwaben und der Schweiz viele solcher armen Leute nach London, die man ihrer Treue und ihres Fleißes wegen gern annehme, und dies Mädchen, obgleich ihr Aeußeres keineswegs empfehlend gewesen sey, bestätige dennoch jede Erwartung in solcher Hinsicht.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, den 6ten Mai.

Sommerwitterung. Volksleben. Theater. Der Elephant Kiouny.

Ich bringe Ihnen einen freundlichen Maigruß aus der Provence. Seit einigen Wochen hat das kühle, windige, aber sehr trockene Wetter bei uns aufgehört und die Sonne wirkt jezt in voller Sommerkraft. Die Blüthezeit ist lange schon vorüber, die Bäume des Südens stehen mit Früchten belastet, und vor einigen Tagen haben wir die ersten reifen Mandeln gegessen. Nicht lange wird es anstehen, so kann man frische Feigen pflücken und die andern edlen Früchte werden bald nachfolgen; die Cypresse treibt neues Grün, auch der Oelbaum steht ziemlich gut, und die nordische Eiche, zwar nicht so hoch und kräftig, wie im lieben deutschen Vaterlande, aber doch hervorragend über alle südlichen Gewächse, hat längst schon ihre Laubfächer über den tropischen Pflanzenschmuck ausgebreitet. — Mit dem milden, heitern Sommerwetter ist auch den guten Marseillern wieder ein recht fröhlicher Sinn zurückgekehrt; sie haben sich die Revolutionsgrillen aus dem Kopfe geschlagen, als sie sahen, daß es in Lyon so schlimm abgelaufen, und gehen dafür lieber spazieren, tanzen und singen ihre provençalischen Lieder. Jeden Abend, noch ehe die Sonne in der Meerfluth versinkt, sind schon die beiden Kais, die Promenaden und Alleen des Courses mit Spaziergängern überfüllt. Taschenspieler, Seiltänzer und Gaukler aller Art treiben ihre bunten Spiele, das Volk geht von einem zum andern, lacht, klatscht und läßt sich dabei seine Orangen recht wohl schmecken. — Unser Theater war auf einige Zeit geschlossen und wird erst in der Mitte dieses Monats wieder eröffnet werden. Die Unternehmer haben das vergangene Semester schlechte Geschäfte gemacht, sie spielten fast immer vor leerem Hause und die Gensdarmen machten gewöhnlich die Hälfte der Zuschauer aus. Nur Meyerbeers „Robert der Teufel" erfreute sich eines fortwährenden Beifalls; selbst die vierzigmalige Wiederholung desselben konnte das Publikum kaum befriedigen, das jedesmal in Masse sich zum Schauspielhause drängte. Von Aubers Opern war nur der „Fra Diavolo" noch beliebt. Vor einigen Wochen hatten wir aber eine gar seltsame Theatererscheinung, ganz im höchsten Geschmack der neuern Dramatik; ein fremder Gast hatte sich angemeldet, uns mit seinen Darstellungen in Erstaunen zu sezen; es war kein Schauspieler gewöhnlichen Schlages, leicht, schlank, gewandt, mit lieblicher Stimme, sondern ein ungeheurer, stummer, vierschrötiger Bursche, plump und riesengroß — ein Elephant. Ich weiß nicht, ob man in Deutschland schon etwas von dem berühmten Elephanten Kiouny gehört hat, der in Paris und Lyon so große Sensation machte. In lezterer Stadt spielte er dreiunddreißigmal hinter einander. Dieses Riesenthier ist Eigenthum der Herrn Gebrüder Massey, die jezt Frankreich und später vielleicht auch Deutschland mit ihrem Zöglinge durchreisen werden; wie sie es angefangen, ihn für das Theater zu bilden, haben sie in einem eigenen Werkchen beschrieben. Das Stück, worin derselbe auftritt, führt den Titel: „Kiouny oder der Elephant und der Page," und hat freilich nur insofern einen Werth, als es die wunderbare Gelehrigkeit des gewaltigen Thieres darthut. Die schwersten und schönsten Leistungen Kiouny's waren erstlich die Befreiung seines Herrn aus dem Thurme, wobei er ihm eine Feile hinaufreicht und dem schlafenden Wächter auf sehr listige Weise die Schlüssel stiehlt; sodann war der Tanz des schwerfälligen Thiers in dem Hochzeitreihen, sein Kampf mit der Schlange und sein Niederfallen unter dem Gewehrfeuer der Verfolger besonders bewundernswürdig. Die schönste und rührendste Scene aber war unstreitig die des lezten Aktes, wo seine Herrin jammernd ihr kleines Kind sucht, das sie im Walde verloren. Da erscheint im Hintergrunde der treue Kiouny; mit seinem Rüssel trägt er das Mädchen, das nach der Mutter ruft. Ein Bach hemmt des Elephanten Schritte; er reißt einen Baum aus der Erde, legt ihn als Brücke über das Wasser, schreitet auf dem dünnen Stege hinüber und legt das Mädchen in die Arme der Mutter. Ein langer, rauschender Beifall folgte diesem Kapitalstück. Das Riesenthier trat einige Schritte vor und schaute das Publikum mit seinen klugen Augen an; es schien gar wohl eine Ahnung zu haben, daß der stürmische Applaus der Menge ihm gelte. Kiouny's ganze Darstellung war trefflich; immer erschien er zu rechter Zeit auf der Bühne und trat allein auf und ab, ohne Führer, bloß dem Zuge seines treuen Gedächtnisses folgend. Nur einmal erlaubte sich das gute Thier zum Scherze ein wenig zu extemporisiren. Es näherte sich dem Musikdirektor, der auf seinem erhabenen Standpunkte gravitätisch den Takt schlug, guckte in sein Notenbuch und schien nähere Bekanntschaft mit ihm machen zu wollen. Der Musikdirektor, über den unerwarteten Besuch ein wenig verblüfft, versezte dem neugierigen, großnasigen Herrn mit dem Fiedelbogen einen Schlag auf den Rüssel. Der Elephant nahm die Zurechtweisung mit sehr guter Art auf und ließ den unhöflichen Musikus ferner ungeschoren.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 118.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Mai 1834.

Marie! warum bist du gekommen, daß du jede schlafende Erinnerung meiner Sünden weckest!

Goethe.

Hans Holbein.

(Fortsetzung.)

„Das Mädchen ist aus Basel," sprach Holbein, „sicherlich! — Wißt Ihr's nicht?" Der Haushofmeister wußte hierauf keine Auskunft zu geben und erhielt den Befehl, sie in das Gemach seines Herrn zu schicken. „Zum Modell wird er sie nicht tauglich finden," dachte er bei sich, indem er fortging, sie zu holen. Das Mädchen fand er noch am Brunnen. Ihr häßliches Gesicht wurde bleich, als sie den Befehl vernahm; der Haushofmeister klopfte ihr freundlich auf die Achsel und suchte sie aufzumuntern, indem er ihr von der Güte des Gebieters sprach, dabei aber seine tiefe Schwermuth nicht verschwieg. Das Mädchen seufzte und wiederholte: „Er ist wohl unglücklich?" Und der Haushofmeister lachte und sprach: „Geh' nur hinauf, vielleicht bist Du dazu bestimmt, ihn glücklich zu machen." — „Ach, wenn das möglich wäre!" sprach das Mädchen leise und erstickt, und der Haushofmeister lachte lauter, indem er sich die Worte zu deuten vermeinte. — Der Maler stand mit untergeschlagenen Armen, sie erwartend, da, fuhr jezt aber, durch ihren widerlichen Anblick unangenehm überrascht, einen Schritt zurück, strich sich mit der Hand über die Stirne und drehte sich weg, um sich zu sammeln. Nur das Schöne, wo er es bis jezt im Leben gefunden, vermochte ihn anzuziehen, beim Weibe Anmuth und Reiz, beim Manne Würde und Kraft. Konnte man auch bei längerem Anschauen in dieses Mädchens Gesicht Züge voll Gutmüthigkeit finden, die selbst beim Sprechen nicht aller Anmuth entbehrten, glänzte zuweilen aus diesen Augen ein tiefes, schwärmerisches Gefühl, so hatten doch die Blattern alle Konturen so ineinander gezogen und die Haut so sehr durchfurcht, daß man im ersten Augenblick keine der gerühmten Eigenschaften bemerkte, sondern ein Bild der Häßlichkeit sah, wie es selten nur in dieser Vollkommenheit angetroffen wird. Sie stand hocherröthet auf der Stelle, die sie bei ihrem Eintritte eingenommen, ihr Busen hob sich ängstlich, sie schien zu fühlen, welchen Eindruck ihr Unglück auf den Maler mache. Sie hoffte jedoch, ihn nicht ganz mitleidlos zu finden. Holbein kehrte sich endlich nach ihr hin und fragte: „Du bist aus Basel — nicht so?" — „Ja, Herr!" erwiderte sie, und es lag in ihrem Tone, als ob sie noch etwas hinzuzufügen wünschte. Er bemerkte es und wartete, als sie aber die Augen niederschlug und nichts sagte, fragte er weiter: „Wie kommst Du hieher?" — „Die Noth, Herr, trieb mich her, nichts anderes. Ich bin eine arme Waise und hätte verhungern müssen, da schloß ich mich den Auswanderern an, und der allgütige Gott hat mir Gnade angedeihen lassen. Ich fand hier einen freundlichen

Landsmann, Herr Hechner geheißen, der mich in dieses Haus brachte — " — „Hechner?" rief Holbein verwundert aus. „Ist der dazu bestimmt, allen auswandernden Deutschen hier den Weg zu zeigen! Seltsam! Und wie heißest Du, mein Kind?" — „Ich heiße Maria," sprach das Mädchen. Holbein seufzte tief und blickte in die Höhe. „Ach, Maria!" rief er aus, von einer bleichen, auftauchenden Erinnerung ergriffen. Das Mädchen fragte erschreckt, ob dem Herrn etwas zugestoßen sey. „Nichts, nichts!" versicherte der Maler. „Du mußt wissen, Maria," sprach er bewegt, „daß auch ich einst in Basel war. —" Sie trat einen Schritt näher, es schien eine theilnehmende Frage auf ihren Lippen zu schweben, die sie jedoch nicht auszusprechen wagte. „Hast Du vielleicht je meinen Namen dort nennen hören?" fragte er dann. „Ihr seyd ja der große Maler, Herr Holbein," antwortete sie, „den die Leute bei uns den Jüngern nennen, weil noch zwei ältere Brüder von ihm am Leben sind — " — „Ei, Du bist gut unterrichtet," sagte der Maler freundlich. „Das weiß bei uns jedes Kind," versetzte das Mädchen. „Die ganze Stadt ist stolz darauf, von Euch so schöne Bilder zu besitzen, und erfreut sich Eures hohen Ansehens beim Könige von England. Sie nennen Euch einen großen, herrlichen Mann." — „Und hast Du sonst nichts von mir sprechen hören?" fragte der Maler zagend. „Fürchte nichts, ich will Alles von Dir erfahren, die mir zu dieser trüben Stunde vom Himmel gesendet ist — hast Du nie meinen Namen, von einem Fluche begleitet, in dem Munde der Bürger in Basel vernommen? Nie — sprich! — nie?" — „Das hab' ich niemals gehört," erwiderte Maria. „Wer sollte dazu ein Recht haben?" — „Und hast Du nie von einer Frau gehört, die meinen Namen —" Holbein schlug die Augen nieder und konnte nicht weiter sprechen. „Eure geschiedene Frau ist vor einem halben Jahre gestorben," sagte leise und abgebrochen Maria, und Thränen erstickten ihre Stimme. „Du meinst?" fragte Holbein theilnehmend und ergriff des Mädchens Hand, und alle Häßlichkeit schien jezt von ihr gewichen zu seyn, und er konnte seine schönen Augen auf diesen Zügen lange und gerührt ruhen lassen. „Verzeiht, Herr," sprach sie, „die Erinnerung an meine Heimath, an meine Eltern!" — „Ich will sie herkommen lassen," sagte Holbein. „Sagte ich Euch nicht, daß ich sie verloren habe?" rief Maria und stürzte, in Thränen ausbrechend, die sich durch keine Gewalt mehr zurückhalten ließen, vor Holbein nieder, seine Knie umfassend. Er legte seine Hand auf ihr Haupt, und sie warf ihre Arme in die Höhe und schlang beide gefalteten Hände festgeklammert um die seinigen. In dieser Gruppe verharrten sie einen Augenblick, bis der eintretende Haushofmeister das Mädchen aufscheuchte, das über und über roth an ihm vorbei hinauseilen wollte. Holbein rief sie zurück. „Ihr werdet," sagte er zum Haushofmeister, „dieses Mädchen mit allen harten Arbeiten verschonen, und sie nur zu dem anhalten, wozu sie selbst Lust bezeigt und dem sie sich aus eigenem Antriebe unterziehen will. Wie kommt Ihr mit ihr der Sprache wegen zurecht?" — „Sie spricht Englisch," sagte jener. „Du sprichst Englisch?" rief überrascht Holbein. — „Ich bin schon einige Zeit im Lande, dies ist nicht mein erster Dienst, ich fügte mich in die Nothwendigkeit und lernte die Sprache," antwortete das Mädchen. „Du bist ein braves, gescheites Kind, Maria," sagte Holbein sanft, „Du sollst es gut bei mir haben. Ihr sorgt mir für sie, das trage ich Euch auf." Er verabschiedete Maria mit einem freundlichen Nicken; sie küßte ihm dankbar die Hand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom Halleyschen Kometen.

(Fortsetzung.)

Im Jahr 1759 sollte der Stolz der Astronomen, deren Herzen dem Triumph ihrer Wissenschaft lebhaft entgegenschlugen, durch eine Laune des Zufalls ein wenig gedemüthigt werden. Sie hatten schon lange Zeit mit Telescopen groß und klein die Himmelsgegend, wo der Stern der Hoffnung aufgehen sollte, vergeblich perlustrirt; da vernahm man auf einmal, der Komet sey um Weihnachten 1758 in Prohlis bei Dresden von einem Bauer, Namens Palizsch, einem Naturalisten in der Astronomie, einem in der Geschichte dieser Wissenschaft überhaupt nicht ganz unbekannten Mann, mit bloßem Auge entdeckt worden. Die Pariser Gelehrten sind darüber sichtlich etwas verdrüßlich; die Nebel des Pariser Horizonts und das schöne Wetter in Sachsen müssen indessen den Umstand erklären, und sie machen noch bemerklich, ein Mann mit scharfen Augen, dergleichen wohl jener Autodidaktos besessen, der ein großes Stück des Himmels zumal übersehe, sey bedeutend im Vortheil gegen den Astronomen, der mit seinem Rohr nur Zoll für Zoll am Himmel fortrücke. Der Komet wurde sofort in Deutschland schon von Neujahr an, zu Paris erst am 21sten Januar observirt. Er war indessen, bis er in der Mitte Februars mit der Sonne in Conjunction kam und somit vorerst unsichtbar wurde, höchst unansehnlich und mit bloßem Auge kaum zu bemerken. Als er zu Ende des März wieder aus den Sonnenstrahlen hervortrat, war er bedeutend größer und heller, wie denn alle Kometen viel bedeutender erscheinen, wenn sie von der Sonne zurückkommen, und zeigte jezt auch einen Schweif, der von verschiedenen Beobachtern und zu verschiedenen Zeiten zwischen ½ und 4 Graden lang geschäzt wurde,

aber, wie die ganze Erscheinung, sehr undeutlich umschrieben und nebelhaft war; der Kopf erschien jezt in seinem bleichen Lichte größer als ein Stern erster Größe. Am ersten Mai, wo er, der Ankündigung zufolge, Abends sichtbar seyn sollte, waren zu Paris Tuilerien und Brücken mit Zuschauern überfüllt, die nicht anders dachten, als der Komet werde durch Glanz und Ansehen seinem Rufe entsprechen. Die guten Badauds bewunderten die in voller Pracht am Abendhimmel strahlende Venus und vermißten nur ungerne den zum Kostüme gehörenden Schweif, während der Komet selbst, ein kleiner Mann im grauen Ueberrocke, im strengsten Incognito vorüberschlich. Just bei dem Besuche, da ihm bei uns zum ersten Male so große Huldigungen bereitet waren, zeigte er sich am ungeneigtesten, denselben durch Entwicklung von Pracht und Glanz entgegenzukommen, und wenn man auf ihn nicht so gut vorbereitet gewesen wäre und die nun vollends berichtigten Elemente seiner Bahn seine Identität über allen Zweifel erhoben hätten, würde wohl Niemand in ihm den schönen Kometen von 1682 gesucht haben. An der Kleinheit seines Schweifs war indessen offenbar weder die Dämmerung, in der er sich gewöhnlich zeigte, noch seine Entfernung von der Erde Schuld; denn er stand, wenn man mit den Astronomen die Distanz zwischen Sonne und Erde in zehn gleiche Theile theilt, deren nur drei von lezterer ab; wahrscheinlich aber ist sie seinem damaligen Verhältniß zur Sonne zuzuschreiben: denn die Kometenschweife mögen seyn, was sie wollen, so viel ist gewiß, daß ihr Wesen mit der Beschaffenheit der Sonnenatmosphäre auf's Genaueste zusammenhängt, daß diese veränderlich ist, und somit auch der Schweif desselben Kometen zu verschiedenen Perioden uns verschieden erscheinen kann, wenn auch seine Lage gegen die Erde ungefähr dieselbe wäre.

Hundert sechzig Tage nach seiner ersten Entdeckung in Sachsen, gegen den 3ten Juni, verschwand endlich der Komet, bereits in einer Entfernung von 47 Millionen Meilen, und nahm für diesmal, ein gutes Seculum wünschend, Abschied von der Erde, die er schwerlich je nach einer Wiederkehr so umgewandelt getroffen hat, als wenn er sie das nächste Jahr von Neuem besichtigt. In einem Berichte über unsern Kometen an Ludwig XV. sagt der Astronom Cassini de Thury, elegant den alten Aberglauben zum Behuf gleich alter Schmeichelei parodirend, von jenem 1sten Mai, an dem die Pariser den Abendstern für den Kometen hielten: „jour marqué pour célébrer la dernière victoire remportée par les troupes de votre Majesté,“ nämlich in der Schlacht von Bergen bei Frankfurt gegen die Preußen unter Ferdinand von Braunschweig. Wenn der Komet im siebenjährigen Krieg bei solchen Festivitäten einen so geringfügigen Zopf trug, so ist sehr zu fürchten, daß er ihn entweder seitdem gar abgelegt hat, oder ihn das nächstemal wiederum, wie sonst wohl, als Ruthe gegen den Erdkreis schüttelt; und man bedenke, daß seine bevorstehende Erscheinung in das ominöse, apocalyptische Jahr 1836, das Bengelsche „Ende des Non-chroni und der vielen Könige,“ hinüberreicht.

Als unser Komet im Jahr 1682 in sehr ansehnlicher Gestalt aufging, war der Eindruck des mächtigen Kometen von 1680 und 81, eines der größten, die je erschienen, noch ganz frisch, und man ahnte nicht, daß der unbedeutendere Nachfolger der berühmteste seines ganzen Geschlechts werden würde. Den Astronomen Picard zu Paris und Montanari zu Padua fiel zwar bereits die Aehnlichkeit seiner Bahn mit den Bahnen derer von 1607 und 1531 auf; lezterer machte dies sogar gegen die italienischen Astrologen geltend, welche bereits Unheil prophezeihen wollten, allein weiter ging keiner, bis endlich, wie wir gesehen haben, Newton und Halley den Weg bahnten. Im Jahr 1607 wurde der Komet von Keppler und Longomontanus beobachtet; er war diesmal nicht sehr ansehnlich, aber die Beschaffenheit seiner Bahn läßt keinen Zweifel über seine Identität; dasselbe gilt von seiner Erscheinung im Jahr 1531, da er von Apianus zu Ingolstadt, obgleich nur wenige Tage, observirt wurde.

Bis hieher reichen die eigentlichen astronomischen Data, und der Komet wäre daher viermal unzweifelhaft wiedergekehrt. Sobald wir aber jezt das Mittelalter betreten, erlischt das Licht der Astronomie, und ihre Stiefschwester Astrologie zündet die Blendlaterne an, um uns in den Jahrhunderten hinaufzuleuchten. Der Aberglaube dieser frühern Zeit hat für uns das Gute, daß die Erscheinungen jener Moderatoren der Geschichte wenigstens vorgemerkt wurden, und so können wir mit Hülfe der Chronikweisheit von Zeit zu Zeit die Spuren unsers Kometen herauslesen. Und merkwürdig und das größte Vertrauen einflößend ist hiebei der Umstand, daß in Zeiten, aus denen überhaupt Kometen verzeichnet sind, nach einer oder mehrern Perioden von je 75 oder 76 Jahren immer einer oder mehrere aufgeführt werden. Die Hauptquelle dabei ist das bekannte, im siebzehnten Jahrhundert erschienene Theatrum cometicum des Polen Lubienitz, worin 415 Kometen bis zum Jahr 1665 aufgeführt werden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, den 1ten Mai.

(Beschluß.)

Großes Revolutionsgemälde von Court.

Eine Merkwürdigkeit anderer Art erhielten wir fast zu gleicher Zeit aus Lyon. Es ist dies das große Revolutionsgemälde von Court, ein ausgezeichnetes Kunstwerk, welches

das Gouvernement in jener Stadt lange unentgeldlich ausstellen ließ, um dem Volke die Lust an der Republik zu verleiden. Dieses kolossale Bild, eines der schönsten historischen Gemälde der neuesten Zeit, ist wohl werth, daß ich einige weitere Worte darüber spreche. Eine lange Reihe von Jahren, sagt man, hat Court an dieser Scene aus der thatenreichsten, aber auch schrecklichsten Periode der französischen Geschichte gearbeitet. Es ist jener Auftritt, dessen Schauplatz der Convent lange nach dem Sturze der Bergpartei gewesen war, wobei der edle Féraud als Opfer der Volkswuth fiel. Das wilde Feuer der Revolution schien damals schon verraucht, sollte aber noch einmal in seiner ganzen Furchtbarkeit auflodern. Jene Sturmvögel mit den krächzenden Unglückstönen waren noch nicht gesättigt; in den Convent bringen sie, in jene Versammlung von Mördern, die nun den Blutrausch ausgeschlafen haben. Der Uhu Robespierre ist nicht mehr da, der den Eulen von St. Antoine Respekt einflößte, und die Männer des Berges zittern jezt selbst vor dem Ungewitter, gegen das sie keinen Beschwörer mehr haben. Diesen furchtbaren Moment hat der Künstler mit voller schauerlicher Wahrheit dargestellt. Von ihren Sizen herausgejagt, stehen händeringend die Deputirten des Convents; ihre saubere, schöngepuzte Kleidung, ihre glänzenden dreifarbigen Schärpen stechen seltsam ab gegen die Lumpen und die schmuzige Blöße derer, die sich heulend in den Saal drängen. „Brod und die Konstitution von 93!" ist das Geschrei der Menge. Romme erklettert endlich die Rednerbühne und fordert für die Freiheit und die Gleichheit das Wort. Die abgenuzte Revolutionsphrase behauptet noch einmal ihre dämonenhafte Gewalt, und die Hallen des Convents ertönen wieder von jacobinischem Beifallsgeheule. Unterdessen füllt sich der Saal immer mehr; ein Mohr ruft von der Tribüne herab, den Kopf nach der Thüre gewendet, das Volk herein; in seinem schwarzen Gesichte grinst die Höllenfreude über das Schauspiel des Entsezens; er scheint der Satan selbst oder vielmehr das finstere Gespenst Robespierre's zu seyn, der gekommen ist, die Wuth des Pöbels aufzuschüren gegen seine alten Gesellen des Berges, seine unterwürfigen Henkersknechte, die zulezt das Haupt des eigenen Meisters auf den Block gelegt. Mitten unter all diesen schmuzigen Gestalten, die der Pinsel des Malers mit grellen, aber wahren Farben gezeichnet hat, unter jenen heulenden Weibern der Vorstädte, die, blutdürstiger noch als Marat selbst, die Deputirtensize und den Hintergrund des Saales erfüllen, steht eine edle, eine überaus großartige Gestalt. Es ist Boissy d'Anglas, der Präsident des Convents, der von seinem erhöhten Stuhle herab den Tumult der Menge zu beschwichtigen sucht, den Convent zur Ruhe ermahnt und dem wilden Volksredner Romme Schweigen gebietet. Die Wuth des Pöbels richtet sich gegen ihn, man hört das Geschrei: „Nieder mit dem Präsidenten!" Der edle Féraud, der ihn mit seinem Körper bedeckte, fällt, von einer Kugel getroffen. Die Wüthenden reißen das blutige Haupt vom Rumpfe, pflanzen es auf einer Pike auf, und diese schreckliche Trophäe wird Boissy d'Anglas unter dem Gejauchze der Mörder vorgehalten. Aber weder der so ergreifende, so schmerzvolle Anblick des Freundes, dessen gebrochene Augen ihn anstarren, noch der Tod, der ihn selbst rings bedroht, vermag den hochherzigen Mann zu erschüttern. Er entblößt sein Haupt, über dem ein Schwert geschwungen ist, er bietet die Brust den Piken dar, die gegen sie gekehrt sind. Ein hoher, heiliger Ernst ruht auf seinen schönen, würdevollen Zügen, deren Blässe seltsam gegen die langen, dunkelschwarzen Haare kontrastirt. In seinem Auge spricht sich der tiefe Schmerz aus über den Anblick der Gräuel, aber es flammt in ihm zugleich der höchste Begeisterungsstrahl, und sein vorwurfsvoller Blick vernichtet die Mörder Férauds, die gegen ihn die Zähne fletschen. Das ganze Gemälde ist mit ungemeinem Fleiße und großer historischer Treue ausgeführt. Wir sehen mehr als dreißig Porträts, fast alle nach dem Leben oder doch nach den besten vorhandenen Bildnissen gezeichnet; keiner der damals hervorragendsten Männer fehlt. Die finstern Helden der Schreckenszeit, die den Sturz ihres Meisters Robespierre überlebten, erblickt man in Lebensgröße, so wie einige der bekanntesten Weiber der Vorstädte, deren Namen in den Annalen der Revolution erwähnt werden. — In Lyon ließ die Regierung, wie bereits gesagt, das Gemälde lange Zeit unentgeldlich ausstellen, aber die neuesten Ereignisse zeigen, wie wenig der Zweck erreicht wurde; hier kostete die Entrée einen Franken; seitdem das Gemälde aus der Klasse der psychischen Heilmittel wieder in die der einfachen Nahrungsmittel des Geschmacks zurückgetreten ist, läßt man dafür bezahlen.

Auflösung des Kettenräthsels in Nr. 112:

R M L G
ey i le o d.
ß ne den the

Kettenräthsel.

In siebzehn Logogriphen.

Mit

13.

d: Wenn die Sonne sich hebt und verschwindet, wenn sich der Liebe
Knospen erschließen, da glüht Himmel und Wange von mir.
u: Seltener bin ich geworden, doch grundfalsch ist die Behauptung,
Rousseau habe von mir Kinder und Völker befreit.

14.

u: Trinkende Männer und tanzende Pärchen und wache Soldaten
Bringen mich leicht zu Stand, jedes nach eigener Art.
ü: Mich mit Fasten und Wein, so wie mit Fülle des Biertranks,
Treiben in eigner Person Brauer und Pfäfflein hervor.

15.

ü: Wenn wir so unersetzlich wären,
Wie tausend Leichenreden lehren,
So würde zu der Enkel Pein
Die Welt gar bald durchlöchert seyn.
ul: Zu essen gut, und weiß und roth gestreift zu schauen,
Frucht eines Apfelbaums, gereift in Schwabens Auen.

16.

ul: Du mußt in heil'gem Hain, bei Eichen uns und Buchen,
y: Mich auf dem Berg Parnaß bei Englands Dichtern suchen.

17.

y: Lockspeise hängt uns Beiden an:
a: a fängt den Fisch und y den Mann.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 119.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 19. Mai 1834.

O Newton! möchte doch, erfüllt von deinen Sätzen,
Mein Lied der Deutschen Geist belehren und ergötzen,
Zwar nicht von Rechnung voll, nicht in Beweisen scharf.

Kästner.

Vom Halleyschen Kometen.

(Beschluß.)

Fünf-und-siebzig Jahre vor 1531, im Jahr 1456, erschien unser Komet in furchtbarer Gestalt. „Den ganzen Monat Juni," sagt Lubienitz, „sah man einen Kometen von unerhörter Größe mit einem so langen Schweif, daß er fast zwei Zeichen am Himmel einnahm." Den unbedeutenden Kometen von 1759 kann man sich allerdings nur schwer mit einem sechzig Grade langen Schweif denken; indessen findet man durch Rechnung, daß, wenn er Anfangs Juni durch sein Perihelium gegangen war, er gegen die Mitte desselben Monats allerdings in diejenige günstigste Stellung gegen die Erde kam, in welcher er vor ihr ohne Verkürzung und in vollem Umfang sein Rad schlug. Im Jahr 1380 finden wir auch einen verzeichnet, und 1305 tritt unser Komet — wenn er es wirklich war — wieder höchst bedrohlich auf: „um Ostern zeigte sich ein ungeheuer großer Komet, dem eine schreckliche Pestilenz auf dem Fuß folgte." Das Entsetzen vor der Pest mag den Kometen gräßlicher gemalt haben, als er war; übrigens ging er in jenem Jahre sehr nahe an der Erde vorüber, und so konnte er immerhin einen langen Schweif entwickeln; denn die Nähe trägt dazu natürlich viel bei. Das mit einem Kometen bezeichnete Jahr 1230 schließt die ununterbrochene Reihe derjenigen, welche wir nach der Ebenmäßigkeit der Intervalle als den unsern in Anspruch zu nehmen berechtigt sind. Allein einmal sind die Annalen der Jahrhunderte, welche wir jezt betreten, äußerst mangelhaft, und dann konnte ja der rastlose Wanderer mehreremal in so bescheidener Gestalt wie 1759 herabgestiegen und dann völlig übersehen worden seyn; überdieß hätte sich im Mittelalter jeder Fürst und Herr schämen müssen, an einem so armseligen Kometen, wie der von 1759, zu sterben, und der von 1607 wäre für jede Pest, die diesen Namen verdient, zu nichtssagend gewesen. Bedenken wir alles dies, so wird die Ausbeute unserer historischen Jagd bedeutender erscheinen, als man erwarten konnte.

Genau drei Perioden nach 1250, im Jahr 1005 begegnen wir wieder einem Kometen, und gleich dahinter, nach dem entsprechenden Zeitraum, einem zweiten, im Jahr 930; sodann fünf Perioden weiter rückwärts tritt einer im Jahr 550 auf, als Totila Rom erobert hatte. Im Jahr 399, zwei Umlaufszeiten früher, sprechen alle Historiker des römischen Reichs von einem sehr großen Kometen, der chronologisch wieder der unsrige seyn könnte: „der Komet war ungeheuer groß, und es war nicht anders, als ob sein gräßliches Haar bis zur Erde niederfiele." Fünf-und-siebzig Jahre früher war wiederum ein Komet da gewesen, und so könnte man, immer mit dem

Maaßstab derselben Periode, bis zu demjenigen hinaufkommen, der nach Justinus 130 vor Christus bei der Geburt des Mithridates zu sehen war.

Indessen ist nicht zu vergessen, daß die Aehnlichkeit der Intervalle zwischen verschiedenen Kometenerscheinungen ihre Identität lediglich nicht beweist, und daß diese nur aus der Uebereinstimmung der Elemente der Bahnen dargethan werden kann. Auch gibt es Zeiten, wo die Kometen außerordentlich häufig sind. So erscheinen von 1298 bis 1305, wo derjenige bemerkt ist, den wir für den unsrigen halten, sieben ansehnliche Kometen hinter einander; bei den Jahren 1380 und 1456, wo der unsrige da seyn konnte, sind ihrer jedesmal zwei bemerkt, und vom November 1757 bis zur wirklichen Erscheinung des Halleyschen Kometen hatten drei den lauernden Astronomen eine vergebliche Freude gemacht. Und dies könnte uns auf die Vermuthung führen, die ungewöhnlich großen Kometen von 399, 1305 und 1456 seyen nicht der Halleysche gewesen, und er selbst werde sich zwar um jene Zeiten pflichtschuldigst eingestellt habe, aber wegen seiner Kleinheit, oder auch über dem schrecklichen Licht seiner gewaltigen Nebenbuhler übersehen worden seyn.

Die Bahnen der in der neuern Zeit erschienenen Kometen sind zwar genau berechnet worden; aber nach einer einzigen, wenn auch noch so genau beobachteten Erscheinung ist die Voraussage der Zeit der Wiederkehr höchst unsicher, und ihre Perioden sind überdies so lang, daß die Bestätigung unserer Rechnungen einer spätern Astronomie vorbehalten bleibt. So ist die Umlaufszeit des Kometen von 1811 auf 3065, die des von 1807 auf 1731 Jahre berechnet; den großen Kometen von 1680 hält man für denselben, der um die Zeit der Sündfluth, bei Cäsars Tod, in den Jahren 531 und 1106 unserer Zeitrechnung da war, und er hätte somit eine Periode von etwa 575 Jahren. Ueberhaupt wird das jetzige Geschlecht mit Bewußtseyn keinen der seit dem sechzehnten Säculum erschienenen Kometen wiederkehren sehen; es wäre denn, daß die Astronomie für den 1790 erlittenen Verdruß im Jahr 1846 wieder schadlos gehalten würde. Den Astronomen des vorigen Jahrhunderts schienen nämlich die Bahnen der Kometen von 1532 und 1661 sehr übereinzustimmen, und da man nach Zeiträumen von je 129 bis 130 Jahren 1402, 1274, 1145, 891 wirklich Kometen verzeichnet fand, so sah man der Wiedererscheinung im Jahr 1790 mit ziemlichem Vertrauen entgegen; der Komet blieb aber aus. Vor etwa achtzig Jahren fand man nun in einer alten Handschrift eine ziemlich genaue Beschreibung des Kometen von 1263, wornach er die größte Aehnlichkeit mit dem von 1556 hatte und also 1846, nach 290 Jahren, sich wieder zeigen könnte, was wir zwar von Herzen wünschen, aber schwerlich behaupten können.

Unser Komet, dessen Geschichte hoffentlich nicht zu lang ausgefallen ist, erscheint nach allem Bisherigen nicht nur als ein um die Wissenschaft hochverdienter Himmelskörper; er wird unserm ganzen Geschlechte auch dadurch anziehend und merkwürdig, daß er der einzige Komet von längerer Umlaufszeit ist, dessen Wiederkehr der Mensch nicht nur geglaubt, sondern wirklich beobachtet hat, und dieser Ruhm möchte ihm, nach dem eben Gesagten, noch lange verbleiben. Hinsichtlich seiner Bahn hält er so ziemlich das Mittel zwischen den Kometen mit ganz kurzer Umlaufszeit, jener von Enke, Olbers u. s. w. besorgten Sammlung kleiner Uebungsstücke für unsere Astronomen, und jenen Kometen mit langen Perioden, welche keines Menschen Auge zweimal erblickt und deren Jahr Anfang, Blüthe und Sturz ganzer Reiche umfaßt; sein Jahr ist just so lang als des Menschen Leben, wenn's hoch kommt, und von allen Geborenen sieht ihn doch eine Hälfte, freilich die kleinere. Sein Gang und seine Sitten erscheinen als ein angenehmes Juste-milieu zwischen jenen hochmüthigen Vasallen der Sonne, welche nur verdrossen und nach ewig langer Zögerung ihrer Lehnspflicht nachkommen und der Gebieterin ihre Huldigung darbringen, und dem kleinen Hofadel, welcher den Thron nie aus dem Auge läßt und keinen Fuß über die Schwelle des Hofes sezt. Diese Höflinge tanzen mit ihren kleinen Haarbeuteln beständig kreuz und quer durch die Reihen der planetarischen Räthe und Minister der Sonne, deren jeder nie einen Schritt näher zum Throne macht, als in seiner Stellung die Ehrfurcht gestattet, nie einen Schritt weiter sich entfernt, als der Dienst erlaubt; ja unter diesen geschäftigen Lakaien ist einer, Namens Biela, mit einem so impertinenten Gang, daß eines jener solidern Häuptern, dasjenige, das, sehr bezeichnend für seinen Humor, zwischen Venus und Mars mitteninne sizt, nie weiß, wann ihm der Rücksichtslose auf die Zehen tritt oder mit der Perrücke durch die Augen fährt. Unser Komet aber ist ein respektabler Landedelmann, der das Hofleben nicht liebt, aber wohl weiß, was er seiner Königin schuldig ist, und somit nach nicht zu langer Frist pflichtmäßig bei ihrem Lever erscheint und sich in allerhöchst ihr Gedächtniß zurückruft.

Wir haben es absichtlich vermieden, uns in dieser Geschichte weitläufiger mit den Phantasien der Gelehrten über das Wesen der Kometen zu befassen, und auch unsere eigenen zurückbehalten; die Erscheinung des Kometen selbst wird gute Gelegenheit bieten, darauf zurück zu kommen.

Wir sind nicht im Stande zu prophezeihen, welche Ereignisse der Komet im nächsten Jahr prophezeien wird; wir lesen aber, daß Keppler seine Zeitgenossen über die Erscheinung dieses unsers Wandelsterns im Jahr 1607 damit beruhigt, daß er zu Prag am selben Abend sichtbar

geworden, da große Feierlichkeiten wegen der Geburt eines Erzherzogs stattgefunden, und in dem oben erwähnten Bericht an Ludwig XV. wird von demselben Astre wohlgefällig bemerkt: „qu'il parut en 1682 au milieu des fêtes données pour célébrer la naissance du grand prince dont votre Majésté a reçu le jour." Bei solchen Wiegenfesten aufzuwarten, scheint überhaupt eine kleine Liebhaberei von ihm, denn wir könnten dergleichen Beispiele noch mehrere citiren, und wenn er kommendes Jahr nichts Besseres oder Schlimmeres zu thun findet, so wird ihm eine kleine Aufmerksamkeit der Art immerhin gut angeschrieben werden, und wir hoffen zuversichtlich, daß es ihm an Gelegenheit zu solcher Galanterie nicht gebrechen werde.

Hans Holbein.

(Fortsetzung.)

Der Maler hatte die Schwermuth abgestreift und eine linde Wehmuth war ihm in's Herz gezogen. Seine Frau war todt — sie, die seinem Schicksale diese gewaltsame Wendung gegeben hatte. — War sie gestorben mit einem Fluche für ihn, der sie verlassen konnte? — war ihr Gemüth beständig so liebeleer und tückisch geblieben? — Niemand war mehr im Stande, ihm diese Fragen zu beantworten, und der tröstliche Gedanke an eine einstige Aussöhnung war nun für immer verschwunden; der Traum, den er sich manchmal vorgespiegelt hatte, es könne wieder so werden, wie einst, war nunmehr wie ein Hauch verflogen, um ihn nie wieder zu beglücken. Hatte er Uebles angerichtet, so war ihm jezt die Macht benommen, es gut zu machen, denn Maria war todt. Er trauerte im tiefsten Herzen um sie.

In dieser Stimmung erschreckte ihn die Meldung des Haushofmeisters, der König habe einen Diener gesandt und seinen Hofmaler vor sich rufen lassen. Armer Maler! wie schwand da so plötzlich seine stille Rührung! Die schreckliche Wirklichkeit umgab ihn wieder. Das freundliche Basel, der grüne Rhein, Jugend und Gemüthsruhe waren mit der Erscheinung des Mädchens um ihn her neu entstanden; der Ruf des Königs brachte ihm wieder die Gemäldereihe vor den Blick, er sah die Ströme Blutes, der Duft desselben umgab ihn, schaudernd wickelte er sich in seinen Mantel, und ohne an seinem Traueranzuge das Geringste zu ändern, warf er sich in seine Sänfte und ließ sich nach dem Pallaste von Whitehall tragen. Er fand seinen königlichen Freund sehr gnädig; dieser erkundigte sich nach dem Befinden des Malers, dessen Aussehen ihm Besorgniß einflößte; als er aber seine Trauerkleider bemerkte, that er keine Frage mehr, sondern seufzte tief, als wenn er ihre Veranlassung sich gut zu deuten verstände. Er befahl dem Maler, andern Tages sich zur Nichte des Herzogs von Norfolk, der lieblichen Catharina Howard, zu begeben und für ihn ihr Bild anzufertigen. Stumm und in sich gekehrt nahm Holbein den Befehl hin.

Mit schwerem Herzen trat des andern Tags der Maler in das Zimmer der jungen Dame. Catharina erwartete ihn in Gesellschaft einiger Freundinnen. Sie war jung, voll liebenswürdiger Heiterkeit und jener anmuthigen Unbefangenheit, die eine ländliche Erziehung in edeln Gemüthern unterhält. Die reiche Erbin des ehrgeizigen Herzogs von Norfolk war vom Hofe entfernt, in einem seiner stattlichen Schlösser, unter der Aufsicht von alten Muhmen und in Gesellschaft einiger Gespielinnen aufgewachsen. Jezt, da der König wieder Wittwer geworden war, ließ Norfolk, nicht abgeschreckt durch den Tod seiner Nichte Anna, auch Catharina in London erscheinen, und wollte den stolzen Gedanken nicht aufgeben, daß er noch einmal der Oheim der regierenden Königin werden könnte. Heinrich sah Catharina, und die natürlichen Zauber, die sie umgaben, vereint mit einer fast idealen Schönheit, rührten ihn so sehr, daß er beschloß, ihr die grauenvolle Ehre zu ertheilen, seine Gattin zu werden.

Holbein wurde mit ungekünstelter Herzlichkeit empfangen. Man freute sich, den hochberühmten Meister kennen zu lernen, man stellte so naive Fragen über das Treffen, man erkundigte sich genau nach der Kleidung, die erforderlich wäre, nach der Stellung, die man einnehmen müsse, nach dem Ausdruck, den man sich zu geben habe, um doch mindestens Etwas von einer Königin im Bilde zu zeigen, kurz, das Gespräch wurde so mannichfaltig und heiter belebt, daß Holbein seinen Trübsinn zu vergessen anfing und die liebliche Erscheinung ihre magische Wirkung auf ihn ohne Widerstreben vollbringen ließ. Er sah sein Herz nach langer Zeit zum ersten Male wieder Gefühlen geöffnet, die er für immer darin erstickt geglaubt. Er vergaß, daß er sich seiner künftigen Königin gegenüber befand; er wollte, er konnte nicht daran denken. Er überredete sich, irgend ein Engel werde sie schützen, Heinrich werde abstehen von seinem Verlangen nach ihrer Hand, denn daß diese ihr den Tod brächte, davon war er vollkommen überzeugt. Er schickte sich zur Arbeit an; Catharina Howard bildete mit ihren Freundinnen die reizendste Gruppe vor ihm; ein tändelndes Gespräch, holde Neckereien und naive Scherze belebten ihre Züge und Augen, und der Maler, versenkt in den Anblick dieser Reize, sich überlassend dem Zuge seiner Einbildungskraft, schwelgte in Glück und konnte sich überreden, dies Alles sey sein und er

male seine Geliebte für sich; und die Liebe mischte die Farben, die Liebe führte seine Hand, und nach einigen Stunden erhob sich ein Bild von der Leinwand, das wie vom Hauche Amors darauf entstanden zu seyn schien. Den König hatte er in dieser ersten Sitzung nicht gesehen, und er verließ dessen Geliebte mit einer gefährlichen Leidenschaft für sie im Herzen, die selbst seinen tiefen Kummer, seine Besorgniß, seine Ehrfurcht verbannte. Er spann sich einen Roman aus: der König, der reiche Herzog, Macht und Ehrgeiz, Alles verschwand, eine Flucht nach Italien mit der schönen Brittin mußte möglich gemacht werden, dort wollte er sich dem Feinde Heinrichs, dem Pabste, zu Füßen werfen und in seinem Schutze glücklich seyn. — Es war ein beglückender Traum, ein wacher Schlaf, eine künstlerische Erhitzung, nichts weiter. Seine Einbildungskraft gefiel sich zuweilen darin, glückliche Länder, vollkommnere Menschen, reizende Verhältnisse zu träumen; er störte sie dann nicht in ihrer Arbeit, und dies war auch jezt der Fall. Aber einen kühnen Plan auszuführen, dazu fehlte ihm alle Kraft, und des Königs Vertrauen zu mißbrauchen, wäre er vollends nicht im Stande gewesen. Nach und nach kam die Besinnung wieder, mit ihr schwand die Leidenschaft, und ein frostiges Mitleid mit dem armen Opfer, eine tödtende Angst nahm in seiner Brust Platz, und er begann Zweifel zu hegen, ob es von ihm Recht sey, sie zu malen; denn der finstere Glaube regte sich wieder in ihm, daß er damit dem Gegenstande seiner Kunst die Todesweihe ertheile.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

† Berlin, Mai.

Mai. Die Universität.

Der Frühling ist richtig bei uns eingetroffen; denn schon seit einigen Tagen werden wir Bewohner von Berlin aufgefordert, uns zur Vertreibung des Staubes auf hydraulische Vorrichtungen zu subscribiren. Der erste Mai war da, aber diesmal mit weniger Kreidekreuzen an den Thüren als sonst, woraus die Herrn von der Hagen und Steffens mit Bedauern auf eine Abnahme des poetischen Gefühlslebens unserer Generation schließen; die ganze preußische Armee kleidet sich in weiße Beinkleider, denen, auch ich muß von Seiten des Geschmacks hinzufügen: leider, die Kamaschen, welche halb den Stiefel bedecken, genommen sind; ja sogar unsere Fontaine, unser Strahl, unsere Wasserkunst, wie Sie es nennen wollen, begann gestern zum ersten Mal für das laufende Jahr in den Lust-, Schloß- oder Museumsplatz (denn noch hat er keinen Namen, obschon er nächstens vermuthlich Königs- oder Friedrich-Wilhelmsplatz wird getauft werden) Symmetrie und Zusammenhang zu bringen; ja, was noch mehr sagen will, die vorzüglichsten Mitglieder unserer Bühnen gehen auf Reisen; zweifeln Sie also noch daran, daß es jezt in der That bei uns Frühling ist? Ja, es ist Frühling! Eine Lerche schwang sich vorgestern auf dem Köpnicker Felde in die Luft, der Vogel Bülow (bekanntlich ein verzauberter Freiherr von der mecklenburgisch-preußischen Grenze) ruft alle seine Agnaten, welche Cadetten sind oder auf dem Stadtgerichte als Referendarien arbeiten, in den Thiergarten und zeigt ihnen die neuen Anlagen, welche wir einem Manne verdanken, welcher sich Lenné nennt, der aber dem Thiergarten wenigstens eben so viel ist, als Linné der Natur überhaupt; die Konzerte im Freien beginnen, und ich wette, es währt nicht vier Wochen, so haben wir Kirschen, nämlich auf Kähnen, welche sie uns aus der Lausitz bringen. Es wird Alles herrlich werden, doch so, daß ich noch in dieser Woche Berlin verlasse und mich beeile, Ihnen Alles, was ich über diesen Ort noch auf dem Herzen habe, mitzutheilen.

Die Universität kann nicht schöner gelegen seyn, als gegenwärtig; ich werde Ihnen sogleich sagen, warum auch nicht patriotischer. Mitten in der Stadt, allen Quartieren leicht zugänglich, allen Interessenten dicht in der Nähe, ein schattiger Park hinter ihr, eine botanische Anlage, die Aussicht auf unsern schweigsamen Telegraphen, diesen unwissenden Telegraphen, den man in den Lyoneser und Pariser Unruhen fortwährend ansah, und der gänzlich ununterrichtet, so monoton wie die Spenersche Zeitung, schwieg. Alles dies in ihrer Nähe; das ist die gegenwärtige Lage der Universität. Dies soll aufhören; man wird sie an einen andern Ort bannen, draußen auf das Köpnicker Feld hin, wo vorgestern die schon erwähnte Lerche sang, um den Widerspruch aufzuheben, daß innerhalb der Stadtmauern Berlins jährlich zweimal gesäet und einmal geerntet wird. Man macht nämlich den richtigen Schluß, daß die Verpflanzung der Universität in diese Gegend dem Baueifer einen ganz neuen Impuls geben wird, daß sich Alles, was immer im Gefolge der Wissenschaften stehen mag, Wohnungvermiether, Hundedressirer, Pferdeverleiher, Pfandleiher, Antiquare, Schacherjuden, Schwertfeger, bayrische Bierbrauer, Privatdozenten und Professoren, in die Nähe des neuen Minerventempels ziehen wird, und somit sich auch das Gleichgewicht unserer Stadt und unsers Staates wieder hinüber auf den Westen werfen dürfte. Was geht es mich an? Aber um den Patriotismus thut es mir leid; denn wenn es bis jezt für eine sinnreiche Symbolik gehalten wurde, daß gerade das Zeughaus, die Universität, das Museum und Opernhaus sich dahin gebaut haben, wo des Königs Wohnung ist, wenn ein Dichter daraus Veranlassung nehmen konnte, sich folgendermaßen auszudrücken:

Das sind die vier Gebäude,
Bei Königs Haus zu seh'n:
Es dient zu Stolz und Freude,
Daß eben dort sie steh'n.

so droht diesem Stolze und dieser Freude des Patrioten und Dichters eine Verminderung seines guten Grundes, wenn aus dem Vierbunde jener symbolischen Palläste sich eine Anstalt auf mehr als sechs Schußweiten von dem Hause des Königs entfernt und auf dem Köpnicker Felde ein Unterkommen sucht. Sollte denn Niemand dies bedacht haben?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 120.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 20. Mai 1834.

Nur zwei Tugenden gibt es, o wären sie beide vereinigt,
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut.

Schiller.

Rede,

gehalten am Stuttgarter Schillersfeste den 12. Mai

von

Wolfgang Menzel.

Noch immer und mit alter Pietät bleiben die Bewohner der Landschaft, welcher die Wiege des großen deutschen Dichters anvertraut worden, der Sitte getreu, alljährlich sein Andenken zu feiern. Sie entledigen sich dieser Pflicht, wenn der Frühling und sein Todestag wiederkehren, im Angesicht des Daches, unter welchem er seine erste Bildung erhalten, und tragen ihr Scherflein bei zu seinem künftigen Denkmale. Der Gedanke, daß diese Feier, wenn auch nicht der Form, doch dem Sinne nach ein Nationalfest ist, hat uns von jeher veranlaßt, die dabei gehaltene Rede in diesen für ganz Deutschland bestimmten Blättern mitzutheilen, und mit Vergnügen folgen wir diesem Brauche auch diesmal.

* * *

Der Geist des großen Mannes, dessen Andenken wir heute von Neuem in der alten Liebe feiern, ist Ihnen Allen gegenwärtig. Noch keines deutschen Dichters Gesang ist zu so vielen Herzen gedrungen, ist dem ganzen Volke so vertraut geworden; ich unternehme also nicht, Ihnen etwas Neues über Schiller zu sagen; ich kehre vielmehr zu dem ältesten, aber auch stärksten Gefühle zurück, das Jeden bei der ersten Bekanntschaft mit Schillers Genius ergreift.

Dieses Gefühl ist mehr als bloße Bewunderung des Dichters. Wie hoch auch der Rang ist, den er unter den größten Dichtern aller Zeiten einnimmt, und wie sehr es unserm Nationalstolze schmeichelt, daß alle gebildeten Völker ihm die gleiche Bewunderung zollen und ihn unter der kleinen Zahl der mit ewigem Lorbeer geschmückten Sänger als ebenbürtig anerkennen, so ist es doch nicht die Macht des Gesanges, die hinreißende Gewalt des Verses, die Zauberei des Wohllauts und die göttliche Phantasie allein, die uns eine so eigenthümliche Liebe für ihn einflößt; es sind nicht die Gaben des Dichters allein, die er mit Andern gemein hat: es ist etwas Besonderes, was ihn vor Andern auszeichnet.

Zwar scheint es genug zu seyn an dieser himmlischen Gabe der Dichtkunst, und wer wollte mehr verlangen, wo sie gefunden wird? Schon der Vater der Dichtkunst, Homer, zürnt über die Unbilligen, die nicht zufrieden sind, daß ein Gott die Sänger begeistert, um die Gemeinheit des Lebens zu verschönern:

Was tadelst du doch, daß der liebliche Sänger
Uns erfreut, wie das Herz ihm entflammt wird? Nicht ja die Sänger
Dürfen wir, sondern allein Gott schuldigen, welcher es eingibt
Allen erfindsamen Menschen und so, wie er will, sie begeistert.

Wenn wir nun aber, dieser alten schönen Mahnung folgend, jeden Dichter in seiner Art bewundern und ehren, so fühlen wir uns doppelt zu Schiller hingezogen, weil er nicht nur gleich andern unsterblichen Sängern die Gabe des Gesanges besaß, sondern sie auch mehr als irgend ein Anderer dem Dienste des Edelsten und Heiligsten weihte, was die Menschenbrust bewegt.

Es soll der Sänger mit dem König gehen,
Denn beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

Neben den großen Herrschern und Helden bewahren wir das Andenken der großen Denker und Dichter. Wie sie sich im Ruhme gleichen, so auch im Benehmen. Hier reißt uns ein mächtiger Herrscher durch die Pracht seines Hofes oder durch ein weises Friedensregiment, oder ein kühner Eroberer durch die Größe seiner Zerstörungen zur Bewunderung hin; dort erfreut unser Herz der unerschrockene Held, der für die Sache der Menschheit, für eine ewige Idee, für eine geläuterte Religion, für die Freiheit seines Volks oder für Unschuld und unterdrücktes Recht streitet. Wir bewundern sie Alle, doch die wärmste Liebe widmen wir dem Lezteren. Und nicht anders erscheinen uns die Sänger. Wir bewundern den schöpferischen Geist, der sich und uns zur Lust eine heitere Welt des Schönen schafft, und wir staunen selbst den zerstörenden Geist an, der in göttlichem Wahnsinn das Heilige verspottet und die Kraft wie die Riesen im Himmelssturm erprobt; aber vor Allen lieben wir die Sängerhelden, welche die Sache der Menschheit zu der ihrigen gemacht haben, welche Theil nehmen an ihren Leiden und an ihrem Ringen. Der Kampf für eine gute Sache ist es, was wir am Sänger wie am Helden am höchsten ehren, denn unter allen Gefühlen der Menschenbrust ist der Muth einer edlen Begeisterung das Höchste.

Betrachten Sie die Züge Schillers, wie sie uns Danneckers Meißel verewigt hat. Spricht aus diesen Zügen nicht ein kriegerischer Geist, der edle Zorn über alles Gemeine, über alles, was das reine Bild der Menschheit, wie er es dachte, verunstaltet? Aber dieser Geist der Kraft und des schönen Zornes strafte nicht ein unverbesserliches Geschlecht, verzweifelte nicht, spottete nicht und zog sich nicht stolz und vornehm zurück, sondern glaubte an das Gute im Menschen, wandte sich an die mit jedem neuen Geschlecht wiedergeborne Unschuld, an den in der unverdorbenen Seele wohnenden Sinn für Wahrheit, an das erste Gefühl für alles Edle in dem jugendlichen Gemüthe und flammte seine Gluth durch die Begeisterung einer Sprache an, die kraftvoller und lieblicher nie erklang.

Nicht umsonst feiern wir in jedem wiederkehrenden Frühling den Sänger des geistigen Frühlings, den Genius der Jugend. Es gab Sänger der jugendlichen Völker, der patriarchalischen Unschuld im Anbeginn der Geschichte, aber diese Sänger sind mit ihren Völkern veraltet. Vergeblich träumt man sich zu ihnen zurück und ahmt die verklungenen Töne grauer Jahrhunderte nach. Nicht in diesen Erinnerungen lebt die Jugend des Menschengeschlechts fort; sie lebt nur in den ewig jungen Gefühlen jeder neuen Generation, in den noch reinen und kräftigen Seelen, denen der Sinn für das Hohe noch nicht verzärtelt und abgeschwazt ist. Dieser Jugend Liebling und Leitstern ist unser Schiller, ihr wird er immer ein angebeteter Führer bleiben.

Ein Führer sage ich, nimmermehr ein Verführer. Was die Jugend verführt, ist nur die Altklugheit, die das Besserwissen, die Genüsse und selbst die Laster des Alters vorausnehmen will. Diese Verführung ist aber da am wenigsten möglich, wo der natürliche Sinn der Jugend für das Bessere erhebende Vorbilder und eine begeisternde Pflege findet. Wer an Schillers Idealen einmal das Herz erwärmt, wird schwer zu verderben seyn. Noch kein Dichter übte so schöne Gewalt über junge Herzen und wußte ihre schweifenden Neigungen so sicher auf das Hohe und Würdige zu lenken.

Es ist der edle kriegerische Geist einer männlichen Jugendkraft, der uns aus Schillers Werken anweht. Es ist der Geist, der ermannte und kräftigte in einer weichlich gewordenen Zeit, und der in das Jahrhundert des Spielens und des Spottens den verschwundenen Ernst zurückrief. Nicht bloß von seiner Jungfrau von Orleans konnte Schiller sagen:

Das edle Bild der Menschheit ward verhöhnet,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott.

Die ganze Stimmung der Zeit, in der er auftrat, war der weichlichen Genußsucht und dem Alles verhöhnenden Spott näher, als der Achtung des Heiligen und der sittlichen Würde. Große Weltschicksale haben seit vierzig Jahren Europa zur Selbsterkenntniß und zu einem fast düstern Ernst zurückgeführt, aber in Deutschland hat sich die Stimmung vorzüglich durch die Wirkung des Schillerschen Genius gereinigt und gekräftigt. Wenn das jüngere Geschlecht auch nicht mehr im Stande ist, die Frivolität, wie sie vor Schiller die herrschende Mode war, in ihrem ganzen Umfange zu begreifen, so dürfen wir doch das Verdienst Schillers, das Meiste zur Verdrängung derselben beigetragen zu haben, als eine geschichtliche Thatsache nicht verkennen. Seine Werke sind nicht nur schöne Dichtungen, zur Lust ersonnen, sondern sie haben auch gewirkt und mächtig in die Gesittung der Zeit eingegriffen. Selbst das Ausland hat ihren moralischen Einfluß empfunden. Der tragische Ernst in den edelsten Dichtungen der neuern Britten, Franzosen und selbst Italiener ist eine Rückwirkung des deutschen Genius. Wenn jene Völker jezt mehr als je den sittlichen Ernst unsers Volks preisen, so ist Schiller zugleich immer der erste Name, den sie dabei nennen.

Also Heil dem Sänger, der die Seelen erfreut durch das lieblich tönende Wort, aber dreimal Heil dem Sänger, der die Seelen erhebt durch des Wortes ernsten und heiligen Sinn.

Noch ist dem Unsterblichen das Denkmal nicht errichtet, das ihm unsere Liebe gründen will, aber dauerhafter als Erz und Marmor wird das Denkmal seyn, das er in den Herzen aller Deutschen sich längst gegründet hat.

Hans Holbein.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens geschah es, daß Holbein bei der Arbeit, von Schwermuth ergriffen, den Pinsel weglegte und, Catharina stumm betrachtend, dasaß. Sie in ihrer gewohnten Heiterkeit bemerkte scherzend, sie werde bald einschlafen, wenn das so fortgehe, und da in diesem Augenblicke der Herzog, ihr Oheim, in's Zimmer trat, sprang sie auf ihn zu und deutete schäkernd auf den noch immer in seinen Gedanken verlornen Maler. Norfolk, obgleich von Achtung für den Liebling des Königs mehr erfüllt, als von der Werthschätzung des Künstlers durchdrungen, konnte eine leise Anwandlung von Unzufriedenheit nicht bemeistern, und nicht ohne Härte sagte er: „Nun, Herr, wie es scheint, denkt Ihr an andere Dinge, als diejenigen, weßhalb Euch Euer König und Herr zu seiner Braut, meiner erlauchten Nichte, gesandt hat.“ Diese wenigen Worte rüttelten Holbein aus seiner Niedergeschlagenheit auf, er erhob sich mit Heftigkeit, und vor Catharina auf das Knie stürzend, rief er: „Um des Himmels willen, Mylady, laßt mich das Bild vernichten, das ich zu malen begonnen! verlangt nicht, daß ich es vollende! flieht, flieht! —“ Catharina, die nicht wußte, was diese Reden bedeuteten, die selbst von dem traurigen Schicksale ihrer Vorgängerinnen nie eine Kunde vernommen hatte, wendete sich nicht wenig überrascht zu ihrem Oheime, der, vor Zorn glühend, dem Maler aufzustehen befahl und ihn an seine Pflicht erinnerte. „Nein!“ rief Holbein, „ich erhebe mich nicht von diesem Platze, bis Ihr mir versprecht, die Stadt, den Hof zu verlassen und Euerm sichern Verderben zu entrinnen. Ich aber will nie wieder den Pinsel berühren, nie den Kopf eines lebenden Geschöpfes malen, damit es nicht den schrecklichsten Tod finde vor der Zeit. Glaubt mir, Mylady, Ihr werdet sicher noch lange, lange leben!“ Der Herzog sprach drohend davon, mit seiner Nichte das Gemach zu verlassen und Alles dem Könige zu melden, aber der Maler, der nicht mehr der Vernunft Gehör geben konnte, warf sich den Fortgehenden verzweiflungsvoll in den Weg und rief: „Wohlan, so vernichte ich selbst das Werk des Teufels, um Euch zu retten, und keine Macht der Erde soll mich zwingen, Euern Kopf zu malen.“ — Der Herzog, der allen Bewegungen des Malers mit den Blicken folgte, hatte nicht sobald bemerkt, daß dieser sich auf das Bildniß stürzen wollte, um es zu vernichten, als er, größer und stärker, hinzusprang und ihn wegschleuderte, indem er es hoch emporhob. Catharina, die nichts von Allem begriff, hielt den Maler für wahnsinnig und floh bestürzt in eine Ecke des Gemachs; Holbein war wie leblos in einen Sessel gesunken, der Herzog hatte das Bild wieder auf die Staffelei gestellt, und der Bewunderung mußte der Zorn weichen. Stille und Ruhe war auf diese lärmende Scene eingetreten; Norfolk unterbrach sie. Er trat zu dem Maler, und seine Hand auf dessen Schulter legend, sagte er: „Wir sind die alten Freunde wieder; der König besitzt einen Schatz in Euch. Welche Grille kam Euch an? Seht nur, Ihr habt meine schöne Nichte ganz in Schrecken gesezt. Doch diese Röthe, dieser Ausdruck ihrer Augen scheint mir nicht übel; wollt Ihr Euch nicht wieder zur Arbeit anschicken? Ich erwarte den König selbst.“ — Holbein sah starr vor sich hin und blieb unbeweglich sitzen.

Ein Geräusch in den Vorzimmern wurde jezt vernehmlich, die Thüren des Gemachs wurden aufgerissen, ein Diener eilte herein und meldete die Ankunft des Königs, der bald darauf in Person erschien. Er hatte sich geschmückt, und war dem Bilde in dem Prachtanzuge ähnlich, das man noch heutzutage im Tower zu London sehen kann. Catharina's Verwirrung bemerkte der König sogleich, aber Norfolk, der schlaue Höfling, kam seiner Frage mit der Nachricht zuvor, daß den Maler ein plötzliches Uebelbefinden angewandelt habe, von dem er sich noch nicht erholen könne. Heinrich trat zum Bilde, und wie er bald die Augen zu seiner Geliebten erhob, bald sie auf Holbeins Werk heftete, konnte man die vollkommenste Befriedigung in seinen Zügen lesen. „Nun, Holbein,“ sprach er zum Maler, „wie steht's um Euch? Leid sollte es mir seyn, wenn Eure Schwäche Euch verhinderte, heute in meiner Gegenwart dem Bilde die Vollendung zu geben. Erhebt Euch, versucht es einmal; ich wollte wetten, ein Blick auf Eure Königin wird im Stande seyn, Euern Nerven die verlorne Kraft auf das Schnellste wiederzugeben.“

Bei dem ersten Worte, das der König gesprochen, war Holbein aus seiner Abspannung erwacht, und obgleich nicht vermögend aufzustehen, sprach er doch leise diese Worte: „Mein König und mein Herr! verlangt nicht, daß ich an's Werk gehe, es schwimmt vor meinem Blicke, ich sehe einen trüben, schillernden Schein, wie Blut, dort am Halse.“ — „Ihr seht — “ rief der König entsezt, und der kalte Norfolk selbst erbebte. Nur Catharina hörte aufmerksam, doch nicht ergriffen von der Bedeutung dieser prophetischen Worte, dem Gespräche

zu. „Meine Hand zittert," fuhr Holbein fort, „ich würde weder die Farben auf der Palette mischen können, noch hätte mein Pinsel die Kraft, sie gehörig zu vertreiben, und" — sezte er dumpf, mit fast tonloser Stimme hinzu — „ich gedenke mit Schrecken an den dunkeln, schillernden Streif —" — „Halt!" unterbrach ihn der König, sein Auge rollte, und Norfolk meinte schon, die Blitze, die darin zuckten, werden sich zerschmetternd auf das Haupt des Künstlers entladen; aber trüber wurde der Blick und Thränen füllten Heinrichs großes Auge, seine Lippen stammelten süße Worte, er beugte sich über die hocherstaunte Catharina Howard, und bedeckte ihre Hände mit Küssen und die herrlichen Flechten des schönsten Haares, das in üppiger Fülle bis auf den Busen herabfiel. Holbein sah dies Alles, und es überzeugte ihn, daß der König ihn verstanden habe; darum rannen auch seine Thränen über die tiefen Furchen, die der Gram auf seine Wangen eingegraben hatte. Dann stand er leise auf, nahm seine Geräthschaften zur Hand, und unter heißen Thränen vollendete er das Bild, welches er so glänzend und selig begonnen, und das nun auch die Weihe des Verhängnisses empfangen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

† Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Schleiermacher. Claus Harms.

Die Vorlesungen haben schon ihren Anfang genommen: Schleiermacher liest nicht mehr. Ich sehe ihn noch wie heute, wenn er in's Auditorium trat. Es war gewöhnlich sehr früh, daß er las; im Sommer sogar schon um sechs Uhr. Kaum höher, als die Tische, auf denen seine Weisheit nachgeschrieben wurde, machte er einige kühne Schritte, um auf das Katheder zu gelangen. Er trug sich immer im schwarzen Frack, von dem er glauben mußte, daß er ihm sehr wohl stehe. Sein weißes Haupt- und Barthaar fluthete um das ernste, zusammengenommene Antliz; ich glaubte immer, einen Meergreis, einen Nereus, einen Gott der Weissagung zu sehen. Er rückte sich den Stuhl auf dem Katheder zurecht, nahm seine Dogmatik oder seine theologische Encyklopädie, oder noch öfter nichts vor, stüzte den Kopf auf den linken Arm und begann nun, in dieser festen, unverrückten Stellung, wie eine Raupe zu spinnen, oder wie ein Weber eine Masche nach der andern zu werfen. Keine Erhebung der Stimme, kein Markiren, keine Gestikulation, nicht einmal eine Gestikulation des Blicks; Alles ruhig, ohne Leidenschaft, ohne Pause, es war Alles dasselbe; man hörte Worte, die sich alle gleich sahen, jede Sylbe machte gleiche Ansprüche, und so floß es am Ohr vorüber, für die große Mehrzahl der Zuhörer, ohne sich dem Verständniß einzuhäkeln, ohne etwas zurückzulassen, als lange beschriebene Bogen, die man nachher durchlas und nicht verstand; denn da war kein Abschnitt, kein Topos, kein A, kein α, kein a, und so fort in der Schematisirung der Begriffe, welche für die Jugend fast unerläßlich schien; da war kein, was wir auf der Universität Material nannten, nichts Erkleckliches, das sich für das Examen hätte auswendig lernen lassen; aber der Schweiß stand uns auf der Stirne, wenn es ausschlug, wir hatten uns auf der Palästra der Dialektik getummelt, die Glieder waren uns ausgerenkt, wir gingen hinaus unter die Kastanien und erholten uns von einer Anstrengung, die unsern Geist abhärtete, gewandt machte und in dem ganzen System unserer Denkkraft eine Revolution hervorrief. Wie merkwürdig doch dies Alles war! Sonntags gingen wir zu ihm in die Kirche. An der Thüre bekamen wir Lieder, die Gevatter Reimer druckte, für sechs Pfennige; wie immer, schlechtes Papier, vernachlässigte Lettern, Druckfehler, ein einziges Blatt: ein großer Anstoß für die Orthodoxie und das Bürgerthum, das sich hübsch bei einer Verheirathung das Porstensche oder das neue aufklärerische Gesangbuch der reformirten Gemeinde gekauft hatte, und dem diese Zettel wie Operntexte zum Don Juan oder zu Ferdinand Cortez vorkamen. Schleiermacher betrat die Kanzel auf einem Gestell; denn er war zu klein, als daß man seine Größe hätte sehen können. Er las einen höchst dunkeln, mystischen Text aus den Paulinischen Briefen, der oft nur aus sechs Worten bestand, gab dann sein Thema, z. B. daß der Arbeit Schweiß ihre Freude sey, oder: wie wir leben sollen, als lebten wir nicht, theilte dann seinen Gegenstand in zwei Hälften, führte ihn in seiner Weise durch, sagte Amen, bat, Gott möge den König erleuchten, bot diejenigen Schneider, Gärtner und Arbeiter aus der Porzellanmanufaktur auf, welche gesonnen waren, in den Stand der heiligen Ehe zu treten, und gab uns zulezt seinen Segen. Wir aber eilten an die Thüren und ließen die schönsten Blüthen der Weiblichkeit an uns vorüberduften, die Holde erwartend, welche unsern heimlichen Gruß verstand. Wie schön das Alles war! und wie lange das Alles schon her ist! Aber es hat auch nach uns Leute gegeben, die Schleiermacher verstanden, nach uns Herzen, die an den Kirchthüren harren konnten; ob das jedoch unter Claus Harms eben so seyn wird, weiß ich nicht. Bekanntlich spricht man davon, daß dieser originelle Zelot an Schleiermachers Stelle kommen wird. Großmann in Leipzig ist zwar auch ein guter Kanzelredner, aber man beruft ihn nicht, weil er einen Ehrenbecher, den ihm die Sachsen als Deputirten verehrt haben, mitgebracht hätte; Böckel in Hamburg läßt sich hören, aber man fürchtet seinen Rationalismus; Bischof Dräseke kam aus Magdeburg her, um sein eigener Plaideur zu werden; allein die gesunde Vernunft kann diesem Manne nie verzeihen, daß er in einer Predigt im Magdeburger Dom in Gegenwart unsers Königs einmal gesagt hat, der König habe das Revolutionstreiben unserer Tage im Gespräche mit Sr. Eminenz, eben so wahr als geistreich, die politische Cholera unserer Zeit genannt. Kurz, es hat alle Wahrscheinlichkeit, daß Claus Harms, derselbe, gegen dessen berühmte Thesen Schleiermacher schrieb, die Stelle seines Gegners vertreten wird. Harms ist ein Anhänger der Bluttheologie, aber ein geistreicher Mann, der seine Lehre genießbar zu machen versteht. Er citirt Schiller und Goethe, nicht, wie Hengstenberg, um sie zu verdammen, sondern um das eindringlicher zu machen, was er mit ihnen unterstüzen will. Er hat keine so salbungs- und phantasiereiche Sprache, wie die Krummacher im Wupperthale, aber er ist belesen, wizig, unterhaltend. Mag sich mein Kollege, der Korrespondent, welchen Sie mit einem Stern bezeichnen, die Mühe geben, wenn Harms kommt, einen Sonntag ihm zu widmen und Ihnen über diese interessante Erscheinung den Bericht erstatten, den von meiner Seite die Abreise verhindert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 121.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Mai 1834.

Die Erd' hat Blasen, wie das Wasser hat,
Und diese sind davon.

Shakespeare.
Macbeth.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

Es liegt ein neues englisches Buch vor uns, betitelt: Bubbles from the brunnens of Nassau, by an old man, das Produkt einer Reise, die ein alter englischer Gentleman voriges Jahr in die Bäder des Taunus gemacht. Es ist in dem liebenswürdigen, für uns freilich oft übertriebenen Humor geschrieben, der eher eine etwas frühere, als die jetzige Periode der englischen schönen Literatur bezeichnet, und enthält die ergötzlichsten Schilderungen deutscher Verhältnisse, welche, jedenfalls von einem geistreichen Mann herrührend, dem deutschen Leser gleich großes Vergnügen machen, mögen sie nun treffend, oder mag dabei unsere Nationalität falsch aufgefaßt seyn. Er erinnert in seinen Urtheilen häufig an den in England reisenden Verstorbenen, doch mit dem wesentlichen Unterschied, daß er nur beschreibt, was er auf Gassen und Promenaden und an Wirthstischen beobachtet hat, und daß, sollte das Buch in das Deutsche übersezt werden, keine Familie sich über verlezte Gastfreundschaft zu beklagen haben würde. Ueberdies ist er, wenn er auch mit dem den Engländern eingebornen Stolze etwas auf uns herabsieht, in seiner Kritik nicht nur immer gutmüthig, sondern auch so wohlwollend, daß wir, die wir Fremden schon ganz Anderes verziehen oder vielmehr gar nicht übelgenommen haben, ihm jenen Stolz gern zu gute halten. Wir legen den Lesern einige Kapitel aus diesem Buche vor und empfehlen es denjenigen, welche gewohnt sind, sich in der neuesten englischen Literatur umzusehen.

* * *

Früh Morgens.

Um Viertel auf fünf Uhr stand ich auf und verließ so bald wie möglich den Gasthof. Alle Häuser waren bereits offen, die Straßen gefegt, die Bewohner alle auf, Alles, was Leben hat, schien wach, und daß es so früh am Morgen war, merkte man nur an der köstlichen Frische der Bergluft, welche, noch unangetastet von der eben über die Hügel emporsteigenden Sonne, noch so rein war, wie sie die ganze Nacht über dem Thal geschlummert hatte. Das Angesicht der Natur strahlte von Gesundheit, und wenn es in Schwalbach keine Lerchen gibt, um mit „lieblichem Gezwitscher Aurora zu begrüßen," so begegnete ich dafür überall ungeheuern rothen, nackten deutschen Wegschnecken. Sie sahen feuchter, kälter, fetter und glücklicher aus, als sie und ich mit Worten schildern könnten. Sie hatten sich offenbar die Nacht über vollgefressen und schlichen nun ihrer Herberge zu, um den Tag zu verschlafen. Zu dieser frühen Stunde traf ich nur wenige Leute auf den Spaziergängen, und das Erste, was mich freundlich berührte, war, als ich

den Brunnen erreichte, das Lächeln eines einfältigen, ehrlichen, gesunden Mütterchens. Sobald sie mich kommen sah, suchte sie auf ihrem Tisch mein Glas, das sie am Henkel mit einem Stückchen Zwirnband bezeichnet hatte. „Guten Morgen!“ murmelte sie, und das gastliche Lächeln blieb ständig auf ihren Zügen; sie stieg dann hinunter, tauchte das Gefäß in den Brunnen zu ihren Füßen, und mit höflicher Hast, damit der Geist sich nicht verflüchtige, kredenzte sie mir einen Becher ihres Heilwassers. Es war klar wie Krystall, flimmernd von fixer Luft, brausend wie Champagner, aber bei alle dem abscheulich kalt, und an diesem ersten Morgen brachte ich es kaum hinunter. Ein halbe Minute war mir, als würde mein Magen von einer unversehens geöffneten Schleuse überströmt; ich stand ungewiß, was daraus werden würde, als auf einmal, statt daß, wie ich fürchtete, mir die Zähne klapperten, das Wasser unter meiner Weste sich erwärmte und eine leichte Berauschung, oder vielmehr eine Belebung erfolgte.

Von jeher hatte ich einen unüberwindlichen Widerwillen vor dem parademäßigen Auf- und Abwandeln, und so bestieg ich denn, sobald ich mein erstes Glas im Leibe hatte, die Anhöhe, die sich gerade über dem Brunnen erhebt. Oben befindet sich eine Hütte, und nachdem ich den Anblick der herrlich frischen, freien Landschaft zur Genüge genossen, belustigte ich mich damit, aus der Hütte auf den Weg herab zu sehen, der vom Alleesaal zum Paulinenbrunnen führt; denn jezt war Jedermann aus dem Bette, die Sonne schien warm und man sah den Beaumonde von Schwalbach gemächlich die Promenade auf und ab schlendern.

Auf einem Strich von etwa einer halben Stunde sah ich ein paar Hundert friedliche Menschen umherkriechen und des Stücks ihres Lebens los werden, das zwischen einem Glase kalten Stahlwassers und dem folgenden liegt. Wäre einer zu solch einem Leben verurtheilt, das in der That alle Beschwerlichkeit, nur nicht die gesellschaftliche Annehmlichkeit einer Tretmühle hat, er fände es unerträglich melancholisch; doch es gibt ja keine Pille, die die Mode nicht vergolden, Gewohnheit nicht versüßen könnte. Ich bemerkte, daß fast alle Männer weite, schlechtgemachte, schnupftabaksfarbige, große Ueberröcke trugen und ungeschickte Reisemützen von mannichfaltigen Formen statt Hüten auf hatten. Das Bild im Ganzen genommen war nichts weniger als anziehend; wenn es hier aber auch keine besonders eleganten oder fashionablen Leute gab, wenn auch ihre Bewegungen keineswegs liebenswürdig waren, so mußte ich doch, selbst von meinem fernen Standpunkt aus, den gesunden Verstand und das richtige Gefühl bewundern, in deren Folge sämmtliche Elemente dieser deutschen Gesellschaft unter einander zu harmoniren schienen. Da sah man weder Stoßen noch Drängen, keine bemerkbare Anmaßung, kein plötzliches Umdrehen, um Fremde anzugaffen, „weder martialische Blicke, noch hoffärtiges Spreitzen;“ ächte, wahre, gute Lebensart schien Jedem natürlich. Allerdings war auch nichts von hoher aristokratischer Politur zu bemerken, aber offenbar waren die Bestandtheile dieses Vereins an und für sich so gut, daß er derselben nicht bedurfte. Das Benehmen einer so bunten, aus allen Ständen gemischten Gesellschaft machte, meiner geringen Meinung nach, ihr und ihrem Lande Ehre. Man sah ganz deutlich, daß Jedermann auf der Promenade, wessen Standes er auch seyn mochte, sich bemühte, als Gentleman aufzutreten, und Keiner, mochte er auch noch so hoch stehen, mehr seyn wollte. Die junge Dame dort, in einem fast noch einfachern Anzuge als die übrigen ihres Geschlechts, ist die Fürstin L.; ihr Gesicht, könnte es von meiner Hütte aus gesehen werden, ist so anspruchlos, wie ihr Kleid, und ihr Betragen sittsam, wie ihr Hut. Ihr Gatte, einer in der Gruppe der Herrn hinter ihr, ist mild, voll Anstand, und wenn man heutzutage ohne Beleidigung einem jungen Manne diesen Titel geben darf, möchte ich hinzufügen: er ist bescheiden. Noch sind ein paar weitere Fürsten auf der Promenade, nebst einem stattlichen Schweife von Herzogen, Grafen, Baronen ꝛc.

„Da gehn sie allesammt in Einer Reih!“

Wenn sie aber auch gleich Vögeln von gleichem Gefieder zusammenhalten, so frage ich doch: liegt irgend Anmaßung in ihrem Betragen? und die Ehrfurcht, womit man ihnen allenthalben begegnet, scheint sie ihnen nicht zu gebühren?

(Die Fortsetzung folgt.)

Hans Holbein.

(Fortsetzung.)

Nach kurzer Lust ließ Heinrich auch dieses Weib aus seinen heißen Umarmungen in die kalte Nacht des Kerkers hinabgleiten, und der erste Sonnenstrahl, welcher der unglücklichen Königin wieder in das Auge leuchtete, zündete keinen Trost, keine Hoffnung darin an, und spiegelte sich fast in demselben Momente in dem rothen Strome, der in kräftiger Fülle sich aus den jugendlichen Adern des schönen Torso ergoß.

Holbein beweinte dieses Schicksal mehr noch als die andern; denn Catharina Howard hatte er selbst geliebt. Sie war die Schönste, und der gefährliche Leichtsinn, der sie umflatterte, verlieh ihr noch größern Reiz.

Dieser Fall zog eine lange Reihe von Unglücklichen auf das Blutgerüst. Jeder, der sich einer kleinen Gunst von ihr erfreut hatte, wem nur ihr holdes Auge gelächelt,

mußte dafür mit seinem Blute der Rache des Königs genugthun. Der Mitwissenschaft ihrer Untreue beschuldigt, wurde die alte Herzögin von Norfolk, Catharinas Großmutter, in diese Gräuel verwickelt, so wie ihr Oheim, Lord Howard, die Gräfin Bridgewater und Andere; ihre Freundin, Lady Rochefort, wurde enthauptet, deßgleichen Derham und Colepeper, die sich des Königs Rechte bei seiner Gemahlin angemaßt haben sollten. An Holbein zog die Gefahr, wie immer, schonend vorüber. Heinrich glaubte seines Künstlers noch zu bedürfen. Als er jedoch zur sechsten Ehe schritt mit der Wittwe Lord Latimers, da ließ er die schon alternde Dame nicht mehr malen, die später durch ihre Klugheit dem Blutgerüste entging. Holbein malte nur noch Ein Bild, das jener Elisabeth, die mit so mancher Neigung ihres Vaters auch die ererbt hatte, die Majestät der Krone durch Schaffot und Henkerbeil befestigen zu wollen.

Heinrich des Achten Grausamkeit wuchs mit den Jahren, und die Schlachtopfer drängten sich an dem Fuße des Schaffots. Holbein hatte nicht mehr Thränen für diese, als für seinen königlichen Beschützer, dessen Wildheit er aufrichtig beklagte, dessen Verirrungen er beweinte, und zu dem er sich dennoch hingezogen fühlte, weil sein sanftes Gemüth sich mächtig zur Dankbarkeit neigte. — So wurden beide alt, und das Lebensende konnte nicht mehr fern seyn.

Eines Abends, es war im Winter und die kalte Sonne nahm einen recht freundlichen Abschied, ging der König mit seinem Maler durch den entlaubten Park. Ihre Unterhaltung war einsylbig. Es war kalt, und beide, im werdenden Greisenalter, hüllten sich in ihre Pelze. Kein Diener war in der Nähe, sie schlugen abgelegene Pfade ein und verloren sich in ein Gehege, das im Sommer reizend war, mit Bosketen, Wasserkünsten, üppigen Lauben und geheimnißvollen Schattengängen rings erfüllt, ganz gemacht zu stillen Freuden. Den kranken König wandelten alte Erinnerungen an und Schmerzen zogen ihm durch die Brust. Jetzt war Alles entlaubt, keine Blüthe prangte am Strauche, die Wasser hatte der Winter in den Röhren gefesselt, nichts lebte, und auch der kranke Greis konnte nun mit aller Macht dem Schicksal eben so wenig entrinnen, das er selbst über so Viele verhängt hatte, als er diesem Garten Leben und Maienwonne zu geben im Stande war. Heinrich dachte der Vergangenheit; plötzlich blieb er stehen. „Schön war sie, diese Catharina!“ sagte er dumpf vor sich hin. Sein Begleiter fuhr zusammen; dann aber sprach er mit Wehmuth: „Ein Engel war sie, und die Andern nicht minder.“ Eine lange Pause entstand. Heinrich blickte in ein trockenes Marmorbassin, der Maler auf ihn, dann sagte er wieder: „Und schön waren sie Alle — Alle!“ Der König bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und wandte sich ab. „Und welche bedauerst Du am meisten?“ Holbein seufzte tief und antwortete nicht.

Acht Tage darauf starb der König. Sein Tod schenkte dem Herzoge von Norfolk das Leben, der an jenem Tage hätte hingerichtet werden sollen und nun von der neuen Regierung begnadigt wurde. Ganz London trauerte um Heinrich den Achten; die aufrichtigsten Thränen zollte ihm Holbein, der nun allein stand und im hohen Alter seine einzige Stütze verloren hatte.

Gebeugt von Jahren und mehr noch von Kummer, zog er sich immer finsterer von aller Welt zurück und lebte in trostloser Abgeschiedenheit. Er überdachte sein ganzes Leben, das ihm wie ein Traum vorübergeschwunden war, und sein Sterben trat ihm nun vor die Augen. Allein zu sterben, keinen Freund, keinen Verwandten um sich zu sehen, ein verzweiflungsvoller Gedanke! Er forschte emsig nach, was ihm denn dafür die Tage seines Glücks gebracht hatten, für die er dieses elende Alter eingetauscht, und er schauderte. Er wog seine heitern Tage, die Tage voll Kummer, Sorge und Qual, und er fand, daß er Erasmus keinen Dank schuldig sey für den Dienst, den er ihm in seiner Jugend erzeigt. Ruhm und Reichthum hätte er überall finden müssen, und darum war er nun unter diesen trüben Himmel geflohen, hatte sich den Launen des Ungefährs preisgegeben und war seit so vielen Jahren dazu verdammt gewesen, an der Seite eines Tyrannen zu wandeln, seine herrlichen Gaben in seinem Dienste zu verschwenden, für ihn schöne Weiber zu malen, Köpfe, von Schönheit und Anmuth strahlend, um sie nachher dem schimpflichsten und schrecklichsten Tode preisgegeben zu sehen; mit zerrissenem Herzen langsam verblutend, hatte er so sein Leben hingebracht. Ist das ein Loos, wie es der Künstler sich wünscht und ausmalt in der Jugend? Ein heiterer Himmel, Freude, Lust, Zufriedenheit, das soll ihn umgeben auf seiner Bahn, nicht Nebel und Dampf einer großen Stadt, nicht der blendende Glanz des Thrones, nicht Blutströme und religiöse Kämpfe. Da kam es wie Heimweh über ihn; er dachte an die Schweiz, an ihre blauen Berge, an den grünen Rhein, an die alterthümliche, heitere, friedliche Stadt, an seine Schildereien auf der Außenseite der Häuser, an seine eigene Wohnung, an seine Frau. Wie friedlich und ruhig erschien ihm seine Jugend gegen seine spätern Jahre. Wäre er bei seiner Frau geblieben, so würde sie ihm Kinder geboren haben, und nun mußte er allein und in der Fremde sterben, und Niemand war bei ihm, um seine gebrochenen Augen zuzudrücken. Ach, sein kleines Haus in Basel erschien ihm jetzt so ruhig und heiter!

Noch viele Winter verlebte er in solchen Kümmernissen und Zweifeln; sein Haar war ganz gebleicht und

seiner Augen Licht schwach geworden. Er sah nicht mehr, was er einst geschaffen hatte, und seine Trösterin und Pflegerin war nun allein die treue, deutsche Magd, die mit ihm das weite Haus bewohnte. Seine Dienerschaft hatte er nach und nach verabschiedet.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

† Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Raumer. Raupach. Ein homöopathischer Tisch.

Nach so vielen heiligen Dingen ist es jezt Zeit, uns mit profanen zu beschäftigen. Das Theater arbeitet noch daran, den Schreck, welchen ihm Seydelmanns Absagebrief verursachte, zu verwinden. Alles war gespannt; man las die Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung nur, um zu wissen, wann Seydelmann aus Frankfurt abreise; da schlug er uns den Besuch ab. Man sagt, er fürchte sich vor der Berliner Kritik, namentlich vor Herrn von Sommerfeld, welcher hier eine Theaterzeitung herausgibt. Ach! was da! er sollte nur kommen; mit Herrn von Sommerfeld läßt sich schon reden. Nun, dafür ist jezt Mad. Schröder-Devrient hier. Sie singt entzückend, obschon die Berliner altklug genug sind, immer noch etwas auszusetzen. Es gibt sogar Stimmen, welche behaupten, Dem. Lehmann, unsere berühmte Lehmann, übertreffe sie. Ich hörte sie im Freischützen und Cortez und fand sie entzückend. Aus der albernen Agathe macht sie Alles, was sich nur machen läßt, und als Amazily ist es schon hinreichend, wenn man sie durch den Lärm der Schilde, Pauken und Trompeten hindurchhört. Wen es nach einer gründlichen Kritik ihrer Leistungen gelüstet, lese die mit —o—o— unterzeichneten Artikel der Staatszeitung. Herr von Raumer hat nämlich die Geschichte der drei lezten Jahrhunderte einmal bei Seite liegen lassen und schreibt über die Gastdarstellungen der Schröder-Devrient. Er ist der —o—o— der Staatszeitung. Er citirt die alten Italiener, um den Sängerinnen Fleiß anzurathen, gibt uns wörtliche Auszüge aus Solgers Aesthetik, um den Bewegungen der Madame Schröder recht gründlich auf dem Fuße nachzugeben, kurz, es ist eine gelehrte, süße, schmunzelnde Kritik, eine Kritik, welche mit allen Fingern leckt, es ist Herr von Raumer mit seiner kleinen Figur, die der unsers Clauren sehr ähnlich sieht, mit den gerötheten Wangen, den schalkhaften Lippen, dem grauen Haar und dem Lächeln, das immer der Vorläufer eines Witzes zu seyn scheint. Herr von Raumer wird viel zu thun bekommen; denn auch die Tochter seiner innigsten Freundin, der Mad. Crelinger, wird bald seine Kritik in Anspruch nehmen. Sie will nämlich in die großen Fußstapfen ihrer Mutter — wollt' ich sagen, in die Fußstapfen ihrer großen Mutter treten, und statt einer Shakespeare'schen Julia von vierzig Jahren, eine Julia von siebzehn Lenzen geben; das muß bezaubernd seyn. — Außer einigen Tragödien von Raupach nichts Neues. „Konradins Tod" wird ein Lieblingsstück, und sogar von unserer Kritik gelobt. Früher bewunderte man in Raupachs Stücken die Sprache, jezt die Tiefe. Es soll Gedanken darin geben, welche erschüttern. Im Konradin hörte ich dergleichen nicht, wohl aber z. B.:

Vergibt der Mensch, dann muß auch Gott vergeben.

Mein Nachbar sagte, diese Stelle sey herrlich. Allerdings; jezt weiß ich doch, daß der liebe Gott die Menschen erst um Erlaubniß bitten muß, wenn er vergeben will, oder vielmehr, daß er mit uns in einem edlen Wetteifer begriffen ist, und sich schämen würde, wenn wir ihm in der Tugend den Rang abliefen. Dies ist die Tiefe der Gedanken, die sich in Raupachs neuen Stücken findet. In der Charakteristik macht er Rückschritte. Konradin ist gänzlich undramatisch angelegt, breit, episch. Shakespeare hätte nicht vom Bodensee, sondern von Neapel angefangen, nicht von Konradins Mutter, sondern von Karl von Anjou. Mad. Crelinger spielt den Konradin. Es fehlt auch hier nicht an Stellen, wo sie ihren berühmten Septimenakkord anbringen kann, das zerreißende Oh! Es that mir leid, denn man kann auch zu oft Oh! sagen. Raupach weiß, wie viel Mad. Crelinger mit ihrem Oh! ausrichtet, und läßt sie frischweg in jeder Tragödie Oh! schreien. Das sollte sie sich verbitten, sie verderbt sich diesen Ton, er macht keinen Effekt mehr; sie sollte ihm nur kurzweg sagen: „Hofrath, ich kann nicht mehr Oh! rufen; ich muß diesen Ton für meine Julia, für meine Macbeth, für meine Cordelia aufsparen; in Ihren Tragödien, Hofrath, rufe ich absolut im fünften Akt nicht mehr Oh! Lassen Sie mich Ach! rufen, das ruinirt mich nicht." Raupach wird sich aber auf keinen Fall darauf einlassen; denn ohne das berühmte Oh! der Mad. Crelinger ist er verloren.

Was gegenwärtig die Homöopathie in Berlin ist, sehe ich täglich an einem homöopathischen Tische, welcher eigens für dieses System gedeckt wird. Ich nehme täglich an seinen kärglichen Freuden Antheil, weniger, um mich von meinem schlechten Humor heilen zu lassen, als aus Eifer, jeder neuen Erscheinung der Zeit auf dem Fuß nachzugehen und Alles zu sondiren, dem sich eine interessante Seite abgewinnen läßt. Ich wette, das gesunde und das allopathische Publikum haben von einem homöopathischen Tische eine ganz falsche Vorstellung. Ich versichere beide, es ist ein Tisch, wie ein jeder anderer auch, von Kienholz, zum Ausziehen, ein Tisch mit acht Füßen, auf welchen täglich ein neues Linnentuch als Decke kommt. Der homöopathische Tisch ist gleichfalls ein Tisch, auf welchen eine Reihe von Gedecken gepflanzt wird, die ordentlich aus einem Teller, einer Serviette, Messer und Gabel bestehen. In der Mitte liegen mehrere Strohdecken, welche dem Brode, dem Gesellschafter, der Vossischen Zeitung und dem ersten vaterländischen Pfennigblatt als Unterlage dienen, Dingen, die alle der Homöopathie nicht widerstreiten, da sie ganz ohne Gewürz sind. Salz ist da, gewöhnliches Küchensalz, aber kein Pfeffer, weder ganzer, noch gestoßener. Die Speisen bekommen wir in dem allgemein beliebten Gesundheitsgeschirr, aus welchem Niemand lieber ißt, als ein Kranker. Wir essen eine Suppe ohne Petersilie, ohne Körbel, ohne Wurzel, wir essen abstrakte Suppe, Suppe im Naturzustande, Suppe à la Rousseau, welches immer dieselbe Suppe ist, ob nun heute Gries, morgen Graupe und Sonntags Reis darin ist. Die Homöopathie hat sogar nichts dagegen, wenn Einer, dem die Suppe nicht behagt, sie stehen läßt. Dann versuche er nur das Rindfleisch, welches in der Suppe liegt, um, von ihr geschwängert, frisch, saftig zu bleiben. Es ist Fleisch von Ochsen, wie man sie überall findet; ich wüßte nicht, daß die Homöopathie irgend eine Gattung von Ochsen bevorzugte, nicht einmal irgend einen Theil an ihrem Körper: wir haben heute Fehlrippe, morgen Filet, Bruststück, wie es vom Fleischer kommt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 122.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Mai 1834.

— Ich wagte mich,
Gleich wilden Knaben, die auf Blasen schwimmen,
So manchen Sommer auf das Meer des Ruhms;
Doch viel zu weit: mein hochgeschwellter Stolz
Brach endlich unter mir, und gibt mich jezt,
Müd' und ergraut im Dienst, in die Gewalt
Des wilden Strudels, der mich ewig birgt.

Shakespeare.
Heinrich VIII.

Hans Holbein.

(Beschluß.)

Mit sorgfältiger Pflege bedachte den alten Mann Maria, die arme Waise, die er in Tagen des Glücks aufgenommen hatte. „Sieh," sagte er einst zu ihr, „ich besitze ein großes Vermögen, einen Schatz an Bildern, und bin ein reicher Mann; wenn ich einst todt seyn werde, wer soll das erben? Ich habe Niemand — Niemand auf der weiten Welt, als Dich. — Mein Tod ist nahe, das fühl' ich." — „Sprecht nicht so, mein werther Herr," erwiderte darauf das Mädchen. „Was sollte ich mit dem Reichthum wohl anfangen? Ich hab' ihn mein ganzes Leben entbehrt. Und in Wahrheit, Ihr seyd noch rüstig und nicht so alt, um an's Sterben zu denken. Ich will Euch schon pflegen, daß Ihr mir nicht so bald sterben sollt." — „Gutes Kind," sprach der Maler, „wenn ich nun aber einst todt seyn werde, dann kehrst Du heim zu Deinen Landsleuten und bringst englisches Gold mit und kannst in Basel den reichsten und schönsten Mann freien." — „Ach!" seufzte Maria, „die Meinen sind seither alle gestorben, ich bin ganz fremd dort geworden, ich werde nie mehr in meine Heimath zurückkehren." — „Und was wirst Du denn beginnen?" fragte Holbein. — „Hier in England bleiben, Euch bis in's späteste Alter pflegen und dann —" hier brach sie plötzlich ab. „Und dann?" wiederholte er fragend. „Wenn ich Euch überlebe, auf Eurem Grabe beten," setzte sie mit thränenerstickter Stimme hinzu. „Fromme Seele!" sprach er und ergriff ihre Hand. „Warum verließ ich die Heimath! Solche Rede, so wohlthuend und lind wie Balsam, entbehrte ich mein ganzes Leben. Und noch anders würde sie wirken, käme sie aus dem Munde des Kindes —" — „Betrachtet mich wie Euer Kind!" rief Maria; „aber nicht, indem Ihr mir Euer Hab' und Gut verschreibt, sondern weil Ihr mir all' Eure Liebe schenket! O mein Vater! ich will Euch ja lieben, wie das Kind, das Euch —" Sie unterbrach sich plötzlich. „Du sprichst nicht aus?" fragte er sanft, „das Euch Euer Weib gebar — wolltest Du sagen. Sie hat mir keines geboren, zum Glücke! denn nie wäre es sanft und fromm geworden, wie Du. Geerbt hätte es von der Mutter jene Eigenschaften des Herzens, die mich peinigten und mich so elend gemacht haben. Komm, Maria, sey Du meine Stütze, mein Trost, meine Pflegerin! Ich würde jezt die Arme nicht so zuversichtlich der Tochter entgegenstrecken, der Fremden, Kalten, die von der Mutter erzogen, mit all ihren Fehlern ausgestattet, zu mir käme. Nein! Du bist mir lieber, willkommener! Drum sey nur getrost, meine Liebe soll Dir nichts rauben; mein Weib ist gestorben, und kein Kind blüht mir auf

der Erde." — „Ich bleibe Eure getreue Magd," sagte gerührt das Mädchen und küßte ihm die Hand. Aehnliche Gespräche hatten sie oft.

Mehr und mehr gewöhnte sich Holbein daran, in Maria seine Tochter zu sehen, und pries sich glücklich, daß der Himmel am Ziel seiner Tage ihm noch dieses Zeichen seiner Gnade gesandt hatte. Maria war die Liebe, Frömmigkeit und Geduld selbst. Alles, was sie für den alten, traurigen Mann thun konnte, brachte ihr sichtbare Freude und schwächte den tiefen Schatten ihrer Stirne, den ein geheimer Gram darauf geworfen, wenn es ihn auch gleich nicht ganz verscheuchen konnte.

So war das erschütternd bewegte Drama, zu dem sich Holbeins Leben gestaltet hatte, zum stillen Familiengemälde geworden, und von allen großen und glänzenden Erscheinungen darin waren nur zwei nicht ganz beglückte Personen auf der Scene geblieben.

Ein grausenerregendes Gerücht verbreitete sich eines Morgens durch die Stadt. Die Pest war ausgebrochen. Man wollte es nicht glauben, man lief zusammen, man forschte; aber die Ueberzeugung blieb nicht lange aus. Auf allen Straßen fielen Menschen nieder; hier wurden Häuser vernagelt, deren Bewohner von der Pest sämmtlich befallen worden waren, dort zogen, jeder Vorsicht zum Trotze, Banden umher, welche den Nachlaß der Gestorbenen plünderten, und so den Keim des schrecklichen Todes nicht nur auf sich, sondern auf alle Uebrigen fortpflanzten. Alles floh, was fliehen konnte, um den ungesunden Dunstkreis der Hauptstadt mit einer zuträglichern Luft zu vertauschen. London zeigte das Bild der Zerstörung und Verwüstung: ein Lustlager des Todes, ein großes Leichenfeld, das von Minute zu Minute an gräßlicher Bevölkerung zunahm. Holbein, schwach und hinfällig, verließ an Marias Hand sein großes Haus, um in einer fernen Vorstadt, die auf einer kleinen Anhöhe lag, und deßhalb für gesünder gehalten wurde, sein Leben zu sichern. Das Mädchen, das für alle Bedürfnisse sorgte und daher mit andern Leuten in beständiger Berührung blieb, erkrankte plötzlich. Kein Zweifel blieb, daß die Pest sie ergriffen hatte. Sie bat, Holbein möchte sich von ihr entfernt halten, wie es die Vorsicht wollte; allein er gab nur seiner Liebe für die Leidende Gehör und linderte ihre Schmerzen durch kühlende Getränke und wachte an ihrem Lager.

„Und muß ich Dich verlieren, mein geliebtes Kind," rief er jammernd aus, „was soll ich dann noch auf der Welt?" — „Liebt Ihr mich wie Euer Kind, Eure Tochter?" hauchte sie schwach. „Nicht anders," sagte er. „Und würdet Ihr mich so lieben, wenn ich Eure Tochter wirklich wäre, die Euch Maria, Eure Gattin geboren?" — „Ich liebe Dich mehr, denn nie würde Deine Engelsgüte Marias Kind in seinem Busen bergen," sprach der unglückliche Greis. „Nun denn, Vater — so vernehmt — ich bin Eure Tochter wirklich, die Eure Gattin Maria, meine Mutter, nach Eurer Entfernung zur Welt brachte. Hier, seht den Kirchenschein, der vor vierzig Jahren bei meiner Geburt ausgestellt wurde; so lang ist es her, daß Ihr aus Basel floht." Bei diesen Worten übergab sie ihrem Vater ein vergelbtes Papier. „Und warum sagst Du mir erst jetzt dies Alles?" fragte er. „Wie hätte ich mir das Herz fassen können und sprechen: ich bin Eure Tochter!" erwiderte sie, „da mir in späterer Zeit Alles gesagt worden war, was sich auf Eure Entfernung bezog, warum Ihr Euer Haus verlassen hattet. Ich wollte meinen Vater sehen, um ihn seyn, und das ist mir zu Theil worden. Jetzt gehe ich voran, zur Mutter, um ihr zu sagen, daß Ihr ihrer nicht mehr in Haß gedenkt." — „Ach, meine Tochter! ich beklage meine Verblendung, die mich um das Glück meines Lebens brachte und mich in eitlem Hochmuthe einem Phantome nachjagen ließ. Nun ist Alles zu Ende! gehe voran, Maria, ich folge Dir bald!" — „Bald —" flüsterte es, wie ein geisterhaftes Echo aus ihrer Brust, und sie lag, eine starre Leiche vor ihm.

Da saß nun der größte Maler seiner Zeit, der mächtige Günstling eines Königs, der gesuchteste Mann in der Hauptstadt der Welt, trauernd bei den Trümmern seines Glücks, in einer kleinen Hütte der Vorstadt; er, dessen Auge sich erging, die herrlichsten Formen, die blühendste Schönheit in sich zu saugen, heftete nun die brennenden Blicke auf einen häßlichen, verunstalteten Leichnam, der sein Alles war, sein Glück, sein Reichthum!

Und bang und immer bänger ward es ihm; der glühende Hauch der Pest wehte ihn an, er konnte Maria nicht lange überleben. Wie er gestorben? wer weiß es? Holbein, der größte Maler seiner Zeit, starb in London, verlassen, und kein theilnehmendes Wesen weinte um ihn. Auch Titian starb an der Pest; aber das stolze Venedig hüllte sich um ihn in eine prachtvolle Trauer.

Nachts traten beim Scheine einer düstern Laterne zwei Menschen in die Hütte, sahen sich rings um, luden die beiden Leichen auf und warfen sie in die große Grube des Pestleichenackers, zu den übrigen Tausenden. Niemand weiß, wo die Gebeine Holbeins ruhen; spätere eifrige Verehrer seiner Kunst konnten kein Mausoleum darüber errichten; die Museen aller Länder schmücken seine Werke.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

(Fortsetzung.)

Jenes auffallend linkische, kurze, kleine Paar, welches dort Hand in Hand spazieren geht und, man weiß nicht

warum, gelegentlich in einen schäkernden Trab fällt, ist ein Jude und eine Jüdin, kürzlich verheirathet, und weil man sich in die Ohren raunt, daß sie aus gewissen mysteriösen Gründen den Brunnen trinken, so bleibt es nicht ganz unbemerkt, mit welcher Sorglichkeit der kleine verliebte Mann seiner schmächtigen Gattin das Glas voll kalter Stärkung reicht. Dieser langsame Herr mit dem unermeßlichen Bauch, der mit den vornehmsten Personen auf der Promenade bekannt scheint, ist ein Gesandter, der nirgends hingeht, sogar nicht in's Bad, ohne seinen französischen Koch, und was braucht es mehr, um von Jedermann sein Lob singen zu hören? Er ist, allem nach, ein sehr artiger, gutmüthiger Mann, doch wie er da einherkommt, liegt es auf der Hand, daß sein Koch ihn um's Leben bringt; und was vermögen ein paar Gläser kalten Wassers gegen eine Korpulenz, für die Sir John Falstaffs Gürtel zu kurz wäre? Oft und viel habe ich Diogenes bedauert, daß er in einer Tonne leben müssen, aber dieser arme Botschafter ist noch weit übler daran; denn es ist klar, die Tonne lebt in ihm und er muß sie auf jedem Schritt mitschleppen.

Doch genug des Spotts über meine Brunnengefährten; ich muß hinunter und mein zweites und drittes Glas trinken. Man sollte denken, diese Sündfluth kalten Wassers lasse wenig Raum für Thee und Zucker übrig; doch wie wunderbar es auch klingen mag, auf dem Wege zu meinem „Hof“ machte sich wieder so viel Ladungsraum im Schiffchen, als da es absegelte, und außerdem erregt der Stahl einen Appetit, der kaum zu zügeln ist.

Unmittelbar nach dem Frühstück gab ich mich gewöhnlich dem Genusse hin, müßig durch die Stadt zu schlendern. Unter dem vorspringenden Dache der goldenen Kette — so hieß mein Gasthof — sah man alle Tage einen Haufen Weiber sitzen, mit ungeheuren Obstkörben, die sie auf dem Kopfe über die Berge gebracht hatten. Die Kirschen waren von der größten und schönsten Sorte, und die Menge ihrer Steine, die das Pflaster der Straße bedeckten, zeigten hinlänglich, zu welch geringem Preise sie verkauft wurden. Pflaumen, Aprikosen, Reineclauden, Äpfel und Birnen gab es gleichfalls in Ueberfluß; dem Fremden war es indessen streng anbefohlen, im Vorbeigehen bei diesen Körben die Augen abzuwenden; denn wenn rohes Obst und Mineralwasser sich unversehens in einem menschlichen Magen begegnen, entsteht unvermeidlich ein polternder Kampf, wobei eines das andere aus dem Hause zu werfen sucht. Oft ergözte ich mich daran, wie der Haufen müßiger Buben, welche die Obstverkäuferinnen wie Wespen umschwärmten, durch die Ankunft einer deutschen Grandezza im mächtig großen Reisewagen auseinander gesprengt wurde; denn zum wenigsten ein paar Minuten, bevor das Ding zum Vorschein kam, hörte man, wie der Postillon, während er den Berg herabfuhr, die Stadt von der hoher Wichtigkeit seiner Ladung zu benachrichtigen suchte, indem er auf seinem Horne ein Stück spielte, in Ton und Schnörkelwerk demjenigen frappant ähnlich, womit in London Hanswurst verkündigt wird. Der Ton eines schlecht geblasenen Hornes hat immer etwas Herbes, Ohrzerreißendes; wenn sie aber ein langer, vierschrötiger deutscher Postknecht an die Lippen sezt, der in seinen weiten Stiefeln und seiner grobtuchenen Livree fast erstickt, und außer diesem krummen Instrument noch die Zügel von zwei Deichselpferden, sammt denen der beiden Vorläufer zu halten hat, so ist sein Bestreben, in so großer Bedrängniß noch musikalisch zu seyn, über die Maßen komisch, und wenn der Bursche endlich bei der goldenen Kette vorfährt und ein Stückchen bläst, daß man meint, Judiths Haupt müsse jeden Augenblick zum Wagen herausgucken, so muß man gestehen, daß, hätte man das Geld, das die Trompete gekostet, auf ein Paar bessere Sporen verwendet, es dem Reisenden ungleich besser zu Statten gekommen wäre; indessen erinnert mich das deutsche Postreisen stets an die Bemerkung, die der schwarze Prinz einst gemacht haben soll, als er sich bemühte, ein Spanferkel abzustreifen.

Lieder von Karl Mayer.

Der Rosenstock.

An dem Pfeilerkreis des Chores
Kenn' ich jedes Jahr voll Flores
Einen alten Rosenstock,
Und dahinter aufgerichtet
Hebt sich ein bemooster Block,
Dem ein Grabvers eingedichtet.

Regenvoll aus Strauch und Nessel
Zeigt dort auch ein Weihekessel
Auf erloschne Frömmigkeit.
O [illegible]ie schön des Flusses Tosen
Un[illegible] [illegible]ie längst verschwundne Zeit
Sich belauscht bei jenen Rosen!

Sommerregen.

All dies Rieseln, diesen Duft,
Diese thränenlinde Luft,
Das erquickte Wiesenbildniß,
Diese Busch- und Kräuterwildniß
In der frischen Regennässe,
Und des Himmels feuchte Blässe
Rechnen meine durst'gen Sinne
Sich zur Labung, zum Gewinne.

Geräusch und Stille.

Von wie tosend wirrem Lärmen
Tönt des Tages Sommerblau,
Bächlein zanken, Bienen schwärmen,
Hähne krähen durch die Au'.

Doch die ganze Stimmenmischung
Klingt nur traulich jedem Ohr,
Und zum Einhauch der Erfrischung
Wagt sich selbst das Mäuschen vor.

Der Berg.

In's Zwielicht, mit still heitrer Miene,
Blickt über rauchende Kamine
Der mütterliche Berg hinaus.
Er sieht versorgt nun Haus für Haus,
Die sich um seinen Schatten schmiegen,
Und wie sie bald im Traume liegen,
Ist er auf dieser Sternennacht
Geheime Feier schon bedacht.

Korrespondenz-Nachrichten.

† Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Ein homöopathischer Tisch. Journalistik.

An Saucen, das muß ich gestehen, leiden wir empfindlichen Mangel. Kapern, Sardellen, Morcheln, diese unübertrefflichen Vorzüge, welche die Allopathie ewig vor Hahnemann voraus haben wird, klingen an unser Ohr traumartig, wie Produkte einer bessern Welt, die den Verdammten verschlossen bleibt; wir müssen uns mit einer braunen Rosinensauce begnügen. Wir kommen jezt zum Gemüse, das leider zu oft aus Kartoffeln besteht, doch auch Spinat, grüner Kohl, Milchreis, Birnen und Klöße (über die tiefe Bedeutung dieses Gerichts empfehle ich Ihnen einen Abschnitt in W. Alexis Wiener Bildern), ja sogar eine Mehlspeise ohne Mandeln oder ein Hecht ohne Petersilie seyn kann. Der Braten hält sich gewöhnlich an das Rind oder den Hammel, seltener an das Kalb, niemals an Geflügel, welches leztere nur eine Consequenz der Sparsamkeit, keineswegs eine der Homöopathie ist. Hypochonder, Gelehrte, Beamte, Unterleibnizianer pflegen sich hintennach noch ein Compott von Pflaumen geben zu lassen. Da haben Sie unsern Tisch; jezt einige Worte über die, welche darum sizen. Es sind lauter Kranke, aber keineswegs Krüppel, Gichtbrüchige, welche in einer Sänfte hieher getragen würden, um Pflaumen und Klöße zu essen. Einige von ihnen wissen sogar noch nicht einmal, wo es ihnen sizt, und selbst von denjenigen, die es ach! sehr wohl wissen, muß man gestehen, daß sie uns keine weitläufigen Beschreibungen davon machen, welche Wirkung bei ihnen der Genuß von Speisen hervorbringt; daß sie nicht erbärmlich husten, wenn sie an der Lunge, und nicht übertrieben gelb aussehen, wenn sie an der Leber leiden. In ihrem Glauben an die Homöopathie stehen sie auf verschiedenen Stufen. Der Eine schwört auf sie, liest uns Stellen aus dem Archiv vor, das er selbst hält, und berichtet uns, was ihm Dr. Groß, mit dem er korrespondirt, zuweilen für Bemerkungen mittheilt. Ein Anderer ist wenigstens so weit gekommen, kein Vertrauen mehr zur Allopathie zu haben; er rechnet uns die Apothekerkonti vor, welche an seinen Leichnam unnüz verschwendet sind, macht uns haarsträubende Schilderungen von den Dekokten, Latwergen und Pillen, die er schon habe verschlucken müssen, um eine Krankheit los zu werden, die er uns freilich verschweigt. Dieser Mann ist etwas schief gewachsen; glaubt er vielleicht, die Pulver der Homöopathie werden ihn wieder gerade richten? Man wirft zuweilen Preisfragen auf, welche der kleine, den Patienten eingehändigte Diätzettel unentschieden läßt; z. B. ob man Gänseleber essen dürfe? Jezt beginnt ein chemischer Prozeß: man untersucht, welche Bestandtheile eine solche Leber enthalten könne, welche Eigenschaften sie in der Bratpfanne annimmt, man stimmt über die Frage ab und entscheidet sich zulezt, an Dr. Groß zu schreiben. Zuweilen geschieht es auch, daß Jemand das Wort Wein erwähnt; dies macht immer eine lebhafte Sensation, man steckt die Köpfe zusammen, schlägt seinen Begierden ein frommes Kreuz, man spricht leiser, und es ist, als wenn man diese Menschen wie Türken auf dem heimlichen Genuß ertappt hätte, oder als wenn schon die Erwähnung des verpönten Gegenstandes eine unerlaubte Handlung wäre. Was ist Wein? fragen sie, was ist Burgunder? was ist Rheinwein? Niemand gibt Antwort; und sie seufzen und lächeln und bestellen sich ein Glas Wasser. Da haben Sie die Schilderung eines homöopathischen Tisches.

Zu den hier schon bestehenden Zeitschriften wird sich eine neue gesellen, deren Name und Einrichtung von mehrern in den Provinzen unserer Monarchie vorhandenen Blättern entlehnt ist. Wir haben schlesische, preußische, pommersche und rheinische Provinzialblätter, welche aus ihren Provinzen Alles, was Regierung, Städtewesen, Handel, Statistik jeder Art anlangt, zur öffentlichen Kunde bringen. Auch geben sie Rechenschaft, was von Literaten ihres Regierungsbezirks gedruckt wird; eine Kritik, die leider öfter im Interesse der Provinz, als der Wahrheit geübt wird. Der hiesige Buchhändler Herbig wird nun für die Provinzen Brandenburg und Sachsen ein solches Archiv erscheinen lassen, welches er der Leitung einsichtsvoller und unterrichteter Gelehrten übergeben hat. Außerdem ruft jezt auch der Zollverband ein neues Blatt in's Leben, welches Jahrbücher der Zollgesezgebung und Zollverwaltung seyn werden und von einem gewissen Regierungsrath Pochhammer bei Jonas herauskommen sollen. Die literarische Zeitung, welche von einem Buchhalter der Dunker und Humblotschen Buchhandlung herausgegeben und von jüngern hiesigen Gelehrten unterstüzt wird, fährt fort, reiche Uebersichten über die tägliche Vermehrung unserer Literaturmasse zu geben. Sie verweist größtentheils auf Kritiken, welche über dieses oder jene Buch in andern Blättern erschienen sind, und bewährt in der Auswahl der Zeitungen, denen sie Autorität zuschreibt, einen guten Takt. Bei den Kritiken, welche sie selbst liefert, wäre zu wünschen, daß sie Bücher träfen, welche ihr nicht durch Zusendung oder sonst einen Zufall zugänglich geworden sind, sondern welche sie wegen ihres Werthes selbst zu diesem Zwecke auswählte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 123.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 23. Mai 1834.

— Mit seinem Raub zufrieden,
Zieht er freudig fort und gießt
Aus der unerschöpften Urne
Seinen Strom, der ewig fließt.

Schiller.

Atlantica.

Von Nikolaus Lenau.

1.

Der Schiffsjunge.

Das wilde, schäumende Roß,
Gejagt von der Sporen scharfem Stoß,
Auf krummgewundener Reiterbahn
Mit seitwärts geneigtem Leibe stürmt:
So fliegt, wie die Flut sich senkt und thürmt,
Das Schiff die Wellen hinab, hinan,
Vom mächtigen Seitenwinde gefaßt,
Mit tief bordüber geneigtem Mast.
Es braust das Meer, es kracht und stöhnt
Des beladnen Fahrzeugs schwere Wucht.
Auf seiner rastlos eiligen Flucht
Der Matrosen freudiges Hurrah! tönt.
Der Steuermann am Ruder steht,
Das Rad mit gewaltigen Armen dreht,
Stets blickend scharf auf's zitternde Schwanken
Der Boussole mit mancherlei frohen Gedanken.
Er überzählt sein Geldchen im Stillen,
Schon hört er am Strande die Fidel klingen,
Wo blühende, lustige Dirnen springen,
Die gerne dem Seemann sind zu Willen.
Vergnügt, die Heimath wiederzusehn,
Am Verdeck frisch auf und nieder geht
Waghaltenden Schritts der Kapitän,
Und lächelnd empor in die Segel späht,
Die jezt ihm schwellen zur Augenlabe
Von des Windes köstlicher, flüchtiger Habe.
Dort klettert ein Junge gar flink und heiter
Die Sprossen hinauf der schwankenden Leiter;
Schon hat er erreicht in munterer Hast
Die höchsten Segel am stolzen Mast:
Den Lüftefanger, den Wolkenraser,
Den Mondespflücker, den Sternengraser.
Da bricht das morsche Tau entzwei,
Woran er geschwebt — ein banger Schrei —
Er stürzt hinunter in's Meer,
Und über ihn stürzen die Wellen her.
Umsonst, Matrosen, ist euer Bemühn,
Den Jüngling zu retten, er ist dahin!
Wie hungernde Bestien stürzen die Wellen
Dem Opfer entgegen, sie schnauben und bellen,
Schon hat ihn die eine wüthend verschlungen,
Und über sie kommen die andern gesprungen,
Die um die Gierige neidisch schwärmen
Mit schäumendem Rachen und wildem Lärmen. —
— — — — — — — —

Die Sonne wiederum zu Himmel steigt,
Da ruh'n die Winde, jede Welle schweigt,
Und traurig steht der feiernde Matrose,
Nachdenkend seinem wandelbaren Loose.
Klar blickt der alte Mörder Ocean
Dem Himmel zu, als hätt' er nichts gethan.

2.

Aus des Frühlings warmen, weichen Armen
Riß das schnelle Unglück ohn' Erbarmen
Ihn hinunter in das tiefe Meer;
Ueber ihm und seinen Jugendträumen
Seht ihr nun die kalten Wogen schäumen,
Seine Heimath grüßt er nimmermehr.

Oder hat der Frühling eine Kunde
Senden wollen nach dem kühlen Grunde,
Als er diesen Jüngling fallen ließ?
Sammeln sich um ihn die Seejungfrauen
Froherstaunt, in der Korallenauen
Stillem, ewig dämmerndem Verließ?

Flechten sie schon freudig und erschrocken,
Schöner Fremdling, in die nassen Locken
Muscheln dir zum weißen Rosenkranz?
Werden sie in ihren Felsenriffen
Nicht von dunkler Sehnsucht schon ergriffen
Nach des Erdenfrühlings goldnem Glanz?

Sommertage in Wallis.

Vierter Brief.

Von Sion aus machten wir einen Ausflug nach den furchtbaren Diablerets, dem mächtigsten Grenzberg zwischen Wallis und Waad, und brauchten dazu sieben Stunden. Ich kann das Entzücken mancher Reisenden über die Diablerets nicht ganz theilen, und dies kommt wohl daher, weil ich mir zu viel vorstellte. In drei Stunden gelangt man von Sion nach Avent, und bald darauf zu einer einsamen Kapelle des heiligen Bernhard. Von nun an wird der Fußpfad furchtbar, und das Kirchlein scheint da erbaut, um den Sinn des Wanderers hinauf zum Himmel zu wenden, dessen Schutz und Schirm durchaus nöthig ist, um die Gefahren dieses Wegs zu überstehen. Er geht auf einer engen, schmalen Cornische ohne Geländer hin, die über einem fürchterlichen Abgrund hängt. Dieser für Seiltänzer gemachte Weg läuft so einige hundert Toisen weit fort, und wenn er endlich zurückgelegt ist, fällt Einem eine Centnerlast vom Herzen und man athmet wieder frei auf. In der Tiefe des Thals braust und schäumt die Liserne, die sich unter einem gar malerischen Brückchen weg in den Abgrund stürzt, dessen Tiefe man vor dem Schäumen des Wassers nicht ermessen kann. Jetzt thut sich eine der furchtbarsten Scenen auf, die ich je gesehen. Da liegt eine weite Ebene, etwas nach Innen gebogen, in Gestalt eines Beckens, einst schönes, fruchtbares und reizendes Land voll Alpen, Dörfern, Weilern und Gärten, jetzt eine furchtbare Wüste durch die in Trümmern heruntergestürzten Bergseiten. Hier und da sieht man noch Spuren von Erdreich, auf dem sich Blumen und Bäumchen zwischen furchtbaren Felsblöcken hervordrängen; die rauhen Massen umspinnt schon Epheu und Geisblatt und der Hagedorn keimt in den Ritzen. Rechts kommt man, gleichfalls zwischen entsetzlicher Zerstörung, zu einer mit Moos bekleideten Grotte, wo eine frische Quelle sprudelt, die sich aus dem Schutt hervorgearbeitet hat. Links liegt ganz einsam und verlassen ein kleiner Teich; dichtes Schilf und Rohr wächst um seine Ufer her, und aus der Mitte des Wassers ragt ein Felsblock, um den eine Menge wilder Enten herumflattern, denn in dieser Einsamkeit können sie sicher nisten. Hier herrscht tiefes Schweigen, das nur zuweilen die kreischende Stimme dieser Vögel und das ferne Geräusch des Bergstroms unterbricht, in dem eine Menge Quellen aus der Höhe zusammenschießen. Zu diesem tiefen Schweigen stimmt die grandiose Zerstörung, die rund umher herrscht und die etwas Poetisches und Feierliches hat. Wendet man aus diesem weiten Thal der Verwüstung den Blick nach oben, wo sie herkam, so zeigen sich da noch deutlich die Narben dieses Bruchs. Fünf Spitzen des Bergs stürzten herunter, drei andere stehen noch, drohen aber auch zu fallen, denn sie sind von der Zeit schon gebrochen, zerklüftet und schrecklich gespalten. Mich durchlief ein Schauer, denn es ist furchtbar, zu denken, daß auch sie wohl in Kurzem herabstürzen werden. Möchten sie dann nur auf derselben Seite brechen, wie jene fünf, gegen das schon zerstörte und begrabene Thal, und nicht auf der andern Seite, wo sie neue Zerstörung anrichten und abermals Leben und Anbau verschütten würden. Beim Weggehen machten wir große Schritte, und gar manchmal sahen wir uns mit unwillkührlicher Angst um.

Am 23sten September 1714 hörte man von jenen Höhen ein dumpfes Brüllen herabdringen. Es nahm immer mehr zu bis um Mittag den 23sten. Da begannen Felsenwände und Spitzen der Diablerets sich loszureißen und herunter zu stürzen. Der vorher ganz reine und blaue Himmel verdüsterte sich nun auf einmal durch die dicken Staubwolken, die sich erhoben, die Felsen in größern und kleinern Massen stürzten sich mit Blitzesschnelligkeit herab und verschütteten das schöne Thal in

wenigen Augenblicken. Der Lauf der Flüßchen und Bäche ward unterbrochen, es bildeten sich kleine Seen und Teiche daraus. Eine Menge Sennhütten an dem fruchtbaren Bergabhang verschwanden in einem Augenblick mit ihren Bewohnern. Nur ein Senn ward wundersam erhalten, nämlich Georg Oder aus dem Dorf Avent. Seine Sennhütte lehnte sich an den Berg und ein glücklicher Zufall wollte, daß ein ungeheures Felsstück im Fallen mit einem andern so in einem Winkel zusammenstieß und sich mit ihm so fest in den Boden einrammte, daß sich beide hielten und nicht weiter stürzten. So bildeten sie ein festes, schützendes Dach über der Sennhütte, in der Georg gerade am Molkenkessel stand, als der Berg ging. Ueber diesem Dach häuften sich nun Steine, Erde und Schutt zu großer Höhe an, aber immer schwächer und dumpfer ward das Donnern, bis es endlich ganz aufhörte und es todtenstille ward. So war Georg zwar in seiner Hütte erhalten, aber unter einem Berg von Schutt und Trümmern lebendig begraben und tief verschüttet. In dieser schrecklichen Lage nährte sich der Unglückliche von den vielen Käsen, die in seiner Hütte aufgehäuft waren, und stillte seinen Durst mit dem Wasser, das zwischen den Felsen hervorsickerte und aus einem ganz von seinem frühern Lauf abgewendeten Bächlein kam. Gleich am folgenden Tag begann er, sich einen Ausweg zu eröffnen, dies war aber sehr schwierig und manchmal wegen der nachfallenden Felsstücke nicht ohne Gefahr. Mit dieser Arbeit brachte er drei Monate zu, denn erst kurz vor Weihnachten gelangte er wieder an's Tageslicht. Nun eilte er, bleich, elend und abgemagert, wie er war, in sein Dorf, wo ihn Alle für ein Gespenst hielten; er verbreitete Angst und Schrecken, und der Pfarrer kam bald herbei, um ihn zu exorcisiren. Wäre er doch unter dem stürzenden Berg und dem Schutt vergraben worden! Denn schon in den letzten Septembertagen war er mit den andern verunglückten Sennern für verschüttet und todt gehalten worden; man schritt daher zur Vertheilung seiner geringen Habe unter zwei verheirathete Schwestern, und sein Mädchen versprach sich mit einem Andern. Als er nun so unerwartet zurückkam, waren die Schwäger gar nicht geneigt, das Empfangene wieder herauszugeben, und der neue Liebhaber war auch nicht guter Laune. Man sagt, sie haben den Pfarrer zum Exorcisiren des armen Georgs bestimmt, um ihn sofort aus dem Dorf treiben zu können. Dies mußte aber doch unterbleiben, und Georg wurde später durch eine Heirath ein reicher und glücklicher Mann.

Der zweite Bergfall trug sich 1749 zu. Ein dumpfes Donnern ging auch diesmal dem Sturz voran. Durch die Erfahrung vor fünf-und-dreißig Jahren klüger geworden, ließen sich die Bewohner dadurch warnen und flohen schnell mit ihren Heerden. Nur fünf Berner, die eine Stunde weiter unten beim Weine in einer Mühle saßen, ließen sich durch das Geräusch nicht warnen; kurze Zeit darauf war schon die Mühle und alle ihre Bewohner begraben. Bei diesem Bergsturz wurden vierzig Sennhütten verschüttet. Das Land, eine Quadratmeile groß, mit seiner herrlichen Waldung, seinen fruchtbaren Wiesen und Weiden, wurde ganz verödet. Das Wasser der Liserne konnte nun nicht mehr ablaufen, sondern bildete einen Teich, nämlich den Darborensee, der einen Umfang von tausend Fuß hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, Mai.

Der Graf Stanhope und Kaspar Hauser.

Wie verschieden auch die Urtheile seyn mögen über Kaspar Hausers Herkunft und Einkerkerung, über seine Erscheinung in Nürnberg, sein Benehmen daselbst und in Ansbach, den Mordversuch zu Nürnberg und das tragische Ende zu Ansbach, immerhin war und bleibt dieses Einzelwesen eine physische und psychologische Merkwürdigkeit. Aber auch das Verhalten dessen, der ihn zu seinem Schützling nicht nur, sondern durch gerichtlichen Vertrag sogar zu seinem Pflegesohn erkoren hatte, wird, bei unbefangener Erwägung, in ethischer und psychologischer Hinsicht als eine Denkwürdigkeit erkannt werden. In Beziehung auf diese würden wir uns weder in diesem Blatt, noch anderswo eine Mittheilung erlauben, wäre darin nicht (Morgenblatt vom 28ten bis 30sten April d. J.) ausdrücklich mit „erhaltener Erlaubniß“ der drei Broschüren öffentlich gedacht worden, welche unlängst Herr Graf Stanhope nur „als Manuscript“ zu Karlsruhe hat drucken lassen, und die von ihm, wie es heißt, nicht sparsam verbreitet werden. Wir beschränken uns auf das rein Geschichtliche, und überlassen die Beurtheilung dem Leser.

Im Mai 1831 machte Graf Stanhope hier, zu Nürnberg, Hausers persönliche Bekanntschaft. Er selbst meldet: „Nachdem ich einige Tage in seiner Nähe zugebracht und ihn öfters gesehen hatte, kehrte ich im September desselben Jahres nach Nürnberg zurück, wo ich während zweier Monate Gelegenheit hatte, ihn täglich und stundenlang zu beobachten.“ Nachdem er in geraumer Zeit über die Thatumstände seines hiesigen Erscheinens am 26sten Mai 1828, über sein Benehmen seit viertehalb Jahren, über seine körperliche und geistige Beschaffenheit, seine Unbehülflichkeit, Unwissenheit und Abhängigkeit die genaueste Erkundigung unmittelbar an den Quellen nicht nur einzuziehen jede wünschenswerthe Gelegenheit gehabt, sondern auch mit größter Umsicht und Aufmerksamkeit eingezogen, nachdem er mittelst anhaltender Selbstbeobachtung die Persönlichkeit des räthselhaften Wesens durchforscht hatte, entschloß er sich, ohne Zweifel in der menschenfreundlichsten Absicht, den Findling, das Kind der Stadt Nürnberg, in seine Erziehung und Verpflegung und zu lebenslänglicher Versorgung zu übernehmen. Nicht ohne ernsten Kampf mit dessen Vormund gelang es ihm, sein Vorhaben durchzusetzen. Durch eine Verfügung des hiesigen

Kreis- und Stadtgerichts vom 28sten November 1831 ward ihm, auf seine dringende Bitte, „die Verpflegung und Erziehung des Findlings Kaspar Hauser auf den Fall überlassen und anvertraut, wenn er sich in einer gerichtlich zu errichtenden Urkunde verbindlich mache, für die zweckmäßige Erziehung und Verpflegung des gedachten Kaspar Hauser zu sorgen, dessen Subsistenz auch auf den Fall seines Todes zu sichern und alle diejenigen Maßregeln zu ergreifen, die zur persönlichen Sicherheit des Hauser erforderlich sind.“ Hierauf erklärte Graf Stanhope am 29sten November 1831 zu Ansbach in dem dortigen Kreis- und Stadtgericht zu Protokoll: daß er „wohl überlegt“ sich verbindlich mache, „für die zweckmäßige Erziehung“ u. s. w., wörtlich wie oben.

Graf Stanhope übersiedelte nunmehr seinen Pflegesohn nach Ansbach, wo er ihn in zweckmäßige Erziehung und Verpflegung gab, und so bis an dessen Ende die übernommene Pflicht treu erfüllte. Auch sezte er in Ansbach etliche Monate lang seine Selbstbeobachtung desselben in täglichem Umgang mit ihm fort. In dieser Zeit seines Aufenthalts zu Ansbach ward dort von dem verewigten Hrn. von Feuerbach, unter den Augen des Hrn. Grafen und bei fast täglicher traulicher Unterredung mit demselben, die bekannte Schrift: „Kaspar Hauser, Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen.“ verfaßt und gedruckt. Sie war ein Ergebniß nicht nur der eigenen Forschung und Meditation des seligen Feuerbach, sondern auch seiner häufigen mündlichen Erörterungen mit dem edelmüthigen Britten, dem er dieselbe höchst gemüthlich zueignete.

Der Graf fand an dem Inhalt dieser Schrift so großes Wohlgefallen, daß er dieselbe sogleich in das Englische übersezte, sie mit eigenen Anmerkungen, in der Hauptsache (wie er damals selbst äußerte) dem Verfasser beistimmend, bereicherte, und in dieser Gestalt nach seiner Rückkunft zu London drucken ließ. Kaum war der Abdruck dieser englischen vermehrten Ausgabe vollendet, so scheint ganz unvermuthet, ohne neue faktische Gegenanzeigen, bei dem Uebersezer und Herausgeber eine Glaubensänderung eingetreten zu seyn. Die ganze Auflage ward sorgfältig eingeschlossen; nicht Ein Exemplar, so sind wir berichtet, ist seitdem an das Licht gekommen.*) Auch die schon als nahe bevorstehend angekündigte Ueberfahrt Hausers nach England ward abbestellt, sogar der Briefwechsel nach Ansbach abgebrochen, so anhaltend und auffallend, daß dort, obgleich das Monatgeld durch das damit beauftragte Handelshaus unausgesezt fortbezahlt wurde, die Besorgniß entstand, es sey bei dem sonst so liebevollen Pflegevater Reue oder Kälte eingetreten. Erst ein Jahr später ließ dieser, während seines Aufenthalts in Deutschland auf einer Reise nach der Schweiz und Italien, durch dritte Hand volle Beruhigung hierüber geben, obwohl er vermied, seinen Weg über Ansbach zu nehmen.

In Ansbach schmeichelte man sich jezt mit der Hoffnung, daß der Aufenthalt auf deutscher Erde eine Aengstigung mit Zweifeln weniger begünstige, als jener auf brittischer. Um so lieber überließ man sich dieser Hoffnung, da man sich erinnerte, daß der pflegende Beschüzer nur erst vor Kurzem zwei Entdeckungsversuche in Ungarn und Thüringen auf eigene Kosten geleitet, und als man erfuhr, daß derselbe so eben wieder einen dritten angeordnet und die dazu nöthigen Geldmittel freigebig bewilligt hatte. Für ganz beseitigt, oder doch in der Hauptsache für unerheblich erkannt hielt man die geäußerten Zweifel, als der schon bekümmerte Pflegling von Klagenfurt aus, im Oktober 1833, einen herzinnigen Brief von seinem großmüthigen Wohlthäter erhielt. Indeß scheint doch bei diesem das neue Zweifelsystem entweder wiedergekehrt, oder unverändert eingewurzelt, ja durch die lezte Katastrophe sogar gesteigert, vielleicht zu einer Art von Lieblingsidee erhoben zu seyn.

(Der Beschluß folgt.)

*) Von einem Ungenannten erschien später, im Jahr 1833, zu London eine englische Uebersezung auf 192 Seiten in 12.

† Berlin, Mai.

(Beschluß.)

Tutti Frutti. Eine Entdeckung.

Die Tutti Frutti des Fürsten Pückler (das ewige Reklamiren des Verfassers gegen diese Autorschaft ist ein lächerl ..es Possenspiel) würden einen größern buchhändlerischen Succes gehabt haben, wenn nicht der Verleger einen Mißgriff in der Versendung begangen hätte. Er schickte nämlich an alle hiesigen Buchhandlungen, um die erste Nachfrage zu befriedigen, sechs Exemplare mit der Post. Diese waren im Nu vergriffen; jezt fehlten Exemplare. Die Gefälligkeit ist noch keine ausgestorbene Tugend; wer sein Exemplar gelesen hatte, theilte es dem Andern mit. Es bildete sich eine feste, achselzuckende Meinung über das Buch, und als auf dem trägen Karren, genannt Buchhändlergelegenheit, die Arrièregarde von zwanzig Exemplaren per Buchhändler ankam, waren die Tutti Frutti schon da gewesen und vergessen. Wie es übrigens heißt, wird der bekannte Rival des Verstorbenen, Hofrath Förster, der schon mit Briefen eines Lebenden als Mitbewerber seines Rufes aufgetreten ist, auch ein Seitenstück zu diesen Tutti Frutti herausgeben, unter dem Titel: Gummi Gutti. Ueber den Inhalt verlautet nichts.

Zum Schluß noch eine wichtige Entdeckung. Wenn man bemerkt hat, daß seit einiger Zeit sich der Charakter der Berliner mehr zur Hartnäckigkeit, ja zum Troz hinneigt, so schmeichle ich mir, die Ursache dieser merkwürdigen Veränderung gefunden zu haben. Sie liegt auf der Straße, auf dem Bürgersteige, oder um mich deutlicher auszudrücken, auf dem Granittrottoir, welches sich an den Häusern fast der ganzen bewohnteren Stadt entlang zieht. Dieses besteht noch nicht länger als zwei Jahre, aber zum großen Verderb unserer guten, anständigen und zuvorkommenden Sitten. Alles drängt sich auf diese drei Fuß breite Passage; Niemand will ausweichen, Jeder sezt eine Ehre darein, vom Granit nicht auf das ordinäre Pflaster gezwungen zu werden. Die Knaben treiben den Kreisel auf diesem drei Fuß breiten Wege, die Kindermädchen lassen ihre Wägelchen hier rollen, der Offizier, der Student, der Bürger, der Beamte, der Schauspieler, der Literat, Jeder macht auf dieses drei Fuß breite Recht Ansprüche, und ich versichere Sie, diese Einrichtung ist recht abscheulich. Man stößt sich, man blickt sich verdächtig an, man ist Terrorist gegen die Damen, die unter diesen Umständen ganz von den drei Fußen ausgeschlossen bleiben, man wirft sich Blicke zu, die einem sonst ganz fremd waren, kurz, man wird rachsüchtig, zänkisch, grob, trozig wider Willen, und nimmt einen Charakter an, der sich in das bürgerliche Leben, in die Staatsverwaltung, in Alles mit hinüberzieht. Wenn in Preußen Hingebung und Vertrauen eine seltenere Tugend werden sollte, so sind einzig die Berliner Granittrottoirs daran Schuld. Man vernichte sie!

Beilage: Literaturblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 124.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Mai 1834.

— Wo ist der Racker Koch?
Wie bringt ihr Schurken Solches aus der Küche,
Und tischt mir auf, was mir ein Ekel ist!

Shakespeare.
Die gezähmte Kaiferin.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

Das Mittagessen.

Während der eleganten Jahrszeit in Langenschwalbach wird in allen Sälen um ein Uhr zu Mittag gespeist. Von zwölf Uhr an läßt sich fast kein Fremder blicken; aber wenige Minuten, bevor die Glocke Eins schlägt, thut sich im Ort ein Schauspiel auf, das mit dem einfachen Anzuge der Dörfner und mit der wilden Natur ringsum einen sonderbaren Kontrast bildet. Plötzlich speien alle Gasthöfe und Wohnhäuser einen Trupp ehrbarer, gelassener, gutgekleideter Menschen aus, die in einer Art von Leichenschritt langsam dem Alleesaal, der goldenen Kette, dem Kaisersaal und noch einigen andern Häusern zuwandeln, où l'on dine. Die Damen haben keine Hüte, sondern Hauben auf, die größtentheils nicht auffallend sind; die Uebrigen aber haben jene unbeschreibliche Figur, die man in London und Paris sieht. Ob dieses steif emporstehende Trödelwerk von hellrothen Bändern ein brennendes Haus oder gar das Fegfeuer vorstellen soll, ob es mit diesen ungeheuren Zierathen auf Korallenfelsen abgesehen ist oder nicht, darüber auch nur etwas zu muthmaßen, ist nicht meine Sache. Hauben sind Räthsel, deren Lösung nur den Damen selbst zukommt.

Ohne hübsch gepuderten Lakaien zum Geleit, ohne andern Führer als ihren Appetit, unter der Schutzwehr ihres eigenen gesetzten Wesens, sah man da alte und junge Damen, ältliche und junge Herrn gemächlich und schweigsam über das holprichte Pflaster schreiten. Von Gier war nichts in ihren Blicken zu lesen, auch leckten sie sich im Gehen nicht die Lippen, noch gaben sie irgend ein Zeichen des Appetits von sich; vielmehr sahen sie aus, als kämen sie von einer Mahlzeit, und nicht, als gingen sie erst hin; kurz, sie schienen an jedes andere Ding im Wörterbuch eher zu denken, als an's Mittagessen. Und wenn man die Ruhe ihres Verhaltens mit der ungeheuren Menge von Speisen zusammenhielt, die sie über ein Kleines mit größter Gelassenheit verzehren sollten, so mußte man zugeben, daß diesen Deutschen sicher mehr Selbstbeherrschung eigen ist, und daß sie ihren Gefühlen besser den Maulkorb anzuhängen wissen, als viele der wohlgeartetsten Leute in der ganzen Welt.

An der Tafel im Alleesaal zählte ich hundert und achtzig Personen in Einem Zimmer; ob aber das Essen gut oder schlecht war, könnte ich unmöglich mit Einem Wort entscheiden, weil es von Allem, was man der Art in England kennt, so völlig verschieden erschien.

Für meinen einfachen Geschmack ist diese Kocherei etwas Abscheuliches; indessen gab es hie und da ein

Gericht, besonders unter den süßen, das ich vortrefflich fand. In Betreff der künstlich zubereiteten Speisen, deren es eine große Auswahl gab, bin ich so frei, dem Leser eine von mir gefundene Formel vorzulegen, aus der er ersieht, was seiner wartet, wenn er je nach Deutschland kommt. Die Regel ist einfach folgende: man koste die Speise; ist sie nicht sauer, so kann man sich darauf verlassen, daß sie fettig, schmierig ist; wäre sie nicht schmierig, so esse man ja nicht davon, denn nun ist sie ganz gewiß sauer. Was die Reihefolge der Speisen anbelangt, so hat auch diese mit Master Glasses Vorschriften nicht das Mindeste gemein. Nach der Suppe, welche durch die ganze Welt das Alpha im Alphabet des Gourmands ist, wird das dürre Fleisch aufgetragen, aus welcher besagte Suppe extrahirt worden; es ist demnach trocken, geschmacklos, ein Ding von verwittertem Ansehen, das keine Katze in Grosvenor-square mit ihrem Schnurrbart anrührte. Diese Speise ist aber stets von zwei Satelliten begleitet: der Eine ist ein Quantum in Essig eingemachter Gurken, der Andere eine schwarze schmierige Brühe; und wagt man es, ein Stück dieses flauen Rindfleisches anzunehmen, so sizt man alsbald zwischen Scylla und Charybdis; denn so gewiß man die unverdaulichen Gurken abwehrt, wird einem der Teller plötzlich mit jener Schmiere überfluthet. Nachdem die Gesellschaft in solch unbeschreibliche Gerichte tüchtig eingehauen hat, kommt etwa ein allerdings delikater Lachs, dann Geflügel, dann Pudding, dann wieder Fleisch, dann gekochtes Obst, und dann, wenn der englische Fremde erschöpft in seinen Stuhl zurücksinkt, wird die majestätische Schöpsenkeule aufgetragen.

Länger als zwei Tage hielt ich es nicht aus, und sagte dann den Speisesälen ein ewiges Lebewohl. Nichts in der Welt könnte mich dazu bewegen, mich auf so plumpe Weise zu sättigen. Dem Schwein in seinem Stalle mag solches hingehen, aber es ist in der That höchst anstößig, ein anderes Thier am hellen Mittag sich mit so mancherlei und so ungeheuer viel Speise vollpfropfen zu sehen. Man bedenke indessen, welch ein Kompliment all dieses für das Mineralwasser von Langenschwalbach ist; denn wenn Leute, die krank hieher kommen und auf diese Weise Früh, Mittags und Abends fortleben, gesünder nach Hause gehen können, als sie herkamen — und ich glaube wirklich, daß dies der Fall ist — wie weit besser müßte es dem anschlagen, der sich entschließen wollte, ihnen durch einfache, mäßige Lebensweise mit gutem Beispiele voranzugehen. Kurz, wenn das kalte Stahlwasser vom Paulinenbrunnen einem mit Essig und Fett gefüllten Magen wesentlich dienen kann, wie ungleich wirksamer muß es nicht die Inseite dessen ausflicken und repariren, der vernünftig genug ist, es in forma pauperis zu gebrauchen.

Man sagte Doktor Fenner, ich habe das Speisen am öffentlichen Tische aufgegeben, da mir ein einziges Gericht zu Hause genüge, und zugleich fragte man ihn mit forschendem Blicke, ob denn das viele Essen den Brunnentrinkern nicht wirklich recht schädlich sey? Der arme Doktor zuckte leise die Achseln, blickte schweigend auf seine Schuhe, und was hätte er anders thun können? Er wohnte in Langenschwalbach und mußte folglich seinen eigenen Mitbürgern so gut als den Fremden den Puls fühlen; und in welche Fieberhitze würde er alle die Gastwirthe gestürzt, in welche Convulsionen würde er das ganze Städtchen gebracht haben, hätte er sich unterstanden, jenen Gästen mit gespickten Beuteln, durch deren Unmäßigkeit die Gemeinde zu prosperiren hoffte, Mäßigkeit zu empfehlen. Eben so gut hätte er auf's Feld gehen und das Getreide verbrennen mögen, als so böslich, gleich dem Mehlthau, die goldene Ernte verderben, welche Langenschwalbach während des kurzen Besuchs seiner zehrenden Gäste einzuthun gedachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Aber nicht bloß das starre Gebirgselement, die Felsen bedrohen in diesem Lande die Menschen mit Zerstörung und Tod, sondern auch die Flüsse, und zwar abgesehen von dem jährlichen Austreten und den Ueberschwemmungen der Rhone, die manchmal viel Unheil anrichten. Unter den Flüssen zweiten Rangs ist einer, der, wiewohl mit kurzen Laufs, doch schon furchtbares Unheil angerichtet hat. Aus dem Bagnethal, das sich in südöstlicher Richtung von Martigny nach den piemontesischen Grenzalpen hinaufzieht, strömt die Dranse, ein generischer Name, der in Savoyen und Piemont so viel als Gebirgsstrom bedeutet und daher oft vorkommt. Diese Dranse fließt aus einem der Gletscher des vielarmigen Chermontane; im Winter ist sie daher nur klein und unbedeutend, schwillt aber immer mehr an, je wärmer es wird und je mehr Schnee und Gletscher schmelzen. Daher waren im April 1818 die Einwohner des Thals nicht wenig erstaunt, den Fluß nicht wie andere Jahre anschwellen, ja sich vielmehr auffallend vermindern zu sehen. Man dachte gleich an einen außerordentlichen Grund; rüstige Hirten stiegen das Strombette hinauf und fanden auch bald die Veranlassung. Ein großer Theil des bedeutenden Getrozgletschers am Mont-Pleureur war herabgesunken und hatte das Thal so ausgefüllt, daß die Dranse nicht hinabfließen konnte und sich hinter dem eingesunkenen Gletscher stemmte, der also einen mächtigen Damm

bildete, hinter dem der Fluß täglich mehr zum Teich emporschwoll. Die Hirten eilten zurück und ihr Bericht verbreitete großen Schrecken unter den Einwohnern des Thals, der sich bald durch ganz Wallis, ja bis nach Italien hinab verbreitete. Die Reisenden fürchteten nun, den Simplonweg einzuschlagen, denn sie besorgten mit Recht, daß, wenn der Gletscherdamm einmal von dem angestauten Dransewasser durchbrochen und überfluthet würde, das ganze Land auf eine weite Strecke Ueberschwemmung zu fürchten hätte. Darum sendete auch die Regierung sogleich einen tüchtigen Ingenieur an Ort und Stelle; er fand den Damm hundert und zehen Toisen lang, von einem Berg zum andern gehend, sechs und sechzig hoch und an seinem Fuß fünfhundert Toisen dick. Der See war bereits zwölfhundert Toisen lang, hundert breit und erhob sich schon fast bis zur halben Dammhöhe. Der Ingenieur ergriff nun das einzige mögliche Rettungsmittel, er begann eine Galerie oder einen Kanal durch den vorgesunkenen Gletscher bis zum angestauten Dransesee zu graben, jedoch bedeutend über dessen Spiegel, um Zeit genug zur Arbeit zu haben und sie vollenden zu können, bevor das Wasser so hoch anstieg. Diese Berechnung war aber nicht leicht, da das Wasser an warmen Tagen fünf, an kühlen nur Einen Fuß täglich stieg. Erst am eilften Mai wurde die kühne Arbeit begonnen. Fünfzig Männer waren dabei Tag und Nacht beschäftigt, und sie wechselten nach einigen Stunden immer mit andern fünfzig ab. Diese Arbeit war aber sehr gefährlich und peinlich, denn die Leute konnten nicht nur alle Augenblicke durch eine Lawine in der Galerie begraben werden, sondern in dieser konnten auch die Eisblöcke locker werden und über den Arbeitern zusammenstürzen. Mehrere wurden dadurch auch schwer verwundet, Andere erfroren in dem eisigen Gang die Füße. Glücklicherweise war das Eis so hart, daß man mehrmals die starken Hacken und Piken daran zerbrach. Ungeachtet dieser Schwierigkeiten schritt die Arbeit rasch vorwärts und war am 13ten Juni vollendet. In den dazu verwendeten vier und dreißig Tagen war der See zwei und sechzig Fuß gestiegen, und da die Wasserfläche noch weit unter dem Kanal stand, so benuzte der unerschrockene Ingenieur diese Zeit, um den Grund des Kanals niedriger zu machen, dadurch dem Wasser zu nähern und es früher zum Ablaufen zu bringen. So war denn diese Arbeit so gut berechnet, als es die schwierigen Umstände immer nur zuließen, denn es ließ sich hoffen, daß das Wasser, wenn es den Kanal einmal erreicht hätte, nur nach und nach ablaufen und sich immer in gleicher Proportion vermindern würde, so daß täglich die Gefahr eines Durchbruchs geringer werden müßte. Es kam aber leider anders, und die Natur machte in wenigen Minuten alle menschliche Berechnung zunichte. Während man so in dem Kanal arbeitete, der achthundert Fuß lang durch den Gletscher ging, lösten sich, besonders mit der beginnenden Sommerwärme, mehrmal Eismassen auf der Seeseite von ihm los, und da sie einige Tausend Fuß Kubikinhalt hatten, so stürzten sie mit ungeheurer Macht in den See, kamen aber wieder auf die Oberfläche und schwammen da wie Krystallinseln herum. Als der See die Höhe des Kanals erreicht hatte, war er zehn- bis zwölftausend Fuß lang, siebenhundert breit und hundert Fuß tief. Er begann auch gar regelmäßig durch den gegrabenen Kanal abzulaufen und sich am Ausgang desselben in mächtiger Cascade gerade in das alte Dransebett zu stürzen; bald aber war das Wasser im Innern des Gletschers in die Fugen der Eismassen gedrungen, löste diese Blöcke von einander und stürzte sie besonders am Ausgang herab. Ihnen folgten immer mehrere, so daß sich aus ihnen eine neue Mauer aufthürmte, die an Dicke so zunahm, daß dem ersten Wall, durch den der Kanal gegraben worden war, von seinem sechshundert Fuß betragenden Durchmesser nur noch acht Fuß übrig blieben. Diese vermochten natürlich nichts gegen den Andrang des Sees, der alte Gletscherwall borst also und der ganze See stürzte am 16ten Juni um halb fünf Nachmittags durch den Bruch hinab, was ein furchtbarer Anblick gewesen seyn soll. In weniger als einer halben Stunde waren seine fünfmalhunderttausend Millionen Kubikfuß Wasser ganz abgelaufen und stürzten mit ungeheurer, Alles zerstörender Macht hinab in's Thalland. In einem Augenblick wurde die hundert Fuß über der Dranse weggehende Brücke, die vom Mont-Pleureur zum Mauvoisin über das oft überschwemmte Thal führt, vom Wasser erreicht und weggerissen; hierauf konnte es sich in einem Thal ausbreiten, mußte sich aber bald darauf wieder durch einen engen Paß drängen, den es sich jedoch in einem Augenblick weit machte, denn es riß die ungeheuern Land- und Felsenstücke weg, die ihm entgegenstanden. Da die Wuth des immer stürzenden Wassers durch die Hindernisse noch zugenommen hatte, so riß es in dem nächsten Thal ganze Wälder, Dörfer mit Kirchen und Kirchthürmen so leicht und schnell weg, wie man Schaum abwischt. Darauf kam eine neue Verengung, die sich der Strom durch die mitgeschleppten Bäume, Häusertrümmer u. s. w. noch enger machte; Brareyes und Morgnes, zwei hübsche Dörfer, verschwanden in einem Augenblick und die wüthenden Wogen gingen darüber weg. Die schönen fruchtbaren Thäler und Felder lagen nun verwüstet durch die haus hoch darauf geschwemmten Trümmer. Als die Fluth bei Chable, einem der ansehnlichsten Orte des Thals, ankam, wurde sie zwischen die Mauern eingezwängt, auf denen eine sehr feste Brücke ruht; in wenigen Minuten stieg sie zu einer Höhe von

fünfzig Fuß empor und begann schon an dem Abhang zu reißen, auf dem fast das ganze Dorf und seine Kirche gebaut ist. Wäre das Wasser noch um einige Fuß gestiegen, so wäre Alles verloren gewesen. In diesem entscheidenden Augenblick aber stürzte die Brücke zusammen, die Häuser an ihren beiden äußersten Punkten wurden weggerissen und der Weg war nun der Fluth geöffnet in das St. Branchierthal. Häuser, Straßen, Landhäuser, Felder mit ihren schönen Ernten, herrliche Bäume mit Obst wurden weggerissen, ganze Häuser wurden fortgeschleppt. Diese Masse von Trümmern und Felsengeröll bedeckte im Nu diesen schönen fruchtbaren Thalgrund. Zwischen den entwurzelten Bäumen und Hausdächern schwammen zahlreiche, zerschmetterte Leichname von Thieren und Menschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, Mai.

(Beschluß.)

Der Graf Stanhope und Kaspar Hauser.

Hausers **Freunde** (ihrer sind sehr viele) fragen nun: warum ward im Sommer 1833 die nicht eilfertige Reise von Frankfurt nach Constanz über Stuttgart, und nicht über das gar nicht weit seitwärts liegende Ansbach gerichtet? Als am 14ten December, sagen sie, Hauser lebensgefährlich verwundet war, bemächtigte sich unser unwiderstehlich der Gedanke, auf die erste Kunde werde der edle Lord herbeieilen, um wenigstens Seelentrost zu spenden und die Erforschung des Frevlers zu unterstützen. Als 78 Stunden später der Unglückliche dahin geschieden war, bemitleideten wir schon den Trostlosen, wenn er im Augenblick der Ankunft den Liebling seines Herzens als Leiche erblicken, oder gar schon der Mutter Erde hingegeben finden würde; im Geist sahen wir schon das Denkmal, welches, im einfachsten und edelsten Styl gesezt von dem treuen Pflegevater, der Mit- und Nachwelt die Stelle bezeichnen werde, wo die Gebeine eines beklagenswerthen Sohnes des seltsamsten Schicksals ruhen, mit dem Sinnspruch: „Unerforschlich sind die Wege des Schöpfers.“ Doch der Erwartete fand sich nicht ein, und das Monument scheint uns wie im Traum erschienen zu seyn. Graf Stanhope hatte bei seiner Ankunft in München zufällig Hausers Verwundung und nachher dessen Tod erfahren. Schien dem Pflegevater nicht wichtig, an Ort und Stelle den ganzen Hergang, insbesondere des Unglücklichen Benehmen an den Pforten des Todes von Ohren- und Augenzeugen theilnehmend zu erforschen? Er blieb geraume Zeit in München, ließ sich dort mehrmal bei dem Stadtgericht über sein Wissen und Zweifeln eidlich vernehmen, begab sich dann nach Stuttgart, von da nach Karlsruhe, wo er seine so genannten Manuscripte drucken ließ, sie versendet und, so viel man weiß, noch jezt verweilt. Selbst mit dem Berliner Polizeirath Merker, der von Anbeginn bis heute Hauser für einen „Betrüger“ erklärte, hat er, durch schriftliche Mittheilungen wider den unglücklichen Pflegesohn, und in gewisser Art auch wider Feuerbach, gemeinschaftliche Sache gemacht, die nun beide sich dagegen nicht vertheidigen können. Bei dem Allen haben Merker und Stanhope **neue** Thatumstände, worauf es doch hauptsächlich ankäme, bis jezt vorzubringen nicht vermocht. Der weiland liebende und geliebte Pflegevater hat sogar die Gelegenheit nicht benuzen wollen, an Ort und Stelle vielleicht von manchem Zweifel erlöst, wenigstens zur Wehmuth und zu der Uebung des „de mortuis nil nisi bene“ gestimmt zu werden. Den Mordversuch in Nürnberg erklärt dieser Vater nicht undeutlich für Hausers eigenes Werk, über die Katastrophe in Ansbach schweigt er bedenklich. So, auf das Wenigste, sprechen die Freunde Hausers und, wie sie glauben, die Unbefangenen.

Was uns betrifft, die wir uns zu den Lezten rechnen, so scheint uns durch die Stanhope'schen Manuscripte die verwickelte Sache der Entwickelung auf keine Weise näher gebracht, vielmehr für Manche nur mehr verwickelt worden zu seyn. Der dichte Schleier, welcher die Sache deckt, das Räthselhafte, Mystische, Widernatürliche sind unverändert geblieben. Aber Sittenlehre und Rechtsgesez verbieten, ein menschliches Wesen, zumal ein dahingeschiedenes, ohne strengen Beweis für einen Betrüger zu erklären. Auch erklärt sich das fühlende Menschenherz mit Erschütterung dagegen bei einem Individuum, das in seinem physischen und psychischen Zustande unverkennbare Spuren sehr langer Hülflosigkeit und grausamer Abgeschiedenheit von menschlichem Umgang zeigte, und darum, mit sehr wenigen Ausnahmen, allgemeines Mitleid erregte. Wer aber über die Sache zum ersten Male oder von Neuem forschen will, den bitten wir, die Hauptsache, das Gewisse — die so eben erwähnten Spuren ꝛc. — von Nebenumständen zu sondern, die allerdings ein weites Feld zu Zweifeln und Erörterungen offen lassen. Dem Grafen Stanhope aber möchten wir die bloße Aenderung seiner Meinung auf keine Weise verübeln.

Auflösung des **Kettenräthsels** in Nr. 118:

N   M   L   Dr   H
d   u   ä   ul   o   a
the   nbe   cken   den   men

Rumpf-Charaden.

1.

Wenn ich Kopf oder Rumpf dir zeige,
Und dort vom Rumpf, vom Kopf hier schweige,
Dann rathe, ist dein Sinn nicht stumpf,
Wie heißt der Kopf? wie heißt der Rumpf?
Zu Degen, Fisch, Brett, Knopf und Haus
Such' Eine Sylbe denn mir aus,
Zu jenen Rümpfen sey sie Kopf,
Sonst bleibt ein Rumpf ein armer Tropf:
Und bringst den Kopf du nicht heraus,
Bist du der Kopf, dich lach' ich aus.

2.

Viel Köpfe unter Einen Hut zu bringen,
Gehört bekanntlich zu den schwersten Dingen.
Wird vollends noch der Hut, wie hier, zum Rumpf,
So räth sich wohl der feinste Scharfsinn stumpf?
O nein! ich darf die Köpfe kaum dir nennen,
Schon wird die Lösung auf der Zunge brennen;
Sie heißen: Damen, Eisen, Schaf — hoho!
Vor, Nach, Wald, Seide, Zucker, Finger, Stroh.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 125.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 26. Mai 1834.

Der Sturz von tausend Wassern scholl,
Das Wiesenthal begrub ein See,
Des Landes Heerstrom wuchs und schwell;
Hoch rollten die Wogen einher ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Bürger.

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

So kam die lang ausgebliebene Dranse auf einmal wieder bei Bourg-Martigny an, wo sie zuerst die schöne, auf den großen St. Bernhard führende Straße zerstörte und sich dann in dem Thal von Martigny ausbreitete; hier traf sie die Rhone und schwellte diese in wenigen Momenten bedeutend an, jedoch ohne großen Schaden. So erstreckte sich die Verwüstung gegen zehn Stunden lang über eines der schönsten und fruchtbarsten Seitenthäler des Landes. Dieser zerstörende Strom brauchte von seinem Beginn am Fuß des Getrozgletschers bis Martigny anderthalb Stunden, bis Chable aber fünf-und-dreißig Minuten; durch diese Entfernung von sechzigtausend Fuß schoß also die Wassermasse 33′ in der Sekunde; die reißendsten Flüsse legen in der Sekunde nur sechs bis zehn Fuß zurück. Von Chable bis Martigny, wo der Bergabhang schon viel geringer ist, legte der Strom auch sechzigtausend Fuß zurück, aber er brauchte dazu fünf-und-fünfzig Minuten, er machte also nur achtzehn Fuß in der Sekunde. Von Martigny nach St. Maurice, wo die Rhone schon die Wassermasse aufgenommen hatte, brauchte er zu der Entfernung von fünfzigtausend Fuß gerade eine Stunde, und noch langsamer, aber immer noch reißend, stürzte er sich in den Genfersee. Auf jeden Fall war der vom Ingenieur durch den Gletscherwall angelegte Kanal von großem Nutzen, denn er verhinderte es, daß sich der See nicht ganz bis zum Rand anfüllte; darum war die hinabströmende Wassermasse um viele Millionen Kubikfuß geringer, als es außerdem der Fall gewesen seyn würde. Wäre das Wasser bis zum Rand des Sees angewachsen, so hätte seine Masse gegen siebzehnhundert tausend Millionen Kubikfuß betragen, wäre also dreimal größer gewesen; sie hätte noch bei weitem mehr weggerissen und zerstört, besonders von Chable an, das wahrscheinlich ganz zerstört worden wäre, die Ueberströmung wäre auch nicht den 16ten Juni, sondern einige Monate später erfolgt, wo die Rhone ihres eigenen Wasserreichthums wegen häufig austritt; sie hätte die Dransemasse nicht fassen können, sie wäre also weit und breit ausgetreten und hätte in ganz Unterwallis entsetzlichen Schaden angerichtet.

Man sagt, nur vier-und-dreißig Menschen seyen bei dieser Ueberströmung umgekommen, was begreiflich ist, da alle Einwohner längs dem Dransebett bereits vor einem möglichen Unglück gewarnt worden waren und sich darum mit ihrem Vieh und ihren besten Habseligkeiten aus der Tiefe auf die Anhöhen geflüchtet hatten. Einen interessanten Zug erzählt man sich von einem alten Mann von zwei-und-neunzig Jahren. Er hatte sich auf eine ihm gehörige Anhöhe geflüchtet. Als aber das Wasser

geschossen kam, stemmte es sich durch weggerissene Bäume, Häusertrümmer und große Felsen bei seiner Anhöhe so an, daß es schnell hinanstieg. In der Angst umklammerte der arme Mann einen Baum, den er hier vor siebenzig Jahren bei seiner Verheirathung gepflanzt hatte. Es war ein treuer Freund in der Noth, denn er hielt fest; als dem Greis das Wasser schon über die Hüften stieg, da durchbrach es den Damm und schoß nun mit Macht hinunter. Die ganze Schweiz unterstützte die armen Thalbewohner mit reichlichen Gaben. Wer steht ihnen aber davor, daß sich dies Unglück nicht wieder erneuert? Dagegen könnte, wie der edle Escher von der Linth bemerkt, nichts helfen, als etwa ein durch den Mauvoisin gebahnter Durchgang der Dranse, wodurch ihr Wasser ablaufen könnte, wenn sich ihm auch wieder ein Gletscher in den Weg legte.

Das Anziehendste einer Reise durch Wallis ist wohl das Hospiz auf dem großen St. Bernhard, die kalte, rauhe, eisige Stelle, wo sich Religion und Menschenliebe mit Wärme und Begeisterung umarmen. Wer möchte nicht wenigstens diese edlen Mönche kennen lernen, die mehrere Jahre hindurch fast täglich ihr Leben für die Rettung armer Reisenden aussetzen, welche durch Frost, Schneewehen, Stürme oder Lawinen auf ihrer Wanderung über den Berg in Gefahr kommen, oder vielleicht gar verschüttet werden? In diesem Asyl genießen Alle die Bequemlichkeiten und Behaglichkeiten des Lebens, nur nicht die strengen Männer, die es für Hülfsbedürftige verwalten. Kein Bedürfniß, kein Mittel ist übersehen, um die Reisenden auf diesem höchsten bewohnten Punkt Europas in Erwärmung, Pflege und Nahrung die eigene Heimath, das eigene Haus, Freunde und Verwandte nicht vermissen zu lassen. Die aber, von denen all dieser Eifer, diese Sorgfalt und Liebe ausgeht, leben sehr einfach und streng untereinander, und während sie dem Fremden mit unendlicher Freundlichkeit an Speise und Getränk das Beste und Ausgesuchteste vorsetzen, begnügen sie sich selbst mit kärglicher, fast ärmlicher Nahrung; während sie dem Erstarrten seine wollene Decken und Pelze zur Erwärmung bringen, gehen sie Nachts bei furchtbarer Kälte im einfachen Ordensgewand in die Schneewehen, Stürme und Lawinen hinaus, unerschrocken folgend dem Gebell ihrer edlen Hunde, das sie dahin ruft, wo ein Unglücklicher unter dem Schnee vergraben liegt. Alles ist in dieser reinen Luft würdiger, ich möchte sagen überirdisch geworden. Dieselben Hunde, die unten in der Niederung entflohene Menschen verfolgen, fangen und niederreißen, suchen sie hier mit eigener Lebensgefahr auf, kratzen sie nach ihrem feinen Geruch aus dem tiefen Schnee, rufen Hülfe herbei und zerren indessen die Verunglückten an ihren Kleidern immer mehr heraus. So stehen auch die Menschen höher. Nur junge Aerzte, die sich bekannt machen und Kunden verschaffen wollen, stehen bei uns noch in der Nacht auf, um Kranken ihre Hülfe zu bringen, und dafür lassen sie sich in der Regel gut bezahlen. In so eine furchtbare, eisige und stürmische Natur, inmitten von Gefahren, würde sich Keiner wagen, ebensowenig ein bezahlter Krankenwärter, ein Hospitaldiener. Die Männer des St. Bernhards versehen dieses Geschäft unentgeldlich, mit immer gleicher Freundlichkeit und Milde, es ist ihnen kein Handwerk geworden, sondern Bruderdienst geblieben. Zu dieser verleugnenden Hingebung kann nur die Begeisterung, das Heldenthum des Christenthums führen. — Der Col des großen St. Bernhard, auf dem das Kloster steht, hat seine Stelle zwischen Felsen und Gletschern. Oestlich sieht man den Velan, der mit dem Combin, seinem Nachbar, einer der höchsten Penninischen Alpenpunkte ist; westlich steht der Zuckerhut und der Boffaz, der Chenalettaz aber im Norden. Die weiten Klostergebäude stehen zwischen nackten Felsen, auf denen nur hier und da in den Sommermonaten ein Bischen kümmerliches Moos zu sehen ist. Nahe bei dem Kloster liegt der kleine See, der wenigstens acht Monate im Jahre mit zwei bis drei Fuß dickem Eis bedeckt ist. Zwischen diesen furchtbaren Zacken und Wänden, diesen Bildern der Verlassenheit, Unfruchtbarkeit und des Todes, scheint das Leben unmöglich. Und doch finden auf dieser unwirthlichen Höhe jährlich mehr denn vierzehntausend Reisende Erholung, Stärkung und Pflege, ja gar mancher kommt hier wieder zum Leben. Dreißig Maulesel und Pferde müssen hier in den vier Sommermonaten Holz und Lebensmittel auf ihrem Rücken herauftragen. Dadurch kommen hier alle diese Gegenstände sehr theuer zu stehen. Dessen ungeachtet macht jezt das Kloster nur noch jährliche Sammlungen bei den bekannten und befreundeten Personen in Genf, Lausanne, Bern, Wallis und einigen andern Schweizerkantonen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

(Fortsetzung.)

Das Mittagsmahl ist vorüber, aber ich kann den Tisch im Alleesaal nicht verlassen, ohne amende honorable für diejenigen, über deren elende Kocherei ich spottete; denn man läßt der deutschen Gesellschaft nur einfach Gerechtigkeit widerfahren, wenn man in Demuth bekennt, daß, wie sie ist, nichts irgend einem Volke mehr Ehre machen kann; nicht leicht kann man sich ein gefälligeres Bild der civilisirten Welt denken, als das gesellschaftliche Leben an diesen Brunnenorten.

Die Gesellschaft, die zu den Gesundbrunnen kommt und sich täglich zum Mittagessen versammelt, ist von der heterogensten Beschaffenheit; sie besteht aus Fürsten, Herzogen, Baronen, Grafen rc. abwärts bis zum Kleinkrämer, sogar bis zum Frankfurter, Mainzer und andern Juden aus benachbarten Städten, kurz die verschiedenartigsten Elemente der Gesellschaft betreten zu gleicher Zeit den nämlichen Saal und nehmen zusammen dasselbe Mittagsmahl zu einem Schilling acht Pence ein.

Selbst ein Fremder, wie ich, konnte leicht bemerken, daß die Gesellschaft, indem sie am Tische Platz nahm, sich in Parteien oder Coterien gruppirte, die mit einander weder bekannt, noch geneigt waren, Bekanntschaft zu machen; und doch wurden jene unschätzbaren gesellschaftlichen Formen, welche die an den Tisch eines Privatmanns Geladenen zu einem geschlossenen Ganzen machen, auf's Genaueste beobachtet, und man sah wohl, daß der gesunde Menschenverstand und die gute Erziehung im Lande dieses glückliche Verhältniß zu einem ganz ungezwungenen machten. Niemand schien irgend verlegen, und man sah weder frostige Formalitäten am einen, noch rohe, lärmende Fröhlichkeit am andern Ende der Tafel. Bei einem Appetit, wie er aufrichtiger und besser nicht leicht einem Volke beschieden seyn mag, war es wirklich auffallend, daß Niemand nach einer Lieblingsspeise haschte; allerdings sah man hin und wieder ein Auge freudiger als gewöhnlich blinzeln, indem es die progressive Annäherung eines Gerichts beobachtete, das ganz besonders sauer oder schmierig war, aber nichts von Gierigkeit, keine Ungeduld, nichts, was auch nur einen Moment die über die ganze Scene ausgegossene Harmonie gestört hätte. Und wenn ich nicht eine Sylbe vom Gemurmel um mich her verstand, wenn ich mich mit jeder Minute weniger geneigt fühlte, mich an das zu wagen, was seit einiger Zeit auf meinem Teller zusammengeronnen war, so machte es mir dafür einen recht großen und, ich denke wohl, ganz vernünftigen Genuß, in meinen Stuhl rückwärts gelehnt, mir dieses freundliche Bild des gesitteten Lebens zu betrachten.

Wir in England sind zu sehr geneigt, mit dem allgemeinen Ausdruck „Gesellschaft" nur die abgesonderte Klasse, den Clan, die Sippschaft zu bezeichnen, in welcher wir uns selbst bewegen, und ist dieser kleine Fleck hinlänglich polirt, so ist man gewöhnlich mit dem, was man „den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft" nennt, auch vollkommen zufrieden. Es ist aber ein wesentlicher Unterschied zwischen solcher idealen Bildung eines oder mehrerer Theile einer Gesellschaft und der wirklichen Bildung derselben im Ganzen, und auf diese kann gewiß ein Volk keinen Anspruch machen, so lange nicht seine verschiedenen Glieder nicht nur gesondert neben einander sich bewegen, sondern auch, wenn es erforderlich ist, in Gesammtheit handeln können. Gibt man diesen Satz zu, so kann man, fürchte ich, nicht in Abrede stellen, daß wir Insulaner noch bei weitem nicht so fein gebildet sind, als unsere Nachbarn auf dem Festlande, und daß wir nur zu oft lächerliche Provinzialgebräuche von unserer eigenen Erfindung mit den bequemen, förderlichen, gangbaren Sitten der Welt verwechseln.

In England regiert sich jede Klasse der Gesellschaft, gleich unsern verschiedenen Gilden, nach eigenen Gesetzen. So hat eine gewisse Klasse höchst gewichtig, und meinetwegen sehr zweckmäßig, den Ausspruch gethan, daß gewisse Speisen mit Gabeln gegessen, daß andere mit einem Löffel in den Mund geschafft werden müssen, und wer gegen diese Regeln oder Grillen handelt, zeigt, „daß er nicht in der Welt gelebt hat." Am andern Ende der Gesellschaft gibt es gleichfalls Regeln, die Ehrensache sind; so ist festgesezt, wie viel in der Schenke in die Geldbüchse geworfen werden muß, so oft die Pfeife mit Tabak gefüllt wird, und was dergleichen obscure Gesetze mehr sind. Da nun diese conventionelle Verfassung bei jeder der vielen Klassen, in welche unser Volk zersplittert ist, auf festen Grundlagen ruht, so herrscht aller Orten große Ordnung, und kommt somit ein Ausländer in England in irgend eine Sorte von Gesellschaft, so findet er, daß sie äußerlich in segensreicher Unterwürfigkeit unter ihre eigenen Gesetze lebt. Nun darf aber nur irgend ein Zufall diese verschiedenen Fraktionen der Gesellschaft, deren jede ihr eigenes Gesetzbuch in der Tasche hat, in gemeinsame Berührung bringen, so ergibt sich augenblicklich eine babylonische Verwirrung, und jede Klasse ruft laut die nächste in einer Sprache zur Ordnung, die diese nicht verstehen kann. Wie Bekenner verschiedener Religionen hat man die einen an ein Dogma glauben gelehrt, wovon die andern nie etwas gehört haben; kein vernünftiges Band, kein Element des Verständnisses verknüpft die Parteien; kurz, sie gleichen einer Anzahl Regimenter, deren jedes, nach Lust und Laune seines Obersten dressirt, für sich allein in bester Ordnung paradirt, die aber, wenn sie zusammengestoßen werden, ein schlecht organisirtes, undisciplinirtes Heer bilden; und dieser unser Satz, wird er nicht durch das unläugbare Faktum unterstützt, daß es den verschiedenen Abstufungen der Gesellschaft in England praktisch unmöglich ist, mit der Gemüthlichkeit, der harmlosen Unbefangenheit, welche dergleichen Vereine auf dem Festlande charakterisiren, sich untereinander zu bewegen? Und dennoch ist ein deutscher Herzog und ein deutscher Baron so stolz auf seinen Rang, als der englische, und der Rang ist in seinem Lande so hoch geachtet, als bei uns.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lieder von Karl Mayer.

Aus dem Leben.

Die Uhr ruft Kukuk! von der Wand,
Die Bibel steht am Sims zur Hand,
Herauf zum Fenster Rosen blühen;
Zur Kürzung vieler Sammlermühen
Ist dicht dabei der Bienen Stand.
Das Landvolk hat es wohl erkannt,
Es sey zum Guten, Süßen, Heitern
Ein enger Kreis auch zu erweitern.

Kurzweil oder Langeweile?

Was verleiht ihr mir zum Lohne,
Kurzweil oder Langeweile,
Wenn ich, waldbeschattet, theile
Eure Freuden, Papillone,
Wie im Wiesensonnenscheine
Ihr euch jaget, große, kleine? —
O Natur, dein Langeweilen
Ist ein süßes Wundenheilen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Ende Aprils.

Der Schauplatz des Aprilaufstands.

Mit den großen Städten geht es wie mit den Menschen; Freud und Leid wechseln mit einander ab, auf Belustigungen folgen Trauerscenen und auf heitere Tage unerwartetes Trübsal. Wie lustig, wie heiter war der Fasching verstrichen! wer hätte damals geahnt, daß so bald Mordscenen vorfallen würden! Wie schrecklich der kurze Aufstand am Sonntag Abend den 13ten dieses und Montag früh war, ist aus den Zeitungen bekannt. In den entferntern Stadtrevieren wußte man kaum, was vorgefallen sey, als Alles schon vorbei war. Zwar ertönte die Trommel in den Hauptstraßen Montags schon vor Tagesanbruch; allein man hörte nichts weiter, und konnte daher vermuthen, das Zusammenrufen der Nationalgarde sey eine bloße Vorsichtsmaßregel; erst später erfuhr man mit Schrecken, wie viel Menschen bei dem mörderischen Kampf zweier Parteien umgekommen oder verwundet worden waren. Am Montag herrschte dumpfe Stille in Paris; allein man erholte sich bald, und die Schauspiele hatten am Abend statt, wie gewöhnlich. Am Dienstag begab ich mich nach dem Stadtreviere, in welchem einige hundert Republikaner 14 — 16 Stunden lang der ganzen bewaffneten Macht Trotz geboten hatten. Die Republikaner hatten sich nämlich in den engen und dunkeln Gassen zwischen den beiden langen und geräuschvollen Parallelstraßen St. Denis und St. Martin theils verschanzt, theils in die Häuser verborgen und von da aus auf die Truppen geschossen, die dann ihrerseits die feindlich Gesinnten und auch manche ganz Unschuldige in den Häusern und auf den Gassen erschossen oder verwundeten. Dieser Theil der Stadt ist sehr alt und hat wenig Veränderungen erlitten. Noch immer bestehen die engen und schmutzigen Gassen oder Gäßchen zwischen jenen beiden Handelsstraßen aus alten, dunkeln Häusern, die unten von unbemittelten Krämern bewohnt werden, indeß die obern Stockwerke Handwerker zu Miethsleuten haben. Man brauchte den Kampfplatz nicht lange zu suchen; denn schon von der Straße St. Denis aus zog ein Strom Volkes die Neugierigen mit sich fort. Auch ich folgte diesem Strome, und bald hatte ich die Gasse Transnonain vor mir, an deren Ende gerade die schrecklichste Scene vorgefallen war. Alle Augen waren mitleidsvoll auf ein in der neuern Zeit gebautes Haus von drei Stockwerken gerichtet, in welchem die Fenster eingeschossen waren. Dieß war das unglückselige Haus, in welches Soldaten des 35sten Linienregiments eingedrungen waren, weil man aus einem Fenster desselben, wie sie glaubten, auf ihren Hauptmann geschossen hatte, und in voller Erbitterung Männer, Weiber und Kinder niedergemacht oder schwer verwundet hatten. Die Namen der Handwerker und Kaufleute, welche darin gewohnt, standen noch außen auf der Mauer angeschrieben, aber sie selbst lebten nicht mehr; einen hatte man schon begraben, ein anderes Leichenbegängniß wurde eben angeordnet; es war das eines Hutmachers. Wahrscheinlich haben diese Leichenbegängnisse den ganzen Tag gedauert und am Abend war wohl eine furchtbare Leere in diesem Hause, in welchem Tags zuvor noch Leben und Thätigkeit geherrscht. Der Eigenthümer des Hauses, ein in Paris wohlbekannter Mann, Namens Doyen, besaß ein kleines Privattheater; eine Zeitung behauptet, die dreizehn oder vierzehn Leichen seyen alle in dieses Theater getragen und dort einstweilen auf der Bühne niedergelegt worden. Jenes 35ste Linienregiment, das in diesem Hause das schreckliche Gemetzel angerichtet hat, scheint von einem Unglücksstern verfolgt zu werden; denn schon zu Grenoble war es zur Stillung eines Aufruhrs gebraucht und zu einer solchen Erbitterung gereizt worden, daß es auch dort blutige Auftritte veranlaßt hatte. Seitdem hatte man es wegen der Anfeindungen der Bürger entfernen müssen; allein überall, wo es hinkam, wußte man die Begebenheit und sah das Regiment übel an. Nun kommt es nach Paris, muß hier wieder in's Gefecht mit den Bürgern und sieht einen seiner Hauptleute erschießen. Man kann die Wuth der Soldaten begreifen, aber sicher nicht billigen. Von der Gasse Transnonain folgte ich dem Haufen in eine gegenüber liegende, sich allmählich verengende Gasse, in welcher noch die Spuren der Kugeln sichtbar waren. Ein Fenster wurde gezeigt, an welchem ein Mensch erschossen worden, so daß beim Vorwärtsfallen sein Leichnam im Fenster liegen geblieben war. Ein kleiner Spezereiladen an der Ecke eines abscheulichen Gäßchens war geschlossen. Der arme Mann hatte des Morgens ein Fenster öffnen wollen, um zu sehen, ob der Lärm zu Ende sey. Soldaten, welche gegenüber auf der Lauer lagen, hatten sogleich auf ihn geschossen, weil sie vielleicht fürchteten, es möchte ein Republikaner seyn, der auf sie schießen wolle; er war todt niedergefallen. Das Fenster stand noch etwas offen; vielleicht hat es der arme Krämer nicht weiter geöffnet. Vor einem andern alten und schmalen Hause saß eine junge Frau mit ihrem Säuglinge auf dem Arme und weinte, indeß mehrere Frauen umherstanden und sie zu trösten suchten. Sie war am vorigen Morgen Wittwe geworden, indem eine Kugel ihren Mann in seiner Bude getroffen hatte. Nicht weit davon sah man noch Anstalten zu einem armseligen Leichenbegängnisse, welches wahrscheinlich ebenfalls durch die mörderischen Kugeln verursacht worden war. Arbeiter waren damit beschäftigt, die Spuren der aufgeworfenen Barrikaden wegzuräumen und das aufgerissene Straßenpflaster wieder einzurammen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 126.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 27. Mai 1834.

Nerissa. — Was sagt Ihr zu Faulconbridge, dem jungen Baron aus England?
Porzia. — Ihr wißt, ich sage nichts zu ihm, denn er versteht mich nicht, noch ich ihn. Er ist eines feinen Mannes Bild; aber ach! wer kann sich mit einer stummen Figur unterhalten?

Shakespeare.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

(Fortsetzung.)

Es muß in England irgendwo ein Hauptgebrechen liegen. Die höhern Klassen schieben natürlich die Schuld auf die untersten, und diese schmähen die höchsten; liegt aber der faule Fleck nicht etwa zwischen beiden, oder vielmehr auf beiden? Kommt nicht Alles daher, daß die Gesetze, nach welchen sich die Gesellschaft auf unserer kleinen Insel richtet, wunderlich sind, nichtssagend, imaginär, oft reine Fictionen, statt in der großen leserlichen Schrift geschrieben zu seyn, die sie allen Bewohnern der Erde zumal verständlich machen? So wird auf dem Kontinent jedes Kind, ehe es noch das ABC lernt, ja ehe es mit einer Peitsche klatschen kann, in dem unterrichtet, was in Europa Höflichkeit heißt; erst diesen Morgen hatte ich eine kleine Probe davon. Ungefähr eine Stunde von Langenschwalbach ging ich auf einen kleinen Knaben los, der auf einer Anhöhe, mitten in einem Haberstoppelfelde einen Drachen steigen ließ. Ich sprach kein Wort zu dem Kinde, sah es kaum an; sobald ich aber dem kleinen Bauerburschen, der wohl nie eine andere Luft als die seiner Berge geathmet, nahe kam, hätte er bald Drachen, Strick und Alles über dem instinktmäßigen Bemühen fahren lassen, seinen Hut abzunehmen und sich gegen mich zu verbeugen. Ein andermal traf ich mitten in einem Walde drei Bursche bei der Arbeit; sie lachten, und einer hatte, wenn's möglich wäre, das Maul weiter aufgerissen als der andere; als sie aber auseinandergingen, flogen die Kappen vom Kopfe und sie verabschiedeten sich vollkommen auf dieselbe Weise, wie ich gestern den Landgrafen von Hessen-Homburg einem gemeinen Postillon seine Verbeugung erwidern sah.

Solch allgemeines, festbegründetes, anerkanntes System ist es, was alle Klassen der Gesellschaft verbindet. Diese bequeme, gemüthliche Ordnung setzt den Wirth im Alleesaale in Stand, wenn er bei der Mittagstafel durch den Saal geht, mit den verschiedenartigen Gästen, die seine Tafel mit ihrer Gegenwart beehren, gelegentlich ein Gespräch anzuknüpfen; denn so anstößig dies auch in England Manchem erscheinen mag, auf dem Festlande fürchtet kein Mensch den andern zu beleidigen, so lange er spricht und sich beträgt, wie es sich gehört.

Wir haben in England, wie wohl bekannt, Sitten aller Art, doch kaum wird es Jemand wagen, zu bestimmen, welches der wahre Götze ist, den man verehren muß. Wir haben sehr noble, aristokratische Sitten, wir haben die beschränkten, steifen Sitten der altmodischen englischen Landedelleute, wir haben Meer-Stutzersitten, haben militärische Kamaschensitten, haben unsere freien,

ungezwungenen Sitten (welche, im Vorbeigehen gesagt, auf dem Kontinent mit „unartig" übersezt würden); wir haben die Comptoirsitten solider Geschäftsmänner, die jüngst eingeführten Affen- oder Ultraparisersitten, nicht nur Schulbubensitten im Allgemeinen, sondern Sitten der einzelnen Schulen, und endlich haben wir die verschiedenartigen Parteisitten des beweglichen Pöbels, der, so lange er nicht eines andern belehrt wird, sich mit dem Wahne schmeichelt, auf dem Throne herrschen ächt brittische Matrosensitten. Wie sehr auch wir diese unsere, in den verschiedensten Farben spielenden Sitten selbstgefällig bewundern mögen, welche so grell von einander abstechen, als die Sitten der Thiere, welche Noah in seiner Arche unterbrachte, so viel springt in die Augen, daß nur wenige davon für den Kontinent passen; und wenn sich Russen, Preußen, Oesterreicher, Franzosen und Italiener in gewissem Grade überall vertragen können, so sind einmal unsere Sitten (gleichviel, ob besser oder schlechter) auf diese oder die andere Weise mit denen aller andern unverträglich. Ich möchte mich daher allen Ernstes selbst fragen: welches sind wahrscheinlicherweise die rechten? die Sitten der „Insel klein und fein," oder die der Bewohner des großen europäischen Festlandes?

Ich fürchte, der Leser wird denken, meine Mittagsbetrachtungen schmecken nach der sauren deutschen Kost, die unberührt vor mir auf dem Teller lag, und ich bin darauf gefaßt, daß er über meinen Betrachtungen den Kopf schüttelt, wie ich ihn schüttelte, als ich, in der Hoffnung, etwas Süßes zu bekommen, den Mund mit einer, dem Sauerkraut sehr nahe verwandten Substanz gefüllt hatte. Sollten des alten Mannes Bemerkungen unverdaulich seyn, so sind sie es nicht mehr, als es seine Speisen waren, und er bittet, zu seiner Entschuldigung zu bedenken, daß, hätte er nur essen können, wie er gewiß wünschte, er nicht unwillführlich in's Reflektiren gekommen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Im Winter wird der Muth und die Kräfte dieser Religiosen auf die härteste Probe gestellt, denn acht Monate lang ist er hart und ununterbrochen. Aber auch ihr Frühling und Sommer würde uns in der Niederung fast Winter scheinen, denn in der Nacht friert es da immer, und manchmal ist sogar am Morgen der See mit dünnem Eis bedeckt. In jenen acht Wintermonaten sausen unablässig die furchtbarsten Stürme um das Kloster, und scheinen es, troz seiner mächtigen Mauern und Strebepfeiler, umreißen oder unter dem Schnee begraben zu wollen. Je furchtbarer es stürmt, desto nöthiger ist dem Reisenden Hülfe und schnelle Rettung; also hinaus, wie zum fröhlichen Jagen! nicht zu dem, wo Tod, sondern wo Leben gegeben wird. An den Religiosen springen lustig und feurig die großen Hunde hinauf und bellen wie ausgelassen. Aber kaum sind sie aus dem Klosterhof, so werden sie still, und in den Augenblicken, wo es nicht allzusehr stürmt, richten sie die verständigen Köpfe auf, dem Wind entgegen, oder sie nähern sie dem Boden, immer prüfend und spürend. Die Mönche und ihre Gehülfen, mit langen Stöcken versehen, vertheilen sich nach verschiedenen Seiten, besonders nach den Schneewehen und in die Tiefen des Wegs; durch unablässiges Rufen bleiben sie nicht nur selbst in fortwährender Verbindung mit einander, sondern sie verkündigen auch dadurch den erstarrten, vom Weg abgekommenen, im Schnee verschütteten Reisenden ihr Nahen. Gern möchten auch diese den Hülfebringenden rufen, aber sie sind zu tief unter dem Schnee vergraben, oder die erstarrende Kälte hat ihnen alle Kraft zum Rufen genommen. Schon fürchten sie, man werde sie nicht bemerken, die nahe Hülfe werde an ihnen vorbeigehen, schon entfernen sich die Stimmen wieder und Entsetzen ergreift sie. Aber horch! da stürmt schnaubend etwas herbei, selbst weiß wie der Schnee, den es in Staubwolken um sich herwirft, während es sich kräftig einen Weg in die Tiefe scharrt; dann stürzt es sich mit Eifer, Liebe und Freude neben den Verunglückten. Wer ist's? ein Verwandter, ein alter Freund? O nein, hierher dränge kein Verwandter, kein Freund! ein Hund ist's, der nun sein Bellen ertönen läßt, um Hülfe herbeizurufen, dabei aber ächt christlich selbst Hülfe leistet. Er leckt dem Erstarrten Hände und Gesicht, reibt ihn mit seinen langen Haaren, kneipt ihn mit seinen Zähnen, um das eingeschlafene Leben wieder in ihm aufzuregen und zu erwecken. Der Verunglückte fühlt sich schon besser und freier, immer aber voll Hoffnung und Vertrauen, denn er weiß, was dieser Hund sagen will, wem er angehört und wen er unablässig durch sein Bellen ruft. Dankbar hebt er eine Hand nach dem lieben Thier auf; nun aber dreht und wendet sich der Hund so lange, bis der Erstarrte sein großes Halsband und an diesem eine kleine Flasche bemerkt. Mit Mühe ergreift und öffnet er sie und bringt sie an den Mund; bald fühlt er sich neu belebt durch den Trank, er sucht sich empor zu raffen und aus dem Schnee zu arbeiten; der Hund hilft ihm immer bellend durch Wegkratzen des Schnees und durch Zerren an den Kleidern; indessen kommen die Religiosen mit ihren Gehülfen herbei, und der Sterbende ist gerettet.

Die Anstrengungen und das ganze Leben der Religiosen unter diesem rauhen, eisigen Himmel brechen früh ihre Gesundheit und Stärke, so daß sie bald altern. Manche glauben, daß die reine und frische Luft auf dem großen St. Bernhard und die daraus hervorgehende Eßlust ein Beweis für die Gesundheit des Klimas seyen. Aber die Erfahrung zeigt das Gegentheil, denn aus ihr geht unwiderleglich hervor, wie viele Opfer seine Rauhheit fordert. Reisende, die zum erstenmal hierher kommen, glauben bejahrte Mönche mit schneeweißen Haaren zu finden, und wundern sich nicht wenig über die jungen Männer zwischen zwanzig und dreißig Jahren. Die Ursache davon ist lediglich in der Rauhheit und Ungesundheit des Klimas zu suchen. Nur junge, kräftige Männer können ihm einige Jahre trotzen, aber auch sie empfinden bald dessen nachtheiligen und zerstörenden Einfluß, an den sich kein Mensch, auch nicht der jüngste und stärkste, gewöhnen kann. Zeigt sich's, daß ihre Gesundheit bedeutend schwächer wird, daß sie frühzeitig altern und den anstrengenden Sorgen des Hospizes nicht mehr vorstehen können, so bekommen sie eine Pfarre in Unterwallis und beginnen da, immer in genauer Verbindung mit dem Hospiz, eine neue Thätigkeit. Man hat voriges Jahr diesen Männern des großen St. Bernhard den Vorwurf gemacht, daß sie sich sehr illiberal in die von Monthey ausgehende politische Bewegung von Unterwallis gemischt hätten. Allerdings zeigten die mit dem Hospiz in genauer Verbindung stehenden Pfarrer bei dieser Gelegenheit große Thätigkeit, und ihrem bedeutenden Einfluß in dem Land ist es großentheils zuzuschreiben, daß die von Waad und Bern ausgehenden Versuche des Radikalismus und der Aufregung gegen die Regierung nicht glückten; Versuche, zu denen vergangenen Februar die Giovane-Italia und die Polen hilfreich gewesen seyn würden, wenn ihre savoyische Expedition gelungen wäre.

Das Hospiz steht 7800′ über dem mittelländischen Meer, ist also der höchste bewohnte Punkt Europas. Die dicken soliden Mauern mit ihren mächtigen Strebepfeilern geben dem Hauptgebäude eher das Ansehen einer Festung oder eines großen Blockhauses. Wie viel Maulthiere gehörten dazu, und wie oft mußten sie gehen, um alle Steine zu diesen Gebäuden auf dem Rücken hierherauf zu bringen? Zu ebener Erde ist die große Küche, in der das Feuer seit ihrer Vollendung bis auf die heutige Stunde nie einen Augenblick ausgegangen ist. Im ersten Stock ist das große Refectorium, das auch immer durch Oefen und Caloriferes geheizt wird. Darüber liegen die Zellen der Religiosen. Alles Uebrige im Gebäude, oben und unten, ist zur Aufnahme der Fremden bestimmt, und für sie stehen immer hundert Betten in Bereitschaft.

Die Entstehung eines Hospizes auf dieser Stelle ist uralt und verliert sich in die römische Zeit. Hier stand zuerst ein Tempel des Jupiter Penninus, in dem die Wanderer über den Col Votivtafeln für glückliches Hinüber- und Herüberkommen aufhingen. In dem heutigen Hospiz werden eine Menge Inschriften und andere Alterthümer aufbewahrt, die an den alten Glauben erinnern. Sie haben eine Zeitlang zu einem lächerlichen Streit Veranlassung gegeben. Einige sogenannte Gelehrte ließen sich von der entfernten Namensähnlichkeit irre leiten, und behaupteten, der Beiname Penninus solle offenbar Poeninus heißen, eine Lesart, die auch auf mehreren Inschriften vorkommt, und beweise damit sonnenklar, daß Hannibal, der Poenus, über diesen Col nach Italien gezogen sey. Die Herrn vergaßen, daß das Wort Penninus ein celtisches Wort zur Wurzel hat, nämlich pinn oder penn, was so viel bedeutet als Höhe oder Gipfel.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Mai.

Ueber das Stuttgarter Hoftheater, von Wolfgang Menzel.

Es ist auffallend, wie wenig von den Leistungen der hiesigen Bühne gesprochen wird. Wie so mancher theatralische Genuß verschwindet oder erbleicht mindestens im Gedächtniß, wenn die Kritik säumig ist, und wahrlich, ein Schauspieler, wie unser Seydelmann, verdiente eine kritische Feder, die dem Gange seines Genies, und ich darf hinzusetzen, seines Fleißes folgte; denn nicht in Sprüngen, wechselnd zwischen Aufflammen und Ermatten, bewegt sich dieser Geist, sondern in steter, ausdauernder Kraftentwickelung, in klassischer Selbstgenügsamkeit, immer selbst den strengsten Maßstab an sich legend, wenn auch das Publikum einmal lässig wäre und die Kritik verstummte. Sein Verdienst ist größer, als der Dank der Kritik. Er verdient nicht ein lauteres Lob, sondern vorzüglich eine dauerndere Aufmerksamkeit. Wie dem Alexander der Homer, so fehlt ihm ein Lessing. In Stuttgart selbst, wo doch der eigentliche Ort wäre, wird sein Meisterspiel nicht genügend analysirt; mancher Abend, den er zu einem Triumph der Kunst gemacht, geht vorüber, ohne eine sichtbare Spur zu hinterlassen. Und doch ermüdet er nie, und beschämt die trockenen Federn der Kritik durch eine Hingebung an die Kunst, die unter diesen Umständen sein höchster Ruhm ist. Die Huldigungen, die ihm jüngsthin in Frankfurt geworden, sollten den Freunden der Kunst in Stuttgart eine Erinnerung seyn.

Ueberhaupt gehört unsere Bühne zu den besten in Deutschland. Wird weniger Lärm davon gemacht, so ist es doch für das Stuttgarter Theater eine angenehme Genugthuung, daß einsichtsvolle Fremde, die zur guten Stunde kommen, oder sich einige Wochen verweilen, von ihren Vorzügen überrascht werden. Seit meinem lezten Bericht in diesen Blättern vom Oktober 1832 ist sich unsere Bühne in allen Dingen, die damals von mir gerühmt wurden, gleich geblieben, hat sogar durch Anstellung des Herrn Moriz als ersten Liebhabers eine nicht geringe Verbesserung erhalten, und nur durch den Abgang der Demoiselle Esser einen für den Augenblick sehr fühlbaren Verlust erlitten.

Herr Seydelmann ist und bleibt der Glanzstern unserer Bühne. Zu seinen ältern bedeutendsten Rollen, Mephistopheles in Faust, Tartüffe, Marinelli, Carlos in Clavigo, Nathan, Shylok, Franz Moor, Ossip in Isidor und Olga, Graf Klingsberg, Daniel in Vogels Majorat, Perin in Donna Diana, Theramen in Phädra, Till in Raupachs Lustspielen, Riccaut in Minna von Barnhelm, Graf Schalken in der Schachmaschine, Advokat Wellenberger, Danville in der Schule der Alten, der Hofmeister in tausend Aengsten, der Essighändler, der Abbé de l'Epée, der Kommissionsrath Frosch im Verschwiegenen wider Willen, der Koch Vatel, der Alpenkönig, Lizenciat Wanner in Ifflands Herbsttag, Skarabäus in der Whistpartbie ꝛc., sind in der jüngsten Zeit noch einige bedeutendere oder kleinere Rollen hinzugekommen, Mahomet, Cromwell in Raupachs Royalisten, Thomas Foster, Ludwig XI. in dem Schauspiel gleiches Namens von Auffenberg, der alte Fritz in dem Tagsbefehl, des Königs Befehl, dem Duellmandat und König und Schauspieler, Iwanof in den Strelitzen, Garrick in Bristol, Filippo in Raupachs Enzio, der Bettler von Raupach, Kommerzienrath Hirsch im Kammerdiener, Herr von Merlan im Mann meiner Frau, Herr von Ich, Tanzmeister Rigolard in Hans Luft ꝛc. In allen diesen Rollen hat Seydelmann die Unerschöpflichkeit seines Genies auf's Neue bewährt, überall sich gleich bleibend in seinem schönen Streben nach Naturwahrheit. Er ist noch einen Schritt weiter gegangen, als die frühere Ifflandsche Schule, die allerdings nach Natur strebte, aber den geschichtlichen Bedingungen derselben zu wenig Aufmerksamkeit schenkte. Diese Schule suchte überall nur den Menschen, unabhängig von seiner Lage. Und begingen die Dichter nicht im Grunde denselben Fehler? Man hob im König, im Bauer, im deutschen Hofrath und im Neger nur das allgemein Menschliche hervor, und legte ihnen gemeinschaftlich die Gefühls- und Denkweise unter, die eigentlich nur im Dichter ein und dieselbe war. Das Theater war mit der ganzen Poesie subjektiv geworden. Jeder gefühlvolle Leser wollte sich selbst, den vortrefflichen Menschen, auf der Bühne wiedersehen. Daher die menschlichen Mohren und Indianer bei Ziegler und Kotzebue, die menschlichen Fürsten und Advokaten bei Iffland, und zulezt die menschlichen Verbrecher Müllners. Selbst Schiller ist von dieser Manier nicht frei geblieben und hat manche seiner Helden, die, wie Wallenstein und Tell, einer bestimmten Zeit und einer bestimmten Lokalität angehörten, zu sehr verallgemeinert. Ich will nicht behaupten, daß dieses Humanisiren an sich ein Fehler sey. Gewiß würden wir es unerträglich finden, wenn wir in jeder handelnden und redenden Person nur den Stand oder die Nation und das Zeitalter repräsentirt fänden, und wenn wir statt wirklicher Menschen nur in ein beliebiges Kostüm gekleidete Holzpuppen sähen, wie uns denn Fouqué und Walter Scott mit dergleichen Puppen allerdings beschenkt haben; allein man muß es eben auf keiner Seite übertreiben, man muß den Leuten das Menschliche lassen, ohne sie ihrem Kostüme zu entfremden. Seydelmann geht auf der richtigen Mittelstraße den Dichtern voran, denn es kann wohl nicht gerühmt werden, daß ihm schon viele dramatische Schriftsteller diesen Weg vorgezeichnet hätten. Im Gegentheil, er kommt nicht selten mit den Autoren in Collision, die ihm ein unbedachtes Wort in den Mund legen und mit Gewalt zwingen, aus der Rolle zu fallen. Wie oft hat Schiller dem armen Philipp II. auf diese Weise mitgespielt und Raupach seinem Fürsten in Isidor und Olga?

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Ende Aprils.

(Beschluß.)

Die Morgue nach einem Aufstand.

Am folgenden Tage mußte kein Zeichen des Aufstandes vom vorigen Tage mehr übrig seyn, als die zerbrochenen Fensterscheiben und einige Löcher in den Mauern. Mir ward wohl, als ich aus diesen engen und dunkeln Gassen wieder in die Straße St. Martin trat, wo Alles seinen gewöhnlichen Gang ging, als ob die Jammerscenen weit davon vorgefallen wären. Das Volk, welches in jenen Gassen einherwogte, schien betroffen, sprach sich jedoch weder für, noch wider die Republikaner aus, welche alle die Gräuel verursacht hatten, und bemitleidete nur die Unglücklichen, welche dabei um's Leben gekommen oder verstümmelt worden waren. Als jedoch später die nähern Umstände des abscheulichen, von den Soldaten des 35sten Linienregiments verursachten Gemetzels bekannt wurden, da sprach sich der allgemeine Unwille laut aus über eine solche Grausamkeit, zumal da kein Schritt von Seiten der Obrigkeit gethan wurde, um auch nur den Vorfall gerichtlich aufzuklären. Mein Weg führte mich über die Brücke St. Michel neben dem Morguegebäude vorüber. Hier drängte sich wieder eine Menge Menschen hinzu; Schildwachen zu Fuß und zu Pferde mußten die Ordnung handhaben; zu dem Ende mußte sich das Volk in eine Reihe stellen und eine Queue bilden, wie beim Eingange der Schauspiele, um nach und nach eingelassen zu werden. Bekanntlich dient das Morguegebäude zum Ausstellen der Todtgefundenen, deren Namen und Wohnung unbekannt sind, und die hier einige Tage liegen bleiben, bis etwa die Verwandten und Freunde sie erkennen und wegtragen lassen. Nach einem Aufstande kann man sicher darauf rechnen, daß die Morgue auch einige Todte bekommt; während der drei Julitage 1830 ward das Gebäude so damit angefüllt, daß kaum noch ein Plätzchen ledig blieb. Diesmal, hieß es, seyen am Montag Abend acht Leichname hineingebracht, aber drei erkannt und weggetragen worden. Die Soldaten vor dem Gebäude unterhielten sich gleichgültig von den Auftritten des vorigen Tages, und erzählten den Umstehenden, wie einige derer, deren Leichname hier lagen, am Fenster oder am Eingange der Häuser todt „geknallt“ worden seyen. In dem Morguesaale lagen sechs Leichname; einer davon war der eines Ertrunkenen. Auf diesen warf man jezt nur einen gleichgültigen Blick; der Unglückliche hatte vielleicht ein trübseliges Leben durch einen freiwilligen Tod in den Seinefluthen geendet, und sein Schicksal mochte weit mehr geeignet seyn, Mitleid zu erregen, als das der Erschossenen; allein das Volk hatte jezt nur Sinn für das, was sich auf die Empörung des vorigen Tages bezog, und betrachtete mit Theilnahme nur die Leichname jener fünf, die vor nicht ganz zwei Tagen es gewagt hatten, einer ganzen Garnison und der Nationalgarde einer Hauptstadt mit den Waffen in der Hand Troz zu bieten, und deren Leichname nun hier lagen, ohne daß Jemand wußte, welchen Familien sie angehörten, wo sie hergekommen und welchen Standes sie seyen. Aus ihren Kleidern ließ sich abnehmen, daß sie keine begüterten Leute gewesen seyn mochten. Alle waren noch jung, denn nur in der Jugend sezt Jemand sein Leben auf's Spiel für einen solchen Zweck; später halten Familienbande, Klugheitsregeln und manche andere Rücksichten davon ab. In den Julitagen fanden sie überall Gleichgesinnte; damals wollte fast ganz Paris, was sie wollten; aber jezt blieb die gehoffte Hülfe aus, und ihr Unternehmen hatte sie nicht weiter gebracht, als auf die Morgue.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 127.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Mai 1834.

Terre bénie,
Asile heureux
De l'Helvétie,
Reçois ici nos voeux!

Lied, gesungen auf dem St. Bernhard in der Versammlung der schweizer. naturwiss. Gesellschaft am 21sten Juli 1829.

Sommertage in Wallis.

(Beschluß.)

Schon in den ersten Kaiserzeiten führte ein Pfad oder ein schmaler Weg über den Mons Jovis, die Priester seines Tempels aber — wenn ja dergleichen auf dieser Höhe lebten — waren gegen die Reisenden nicht so menschenfreundlich und gastlich wie die heutigen Mönche des St. Bernhard. Ja die lezten dieser Jovispriester sollen arge Räuber und Mörder gewesen seyn. Gegen das sechste Jahrhundert wich endlich auch in diesen Gegenden der Paganismus dem Christenthum. Es begannen über den Col die räuberischen Hin- und Herzüge von rohen Banden, die bald diesem, bald jenem Barbarenvolk angehörten, ja sogar Mauren wagten sich vom Genfersee und Savoyen her auf diese Höhe, um Pilgern und Rittern aufzupassen, die nach Italien zogen oder von da herkamen. Die umherwohnenden Völkerschaften dachten nun mit Ernst daran, auf diesem vielbegangenen Passe ein Hospiz zu gründen. Es geschah, aber das Jahr dieser ersten Gründung ist unbekannt. Der heilige Bernhard von Menthon restaurirte es 862, und seitdem trug es seinen Namen. Das ganze Mittelalter hindurch blieb der Paß gangbar, nicht bloß für die nächsten Anwohnenden, sondern auch für Züge aus der Ferne. So unter andern kam 1077 der unglückliche Kaiser Heinrich IV. auf seinem Zug nach Canossa, mitten in einem sehr harten Winter über diesen Berg. Mit ungeheurer Mühe und Anstrengung wurde der Uebergang für den Kaiser, die Kaiserin und den Hof praktikabel gemacht, und noch ist es unbegreiflich, daß dies in dieser Jahreszeit möglich war, und daß nicht die ganze kaiserliche Pfalz erfror oder durch Schnee verschüttet wurde. Die Sage geht, man habe von Zeit zu Zeit Ochsen getödtet, um die Kaiserin und ihre Hoffräulein in ihre noch warmen Häute zu hüllen und so vor dem furchtbaren Frost zu schützen; andere behaupten, diese Damen seyen in die ausgenommenen Ochsenleiber gekrochen, diese auf Schlitten gelegt und so von den Gebirgsleuten fortgezogen worden.

Es ist bei der Dunkelheit und Unsicherheit der Orte und Zeiten unmöglich, die Geschichte des Hospizes durch alle Jahrhunderte des Mittelalters zu verfolgen. Nur soviel ist gewiß, daß Religion und Frömmigkeit hier immer tiefere Wurzeln schlugen und ihr Hospiz bald zu einem der höchsten Punkte erhoben, welche die Humanität und ächte Civilisation im Alterthum, im Mittelalter und in der neuern Zeit auf Erden erreicht hat. Während die Länder am Fuß des St. Bernhards von Raubzügen und Kriegen verheert wurden, und bald diesen, bald jenen Herren angehörten, herrschte hier oben ewiger, tiefer Frieden und Ruhe. Hierher drangen die Leidenschaften

und Stürme der Menschen nicht, und seit zwölf Jahrhunderten übten die Bewohner immer nur Werke der Aufopferung, Frömmigkeit und des Wohlthuns. Die Eroberungssucht ließ es sich nie einfallen, der christlichen Liebe hier ihre Gletscher streitig zu machen. So blieb auch das Hospiz in der Revolutionszeit unberührt, die unten Throne umstürzte und gründete. Hier zogen die Heere Karls des Großen wie die Napoleons vorüber, wie sich Lawinen von den benachbarten Höhen losreißen und in die Tiefe sausen. Ein würdiges Grab fand hier der edle Desaix, den einige Jahre vor seinem Heldentod die Egyptier den gerechten Sultan geheißen hatten. Man hat zu verschiedenen Zeiten das Gerücht verbreitet, als gingen die Väter des Hospizes damit um, dies Grabmal aus ihrer Kirche zu entfernen; sie haben nie daran gedacht. Ihre Kirche zeigt Geschmack und selbst einige Pracht. Auf dieser Höhe, wo die Augen nichts erblicken als starre Felsen und grausenhafte Abgründe, wo die Natur so arm und kahl ist, machen Vergoldungen, Marmor, Malerei und Drapirungen eine wundersame, wohlthuende Wirkung. Alle diese Zierrathen würde man in einer Stadt, ja selbst in einer hübschen Dorfkirche kaum bemerken; hier oben aber in dieser farblosen Oede wirken sie erheiternd, beruhigend und versöhnend, zumal wenn in der Kirche vor dem Altar oder im Chor gesungen wird. Hier ruhen die frommen Männer betend und singend von ihren Anstrengungen und Gefahren aus. Der Klang der Glocken hat hier eine noch ganz andere Bedeutung als anderswo: hier ist er dem Wanderer zwischen Lawinen und Schneestürmen ein ermuthigender, beruhigender Ton, denn die Hülfe, das freundliche Asyl ist nahe.

Dem Hospiz gegenüber, auf dem andern Seeufer, liegt der sogenannte Jupiteralter, den man für Ruinen jenes Jupitertempels und des Hospizes hält, die hier von den Römern angelegt wurden. Es scheinen aber vielmehr Trümmer von eingesunkenen und zerfallenen Felsen, als von römischen Gebäuden.

Hier zwischen diesen höchsten Häusern Europas und diesen Felsen, auf der Straße, wo die Herrn der Welt hin und her zogen, Heinrich IV. und Bonaparte, am Ufer des See's, in dem sich die römischen Legionen und ihre Adler spiegelten, wie die Fahnen der französischen Heere, hier wird man recht an die Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit irdischer Größe erinnert. Wo tönt hier des mächtigen Roms Name? Nirgends, nur unförmliche Trümmer erinnern daran; und jene berühmten Namen: Hannibal, August, Constantin sind verhallt in diesen Bergen, kaum daß da noch zu Zeiten Bonaparte mit seinen fünfzigtausend Franzosen genannt wird. Die christliche Milde allein hat sich aus den fernsten Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag hier erhalten. Sogar der französischen Revolution schien sie unantastbar, und als die Kriegswuth bis auf diese Höhen gedrungen war, segneten Leidende und Verwundete die Mönche, denn sie waren allen Tröster und Wohlthäter; ja der österreichische Soldat verschied hier unter dem Trost seiner Religion neben dem Feind ohne Glauben, ohne höhern Trost, er verschied versöhnt, ohne Groll. Bald darauf kam der Gigant hieher, der kühn die Hand nach allen Kronen und Thronen Europas ausstreckte, aber dieses Asyl der Menschheit in Ehren hielt, in dessen Nähe er in einen Abgrund gestürzt wäre, wenn ihn der starke Arm seines Führers nicht gerettet hätte. Ja es ist bekannt, daß er dem geistlichen Orden von St. Bernhard große Hospize und Kirchen auf allen hohen Uebergangspunkten der Alpen nach Italien errichten wollte, zumal auf dem Simplon und dem Mont-Cenis. Aber Napoleon fiel und mit ihm alle seine großen Projekte, die frommen, einfachen und glanzlosen Männer des St. Bernhards hingegen blieben in ihrem uralten Hospiz, über das irdischer Ruhm und Macht keine Gewalt haben.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

Die Promenade.

Einige Minuten, nachdem das Dessert im Alleesaal auf den Tisch gestellt worden war, stand Einer und der Andere von seinem Stuhle auf und schlich sich weg. Nach und nach folgten immer mehrere, und in Zeit von einer Viertelstunde war die ganze Gesellschaft verschwunden; nur hie und da saß noch am weiten Umfang des Tisches ein Paar, wie zusammengejochte Ochsen, das mit seinen phlegmatischen, ewig gedehnten Argumenten nicht fertig werden konnte. Da es kaum drei Uhr war und man erst gegen sechs Uhr wieder zum Brunnen geht, so hatte man lange, drückende Stunden vor sich, die man so ziemlich nach Art der englischen Kühe hinbrachte, wenn sie, mit gutem rothem Klee vollgepfropft, die Knie beugen, sich in's Gras legen und wiederkäuen.

Da es um diese Stunde sehr heiß war, so sezten sich die Damen in Gruppen zu zwei, drei und vieren an kleinen viereckigten Tischen unter dem Schatten der Bäume in's Freie und tranken Kaffee. Die meisten fingen an zu stricken, und für die plethorische Tageszeit war es auffallend, daß sie einige hundertmal mehr Maschen als Bemerkungen machten. Einige junge Leute, die Cigarre im Mund, wanden sich geckenhaft, doch schweigsam durch die Damengruppen, aber alle deutschen Herrn der Schöpfung hatten sich in Höhlen verkrochen, um ihre Pfeife in Ruhe zu schmauchen; und fürwahr, es läßt sich nichts Schmutzigeres denken, kein ärgerer Verderb von Zeit und Verstand, als diese abscheuliche Gewohnheit. Und wäre der Tabakrauch ein lieblicher Wohlgeruch,

anstatt so unleidlich zu stinken, dennoch bliebe die Gewohnheit, die ein menschliches Wesen nöthigt, einen großen Beutel in der einen, eine ungeschickte krumme Pfeife in der andern Rocktasche herumzuschleppen, unmännlich; denn außerdem daß sie ein künstliches Bedürfniß erzeugt, bürdet sie eine wahre Last auf, die sowohl zu Pferd als zu Fuß am Weiterkommen hindert. Ergibt es sich nun aber, daß besagtes künstliches Bedürfniß eine schmutzige, gemeine Gewohnheit ist, wenn man dabei unmöglich reinlich seyn kann, wenn Haar und Kleider mit ekelhaftem Gestank erfüllt werden, wenn der Raucher schon im Vorbeigehen die frische Luft verunreinigt, wenn außer alle dem dadurch die Zähne zerfressen werden, der Magen verdorben und das kühle, klare weiße Gehirn der Menschen mit kleinen rothen entzündlichen Theilchen erfüllt wird, so muß man sich doch wundern, daß diese Deutschen, die sich so viele Stunden am Tage so vernünftig benehmen können, nicht genug Selbstbeherrschung haben sollten, um ihre Tabaksbeutel mit Füßen zu treten, ihre dampfenden Pfeifen hinter sich zu werfen und, ich will nicht sagen von Engländern, sondern von jedem Vogel, von jedem Thiere im Stande der Natur, Reinlichkeit zu lernen; und wirklich, so fehlerhaft auch sonst unsere Sitten seyn mögen, unsere Reinlichkeit ist eine Tugend, die uns vor allen Nationen in der Welt auszeichnet, die ich je kennen gelernt habe. Ich bemerkte, daß, während diesem stinkenden Laster gefröhnt wurde, man sich gegenseitig nicht störte und sich auch nur sehr ungerne stören ließ; kurz, es war eine Art Sieste mit offenen Augen und rauchendem Munde. Zuweilen sah ich einen deutschen Baron in einem schlumpigen Schlafrock, ein kleines griechisches Käppchen auf dem Kopf, mit einem ungeheuren Ring an seinem schmutzigen Zeigefinger, rauchend zum Fenster seines Gasthofs herausgucken und thun, als ob er dächte; manchmal machte ich einen Bogen um eine Creatur, welche in einer ähnlichen Stellung auf den schattigen Bänken am Stahlbrunnen saß; doch dies waren nur Ausnahmen von der allgemeinen Regel, denn die meisten Männer waren verschwunden, man wußte nicht wohin, um sich in Automaten zu verwandeln, wahre Dampfmaschinen, was den Qualm und Schmutz anbelangt, freilich ohne ihre Kraft.

Gegen halb sechs oder sechs Uhr lebte „die Welt“ wieder auf. Die Damen mit ihren Stricknadeln im Schooß fingen allmählig an unter einander zu schwatzen, einige versuchten sogar zu lachen. Gruppe für Gruppe erhob sich, verließ die kleinen, weiß angestrichenen Tischchen und die leeren Kaffeetassen, um welche sie gesessen hatten, und in kurzer Zeit war es wieder auf den Spaziergängen, um die drei Brunnen, und besonders am Paulinenbrunnen, voll Menschen, und wie sie da langsam, und das sehr langsam, auf und ab wandelten, zeigte sich abermals die deutsche Gesellschaft von ihrer liebenswürdigsten, reizendsten Seite. Einige Damen, besonders solche, welche kleine Kinder hatten, ließen sich von einem netten, handfesten, gesunden jungen Weibsbilde begleiten, die ihr Anzug, da sie weder Hut, noch Haube, und nur ein einfaches Umhängetuch über einem Rock von dunklem Kattun trug, sogleich als Dienerin erkennen ließ. So auffallend sie durch ihre Kleidung bezeichnet war, so bemerkte man doch mit Vergnügen, daß die Unterscheidung hier nicht weiter getrieben zu werden brauchte; denn das Frauenzimmer schien so gesittet, daß eine Unbescheidenheit von ihrer Seite kaum zu besorgen war. Blieb ihre Frau stehen, um mit einem Bekannten zu plaudern, so hörte die Begleiterin dem Gespräche harmlos zu, und wenn einige Familien sich zusammen auf eine Bank setzen und sich mit Scherz und Anekdoten unterhielten, so durften diese jungen Personen sich gleichfalls setzen, und man las in ihren anspruchslosen Zügen, daß sie den Spaß so gut mitgenossen, wie Jedermann.

Unsere feine Welt in England würde die Zumuthung, dergestalt mit ihren Dienern in Berührung zu treten, oder eigentlich förmlich mit ihnen zusammenzusitzen, höchst anstößig finden, und in Betracht der Sitten unserer Dienerschaft wäre dies auch gewiß nicht angenehm. Wenn wir indessen nur Ein Gesetzbuch statt hundert-und-fünfzig-tausend hätten (ich habe ganz vergessen, in meine lange Sittenliste die unserer eleganten Kammerjungfern einzuschalten), so wäre dies nicht der Fall; denn dann würde die englische Dienerschaft lernen, gleich der deutschen, in Gegenwart ihrer Herrschaft mit Anstand zu sitzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Mai.

(Fortsetzung.)

Ueber das Stuttgarter Hoftheater.

Welcher Schauspieler soll die Rolle des grauen, kalten spanischen Tyrannen fest halten, wenn ihn Schiller zulezt wie einen deutschen Jüngling für Freundschaft schwärmen läßt, oder die Rolle des brutalen Russen, wenn ihn Raupach zur Abwechselung die feinsten Empfindungen in der gebildetsten Sprache kund geben läßt? Wenn in solchen Fällen der Schauspieler mit dem Dichter in Zwiespalt geräth, so gereicht es nur dem erstern zur Ehre. Wehe dem Schauspieler, der nur das Echo des Dichters, der nicht ein selbstständiger Künstler, eine in sich sichere Natur und ein Maßstab ist, an dem sich die Aechtheit des dramatischen Dichters wie Gold auf dem Probierstein erprobt! Was sollen uns die Schwadroneurs, die nur herausschreien, was jedem Dichter beliebt, ihnen vorzuschreiben? Sie verderben nur die Dichter, und es stände viel besser um die deutsche Bühne, wenn jeder Theaterdichter sich erst umsähe, was darstellbar

ist und was nicht, und wenn es Schauspieler genug gäbe, die ihm sagten: Herr, das haben Sie zwar geschrieben, aber wir können es nicht spielen, denn es ist unnatürlich!

Unter den Rollen, worin Seydelmann das Nationelle hervorhebt, stehen Ossip in Isidor und Olga und Iwanof in den Strelitzen oben an. Besonders die leztere Rolle, die schon vom Dichter natürlicher gezeichnet ist, hat Seydelmann zu einer seiner schönsten und ergreifendsten zu machen gewußt. Unter den historischen Charakterrollen zeichnen sich besonders Cromwell, Friedrich der Einzige und Ludwig XI. aus. Sieht man Seydelmann in diesen drei Rollen und dann wieder als den raschen Karl XII., als den bedachtsamen, majestätischen Grafen Ranzau, als Mahomet, so erstaunt man über den Umfang und die Macht seines Talentes. Das Schauspiel wird zur Geschichte, lebendig tritt der Held und König aus der alten Zeit uns entgegen. Nur Cromwells so wahres und tief ergreifendes Spiel wurde durch das zu gepuzte, oder wenn man den rechten Ausdruck gebrauchen will, durch das zu wenig lederne Kostüm gestört. Friedrich den Einzigen spielt Seydelmann um so vollkommener, als er auch im Gesicht die sprechendste Aehnlichkeit mit ihm anzunehmen weiß. Herr Miedke, der dieselbe Rolle früher mit dem größten Beifall spielte, vor beinahe zwei Jahren aber das Theater verlassen hat, übernahm ausnahmsweise jüngsthin noch einigemal die Rolle des Königs im „König und Schauspieler“ und Herr Seydelmann die des Schauspielers, wodurch dieses kleine, unbedeutende, aber artige Stück einen großen Reiz erhielt. Inzwischen muß ich gestehen, daß mir unter allen historischen Charakteren Seydelmanns sein Ludwig XI. am besten gefallen hat. Auffenberg hat diesen Charakter in dem Stücke gleiches Namens viel besser gezeichnet als Delavigne, und Seydelmann hat Alles gethan, um den alten originellen Tyrannen in seiner ganzen abschreckenden und doch jeden Augenblick interessanten Eigenthümlichkeit darzustellen. Bis zum Ekel eigensinnig und niederträchtig, und doch jeder Zoll ein König, mitten in jüdischen Unterhandlungen doch ein König, jeden Augenblick der tiefsten Verächtlichkeit nahe, und doch immer wieder Ehrfurcht erweckend als ein König — so war dieser Ludwig XI., und Seydelmann hat die schwierige Aufgabe um so glücklicher gelöst, als er auf die königliche Würde nie den Accent legte, nie eine Prätension damit verband, sondern sie mitten aus den Erbärmlichkeiten des alten Fuchses nur gleichsam unwillkührlich hervorschlagen ließ. Auch sein Kostüm in dieser Rolle, die welke, gleichsam muffige Gestalt des alten Mannes in dem feinen Königsschmuck und die weichlichen, feigen, spöttischen und listigen Züge um den Mund waren unübertrefflich.

Herr Maurer, dessen imposante Gestalt und herrliches Organ jeder Kraftrolle einen individuellen Reiz gibt, erfreut uns nur selten noch in jüngern Rollen, obgleich man ihn zu einigen, die durchaus körperliche Kraft verlangen, immerhin noch gebrauchen könnte. Wie feurig spielt er den Beaumarchais in Goethe's Clavigo, und der ist doch auch jung. Wie mancher junge Held, Ritter, Kraftmensch kann auch vom besten jungen Liebhaber nicht gegeben werden, sofern Grazie und Spiel die Heldenbrust nun einmal nicht ersezen. In ältern Rollen ist Herr Maurer überall höchst ausgezeichnet, wo er Leidenschaftlichkeit durchblicken lassen darf, im Komischen, wie im Tragischen, als der komische Alte in Raupachs Lustspielen, wie als Odoardo Galotti. Die ruhigen, gemessenen Väter passen weniger zu seinem Feuer.

Herr Gnauth ist Meister in der Posse. Einen Bedienten in Don Ranudo, einen Schneider Fips oder Cacadu, einen Advokat Vortheil in Nr. 777 ꝛc. spielt er überaus ergözlich. Auch die gemeinen Verbrecher, bösen Beamten und Verwalter, Galeerensklaven ꝛc. sind sein Fach, und Geßler, den er sehr gut spielt, seine Grenze. Vornehmere Rollen sind der Eigenthümlichkeit seines komischen Talents nicht angemessen. Für den König in Hamlet ist er nicht einschmeichelnd, für den portugiesischen Grafen im Diplomaten nicht courfähig, für den Präsidenten in Kabale und Liebe nicht imponirend genug; solche Rollen sollte man ihm nicht geben. Auch Herr Robbe und Herr Pezold sind wie Gnauth im Komischen vortrefflich, und diese drei Talente, wie sie selten eine Bühne zusammen besizt, werden in neuerer Zeit, namentlich das komische Talent Pezolds, wohl zu wenig benuzt. Man könnte einige gute alte Lustspiele mehr aufführen.

Herr Dobritz läßt als Wildfang nichts zu wünschen übrig, nur solide Jünglinge taugen nicht für ihn, die er daher auch nie mehr oder nur in den seltensten Fällen spielt.

Das weibliche Theaterpersonal besteht noch, wie früher, aus der so schönen als talentvollen Dem. Stubenrauch, die im Trauerspiel wie im Conversationsstück die erste Partie hat, Mad. Maurer, welche die feinern, Mad. Abweser, welche die niedern Mutterrollen, Mad. Fossetta, welche die komischen Alten, und Mad. Schmidt, die in ländlichen und Soubrettenrollen vortrefflich spielt. Dem. Laurent, eine recht liebliche Erscheinung, spielt nur in kleinen Rollen, so wie die jüngst angekommene Dem. Schulz. Dem. Peche und Esser sind leider noch nicht wieder ersezt. Wer soll eine Mirandolina, eine Recha, eine Emilia Galotti, ein Käthchen von Heilbronn, eine Königin von sechzehn Jahren und jede ähnliche Rolle spielen? Wie viel Verlust für das Publikum, wenn solche Stücke nicht gegeben werden können, oder auf die zufällige Ankunft fremder Damen warten müssen! Wie schlimm ist es namentlich für Conversationsstücke, wenn da zwischen den Heroinnen und Soubretten ein leerer Raum ist! Wird diese Lücke, wie wir hoffen, noch ausgefüllt, so darf sich unser Theater in der That mit jedem andern in Deutschland messen, denn das männliche Personal ist durch Herrn Moritz so vollständig geworden, als man es nur nach den Kräften unserer Bühne erwarten kann.

(Die Fortsezung folgt.)

An die verehrliche Redaktion des Morgenblattes.

Berichtigung.

Die Nr. 125 des Morgenblattes enthält in einem Korrespondenzartikel aus Berlin eine Unrichtigkeit, wegen der wir bitten, dieser Reklamation Raum zu gönnen. Es heißt nämlich darin: (der Verleger von Tutti Frutti) „schickte an alle hiesigen Buchhandlungen, um die erste Nachfrage zu befriedigen, sechs Exemplare mit der Post. Diese waren im Nu vergriffen; jezt fehlten Exemplare ꝛc.“ Wir müssen gegen diese Rüge, welche uns etwas sehr Ungeschicktes beimißt, bemerken: daß jeder Berliner Buchhandlung Exemplare von Tutti Frutti in reichlicher Anzahl, auf das Unpartheiischste gleichzeitig mit andern, und mit der Post zukamen, wenn sie sich diese Zusendungsweise nicht ausdrücklich verbeten, die Anzahl, welche sie zu erhalten wünschte, nicht selbst gering vorgeschrieben und nicht unterlassen hatte, ihren, die Expedition besorgenden Commissionair zu Leipzig gehörig zu instruiren.

Stuttgart, 23sten Mai 1834.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 128.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. Mai 1834.

Français, où sont nos rivaux?
Nos plaisirs charment le monde,
Eclairé par nos travaux.

Béranger.

Die Ausstellung der Industrieprodukte zu Paris im Mai 1834.

Von G. B. Depping.

Nach einem Zeitraume von fünf Jahren ist nun wieder zu Paris eine Industrieausstellung zu Stande gekommen. In einem großen Reiche, wie Frankreich, ist solch eine Ausstellung ein kostspieliges, riesenhaftes Unternehmen. Denn um vogesisches Eisen und pyrenäischen Marmor, Aubussonsche Tapeten und Lyoner Seidenstoffe herbeizuschaffen und aufzustellen, muß man zuerst Schiffe und Wagen in Bereitschaft haben, ungeheure Transportkosten bestreiten und dann große Gebäude errichten, um die Sachen unterzubringen und dem Publikum Gelegenheit zu verschaffen, Alles gemächlich zu besehen. Dazu gehört Zeit, viel Geld und viel guter Wille, Fleiß und Thätigkeit. Zu allem diesem wird von Zeit zu Zeit Rath geschafft, und wenn man in Frankreich einmal ein Unternehmen lebhaft angegriffen hat, so kommt es auch rasch zu Stande.

Es wäre sehr lehrreich, eine wissenschaftliche Vergleichung zwischen den verschiedenen Ausstellungen zu haben, die in Paris veranstaltet worden sind; allein über die lezte vergißt man die vorigen, und dann ist der ausgestellten Sachen eine so ungeheure Menge, daß es nicht wohl möglich wird, die verschiedenen Fächer, wie sie sich bei den jedesmaligen Ausstellungen erwiesen haben, im Auge und im Gedächtnisse zu behalten. Die Zeitungen behaupten jedesmal, die lezte Ausstellung sey die schönste von allen; so viel ist gewiß, daß die jetzige am besten angelegt ist; denn für die Bequemlichkeit des Publikums und die Leichtigkeit der Uebersicht ist diesmal vortrefflich gesorgt.

Bei einer Industrieausstellung kann man zweierlei bezwecken; entweder will man bloß zeigen, welch schöne Produkte der Kunstfleiß eines Landes dem Handel überliefert, und daher nur die glänzende Seite des Gewerbfleißes sehen lassen, oder man will die gemeinen und nützlichen Produkte mehr noch als die Luxusartikel zur Schau stellen und das Publikum darüber belehren, in welchem Zustand sie sich in der Hauptstadt wie in den entfernten Provinzen befinden. Keine Regierung ist so einfältig, daß sie diese Kehrseite vorzugsweise darstellen möchte; denn man würde daraus sehen, wie mangelhaft, wie unbehülflich noch die unentbehrlichsten Werkzeuge, Geschirre u. s. w. in den Landstädten sind, und wie wenig Kenntniß besserer Verfahrungsarten, zweckmäßiger Werkzeuge, schöner Formen dahin gedrungen ist, kurz, wie weit man aus Mangel an Unterricht noch in manchem Fache hinter andern Ländern zurücksteht, und solch ein Geständniß legt eine Regierung so wenig als eine Nation

gern ab. In Frankreich haben die Industrieausstellungen hauptsächlich den Zweck, die Fortschritte der Fabriken und Manufakturen zu zeigen; die Luxusartikel, worin Paris besonders es so weit gebracht hat, geben denselben auch einen Kunstwerth, und wiewohl die zu den Lebensbedürfnissen gehörigen Dinge nicht ausgeschlossen werden, so gehört doch bei weitem der größere Theil dem Reiche der schönen, glänzenden, aber der Volksmenge entbehrlichen Dinge an. Man hat vorgeschlagen, einer französischen Industrieausstellung eine fremde zur Seite zu stellen, damit man urtheilen könne, in welchen Fächern jene dieser nachsteht, und umgekehrt. Allein schon eine französische Ausstellung ist so schwer zu bewerkstelligen, daß an eine doppelte nicht so bald zu denken ist. Was der Regierung bei jedem Unternehmen dieser Art hinderlich seyn muß, ist, daß die Fabrikanten und Kaufleute die Ausstellung als einen Jahrmarkt betrachten, daher ihre Buden haben, Leute dahinstellen, um ihre Waaren zu preisen, und die Ausstellung bloß zum Mittel brauchen, mehr abzusetzen. Wenn sie nur die Hälfte einsendeten, wäre der Zweck der Ausstellung völlig erreicht und die Klassifizirung leichter zu bewerkstelligen. Das Budenwesen sollte ein- für allemal dabei wegfallen.

Man hat für die diesmalige Ausstellung vier große Gebäude auf dem geräumigen Revolutions- oder Concordeplatze symmetrisch aus Holz errichtet, jedes mit einem großen Eingange und einem Ausgange, so daß das Publikum nicht sich drängen und stoßen kann. Die Waaren sind zu beiden Seiten und noch in einer doppelten Mittelreihe aufgestellt; die Gebäude sind so hoch, daß die Fenster haben über den Buden angebracht werden können. Jedes Gebäude enthält drei Galerien mit vier Reihen von Buden; einige dieser Buden sind sehr geschmackvoll verziert und die Waaren darin pittoresk aufgestellt. In solch geschmackvoller Anordnung zeichnen sich die Pariser aus.

Aus der Vertheilung der Gewerbprodukte in den vier Gebäuden sieht man, daß eine systematische Anordnung bezweckt worden ist, daß man aber diesem Plane nicht hat ganz getreu bleiben können. So scheint das erste Gebäude ganz den Geweben gewidmet, und die Stoffe nach den dazu verwendeten Materialien geordnet zu seyn. Man sieht daher zuerst die Wollenstoffe, besonders die Tücher; die großen Manufakturstädte Frankreichs, Rheims, Sedan, Elbeuf, Louviers haben hier ihre eigenen Lager. Aber die großen Fenster am Ende der Galerie hat man dazu benützen müssen, die zum erstenmale in dieser Vollständigkeit erscheinenden Glasmalereien der Fabrik von Choisy aufzustellen. Einige Nüancen der alten Glasmalerei fehlen vielleicht; dagegen erblickt man andere, die an den Fenstern gothischer Gebäude fehlen. Die Malerei ist nicht derb und kräftig, wie in alten Kirchen und Hallen; dagegen ist sie zarter, geschmackvoller, anmuthiger. Auch hat man die Fortschritte der Spiegel- und Glasfabrikation benutzen können, um große Gemälde auf hohen und breiten Spiegelgläsern anzubringen. In den andern Gebäuden sieht man gleichfalls an den Fenstern schöne Glasmalereien angebracht. Dabei fiel mir eine Zeichnung auf, die in's Glas gebrannt war; sie wurde als eine neue Erfindung angekündigt.

(Der Beschluß folgt.)

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

(Fortsetzung.)

Abgesehen davon, daß sich das deutsche Hausgesinde so ungezwungen benimmt, konnte ich nicht umhin, zu bedenken, welchen Vortheil es nicht nur ihnen, sondern auch dem bescheidenen Herd, zu dem sie, wenn sie einmal heirathen, vermuthlich zurückkehren — und mithin der Gesellschaft — bringen muß, daß sie Gelegenheit hatten, das Benehmen und das Gespräch geordneter, verständiger, gesitteter Menschen, die den Vorzug einer guten Erziehung genossen, zu sehen und zu hören. Ständen diese jungen Dienstboten auf hohem Lohn, wären sie aufgeputzt mit dem abgelegten Kram ihrer Frauen und müßten dann, ausgestattet mit diesen Elementen der Verderbniß, und stets fern vom Angesicht ihrer Herrschaft gehalten, Tag für Tag, Nacht für Nacht mit Haushofmeister, Kellermeister und dergl. in des Teufels Bratpfanne schmohren — ich meine jene Schandhöhle, das Zimmer des Hausmeisters — so würden alsbald diese kräftigen, gesunden, nützlichen Dienerinnen sich so zierlich aufputzen, und sich all die Airs geben, wofür unsere englischen Zofen selbst in ihrem Lande so berühmt sind. In Deutschland aber hat gesunder Menschenverstand und Armuth nicht nur die Tracht, wodurch Diener sich von ihrer Herrschaft unterscheiden, unabänderlich und streng vorgeschrieben, sondern es auch zum Gesetz gemacht, daß sie bei aller vernünftigen Nachsicht, bei aller Gelegenheit, sich in ihren eigenen Augen Achtung zu verschaffen, auf einen Fuß behandelt und genährt werden, der, obgleich ganz anständig, mit dem niedrigen Stande und den Gewohnheiten, in welchen sie geboren und aufgewachsen sind, immer noch in gehörigem Verhältniß steht. Diener, die man auf solche Weise hält, kosten wenig, und wenn sie nicht von Natur schlechtgeartet sind, so finden sie alle Aufmunterung zu gutem Betragen und keine Gelegenheit zu Ausschweifung. Allerdings gehen sie nicht wie unsere Stubenmädchen in Atlas und Battist, noch schwelgen und zechen sie alle Tage gleich Dieben; ich denke aber, sie sind nur um so glücklicher und es ist ihnen viel wohler dabei, daß sie in ihren angebornen Verhältnissen bleiben, als wenn ihnen gestattet wäre, ein Benehmen nachzuäffen, wofür sie nicht erzogen sind, und sentimentales

Gewäsche nachzuplappern, von dem sie nichts verstehen. Doch nicht unsere Diener sind zu tadeln; die haben ganz recht, wenn sie hohen Lohn nehmen, glasirte Handschuhe, Schleier und die feinsten Kleider tragen, sich ein vornehmes Ansehen geben, die Manieren ihrer Herrschaft höhnen und ihre Schwächen, die sie gelegentlich belauert, travestirt unter der Stiege *) aufführen, wenn sie mit Einem Wort so wenig als möglich thun, so viel als möglich verzehren und so kostspielig und lästig als möglich werden. Kein billig Denkender kann sie tadeln, ihre Tollheiten, fürchte ich, fallen auf uns zurück; und so lange nicht ein paar der vornehmsten Familien in England zur Wohlfahrt des ganzen Landes und im Interesse seines Rufs sich vereinbaren, den Fuß, auf dem ihre Dienerschaft steht, im Ganzen herabzusetzen und mit einem tüchtigen Stoß, einem allgemeinen Stoß das abscheuliche System, welches jezt herrscht, umzustürzen, so lange muß der Unterschied zwischen dem ehrlichen Pflüger, der auf seinem Brachfelde pfeift, und seinem Bruder in London mit dem Milchgesicht, dem gepuderten Kopfe, den silberbordirten, scharlachrothen Hosen und den goldnen Kniebändern, so auffallend lächerlich bleiben als bisher. Der Eine wird immer eine Ehre, der Andere eine Schmach für ein reiches Volk seyn, das seine Feinde (wie **wir** alle meinen, ungerechterweise) ein „Krämervolk“ nennen. Wäre dieses System einmal gesprengt, so würden sich Tausende ehrlicher, wohlmeinender Dienstboten darüber freuen, und während die Aristokratie und die wohlhabendern Klassen dabei mindestens so gut wie zuvor bedient wären, sähe sich die Mittelklasse, und überhaupt alle, die nur geringes Einkommen haben, von einer unnatürlichen, unnöthigen Last befreit, von einer Last, die nur zu oft alle ihre kleinen häuslichen Einrichtungen verkümmert. Kein Kontrast zwischen Deutschland und England ist wohl auffallender, als der, daß in dem einen Lande Leute von allen Graden des Vermögens nach dem Verhältniß ihrer Dienerzahl Hülfe und Unterstützung finden, während sie in dem andern nur gequält und beschwert werden; daß in dem einen Lande die bescheiden gekleideten und genährten Diener mit ihrer Herrschaft in einem für beide ehrenvollen Verkehr stehen, während in dem andern die schön gepuderten und vollauf gefütterten Bedienten de haut en bas behandelt werden, wovon man auf dem Kontinent gar nichts weiß. Doch zurück zu unserer Promenade.

Durch das immerwährende Auf- und Abwandeln wird man auf der Promerade mit den Gesichtern aller seiner Kameraden so gut bekannt, daß man die Ankunft eines Fremden sogleich bemerkt; wenn dieser jedoch ein paar Touren gemacht hat, so wird er sofort als aufgenommen und zur ambulanten Gemeinde gehörig betrachtet. Als Fremder fiel es mir auf, daß ich kein Wort häufiger aussprechen hörte, als: Ja! Ja! und es kam mir wirklich vor, als wenn die deutschen Frauen auf jede Frage bejahend antworteten; denn Ja! Ja! hieß es von Früh bis Abend und, wie ich glaube, von Abend bis Morgen.

Da um diese Zeit fast alle Fremde zu Langenschwalbach, so wie auch manche Eingeborne sich auf der Promenade befinden, so sind die drei Brunnen meist von mehr offenen Mäulern umgeben, als die bedienenden Weiber zu befriedigen vermögen. Das alte Mütterchen beim Paulinenbrunnen ließ sich deßwegen immer Abends von ihrer Tochter unterstützen, die, ohne im Geringsten hübsch zu seyn, gleich ihrer Mutter ein Bild kräftig strotzender Gesundheit war; und für die armen bleichen Gesichter, die von ihnen zu trinken verlangten, mußte es allerdings sehr tröstlich seyn, praktisch zu beobachten, wie das Trinken und Schöpfen dieses Wassers von Früh bis Nacht auf diese zwei Weibsbilder gewirkt hat. Wie sie so unter der brennenden Sonne in den Brunnen hinuntergebückt dastanden und die Gläser füllten, die von allen Richtungen ihnen entgegengehalten wurden, war es der Mühe werth, die verschiedenartigen Menschen zu beobachten, die hier, von allen Punkten Europas, England ausgenommen, zusammengeweht, um einen kleinen Brunnen herstanden; und wenn ich aufmerksam die mannichfaltigen Figuren und Gesichter betrachtete, fühlte ich recht lebhaft, wie es der Göttin Pauline völlig unmöglich seyn müsse, sie Alle zu heilen. Da trank ein großer, magerer Offizier auf halbem Sold, mit braunen, harten Gesichtszügen und hohlen Wangen, einer von der Sorte, welche die Franzosen un gros maigre nennen, neben einem rothbackigen, fetten, kurzen Männchen, welches dazu geschaffen schien, zu beweisen, daß die menschliche Figur, gleich einem Teleskop, auch im Taschenformat erzeugt werden könne. — „Was in der Welt,“ dachte ich bei mir, „kann dieser netten, frischen, so gesund aussehenden Wittwe fehlen? oder was verlangt jener ungeheure, plumpe Mann im breitkrempigen Hut von der Pauline? wahrlich, er hat bereits so viel geschluckt, als in ihn hinein geht! Und das arme, kränkliche Mädchen, das eben das Glas von der verwelkten, runzlichen, knöchernen Tante geborgt hat? kann die nämliche Arzenei beiden dienen? Ein paar hübsch angezogene Kinder reichen ihre kleinen Gläser hin, um den Brunnen mit Milch zu trinken; und siehe da, dieser Trupp Bauernbursche, die ihre Karren oben an der Straße stehen lassen, sie jagen einander den Berg herunter und drängen sich um den Brunnen. Ist es nicht sonderbar, daß sie, erhizt wie sie sind, ohne Gefahr

*) Nach der Bauart der englischen Häuser ist bekanntermaßen der Aufenthalt der Dienerschaft im Erdgeschoß und heißt deßhalb: unter der Stiege; daher Murphys Lustspiel: „high life below stairs, die große Welt unter der Stiege,“ auf welches hier angespielt wird.

das tödtlich kalte Wasser trinken können? und doch ist's so, und es mag unleidlich heiß seyn oder der Regen in Strömen gießen, diese einfache Arzenei ist immer angenehm, und kaum ist sie verschluckt, so beginnt sie alsbald, gleich dem Feuer im Kamine, ihre neue Wohnung zu erwärmen.

Zu Schwalbach bekommt man keine Pferde zu miethen, aber dafür gibt es eine große Menge Esel und Maulthiere. Es ist ein recht festlicher Anblick, wenn ein Trupp dieser Thiere, mit Damen in vielfarbigen Putzhüten auf dem Rücken, über einen Hügel herunterkommt. Die Sättel sind mit grobem Scharlach oder hellblauem Tuch bedeckt, und der Esel hat stets ein schönes rothes Stirnband. Doch unter diesen glänzenden Farben gewahrt das Auge des Kenners leicht, daß den armen Geschöpfen in ihrer schönen Ausstaffirung herzlich schlecht zu Muthe ist, daß sie es zum Sterben satt sind, eine derbe neugierige Dame um die andere nach Hohenstein, nach Adolphseck und zu andern Löwen zu schleppen, welche, ohne Metapher, das Gerippe der unglücklichen Esel verzehren. Lezthin miethete ich mir auch einen; da man mir aber das Thier nicht allein geben wollte, mußte ich mir gefallen lassen, daß der Eigenthümer mitging, der auf Befehl des Herzogs eine Art von blauem Weiberkittel mit einem Büffelriemen als Gürtel trug. Es war mir unmöglich, das Thier im Geringsten in Schritt zu bringen; wenn aber der Mann hinter mir nur den Stock schüttelte, ließ der Esel sogleich die langen Ohren sinken und wir trabten. Mittelst dieser Einrichtung wurde ich schnell an Gegenständen vorbeispedirt, die ich gerne betrachtet hätte, bei andern, die ich sehnlichst im Rücken wünschte, mußte ich langsam vorbeikriechen, und Alles zusammen glich die Geschichte so sehr einer Mehlsackpost, daß ich es seitdem stets vorgezogen habe, mich zu Fuße weiterzuschaffen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Mai.

(Fortsetzung.)

Ueber das Stuttgarter Hoftheater.

Die Anstellung des Herrn Moriz von Prag als erster Liebhaber füllte eine große Lücke aus. Herr Wallbach, der dieses Rollenfach vorher allein inne hatte, ist dazu weder jung, noch biegsam genug. Moriz war der Liebling des Prager Publikums, er hat sich nicht minder bei dem unsern beliebt gemacht, da er eine edle Einfachheit und einen jugendlichen, ja in den angemessenen Rollen sogar kindlichen Ausdruck sich zu eigen gemacht hat, die im ersten Augenblick wenig interessiren, aber nachher desto sicherer die Herzen gewinnen. Dieses jugendliche, unbefangene Wesen findet sich so selten bei ersten Liebhabern, und doch ist es mehr werth, als alle Nüancirungen der männlichen Koketterie, es ist das, was durch sich selbst gefällt und alle andern Mittel entbehrlich macht. Das Talent dieses Schauspielers hat sich glücklicherweise noch nicht weder in der sentimentalen, noch in der galanten Richtung fixirt. Es hält sich in einer glücklichen Mitte, und tritt da am ausgezeichnetsten hervor, wo es ihm erlaubt ist, anspruchslos und naiv zu bleiben, z. B. in der Rolle des Romeo, des Tempelherrn in Nathan, des Quintin Durward in Ludwig XI., des Adolph in den Drillingen und ganz vorzüglich des Oscar im jungen Ehemann. Dies sind Rollen, worin Natur und Seele hervortreten, die in der hohen Tragödie so oft unter einer pomphaften Deklamation verloren gehen. Als Carlos, Max, Mortimer, Cäsar, Enzio geht auch die beste objektive Natur in dem subjektiv lyrischen Jambenstrome unter. In zwei Rollen hat Herr Moriz großes Talent gezeigt, als Prinz in Emilia Galotti, weil er nicht zu viel in diese Rolle hineinlegte und daher die flache Glätte, die einzig dieser Rolle zukommt, beibehielt, und als Ferdinand in Kabale und Liebe, weil er diese Rolle, wie den Romeo, nur jung auffaßte, und nicht die Sentimentalität, nicht die tragische Finsterniß, sondern nur die Jugend des Herzens hervorhob, und sie mit der Raschheit des Liebhabers spielte, der „über den Gartenzaun springt,“ wie das Stück verlangt, während die meisten Schauspieler sich einbilden, diese Rolle trübsinnig und langsam spielen zu müssen.

Ueber die Leistungen unserer Oper habe ich als musikalischer Laie mich nie auszusprechen gewagt; doch müßte ich kein Ohr haben, wenn ich nicht mitempfinden sollte, wie vielen Dank wir nächst dem Himmel der Kunst der Aerzte schuldig sind, durch die uns der rühmlichst bekannte Kapellmeister Lindpaintner erhalten worden ist. Dagegen hat unsere Oper einen empfindlichen Verlust an Herrn Hambuch erlitten. Dieser treffliche Tenorist, dessen eigenthümlich schönes, süß tönendes Organ zu den Seltenheiten gehört und dessen Töne immer zur Seele drangen, hat sich von der Bühne zurückgezogen.

Aus der Tanzschule, die unter der Leitung des Herrn Thoms vor einigen Jahren hier begann, hat sich nach und nach ein Balletkorps gebildet, das im Ensemble ausgezeichnet ist, dem aber die Solotänzer fehlen. Herr Horschelt, k. bayr. Balletmeister von München, war in den beiden verflossenen Wintern hier und hat mit der ihm eigenen raschen und geschmackvollen Thätigkeit die vorhandenen Kräfte gehandhabt, um mehrere seiner Kompositionen aufführen zu lassen. An Phantasie wird diesem Balletmeister nicht leicht ein anderer gleich kommen, daher auch seine zahlreichen Erfindungen so häufig anderwärts adoptirt worden sind. Der Charakter dieser Kompositionen ist der romantisch-deutsche im Gegensaz gegen den klassischen der italienisch-französischen Ballette. Es sind zwei Elemente darin zu unterscheiden, das Mährchenhafte und das Nationelle. Das Auge wird erfreut entweder durch den raschen Wechsel der seltsamsten und doch zu einem anständigen Ganzen zusammengreifenden Zaubereien, wie in der „Silberschlange“ und im „grauen Männchen,“ oder durch das treue Kostüm und den im Tanz treffend ausgedrückten Nationalcharakter, wie in der „Elisene von Bulgarien,“ in dem „Jahrmarkt von Krakau“ und in den „Insulanern.“ Wenn Herr Horschelt außer Kindern und Choristen nur einige fertige Solotänzer und Tänzerinnen, und für seine komischen Stücke Groteskttänzer gehabt hätte, so würde sich Alles freilich unendlich besser gemacht haben; doch daß er ohne diese Requisite mit so geringen Mitteln gleichwohl etwas so Schönes leistete, macht seinem Talente desto größere Ehre.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 129.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 30. Mai 1834.

Sind denn dir nicht verwandt alle Lebendigen?
Nährt zum Dienste denn nicht selber die Parze dich?
Drum, so wandle nur wehrlos
Fort durch's Leben und sorge nicht!
Was geschiehet, es sey alles gesegnet dir,
Sey zur Freude gewandt! —

Hölderlin.
Dichtermuth.

Des Dichters Freude.

Zur Stille zurück,
Du irrender Blick!
Du sehnendes Herz, du Saitenklang,
Was seufzest du tief und klagest so bang,
Verzehrst dich in schmerzlichen Sorgen?
Laß brausen die Stürme um's himmlische Thor,
Laß finster die Wolken sich ziehen empor,
Und nimmer erscheine ein Morgen!
Kein Wetter entreißt
Dem trotzenden Geist
Das Leben im Herzen verborgen.

Gieß funkelnden Wein
In den Becher hinein
Und blick' in die Tiefe mit forschendem Blick,
Dort leuchtet das Bild dir des Lebens zurück,
In feurigem Strahle verkläret.
Es fliehen die Stürme, es schmilzt das Eis,
Der Busen wird wieder von Liebe heiß,
Die Thränen der Wonne gewähret.
Es ströme das Lied,
Ich werde nicht müd,
Bis ich mich in Liedern verzehret.

Mit Blumen bekrönt,
Die Harfe ertönt.
Es steige der Jubel aus innerster Brust,
Es jauchze die Lippe, nun kenn' ich die Lust,
Die Lust in Freude und Jammer.
Mein ist sie, die weite, lachende Welt,
Vom ewigen Morgenschimmer erhellt,
Eine einzige Hochzeitkammer.
Und ist es vorbei,
So leg' ich mich frei
Vor des Todes zermalmenden Hammer.

Einst liebte auch ich;
Die Liebe entwich,
Doch lacht mir noch jeder rosige Mund,
Mit allem Schönen schloß ich den Bund,
Es treu im Busen zu halten.
Auch ich bin der ewigen Schönheit Kind,
Drum tönen die Lieder so leicht wie der Wind,
Und spielen mit Geistesgewalten;
Von Liebe so warm
Umschließet mein Arm
Alle blühenden, schönen Gestalten.

Die Blüthe am Baum,
Und des Frühlings Traum,

Und des Himmels Blau und der Fluren Grün,
Und das Rauschen des Stromes am Ufer hin,
Und des Mädchens schimmernde Wangen;
Und der kahle Baum und der Stürme Macht,
Und das Brausen des Stromes in herbstlicher Nacht,
Und das Aug' von Thränen umfangen:
Sie Alle umschließt
Mein Herz und versüßt
Sich das Leben mit Todesbangen.

Und was ich geliebt,
Und was mich betrübt,
Und was mir die innerste Seele zerriß,
Wie lacht es in Bildern so freundlich und süß,
Und wird nun wieder empfunden.
Das Auge, das einst meine Sonne war,
Es leuchtet noch heute mir dunkelklar,
Doch nicht mehr schmerzen die Wunden;
Das Leben entflieht,
Ich habe im Lied
Ein himmlisches Leben gefunden.

Wie wäre ich's werth,
In Freude verklärt,
Die weite Welt zu umarmen als Braut,
Zu genießen, was nie ein Auge geschaut,
Wenn ich vor dem Tode erbleichte!
Ein schwarzer Rahmen umschließe das Bild,
Das ewig mir schimmert so herrlich und mild,
Und den eisernen Busen erweichte;
Es komme der Tod,
Das Abendroth
Mit feurig zerfließender Leuchte!

Es steige der Flor
Des Dunkels empor,
Die Nachtigall singe den sterbenden Ton,
Es schließen die Blumen voll Thränen schon
Des Kelchs lichtschimmernde Blätter.
Ich neige mein Haupt zu entschlummern gern,
Hoch über mir reihe sich Stern an Stern,
Am Bergsaum rausche das Wetter;
Es schwingen den Blitz
Fern über dem Sitz
Des Grabes die ewigen Götter.

H. P.

Die Ausstellung der Industrieprodukte zu Paris im Mai 1834.

(Beschluß.)

Ich komme wieder zu dem ersten Gebäude, das heißt zu der Gewebeausstellung zurück. Auf die Wollenwaaren folgen die Baumwollengewebe. Hier zeichnen sich die Zitze und Kattune der Elsäßer Fabriken, besonders der Mülhauser aus, die es hierin so weit gebracht haben, daß sie Frankreich und die benachbarten Länder mit Damenkleidungen versehen. Obschon nun jede Ellenwaarenhandlung in Paris eine Ausstellung im Kleinen ist, so bleiben doch die Damen vor diesen Elsäßer Kattunen verwundert stehen; denn hier finden sie eine Mannichfaltigkeit, die alle zufrieden stellt, so verschieden auch ihr Geschmack seyn mag. Diese Verwunderung steigt aber noch, wenn sie an die Shawlbuden kommen, denn hier ist das non plus ultra der Webekunst und des Luxus. Das Fach der Seidenstoffe war Anfangs gar nicht glänzend besezt, obschon gerade hierin Frankreich Meisterin ist. Denn eben als Lyon seine Kunstprodukte nach Paris schicken wollte, brachte der Aufruhr der Arbeiter die Fabriken in Unordnung, und während die Truppen die Stadt beschossen, war an kein Versenden zu denken. Wußten doch die Fabrikanten nicht, ob ihnen nicht das Haus über dem Kopf würde zusammengeschossen werden. Gottlob sieht es wieder ruhiger aus; die Sendungen sind veranstaltet worden, jedoch waren die gewöhnlich so prachtvollen Lyoner Seidenstoffe in der ersten Hälfte Mai's noch nicht ausgestellt. In der Spinnerei der Baumwolle will man Fortschritte bemerkt haben, eben so im Verfertigen feiner Leinwand. Mannichfaltig sind die Verbindungen, die man zwischen Baumwolle, Seide, Wolle und Zwirn versucht hat, daher sich eine Menge Stoffe vorfinden, die man weder dem Namen noch der Sache nach kannte. Einige dieser Zwittergattungen mögen indessen schöner aussehen als dauerhaft seyn.

Das Gebäude gegenüber verdient wegen der Pracht der aufgestellten Waaren das erste genannt zu werden; hier ist das Meiste Pariser Arbeit, denn nur in Paris kann mit solcher Geschicklichkeit, mit solchem Geschmacke gearbeitet werden. Beim Eintritte erblickt man zuerst musikalische Instrumente, auf's Kostbarste eingerichtet, Fortepianos und Flügel mit liegenden, stehenden und schrägen Saiten, wie man sie haben will, mit Bekleidung von elegant eingelegtem Palisanderholz, wie auch mit schweren Vergoldungen und andern kostbaren Verzierungen. Von nun an wandelt man zwischen lauter Gold, Silber und Krystall. Denn nun folgen die Kronleuchter, Vasen, Surtouts auf Tafeln, Pendülen mit schönen Figuren, Kamineinfassungen u. s. w. Alle diese Kostbarkeiten werden wahrscheinlich nach und nach in die verschiedenen Palläste Europas wandern, denn nur für Palläste sind solche Luxuswerke verfertigt. Auf einem Kamine vor einem zehn Fuß hohen Spiegel aus einem Stücke steht eine Laube von getriebenem Silber, die eine außerordentliche Arbeit mag erfordert haben, und doch im Grunde mehr auffallend als schön ist. Auch Tische

mit eingelegten Gemälden erblickt man; natürlich wird man sich dieser Tische nimmer bedienen können. Hat man sich durch alles verarbeitete Gold, Silber, Elfenbein, Bronze und Krystall durchgewunden, so gelangt man unter die Holzwaaren, aber was für Holzwaaren! Schränke von Palisander- und Citronenholz mit schön eingelegten oder zierlich bemalten Arabesken, Nachahmungen chinesischer Lakirungen, sogar an Betten u. s. w. Das Einlegen feiner Hölzer hat seit einem Jahre einen großen Schwung erhalten; eigentlich ist es ein neu entstandener Kunstzweig, welchen man alsbald zur Vollkommenheit getrieben hat. Die Malerei ahmt es aber so künstlich nach, daß es schwer ist, das wirklich Eingelegte vom Falschen zu unterscheiden. Gegen diesen Reichthum sind die Mahagonimeubeln, die man zuvor so hoch achtete, weil man nichts darüber kannte, gar nichts mehr. Daher sieht man bei der Ausstellung auch nur noch wenig Mahagoni; dies wird jezt den Unbemittelten überlassen, indessen Citronen- und eingelegtes Palisanderholz die Wohnungen der Reichen schmücken. Die chinesischen Lakirungen mit vergoldeten Figuren darauf sind wohl nur flüchtige Modesache; eben so die Nachahmungen der schnörkeligten Meubeln aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, welche die Laune der Pariser wieder in Aufnahme gebracht hat, so daß Dinge, die vor wenig Jahren fast nichts mehr werth waren, jezt wieder zu hohem Ansehen gelangt sind und einen neuen Werth erhalten haben.

Im dritten Gebäude oder Pavillon, wie man hier sagt, obgleich das Gebäude nichts weniger als einem Pavillon gleich sieht, stellt sich den Besuchern ein wahres Quodlibet dar; denn hier ist allerlei, feines Papier, Zeichnungen und Druck auf ungeheuer langen und breiten Stoffen und Papieren, künstlich verarbeitetes Schildpat, besonders zu ausgeschnittenen Putzkämmen für Damen (einige von einem paris. Fuß in der Breite), Perrücken u. s. w. Die Perrücken besonders verdienen einige Aufmerksamkeit; Jemand behauptete, sie seyen das Bewundernswürdigste bei der ganzen Ausstellung. Zuvor ahmte man nämlich bloß das Haar nach; man hat es aber nun so weit gebracht, daß auch die Haut darunter sehr natürlich nachgeahmt wird. Jezt wird also ein gewaltig geübtes Auge dazu erfordert werden, um falsches Haar von ächtem zu unterscheiden; und wenn Jemand schließen wollte: ich sehe die Haut unter dem Haare dieses Herrn oder dieser Dame; folglich hat er oder sie noch seinen oder ihren Hauptschmuck; folglich ist er oder sie noch nicht alt, so würde er von nun an Gefahr laufen, sich außerordentlich zu verrechnen. Die neuen Perrückenmacher werden zu entsetzlichen Täuschungen Anlaß geben und sich vielleicht hie und da eine derbe Verwünschung zuziehen. Dafür können sie aber auch als ächte Künstler auftreten.

Aus dem Quodlibetsaale begibt man sich gegenüber in den Maschinensaal, der vielleicht der anziehendste für Manche ist, aber besondere technologische Kenntnisse erfordert, um gehörig gewürdigt zu werden. So viel sieht man auch als Nichtkenner, daß der Maschinenbau in Frankreich sich bedeutend vervollkommnet hat. Indessen sieht man hier doch nicht den eigentlichen Triumph des französischen Gewerbfleißes; es wäre denn im Lampenfache, womit in den Pariser Salons ein großer Luxus getrieben wird. Die Fabrikanten haben sie daher auch so künstlich mit Räderwerk und Uhrbewegung versehen, daß die komplizirtesten Maschinen daraus geworden sind. Einige Lampisten (so heißen diese Herrn) sind berühmt dadurch geworden, daß sie Lampen zu einigen hundert Franken verfertigen, die kein Lampenputzer, sondern ein Mechanikus wieder in Ordnung bringen muß, wenn sie nicht mehr gut brennen wollen. Zulezt wird das Lampenverfertigen ein Zweig der Uhrmacherkunst werden; denn schon jezt werden die Lampen aufgezogen wie Uhren und haben eben so viele Räder. So ist es gar nicht zu verwundern, daß man bei der jetzigen Ausstellung künstliche Lampen sieht, worin eine Bewegung herrscht, als ob Alles lebte. Eine Hausfrau fragt daher jezt ihre Bedienten nicht mehr, ob die Lampen brennen, sondern ob sie gehen. In eben diesem Gebäude befinden sich auch allerlei Modelle, unter andern eines von einem Dache aus Zinnplatten, die ohne Nagel und Schraube bloß aneinander gehakt werden, wie die Ziegel. Eine vortreffliche Erfindung für Diebe, welche in einer Nacht ohne Geräusch ein ganzes Zinndach abdecken und davontragen können.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Mai.

(Beschluß.)

Ueber das Stuttgarter Hoftheater.

Am wenigsten vermißte man in der Darstellung der Silberschlange. Dieses anmuthige Mährchen, in welchem Harlekins Pritsche zum Zauberstabe wird, wurde sehr gut ausgeführt. Es ist voll des regsten Lebens und überraschender Einfälle, unter denen ich nur einige vorzüglich gelungene hervorheben will. Affen rauben einem wandernden Friseur seine Perrücken und tanzen damit. Durch Zauberei werden diese Perrücken nachher durch die Luft zurückgeführt und sammeln sich wieder in dem Felleisen des Friseurs. Pantalon, Pierrot ꝛc. werden in Verfolgung der Colombine plötzlich in den nordischen Winter unter eine Gesellschaft Schlittschuhläufer versezt, und nachdem sie sich von ihrem Erstaunen erholt und in dicke Pelze gewickelt haben, verschwindet die Winterlandschaft und sie befinden sich in einer Tropengegend; leichtgekleidete englische Knaben jagen Schmetterlingen nach. Pierrot (durch Herrn Thoms sehr gut dargestellt) wirft den Pelz ab und thut es den Kindern nach ꝛc. Harlekin und Colombine werden in zwei Thürme eingesperrt; aber die Thürme verwandeln sich in zwei Hälften eines schönen Pallastes, rücken

zusammen und die Liebenden fallen einander in die Arme. Auch im grauen Männchen sind sehr gute Gedanken, ein charakteristischer Schneidertanz, ein Flug der Schneider auf einer großen Scheere, die Bestehlung eines Schlafenden (ein Motiv, das noch besser hätte pantomimisch benuzt werden können), das Haschen nach dem verhängnißvollen Käppchen in der Luft, und endlich das Auffliegen des dicken Mannes, an den sich wieder Andere hängen, bis die löbliche Polizei den Skandal enden will, aber selbst mit in die Luft fliegen muß ꝛc. Diese Posse ließ aber das Publikum etwas kalt, weil dazu nothwendig mehrere Groteskstänzer oder wenigstens Komiker gehören, die Herr Thoms als guter Pierrot allein nicht ersezen konnte. Dagegen fand der Jahrmarkt von Krakau allgemeinen Beifall. Hier zeigte sich besonders das Talent der jüngern Kinder in einem trefflichen Automatenspiel. Zwei Kinder, beide hölzerne Puppen darstellend, tanzten bewundernswürdig. Ein Wildfang bleibt im Saal der Automaten zurück, zieht die Maschinen auf, und immer stärker, bis Alles schnurrt und reißt; da taumeln die bisher regelmäßig sich bewegenden Automaten durcheinander und stürzen in den verschiedensten Stellungen zusammen. Im zweiten Akt wird das Auge durch eine polnische Hochzeit, einen polnischen Nationaltanz und durch einen kleinen Straßenlärm gegen die polnischen Juden ergözt. In der „Elisene" oder dem Wald bei Herrmannstadt, dem bekannten Drama der Frau von Weissenthurm nachgebildet, ist der noble Tanz des Adels dem wilden Nationaltanz der Bauern geistreich kontrastirt. Die „Insulaner" erfreuen durch einen ähnlichen Kontrast. Ein indianisches Völkchen, wild und schon einigermaßen human, feiert am Ufer den Sonnenaufgang, übt sich dann im Pfeilschießen und heitern Tänzen. Da kommt ein Nachen mit Männern eines andern viel wildern Volkes. Diese trefflich kostümirten Wilden spähen nach Beute umher, indeß ein paar Knaben bei dem Kahne zurückbleiben und einen artigen Kokosnußtanz aufführen. Die Männer kommen mit einer geraubten Frau zurück, stürzen sich in den Kahn, werden aber eingeholt und zum Tode geführt. Eine indianische Hochzeit, ein Tanz mit Glockenspiel, ein Keulentanz ꝛc. machen den Schluß. In diesem und dem zulezt aufgeführten Ballet: „die Macht der Frauen," einer Bearbeitung des Sargine, trat Mad. Horschelt auf, bekanntlich eine der graziösesten Tänzerinnen, welche das deutsche Ballet zu Wien und München geziert haben.

Indem ich diese unmaßgeblichen Betrachtungen über unsere Bühne schließen will, tritt eine interessante fremde Schauspielerin hier auf, Demoiselle Clara Hirschmann. Sie ist sehr schön und ihr Spiel, bei so viel Jugend, mehr als gewöhnlich durchdacht. Die Königin von sechzehn Jahren war ihre Glanzrolle. Bei der ihrem ganzen Wesen eigenen Lebhaftigkeit hob sie doch nicht bloß, wie es die meisten unserer liebenswürdigen Sechzehnjährigen thun, die Heftigkeit und den Eigensinn der kleinen Königin, sondern auch, wie es das Stück verlangt, vorzüglich die Zärtlichkeit für den jungen Schützling hervor, und die Freude, ihn wiederzusehen, das Entzücken in dem Gedanken, ihn glücklich machen zu wollen, konnte nicht lieblicher, das Rührende und doch Kindische in ihrem verliebten Plan konnte nicht mit holderer Wahrheit dargestellt werden. Emilia Galotti faßte Dem. Hirschmann als feurige Italienerin auf, im ersten Akt vielleicht zu heftig für eine verschüchterte jungfräuliche Taube, aber im lezten Akt mit desto mehr Energie und Geist, weil hier die Kraft einer weiblichen Heldenseele hervortritt und selbst die ihres männlichen Vaters durch Entschiedenheit besiegt. Als Leopoldine im besten Ton zeigte sie Gewandtheit und muntere Laune. Bei ihrer Schönheit (die zu den südlichen, und ich möchte sagen, mehr byzantinischen als katholischen gehört), bei dem Umfang ihres Talents und dem Verstande, mit dem sie es beherrscht, wird sie sicher von Jahr zu Jahr wie an theatralischer Routine, so an Ruf zunehmen.

Paris, Mai.

Die Sammlungen des Reisenden d'Orbigny.

Ich habe bereits von dem gelehrten Reisenden d'Orbigny gesprochen, welcher nach einem siebenjährigen Aufenthalte in Südamerika mit allen seinen Sammlungen glücklich wieder in Paris angelangt ist, und so viel Materialien mitbringt, daß er sein ganzes Leben dazu verwenden kann, sie zu verarbeiten und dem Publikum in angemessener Gestalt vorzulegen. Seine überaus zahlreichen naturhistorischen Sammlungen gehören der Regierung, auf deren Kosten er die ganze Reise gemacht hat. Sie hatte ihm einen Jahrgehalt von 8000 Franken ausgesezt. So beträchtlich dies nun ist, so würde es doch bei weitem nicht ausgereicht haben, wenn nicht d'Orbigny's Persönlichkeit den Oberhäuptern der neuen Republiken in Südamerika gefallen hätte, so daß sie ihm auf allerlei Art zur Erreichung des Zweckes seiner Reise behülflich waren. In den sieben Jahren hat er die so wenig oder fast gar nicht besuchten südlichsten Länder Amerika's in verschiedenen Richtungen durchstreift, und dabei einige tausend Thier- und Pflanzengattungen zusammengebracht, über welche sehr ausführliche Berichte von Mitgliedern der königlichen Akademie der Wissenschaften erstattet und bereits gedruckt worden sind. Dieser beträchtliche Zuwachs ist auch schon im Naturalienkabinette aufgestellt. d'Orbigny kann einige wichtige Werke darüber verfassen, und wahrscheinlich wird die Regierung zur Herausgabe, die wegen der vielen Zeichnungen kostspielig werden muß, die Hand bieten. Sicher wird durch diese Reise die Naturgeschichte bedeutend erweitert werden. Anderseits hat auch die Erdbeschreibung demselben Reisenden viel zu danken. Das große Patagonien bot auf den Landkarten meistens nur einen leeren Raum dar, eben so die angrenzenden Länder. d'Orbigny hat die Flecken und Dörfer, Flüsse und Berge hineingetragen, und von nun an wird auch diese Erdgegend nicht mehr zu den Terris incognitis gehören. Es ist eine schöne Sache, solch ein Ausfüller der Lücken einer Landkarte zu werden. Daneben hat dieser fleißige Naturforscher auch nicht versäumt, seine Reise auf andere Art nüzlich zu machen, und Menschen und ihre Werke ebenfalls zum Gegenstande seiner Forschungen gewählt. In dieser doppelten Hinsicht hat er denn auch gesammelt, aber für sich und ganz nach seinem Geschmacke. Ich habe diese seine Privatsammlung gesehen und eine Menge interessanter Sachen darin bemerkt; nur fehlte noch ein wichtiger Theil, nämlich alles Patagonische, das noch nicht angekommen war und wahrscheinlich eine wichtige Abtheilung der Sammlung ausmacht. Was ich gesehen, war Peruvianisches, Chilianisches, Paraguayisches u. s. w., eine kleine Sammlung von mexikanischen Alterthümern ungerechnet, die er erworben hatte, ohne daß er selbst im Lande gewesen war. Das Mexikanische fängt auch bereits an, gewöhnlich zu werden; denn fast jährlich wird eine Sammlung mexikanischer Alterthümer nach Europa gebracht, und eben tritt Herr Baradère, der bereits eine solche Sammlung nach Frankreich gebracht und beschrieben hat, eine neue Reise nach Mexiko an, um eine zweite Sammlung zu veranstalten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 130.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 31. Mai 1834.

Verzeihung, Pferd! was schelt' ich doch auf dich!

Shakespeare.
Richard II.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

Die englischen und die deutschen Pferde.

Der Postillon hielt bei einem Gasthause an, um den Pferden etwas zu reichen. Wie sonderbar es auch scheinen mag, es ist dennoch wahr, daß deutsche Postpferde selten das haben, was wir einen Zaum nennen. Trensengebisse, die in einen kleinen Knebel enden, werden ihnen in das Maul gegeben und mit diesem Knebel in den eisernen Ring am Haupte einer gemeinen Stallhalfter eingehängt. Mittelst dieser Vorrichtung braucht man nur, wenn man die Pferde füttern will, das eine Ende der Trense auszuhängen, die dann sogleich aus dem Maule fällt, ohne daß man nöthig hätte, den Wagen auszuspannen. Ein seichter Trog, auf vier Füßen, wird nun vor die Thiere gestellt, und der Reisende bleibt gewöhnlich, wie auch ich that, in seinem Wagen sitzen und sieht zu, wie die Pferde ihre Roggenbrodschnitten fressen.

In England kennt man kein probateres Recept, wenn man ein paar Pferde mit ihrem Wagen plötzlich will durchgehen sehen, als ihnen die Scheuleder abzunehmen und sie damit ihr Fuhrwerk erblicken zu lassen. Uns scheint nun unsere Methode entschieden die beste; in Deutschland ist aber einmal das ganze System der Pferdebehandlung von Anfang bis zu Ende vom unsrigen völlig verschieden. Ob ein Deutscher viel vom Pferde, oder ein Pferd viel von einem Deutschen habe, ist ein delikater Punkt, worüber sich viel hin- und herreden ließe, so viel ist indeß gewiß, daß die Deutschen mit ihren Pferden auf einem freundschaftlichern Fuß leben und sich auf ihre Neigungen weit besser verstehen, als die Engländer; kurz, sie behandeln sie als Pferde, während wir mit ihnen umgehen und sie abrichten, als wenn es Menschen wären; und sollte es Jemand bezweifeln, daß die Deutschen bessere Stallmeister sind als wir, so bitte ich nur, sich an etwas zu erinnern, was in der ganzen brittischen Armee sehr wohl bekannt ist, nämlich, daß im spanischen Kriege die Reiterpferde der deutschen Legion stets fett und gut bei Leibe waren, während die Pferde unserer Regimenter bloß Haut und Knochen hatten.

In einem frühern Abschnitt habe ich bereits versucht, darzuthun, wie die Deutschen, statt ihren Zugpferden den Kopf in die Höhe zu zügeln, das Thier vielmehr anleiten, ihn abwärts zu halten; aber auch außerdem sind alle ihre Einrichtungen dem Temperament, dem Charakter und dem Instinkt des Thiers angepaßt. So legt man z. B. diesem verständigen Geschöpfe, welches bekanntermaaßen nie vergißt, was es einmal gesehen hat, das Geschirr bei freiem Gebrauch seiner Augen an. Die deutschen Pferde sehen das Rad an einen Stein

streifen und weichen dem nächsten aus; sie sehen allezeit, was hinter ihnen ist, und wissen, daß sie durch Anstoßen sich selbst wehe thun; steigen Postillon und Reisende ab, so wissen sie, so gut als wir, daß die Last damit geringer wird, und in der Freude, sich so selbst überlassen zu seyn, fällt es ihnen gar nicht ein, durchzugehen, und sie sind viel eher geneigt, stehen zu bleiben. So bald sie müde, oder, wie wir es gar zu oft zu nennen pflegen, faul werden, sehen sie den Kutscher, der ihnen mit der Peitsche droht; sie kennen die Grenzen seiner Geduld genau und wissen, daß nach acht, zehn oder zwölf Drohungen ein Hieb erfolgt. Unterwegs beobachtet immer ein Auge des Thiers listig den Kutscher; im Augenblick, wo er die schwere Operation beginnt, seine Pfeife anzuzünden, lassen sie sogleich im Schritt nach, denn sie wissen so gut, als es Archimedes nur bewiesen haben könnte, daß er nicht sie und Feuer zugleich schlagen kann; sie bemerken jede Bewegung im Wagen, und ein genauer Beobachter, der einem deutschen Fuhrwerk begegnet, kann oft ganz deutlich wahrnehmen, wie die armen Pferde, besser als er selbst, wissen und fühlen, daß sie einen Kutscher und drei schwere Baronessen mit ihren Kammerjungfern ziehen und daß dies an einem heißen Sommertag kein Spaß ist. Wenn der Führer sie antreibt, so thut er dies nach und nach, und sie werden nicht wie Zweifüßler angehalten, sondern in der Weise, wie vierfüßige Thiere selbst stillezustehen pflegen.

So verliebt wir alle in unsere Manier sind, laßt uns doch zum Spaß, weil die Pferde eben fressen, unsere englische Art, die Pferde zu behandeln, mit dem eben Beschriebenen vergleichen. Um das Thier zum Zuge einzuführen, werfen wir ihm ein Kummet über den Hals, legen ihm den Schwanzriemen an, einen kleinen Sattel auf den Rücken, einen Riemen mit Strängen um den Leib, und damit es nicht sehe, daß alle diese Dinge doch nur kitzeln und klemmen, wird das arme, verständige Thier durch Blenden des Gesichts beraubt, und so eingeschüchtert und verwirrt, mit einem oder zwei Stallknechten beim Kopf, einem dritten an der Seite, ohne daß es weiß, was mit ihm geschieht, an die Deichsel und das Ziehscheit eines Wagens befestigt. Schlägt es aus, und wäre es nur nach einer Fliege, so wird es augenblicklich hart gezüchtigt und weiß nicht, woher das kommt. Es hat irgendwo angestoßen, etwas hat ihm empfindlich wehe gethan; da nun die Furcht jede Gefahr vergrößert, so mag sich das Pferd nach unserer Vorstellung ungefähr einbilden, das Ziehscheit, an welchem es sich gestoßen, sey irgend ein feindseliges Thier, und wenn die Deichsel ihm auf die Schenkel klopft, meinen, es werde jezt von der andern Seite angegriffen. Angenommen, es gewöhne sich mit der Zeit an diese Phänomene und werde, wie wir es nennen, fest im Geschirr, zuggerecht, so hat es doch bis zur lezten Stunde seines Daseyns keinen deutlichen Begriff davon, was ihm den Leib fesselt, oder was der rasselnde Lärm zu bedeuten hat, der ihm immer auf der Ferse folgt. Der plötzliche Stich der Peitsche ist ein Schmerz, womit es nur zu wohl bekannt wird, aber das „unde derivatur" dieser Empfindung bleibt ihm ein Räthsel; es weiß nicht wann, noch woher es kommt. Ereignet sich irgend ein kleiner Unfall, kommt nur etwas in Unordnung, fällt irgend ein kleines unschuldiges Riemchen, das auf seinem Rücken bleiben sollte, zur Seite herab, augenblicklich kommt das arme, edle, verständige Thier, des Augenlichts, der natürlichen Leuchte des innern Sinns, beraubt, in Angst; und ginge es auch von dem beständigen, schweren Zuge, buchstäblich und ohne Metapher, auf seinen lezten Füßen, dennoch würde es sich, fielen seine Blenden ab und erblickte es seinen eigenen Herrn, seine eigene Gebieterin mit dem sinnigen Gesicht und sein rollendes schön gelbes Fuhrwerk, so fürchterlich entsetzen, daß es ohne Zweifel auf und davonliefe, und je mehr man es verfolgte, desto unaufhaltsamer rennte.

Ich kann mir denken, daß viele meiner Leser, und besonders die vom schönen Geschlecht, ausrufen werden: Wie! deutsche Pferde bewundern! gibt es in der ganzen Welt welche, die besser gefüttert und wärmer bekleidet wären als unsere? Sind sie nicht in ihren schwarzen und silbernen Geschirren fast so geputzt wie wir selbst? gibt's eine Unterhaltung in der Stadt, der sie nicht beiwohnen? nehmen wir sie nicht mit zur italienischen Oper, zu Bällen, zu Spielen, um Paganini zu hören ꝛc., und gehen sie nicht oft in einer Nacht zu zwei, drei Gesellschaften? hat man je unsere Pferde vor gemeinen Kramläden stehen sehen? und laufen sie nicht alle Sonntage zur Kirche so regelmäßig als wir selbst? Demüthigst erkenne ich die Richtigkeit dieser Bemerkungen; ich will auch nicht mehr behaupten als soviel: die Pferde sind ganz närrisch auf den Gebrauch ihrer Augen versessen, sie tragen ihren Kopf gern eigensinnig so, wie er ihnen von der Natur aufgesezt ist, und haben einen so schlechten Geschmack, daß sie die dummen deutschen Stallknechte unsern pfiffigen englischen vorziehen.

Sobald meine Pferde mit ihrem schwarzen Brod fertig waren, verflogen auch alle meine eitlen Betrachtungen über sie; die Wassertrense wurde ihnen wieder in's Maul gelegt, der Trog bei Seite gestellt, und weiter ging es.

Lieder von Karl Mayer.

Sehnsucht nach den Bergen.

Euch Felsen, kühn geborsten,
Darf nur ein ächter Freier,
Der Weihe, Falk' und Geier,
Umschweben und behorsten.

In Sonnenschein und Wettern,
In würzig reinen Lüften
Darf eure stillen Triften
Die Geise nur beklettern.

Der Einsamkeiten Labe
Genießt dort ohne Ahnen
Bei blauen Enzianen
Ach nur ein Hirtenknabe!

Umruht' ich euch, ihr Berge!
Doch ach! wir Menschen sollen
Gar viel vergeblich Wollen
Mitnehmen in die Särge!

Fernsicht.

Durch des Waldes offne Lücken
Schauen blaue Bergesrücken,
Kennbar kaum aus fernstem Duft.
Sind sie Körper, sind sie Luft?

Dorthin träum' ich; sind einander
Geist und Ferne doch verwandter!
Aus der Ferne Was? und Wie?
Taucht das Reich der Phantasie.

An einem Steinbache.

Anstoß, Block und Widerstand
Soll uns nicht verdrießen!
Bächlein! seyn wir bei der Hand,
Drüber wegzufließen!

Einen rauschend vollen Ton
Gibt das Ueberwinden,
Und zu jedem Streite schon
Wird der Laut sich finden.

Die Vorzeit der Natur.

An diesen Felsen möcht' ich lesen
Gedanken, die in frühster Zeit
Im Geiste Gottes reg gewesen.
Spricht doch auch ihre Schweigsamkeit
Und läßt auf dringendes Beschwören
In starrer Sprache Kundschaft hören.

In einem zertrümmerten Bergschlosse.

Bitter würzig aus Ruinen
Blühet Wermuth hier,
Passend zu der Trümmer Mienen,
Zum Gefühl in mir.

Vorschlag.

Hoch in den blauen Himmelsplan
Zerstreu' des Grams Beschwerde!
Der Wind, ein Hirte, treibt dort an
Der Wolkenschäflein Heerde.

Auch deinen bleichen Sorgendunst
Entsende drum gen Himmel.
Dort nimmt ihn auf des Hirten Gunst
In's fliehende Gewimmel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Die Sammlungen des Reisenden d'Orbigny.

Nicht so bekannt sind die peruvianischen Alterthümer. Es hat eine bewundernswürdige Ausdauer und Geduld dazu gehört, alle diese Sachen, worunter sich große und zerbrechliche befinden, über die Cordilleras und quer durch Südamerika auf Mauleseln zu schaffen. d'Orbigny hat drei Schuh hohe thönerne Gefäße mitgebracht, die er in den peruvianischen Gräbern gefunden, und die ganz unversehrt nach Paris gekommen und bereits für die Sammlung seltener Töpferarbeit in der königlichen Porzellanfabrik zu Sèvres angekauft sind. Sie beweisen, daß die Peruvianer beinahe so gut wie Griechen und Italiener die Kunst verstanden, feine Töpferarbeit zu verfertigen; nur fehlte ihnen der Sinn für das Schöne; deßhalb sind diese Vasen weder mit Figuren bemalt, noch in schönen Formen gebildet. Etwas sinnreicher sind die amerikanischen Völker, Peruvianer und andere, in der Verfertigung ihrer Kleider gewesen und bis auf den heutigen Tag geblieben. Sie verfertigen dauerhafte und schön gewobene Stoffe, auf welche sie mit hölzernen Formen allerlei Zierrathen in ziemlich dauerhaften Farben abdrucken. d'Orbigny hat sogar solche hölzerne Formen mitgebracht. Es wäre der Geschichte des Gewerbfleißes halber wohl nicht ohne Wichtigkeit, dergleichen Kunstprodukte der Peruvianer mit denen der alten Egyptier, wie man sie in ihren Gräbern aufgefunden und auf ihren Denkmälern abgebildet sieht, zu vergleichen; man würde aus dieser Vergleichung ersehen, in wie weit der europäische Kunstfleiß Ursache hat, auf seine Erfindungen stolz zu seyn. Töpferei und Weberei der beiden Völker können den Vergleich mit den unsrigen aushalten, nur nicht hinsichtlich der mannichfaltigen und sinnreichen Formen. Einige kleine Götzenbilder, welche d'Orbigny mitgebracht hat, beweisen, daß die Peruvianer ihren Göttern keine ideale Schönheit beilegten, vermuthlich weil sie keinen Begriff davon hatten; denn diese Götzen, obschon von Gold und von Silber, sind abscheuliche Fratzen. Die Peruvianer müssen eine ungeheure Lungenkraft besitzen, wenigstens nach ihren Rohrflöten zu urtheilen; unsere Papagenoflöten sind ein Kinderspiel dagegen; die peruvianischen Röhren

sind so dick wie Orgelpfeifen, und die größten haben vier bis fünf Schuh in der Länge. d'Orbigny versicherte, er habe deren noch größere gesehen, und in diese ungeheuern Röhren blasen sie nicht zur Seite, sondern gerade von oben mit vollen Backen hinein. In der Ferne soll sich diese Rohrmusik nicht übel ausnehmen. Natürlich mußte ich d'Orbigny hier auf's Wort glauben, denn er hatte keine südamerikanischen Lungen mitbringen können. Die Korbflechterei, von der in alten Gräbern auch manches Muster gefunden worden, übergehe ich; denn in dieser sind auch wilde Völker Meister. Bogen und Pfeile haben etwas Riesenhaftes, wie die Rohrflöten. Der Bogen ist fünf Schuh lang, die Pfeile haben meistens eine hölzerne drei- oder viereckige Spitze. Um jeden Bogen ist eine Saite gewunden, die im Nothfalle die gespannte ersetzen kann, wenn diese bricht. In Südamerika vergißt Niemand, wie es scheint, nach dem französischen Sprüchworte zwei Saiten für einen Bogen zu haben. Ueber Mythologie, Geschichte, Geisteskultur scheinen die von d'Orbigny mitgebrachten Dinge eben keine große Aufklärung zu geben; doch habe ich sie zu flüchtig betrachtet, um darüber aburtheilen zu können. Besondere Aufmerksamkeit hat er den Trachten der südamerikanischen Völker gewidmet, und deßhalb die Trachten selbst mitgebracht und Puppen verfertigen lassen, welche gerade so angezogen sind, wie die jetzigen Bewohner der weiland spanischen Kolonien. Was bei diesen Kostümen besonders auffällt, ist die Ueberladung mit Schmuck, das Schwerfällige der Kleidung, die Uebertreibung in grellen Farben, Gold- und Silberstoffen, die Sorgfalt, die Formen des menschlichen Körpers so viel als möglich zu verhüllen. In Europa ist nichts einfacher als ein Damenschuh; denn er ist der Gestalt des Fußes angepaßt und läßt diesen großentheils sehen; aber bei einer südamerikanischen petite maîtresse scheint der Schuh recht dazu ersonnen, um den Fuß zu verbergen und seine eigentliche Gestalt unkenntlich zu machen. Vergebens hat ihr die Natur ein niedliches Füßchen gegeben; er wird in eine Form hineingesteckt, die ganz mit geschmacklosem Zierrath von Gold- und Silberfranzen bedeckt ist, und zwar vorne und hinten, oben und zur Seite. Der südamerikanische Geschmack scheint sich angestrengt zu haben, um aus dem Schuhe etwas recht Albernes zu machen. Dies muß wohl mit den Begriffen der Spanier in Verbindung stehen, welche, sonst wenigstens, das Verbergen des Fußes für eine unerläßliche Bedingung der Züchtigkeit eines Frauenzimmers hielten. Mönche wurden, wie es scheint, demselben Zwange unterworfen, wie die Weiber, und ich erinnere mich, in Pater Labats Reisen gelesen zu haben, daß er den Bewohnern des südlichen Spaniens ein gewaltiges Aergerniß gab, weil er bei schlechtem Wetter auf der Gasse sein Mönchskleid aufhob und seine Füße sehen ließ. Etwas Sonderbares in der Tracht der Südamerikanerinnen ist auch noch die Art, wie die Schürze angeheftet wird. In Europa glaubt man, eine Schürze könne nur vorgebunden werden. Die Bergbewohnerinnen am Bihar in Ungarn binden, zufolge von Hormayr's Taschenbuch für vaterländische Geschichte, 1834, eine Schürze vorne und eine andere hinten an, und darin besteht ihre ganze Kleidung. Aber in Südamerika haben die Frauen noch etwas Anderes ersonnen: die Schürze hängt weder vorne, noch hinten, sondern zur Seite und bedeckt die linke Hüfte. Die Kreolinnen tragen sie so und die Indianerinnen ebenfalls; welche von beiden die Erfinderinnen dieser Seitentücher sind, möchte schwer auszumitteln seyn. Wichtiger sind die Sprachen der verschiedenen Völker Südamerika's. In diesem Fache hat d'Orbigny, obschon er kein eigentlicher Sprachgelehrter ist, doch viel geleistet; denn er hat bei jedem Volke die üblichen Worte gesammelt und sich die in Amerika selbst gedruckten, meistens sehr selten gewordenen und zum Theil fast unbekannten Sprachlehren und Wörterbücher der indianischen Sprachen angeschafft, so daß er sechs-und-dreißig Vocabularien besitzt, deren Zusammenstellung zu höchst interessanten Vergleichungen und Folgerungen Anlaß geben kann. Hätte er auch nichts weiter geleistet, als dieses, so wäre seine Reise von großem Nutzen. Ich habe ein indianisches Wörterbuch bei ihm gesehen, das im 16ten Jahrhundert in einem Dorfe auf den Cordilleras gedruckt worden und vielleicht das einzige dort erschienene Buch ist. Also auch in bibliographischer Hinsicht kann diese linguistische Sammlung eine Ausbeute gewähren. Was d'Orbigny nicht hat mitnehmen können, hat er abgezeichnet, da er zum Glück auch dazu hinreichendes Talent besitzt. So habe ich bei ihm die Abbildung einiger Ruinen alter peruvianischer Tempel gesehen, welche der Zerstörungswuth der fanatischen Spanier entgangen sind. Ihre Architektur scheint eben nichts Auffallendes zu haben; indessen wird es doch nicht ohne Interesse seyn, sie mit der alten mexikanischen Baukunst zu vergleichen. Man sieht aus dem Gesagten, daß d'Orbigny so reich an Materialien ist, daß es ihm eher an Kraft, als an Stoff fehlen wird, und daß er nur ein langes Leben braucht, um sie alle gehörig zu verarbeiten und herauszugeben. Die Unterstützung der Regierung zur Bestreitung der Kosten wird ihm wahrscheinlich nicht ausbleiben, da bereits die königliche Akademie der Wissenschaften ein so vortheilhaftes Urtheil über seine außerordentlichen Leistungen gefällt hat. Dg.

Auflösung der Rumpf-Charaden in Nr. 121:
Stock. Hut.

Mit und ohne a bis tz. *)

a: Mit bezeichnet überall,
Wo es je gestanden,
Stoff zur Unterhaltung sey
Immer noch vorhanden.
Ohne ladet freundlich ein,
Nicht zurückzubleiben,
Will z. B. Spiel mit uns
Herr Cupido treiben.

b: Ohne ist's im Lenz die Lust;
Mit im Lenz umhaucht von Duft.

c: Ohne ist es Schlangenzischen;
Mit ein rezensirend Wischen.

d: Mit wird es wohl ein Jüngferlein,
Der schönste Monat ohne seyn.

e: Viel Blätter hat ein Buch, doch bilden sie kein Ohne.
Das Ohne suchet mir in einer schönen Krone;
Es rauschet um mich her, wenn in dem Mit ich wohne;
Im Winter flieh' ich das, da ist es ohne Ohne.

f: Mit kommt es aus des Töpfers Hand,
Doch ohne ist es Wort und Band.

*) Die Buchstaben sind vorhanden oder fehlen am Ende, das j und q allein am Anfang des Wortes.

Beilage: Monatsregister Mai.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 131.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. Juni 1834.

Die Schöne. — Was will denn der auf unserm Ball?
Faust. — Ei! der ist eben überall;
Was andre tanzen, muß er schätzen.

Goethe.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

Ein Sonntagabend in Wiesbaden.

Ich wollte einmal sehen, wie man in Deutschland einen Sonntagabend zubringt, und so folgte ich denn um sieben Uhr an einem solchen Tag dem Menschenschwarme in das Theater, und fand das Haus so voll, daß ich nur mit vieler Mühe einen Platz zum Sitzen bekommen konnte. Die Aufführung überraschte mich höchlich; in früherer Zeit, da ich noch jung war, hatte ich das italienische Theater Jahre hindurch regelmäßig besucht, noch niemals aber einer deutschen Oper beigewohnt, und wußte somit nicht, daß es möglich sey, die Töne der Musik den wechselnden Gedanken und Gefühlen in einem Stücke so vollkommen anzupassen. Die Worte des Textes und die Noten des Orchesters waren wirklich so genau wie nur möglich eines das Facsimile vom andern; achtels, viertels, halbe Noten ahmten auf das Sinnreichste nicht nur Ausrufungen, sondern alle möglichen Unterscheidungszeichen, Fragzeichen, Doppelpunkt und Schlußpunkt, ganz deutlich nach.

Der musikalische Ausdruck, der jede Zeile durch das ganze Stück begleitete, und über den ich mich nur verwunderte, w d sichtbar vom ganzen Auditorium mit höchstem Kunstsinn gewürdigt, denn höchst auffallend war seine Sammlung und Aufmerksamkeit; nicht die geringste Störung fand Statt, und Beifall wie Tadel blieben gleich stumm. In den verschiedenen Partien des Stücks äußerte sich viel natürliches Talent, und auf was man nun achtete, auf die Musik, die Schauspieler, die Dekorationen, ja sogar auf ein Rudel Teufel, die auf das Sonderbarste mit Kröten, Fledermäusen, Schlangen und anderm unbeschreiblichen Gezücht aufgeputzt waren, es war augenfällig, das Auditorium mußte trotz seiner Starrheit mit einer guten Dosis Genie, Einbildungskraft und Geschmack begabt seyn. Es kann keinen bessern Maaßstab für den geistigen Charakter eines Volks geben, als seine nationalen Schauspiele, denn sie müssen natürlicherweise dem Geschmack derer entsprechen, von welchen sie bezahlt werden. Allerdings bringt wohl die nachäffende Mode gelegentlich Gebräuche in ein Land, die für seinen Charakter nicht passen. So sagen die Italiener von unserer vornehmen Oper zu London, wenn man auch den Engländern nicht zumuthen dürfe, selbst zu singen, so zeige ihr Benehmen deutlich genug, daß sie nicht einmal Sinn dafür haben, daß sie nicht im Stande seyen, die fremden musikalischen Herrlichkeiten, die sie sich für Geld erkaufen, zu genießen; kurz, sie werfen uns vor, wir hören andächtig zu, wenn wir husten sollten, wir schwatzen zusammen, wenn wir athemlos aufmerksam seyn sollten; höchst barbarischer Weise lassen wir die Beleuchtung im Hause auf uns statt auf den Schauspieler fallen, und geben damit zu erkennen, daß

wir lieber auf Gruppen rother Wangen und Reihen weißer Zähne blicken, als einer sanften, einfachen Melodie lauschen. Diese ausländischen Bemerkungen hinsichtlich italienischer Dramatik mögen nun wahr seyn oder nicht, in unserm eigentlichen Elemente, in unsern englischen Theatern können wir nimmermehr des Mangels an Geschmack beschuldigt werden. Die Bewunderer eines Shakespeare, eines Siddons, Kemble, Kean, O'Neil können nicht klagen, daß die Schriften des Einen, und das Spiel der Andern die Herzen derer nicht getroffen haben, an die sie gerichtet waren. Ohne sympathisirendes, dem ganzen Volk inwohnendes Talent würden jene Namen den hohen Ruf nicht erlangt haben, der ihnen geworden ist, und so sehr sie dem Lande Ehre machen, so kann doch wiederum auch das Land auf Achtung von ihrer Seite Anspruch machen.

Als das unterhaltende Stück, dem ich beigewohnt, zu Ende war und ich wieder an die freie Luft kam, regnete es. Gleich mir, waren die meisten Leute ohne Regenschirm; indessen schien der Regen auf die Menschenfluth, die in Masse dem Kursaal zuströmte, keine Wirkung zu äußern. Der Kursaal war beleuchtet und harrte des Moments, wo sich das Theater leeren würde.

An der Eingangsthüre mußte jede Person einen Gulden bezahlen. Rasch füllte sich der Saal, die Musik spielte auf, und nun wurde herzhaft getanzt. Ich traute meinen Augen kaum, daß die Tänzer, die sich da in so ungelenke Thätigkeit versezten, wirklich dieselben Leute seyn sollten, deren passiven guten Geschmack, deren Genie ich so eben von Herzen bewundert hatte; denn eine sonderbarere, plumpere, unelegantere Tanzpartie war mir in meinem Leben nicht vorgekommen. Nicht nur wurden die Pas gewaltig schlecht ausgeführt, ihre ganze Tanzweise erschien so roh als gemein, und ihre Walzer besonders waren nichts als beständig wiederholte pöbelhafte Sprünge, so daß es ordentlich peinlich anzusehen war.

Ich ließ diese abgeschmackten, schwerfälligen Drehwürfel ihren Abend nach Herzenslust abspinnen und entfernte mich aus dem großen Saal; doch kaum hatte ich die kleinern Zellen betreten, so merkte ich, daß ich von der Bratpfanne in's Feuer gefallen war, denn diese „Höllen" schwärmten buchstäblich von Insaßen. In jedem Zimmer hing eine einzige ungeheure Lampe mit einem kreisrunden Reflektor ob dem grünen Tisch; über welchen männliche und weibliche Spieler jeden Alters, mit den schauerlichen Zügen der Angst im Gesicht, sich bückten; und wenn das gewaltig ranzige Oel mit seinem Lichte diese unheimlichen Gestalten beleuchtete, mußte ich mich mit Abscheu von einem Haufen meiner Mitgeschöpfe abwenden, die sich hier zu einem so schlechten, verächtlichen Zwecke zusammendrängten. Ich wandelte durch die Zimmer dieser höllischen Region, und fand das eine wo möglich immer schlimmer als das andere. Unter jeder Lampe sah man da junge Leute, die am Köder nagten, in grellem Kontrast mit der gesezten Haltung der Spieler von Profession, und mancher Charaktermaler möchte wohl dergleichen Auftritte, als Gegenstände des Abscheus, sorgfältig in sein Skizzenbuch eingetragen haben; doch mir war die ganze Sache so zum Ekel, daß ich mich, so geschwind mich meine beiden Füße und mein Stock trägen konnten, den freien Arm schwingend, davon machte.

Hastig glitt ich durch den Ballsaal und fand, daß ich jezt nicht Ursache hatte, meine Ansicht zu ändern. Als ich in die frische, kühle, freie Luft kam, war ich mir zwar wohl bewußt, daß ich den Sonntag nicht so zugebracht hatte, wie ich hätte thun sollen; indessen meinte ich, in meinem ganzen langen Leben sey mir nicht mehr praktischer Anlaß gegeben worden, den Spruch zu sprechen, dem wir in England, dem Himmel sey Dank! nachzuleben gelehrt werden: „Du sollst den Sabbath heiligen."

Etwas über die vermeintlich in Steinblöcken gefundenen Kröten.

Einer der wunderlichsten Punkte in der Naturgeschichte ist der Umstand, daß man lebendige Kröten und verwandte Thiere in festem Gestein eingeschlossen gefunden hat oder gefunden haben will. Wir haben von Zeit zu Zeit aus den neuesten Akten dieses langen Prozesses das Hauptsächlichste mitgetheilt, namentlich zulezt (1833 Nr. 78.) Bucklands Versuche. Nun sucht ein Franzose, Namens Vallot, in der zu Genf erscheinenden Bibliothèque universelle zu beweisen, daß das Ganze auf einem Mißverständniß beruht, daß der Glaube an ganze Menschenalter hindurch in Steinblöcken verschlossene Reptilien, der sich unbegreiflicherweise vor der sceptischen Naturforschung des vorigen Jahrhunderts, bei einem Daubenton, Lazepède u. a. m. halten konnte, zu den Fällen gehört, wo eine ursprüngliche Verwechslung oder Mystifikation sich bei den Gelehrten durch Tradition fortgepflanzt hat. Wir theilen die Hauptideen des Franzosen mit.

Bedenkt man die Metamorphosen, welche die Kröte durchmacht, und ihre Lebensweise, so ist in die Augen springend, daß ihre Gewohnheit, sich zum Ueberwintern in hohle Bäume oder unter den Boden zu verkriechen, das Wunder, wenn man dergleichen Thiere in Baumstämmen findet, hinreichend erklärt. Etwas anderes ist es aber, wenn man Kröten mitten in Steinblöcken, in rings verschlossenen Räumen derselben gefunden haben will. Das Alterthum wußte davon nichts; der Glaube erscheint erst im Mittelalter, und der erste, der davon spricht, ist der Italiener Fregosus oder Fulgosus,

der im fünfzehnten Jahrhundert lebte und neun Bücher merkwürdiger Exempel verfaßt hat. Er erzählt, zu Verdun sey vor langer Zeit mitten in einem Stein eine ungeheure Kröte gefunden worden. Abschreiber und Kommentatoren sagten es ihm nach, ohne die Sache weiter zu untersuchen, sie wurde zum Dogma in der wissenschaftlichen Welt und die Gelehrten versuchten die wunderlichsten Erklärungen des außerordentlichen Faktums. Als der vornehmste Beleg dafür galt später ein von Guettard, einem französischen Akademiker des 18ten Jahrhunderts, angeführter Fall; man sieht aber leicht, daß er von den Handwerksleuten hinter das Licht geführt worden, welche eine lebendige Kröte in Gyps steckten und sie ihm mit der Versicherung brachten, dieselbe sey beim Niederreißen einer Mauer in einer Höhlung des Fundaments gefunden worden. Alle andern Geschichten der Art tragen unverkennbar den Stempel der Zweideutigkeit; bald ist die Kröte zufällig neben einem zerschlagenen Stein, bald in den Ritzen eines Steinbruchs gefunden worden u. s. w. Man darf aber nur den Text des Fulgosus näher betrachten, um sich zu überzeugen, daß alle diese Geschichten Folgen eines Mißverständnisses sind. Von jeher nannten die französischen Bauleute die Blasenräume (géodes), welche man nicht selten in den Bausteinen findet, crapauds, Kröten; diese Benennung mag von crispaldus herkommen, was ein barbarisches Diminutiv von crispus ist, und paßt dann allerdings auf jene Höhlungen, deren Wände mit Krystallen bekleidet, rauh, unregelmäßig sind und die Fläche des behauenen Steins verunzieren; indessen bezeichnete man mit dem Namen crapaud überhaupt das Häßliche, Verunstaltete und Verunstaltende. Im Mittelalter war die lateinische Sprache die Schriftsprache; man übersezte die Worte der Volkssprache geradezu, und so bezeichnete man denn jene Mängel der Bruchsteine mit dem Namen bufo. Fulgosus hörte, beim Bau des Schlosses Hatton-châtel im neunten Jahrhundert sey in einem Stein ein ungeheurer crapaud gefunden worden; der technischen Sprache unkundig, meinte er, es sey von einem Reptil die Rede, und nahm in seine Compilation die Historie auf, die sofort von Generation zu Generation nachgesagt und nachgeschrieben wurde. Die Fälle, wo Schlangen unter gleichen Umständen wie Kröten in Steinen gefunden worden, erklären sich auf ähnliche Weise aus Ammonshörnern, deren Profil, wenn man den sie umschließenden Block zerschlägt, einer aufgerollten Schlange gleicht. Ueberhaupt gibt der arme Beringer zu Würzburg, der ein dickes Buch über künstliche, ihm in die Hände gespielte Petrefakte schrieb, wenn auch das merkwürdigste, doch lange nicht das einzige Beispiel grober Selbsttäuschung, und manches naturgeschichtliche Wunder, das wenigstens in gewissen Kreisen und eine Zeitlang Kredit gehabt hat, ist das Kind einer Mystifikation. So erzählt der Franzose Misson in seiner am Schluß des 17ten Jahrhunderts unternommenen italienischen Reise, in den Steinbrüchen zu Tivoli sey ein vier Pfund schwerer Flußkrebs gefunden worden, den die Arbeiter zubereitet und gegessen. Was war dies? eine fossile Langusta, welche die Leute an einen Liebhaber verkauften und sich für den Erlös gütlich thaten.

Die Heimath.

O sel'ges Blau,
O wolkenlose Luft,
O süßer Duft
Im dunkeln Wald, auf sonn'ger Au'!

Du schwäbisch Land,
Wie prangst du überall
Auf Berg und Thal
Im wunderbaren Prachtgewand!

Wie heimisch mahnt
Dein herrlich Lebensbild
So voll, so mild
Den treuen Sohn, wo er dich ahnt!

Wie bist du gut!
Wie ist so sanft dein Blick!
Ein stilles Glück
Willst schenken du dem trüben Muth.

Doch soll's nicht seyn,
Es heilt dein freundlich Licht
Die Sehnsucht nicht;
Ach meine Heimath ist so klein!

Ein süßer Mund
Voll engelgleicher Ruh',
Ein Wort dazu
Aus liebevollen Herzens Grund,

Zwei Wangen roth
Und Blicke mancherlei —
Das ist mein Mai,
Ist meine Heimath bis zum Tod.

Albert Schott.

Korrespondenz-Nachrichten.

* Berlin, Ende Aprils.

Epigrammen-Ebbe. Holzschneiderei. Literarisches. Theater.

Wir haben keine Lyoneser Seidenwirker und keine Pariser Republikaner, höchstens unzufriedene Fabrikanten, die durch den Zollverband den Bankerott fürchten; wir haben wohl verbotene Bücher, aber keine so scandalösen, daß ihnen das Verbot sehr viel hilft; wir haben auch kein Theater mehr, das uns interessirt, also ist wirklich der Sprachstoff mager. Zu Epigrammen sind wir immer bereit, aber man meint, die Gegenstände verlohnen sich nicht. Mußten doch

zu dem einen armen Bürgermeisterthum die allerbekanntesten und verbrauchtesten öffentlichen Charaktere heran, um einen Witz zu komponiren, der jezt als neueste Ausbeute der Berliner Fundgrube durch ausländische Zeitungen und Journale läuft. Die Gebrüder Gropius müssen ihre berühmten Berliner Witze, ein Handelsartikel, der ergiebiger war, als man denkt, einstellen, weil sich so wenig sagen, und von dem, was sich sagen, das Wenigste drucken und malen läßt. Der lezte erträgliche Einfall, der nur ganz eigentlich für unsere Lokalität und denjenigen, der unsere Gassenbuben und die Besserungsanstalt am Halleschen Thore für verwahrloste Verbrecherkinder kennt, verständlich ist, gehört dem kleinen Barfüßer an, der, vom Polizeibeamten barsch angefahren: „Junge, was machst du?“ antwortet: „Winters, Herr Kommissär, mach ick die Wagens auf, und Sommers lass ick mir bessern.“ — Diese Witze sind übrigens so im Courswerth gesunken, daß man sie sammt und sonders auf einem lithographirten Bogen für einen Silbergroschen kauft. Wir hoffen von der Revision unserer Geseze, daß das geistige Eigenthum Schuz erhalten wird, aber welcher Solon wird es möglich machen, auch den Wiz dem ersten Erfinder zu sichern? — Einige sind des Dafürhaltens, daß deßhalb jezt so wenig bürgerlicher Wiz producirt wird, weil die jungen Juden sich auf die Politik gelegt haben. Da in Wien dies nicht möglich, stehe Berlin so sehr zurück.

Unsere Papiermüller meinen namentlich, daß sie mit den sächsischen und schwäbischen die Konkurrenz nicht aushalten könnten. Dies wird auch nicht nöthig seyn, denn außer logarythmischen Tabellen, Zeitungen und Polizeiverfügungen wird hier doch nicht viel gedruckt werden. Die Drucker werden schon anderweitig ein Unterkommen finden und nicht nöthig haben, wie unsere Tischler sich aufzuhängen. Diesen geht es wirklich schlecht. Nichts steht jezt so niedrig im Course und ist doch dabei verhältnißmäßig so gut, als Möbeln. — Die zunächst Klagenden sind die Kupferstecher. Selbst die Meisterwerke sinken im Werth und für den Tag ist fast keine Arbeit. Auch mit den Lithographen geht es rückwärts; für den Augenblick sind nur die Holzschneider in Flor, und zwar dermaßen, daß die Meister hier nicht Schüler genug finden können, um allen Bestellungen für in- und ausländische Pfennig- und Hellermagazine nachzukommen. Die Arbeit ist denn auch darnach, wie uns der Augenschein täglich lehrt, aber Bürger und Bauer bekommen doch durch die Striche etwas, was eher einem Begriffe für sie ähnlich sieht, als durch die schönsten Schilderungen in Prosa und Versen. Ihr Korrespondent ist gegen alles Monopolisiren und gegen eine intellektuelle Tutel von oben herab, insofern sie über Schulen, Universitäten und allenfalls Leihbibliotheken hinausgeht, aber es regt sich doch die Frage: ob bei diesem mächtigen Mittel zur Volksbildung, welches in den Pfennigmagazinen schlummert, nicht eine leitende Oberaufsicht wünschenswerth wäre? Wie sie jezt sind, von der Spekulation in die Welt geschickt und vom Zufall geleitet, schaden sie freilich nicht, aber sie könnten viel mehr nüzen. Professor Gubiz hat eine wohlfeilste Volksgalerie unternommen, Porträts in Holzschnitt der namhaftesten Männer der Zeit. Der Preis, für acht Stück in Duodez vier gute Groschen (fünf Silbergroschen), ist ungemein billig und man kann dafür nichts Besseres wünschen. Die Porträts, in kräftigen, schwarzen Zügen, können auf dem Lande und in den Bürgerwohnungen viele tausend kostbarere Kupferstiche und Lithographien mit Ehren verdrängen; nur müssen die Lieferungen schneller folgen, um wirklich dem Begriffe einer vorläufig deutschen Volksgalerie zu genügen. Bis jezt sind heraus unser König, der Kronprinz, Blücher, Humboldt (Alexander), Schiller, Beethoven, Hufeland und Kaiser Nikolaus; aber das Pantheon der Deutschen ist damit nicht gefüllt.

Die Tutti Frutti gehen vorüber ohne eigentliche Sensation; man liest und lacht und streitet, ob Fürst Pückler dafür 12,000 Thaler erhalten, oder nur freien Druck seines Lieblingswerkes, einer Beschreibung seiner Gärten zu Muskau? Man sucht auch wohl zwischen den Zeilen noch nach mehr Anspielungen und Persönlichkeiten, und es ist den Leuten nicht genug, während sie von der andern Seite über das zu ergiebige Lob einiger hohen und zarten Persönlichkeiten unzufrieden sind. — Das Leben im Leichentuche sucht sich mehr mystisch einzuführen, als es aufgenommen wird. Der unbekannte Autor sucht gesucht zu werden, aber das undankbare Publikum sucht nicht. Einige wollen einen namhaften Theilnehmer der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik entdecken, Andere nur eine gewöhnliche Spekulation. Doch ist das Buch so unglücklich, noch keinen, der es recht tadelte, gefunden zu haben. Vielleicht erweist Ihr Literaturblatt ihm den Dienst. — W. Alexis hat seine Bilder aus Süddeutschland, Salzburg, Rheinbayern, Baden, Schwaben und Einblicke in die Schweiz umfassend, aus dem Morgenblatte und Freimüthigen gesammelt und unter dem Titel: Schattenrisse aus Süddeutschland, hier in einem Bändchen herausgegeben. Er protestirt im Vorwort dagegen, daß es Schilderungen der Länder seyn sollten, wie sie sind, indem es nur Bilder seyen, wie sie ihm erschienen, und sich seinem umfassendern Buche über Wien, den Wiener Bildern, anschließen sollten. Von Friedrich Förster erscheint eine Biographie König Friedrich Wilhelms des Ersten, von der schon Bruchstücke, die viel Beifall gefunden, im Freimüthigen standen. Wie reich ist dies Leben an Sonderbarkeiten, die nach den Begriffen unserer Zeit unverträglich sind mit der Idee der Königswürde, einer Zeit, welche aber leider auch weit hinter derjenigen liegt, wo noch ein poetischer Glorienschein um die strahlenden Individualitäten auf dem Throne schweben konnte.

Auf den Theatern wird allerdings Abend für Abend gespielt, und nur der Charfreitag, Bußtag, der Sterbetag der Königin und der Weihnachtsabend machen eine fromme Ausnahme, aber „es thut's halt nicht,“ würde der Wiener sagen. Auch der Zauber der Tänzerinnen ist vorüber; indessen nehmen doch die Geschwister Elsler einen guten Beutel Geld nach Wien mit, der freilich nicht vom Publikum ihnen zugeworfen worden. — Die Schröder-Devrient, engagirt zu einer langen Reihe von Gastrollen, bezaubert in diesem Augenblick durch ein Spiel, welches freilich alle Schranken des Gewöhnlichen überspringt. Es ist merkwürdig, zu welcher Höhe der Kunst diese Frau, deren Blüthezeit doch schon längst vorüber schien, sich erhoben hat, und zwar nachdem die Kritik ihr schon den Abschiedsbrief als Sängerin schreiben wollte. Man erwartete Ihren Seydelmann und war sehr neugierig auf eine Erscheinung, der so vielseitige Urtheile vorausgegangen, und über den doch alle dahin übereinstimmen, daß er unter den lebenden Künstlern seines Faches der erste ist. Er hat wieder abgeschrieben. Fürchtet er unsere Kritik? Sie ist ja so lammsanft, oder es gibt vielmehr gar keine mehr, wenn man die Rellstabsche, die doch nur Opern und Konzerte betrifft, ausnimmt. Der Grund davon, daß es keine gibt, liegt aber nicht im Mangel an Willen, und ich glaube auch nicht an dem der Kraft, sondern daran, daß es nichts gibt, woran sie sich halten kann. In der Oper ist es doch noch eher der Fall.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 132.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 3. Juni 1834.

Die Blumenkette der Geselligkeit
Durchschlang, o Jungfrau'n, eure Pfade nicht;
Euch spendete des Lebens Rosenzeit
Nur welke Kränze, wie der Gram sie flicht.

Matthisson.

Lieder von Karl Mayer.

Die Nonne.

1.

Du Rose meiner Einsamkeit,
Die mir ihr duftig Mitleid weiht,
Auch du mußt, kerkerlich umschlossen,
In engen Kreuzgangmauern sprossen!

Ein zugemessner Abschnitt nur
Blinkt dir vom weiten Luftazur;
Statt süßer Nachtigallenlieder
Hallt dir der Frauen Ave wieder.

Wenn hier der Gang, der uns umgähnt,
Sich schon nach Grabesdunkel sehnt,
Wie schwimmt wohl noch voll Abendwonne
Die Außenwelt im Licht der Sonne!

Du Rose, die mein Trauern kürzt
Und dieser Hallen Moder würzt,
Darfst welken bald; dein frühes Scheiden
Soll ich beweinen und beneiden!

2.

Wie dieser Gang der alten Halle,
So grauen mir entgegen alle.
Fort rauscht der Klosterbrunn in's Becken,
Um endlos meine Qual zu wecken.

Wie ich den Tod dem Röschen gönne!
Daß Mädchenschmerz auch enden könne,
Dies lehrt mich, trauteste Erzähler,
Nur ihr, der Wände Leichenmäler.

3.

Des Daches Schiefer fährt in Splitter,
Vom Kirchenfirst herabgeweht,
Und dröhnend wird vom Ungewitter
Die Wetterfahne wild gedreht.

Und Donnerhall, der Schrecken Gottes,
Ist Eines mit der Blitze Strahl.
Entsetzen, wie? statt sichern Spottes
Verlautet selbst im Haus der Qual?

Und blasse Nonnen noch erbleichen
Im wilden stürmischen Gebraus? —
O Gott! nach Wetterschein und Streichen
Lauscht meine Seele ohne Graus.

Denn ach! was bleibt hier zu befahren,
Wo Alles lange ausgelebt?
Mag sich die Hütte betend wahren,
Worin die Angst der Liebe bebt!

Dorf und Tanne.

Ein waldverirrter Tannenbaum
Entwuchs des Dorfes Grunde;
Er nimmt sich gern vom Lebenstraum
Der Menschen stille Kunde.

Auch er bringt Kunde Alt und Jung
Vom Wald, vom Leben draußen.
Der Knabe hemmt den muntern Sprung
Und horcht dem fremden Sausen.

Und unbemerkt zum Tannenbaum,
Zum Knaben tret' ich leise,
Und träume ihren Wechseltraum
Mit fort, in meiner Weise.

Begegnung.

Altes Mütterchen, mit einer Rose,
Schleichst du heiter aus dem Feld herein;
Längst vertraut mit des Verwelkens Loose,
Weihst du früh zum nämlichen sie ein.

Der Waldhäher.

Wie kreischt der Häher!
Nicht allzuschön!
Doch tret' ich näher,
Hat das Getön
Mich doch geweckt zur süßen Schau
Vom wunderschönsten Flügelblau.
Das Ohr läßt ab von Schreck' und Zank
Ob des entzückten Auges Dank.

Die Familie.

Den Baum umgibt ein holder Kreis:
Der Landmann will mit Frau und Kindern
Den Durst am Erntekruge lindern;
Die Lippen Aller glühen heiß.

Ihr Eltern, bald im Tod erkalten
Wird eurer Lippen rege Gluth;
Dann seh'n die Jungen frohgemuth
Nicht mehr euch theuerste Gestalten.

Doch weg von eurem Labetrank
Mit diesem unwillkommnen Grübeln!
Noch blüht dann nach den Trennungsübeln
Den Kindern ihrer Kinder Dank.

Nie soll der treue Baum vermissen
Des Eigners lagerndes Geschlecht;
Die Sammlungsstätte, Allen recht,
Wird Gott im Liebeshimmel wissen.

Reiseskizzen.

Von Karl Gutzkow.

Vierter Artikel.

(Fortsetzung v. Nr. 274. 1833.)

Noch brausen die Stürme des nordischen Winters, in welchem ich lebe, noch hüllt man sich in Mäntel und Pelzwerk; doch meine Erinnerung hat sich den gefütterten Oberrock ausgezogen, die Phantasie lüftet den Hals und die Brust, die Vergangenheit zieht in Hemdärmeln, den Rock über die Schultern geworfen, durch meine Seele. Der Sommer lacht mich an, die dunkle Welle des Meeres gleitet behend unter dem drückenden Sonnenstrahle hinweg, ein leichter Luftzug findet in allen Zweigen wieder grünes Laub, welches er mit melancholischem Rauschen erfüllen kann. Wir vergessen den Kamin und die langen Abende und die Cirkel, in welchen wir sie zubringen werden, und sind wieder auf den Lagunen Venedigs, auf einem schwarzen Kahne, dessen Entfernungen von den Steinmassen immer kürzer werden, voller Lust und Erwartung.

Die Fahrt von Fusina bis zum großen Gasthause Europa hatte lang gedauert, die Dunkelheit zog über die Wasserflächen auf die marmornen Palläste, deren schwarzes, bemoostes, von der Länge der Zeit mitgenommenes Ansehen bequem in die Nebelhülle schlüpfte; doch hatten wir einen schönen, klaren, sternenhellen Abend. Die Lage unseres Gasthofes war gegen den Hafen und das Meer hin; zur Rechten stand drüben über den Spiegel des Kanals weg die Kirche del Salute, zur Linken St. Giorgio maggiore; unter uns zogen sich die Gondeln, alle an Pfähle befestigt, rechts in den Kanal hinein, links zur Piazetta, an welche sich der lange Quai der Sklavonier anschloß. Diese ganze Wunderpracht tauchte mährchenhaft aus dem Wasser und der Dämmerung auf, über welche zuweilen einzelne Streiflichter einer hier oder da aufflackernden spärlichen Beleuchtung magisch wegglitten. Es war ein herrlicher Anblick, den wir genossen, und wir aßen dazu geröstete Seefische.

Ich hörte, daß man sich in Venedig nicht verirre, wenn man nur die Lage des San Marco im Auge behalte oder so viel Centesimi in der Tasche habe, um den ersten Gondoliere anrufen zu können. Ich versuchte, noch heute Abend einen Gang durch die engen Gassen zu wagen, und sammelte jezt alle meine Phantasien, welche mir je von Venedig vorgeschwebt hatten. Was war mir die Lagunenstadt, als ich Schillers Geisterseher, als ich Marino Faliero las? Was war es mir noch vor drei Monaten, als ich Platens sonderbare Piece: die Liga von Cambrai, mit ungläubigem Auge durchflog? Venedig

war mir unter allen romantischen Verhältnissen, unter jeder dichterischen Bedingung immer nur so erschienen: eine Stadt, welche aus Inseln besteht, die man von einem bestimmten Punkte aus alle übersehen kann. Ueber die Größe dieser Inseln war ich sehr im Unklaren, doch verkleinerten sie sich bedeutend, weil mein fingirtes Tableau allmählich die Gestalt einer Landkarte angenommen hatte, wo alle Angaben sich mit der Hand umspannen lassen. Alle diese Inseln hingen durch ambulante Brücken, durch Gondeln zusammen, welche unter jeder Bedingung für die Kommunikation unerläßlich schienen und auf keinen Sold zu rechnen hätten. So ließ ich seit den undenklichen Zeiten, daß Venedig der Schauplatz rührender, tragischer, romanhafter Erfindungen ist, die Helden derselben immer erst solche weitläuftige Touren, ohne Geldausgaben, auf acht, neun Barken machen, ehe sie zu dem Gegenstande kamen, dessen Liebe oder spröder Abweis mich so warm interessirte. Jezt muß ich darüber lachen, wie wenig mein Mohr und mein Shylok in ihrer Stadt orientirt waren, und wie blind ich sie in den Straßen habe herumlaufen lassen, ehe sie ihre Eifersucht oder ihre Tücke befriedigt hatten. Aber die Romanschreiber sind auch zu komische Leute; denn ohne von Venedigs Lage einen Begriff zu haben, erfanden sie jene fabelhafte Topographie der denkwürdigen Stadt, die fast in allen gefühlvollen Köpfen (wie soll ich anders sagen?) meiner Landsleute eben so spuken mag, wie bis jezt in dem meinigen.

Allein schon meine erste Einfahrt benahm mir einen großen Theil meiner Irrthümer, ob sie gleich erst nur einigen andern Vermuthungen Raum machten, welche ich später eben so wenig erwiesen fand. Mein Abendspaziergang klärte mich über die romantische Topographie auf; doch Alles, was ich sah, war nur gemacht, nicht mein Erstaunen herabzustimmen, sondern ihm nur andere Gründe zu geben. Durch eine kleine Gasse bog ich auf einen schmalen Gang, welcher rings mit hellerleuchteten Läden besezt war, ich trat, mich auf dem Hofe eines großen Pallastes wähnend, weil ich nur Steinplatten unter mir fühlte, und Alles noch auf mich eindrang, durch eine große Kolonnade, und sah jezt einen Platz vor mir ausgebreitet, auf welchem sich tiefes Dunkel lagerte, und um den sich rings blendend erleuchtete, von herumströmenden, das Licht, die Abendluft und die versammelten Menschen genießenden Gruppen belebte Säulengänge zogen. Ich durchschnitt das Quadrat des großen Platzes, welcher mit glattem Stein belegt war, und wußte bald, daß ich auf dem San Marco war. Wo sind die Löwen? wo all die Geschichten von dem offenen Rachen, in welchen man die edlen Bürger hinein- und aus der Stadt herausostracisirte? wo die drei Säulen, welche das Andenken alter herrlicher Siege über die Ungläubigen feiern? Vor diesen Säulen stand ich schon, vor mir lag ein wunderbarer Bau, dessen Bogenlinien und wellenhaften Windungen aus der Nacht mit dem Glanze des weißen Marmors hervorleuchteten; zur Rechten hob sich ein hoher Thurm, von welchem es die zehnte Stunde schlug, und in demselben Augenblicke bemerkte ich, daß sich von dieser Seite der Platz noch einmal öffnet, daß auf beiden Seiten zwei herrliche Gebäude die Flügel des neuen Raumes bilden, zwei hohe Säulen in der Tiefe seine Grenzen schmücken, und der Wasserspiegel am äußersten Rande aufblizt. Das war die Markuskirche, das der Dogenpallast, das die Bibliothek: ich befand mich mitten unter den Wundern der Piazetta.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Theaterwesen.

Es fehlt uns nicht an allerlei Zerstreuungen; die italienische Oper hat zwar am Ende des März aufgehört und die Sänger sind von dannen gezogen, einige nach Italien, andere nach England, einige, um den Sommer hindurch anderswo und künftigen Winter wieder in Paris aufzutreten, andere, um nie wieder auf der Pariser Bühne zu erscheinen; und schon geht der Impresario damit um, auf den Herbst eine Truppe zu bilden, welche eben so ersprießlich für ihn werde, als es die vorige war. Auch hat ein Journal bereits eine Dlle. Schulz gerühmt, die sich jezt unter Rossini's Leitung vervollkommnet und eine ausgezeichnete Sängerin wo nicht ist, doch werden soll, und um unsere Aufmerksamkeit noch mehr zu spannen, hat man, etwas geheimnißvoll, verbreitet, unter dem Namen Schulz verberge sich der einer vornehmen schwedischen Familie, und zwei Königinnen haben der jungen, durch widrige Schicksale verfolgten Sängerin ihren Schutz angedeihen lassen. Dies kann seyn; es gibt der unglücklichen, aus ihrem Vaterlande verbannten, angesehenen Familien so viele in Europa, daß es nicht zu verwundern wäre, wenn aus einer derselben eine Sängerin für die italienische Oper hervorginge. Wenn sie nur eine Malibran, eine Sontag oder eine Pasta wird, so kann sie ihren neuen Namen so berühmt machen, als ihr Familiennamen nur immer seyn mag. Die übrigen Schauspiele machen es aber nicht wie die italienische Oper, welche zum Theil deßwegen den Sommer über aufhören muß, damit die Sänger und Sängerinnen auch die Bühnen Englands und Italiens versehen können. In den großen Hauptstädten will man überall italienische Oper haben; die Zahl der Virtuosen des Gesangs ist aber zu beschränkt, und sie müssen sich regelmäßig vertheilen, damit keine Hauptstadt unversorgt bleibe. Ganz anders verhält es sich mit den französischen Bühnen, für welche es bisher weder an Schauspielern, noch an Dichtern fehlte, wiewohl Paris allein ihrer ungeheuer viele braucht; denn auch bei dem schönen und warmen Frühlingswetter hört keine einzige auf zu spielen; im Gegentheil sind sie beinahe noch thätiger als im Winter, um das Publikum vom

unentgeldlichen Genuß der Frühlingsnatur abzuhalten, die man freilich in Paris etwas weit suchen muß. Daneben gibt es, wie die übrige Zeit des Jahres hindurch, allerlei Theatergeschichten, Theaterprozesse und dergleichen. So hat in diesen Tagen der große oder eigentlich der lange Alexander Dumas die öffentliche Aufmerksamkeit wieder in Anspruch genommen. Schon lange spielt man nämlich auf der Bühne des Porte St. Martintheaters sein gräßliches Drama: „Anthony.“ in welchem der Ehebruch die erste Stelle einnimmt; denn ohne Ehebruch scheint Al. Dumas nicht dichten zu können. Eine Madame Dorval spielte die gesunkene Frau in diesem Stücke so vortrefflich, daß das Théâtre français Lust bekam, eine so gefühlvolle Schauspielerin anzuwerben. Früher hatte dieses Theater das Recht, diejenigen Schauspieler anderer Bühnen, die ihm anstanden, zu berufen, sie mochten wollen oder nicht; es wurde ihnen alsdann ein sogenannter Ordre de début beinahe offiziell ertheilt. Solch eine Eigenmacht wagt aber das Théâtre français bei der jezigen Theaterfreiheit nicht mehr. Es begnügte sich also, mit der Schauspielerin einen Vergleich zu treffen; sie bedung sich aus, in der beliebten Rolle des Dramas Anthony zuerst aufzutreten. Dies wurde zugestanden; als sie nun aber in diesem Stücke auftreten wollte, erschien ein Verbot des Ministers des Innern. Das Théâtre français sey, sagte er, ein von der Regierung deßhalb unterstüztes Theater, damit es eine Schule der Sitten und des guten Geschmacks bleiben solle. Solch scheußliche Dramen, wie Anthony, verunehren aber die Bühne; mithin könne er die Aufführung desselben am Théâtre français nicht gestatten. Die liberalen Journalisten sahen in dieser Weigerung oder in diesem Verbote eine Verlezung der Theaterfreiheit und ein Surrogat der längst abgeschafften Censur, und schrieben dawider.

(Die Fortsezung folgt.)

° Berlin, Ende Aprils.

(Beschluß.)

Konzerte. Theater. Holtei.

An musikalischen Genüssen hat es überhaupt im lezten Winter, und namentlich im lezten Theile desselben, nicht gefehlt: Konzerte von Virtuosen und Virtuosinnen, von Kindern, Krüppeln, Blinden und Tauben. Die kleinen Geiger, die Gebrüder Eichhorn, gefielen besonders und machten viel Geld. Die Oper auf dem Königsstädtischen Theater prosperirt. Ihre Matadorinnen, die Hähnel und die Schabel, sind noch immer Lieblinge; zu ihnen kommt eben Madame de Meric aus München, über die noch sub judice lis est. Dies Theater hat vor Kurzem eine Ausflucht nach Potsdam versucht, was bißher nur, als eine Art Frohndienst, dem Hoftheater oblag, und ungemeinen Beifall in der zweiten Residenzstadt eingeerntet. — In diesem Augenblicke versucht es sich im Englischen. Es ist nämlich aus Hamburg der zwölfjährige Knabe Master Curton mit seiner Familie hier aufgetreten. Weniger merkwürdig ist das Spiel des kleinen Schelmen, als daß doch bei uns ein so großes Publikum sich dafür interessirt und den fremdartigen Tönen einer Sprache, die freilich Viele kennen, aber Wenige sprechen, folgen kann. Alles, was Engländer ist, strömt hin, und Berlin hat eine respektable englische Bevölkerung in den Angehörigen seiner Gaserleuchtungskommission, dem Anhange des Herzogs von Cumberland und der brittischen Gesandtschaft, wozu noch die vielen Kaufleute und Dandys kommen, welche Engländer zu seyn affektiren. Ueber den Knaben will ich noch mein Urtheil zurückhalten, bis ich ihn öfter sah. Noch scheint er mir mehr mit dem Kindischen, als dem Künstlerischen vertraut, was ich für kein Unglück achte.

Das Königsstädtische Theater verliert in Frau v. Holtei seine beste Schauspielerin. Sie muß einer Grille ihres Gatten folgen. Grille nennen es Einige, weil Herr v. Holtei sie sans rime et sans raison genöthigt oder überredet hat, den Abschied zu fordern, um mit ihm auf Sommergastreisen, wozu sie keinen Urlaub erhalten konnte, umherzuziehen. Holtei wollte, von seinen vorjährigen Gastreisen heimkehrend, auf dem Königsstädtischen Theater spielen und engagirt seyn. Der Direktor desselben wollte ihn nicht spielen lassen und nicht engagiren. Holtei will absolut Schauspieler seyn; daher der Bruch, dem Holtei selbst als Motiv unterlegt, daß seine Frau vernachlässigt, zurückgesezt worden u. s. w. Die Sache ist nicht so unbedeutend, als sie scheint, und läßt sich aus vielfachem Lichte ansehen. Hätte irgend Jemand, vermöge seiner vielseitigen Fähigkeiten, ein Recht, ja einen Beruf, einem sogenannten Volkstheater, wie das Königsstädtische gedacht wird und zum Theil ist, vorzustehen, so ist es Holtei. Niemand in Deutschland weiß wie er die Gelegenheit zu ergreifen und ihr ein möglichst poetisches Gewand anzulegen. Sein Spiel, sein Gesang, seine Kenntnisse des Lebens und der Kunst unterstüzen ihn dabei. Er kennt sein Terrain, er ist ein Veteran der jungen Anstalt, kurz, wo das Verdienst abgewogen würde, wo eine Volkswahl zu der Stelle stattfände, wäre Holtei der Berufene, und es ließe sich für Berlin manches Erfreuliche gewärtigen, wenn dieses Theater unter seiner lebendigen und geschmackvollen Leitung stände. Allein es wird hier, wie in vielen Dingen, nicht nach Verdienst und Beruf gefragt und noch weniger findet eine Wahl statt; Herr Cerf ist vielmehr Inhaber der Concession und Eigenthümer des Theaters, und fürchtet die Talente und den Einfluß Holtei's. Er will ihn einmal nicht engagiren, und man kann ihm nicht so unbedingt Unrecht geben, wenn man es von der spekulativen Seite betrachtet. Es ist einer der unzähligen Fälle im Leben, wo ein Conflikt, der nicht wegzuräumen ist, das Gute, was Jedem so augenfällig scheint, verhindert. Es fehlte so wenig und es ginge so viel. Aber wo stößt sich nicht am Geringfügigen das Großartige, das Vorzügliche, das Vollkommene — scheinbar, wollen wir hinzusezen und zu unserm Troste einen mächtigen Hebel annehmen. Denken ließe sich sehr gut eine Vereinigung dahin, daß Herr Cerf sein Eigenthum, sein Recht und die Kassenleitung behielte und Holtei die dramaturgische Leitung daneben übernähme; aber die Ausführung stößt sich an dem kleinen Umstande, daß Herr Cerf nicht will. Wenn man irgend etwas nicht betrachten darf, wie es seyn sollte, sondern es nehmen muß, wie es ist, um nicht den Muth zu verlieren, so ist es das deutsche Theater.

Der Frühling bricht mit dem Sommer zugleich ein. Unser leichter Boden, unter den Füßen zergehend, läßt uns mit Schmerzen empfinden, daß im Winter kein Schnee lag. Die Lust nach Sommerwohnungen mehrt sich, aber je weiter die Stadt sich ausdehnt, um so schwieriger wird ihre Befriedigung. Man will als Merkwürdigkeit, und das ist die lezte, die ich Ihnen zu melden habe, anführen, daß im Winter sehr wenig Diebstähle vorfielen und doch die Gefängnisse der Hausvogtei dermaßen erweitert werden, daß der Hausvogt sein Quartier darin verlassen muß.

Beilage: Kunstblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 133.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. Juni 1834.

Warum säumtest du dein Bild sogleich zu beleben,
Myron? — Den Augenblick später erstarrte das Erz.

Griechische Anthologie.
Myrons Kuh.

Ueber die von den Alten abgebildeten Thiere, in Beziehung auf die Frage, ob seit den historischen Zeiten Thierarten ausgestorben sind.

Wir haben in Nr. 186 und 187 des vorigen Jahrs einen Aufsatz mitgetheilt, in welchem bewiesen wird, daß die Alten, namentlich aber die Griechen und ihre Schüler, die Römer in der guten Zeit, bei ihren plastischen Darstellungen organischer Wesen die körperliche Natur derselben nicht nur sehr genial, sondern auch zoologisch treu aufgefaßt haben; es ist dort dargethan worden, daß sogar ihre fabelhaften Wesen, in deren Bau sich die Charaktere des Menschen mit thierischen Attributen, oder die Merkmale verschiedener Thiere mit einander mischen, in ihren einzelnen Partien stets treue Abbilder der Natur sind; ja daß die Künstler den nothwendigen Nexus zwischen gewissen Organen vollkommen begriffen, und z. B. ein mythisches Wesen, das Hörner trägt, niemals mit Hufen oder mehreren Zehen, sondern immer mit gespaltenen Klauen dargestellt haben, weil kein Thier Hörner trägt, das nicht dergleichen hätte; es ist daraus der Schluß gezogen worden, den auch die Anschauung vollkommen bestätigt, die Alten werden bei Abbildung wirklicher Thiere, welche sie vor Augen gehabt, sich ebensowenig von der Natur entfernt und wenigstens in den meisten Fällen ein charakteristisches Bild ihrer Organisation geliefert haben. Alles dies geschah, um den Boden zu Lösung einer sehr interessanten Frage zu ebnen, der Frage: ob wir nicht unter der Menge der aus dem Alterthum auf uns gekommenen Thierbilder welche finden, denen keines der uns jezt bekannten Thiere entspricht. Ist dies der Fall, und treten solche uns unbekannte Wesen in Begleitung von bekannten auf, die uns die charakteristische Darstellung sogleich als solche erkennen läßt, so sind wir zum Schluß berechtigt, jene seyen entweder seit den historischen Zeiten ausgestorben, oder sie haben sich, da die Kultur vom Becken des mittelländischen Meers mehr nach Norden und Westen gewandert ist, bisher den Augen derjenigen entzogen, welche jezt die frühere Rolle der Griechen, Nomenclatoren der Schöpfung zu seyn, übernommen haben.

Bevor wir uns unter der antiken Thierwelt ernstlich nach solchen Verschollenen umsehen, fühlen wir das Bedürfniß, dieselbe etwas aufmerksamer, als im frühern Artikel, zu mustern, um durch Andeutungen mancherlei Art das Vertrauen der Leser zu der Naturwahrheit der auf Münzen und Basreliefs, als Statuen und auf Gemälden abgebildeten Thiere zu befestigen, und, wenn wir sodann vom Bekannten auf's Unbekannte Schlüsse wagen, diese desto bündiger erscheinen zu lassen.

Dieser Gang durch die zahlreiche Menagerie der Alten wird auch im Allgemeinen nicht uninteressant seyn. Wir bekommen dadurch Winke über die ihrer ganzen Plastik zu Grunde liegende geistige Stimmung und Anschauung; wir lernen erkennen, daß das Alterthum nicht nur so ziemlich keine übersinnliche Wahrheit, deren Erkenntniß dem Menschen zukommt, unserer Zeit zu entdecken überlassen hat, sondern daß auch in seiner genialen Naturbetrachtung die schönsten Keime zu den Wissenschaften liegen, auf welche unsere Kultur, und mit Recht, am stolzesten ist; daß die Weisen des Alterthums im Kreise der mannichfachen organischen Gebilde Gesetze theils geahnt, theils ausgesprochen haben, welche, in der Nacht der Barbarei verloren gegangen, zu ihrer Wiederentdeckung eines Buffon und Linné harren mußten. Solche Betrachtungen sind für uns nichts weniger als demüthigend; im Gegentheil können wir schwerlich die Vorzüge unserer Bildung in vollem Maaße einsehen, wenn wir nicht jene alte großartige Kultur zu würdigen verstehen.

Wir begeben uns jezt mitten in unsern Gegenstand und beginnen mit dem Pferde und seinen Stammverwandten.

Eine Menge antiker Münzen beweist deutlich, daß Griechen und Römer nicht nur die verschiedenen Pferderacen, sondern auch die Spielarten zwischen Pferd und Esel sehr gut kannten; das Maulthier nannten sie mulus, den Maulesel hinnus. Was das Pferd betrifft, so haben sie ihren Monumenten und Beschreibungen nach vier Hauptracen unterschieden: die afrikanische, die apulische, die thessalische und die sicilische. Von der Vermischung dieser Hauptstämme kamen die vielen sekundären Racen, die wir in großer Menge abgebildet sehen. Ueberhaupt waren ihre Kenntnisse von dem Geschlecht der mit einem einfachen Hufe versehenen Thiere sehr ausgebreitet. So kannten sie den Onager oder wilden Esel gar wohl, und dies beweist, daß die Alten tief in Asien und im Norden von Afrika vorgedrungen waren; dieses von den alten Schriftstellern genau bezeichnete Thier ist erst in neuerer Zeit in Persien wieder wild gefunden worden. Das Zebra, welches auch zu diesem Geschlechte gehört, war im Alterthum recht gut bekannt, und dies weist darauf hin, daß die Kulturvölker des Mittelmeers damals auch mit dem südlichern Afrika, wo jenes Thier lebt, in regelmäßigem Verkehr standen. Als das Zebra zum erstenmal bei den Spielen im Circus auftrat, bewunderten die Römer gleichsehr seine Flüchtigkeit und die schöne Zeichnung seines Fells, und Dio Cassius nennt das Thier wegen der den leztern hippotigris. Auch den Dziggtai, den Halbesel, equus hemionus der Naturforscher, kannten sie; er war sogar in mehreren Provinzen Asiens bei den Griechen Hausthier.

Dieselbe Aufmerksamkeit wie dem Pferde schenkten die Alten auch den Hunderacen. Es scheint, sie haben deren sogar so große und starke gezogen, daß sie an Wagen, auf denen Menschen Platz nahmen, gespannt werden konnten. So ließ Heliogabalus seinen Wagen zur Abwechslung von vier ungeheuern Hunden ziehen, während er andere Male mit vier Hirschen, mit Löwen und Tigern fuhr. Auf den Denkmalen sehen wir eine Menge Hunderacen meist trefflich abgebildet, und die gemeinsten sind Windspiele, Hofhunde, Schweißhunde, Hühnerhunde, Wachtelhunde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Das Gewühl unter den Procuratien lockte mich von diesen Ueberraschungen ab; ich stand vor einigen ehernen Löwen, die mir viel zu klein schienen, als daß ich sie für die berühmten halten sollte, und war bald von der strömenden Menge in die engen, glänzend hellen Gassen fortgerissen. Die reichsten Waarenlager boten hier ihre Schätze aus; alle Früchte des Freihafens, die man auf dem festen Lande verzollen mußte, lagen hier zu den wohlfeilsten Preisen ausgebreitet, der Lichtschimmer brach sich durch die bunten Glas- und Perlenarbeiten von Murano, und dazwischen lag eine Eisbude neben der andern. Man sah im Uebrigen wenig, daß man sich in einer italienischen Stadt befand; denn der Schnitt der Kleider war bei beiden Geschlechtern der französische; selten ein weißer Schleier, und nur die hie und da sichtbaren Orientalen oder die athletischen Formen eines ungeflickten, halbnackten Hafen- oder Arsenalarbeiters, die gellenden Ausrufungen von Wasser und Früchten gaben der einförmigen Masse ein charakteristisches Gepräge. Man blieb sich dabei immer dicht in der Nähe, auf dem Steingetäfel des Fußbodens, welcher keine zehn Fuß breit ist, und drängte sich fort, wie in dem engen Raume einer Schloßflur oder des Theaters. Ungeachtet dieser Verwirrung, brannten in allen Ecken, bei jeder kleinen Brücke heilige Kerzen vor kleinen Marienbildern, welche, mit gemachten Blumen und allerhand kindischem Spielzeug geschmückt, in eine Laterne eingeschlossen waren. Die Kerzen werden selbst am hellen Tage brennend unterhalten. Die Brücken waren gewöhnlich in undurchdringliche Finsterniß eingehüllt; ich mühte mich, den Rialto aus dem Dunkel herauszutappen, allein alle Zurechtweisungen, die ich erhielt, hatten zulezt nur das Gute, daß ich auf den Markusplatz wieder zurückkam. Dies passive, unwillführliche Gehen ermüdet, ich ließ mich auf einem leeren Sessel in der belebtesten Gegend der Prokuratien nieder, las die neuesten Nummern der Allgemeinen Zeitung und beherzigte in den venetianischen Blättern die ernsten Warnungen der Oesterreicher

vor der giovine Italia, deren erste blutige That auf der Landstraße von Mailand eben bekannt geworden war. Um Mitternacht kehrte ich in meine Europa zurück.

Ein schwüler, regnerischer Tag folgte auf diesen reizenden Abendtraum. Ein langer Vormittag schwand unter dem Niederschreiben einiger Briefe in die Heimath hin, und es blieb in unserem Hinterzimmer nichts zu sehen übrig, als einige schmutzige Dächer, an welche sich Mauern und Wände, und wieder Dächer und Schornsteine reihten, zu hören aber nichts, als das unablässige Geschrei der Verkäufer, welche aus der einen Schlußsylbe des Wortes Aqua eine so ungeheure Dehnung machten, daß man glauben mochte, sie bieten das ganze Weltmeer zum Verkauf aus. Hier wäre es Zeit, von meinen Begleitern zu sprechen; allein, wenn sich auch meine Leser aus dem Vorangegangenen des vielerwähnten Buchhändlerpaars erinnern sollten, so hat doch dasselbe für die fernere Darstellung so sehr das Interesse verloren, daß ich Niemanden veranlassen will, sich frühere Züge in's Gedächtniß zurückzurufen. Es gibt Menschen, welche uns erst dann einige Theilnahme abgewinnen, wenn sie über das Maß hinausgehen; die beiden Brüder waren aber ganz vernünftig geworden. Ich erwähne also nur, daß ein Leipziger Kaufmann und der Leipziger Autor, den ich aber aus Brodneid immer noch nicht nenne, zu meiner Gesellschaft gehörten. Allein an die Stelle der beiden interessanten Buchhändler sollten bald zwei Andere treten. Ich war nämlich auf den Balkon unserer Europa hinausgetreten und verfolgte mehrere Schiffer, welche in voller Bekleidung plötzlich von ihren Barken hinuntersprangen, wie die Seemöven bald hier, bald da auftauchten und zulezt an dem Rand des Fahrzeugs mit nassen Kleidern, welche am Leibe klebten, wieder hinaufkletterten. Zwei Fremde standen neben mir und verwunderten sich in deutschen Lauten über diese gefährliche Erfrischung. Der Eine rief einmal über das andere: Herr Jäsus! und der Zweite äußerte die Meinung, daß die Polizei doch einen solchen Scandal für die guten Sitten nicht dulden sollte. Ach, diese Laute waren mir wohlbekannt! Ich hatte das Vergnügen, einen Advokaten aus dem Altenburgischen und einen Berliner Apotheker kennen zu lernen. An diesem Lezteren mußte mir Alles gelegen seyn. Er trug im Knopfloch seines blauen Fracks die Erinnerungsschleife an die denkwürdigen Jahre des Befreiungskrieges; er war freiwillig gegen die Franzosen gegangen, und konnte dem Buchstaben R ebensowenig etwas Schnarrendes abgewinnen, als ich selbst; denn was kann ich wider mein Taufwasser? Ich umarmte meinen Pharmaceuten, der seine Apotheke verkauft hatte, jezt in der Holzmarktstraße von seinem Gelde lebte und bei der Jannowitzbrücke Frau und Kinder auf sich harrend wußte. Die Erkennungen zweier Berliner lassen sich nur empfinden, nicht wiedergeben.

Bis gegen vier Uhr, wo im Gasthofe die Mittagstafel gehalten wurde, ergözten uns die Einkäufe des Leipziger Kaufmanns. Er konnte an keinem Laden vorübergehen, ohne etwas Neues zu bemerken, zu behandeln und später einen kleinern Gegenstand zu kaufen, um wenigstens seinen guten Willen zu zeigen. So kam er ganz bepackt zu uns zurück und kramte uns seine Erfahrungen und seine Einkäufe aus. Vor allen Dingen behauptete er, den Rialto gesehen zu haben, und besonders durch zwei Kolonnen von Stößern amüsirt worden zu seyn, welche ganz in der Nähe dieser Brücke, nach einem gleichmäßigen Takte, mit ungeheuern eisernen Keulen Theriak in verhältnißmäßigen Mörsern stampften. Der Berliner hatte zwar seine Apotheke verkauft, lebte von seinen Geldern, und, im Vertrauen gesagt, gab er sich völlig dem Enthusiasmus für die Kunst hin; doch konnte er nicht umhin, auszurufen: „Ach ja, Theriak! Aconitum Mithridaticum, der kommt ja aus Venedig; das ist doch einzig!“ Inzwischen war der Leipziger zu seinen Waaren übergegangen: kleine Pfeifenköpfe aus rothgelber Erde, bunte Shawls aus Perlen, Lyoneser Seidenzeuge, elastische Tragbänder, eine sauber gearbeitete goldene Uhrkette, türkischer Tabak, lange Pfeifenröhre, welche einen wohlriechenden Duft verbreiten, wenn sie erhizt werden, Orangen und eine Menge von Kleinigkeiten, welche ihm eine große Freude machten. „Zu welchem Spottpreise habe ich dies Alles gekauft!“ rief er athemlos; „hätte ich jezt Leipzig in der Tasche, welch vortheilhafte Spekulationen wollte ich machen. Gott! wir sind doch recht weit von Hause!“ Der Berliner fand diese Bemerkung sehr richtig und sagte: „Ach ja!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

Sicherheitsketten. Nachtwandeln. Das liederliche Kleeblatt. Der russische Feuerkönig.

Die sieben wegen des Mordes der Frau von Schönberg und ihrer Gesellschafterin Eingezogenen haben nun insgesammt ihre Theilnahme eingestanden. Einer davon, Namens Berger, ein vormaliger Kellner, der nachher Agenturgeschäfte betrieb, behauptete seine durch einen Anstrich von Frömmigkeit unterstüzte Unschuldsrolle ungemein lange. Es befremdete ihn höchlich, daß einem Rechtschaffenen, wie ihm, das Ansinnen geschehe, die Diebs- oder Mordgesellschaft zu kennen, oder gar mit ihr gemeine Sache gemacht zu haben. Zulezt aber mochte doch sein Läugnen sich gar nicht weiter durchsetzen lassen; daher gestand er das Dabeigewesenseyn ein; allerdings aber war seine durch Spirituosa herbeigeführte völlige Bewußtlosigkeit vorausgegangen. Ueberhaupt will keiner von Allen von dem Morde etwas Genaues wissen. Der Vorfall hat unter sehr vielen hiesigen Bewohnern, besonders Frauen, einen wahrhaft panischen Schrecken

verbreitet. Um nicht beim Oeffnen der Thüre, auf das Pochen oder Klingeln daran, durch das Zudrängen solcher Frevler in gleiche Gefahr zu gerathen, werden an den Thüren sogenannte Sperr- oder Sicherheitsketten befestigt, mit deren Hülfe man von innen in seiner Gewalt behält, die Thüre ein Stück offen zu behalten, ohne fremdes Eindringen besorgen zu dürfen. Dergleichen Ketten geben so eben einen sehr gangbaren Handelsartikel ab.

Das Nachtwandeln scheint sich immer mehr einzubürgern. Seit der Unglücklichen dieser Art, welche im vorigen Winter, vom Dache auf das Pflaster herabgestürzt, den Geist aufgab, ist vor wenigen Wochen ein junger Mann, wenn ich nicht irre, ein Tischlergeselle, verschiedene Male auf einer ähnlichen Dachpromenade belauscht worden. Doch hat er das Fenster, aus dem er gestiegen war, glücklich wieder gewonnen. In der Nacht vom 20sten zum 21sten ist gegen zwölf Uhr auf einem ziemlich hohen, der Elbbrücke nahe gelegenen Hause in hiesiger Neustadt wieder eine Nachtwandlerin wahrgenommen worden. Doch weiß man noch nicht bestimmt, ob sie in das Haus, auf dessen Dache sie erschien, oder in das daranstoßende gehört. Auch bei dieser hat zum Glück keine so traurige Katastrophe stattgefunden, wie bei der ersten.

Bei dem jetzigen unvergleichlich schönen Wetter nimmt die Theaterfreundschaft im Allgemeinen eine etwas flaue Natur an. Wer athmet nicht lieber unter dem süßduftenden, luftigen, blauen Himmelsdom, als in einem eingeschlossenen, zwar auch mit allerlei, aber leider nicht den besten Düften geschwängerten Raume, auf dessen Dache die Sonne den ganzen Tag gelegen? Ausnahmsweise erhält aber auch die Bühne Besuch genug, z. B. in der neuen Zauberposse mit Gesang, von Nestroy und Adolph Müller: „Der böse Geist Lumpaci-Vagabundus oder das liederliche Kleeblatt.“ Zweimal wurde sie nacheinander auf dem von der hiesigen Hofschauspielergesellschaft während des Sommers mitbenutzten Theater am Linke'schen Bade aufgeführt. Von Leipzig her, wo die Piece Furore machte, hatte der Ruf ihr den Weg gebahnt. Gleichwohl schwankten die Wagschalen ihres Glücks und Unglücks bei der ersten Aufführung fortdauernd, bis es am Schlusse den dauerhaften Händen der Applaudisseurs doch noch gelang, der ersten dieser beiden Schalen das Uebergewicht zu erringen. Der ewige Refrain lebenslustiger Kunstkenner in solchen Fällen: „dergleichen Possen muß man an Ort und Stelle, das heißt in Wien, sehen!“ kann allerdings für ein Axiom gelten. Aber mit Hülfe des wohleinstudirten Sprüchworts: der Zufriedene hat immer genug, läßt sich das Wagestück auch anderwärts keck versuchen. Und hier bedurfte es nicht einmal einer so eisenfesten Zufriedenheit. Das Kleeblatt namentlich, welches die Hauptpersonen enthält, wurde, nebst den meisten der größern Rollen, brav dargestellt. Um von dergleichen Stücken überhaupt amüsirt zu werden, muß man aber vorzugsweise amüsabel seyn, sich weder von schlechtem Witze, noch von Trivialitäten stören lassen, sondern Alles freundlich hinnehmen. Mancher wirklich hübsche Einfall äußert doppelte Kraft, wenn ihm minder hübsche vorausgegangen sind. Indessen hat Se. Majestät „der russische Feuerkönig, Paul Schwarzenberg,“ seinen Thron auf der Bühne am Linke'schen Bade aufgeschlagen. Dem Anschlagzettel nach ist er unter andern in einem Tempel auf flammendem Stuhle erschienen.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Alexander Dumas.

Alex. Dumas beklagte sich und Mad. Dorval weigerte sich, in einem andern Stücke aufzutreten; sie verklagte sogar den Theaterdirektor wegen des Bruches seines mit ihr abgeschlossenen Kontrakts. Der arme Direktor befand sich wirklich in einer komischen Verlegenheit; denn einerseits hätte er recht gern Anthony aufführen lassen, durfte aber nicht, und andrerseits sollte er nun noch gegen eine Schauspielerin prozessiren, die er gerne behalten wollte. Es wurde parlamentirt und negocirt; Minister, Theaterdirektoren, Schauspieler, Dichter, Alles war in Bewegung, um den Streit gütlich beizulegen. Der kleine Minister des Innern, Thiers, zeigte sich wirklich sehr nachgiebig, nur von Anthony wollte er nichts hören. Man möchte, sagte er, nur ein anderes Stück von Dumas wählen; das Théâtre français würde keinen Anstand nehmen, die Mad. Dorval darin auftreten zu lassen. Nachdem man nun von allen Seiten weidlich geschimpft und auf einander gescholten hatte, war dies das einzige Auskunftsmittel, das allen Partien annehmlich schien, und so ist denn Dumas „Heinrich III.“ nach langer Ruhe wieder vorgenommen worden. Diesmal spielt Mad. Dorval statt der Dlle. Mars die Herzogin von Guise, und läßt sich von ihrem barschen Herzoge in den Arm kneipen, daß ihr Arm blau davon wird, wie der Text des Dichters vorschreibt. Dumas, der lange, scheint dazu geboren, stets wegen seines dramatischen Talents Händel zu bekommen und Ungemach zu erdulden; denn kaum hatte er sich wegen des Verbots des Anthony getröstet, und zwar vermittelst der oben berührten ministeriellen Entschädigung, als ihm der Verlag seiner dramatischen Stücke wieder anderes Trübsal bereitete. Er hatte nämlich einem Buchhändler seine Stücke einzeln verkauft, so wie sie erschienen waren. Als deren nun eine Menge gedichtet war, hatte ihn die Lust angewandelt, oder ein Buchhändler hatte sie ihm beigebracht, die Stücke zusammenzustellen und sich das Vergnügen zu verschaffen, seine Oeuvres complètes oder Oeuvres dramatiques in Reih und Glied aufmarschiren zu lassen, so gut als Scribe, Jouy, Arnault, oder dieser und jener Theaterdichter; ist es doch ein angenehmes Gefühl, Oeuvres de Dumas nennen zu hören, wie man von Oeuvres de Racine oder de Voltaire spricht. Der Gesammtverlag wurde also einem Buchhändler übertragen; der ältere Detailverleger begann nun aber einen Prozeß gegen den Dichter sowohl, als gegen den zweiten Verleger, und gewann ihn; jedoch kam der Dichter mit einer sehr gelinden, fast unbedeutenden Geldstrafe davon, wogegen der zweite Verleger eine weit stärkere bezahlen sollte, und noch dazu das Verlagsrecht verlor; hierüber hat er in den Zeitungen seine Verwunderung ausgedrückt; denn, sagt er, wenn der Autor kaum belangt worden ist, unter dem Vorwande, er habe vielleicht nicht gewußt, daß er kein Recht habe, seine Stücke abermals zu verkaufen, wie kann man denn mich belangen, der ich noch weit weniger Alex. Dumas Rechte kennen konnte, als er selbst? Deßhalb hat er denn auch von dem Urtheile des Handelsgerichts, das ihm so abgeschmackt vorkommt, an die Cour royale appellirt. Bald wird man also das Weitere in dieser Sache vernehmen. Uebrigens bin ich überzeugt, daß sich Alex. Dumas einen Spaß aus der Sache macht, wie aus jeder andern. Er ist einer der lustigsten Dichter in Paris, obschon er sehr ernsthafte Dinge schreibt, und für ihn hat ein solches unabhängiges Leben mehr Reiz, als alle andere Stellungen in der Welt. Deßhalb schmeichelt er auch keinem Hofe und keiner Gewalt, wie so manche andere Dichter, sondern behält sein freies Wort und seine freie Meinung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 134.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 5. Juni 1834.

Hier seht ihr freilich keine grünen Auen,
Und könnt euch nicht im Duft der Rose baden;
Doch was ihr saht an blumigern Gestaden,
Vergeßt ihr hier und wünscht es kaum zu schauen.
Die stern'ge Nacht beginnt gemach zu thauen,
Um auf den Markus Alles einzuladen.

Platen.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Ein Abendbesuch galt den öffentlichen Gärten, mit welchen der Vicekönig von Italien, der Herzog von Leuchtenberg, einst die Stadt bereichert hatte. Die Gefährten waren schon früher auf einer Gondel dorthin vorausgefahren, und ich folgte ihnen, nachdem ich mich von den Unterhaltungen mit einer Wiener Familie losgerissen hatte. Die Dämmerung war schon mit allen ihren Nebeln heraufgezogen und lagerte auf den Ufern, welche jezt erst sich zu beleben anfingen. Die Gärten liegen in beträchtlicher Entfernung; der Weg dorthin führte an einem Kriegsschiffe vorbei, welches fortwährend im Hafen stationirt ist und eben seine Wachtkanonen lößte; zur Rechten lag das breite Dampfboot, welches noch am heutigen Abende seine Fahrt nach Triest antreten sollte. Die viel empfohlenen Gärten täuschten mich, hier glaubte ich eine Versammlung der Einwohner zu finden, welche sich in dem Schatten der hohen Bäume unter mannichfachen Belustigungen erholten; doch war Alles melancholisch still um mich her, der Garten war klein, und man hörte von allen Seiten die an die Mauer anschlagende Welle. Hie und da glitt ein Philosoph oder ein träumerischer Verliebter durch die Alleen, welche sich zulezt in einem kleinen Wirthshause zusammenfinden. Meine Freunde waren nirgends zu erblicken. Erst als ich wieder auf einer Barke von der nassen Pforte dieser Gärten abstieß, suchte ich den leeren Eindruck, welchen sie in mir hinterlassen hatten, zu bannen, und begriff sehr bald das Unrecht, welches ich dem Vicekönig anthat. Man lernt unter diesen unabsehbaren Wassern den Werth des Landes schätzen. Venedig ist dem Elemente abgetrozt, und kann mit nichts so geizig verfahren, als mit der Erde. Wie ängstlich ist überall die Ersparung und Benutzung des Raumes berechnet! Jeder Fuß breit Landes, selbst wenn auf ihm nichts liegt, als ein Quaderstein für die Fußgänger, scheint bei dem großen Calcul über Venedigs Anlage, Dauer und Existenz in Anschlag gebracht worden zu seyn. Es ist, als sey die ganze Stadt bis auf Zoll und Linie vermessen, als würde über jeden Fuß in einem eigenen Buche Conto geführt. Unter solchen Umständen erscheint uns die kleine Baumpartie, welche unter dem Namen der öffentlichen Gärten so übermäßig empfohlen wird, in einem andern Lichte. Es mußten die größten Anstrengungen vorhergehen, ehe aus einer sumpfigen Wasserfläche eine solche Anlage entstehen konnte, wie sie jezt dem Venetianer über Alles geht.

Unter einem zweiten Kanonenschusse des Wachtschiffes stieg ich bei der Piazetta ab, welche von der halben Bevölkerung Venedigs schon wieder belebt war.

Alle Erscheinungen des gestrigen Abends wiederholten sich. Eine Sängerin ließ sich mit einigen Rossiniaden vor demselben Kaffeehause hören, in welchem ich gestern die Allgemeine Zeitung gelesen hatte. Ich suchte, hier eingetreten, die neueste Nummer, und fand meine Gefährten schon damit beschäftigt. Sie hatten die Gärten bald verlassen, aber auf der Rückkehr den Fußweg eingeschlagen, von welchem ich mir noch keine rechte Vorstellung machen konnte. Der Berliner mit seinem Erinnerungsbande behauptete, daß Oesterreich hinter Preußen noch sehr zurück sey; denn für jenes werde von der Allgemeinen Zeitung immer eine besondere Ausgabe verfertigt; wir lachten ihn aus und zogen jezt die ernste Frage in Erwägung, ob wir nicht bald in das Innere Venedigs dringen wollten, um seine herrlichen Gebäude, seine Malerschätze, seine historischen Denkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Wir schnitten fast alle eine klägliche Grimasse, entschlossen uns aber, für morgen einen Lohnbedienten zu nehmen.

Ein herrlicher, sonniger Tag begrüßte den folgenden Morgen; es war ein Festtag, ich weiß nicht zu Ehren welches Heiligen. Die Glocken riefen die Frommen in die Kirchen, draußen auf dem Balkone blendete die Sonne, welche von dem Wasserspiegel widerstrahlte. Die Flaggen wehten auf den Fahrzeugen, und die Schiffer hatten sich alle in Festtagskleider geworfen, wenigstens gaben ihnen die flatternden, schneeweißen Hemdärmel ein gewaschenes und sonntägliches Ansehen. Der Lohnbediente der Europa stand vor uns und redete uns im gebrochensten Deutsch also an: „Herren, wollen wir kurz seyn, wollen wir fahren?“ Wir hatten an ihm keinen gewöhnlichen Bedienten: er versicherte uns, kein Frauenzimmer in ganz Venedig zu kennen, hinkte mit seinem schwerfälligen Körper und sprach so viel Sprachen, daß ich ihn Signor Mezzofanti taufte, ob er gleich anders hieß. Mezzofanti war aus Straßburg gebürtig und hatte unter Napoleon seine linguistischen Studien gemacht. Er hatte sich als Husar in den Besitz von sieben Sprachen zu setzen gewußt, was immer die beste Eroberung des Krieges ist, weil man sie im Frieden nicht wieder herauszugeben braucht. Er focht in Spanien, in Deutschland, in Italien, in Rußland, in Slavonien, er diente später als Freiwilliger in Griechenland und war Franzose; was bedurfte er mehr, um sieben Sprachen nicht nur verstehen, sondern sogar sprechen zu können? Der Gasthof Europa konnte sich keinen bessern Portier wünschen; denn er war ein Sprachinstrument, das von jedem anlandenden Fremden nur betastet zu werden brauchte, um sogleich in entsprechenden Lauten zu klingen. Leider hatte die Heptaglotte den guten Mann ganz heruntergebracht. Er ließ seinen wissensschweren Kopf nachlässig hängen, lispelte nur in ängstlichen Tönen und spielte überhaupt eine so erschöpfte, ausgeriebene, baufällige Figur, daß ich froh bin, wenn ich in keinem Lohnbedienten je wieder einen linguistischen Husaren finde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die von den Alten abgebildeten Thiere.

(Fortsetzung.)

Daß Löwen, Tiger, Panther, Leoparden, Bären, die vornehmsten, in ganzen Schaaren erscheinenden Schauspieler im Circus, auf den Monumenten häufig, ja am allerhäufigsten vorkommen, versteht sich von selbst. Die Menge großer reißender Thier, welche die Römer vorzüglich bei ihren Spielen um's Leben brachten, ist so ungeheuer groß, daß jezt alle Monarchen Europas und der ganzen Welt nicht so viele zusammenbrächten. Trajan gab nach seinem Sieg über die Parther Spiele, wobei gegen eilftausend wilde Thiere auftraten und erlegt wurden. Das Faktum dieses ungeheuren Verbrauchs von Thieren im Circus ist in mehr als Einer Hinsicht naturgeschichtlich interessant. Wir sehen daraus, daß die Geschlechter der wilden Thiere, namentlich der Fleischfresser, einst ungleich zahlreicher waren als jezt. Da alle gefangenen Thiere am Ende immer umgebracht wurden und der Ehrgeiz die römischen Imperatoren und Großen antrieb, ihrer immer mehr herbeizuschaffen, so mußte dadurch am Ende die Zahl der schädlichen Thiere, auf deren Ausrottung der Mensch im Kulturstande ausgeht, wirklich bedeutend vermindert werden. Der Einfluß des Menschen in dieser Beziehung war desto stärker, als diese blutigen Schauspiele, mit welchen sich Anfangs politische Zwecke verbunden hatten, später in einen alle Begriffe übersteigenden Luxus ausarteten.

Die Löwen waren, wie es scheint, zu Rom und Carthago so häufig, daß man sie wirklich gezähmt und abgerichtet hatte. So besaß Hanno zu Carthago einen Löwen, der so zahm war, daß er ihm wie ein Hund nachlief. Antonius ließ, nicht lange vor unserer Zeitrechnung, seinen Wagen mit zahmen Löwen bespannen, während Domitian dem Volk den Kampf einer Frau mit einem zahmen Löwen zum Besten gab. Der eigentliche Tiger kommt auf den Monumenten weit seltener vor, als der Löwe, der Leoparde und besonders der Panther. Der erste, den man zu Rom sah, als Marcellus seinen Tempel weihte, befand sich in einem Käfigt; später ließ Claudius bei der Einweihung des Pantheon ihrer vier auftreten. Ein noch vorhandenes Mosaik stellt diese Tiger in natürlicher Größe vor, und ihre Aehnlichkeit mit dem Tiger, wie wir ihn kennen, ist frappant. Auch auf manchen

Gemmen kommen sehr gute Abbildungen des Königstigers vor. Fast so gemein als der Löwe, der wohl das am häufigsten reproducirte Thier seyn möchte, sind Leoparden und Panther. Sie traten aber auch in Rom in ganzen Schaaren auf, und zum erstenmal schon sehr früh, nämlich 156 Jahre vor unserer Zeitrechnung, wo Marcus Fulvius welche im Circus sehen ließ. Scipio Nasica und Publius Lentulus folgten diesem Beispiele, und lezterer brachte ihrer bereits 63 zusammen. Nicht lange aber, so war dies eine Kleinigkeit; Pompejus ließ 410, August 312 dem Volke vorführen, und später brachte Gordianus gegen tausend zusammen. Kein römischer Kaiser vereinigte aber im Circus mehr wilde Thiere überhaupt als Probus.

Sehr interessant ist die Bemerkung, daß die Alten allem nach vom Elephanten genauere Kenntnisse gehabt als die neuern Naturforscher, Buffon und Linné noch mit eingeschlossen. Aristoteles wußte mehr vom Bau des Elephanten als sie, und auch was er von seinen Sitten erzählt, ist richtiger. Ja noch mehr, weder der eine noch der andere der genannten Forscher hat die beiden Arten des Elephanten getrennt, während ihr Unterschied den alten Schriftstellern und Bildnern gar wohl bekannt war. Auf römischen und griechischen Münzen, namentlich von Alexander, Commodus, Antoninus Pius, Antiochus und Alexander Severus, sind die beiden Arten sehr charakteristisch abgebildet. Den afrikanischen Elephanten erkennt man namentlich leicht am rundlichen Umriß seines Kopfes, an der gewölbten Stirne und den großen Ohren auf den Münzen des Regulus und auf manchen von Julius Cäsar. Nicht selten sind die Elephanten bekleidet oder mit Netzen überzogen dargestellt. — Seleucus Nicator besaß fünfhundert Elephanten von der asiatischen Art, die Ptolemäer dagegen brauchten im Krieg und zu Festen immer nur afrikanische Elephanten. Unter einem der Ptolemäer, wahrscheinlich Philadelphus, kam auch zuerst die Kunst auf, sie zu fangen, und sie mußte sich wohl sehr rasch ausbilden, denn die Menge von Elephanten, welche Imperatoren und Große zu Rom aufführten, ist wirklich fast unbegreiflich, wenn man bedenkt, wie schwer sie doch zu fangen sind. Die ersten Elephanten wurden zu Rom im Circus auf Befehl der Obrigkeit 136 Jahre vor Christus getödtet. Später gelang es, sie zum Krieg abzurichten und zu zähmen; so kämpften bei einem Feste, das Cäsar gab, zwanzig Elephanten zuerst gegen fünfhundert Mann zu Fuß, dann gegen eben so viele Reiter. Nach Macedoniens Eroberung brachte Metellus 142 Elephanten nach Rom, die daselbst mit Pfeilen getödtet wurden. Nach dem eben erwähnten Feste ließ sich Cäsar von den Elephanten nach Hause leuchten. Daß die Römer den Elephanten zum Kniebeugen, ja zum Tanzen abgerichtet, ist bekannt.

Auch die Verwandten des Elephanten, Nashorn, Nilpferd, Eber, so wie die verschiedenen Schweineracen, welche man für Nachkömmlinge des wilden Schweins hält, fehlen nicht auf den Monumenten. Namentlich mußte eine Schweinrace zu Rom sehr häufig seyn, weil sich ihr Conterfei so gar oft wiederholt. Diese Spielart ist die Guineische, leicht kenntlich unter allen andern an der starken Mähne, die über Hals und Rücken bis in die Lendengegend läuft. Sie war von jeher in Afrika, mit welchem Lande ja die Römer in sehr starkem Verkehr standen, sehr verbreitet, und kommt daher auch auf den Münzen oft vor, indessen nichts weniger als allein; denn so findet man z. B. auch eine, den chinesischen Schweinen sehr ähnliche Race, deren vornehmstes Merkmal die kurzen Füße sind, wobei der dicke Bauch fast den Boden berührt. Von dieser Race findet sich eine sehr treffende Abbildung unter den Herkulanischen Alterthümern. Das erste ganze Wildschwein brachte zu Rom Servius Rullus auf die Tafel; aber schon Antonius ließ während seines Triumvirats acht zumal auftragen.

Auch die Rhinoceros waren den Römern sehr gut bekannt und finden sich häufig abgebildet. Schon fünf-und-fünfzig Jahre vor Christus zeigte Pompejus bei der Einweihung seines Theaters dem Volk ein Nashorn mit Einem Horn, oder ein asiatisches; diese Art kommt unter andern auch auf dem Mosaik von Palestrina vor. Erst unter Domitian sah man zu Rom zum ersten Mal das Nashorn mit zwei Hörnern, oder das afrikanische. — Das Hippopotamus oder Nilpferd ist zwar von den lateinischen Schriftstellern sehr schlecht beschrieben, aber von den Bildnern dieses Volks ganz gut dargestellt worden. So ist es auf dem Mosaik von Palestrina recht treu abgebildet, ferner auf manchen Münzen, wie auf denen des Kaisers Julius Philippus. Das erste Hippopotamus brachte Aemilius Scaurus nach Rom. Derselbe ließ angeblich Knochen von dem Thiere sehen, dem Andromeda ausgesezt gewesen, und da einer derselben sechs-und-dreißig Fuß maß, so war es ohne Zweifel die untere Kinnlade eines Wallfisches.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bordeaux, Mai.

Der Verfall der Stadt und dessen Ursachen.

Frankreichs Großstädte zweiten Ranges, einst so reich und blühend, haben ein trauriges Schicksal. Während Lyon vom Bürgerkrieg zerrissen und von französischen Kanonen zerstört wird, sinkt Bordeaux wie vermodert in sich selbst zusammen, ein Gespenst von dem, was es einst war. Lange war es die erste Handelsstadt Frankreichs, ja eine der vorzüglichsten der ganzen Welt. Ungeheure Reichthümer strömten

von allen Seiten nach diesem port de la lune. Seit der Revolution, besonders aber seit den Juliustagen 1830, hat dieser Glanz immer mehr abgenommen, und in unsern Tagen scheint er ganz zu verschwinden. Unsere Rhede ist fast leer von Schiffen, und die Fremden werden bald den Weg zu uns vergessen haben. Und doch möchte man auf den ersten Anblick sagen, die Elemente unsers Gedeihens seyen noch dieselben. Nach wie vor ist Bordeaux Lage glücklich, seine Weine sind gleich ausgesucht und vortrefflich, seine dem Handel angehörende Bevölkerung ist noch immer für diesen geeignet. Wie aber die Gesundheit eines Menschen viel vom Klima abhängt und von diesem anders gestaltet wird, so steht das Gedeihen der Handelsstädte wesentlich unter dem Einfluß der politischen Atmosphäre. Der Mensch kann sich mit Vorsicht an ein Klima gewöhnen und ohne Schaden in ihm leben und gedeihen; unsere Stadt aber hat dies übersehen; denn als sich durch die gänzliche Veränderung des gesellschaftlichen Zustandes Alles in Frankreich geändert hatte, glaubte sie allein beim Alten bleiben zu können. Wenn hierin Bordeaux selbst einiger Vorwurf zu machen ist, so muß doch auch unsere Regierung angeklagt werden, denn sie hat bisher nicht das Geringste zur Heilung und Vernarbung der Wunden gethan, welche die Revolution unserm Handel geschlagen hatte. Damit mich der geneigte Leser verstehe, muß ich etwas in's Einzelne gehen.

Durch die Revolution und die fünf-und-zwanzig Jahre hartnäckigen Kampfes gegen England und ganz Europa, durch die Verluste des langen Seekriegs und die Kontinentalsperre wurde der alte französische Handel vernichtet. Napoleon wollte Frankreich neue Hülfsquellen schaffen und ihm Ersatz geben für das, was es durch den Krieg mit England verlor, er wollte überdies dem Lande alle fremden Erzeugnisse entbehrlich machen. Darum beschloß er, in dem bisher großentheils Ackerbau und Handel treibenden Frankreich mehr Industrie und Fabriken einzuführen und zu begünstigen. Was bei dem gewöhnlichen Entwickelungsgang nicht in mehreren Jahrhunderten hätte geschehen können, das entstand jezt schnell durch Kunst, durch Treibhauskultur. Es gelang, die meisten Arten von Industrie einzuführen, die bisher Frankreich gemangelt hatten, ja mehrere Provinzen, mehrere große Städte im Norden und Süden bereicherten sich schnell auf diesem Wege. Aus demselben Grund geschah Aehnliches in andern europäischen Staaten, besonders in Deutschland, Preußen, Oesterreich, Rußland und Sardinien; alle bemühten sich, die fremde Industrie auszuschließen und einheimische an ihre Stelle zu setzen, mit Einem Wort, sich zu individualisiren und zu isoliren. Dies ist der Schlüssel zu allen neuen Douanengesetzen. Dieses System hat bei uns Wunder gewirkt; Frankreichs ganzer Reichthum, unendlich vermehrt durch die Erpressungen von Groß und Klein in den eroberten und verbündeten Ländern, floß schnell zur Errichtung von Fabriken und Manufakturen aller Art zusammen. Bald wurden die politischen Folgen hievon fühlbar. Die zwei Invasionen der Fremden in Frankreich stürzten zwar Napoleon, den Mann der Revolution, vom Throne, konnten aber an seine Verwaltungsgrundsäze nicht die Hand legen. Und da die restaurirten Bourbons die neuen Grundlagen der Gesellschaft angenommen hatten, so mußte, da die militärische Herrschaft verschwunden war, politische Macht und Einfluß nothwendig der Geld- oder Reichthumsaristokratie zufallen, und da alle großen Kapitalien in Fabrikunternehmungen steckten, so mußte die Industrie die Herrscherin des Landes werden. Zwar gab sich der alte Adel alle mögliche Mühe, um ihr den Ackerbau entgegenzusezen, alle seine Versuche waren aber umsonst, und die Juliusrevolution sezte vollends dem Industrialismus die Krone auf. Daraus wird auch erklärlich, warum die neue Regierung auf die Industriedepartements und Städte viel mehr Sorge und Aufmerksamkeit verwendet, als auf diejenigen, wo Ackerbau und Handel vorherrscht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Improvisatoren.

Neben den Theatern und Konzerten hatten wir vorigen Monat auch noch halbwöchentliche Vereine, wie es deren übrigens Jahr aus Jahr ein gibt. Eine gewisse Madame Cherreau-Lemercier lud zu einer Séance de littérature et d'improvisation ein, welche als Eröffnung eines Lehrkursus über Vorlesen und mündlichen Vortrag dienen sollte. Diese Dame wollte theoretisch und praktisch zeigen, wie man gut vorlesen müsse. Dazwischen versprach der bekannte Improvisator Eugène de Pradel, Proben seiner Extemporirkunst abzulegen, und die Dlle. Elisa Mercoeur sollte ein von ihr verfertigtes Gedicht vorlesen. Dieses Frauenzimmer dichtete zuerst in der Provinz und erschien daselbst als ein Wunderkind. Unter der Regierung Karls X. ließ ein Minister, Graf Corbière, wenn ich nicht irre, sie nach Paris kommen, und erwies ihr dadurch einen schlechten Dienst; denn nachdem man sie höhern Orts gelobt und bewundert hatte, ließ man sie stehen, und die arme junge Dichterin konnte nun weder rückwärts, noch vorwärts, das heißt, sie wollte nicht wieder in ihre Provinz Bretagne zurück und blieb in Paris, aber ohne Aussicht für die Zukunft. Indessen mag es ihr doch so übel nicht gehen, denn sie dichtet noch munter fort. Wäre sie aber in der Provinz geblieben, so hätte man gesagt: Elisa de Mercoeur ist die erste Provinzialdichterin Frankreichs. Jezt ist sie die zehnte oder vielleicht zwanzigste Dichterin in Paris, womit jedoch nicht gesagt werden soll, daß sie nicht zuweilen recht gute Eingebungen hat. Alle an jenem Abend gebotenen literarischen Genüsse ließ ich aber fahren, um einen deutschen Improvisator, den Dr. Langenschwarz, zu hören, welcher von Stadt zu Stadt dichtend und extemporirend bis zu den Seineufern gelangt war und hier privatim vor seinen Landsleuten eine Probe seiner Kunst zum Besten gab. Er hatte bereits bei dem österreichischen Gesandten drei Viertelstunden lang über Maria Theresia und das moriamur pro rege nostro extemporirt, diesmal aber verlangte man kein so feierliches Thema von ihm. Es hält jedoch schwer, eines zu finden, das ihm behagt. Er hatte aus Deutschland eine solche Angst vor allen politischen Andeutungen mitgebracht, daß er sogar das Geschichtliche vermeiden zu wollen schien. Vergebens rief man ihm zu: in Paris haben Sie weder Censoren, noch diplomatische Noten zu fürchten; es half nichts, er glaubte noch immer nicht den Rhein überschritten zu haben. Zulezt schlug er vor, er wolle von Jedem aus der Gesellschaft ein beliebiges Thema verlangen und über eines extemporiren. Dies wurde genehmigt; nun gerieth er in Fleiß und es ging ihm recht flink von der Hand. Noch besser gelang ihm die Ausfüllung der Verse, deren Endreime ihm aufgegeben worden waren. Pradel, der französische Improvisator, ist in diesem Fache ebenfalls Meister; allein er stellt die Reime nach seinem Belieben zusammen. Langenschwarz ließ sie aber gerade in der Ordnung stehen, worin sie ihm aufgegeben worden waren, wodurch er also noch eine Schwierigkeit mehr zu überwinden hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 135.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. Juni 1834.

Was wir Irrthümer der Alten zu nennen pflegen, sind häufig nichts anderes als Wahrheiten, die wir erst wieder zu entdecken haben.

Bailly.

Ueber die von den Alten abgebildeten Thiere.

(Fortsetzung.)

Auch mit den Wiederkäuern haben sich egyptische, griechische und römische Bildner vielfach beschäftigt. Die Antilope Algazel, welche man erst seit wenigen Jahren in Europa kennt, findet sich auf altegyptischen Monumenten sehr gut gezeichnet. Dasselbe gilt vom Oryx, oder der Antilope mit fast geraden Hörnern, von der Manche glauben, ihr im Profil und im trockenen Styl der Egypter gezeichneter Umriß habe zu der Fabel vom Einhorn Anlaß gegeben.*) Das Elenthier mit dem Riesengeweih, dessen Knochen und ungeheure Hörner an manchen Orten in Torfmooren und Morästen gefunden werden, galt in neuerer Zeit vielfältig für ein Thier, das in der jetzigen Periode der Erdbildung gar nicht mehr gelebt habe, dessen Ueberreste also für fossil zu erklären seyen. Jetzt ist es allerdings in Folge der Austrocknung der Sümpfe und Moräste ausgestorben, es war aber sicher noch den Römern bekannt, denn unverkennbar tritt es in einer alten römischen Malerei auf; und es muß schon deßhalb noch in den historischen Zeiten gelebt haben, weil der römische Poet Oppian (im zweiten Jahrhundert nach Christus) das Thier sehr genau beschreibt, eine Bemerkung, die schon Aldrovande im sechzehnten Jahrhundert macht. Materiell beweist es vollends der Umstand, daß man an einem seiner Knochen, der in Italien gefunden worden, einen Auswuchs beobachtet hat, wie er in Folge der Verletzung durch ein spitzes, schneidendes Werkzeug zu entstehen pflegt. Man sieht kaum ein, warum manche Naturforscher dieses Faktum so hartnäckig geleugnet haben. Es ist doch wohl ganz natürlich, daß ein Thier, das die Römer fortwährend jagten und bei ihren Spielen in Menge tödteten, am Ende ausstarb, und just dieses Geschlecht mußte desto rascher zu Grunde gehen, da es wegen der ungeheuren Größe seines Geweihs sich nicht überall hin flüchten konnte und die Moräste, welche sein eigentlicher Aufenthalt waren, nach und nach von selbst ertrockneten. — Nach den gemeinen Mitgliedern des Hirschgeschlechts darf man sich unter den alten Schildereien ohnehin nicht lange umsehen: der gemeine Hirsch, die Hirschkuh, der Dambirsch, das Reh, die Gazelle, der Bubalis, eine Antilopenart mit doppelt gekrümmten, rückwärts gewandten Hörnern, welche in der äußern Bildung zwischen dem Hirsch und dem Rind in der Mitte steht und uns erst in den letzten Jahrhunderten wieder bekannt geworden ist, treten sehr häufig auf, nicht weniger Böcke, Ziegen, Widder und Schaafe.

*) Vergl. den Aufsatz über das Einhorn 154. 155. 1833.

Auch die beiden Arten des Kameels, das mit zwei Höckern, das sogenannte Bactrianische, und das mit Einem, der Dromader, sind auf den antiken Bildwerken äußerst treffend wiedergegeben; vorzüglich interessant in dieser Beziehung sind manche Münzen von Hadrian, Commodus, Caligula und Caracalla. Beide Arten waren bei dem großen Fest zu sehen, das Ptolemäus Philadelphus seinem Vater Ptolemäus Soter zu Ehren gab. Es wurde dabei der Triumph des Bacchus vorgestellt, und es prangten dabei Thiere aller Art. Nach Athenäus, einem griechischen Grammatiker des zweiten Jahrhunderts, sah man daselbst Elephanten, Hirsche aller Art, den Bubalis, den Oryx, äthiopische, arabische, griechische Schaafe, weiße Hirsche aus Indien, zwanzig indische, blendend weiße Stiere u. s. w.; ferner eine Unzahl Leoparden, Panther, weiße Bären, Strauße und Papagaien, nebst einer Menge anderer äthyopischer Vögel; auch vier Luchse, ein äthiopisches Rhinozeros und eine Giraffe. Am erstaunlichsten dabei war vollends eine Meute von zweitausend vierhundert Hunden, nebst vier-und-zwanzig ausgezeichnet schönen männlichen Löwen. Neuere Naturforscher wunderten sich vielfältig, wie weiße Bären, überhaupt Bären nach Alexandrien gekommen seyn sollten. Schon der alte Philosoph Megasthenes (im dritten Jahrhundert vor Chr.), von dessen Reisen in Asien Bruchstücke auf uns gekommen sind, erzählt zwar, es gebe Bären im südlichen Indien, lange aber glaubte man nicht daran, bis man erst vor wenigen Jahren mehrere Arten, namentlich den weißen Bären, in jenen Ländern entdeckte und somit den Alten Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte. Eben jener Megasthenes hatte schon behauptet, die meisten unserer Hausthiere finden sich in Indien wild; dies ward zwar im Allgemeinen geglaubt, indessen auch erst in neuerer Zeit bestätigt gefunden. — In Rom mußten die Bären sehr gemein seyn; schon Scipio und Lentulus zeigten sie dem Volk zu halben Hunderten, und Caligula ließ ihrer vierhundert im Circus umbringen. Auf den Monumenten kommen sie so häufig als die andern Fleischfresser und sehr charakteristisch abgebildet vor.

Der **Auerochs**, der Bison der Alten, fehlt gleichfalls nicht in ihrer Menagerie und unter ihren Bildern. Es scheint sogar, daß es den Römern gelungen ist, ihn zu zähmen; wenigstens hatte Kaiser Domitian welche, die er anspannte. Später tritt das Thier auch im Circus auf, namentlich unter Septimus Severus, doch nicht in Menge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Vor allen Dingen erhielt Mezzofanti die Weisung, seine Kenntnisse nur sehr im Auszuge an uns zu bringen, unsern Augen nur das Wichtigste vorzuführen und alle unsere Besuche in Kirchen und Pallästen nur für Lakonismen anzusehen. „Ich weiß nicht, was Sie sich so sputen!“ sagte der Berliner ärgerlich; allein unser Führer stand uns mit der Thatsache bei, daß Dogenpallast, Bleikammern, Markusbibliothek heute, als an einem Festtage, unsichtbar seyen, und nur mit Mühe gelang es, den freiwilligen Apotheker mit dem Napoleonschen Husaren über die weise Benutzung der Zeit zu versöhnen. Wir fuhren zuerst nach St. Giorgio hinüber, welches zur linken Hand gerade in unserer Aussicht lag. In allen Kirchen, welche Palladios Namen oder den seiner Schule tragen, wird man die Säule im antiken Sinne verbannt finden. Es scheint ihn die Idee geleitet zu haben, daß diese alte Säule nur den hülflosen Anblick der Unterstützung gewährte, wenn sie groß und erhaben ist, und daß sie klein, dünn, doppelt verbunden seyn müsse, wenn sie schmücken soll. In dieser leztern Anwendung findet sich die Säule überall bei Palladios profanen Gebäuden, und man wird sie namentlich in dieser Rücksicht bei der Signoria in Vicenza benuzt finden. Für den heiligen Styl näherte sich Palladio eher dem gothischen Pfeiler, dessen kräftiger, mauerartiger Fuß ihm benutzbarer schien, als die in die Höhe schießende Strebung. Daher ist seine Wölbung und seine Säule nur die Folge des Durchbrechens; beide sind da, um dem Baue weniger einen Anhalt als Licht zu verschaffen. Dies ist das ganze Geheimniß der Kuppel Palladios, welche fast überall einen schönen, überraschenden Eindruck macht. Wie verschieden ist dieser Eindruck von dem der Markuskirche! Es gehört eine lange Gewöhnung dazu, die überladene Pracht dieser leztern schön zu finden. Man fühlt sich in ihren Räumen, welche von Gold, Mosaik und dem köstlichsten Gestein prangen, nicht heimisch, weil in ihrer alten, arabisch-byzantinischen Anlage nicht jene gleichmäßige Beherrschung der Mittel und Formen waltet, welche immer nur erst auf einer höhern Stufe der Kunst eintreten kann.

Wir fuhren in den großen Kanal, um wenigstens noch einige der bedeutendsten Gemäldegalerien zu besuchen. Die herrlichsten Palläste der Cornaro, Pesaro, Barberini und anderer großen Geschlechter werfen ihre trauernden Schatten in die Wassertiefe. Ein düsteres, ödes Schweigen lag auf ihnen, wie das schmutzige Moos, welches die Ritzen ihrer Marmorlagen verkittet und sich an den grauen Säulen hinaufrankt. Alle diese Häuser stehen

leer und baufällig, und die verarmten Besitzer würden bereit seyn, sie abzureißen, wenn sie für die Steine Käufer fänden. Die Palläste sind ihnen eine schwere Bürde, weil die städtische Verwaltung eine Steuer von ihnen erhebt, welche unerschwinglich ist und sich nirgends, selbst aus der Miethe nicht, herausschlägt. In einem dieser Ueberbleibsel alter Größe wohnte Byron. Ein herrlicher Pallast gehört dem Grafen Manfrini, dessen glänzende Gemäldesammlung zu den schönsten Zierden Venedigs gehört. Hier waren wir endlich von den farbenmatten Stücken der venetianischen Schule, welche von Verona her in Kirchen und öffentlichen Gebäuden überall zur Schau stehen, abgezogen, und konnten unser Auge in der üppigen Pracht der Florentiner baden. Auch die Deutschen hatten hier ihre werthvollsten Repräsentanten gefunden, und namentlich zogen uns viele Erwerbungen aus der niederländischen Schule an. Diese Gerechtigkeit, welche hier jeder Manier widerfuhr, ließ uns auf den feinen Kunstsinn des Besitzers, des hochbetagten, zufällig abwesenden Grafen schließen. Hier war es auch, wo ich die Liebhabereien meines Berlinischen Landsmanns erfuhr. Er sah diese Gemälde alle mit einem Kennerauge an und behauptete, schon fünfzig der seltensten Stücke in Berlin zu besitzen. „Die Kunst," sagte er, „ist göttlich, und darum bin ich auch Mitglied des Kunstvereins; besuchen Sie mich, und Sie werden Augen machen, wenn Sie meine Holländer sehen!" Ich bin noch nicht da gewesen; denn wie der Verfolg dieser flüchtigen Skizzen zeigen wird, gerieth ich in Triest mit ihm in Zwistigkeiten. Vielleicht treffen wir uns einmal im Tivoli, oder sonst wo, und versöhnen uns.

Die Mittagssonne stand schon sehr hoch, als wir noch beschlossen, einem langen Zuge von Gondeln zu folgen, welche alle mit festlich geschmückten Personen besezt waren und ein und dasselbe Ziel suchten. Es galt einem Besuch der Academia del arte, dem wir nachgaben, obschon unser Auge für Gemälde schon abgestumpft war. Durch die Säle ihrer Akademie zu wandeln, scheint ein Sonntagsvergnügen der Venetianer zu seyn. Die dichtgedrängte Menge war weniger der Kunst und ihrer Dilettanten wegen hier, als um sich zu sehen, zu sprechen, ein Stelldichein zu geben. Oesterreichisches Militär war vor den Thüren aufgepflanzt und befahl allen Männern die Hut- und den Frauen die Schleierabnahme. Einige Zöglinge der Akademie boten räsonnirende Kataloge zum Verkauf aus. In dem untern Geschoß befinden sich die Gypsabdrücke, in den obern die Malereien, welche oft sehr berühmte Namen tragen und unermeßlich große Compositionen bilden. Die ausgestellten Studien der Anfänger waren kläglich; die Antike schien auffallend zurückgesezt, ja selbst das Nackte war mit so planloser Treue wiedergegeben, daß wir zwar recht elegante Herrenfiguren, welche sich als Beiwerk zu einem architektonischen Gemälde recht gut ausnehmen würden, sahen, aber keine erhabenen, würdigen, poetischen Gestalten. Herkules hatte einen Kopf, der eben aus den Händen des Friseurs gekommen war, und Perseus trug einen Backenbart, der dem zierlichsten Elegant angehörte.

Wir trafen in Venedig die langweilige Jahreszeit, wo es kein Theater gibt. In St. Benedetto wurde gebaut, und die Truppen, welche auf den übrigen Theatern spielten, hatten sich mit den Vornehmen auf's Land gezogen. Gegen den Herbst erwartete man eine der vorzüglichsten Gesellschaften, die Oper von Turin; allein damit war uns nicht gedient, und es blieben für die Erholungen des Nachmittags nur kleine Spazierfahrten und die Abwechselungen des öffentlichen Lebens in den Gassen übrig. Für den heutigen Festtag that das Gouvernement etwas Außerordentliches. Die Fahnen an den drei Seiten des Markusplatzes wehten, und die Musikchöre der Besatzung mußten während des Abends bis in die tiefe Nacht die schwärmenden Venetianer unterhalten. Die Walzer von Strauß verfehlen nie ihre Wirkung, und die Bemerkung meines Freundes, des Leipziger Autors, war eben so wahr, als witzig, wenn er Napoleons Wort über Görres auf Strauß bezog, und diesen den vierten Alliirten nannte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Eine dramatisch-musikalische Soirée.

Wieder etwas Neues war eine Soirée dramatique et musicale, wozu ein Herr Gase, Vorsteher einer bedeutenden Erziehungsanstalt, einlud. Gase gibt sich viele Mühe, den Unterricht der ihm anvertrauten Jugend zu verbessern, und hat auch einige gute Abhandlungen über den Unterricht und die Erziehung geschrieben. Er nennt seine Unterrichtsmethode die rationelle, weil sie sich von dem alten Gange entfernt und mehr den Bedürfnissen der jezigen Zeit angepaßt ist. Deßhalb nimmt die Sprachkunde eine bedeutende Stelle in dem Unterrichtsplane ein. So wird denn das Deutsche, Englische, Spanische und Italienische ernstlicher getrieben, als anderswo. Hievon sollte die angekündigte Abendunterhaltung eine Probe liefern. Auf dem Einladungszettel stand: die Schüler werden Bruchstücke aus deutschen, spanischen und französischen Theaterstücken aufführen, die Theaterdekorationen haben sie selbst gemalt und die Orchestermusik werde ebenfalls von Schülern aufgeführt werden. Die Gase'sche Anstalt liegt in der Rue des Postes, weit hinter dem Pantheon, in einer einsamen Gegend, in welcher man glauben könnte, einige Meilen von Paris zu seyn, so todt und einsam sieht es in dieser langen, budenlosen Straße aus, wo man eine weite Strecke zwischen Mauern und einzeln stehenden Häusern wandelt. Als ich gegen acht Uhr

Abends ankam, wurde ich in einen großen Saal gewiesen, an dessen äußerstem Ende eine Bühne errichtet und dessen Inneres mit Zuschauern schon ganz gefüllt war, so daß kaum noch ein Platz übrig blieb. Es mochten wohl dreihundert Zuschauer und Zuschauerinnen zugegen seyn. Man hätte sich in eine Dorfkomödie versezt glauben können, wenn nicht der Schmuck der Damen daran erinnert hätte, daß man sich in einer Versammlung von Städtern befinde. Es wurde ein gedruckter Bogen vertheilt, welcher der Anfang eines vom Gasc'schen Institute herauszugebenden Blattes zu seyn schien und l'Essai, Journal des élèves de l'éducation rationelle betitelt war. Dieser Bogen enthielt jedoch bloß die Anzeige der drei fragmentarischen Theaterstücke, welche aufgeführt werden sollten, und zwar war bei den zwei fremden Stücken der Inhalt jeden Auftritts angegeben, was um so zweckmäßiger war, als von den anwesenden Personen wahrscheinlich nur ein geringer Theil deutsch oder spanisch verstand. Der Vorhang ging auf, und welches Wunder! Raupachs „Raphaele“ wurde von französischen Knaben in der Rue des Postes zu Paris aufgeführt. Ich wette, in dem ganzen Quartiere hatte Niemand gewußt, daß ein Raupach auf der Welt sey und Schauspiele geschrieben habe. Man hatte die Hauptstellen ausgesucht und in vier kleine Aufzüge abgetheilt, so daß doch ein leidliches Ganze geblieben war. Die Knaben waren sonderbar vermummt, die vorgeblichen Weiber besonders sahen drollig aus; auch wurde das Deutsche ziemlich französisch ausgesprochen, indessen war das Geleistete doch schon viel. Ich glaube, so weit als Herr Gasc hat es in dieser Hinsicht Niemand in Paris gebracht. Die Schlußscene, worin Raphaele, Osmin und Heliodor übereinanderfallen, belustigte die französischen Zuschauer ungemein — es thut mir leid wegen Raupach, es gestehen zu müssen — und das Auditorium war ganz heiter nach dem Schluß dieses Versuches. Die Dekorationen würde der Maler Cicéri freilich nicht für die seinigen haben ausgeben können; bei dem Lampenschein sahen sie jedoch aus, als ob es etwas wäre. Nun folgte eine Symphonie à grand orchestre, von den Zöglingen aufgeführt. Sie blieben gut im Takte und es folgte der Wirrwarr nicht, welcher dergleichen Versuche zuweilen stört. Hernach wurde Moratins Lustspiel „El baron“ beinahe ganz aufgeführt. Dies spielten die Knaben frisch und behende ab; das vermeintliche Lustspiel fiel aber in's Possenhafte, wie denn auch Moratin, als er das französische Lustspiel Le chevalier d'industrie behandelte, selbst die Absicht gehabt zu haben scheint, bloß Lachen beim Volke zu erregen, indem er aus seinem El baron einen ganz gemeinen Schmarotzer gemacht hat, der die arme Donna Monica bestiehlt und sich dann aus dem Staube macht. Der französische Chevalier d'industrie ist höher und besser gehalten. Nach diesem Stücke, das die spielenden Knaben wenigstens eben so sehr belustigt hatte, als die Zuschauer, ließ ein größerer Zögling ein Hornconcerto hören. Es war schon eilf Uhr, als Anstalt gemacht wurde, einen Aufzug aus Cas. Delavigne's Trauerspiel „Marino Faliero“ darzustellen. Der oben erwähnte Druckbogen versprach eine Aussicht auf den großen Kanal von Venedig, mit Mondschein. Allein in der einsamen und langen Rue des Postes befand sich kein anderes Licht, als der Schein einiger weit auseinander hängenden Lampen. Ich hielt es also nicht für gut, in dem entlegenen Quartiere um Mitternacht umher zu irren, und verließ den Saal der Gasc'schen Anstalt, mit der Ueberzeugung, daß die Knaben das französische Stück noch besser spielen würden, als das deutsche und das spanische. Auch habe ich nichts vernommen, was diese gute Meinung bei mir vertilgt hätte. Ich war froh, als ich die hohe Kuppel des Pantheons, der weiland Genovefenkirche wieder sah, und in ein Revier gelangte, wo es erleuchtete Buden, Miethkutschen, Kabriolets und Fußwanderer gab, lauter Dinge, welche den Bewohnern der Rue des Postes in der Regel eine seltene Erscheinung sind. Die Straße heißt wohl nur deßhalb Poststraße, weil hier von einer Post gar keine Spur anzutreffen ist, lucus a non lucendo.

Dg.

Bordeaux, Mai.

(Fortsetzung.)

Der Verfall der Stadt und dessen Ursachen.

Nun fragt sich's, welchen Antheil Bordeaux an dieser Bewegung und Umgestaltung genommen hat? Als große Land- und Seestadt war es ehemals der Mittelpunkt eines bedeutenden Landbaus und eines großen Handels. Unsere Stadt hatte jährlich dreimalhunderttausend Fässer Wein zum Austausch mit allen andern Völkern; davon wurden hunderttausend ausgeführt und eben so viel dienten dem Binnenhandel. Bordeaux hatte fast das Monopol des Handels mit St. Domingo, und halb Frankreich bezog von hier seinen Kaffee und den Zucker aus unsern Raffinerien. Durch die Revolution wurde dies ganz anders: die große Kundschaft verlor sich und der Seehandel erlag in dem Seekrieg mit England. Wir litten darunter, meinten aber immer, dies sey nur für einige Zeit, die ehemaligen Verhältnisse werden sich wieder herstellen. So hofften wir immer und legten dabei die Hände in den Schooß bis zum Ende des Kaiserreichs. Endlich kam die Restauration und wir erhoben uns nun schnell, um wieder in unser Handelsherkommen und auf seinen goldenen Boden zu treten. Wir rüsteten Schiffe aus und befrachteten sie mit Wein. Aber die Zeiten hatten sich indessen geändert. Das Ausland hatte unsere Weine entbehren gelernt, und vom Krieg her waren neue Zollgesetze dort eingeführt worden, die sie hoch besteuerten. Die Schiffe kamen also mit einem großen Theil ihrer Ladung zurück. Jezt verkaufen wir kaum vierzigtausend Faß in's Ausland. Die schnell aufblühenden Zuckerraffinerien von Nantes und Marseille haben unsern Binnenabsaz sehr vermindert. In dem Handel mit den französischen Kolonien hat uns das kluge und thätige Marseille auch den Rang abgelaufen. So ist Bordeaux, ehemals die erste Handelsstadt Frankreichs, unter Marseille, Lyon und Paris herabgekommen, und wenn dies so fortgeht, wird es auch bald unter Nantes, Rouen und St. Etienne stehen. Wir haben nur vier bis fünf Fabriken von mittelmäßiger Bedeutung, keine einzige vom ersten Rang. Jene Handelsstädte hingegen haben nicht nur selbst welche, sondern ziehen eine Menge Fabrikwaaren aus der nächsten Umgegend, aus den Mittelpunkten der Industrie an sich.

Woher kommt aber diese Indolenz bei uns? Man hat sie in dem bekannten windigen und eitlen Charakter der Gascogner gesucht. Dies ist aber wohl ein Irrthum, denn gar viele Franzosen stehen ihnen hierin keineswegs nach. Diese Gasconaden haben auch Bordeaux vor der Revolution nicht abgehalten, sich im Handel über alle französischen Städte zu erheben. Dagegen läßt sich ihnen Mangel an Nerv und geistiger Energie vorwerfen. Dies bezeugt auch des Landes und der Stadt ganze Geschichte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 136.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 7. Juni 1834.

Wie im Theater gaffen sie und zeigen
Auf euer vielgeschäftig tödtlich Spiel.

Shakespeare.
König Johann.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Zulezt blieb uns in Venedig nichts Merkwürdiges mehr, als das befestigte Arsenal. Wir hatten später den Dogenpallast gesehen, die Riesentreppe, welche nur sehr klein ist, und den gigantischen Namen vielleicht ihren Statuen verdankt; wir hatten die im Eingange des Pallastes etablirten Geheimschreiber des Volks, welche fortwährend mit gelehrter Miene die Feder spitzen und jedem unglücklichen Verliebten ihre Dienste antragen, belacht, wir hatten die Stelle gesehen, wo früher der Rachen des Löwen die Briefe an die Zehner aufnahm, eine Stelle, welche ganz schwarz von Verläumdungen ist; wir waren durch die Säle der Bibliothek gegangen, und hatten vergebens nach rechtem Lichte gesucht, um die berühmten Freskogemälde ungestört zu betrachten; wir waren höher hinaufgestiegen in den Saal der Zehner, dessen Vorzimmer die Verklärung einer Heiligen von Tizian schmückt, und hatten uns vor den Todesurtheilen gekreuzigt, welche hier verfertigt wurden; wir hatten dies Alles gesehen, nur dem Arsenal beizukommen blieb noch übrig, und es hielt sehr schwer, diese Eroberung zu machen. Die Oesterreicher peinigt es, sich beim Kugelgießen und Kanonenbohren überraschen zu lassen, und wir hätten schwerlich Einlaß bekommen, wenn nicht die unermüdliche Lust des Kaufmanns, Einkäufe und Bekanntschaften zu machen, aus dieser Verlegenheit geholfen hätte. Eines Abends kam er athemlos auf unser Zimmer, schilderte die Liebenswürdigkeit der österreichischen Armee, und gab uns die Hoffnung, mit Hülfe eines Artillerieoffiziers das Ziel unsrer Wünsche zu erreichen.

Es kostete mehrere Empfehlungen und die unbefangensten Mienen, um durch die Portale des Zeughauses zu gelangen. Unser Begleiter, der Artillerist, welcher einen rothmelirten, milchchokoladefarbenen Rock mit hellrothem Kragen und Aufschlägen trug, mußte erst von unsern Personalitäten dem wachthabenden Major einen kleinen Lebensabriß geben, ehe dieser mit freundlicher Miene die Hand an den Hut legte und uns zurief: mit vielem Vergnügen! Da schloß sich denn vor uns zuerst die Gewehrkammer auf. Es war ein martialischer Styl, in welchem hier gebaut worden. Die Säulen der großen Zimmer waren aus Gewehrläufen verfertigt, mancherlei Verzierungen bestanden nur aus Ladestöcken und Pistolenschlößen, ja ein doppelter österreichischer Adler war aus Flintenhähnen zusammengesezt. Man zeigte uns Mordgewehre aller Art, ausrangirte, solche, welche die Probe nicht gehalten hatten; aber bei weitem die meisten kunnten täglich benuzt werden. In einem der hintersten Zimmer trafen wir eine Merkwürdigkeit

des Tages, welche sehr interessant war. Auf einem hölzernen Geländer standen nämlich gegen zwei= bis dreihundert Gewehre, welche den italienischen Insurgenten bei den jüngsten Ereignissen abgenommen worden. Das war eine tumultuarische Volksbewaffnung; große und kleine Waffen, Vogelflinten, Karabiner, Pistolen ohne Lauf, ohne Schloß, ohne Hahn. Man wird bei diesem Anblick von einem schmerzlichen Gefühl ergriffen und weiß nicht, ob man den Grund desselben mehr in der Kraft der Sieger oder mehr in der Ohnmacht der Besiegten suchen soll.

Wir brachten einen langen Vormittag in den Räumen des unermeßlichen Arsenals zu. Es gibt Gefälligkeiten, welche man nicht ertragen kann, und die Bereitwilligkeit des Offiziers war eine solche. Was haben wir nicht Alles sehen müssen! Unsere Neugier war da noch lebhaft, als sie von den Resten der Republik, türkischen Eroberungen, alten Rüstungen, Schiffsmodellen und Aehnlichem befriedigt wurde; aber als wir anfingen, in die tausend technischen Einzelnheiten einer Schiffswerfte einzugehen, da sank uns der Muth. Jeder Nagel am Schiffe wird in einem eigenen Gebäude gefertigt, und in jedem Hause trat uns ein Werkmeister entgegen, welcher seinen Gegenstand für den wichtigsten des ganzen Arsenals hielt, und dafür immer das verhältnißmäßige Trinkgeld ansprach. Machte doch sogar der Vorsteher des Hauses, in welchem die Taue gedreht werden, die unbefangene Voraussetzung, wir werden seinen berühmten, 910 Schuh langen Saal mit unserem ermüdeten Fuße durchmessen. Und wenn noch Taue in ihm gedreht worden wären, wenn wir dazu nur die Anstalten gesehen hätten! Ueberhaupt war die Geschäftigkeit in dem Arsenal nur unbedeutend, die in Ketten geschlossenen Gefangenen thaten nicht viel mehr als betteln, und die Hammer= und Axtschläge der übrigen Arbeiter tönten so einsam, daß sie in dem weiten Bereiche fernhin widerhallten. Man sah, daß Oesterreich keinen Seekrieg im Auge hatte.

Das Wetter stürmte heute ohne Unterlaß, und wir hatten Mühe, auf der Straße der Sklavonier uns gegen die Gewalt des Windes zu schützen. Unter diesen Umständen waren die Unternehmer der Dampfschifffahrt zweifelhaft, ob sie noch am Abende würden auslaufen können. Nichtsdestoweniger belegten wir unsere Plätze und hofften, daß, wenn sich auch der Wind nicht legte, er doch eine Wendung bekäme, welche für die Fahrt nach Triest günstig seyn würde. Die Hoffnung schlug nicht fehl, und wir erhielten unter den Prokuratien, wo sich das Comptoir des Vapore befindet, den Bescheid, daß wir unfehlbar vor dem vollen neunten Schlage auf dem Schiffe eintreffen müßten. Wir hatten also noch drei Stunden Zeit, und auf eine Meerfahrt, auf das Risiko einer Dampfmaschine und die Seekrankheit vorzubereiten. Aus allen Scherzen, welche wir über diese Erwartungen und unser stilles Testament machten, sah doch zuweilen die ernstliche Annahme hervor, daß unter zahllosen glücklichen Fällen ein unglücklicher gerade uns treffen könnte. Mit meinem Landsmanne ließ sich diesen Abend kein vernünftiges Wort sprechen, und ich bekam ihn auch wirklich erst in Triest wieder zu Gesicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die von den Alten abgebildeten Thiere.

(Fortsetzung.)

Wir kommen nun zu den Nagethieren, deren man auf Münzen und Gemmen eine große Anzahl findet. So erkennt man namentlich auf den ersten Blick das Kaninchen, den gemeinen Hasen und den, durch seine langen Ohren ausgezeichneten egyptischen Hasen. Lezterer ist auf egyptischen Monumenten äußerst häufig, doch sieht man ihn auch auf römischen; dasselbe gilt vom Biber. Diese Thierarten hatten desto mehr die Aufmerksamkeit der Alten, namentlich der Römer auf sich gezogen, als ihr Fleisch meist sehr wohlschmeckend ist. Sie erfanden daher auch zu ihrer Hegung und Mästung eigene Thiergärten. Der Erfinder derselben war Fulvius Hirpinus um die Zeit des zweiten punischen Kriegs; sie hießen Leporaria; man zog darin den gemeinen, den ursprünglich spanischen und den Alpenhasen (lepus varius), welch lezterer heutzutage fast ganz ausgestorben ist. Neben den Hasen hielt man aber darin die meisten wilden Thiere aus den alten Forsten, und sie wurden daselbst so zahm, wie in unsern Thiergärten. — Unter den den Römern wohlbekannten Nagern erwähnen wir nur noch des grauen Siebenschläfers, der sehr sorgfältig für die Tafeln der Großen gemästet wurde.

Durch diese Sitte der Thiergärten, so wie durch die Spiele im Circus mußten die Römer nothwendig die wilden Thiere sehr genau kennen lernen und namentlich mit ihren äußern Charakteren sehr vertraut werden, und sie haben ihrer auch eine sehr große Menge nicht nur auf die verschiedenste Weise abgebildet, sondern auch beschrieben. Ihre Abbildungen sind aber fast durchgängig besser als ihre Beschreibungen: wenn diese häufig schwankend sind, weil sie sich der Gesetze der äußern Bildung noch nicht so bewußt waren, wie wir, so zeugen dagegen jene fast durchgängig von höchst lebendiger Naturanschauung und vom ernsten Bemühen, selbst wenn sie ein Thier idealisirten, es nach seiner vollen Eigenthümlichkeit wiederzugeben.

Die schönste Probe für den Werth der meisten antiken Thierbilder und das Vertrauen, das sie von Seiten des heutigen Naturforschers verdienen, ist der Umstand,

daß sich unter den von ihnen beschriebenen und abgebildeten Thieren gar nicht wenige befinden, welche man für fabelhaft erklärt hatte, bis sie, in Folge der Erweiterung des Handels und der Wissenschaft, in fernen Ländern wieder aufgefunden worden sind. Dahin gehört z. B. unter den Nagethieren die Stachelmaus, die sich nach Aristoteles und Aelian in Egypten und Libyen finden sollte, aber bis auf die lezte Zeit niemals in diesen Ländern beobachtet worden war; erst bei Gelegenheit der französischen Expedition wurde sie wieder entdeckt. So ist auch der Babirussa, der Eber mit zwei Hörnern, auch Schweinhirsch genannt, den Aelian ziemlich deutlich beschrieben, erst seit Wiederherstellung der Wissenschaften weit hinten in Indien aufgefunden worden; vorher hatten ihn die Gelehrten für ein fabelhaftes Thier erklärt.

Bekannt ist der grenzenlose Luxus, den die Römer mit Fischteichen trieben; aber gleiche Aufmerksamkeit schenkten sie dem Vogelhaus und dem Hühnerhof. Vorzüglich wurde hier später der Pfau gezogen. In Griechenland war er, wie jezt wieder, nicht viel mehr als Gegenstand der Neugier wegen seines schönen Gefieders; aber der Römer Hortensius verstand sich besser auf die Sache und ließ bei einem Banket mehrere auftragen. Wie ungeheuer sie sich seitdem in Rom vermehrt haben müssen, ergibt sich schon aus dem Umstand, daß ein Römer der spätern Zeit sich durch das Mästen dieser Vögel ein Einkommen von mehr als 6000 Gulden verschaffte, und nicht weniger spricht dafür die Menge von Bildern dieses Vogels bei den Alten. Dasselbe gilt von sehr vielen andern Vögeln, und wir nennen nur die verschiedenen Arten von Kranichen, Storchen, Reihern, Papagaien, Meisen, Adlern, Geiern, Sperbern, Eulen und Enten. Manche Abbildungen dieser Thiere sind ganz vortrefflich. Dasselbe was von den Vögeln, gilt von Fischen und Reptilien. Erstere finden sich indessen bei weitem nicht so häufig als leztere; am häufigsten kommen sie auf herkulanischen und pompejanischen Monumenten vor. Die unendliche Mannichfaltigkeit der Formen der Fische und ihr unmerklicher Uebergang in einander bringen es mit sich, daß bei den von den Alten abgebildeten Fischen die Vergleichung mit den jetzigen ungleich schwieriger ist, als bei den andern Familien. Namentlich weiß man nicht gewiß, ob neben dem allgemeinen Profil des Fisches Zahl und Stellung seiner Flossen, worauf Alles ankommt, gehörig beachtet worden ist. Die Reptilien dagegen sind mit einiger Aufmerksamkeit nicht schwer zu erkennen. Auch Insekten und Krustenthiere sind so wenig der Aufmerksamkeit der alten Künstler entgangen, daß wir vielmehr noch, wie auch schon im ersten Artikel dieses Aufsatzes angedeutet ist, höchst naive und treffende Abbildungen mannichfacher Arten jener Familien besitzen.

Wir schließen hier vorerst, weitere Details auf ein ander Mal versparend, und hoffen, schon diese Uebersicht werde die Ueberzeugung gewirkt haben, daß die natürlichen Körper von den alten Künstlern nicht nur genial aufgefaßt, sondern auch gewissenhaft wiedergegeben worden sind. Wer daran noch im Geringsten zweifelte, brauchte nur die aus dem Alterthum auf uns gekommenen steinernen Krokodille zu betrachten, die so gut, wie Mumien aus den egyptischen Katakomben, Zug für Zug getreue Abbilder der Ungeheuer sind, die noch heute den altberühmten Nilstrom bewohnen. Vor diesem schönen Denkmale fühlt sich der Naturforscher so gut wie der Künstler ergriffen, und beide huldigen einem Genius, der die Natur in der schönen Nachahmung so wahr als grandios aufgefaßt hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, den 31sten Mai. *)

Der Graf Stanhope und Kaspar Hauser.

Das Morgenblatt (Nr. 123 und 124) enthält einen Aufsaz aus Nürnberg, von Jemanden geschrieben, der die Vorsicht hatte, sich nicht zu nennen, und dadurch für seinen eigenen Ruhm am besten sorgte. Der Aufsaz hat zum Gegenstand das Betragen des Grafen Stanhope gegen Kaspar Hauser, welches der anonyme Verfasser als „eine Denkwürdigkeit" betrachtet und davon eine Darstellung macht, die theils falsch, theils entstellt ist, und die gar keine Berichtigung verdienen würde, wenn es nicht wünschenswerth wäre, diejenigen zu belehren, die keine Gelegenheit haben, die wahren Thatsachen zu erfahren.

Das Betragen des Grafen Stanhope, welcher der Wahrheit über Alles huldigt, mag wohl Jemanden, der die Wahrheit nicht so schäzt, unerklärbar erscheinen, und für einen solchen kann es selbst unbegreiflich seyn, daß der Graf seine frühere Ansicht nicht beibehielt und behauptete, anstatt deren Unrichtigkeit öffentlich zu bekennen. Der moralische Muth, der erfordert wird, um vor der Welt das Geständniß abzulegen, daß man getäuscht wurde und eine irrige Meinung gefaßt hatte, dürfte vielleicht die Kräfte, und daher die Begriffe des unbekannten Verfassers übersteigen.

Es ist durchaus falsch, daß Graf Stanhope schon bei seinem Aufenthalte in Nürnberg im Jahre 1831 über die Thatumstände des Erscheinens von Kaspar Hauser die genaueste Erkundigung einzog. Dem Verfasser, wenn er in Nürnberg wohnt, ist es vielleicht bekannt, daß der Graf Stanhope, der durch die gedruckten Aktenstücke und den

*) Wir haben in Nr. 123 u. 124 d. J. die durch unsern in den Nummern 101 — 103 enthaltenen Auszug aus den Stanhope'schen Broschüren provocirten Bemerkungen eines Mannes aufgenommen, der uns selbst unbekannt ist, für dessen Achtbarkeit wir aber hinreichende Bürgschaft haben. Nach diesen Vorgängen konnten wir nicht umhin, der von dem Herrn Grafen selbst uns zugekommenen Gegenerklärung unsere Spalten zu öffnen, so wenig diese sonst Fehden irgend einer Art gewidmet sind.

Die Redaktion.

sogenannten Mordversuch irregeleitet wurde, an Kaspar Hausers Glaubwürdigkeit damals nicht zweifelte und deßwegen sich bemühte, die frühern Verhältnisse des räthselhaften Findlings auszumitteln und nicht seine Erzählung zu prüfen, was erst später geschah, aber schon Anfangs hätte geschehen sollen. Erst in diesem Jahre suchte Graf Stanhope die Zeugen auf, die Kaspar Hauser bei seinem Erscheinen in Nürnberg gesehen und gesprochen hatten.

Der damalige Vormund, anstatt Kaspar Hauser nicht ohne ernsten Kampf abzutreten, wie der Verfasser erzählt, wollte seinen Mündel nicht länger behalten und machte selbst, und zwar schriftlich, dem Grafen Stanhope den Vorschlag, ihn in seinen Schuz zu nehmen. Das Anerbieten wurde angenommen, um den hülfsbedürftigen Jüngling von dem Unglücke zu retten, welches ihm bevorstände, wenn er von der Stadt Nürnberg keine fernere Unterstüzung erhalten sollte und als Lehrbursche sich ernähren müßte.

Die Schriften, welche Graf Stanhope „als Manuscript“ einstweilen drucken ließ, sind dem Verfasser in die Hände gekommen, und doch bemerkt er, der Graf habe seine Meinung über Kaspar Hauser ohne neue faktische Gegenanzeigen verändert. Der Verfasser muß aber wissen, obwohl er es gänzlich verschweigt, daß in einer dieser Schriften die Umstände ausführlich angegeben sind, welche diese Aenderung hervorbrachten und rechtfertigen. Graf Stanhope bekam nämlich im Mai 1832 einen Bericht über die fehlgeschlagene Untersuchung in Ungarn, der ihm sehr deutlich zu beweisen schien, daß Kaspar Hausers Betragen bei dieser Angelegenheit nicht anders als durch Verstellung zu erklären wäre. Er bekam auch zu gleicher Zeit das erste Heft der „Mittheilungen“ des Professors Daumer, das auch Zweifel bei ihm erregte, und je mehr er die Geschichte untersuchte, je mehr gewann er die Ueberzeugung, daß sie in vielen sehr wichtigen Momenten unglaublich sey und unrichtig seyn müsse. Unter solchen Umständen war es gar nicht zu verwundern und dem Grafen Stanhope keineswegs zu verdenken, daß er Kaspar Hauser nicht nach England brachte und daß er nicht mehr dieselbe Freude wie sonst empfand, einen Briefwechsel mit ihm zu führen. Doch gesteht der Verfasser selbst, daß der Graf gegen seinen Pflegsohn bis zu dessen Ende die übernommenen Pflichten treu erfüllte. Der Verfasser sagt, die veränderte Meinung, oder, wie er sie zu nennen beliebt, das neue Zweifelsystem des Grafen Stanhope scheine seine Lieblingsidee geworden zu seyn, besonders seit dem Tode Kaspar Hausers. Niemand konnte ungerner als Graf Stanhope das Vertrauen verlieren, das er früher in ihn sezte, oder einen Verdacht hegen, den sehr viele Umstände bei seiner angeblichen Ermordung einflößen müssen.

Der Verfasser ist ganz erstaunt, daß Graf Stanhope nach dem Tode Kaspar Hausers nicht nach Ansbach ging und ihm nicht ein Monument errichtete, was aber aus einem sehr einfachen und einleuchtenden Grunde sich erklären läßt. Es war nämlich vor Allem erforderlich, zu wissen, ob sein Tod von einer fremden oder von seiner eigenen Hand herbeigeführt worden, und darüber hat bis jezt das Untersuchungsgericht noch kein Urtheil ausgesprochen. Wenn Graf Stanhope früher nach Ansbach gegangen wäre, so würde er, mit der Genehmigung der königlich bayerischen Regierung, seinen festen Vorsaz ausgeführt und seine Pflicht erfüllt haben, die genaueste Prüfung von Kaspar Hauser und die sorgfältigste Untersuchung seiner Geschichte zu bewirken, die, wenn sie auch in der Wahrheit begründet wäre, doch eine Berichtigung der Angaben bedürfte, um die Verhältnisse aufzuklären und die dabei betheiligten Personen zu entdecken.

Der Verfasser, der als einen der Unbefangenen sich betrachtet, muß auch zu den Unwissenden gehören, indem er behauptet, daß man neue Thatumstände vorzubringen nicht vermocht habe, obgleich die neuen Thatumstände, welche Graf Stanhope von den ältersten Zeugen erfuhr und worüber der berühmte, einsichtsvolle Polizeirath Merker in Berlin die Notizen mittheilte, die Feuerbachsche Theorie gänzlich umstoßen.

Am Schlusse gesteht der Verfasser, was allerdings nicht zu läugnen wäre, daß er dem Grafen Stanhope die bloße Aenderung seiner Meinung auf keine Weise verübeln möchte. Eben so wenig, als die Aenderung seiner Meinung, ist, als natürliche und nothwendige Folge, eine Aenderung in seinen Gesinnungen und in seinen Handlungen ihm zu verdenken, und vielmehr ist sie als ein Beweis seiner Wahrheitsliebe zu achten. Der Verfasser läßt sich aber durch diesen Widerspruch nicht abhalten in seinen Bestrebungen, den Grafen Stanhope zu beschuldigen, wobei er nur seine Feindseligkeit verräth und die Zähne weist, ohne jedoch beißen zu können.

Auflösung der Räthsel in Nr. 130:

Komm, Komma. Lau, Laub. Ei, Eie. Mai, Maid. Laub, Laube. Top, Topf.

Mit und ohne a bis tz.

g: Das Ohne hat das Mit lang über mich errungen,
Eh' über Ohne mir das schwere Mit gelungen;

h: Wie sehr schön Ohne sey, ruf ich umsonst dir zu;
So komm, mit ohne nur! Nur ohne! seufzest du.

i: Ohne ist's der feine Ton
Eines jungen Vögeleins.
Mit: Respekt! aus jenem schon
Geht ein Prinz hervor mit eins.

J: Mit geht's auf der See geschmückt,
Daß es alle Welt entzückt,
Wenn der Wind die Segel füllt
Und zum Fest sein Donner brüllt.
Ohne hat es manchen Mann
Fortgetrieben durch den Bann,
Daß ihn weder Land noch See
Rettete von seinem Weh.

k: Ein Schaf, ein Lämmchen fällt
Bei Ohne dir wohl ein;
Mit prellt es alle Welt
Oft in der Unschuld Schein.

l: Ohne wird euch manchmal wohl,
Was darein kommt, hudeln;
Mit hilft er, sein Leib ist hohl,
Chokolade sprudeln;

m: Mit nennt ihr, was dann entsteht;
Ohne macht, daß ihr es seht.

n: Kein Mensch ißt je den Käs vom Ohne,
Mit aber wird es dir zum Lohne.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 137.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. Juni 1834.

> Falstaff. — Wenn Sekt ein Fehler ist, so helfe Gott den Lasterhaften! Wenn es Haß verdient, daß man fett ist, so müssen Pharaos magere Kühe geliebt werden.
>
> Shakespeare.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

Der Mainzer Schneider.

Ich sehnte mich, aus dem sonnigen Mainz wegzukommen und wieder hinaufzusteigen in die Wolken von Schlangenbad, aus denen ich mich jüngst herabgelassen. Demzufolge bestieg ich meinen Klepper, der, ungleich weniger empfindsam als ich, vermuthlich ganz gerne seine übrigen Tage in einer Stadt verlebt hätte, wo er seine Krippe wunderbarerweise in weniger als drei Stunden sich dreimal mit schwerem Hafer füllen sah. Ich war bereits auf der Schiffbrücke, die über den Rhein führt, da bemerkte ich, daß der Sattel das Pferd am Widerrist gedrückt hatte. Ich erkundigte mich, wo ich mir irgend etwas verschaffen könnte, was zwischen beide gelegt werden möchte; man wies mich an einen berühmten Schneider, der alle Postillone der Regierung mit ledernen Hosen versah. Es gelang mir auch bald, die bezeichnete Hausthüre zu finden, beim Eintreten sah ich aber nur eine ganz finstere Wendeltreppe mit einem Strick statt des Geländers vor mir. An diesem Strick segelte ich hinauf, und bei jedem Landungsplatz forschte ich nach dem Künstler, den ich suchte; aber man wies mich immer höher und höher, bis ich zuletzt die alleroberste Schichte des Gebäudes erreichte und in ein Zimmer trat, welches aus lauter gelbem Leder zu bestehen schien; denn an zwei Seiten waren Bockhäute bis an die Decke aufgehäuft, an den andern Wänden hingen lederne Beinkleider, Ueberhosen und Unterhosen, Handschuhe ꝛc. und der große Tisch mitten im Zimmer war mit Lederstücken von allen Formen und Größen bedeckt. Als die einzigen Bewohner der neuen Welt, die ich da entdeckt, zeigten sich der Meister und sein Sohn. Ersterer war ein langer, sanftblickender Mann von etwa fünfzig Jahren; aber ein gar so dünnes menschliches Wesen ist mir, denke ich, in meinem Leben noch nicht vorgekommen. Er hatte weder Rock, noch Weste, noch Halstuch, noch Hemd am Leibe, sondern nur einen elastischen wollenen Ueberzug, ein ächtes Jerseywamms,*) das sich ihm wie seine eigene Haut anschmiegte; den Rest der magern Figur verbarg eine breite, grobe leinene Schürze. Der Sohn, der etwa zwei-und-zwanzig Jahre alt war, sah nicht übel aus, aber qualis pater, talis filius: er war gerade so schmächtig wie sein Vater, und so sehr ich Eile hatte, mein Anliegen vorzubringen, so konnte ich nicht umhin, meine Augen vom Vater zum Sohne und vom Sohne zum Vater wandern zu lassen, war aber lediglich nicht im Stande, zu ermitteln, welcher der Dünnste

*) Auf dieser brittischen Insel am Kanal wird Wollgarn besonders fein gesponnen, daher man die feinsten gewirkten Artikel im Handel als Guernsey- und Jerseywaare bezeichnet.

von Beiden war; denn immerhin sucht man nicht viel Körper- oder Seelenkraft bei Schneidern (und sie bedürfen ihrer ja auch nicht), dieses Musterpaar schien denn aber doch vereint nicht Kraft genug zu haben, um einem Skelet ein Paar Hosen zu machen.

Nachdem der einfache Zweck meines Besuchs erfüllt war, machte ich mich wieder daran, meine Wendeltreppe im Ring herum hinunter zu stolpern; ich hielt nur gelegentlich an, um nach dem Weg zu tappen und dabei mitleidsvoll an das Paar armer dünner Geschöpfe über mir zu denken; und lange war ich wieder bei meinem Klepper unten, der mich geduldig erwartet hatte, und trabte schon ein paar hundert Schritte, bevor ich mir die bleiche, gespenstische Erscheinung des alten Mannes und die erbärmliche, durchsichtige, hektische Figur des jungen aus dem Sinn bringen konnte, und ich kam am Ende bei mir selbst zu dem sentimentalen Schluß, der Vater habe die Schwindsucht, der Sohn sey ein Schiff aus demselben Holze, und beide galloppiren von ihrer Hosenwerkstatt mit verhängtem Zügel ihrem Grab zu.

Unter diesen Betrachtungen war ich kaum eine Viertelmeile weit gekommen, als ich bemerkte, daß ich mein Memorandenbuch hatte liegen lassen; ich kehrte daher augenblicklich um und arbeitete mich die mehrbesagte Wendeltreppe, die ich so eben herabgeklettert war, wieder hinauf. Man sagte mir, der alte Herr und sein Sohn seyen beim Mittagessen, aber entschlossen, mein Buch nicht zurückzulassen, ging ich ohne weiteres hinein; und nicht den hundertsten Theil der Gefühle, die mich ergriffen, könnte ich beschreiben, als ich die Geschöpfe erblickte, an die ich so viel Mitleid und Empfindsamkeit verschwendet hatten; denn da saßen sie an ihrer Werkstatt bei einer ungeheuren Waschschüssel, die voll von gemeinen blauen Zwetschen gewesen war, deren sie noch mit größter Hast zahllose verschlangen. Jeder hatte ein sehr kleines Stückchen Brod in der linken Hand, aber der entsetzliche Haufen Zwetschensteine, der jedem zur Seite lag, zeugte von der Gier, mit der sie in ihr Mahl eingehauen hatten. „Mager! — kein Wunder, wenn ihr mager seyd!“ — dachte ich bei mir; „kein Wunder, wenn bei euch Rippen und Rückgrat sich zu berühren scheinen!“ Noch nie in meinem Leben hatte ich ein vernünftiges Wesen über solch einem Schmaus getroffen, und es war, als könnte sie nichts in der Welt davon abbringen; denn mochte ich noch so oft nach meinem Buche fragen, schweigend verschlangen Vater und Sohn unaufhörlich die höllischen Zwetschen.

Als ich endlich wieder auf meinem Klepper saß, fiel mir doch ein, daß auch dieses Bild seine kleine Moral habe. Zwei deutsche Schneider haben da vergnüglich ein vegetabilisches Mahl zu sich genommen; so lebt der Italiener von Maccaroni, so lebt der irländische Bauer von Kartoffeln, so lebt der französische Landmann fast nur von Brod, so leben Millionen in Indien von Reis, in Afrika von Datteln, auf den Südseeinseln und in Westindien vom Brodbaum und von Yams; nur ein sehr kleiner Theil der Bewohner dieser Erde ist eigentlich fleischfressend; in England aber sind wir an den Gicht erzeugenden Luxus der Fleischspeisen so gewöhnt, daß man sie als ein nothwendiges Lebensbedürfniß betrachtet. Unsere Armen, im Allgemeinen genommen (wir müssen es Alle zugeben), haben zwar wahrhaft christliche Geduld, aber unsere Mittelklassen werden nicht so bald von animalischer auf vegetabilische Kost gesezt, so glauben und folgern sie als Fleischfresser, sie seyen hienieden denkwürdige Exempel des Jammers, das Land schmachte im Elende, „so könne es nicht bleiben;“ kurz, sie halten sich an den künstlichen, luxuriösen Maßstab, den sie sich in ihrem Gehirn oder vielmehr in ihrem Magen aufgehängt haben, und bestehen darauf, vegetabilische Kost sey eine erbärmliche Kost, Roast-beef entbehren müssen, heiße ein Leben unter Null führen, und wenn der ganzen Menschheit, und insbesondere der englischen Nation, Backzähne gewachsen seyen, um Wurzeln und Früchte der Erde zu mahlen, so sey dies nichts als ein Mißgriff der Natur.

Reiseskizzen.

(Fortsezung.)

Gegen neun Uhr war die Verwirrung um das Dampfboot grenzenlos. Die Schiffer, mit welchen man vom Ufer fuhr, benuzten diesen Augenblick, um dem Fremden die übertriebensten Summen abzunehmen; sie fahren mit ihm in dem Umkreis des Schiffes so lange herum, bis unser Donnern und Wettern endlich dem Zugeständnisse ihrer unbilligen Forderungen Platz gemacht hat. Dabei herrscht tiefe Finsterniß auf dem Wasser, die Kähne drängen sich, um an die Treppe des Schiffes zu kommen, die Schiffer geben saumselig das Gepäck hinauf, man fürchtet Verwechslung, man hat keine Münze, um den fluchenden Schiffer zu befriedigen, und tappt auf dem dunkeln Fahrzeuge, das aus seiner mittlern Region schon glühende Wolken auf dich aussendet. Deine Effekten sind dem Zufall preisgegeben, und deine Person sieht sich vergebens nach einem Unterkommen um; denn wer wollte in die ängstliche Kajüte steigen? Nein, wir bleiben auf dem Verdeck, unter dem dunkeln Zelte des Himmels, und scheuen die Zugluft nicht, gegen welche uns der Mantel schüzt.

Was kümmern mich jezt noch meine Gefährten? Sie hatten alle Hände voll mit sich selbst zu thun, und ich fing an, auch auf mich eine unendliche Sorgfalt zu verwenden. Ich hörte nur noch, daß sich mein Landsmann sogleich in der Kajüte placirt hatte, und mit unerschütterlichem Heroismus eine Bank in Händen hielt,

um bei einem etwaigen Schiffbruche ohne Weiteres ein Rettungsbrett zu haben, und diese Bank ließ er nicht eher fahren, bis wir Triest im Angesicht hatten. Ich kann mir denken, wie besorgt der Leser um mein Unterkommen ist. Alle Plätze sind besezt, viele Passagiere strecken sich schon, in Mäntel gehüllt, auf dem Fußboden nieder; siehe da, hier wird es sich noch sitzen lassen! Das Ankertau, rund aufgewickelt, bietet einen bequemen Sessel dar, den ich auch unverzüglich in Beschlag nehme. Jezt bin ich geborgen, mein Rücken hat am Schiffsbord eine Lehne, mein Mantel ist sorgsam zugeschlagen, die Mütze gegen den Wind befestigt und als Mittel gegen die Seekrankheit ein Tuch um meine Taille geschlungen. Jezt ist es Zeit; wir können die Anker lichten.

Der Ofen glühte, daß die Funken sprühten. Die Rudermaschiene arbeitete schon mit voller Anstrengung, und bald rollten auch die Anker aus der Tiefe herauf. Auf der ruhigen Wasserfläche des Hafens merkten wir kaum die Bewegung des Schiffes; doch bald verschwand Venedig mit dem neunten Glockenschlage, welcher von dem Campanile noch vernehmlich herübertönte, das Boot verlor seinen ersten gesezten Gang, schwankte, und wir fühlten wohl, daß und die Meereswellen trugen. Es kam nur darauf an, dies ewige in die Kniesinken des Schiffes zu berechnen, und man befand sich dabei recht wohl. Man konnte auf die Sekunde vorauswissen, wann das Schiff von einer Welle herunterglitt, und behielt den untern Theil seines Körpers immer in voller Macht, wenn man sich von dieser sinkenden Bewegung nicht überraschen ließ. Wer verabsäumte, die Manöver des Schiffes auch parallel mit seinem Körper zu verfolgen, oder wer diese Entdeckung gar nicht machte, unterlag sehr bald den gefürchteten Anfällen, welche rings um mich her zum Ausbruch kamen. Dem Leipziger Kaufmann nahm der Wind seine Kopfbedeckung, er lag mit allen seinen venetianischen Einkäufen brach auf dem Boden und schlich sich auf allen Vieren in die Kajüte, aus welcher es schon lange mit verdächtigem Geräusch herauftönte. Das war eine üble Geschichte, und mein Mantel hatte nicht Ellen Tuch genug, um mich ganz in ihm zu verbergen. Störet mich nicht!

Allmählich ward es stiller auf dem Fahrzeuge; ein großer Theil der Passagiere schlief, und man hörte nur noch das gewaltsame Arbeiten der Rudermaschine und das Ab- und Zureichen des Holzes, das hier statt der Steinkohlen zur Feuerung des Ofens diente. Die wenigen Leute, welche das Schiff bedienten, waren unter der großen Anzahl von Ueberfahrenden kaum sichtbar; und gerade für mich mußten sie störend werden, als sie das Segel aufzogen und mich auf einige Augenblicke von meinem Tausessel verjagten. Doch ergriff ich sogleich wieder von meiner Eroberung Besitz und gab mich jezt den Schwankungen des Schiffes, welche bei dem leichten Winde gleichförmiger geworden waren, ohne alle Gefahr für meinen Unterleib hin. Es war eine herrliche stille Nacht, die Sterne waren an dem dunkeln Grunde des Himmels aufgezogen und spiegelten sich in der glänzenden, unabsehbaren, leuchtenden Fluth. Wie die höllische Maschine mit ihren verhängnißvollen Schrauben und Ventilen so über das stille Walten des Elementes kroch, schien es mir Vermessenheit, diese nassen Furchen durch die Gewässer zu ziehen. Wir waren alle mit dem Meere nicht vertraut, unser Schiff blieb für das Element eine Neuerung, und diese ängstliche Flucht, auf welcher es begriffen war, um nur das nächste Ufer zu erreichen, erhöhte den Zwiespalt und das Mißtrauen zwischen dem Ozean und seinen vorschnellen Befahrern. Wir wußten Alle, daß wir auf diesen Bereich nicht gehörten, und sehnten uns, das jenseitige Ufer zu gewinnen. Vielleicht trug nur die Nacht die Schuld dieser trüben Gedanken. Mit dem sonnigen Morgen, welcher von der dalmatischen Küste her die Schatten über das Meer jagte, überwog die Erwartung des nahen Landes jedes andere Gefühl. Die Zustände des Verdecks wurden sichtbar. Die Menschen lagen wirr übereinander und hatten sich so in Mäntel und Decken gehüllt, daß man nur Arme und Beine sah, und fast immer am Geschlechte zweifelhaft blieb. Aber auch hier rief der Morgenstrahl eine Veränderung hervor; man erholte sich, versuchte es, sich auf den Füßen zu erhalten, die Kajüte schickte ihre Besatzung herauf, und bald erhöhten die Erwartungen so vieler Menschen die Ungeduld, welche man wohl selbst zu empfinden anfing. Da ließ sich ein Segel erblicken, ein zweites, in Kurzem mehrere von allen Seiten, wir waren in die Hafenregion gekommen und sahen, daß sich das Holz für den Dampfofen nicht ohne Grund nur noch auf wenige Scheite belief. Hätten wir einen Schiffsjungen im Mastkorbe und überhaupt einen Mastkorb gehabt, so würden wir die Freudenbotschaft: Land! früher gehört haben. So hörten wir sie erst da, als wir uns der Küste auch schon ganz nahe befanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bordeaux, Mai.

(Fortsetzung.)

Der Verfall der Stadt und dessen Ursachen.

Von Bordeaux ging nie eine kräftige, kühne Unternehmung oder eine geistreiche Erfindung aus. Umsonst suchte man bei den Gascognern solche Widerstandskraft, wie bei den Flamändern, so abentheuerliche Unternehmungen, wie bei den Bretagniern, so kühne Eroberungen, wie bei den Normännern, oder eine so schöne Dichtungszeit, wie bei den Provençalen. Auch in der Revolution zeichnete sich die Gironde zwar durch Geist und Sprachtalent, aber nie durch Energie und Kühnheit aus, wie Marseille und Lyon; überall zeigt sich bei ihnen ein gewisses Gehenlassen, Abwarten und Schlummern. So ist es auch in unserm Handelsleben. Bordeaux, doch

begünstigt durch die hohe Fruchtbarkeit seiner Umgegend für den Weinbau, durch seine Lage an einem großen Strom und am Weltmeer, durch seinen Kredit und Ruf als Handelsstadt, durch den Zusammenfluß vieler reicher Fremden, die nicht nur ihre Geschicklichkeit, sondern auch ihre Kapitalien hieherbrachten, konnte ohne große Energie zu hohem Glanz gelangen. Es brauchte nicht wie die Holländer seinen Boden dem Ozean abzuringen, oder seine Unabhängigkeit gegen einen mächtigen Kaiser zu vertheidigen, oder seine kommerzielle Existenz gegen andere Handel treibenden Völker zu verwahren. Es brauchte sich nur gehen zu lassen und glich darin den fruchtbaren Müttern der Mittagsländer, für die das Gebären ein Spiel ohne Schmerz ist. Darum konnte auch unsere Stadt nach der Wiederherstellung des Handels gar nicht begreifen, daß ihr früher ohne alle Schwierigkeit erworbenes Gedeihen nun auf einmal nicht ohne Mühe und Anstrengung wiederkehren solle. All diesem liegt das Gehenlassen, der Mangel an Energie zu Grund, der Bordeaux noch jezt vorgeworfen werden kann. Aus diesem Fehler und der frühern Leichtigkeit, reich zu werden, entsteht das schlimmste von allen Uebeln, nämlich das Stehenbleiben. Ja, es ist nicht zu läugnen, dieser in ihrem Aeußern so glänzenden, in ihrer Sitte und Art so geschmackvollen und eleganten, ja in ihrer Sprache so beredten Stadt hat es doch immer an positiven Kenntnissen der Mathematik, Mechanik und Chemie, so wie an gründlichem Unterricht darin gefehlt. Es lassen sich zwar einige ausgezeichnete Namen anführen, sie sind aber nur wie schöne Fichtenbäume in unsern unfruchtbaren, wüsten Landes oder Haiden. Unter jenen Ausgezeichneten steht Montesquieu oben an, der auch bei der Akademie seiner Vaterstadt jährlich einen Preis auf die beste Ausarbeitung über einen Gegenstand der Naturlehre aussezte, während viele Provinzialakademien nichts machten als Sonette und Madrigale. Der gute Gedanke und Willen Montesquieu's wurde aber nicht verstanden, und darum hatte unsere Akademie keinen Fortgang und kein Gedeihen. Man betrachtete als einseitig, was der Anfang und Kern ernster, wissenschaftlicher Beschäftigung seyn sollte, oder was wenigstens seit zehn Jahren in Frankreich darunter verstanden wird: Mechanik, Physik, Chemie, angewandte Mathematik, Industrie, politische Rechenkunst. Das industrielle Spekuliren verstanden wir nun gar nicht. Während gleich nach dem Frieden die Franzosen nach England eilten, um da das Maschinen- und Fabrikwesen zu studiren, während sie mit den zurückgebrachten Kenntnissen und Erfahrungen bald Rouen, Mülhausen, St. Quentin, St. Etienne, Lyon und Marseille bereicherten, dachten wir gar nicht daran, Aehnliches zu thun. Vielen, die ehemals See- und Welthandel getrieben hatten, schien die Industrie und das Fabrikwesen zu gering, viele Andere scheuten sich, ihr edles Bordeaux zu einer Fabrikstadt zu machen und es allen den moralischen und finanziellen Nachtheilen auszusetzen, die in großen Fabrikstädten unvermeidlich sind, was wir neuerdings in Lyon und St. Etienne gesehen haben. Man baute also keine Fabriken, sondern legte mit dem überflüssigen Geld große, herrliche Promenaden, Bäder, neue Stadttheile und Rostralsäulen an. So wurde Bordeaux die schönste Stadt Frankreichs, die Capitale unsers Südens, aber die zu der Verschönerung verwendeten Millionen wurden in dem gewöhnlichen Sinn nicht produktiv verwendet. Dies machen die leidenschaftlichen und eingefleischten Industriemänner in Frankreich Bordeaux sehr zum Vorwurf, denn sie kennen nichts Herrlicheres und Erhabeneres als Fabriken, und sie meinen sogar, daß es sehr unrecht sey, einen großen Theil der Einwohner durch diese Zurückhaltung ohne industriellen Erwerb und Gewinn zu lassen. Ich möchte fragen, was Lyon dabei gewann, vielen tausend Arbeitern bisher Erwerb und Gewinn verschafft zu haben? Unser Bordeaux steht noch unzertrümmert in seiner vollen Schönheit da. Bürgerblut ist da nicht geflossen, Hunger, Verzweiflung und Verbrechen sind da nicht herrschend geworden, ja eigentliches Elend, so grenzenloses und unbeschreibliches Elend, wie in Lyon schon vor der lezten Insurrektion herrschte, ist da nirgends zu finden. Diese Abneigung Bordeaux vor dem Industrialismus, bloß wegen der davon unzertrennlichen Ueberhäufung mit unsittlichen Arbeitern, hat Charles Dupin veranlaßt, auf seiner famösen Civilisationskarte unserer Gironde eine etwas düstere Färbung zu geben.

(Der Beschluß folgt.)

Von der norddeutschen Küste, 1sten Juni.

Ueber das Seebad auf Helgoland.

Den Lesern Ihres weitverbreiteten Blattes, die in nächster Saison das interessanteste der kraftvollen Nordseebäder zu **Helgoland** entweder wieder besuchen, oder erst kennen lernen wollen, werden aus sicherer Quelle folgende Notizen nicht unwillkommen seyn.

Das schöne, wie Ihnen schon neulich gemeldet, für dreihundert Personen mit Gepäck eingerichtete Hamburger Dampfschiff, **die Elbe**, wird seine erste Fahrt dahin am 28sten Juni machen, die zweite den 5ten Juli, und so ferner die Fahrten die ganze Saison hindurch wöchentlich jeden Sonnabend hin und Montags nach Hamburg zurück fortsetzen. Die Zeit der dortigen Abfahrt ist Morgens sieben Uhr, die der Ankunft zu Helgoland Nachmittags fünf Uhr. Von Helgoland macht es jedesmal am folgenden Sonntage abwechselnd das eine Mal einen Abstecher nach Wyk auf Föhr, das andere Mal nach Norderney, um dadurch den Kurgästen und Fremden bequeme Gelegenheit zu verschaffen, auch diese beiden Nordseebäder kennen zu lernen. Die Kurgäste, die auch dieses Jahr die Insel Helgoland wieder besuchen, werden mit Vergnügen erfahren, daß sie daselbst als Badearzt den geschickten Dr. v. Aschen aus Bremen wieder finden werden. Um denen, die es vorziehen, von den bereits eingerichteten sieben bis achthundert Wohnungen sich eine auf dem **Oberlande** zu wählen, den bisherigen bequemen Aufgang dahin künftig noch bequemer zu machen, läßt eben jezt die brittische Regierung eine neue, sehr breite Treppe anlegen, die mit besonderer Rücksicht darauf eingerichtet wird und vor dem 1sten Juli vollendet seyn muß. Alle Sorten gewöhnlicher Tisch- und feiner Weine trifft man dort in vorzüglicher Qualität, und, weil **alles** frei von Abgaben und Accise ist, zu äußerst billigen Preisen bei dem Kaufmann Jasper Buse, wie bei einigen andern Insulanern. Der Passagier braucht sich also dorthin so wenig mit einer Weinprovision, als zur Ueberfahrt auf der Elbe mit Lebensmitteln irgend einer Art zu belasten, da die Schiffsrestauration trefflich bestellt ist.

Die Ihnen vielleicht bekannt gewordene Schrift eines Dr. Richter über Helgoland und dessen Seebad, obwohl die Frucht einer sehr raschen Beobachtung des Verfassers bei seinem etwa achtstündigen Daseyn im August 1832, und daher, wie sehr verzeihlich, überfüllt mit einer Masse von Unrichtigkeiten in Haupt- und Nebendingen, hat doch unerwartet auf Helgoland; zwar nicht bei den Insulanern, doch bei den Kurgästen im vorigen Jahre gewissermaßen ihr Glück gemacht. Recht oft im kühnsten Widerspruche mit der dort überall kräftig hervortretenden Wirklichkeit und Wahrheit stehend, diente sie den Leztern oft zu recht ergözlicher Belustigung und besonders bei der Tafel zu leichterer Verdauung.

Beilage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 138.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 10. Juni 1834.

— Erhaben Bild, in deiner Hoheit liegt
Ein Zauber, der mir alles Ungemach
Heraufbeschwört in der Erinnerung.

Shakespeare.
Wintermährchen.

Lenore.

Novelle von A. v. Sartorius.

— — So war ich denn wieder in der Hauptstadt, dem Ziele langgenährter Wünsche! Ich erfreute mich des herzlichsten Empfangs von Seiten der wenigen ältern Freunde, und ein freundliches Geschick hatte, gleichsam um mich schadlos zu halten für manches Vermißte, gerade jezt einige frühere Bekannte aus entfernten Gegenden hieher geführt, die ich hier zu finden nicht erwartet, und auf diese Weise bildete sich ein engerer Verein von Einheimischen und Fremden zum Genuß alles Sehenswürdigen und Schönen, was Berlin darbietet.

Die Säle der eben jezt eröffneten Kunstausstellung zogen unsere Aufmerksamkeit vor Allem auf sich, und wir wurden nimmer müde, sie zu durchwandern, gewiß, bei jeder Wanderung neues Schöne, Anziehende zu finden, neuen Stoff zur Unterhaltung mit hinweg zu nehmen. Wen, dem der Anblick so vieler herrlichen Kunstschöpfungen, die sich hier vereint fanden, zu Theil würde, entzückte nicht Bendemanns großartig gedachte und herrlich ausgeführte Composition der tiefgebeugten, schmerzlich trauernden Gefangenen! Wer stand nicht ergriffen und tief bewegt vor Lessings dichterischen Gestaltungen, seinem einsam sinnenden Räuber, seiner zum innigsten Mitgefühl hinreißenden Lenore!

Angezogen auf solche Weise von dem, was Jeden von uns besonders ansprach, zerstreute sich der befreundete Kreis gewöhnlich in den weiten Sälen, wo nur zuweilen Einzelne von uns sich vor den bedeutendern Kunstwerken wieder fanden; gewöhnlich aber vereinigte uns erst der Abend zum gegenseitigen Austausch des Gesehenen und Empfundenen.

Auffallend war es mir bei diesen Wanderungen, Einen aus unserm Kreise zum öftern, ja fast ausschließlich vor einem der bedeutendern Bilder weilen zu sehen, welches seine Theilnahme auf ganz besondere Weise in Anspruch zu nehmen schien, Lessings Lenore nämlich. Unbeweglich, mit verschränkten Armen sah ich den Freund jedesmal davor verweilen, und häufig, wenn ich nach langsamem Durchschreiten der dicht mit Menschen angefüllten Galerien wieder dahin zurückkam, fand ich ihn noch immer an der Stelle, mit unverwandt auf das Gemälde gerichteten Blicken, aus denen eine tiefe und schmerzliche Bewegung sprach. Es nahm mich dies um so mehr Wunder, als der Freund, ich will ihn hier Berthold nennen, sonst nie eine so lebhafte Theilnahme für die Schöpfungen der Kunst an den Tag gelegt hatte. In frühern Jahren Militär, hatte er späterhin ein Gut in der Provinz S. durch Erbschaft erhalten, welches

er seitdem bewirthschaftete. Dem so durch Beruf und Geistesanlage auf's Praktische Gerichteten war die Kunst ein gleichgültiges Gebiet geworden, auf dem allenfalls nur dem Leben selbst und der Wirklichkeit keck und frisch entnommene Gestaltungen ihn schienen aussprechen zu können. Ich glaubte daher um so eher, jene rege Theilnahme an einem Kunstwerk so ernster Art weniger diesem selbst, als vielleicht einem früh empfangenen Eindruck zuschreiben zu müssen, welchen die schöne, zu ihrer Zeit so populär gewordene Dichtung des längst verstorbenen Bürger, welche bekanntlich den Stoff zu jenem Bilde gegeben, auf das jugendliche Gemüth des Freundes gemacht haben möchte. Ich irrte jedoch auch hierin.

Der Abend, welcher uns bei einem Berliner Freunde vereinigte, brachte ein lebhaftes Gespräch über Kunstgegenstände auf die Bahn, und am längsten verweilte man bei Lessings herrlichen Schöpfungen, bei jenem tiefpoetischen Räuberbilde, in welchem ein ganzes Menschenleben voll Verirrung, Unheil, Schmerz und Strafe an der Seele des Beschauers vorübergeht; jener großartigen Zeichnung aus dem Hussitenkriege, die uns die Macht der Begeisterung, mit den Schrecken des Fanatismus im Bunde, vor das geistige Auge stellt, und bei der, jedes fühlende Gemüth unwiderstehlich fesselnden Lenore.

„Nur damit," nahm jezt Einer das Wort, „kann ich nicht einverstanden seyn, daß wir das treffliche Bild als eine zur Anschauung gebrachte Darstellung der Bürgerschen Lenore betrachten sollen. Hat wirklich der Künstler diesen Stoff im Sinne gehabt, so hat er ihn noch einmal gedichtet, umgebildet, umgeformt; und daß er dies auf die glücklichste Weise gethan, wer kann es in Abrede stellen? Statt der einfachen Situation, die der verzweiflungsvolle Schmerz eines leidenschaftlichen Mädchens darbietet, tritt hier eine Fülle von Beziehungen uns entgegen, alle auf dem Grundgedanken eines tiefen Schmerzes, einer namenlosen Trauer ruhend; denn so lieblich und erheiternd auch manches Andere auf dem Bilde uns anspricht, z. B. die blühende Mädchengestalt neben der trauernden, der schalkhafte Gruß des zurückgewendeten Kriegers, so müssen wir doch immer wieder mit unserm vollen Antheil zu ihr zurückkehren, zu der blassen Trauergestalt, die in ihrem trüben Schmerz einen so mächtigen Gegensatz bildet mit dem rings um sie her waltenden blühenden, kräftigen Leben. Und dennoch, so mächtig und ergreifend mich dies Alles anspricht, so kann ich gleichwohl es mit der Vorstellung, die von der Bürgerschen Lenore mir in der Seele lebt, auf keine Weise in Einklang bringen." — „Sie sprechen da aus meiner Seele," nahm Bertहold das Wort, „und ich frage, wer von uns, als er zuerst Bürgers geniale Dichtung gelesen, hat nicht eine andere Vorstellung von der Lenore in sich aufgenommen? Wir sehen sie nach dieser im Geist mit aufgelöstem Haar und in der äußersten Spannung am Heereszuge hineilen und nach dem Geliebten spähen, suchen, fragen. Und als es vergebens, als nun der Zug vorüber, da steht sie vor unserer Einbildungskraft mit der Gebehrde des wildesten Schmerzes, verzweifelnd, rasend. Von der Mutter, die sie schon auf diesem Gange begleitet, von einer Schwester oder Freundin, von einem heimkehrenden Freund oder Bruder, der Auskunft gäbe über den Vermißten, ist keine Rede. Man sieht, der Künstler hat frei geschaltet über seinen Stoff, und wer möchte ihm dazu die Befugniß streitig machen, da er es auf so anziehende, rührende Weise gethan? ja, warum sollte nicht eine Dichtung aus der andern hervorgehen können, ohne deßhalb eine absolute Nachahmung dieser zu seyn? Und die Lenore, betrachtet sie nur recht! Es ist nicht die leidenschaftliche, in wilder Verzweiflung mit Gott und Schicksal hadernde Bürgersche Lenore, diese dem Grabe bereits verfallene Blüthe. Wie ergreifend spricht aus ihren Zügen ein stummer, tief in die Brust zurückgedrängter Schmerz! Er wird, er muß dies edle Leben zerstören, ja er hat es bereits gethan, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht noch ein giftiger Beisatz seinen Stachel schärfte, der allerzerstörendste — die Reue. Das liebliche Mädchen aber neben der Trauernden, mit welchem der junge, uns mit dem Rücken zugewendete Mann spricht, sie hat so sorglich die Hand auf Lenorens Achsel gelegt, so begütigend, tröstend, gleichsam als fühle sie, wie schmerzlich das Schwesterherz in diesem Augenblick getroffen werde." — „Hätt' ich doch," fiel hier der Hauswirth ein, „nimmermehr Freund Berthold eines so lebhaften Kommentars über ein Kunstwerk für fähig gehalten!" — „Auch wär' ich," entgegnete dieser, „wohl niemals dazu gekommen, hätte nicht dieses Bild in mir die Erinnerung an eine Begebenheit, von der ich selbst Zeuge war, auf's Lebhafteste wieder aufgefrischt, und die darin handelnden Personen, von denen einige mir sehr theuer waren, ja selbst die Lokalitäten mir so neu und lebendig vor die Seele geführt, daß selbst die alterthümliche Tracht, welche der Künstler seinen Gestalten gegeben, die Illusion nicht zu stören vermag, und mir nur als eine poetische Licenz erscheint. Ein wunderbares Spiel des Zufalls allerdings, doch nicht wunderbarer überhaupt, als der geistige Reflex, welchen menschliche Schicksale und Zustände in die Seele des Dichters oder Künstlers werfen, der sie in Bild und Dichtung uns wiedergibt."

Es ist leicht zu erachten, daß, auf solche Weise angeregt, wir einstimmig in den Freund drangen, uns das Begebniß, worauf er deutete, mitzutheilen. — Er ließ sich auch nicht lange bitten, und da gleichzeitig unser Wirth die dampfende Bowle erscheinen ließ, so

rückten wir näher um den runden Tisch zusammen und Berthold begann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Triest zieht sich tief und versteckt in's Land zurück. Die Küste war in schmalen Streifen zu beiden Seiten unserm Auge schon lange sichtbar, ehe wir in gerader Richtung den Zielpunkt unserer Fahrt erblickten. Endlich zeigten uns die Schiffer den Leuchtthurm, die Wachtschiffe, die Lootsen hatten sich bald unserer langen Taue bemächtigt und mich von meinem Sitze wieder aufgetrieben. Wir waren im Hafen von Triest und legten dicht an dem Steinwall des Ufers an, der mit zahllosen neugierigen und dienstwilligen Menschen besezt war. Die Ventile des Schiffes wurden geöffnet und die Reste des Dampfes fuhren brausend aus dem Schornsteine. Wer kann in diesem Augenblick eine Beschreibung der Lokalität geben! Wir hatten genug mit unserer Ausschiffung und den Personen zu thun, welche uns dabei behülflich seyn wollten. Die Ungeduld des Lesers hindert mich nicht, erst nach meinen Effekten zu sehen. Da sind sie; jezt wollen wir aussteigen, wir suchen ein Zimmer in der Albergo grande mit der Aussicht auf den Hafen zu erhalten. Es ist früher Morgen und Markttag, und die Straßen wimmeln von Menschen. Hier ruft uns ein Kärrner, dort ein Lastträger an. Wir wollen die Augen nicht überall haben, sondern uns vorsehen und den Leuten hübsch aus dem Wege gehen.

Meine Wohnung, welche ich wie immer mit dem anonymen Autor und dem Kaufmann theilte, hatte die herrlichste Aussicht auf den Hafen, welcher ringsum von einem braunen, getheerten Kranz von Schiffen begrenzt wurde, und auf den weiten, sonnenhellen Spiegel des Meers, welcher allmählich in die feine, durchsichtige Nebelbläue des Horizonts verschwamm. Jezt faßte ich auch erst den Eindruck zusammen, welchen Triest, von der Seeseite aus gesehen, macht, und malte mir noch einmal die tief in's Ufer einschneidende Bucht, den langen Streifen des bebauten Landes und die hohen Felsrücken, an welchen sich die Stadt lehnt und hinausdacht. Meine Phantasie verlor sich in diese Erinnerung, wie in längst verlebte Regionen, die Gegenstände schwanden immer ferner, und in wenig Augenblicken hatten den Ermüdeten die Bande des festesten Schlafes gefesselt. Als ich erwachte, war ich wie von einem Rathe und Richtern umgeben. Der freiwillige Apotheker, der Advokat, der Kaufmann und der Autor umstanden mich mit langen Zetteln und schienen ungeduldig zu erwarten, daß ich endlich die Augen aufschlüge. Ich hatte nicht einmal Zeit, zu fragen: was ist's? denn schon erhielt ich eine vierstimmige Auseinandersetzung, welche folgendes Resultat gab: die Verbindung Triest's mit Wien ist höchst mangelhaft; die Lohnwagen fahren zu langsam für eine Gegend, welche wenig zu versprechen scheint, und die Eilwagen der kaiserlichen Post sind nur auf wenige Personen berechnet. Es sey ausgemacht, daß heute Abend die Post nach Wien abgehe, daß nur für einen Passagier noch Raum übrig sey, und sich also die Uebrigen vereinigen müßten, Partie zu machen und Extrapost zu nehmen. Der eine Glückliche, welcher in drittehalb Tagen in Wien seyn könne, solle durch's Loos bestimmt werden. Wer von diesen Zetteln den längsten zog, zog den Kürzern. Das Schicksal begünstigte mich; ich zog das kürzeste Papier und hätte von dem Siz der heutigen Abendpost Gebrauch machen können, cedirte ihn aber meinem Freunde, dem Autor, der sehr vergnügt einschlug und dessen wir uns auf diese Weise am besten entledigen.

Triest zieht sich am Ufer entlang und lehnt sich amphitheatralisch an eine steile Bergwand, welche den an Italiens Eindrücke Gewöhnten in Triest noch eine italienische Stadt sehen läßt, während wir jenseits des Gebirgrückens schon in das rauhe, steinigte, dunkle Kärnthen versezt sind. Die ganze Länge der Stadt bezeichnet der Corso, eine Curve, an welche sich der Kanal parallel anschließt. Dieser Kanal führt ziemlich tief in die Stadt hinein und trägt die größten Schiffe, welche von hier aus ihre Ladungen bequemer in die umherliegenden Waarengewölbe senden können. Der Corso ist der belebteste Theil in Triest; denn die Märkte, die Börse, die Kirchen und das Theater liegen in seiner Richtung; hier wird man immer ein großes Gewühl von Menschen finden, welches auf die mannichfachste Weise zusammengesezt ist. Ernste, philosophische Türken, Armenier und Griechen sizen friedlich vor den Kaffeehäusern nebeneinander und berechnen ihren Gewinn nach dem Einkaufe, dem Tausche, oder den neuen Absazwegen, welche sich ihnen hier oder in der Heimath eröffnet haben; französische Commis mit runden Ledermützen und englischen Sitten finden sich immer nur zu vier, fünf zusammen, bilden unter sich eine Art Frankreich und debattiren durch die Straße mit der ganzen Lebhaftigkeit, welche ihrer Nation eigen ist; die melancholischen Engländer haben die Hände in beiden Rocktaschen oder stecken nur die Rechte vorne in den zugeknöpften Frack; sie erkennen ihre Landsleute, ohne mit ihnen zu sprechen, und bewegen fortwährend die Lippen, als läge ein langes und heftiges Gespräch auf ihnen, eine Eigenheit, welche immer den auswärtigen, gelangweilten

Engländer charakterisirt. Wer kann die andern Nationen erkennen, welche hier alle ihre Repräsentanten finden? Selbst die Deutschen und Italiener würden wir nicht abscheiden können, wenn ihre beiderseitige Anzahl nicht die bedeutendste wäre. Und zwischen allen diesen bewegen sich zulezt die österreichischen Soldaten, die Matrosen mit lakirten Rundhüten, die Hafenarbeiter und Lastträger, einheimische, riesenhafte Gestalten, welche uns von dem starken Menschenschlage des Littorale eine Vorstellung geben.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bordeaux, Mai.

(Beschluß.)

Der Verfall der Stadt und dessen Ursachen.

Aus diesen Gründen hat Bordeaux in der neuesten Zeit in seiner Adresse an die Kammern das jezt in Frankreich herrschende und von der Regierung ausschließlich begünstigte Industriesystem, deßgleichen die darauf gegründete Douanenordnung lebhaft angegriffen. In dieser Adresse wird dargethan, daß wir mit den bisher angenommenen Grundsäzen unvermeidlich einer industriellen Anarchie entgegengehen, und die Industrie durch ihre fieberhafte Thätigkeit und Anstrengung in zerstörende Zuckungen bringen werden, daß unser lediglich zu Schuz, Schirm und Begünstigung der Industrie angenommenes, fremde Fabrikate von Frankreich ausschließendes Douanensystem die Nachbarländer dahin bringt, gleichfalls die französischen Produkte so hoch zu besteuern, daß dies einem gänzlichen Verbote gleichkommt, daß deßhalb die französischen Weine keinen Absaz mehr in diese Länder finden, wodurch Bordeaux, so wie Burgund und die Champagne sehr leiden. Diese wesentlich agrikolen, Weinbau treibenden und nicht industriellen Länder müssen also auf ein anderes Douanensystem dringen, das Frankreich den fremden Erzeugnissen ganz zugänglich macht, damit das Ausland auch unsere Produkte nicht drücke. Dadurch scheidet sich freilich Frankreich in wichtigen Interessen in zwei ungleiche Theile, in das industrielle und agrikole Frankreich. Bordeaux hat das Verdienst, diese sehr beunruhigende Wahrheit zuerst unumstößlich dargethan und sich damit an die Spize der agrikolen Opposition gestellt zu haben, der sich bald mehrere nicht industrielle Distrikte und Städte anschlossen. Man hat bisher seiner Darlegung keinen haltbaren Grund entgegensezen können, und das ausschließende Douanensystem wird beibehalten, bloß weil „trop d'intérêts ont pris racine dans le système actuel, pour qu'il soit possible de l'abandonner," d. h. mit andern Worten, weil unsere reichen Großen, Minister, Direktoren und die ganze Geldaristokratie mächtige Kapitalien in den Fabriken stecken haben.

So wird denn von dieser Seite Bordeaux schwerlich aufgeholfen, und es bleibt der Stadt nach Vieler Meinung nichts übrig, als sich mit aller Macht und mit allen ihren reichen Mitteln in die Industrie zu werfen. Dazu werden uns von Paris her mehrere Rathschläge gegeben, von denen ich nur einige anführen will. Vor Allem müßten hier zwei große Lehranstalten errichtet werden, eine für politische oder gesellschaftliche Oekonomie und die zweite für die industrielle oder die Gewerbswissenschaft nach allen ihren Zweigen. Bordeaux sollte eine Fakultät der Wissenschaften und ein Conservatorium für Künste und Gewerbe haben, denn es fehlt unsern Einwohnern durchaus nicht an geistigen Anlagen und natürlichen Mitteln, sondern nur an Gelegenheit zum Lernen. Die Regierung müßte aufgefordert werden, die agrikolen, industriellen und kommerziellen Anträge und Petitionen der Gironde weniger Förmlichkeiten zu unterwerfen und schneller zu beantworten. Dergleichen wird in Deutschland unglaublich scheinen. Einer meiner Bekannten suchte vor mehreren Jahren um die Erlaubniß an, ein Eisenwerk anzulegen; dieses wäre auch der ganzen Gegend von entschiedenem Nuzen; aber vielfacher Erinnerung ungeachtet hat doch der Minister, oder vielmehr die sechs Minister des Innern, welche sich indessen gefolgt sind, noch nicht für gut gefunden, eine Antwort zu ertheilen. Die Regierung scheint hingegen jezt zu Landwirthschaftskolonien oder Musterwirthschaften nach deutschem Muster geneigt zu seyn. Dies wäre in der Nähe unserer Stadt eine herrliche Sache; sie mißfällt aber unserm Präfekten, also bleibt sie liegen. Nothwendig müßten auch um die Stadt die Verbindungswege vermehrt und die vorhandenen verbessert werden. So z. B. ist die Schifffahrt auf der Garonne sehr unvollkommen, zu Zeiten ganz unmöglich. Selbst die Gironde ist Jahrhunderte hindurch so verschlammt worden, daß schon Schiffe von dreihundert Tonnen Mühe haben, zu uns zu gelangen. Man sagt auch: „Warum haltet ihr so fest und ausschließlich an euerm Weinbau? Gibt es denn keine andere Art, den Boden zu benuzen? z. B. durch Anpflanzung von Maulbeerbäumen, Krapp oder andern Farbkräutern. Auch Runkelrüben könnten ja da in Menge gezogen werden, denn bereits hat die Runkelrübenzucker-Fabrikation bei uns eine solche Ausdehnung und Sicherheit erreicht, daß sie bald keine beschüzenden Geseze mehr braucht. Die Hauptsache wäre jedoch die Austrocknung und der Anbau der Haiden, wodurch nicht nur die reichen Kapitalisten ihr Geld trefflich verwenden, sondern sich auch um ihr Vaterland, ja um ganz Frankreich ein großes Verdienst erwerben können. Bei der Fruchtbarkeit des Bodens, der zum Handel und zum Absaz aller Erzeugnisse sehr günstigen Lage am Meer und an schiffbaren Flüssen kann der Anbau dieses weiten Landstrichs zu Ackerbau und Anlegung von Fabrikdörfern nicht anders als vortheilhaft seyn: er würde dies gewonnene Land bevölkern und auch Bordeaux nüzlich werden; denn diese Stadt hatte bisher nicht wie andere Handelsstädte einen breiten Gürtel von kleinern Städten und Dörfern um sich her; fast die Hälfte des Cirkels, in dessen Mitte es liegt, ist eine halbe Wüste; dies würde durch den Anbau der Landes ganz anders werden."

In allen diesen Bemerkungen ist viel Wahres, aber auch viel Bitteres. Es ist hart, vom Rang einer großen, reichen, schönen und feingesitteten Seehandelsstadt herabzusteigen und Fabrikstadt zu werden mit allen den Unbilden und Gefahren, denen eine solche durch einen Haufen roher, ungesitteter und turbulenter Handwerker ausgesezt ist. Es ist nicht weniger hart, die herrlichen Weinreben unsers Landes zum Theil auszurotten und dafür Runkelrüben oder Krapp anzupflanzen. Beide Veränderungen haben viel Aehnlichkeit mit einander. Hier und dort soll das Treffliche und Ausgezeichnete dem Alltäglichen und Gemeinen Plaz machen. Um dies zu vermeiden, möchte Bordeaux lieber die Hauptstadt eines von dem industriellen Frankreich geschiedenen Königreichs Aquitanien seyn.

Beilage: Kunstblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 139.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. Juni 1834.

Was ich ergreife, das ist heut
Fürwahr nur skizzenweise.

Goethe.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Als wir mit dem Untergang der Sonne aus der See, in welcher wir uns gebadet hatten, zurückkamen, fanden wir das Drängen auf dem Corso ungeheuer; man mußte sich von diesem Menschenstrome fortreißen lassen. Es war der Abend des lezten Wochentages, Jedermann ruhte von seinen Anstrengungen aus, und die Arbeiter drängten stürmisch, mit ihrem Lohne zu ihren Vergnügungen oder in den Kreis ihrer Familie zu kommen. Doch nein, die Menschen sind sich noch nicht selbst überlassen, es gibt noch einige Dienste, welche sie zu leisten haben, und der Himmel ist es, welcher sie in Anspruch nimmt. Unter freiem Himmel, auf offnem Markte wurde der Allgegenwart gehuldigt. Ein Thor, welches vom Hafendamm auf den Markt führt und mit einem Marienbilde geschmückt war, strahlte jezt von hundert Lichtern, aus dem Durchgange wurde ein Eingang in den Himmel, eine Kirche, gemacht, ein Priester predigte inmitten dieser Illumination, und ein Detachement von Soldaten, welches mit seinen Bajonetten gleichsam die Pfeiler dieser improvisirten Kirche bildete, präsentirte jedesmal das Gewehr, wenn die ökumenischen Konzile dem dienenden Chorknaben befahlen, bei Nennung irgend eines heiligen Namens zu klingeln. Diese Feierlichkeit dauerte bis in die tiefe Nacht, während rings ein ehrfurchtvolles Schweigen herrschte und nur der Führer des Postwagens, welcher mit meinem Freunde davon fuhr, es sich erlaubte, mit seiner Peitsche recht gottlos dazwischen zu knallen.

Am nächsten Morgen weckte mich das Marktgewühl, welches schon in der frühesten Stunde anfing, weil die Heiligkeit des Sonntags verlangte, daß mit der ersten eingeläuteten Messe Ruhe und Frieden über die Stadt käme. Meine Landsleute erwarteten mich schon mit Ungeduld in der Botteghа vor unserm Gasthofe, und betäubt von dem unaufhörlichen Geschrei der Verkäufer: Quaranta! Quaranta! trat ich zu ihnen. Der Augenblick unsers Zerwürfnisses war gekommen. Warum hatte ich die Gunst des Looses, den Siz im Eilwagen, zurückgewiesen? Ich wollte ruhiger, beschaulicher reisen, ich wollte theure, liebe, in diese Regionen verschlagene Jugendfreunde aufsuchen, und deßhalb in Laibach oder Grätz einige Stunden verweilen. Die Freundschaft war aber für alle meine Gefährten kein Motiv, sie nannten meine Absicht, sie in den genannten Städten aufzuhalten, kontraktbrüchig, und ich war rasch zur Hand, ihnen meine Partie aufzukündigen und eigens für mein Fortkommen zu sorgen. Der Advokat wollte mir einen Prozeß anhängen, der Apotheker mir in Berlin einen Trank

einrühren, und den Kaufmann suchten sie beide gegen mich in Harnisch zu bringen; allein mein Entschluß stand so fest wie der ihrige, und wir trennten uns. Meine Leser können bei dieser Scheidung nur gewinnen, denn ich werde vollständiger, gründlicher und zuverlässiger werden. Ich nahm mir auch alsbald einen eigenen Tisch vor dem Kaffeehause, schickte den Lohnbedienten zu den Fuhrgelegenheiten, welche sich austreiben ließen, und fixirte in den Zwischenräumen, wo ich seine Bescheide erwartete, die Fenster meines Gasthofes, welche von dem nach Griechenland gehenden bayerischen Gesandten und seinen schönen Töchtern bewohnt wurden.

Mit dem ersten Schlage der Kirchenglocke verschwanden die vielfarbigen Eßwaaren, welche noch so eben zum Verkauf ausgeboten wurden. Auf dem weiten Raume des Marktes blieben nur die Landleute zurück, welche in die Stadt gekommen waren, um zu verkaufen und anzubeten. Dies waren nicht die Küstenbewohner, sondern jene Menschen, welche über den Bergen wohnen und das kraineriſche Gemisch von slavisch und italienisch sprechen. Die Männer blickten mit dreisten, entschlossenen Mienen unter großen schwarzen, breitkrämpigen Hüten hervor, und die Frauen, welche oft den riesenhaften Wuchs der Männer erreichten, hatten Kopf, Nacken und Brust in große weiße Tücher gehüllt, aus welchen muntere Augen und fleischige Formen heraussahen. Sie mußten alle sehr gute liturgische Kenntnisse haben; denn ohne sich von dem Punkt, wo sie gerade standen, zu bewegen, wußten sie Alles, was in der übervollen nahen Kirche geschah. Sie sahen durch die Mauern hindurch, welche Bewegung in diesem Augenblicke der Priester machte, und sanken mit dem lauten, vernehmbaren Klingeln der Chorknaben regelmäßig in die Knie. In einer Hafenstadt hatte ich so viel Frömmigkeit nicht erwartet.

Noch am hellen Tage verließ ich Triest. Es währt lange, ehe man den Anblick der Stadt und des Meeres verloren hat; die mannichfachen Windungen des steilen Weges führen immer wieder auf's Neue zu diesem erhabenen Prospekt zurück, den man erst dann aus dem Auge verliert, wenn der Gipfel des Berges erreicht ist und die Straße ihre ungehinderte Richtung in das Innere des Landes hinein nimmt. Jezt lag auch das Gebiet des Freihafens hinter uns, wir mußten und bei einem Zollamte der Visitation unterwerfen, die aber deßhalb milder vorgenommen wurde, weil ich mit einem angesehenen Beamten der kaiserlichen Regierung reiste. Das Wetter war trüb, die Gegend kahl und traurig. Den Boden bedeckten überall Kieselsteine, welche den Anblick der Verödung und Unfruchtbarkeit gewährten. Kaum daß die Steine aus der Landstraße geräumt waren. Rings über dem weiten Gebirgsplateau traten dem Auge nur wenige Gegenstände entgegen; doch glaubte ich an verschiedenen Stellen altes verfallenes Gemäuer, das sich zuweilen noch recht keck über dem Boden erhob, zu bemerken. Es war klassischer Boden, auf welchem ich mich befand; eine Menge römischer Inschriften, mit welchen Gruter und Osann starke Folianten anfüllten, fanden sich in diesen Gegenden in den Umgebungen des alten Nola und Tergeste. Doch jene Ruinen schienen eher dem Mittelalter anzugehören. Es waren jene Türkenthürme, welche an allen Küsten des mittelländischen Meeres angelegt waren, um die plötzlichen Ueberfälle sowohl zu entdecken als zurückzuhalten. Hier heißen sie Tabor, ein Name, dessen slavischer Ursprung für Jeden handgreiflich ist.

Ich befand mich in der besten Gesellschaft. Der Präsident des Obertribunals von Venedig, ein geborner Kärnthner, nebst seinem Diener, theilte mit mir den Wagen, welchen wir in Triest gemeinschaftlich gemiethet hatten. Nichts konnte einnehmender seyn, als die freundlichen, leutseligen Sitten dieses Mannes. Seine aufgeklärte, vorurtheilsfreie Weise, über die Dinge zu urtheilen, seine jugendliche, politische Unbefangenheit bestimmten mich, mich über die Kreise, in welchen er lebte, von ihm belehren zu lassen. Namentlich ist der Freihafen von Venedig eine Maaßregel, deren nähern Umstände besonders merkwürdig und nur von einem Einheimischen aufzuklären sind. Die Anschauung des regen, thätigen Treibens in Triest gab zu einer Vergleichung mit dem gemessenen, trägen, verfallenen Venedig die unmittelbarste Veranlassung; ich schließe aber für heute, und gebe die Resultate meiner Erkundigungen, soweit sie sich zur öffentlichen Mittheilung eignen, ein andermal.

(Schluß des vierten Artikels.)

Lenore.

(Fortsetzung.)

Als ich in dem Feldzuge von 1813 in dem Gefecht von B.....g, im damaligen Königreich Westphalen, verwundet wurde, sah ich mich genöthigt, in dem Flecken K.... zurückzubleiben, wo ich im Hause des Oberamtmann Bolt die gastlichste Aufnahme und liebevollste Pflege fand. Meine Verwundung war von der Art, daß ich zwar dadurch für einige Zeit in Unthätigkeit versezt wurde, jedoch im Stande blieb, mich geistig zu beschäftigen und, da ich bald außer dem Bett seyn konnte, an dem Umgang der Familie Theil zu nehmen. — Bald fand ich mich von derselben auf die angenehmste Weise angezogen, und schwerlich wird man leicht einen zahlreichen Kreis älterer und jüngerer Personen von den verschiedensten Naturen und Charakteren in so vollkommener Harmonie und durch die herzlichste Liebe verbunden antreffen. Unstreitig war es das Familienoberhaupt selbst, von

welchem der treffliche Geist ausging, der das Ganze beseelte, und nie, in Wahrheit, sah ich einen Mann, in welchem die patriarchalische Milde des Familienvaters so schön mit den Eigenschaften verschmolzen gewesen wäre, welche die Gegenwart mit ihrem Drang und ihren Forderungen von dem Vorstand eines ausgebreiteten Wirkungskreises erheischte. — Weitläuftige eigene Besitzungen, neben dem bedeutenden Kammergut, das er verwaltete, nahmen allein schon einen hohen Grad von Thätigkeit in Anspruch, wozu noch eine Menge von Geschäften kamen, welche die Zeitumstände auf den angesehensten Bewohner des Städtchens häuften. Der Oberamtmann war Vater einer zahlreichen Familie. Außer dieser aber erzog er noch die Kinder mehrerer Verwandten, die frühzeitig verwaist, in seinem Hause Zuflucht und Aufnahme gefunden hatten, sammt der Gelegenheit, sich nach eigener Wahl zu dem oder jenem Beruf auszubilden oder vorzubereiten.

Mich zog vor Allen die Gegenwart eines schönen Mädchens an, welches in seiner besondern Eigenthümlichkeit sich unter den übrigen Familiengliedern auszeichnete. Lenore, so nannte man sie, war eine Schwestertochter der Frau Bolt, und schon als zartes Kind ihrer Eltern beraubt, im Hause ihrer Tante aufgenommen und mit deren Kindern erzogen worden. Eine schöne Gestalt vom edelsten Wuchse und mit aller Fülle blühender und kräftiger Jugend ausgestattet; eine regelmäßige Bildung, deren vorherrschender Ausdruck ein sanfter, unbeschreiblich anziehender Ernst war, noch erhöht durch ihre gewöhnliche Bläße und durch den Reiz des Gegensatzes tiefblauer Augen und der Fülle dunkler Locken, vor allen aber durch den sanft-schwermüthigen Klang ihrer tiefen Stimme. Nie werde ich diesen elegischen Klang vergessen, dessen Wohllaut mit all der Macht einer korrekten, von geistiger Bildung zeugenden Sprache um so unwiderstehlicher zum Herzen drang, je größer der Kontrast desselben mit den schreienden und singenden Lauten der übrigen Hausgenossen war, welche eine Eigenheit der Provinz sind. Es ward mir dabei zum ersten Mal recht fühlbar, welche Gewalt die Frauen durch ihre Sprache zu üben vermögen, wenn Gefühl und Nachdenken auf gleiche Weise das Organ der Rede veredeln, dessen Reiz hier freilich eine schöne Gabe der Natur war. Nicht minder interessant war Lenore, wenn ein Lächeln ihre Züge verklärte, denn Lenore lächelte nur. Nie habe ich sie laut lachen hören, eben so wenig aber auch jemals verdrüßlich, zürnend, mürrisch gesehen, obschon ein großer Theil von den nicht immer angenehmen Geschäften des großen Haushalts zusammt der Aufsicht über eine zahlreiche Dienerschaft von ihr verwaltet wurde. Kurz, nie sah ich ein Wesen, in dessen Erscheinung sich eine so vollkommene Harmonie innerer und äußerer Gaben ausgesprochen und zu einem zwar nicht überraschenden, um so mehr aber anziehenden Totaleindruck gewirkt hätte. Oft wenn ich dem geräuschlosen, aber stets besonnenen Walten des lieben Mädchens zusah, drängte sich mir die Frage auf, ob wohl jemals die Leidenschaft ihren Weg in diese stille Brust finden würde? Ich suchte dann immer mit einer Art von Angst mich zu überreden, daß dies unmöglich sey, denn freilich hatten einige unglückliche Beispiele mich belehrt, daß solche ruhige Naturen, einmal ergriffen von der Macht eines überwältigenden Gefühls und von ihm aus ihrem schönen Gleichgewicht gerissen, solche Abweichung aus ihrer Bahn gewöhnlich mit ihrem Lebensglück bezahlen.

Die Söhne des Oberamtmanns — er hatte deren mehrere — befanden sich abwesend, theils durch die Conscription zum Heere abberufen, die jüngern auf Lehranstalten. Nur ein junger Mann, den er sich zum Gehülfen erzogen, war jezt noch anwesend und sein tüchtigster Beistand in seinen vielen und verwickelten Geschäften. Rudolph war ein Stiefbruder Lenorens, ihr aber gar nicht verwandt. Lenorens Vater nämlich war zweimal verheirathet gewesen; ihm ward von seiner ersten Gattin ein Stiefsohn zugebracht, den er nach dem Tode derselben in seine zweite Ehe mitnahm und zu erziehen beschloß. Beide Gatten starben indeß frühzeitig, und der Oberamtmann, der Vorsätze seines Schwagers eingedenk, nahm mit Lenoren auch den zweimal verwaisten Knaben auf und ward zum Vater an ihm.

Rudolphs gute Eigenschaften vergalten reichlich, was er für ihn gethan. In seiner Natur fanden sich die Grundzüge eines edlen, männlichen Charakters, und seine Bildung blieb durch guten Unterricht und eigenen Fleiß nicht hinter den Forderungen der Zeit zurück; vielmehr verbarg seine schlichte und anspruchlose Außenseite einen wahren Reichthum von Kenntnissen und ein höchst thätiges Bestreben nach immer neuen Fortschritten; und wie von Geburt ein Deutscher, so war er es auch in seinem ganzen Wesen und Charakter: ernst, besonnen, thätig, ausdauernd und voll tiefen, sich nie erschöpfenden Gefühls für einmal in sich aufgenommene Interessen, mochten diese nun dem Kreise des Verstandes oder des Gemüths angehören; ein Herz voll ächter deutscher Treue.

Auf einen solchen jungen Mann konnten die großen Ereignisse der Zeit nicht ohne Wirkung geblieben seyn. Schon längst die glühendsten Wünsche für die Befreiung des deutschen Vaterlandes hegend, hatte er sich nur durch die Rücksicht auf die Verantwortlichkeit, welcher er seinen Wohlthäter aussetzen würde, vom Entschluß zurückhalten lassen, sich heimlich zu entfernen, um sich dem preußischen Heere zuzugesellen. Jezt, da die Franzosen aus der Provinz vertrieben, stand dieser Vorsatz unerschütterlich fest, und nur der Drang der Umstände, die Verwirrung in den Geschäften, wo dem Hausherrn noch ein Beistand unentbehrlich war, ließ einige Zögerung eintreten, und bald mußte diese sich noch mehr verlängern,

da auch in der ganzen Umgegend unter der männlichen Jugend sich der Wunsch aussprach, ein Corps von Freiwilligen zu bilden. Mir ward, auf meine Meldung hievon an das in die Provinz eingerückte Truppencorps, die Weisung, einstweilen, und da meine Verwundung mir noch nicht gestattete, zu meinem Regiment zurückzukehren, mit der militärischen Ausbildung dieser jungen Leute mich zu beschäftigen. So hatte ich denn auch hier Gelegenheit, Rudolphs Verstand und Umsicht kennen zu lernen, zugleich aber auch das Uebergewicht, welches er über alle seine jungen Gefährten ausübte und wodurch er in kurzer Zeit durch ihre freiwillige Unterordnung an ihrer Spitze stand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Meran, Ende Mai's.

Der Frohnleichnamstag.

Der Umgang, der an diesem Tage in der ganzen katholischen Welt gehalten wird, mußte in der freundlichen Gebirgsgegend, die ich für einige Zeit zu meinem Wohnsitze gewählt, einen ganz besondern Reiz haben. Ich bin überzeugt, daß selbst der, welcher den Pabst, umgeben von dem höchsten Glanze der Klerisei, im Angesicht der Peterskirche, um Egyptens alte Obelisken herumtragen sah, oder wer den prachtvollen Zug der Frohnleichnamsprozession in Wien, den Kaiser und die Kaiserin, die Nobelgarden, das herrlichste Militär dabei bewundert, dennoch mit einem eigenen Interesse bei dem einfachen Umgange verweilt haben würde, welchen hier der würdige und gelehrte Pfarrherr in Untermais, umgeben von seinen Tyroler Schützen und seiner andächtigen Gemeine, durch Feigen- und Kastanienalleen und über Rebenhügel, Thal auf und ab hielt. Ich stieg am frühesten Morgen mit einem alten Brigantenhauptmann vom Berge hernieder, der mit einigem Stolze die alte Burg verließ, worin er seine schmale Pension verzehrt, um das Amt, wozu er berufen, würdig zu bekleiden. Es bestand darin, dem Pfarrherrn die Schleppe nachzutragen und dann an der großen Tafel, welche dieser gab, an seiner Seite seinen Platz zu nehmen. Nur in diesem einzigen Falle erschien der Alte wieder in der Welt, angethan mit schwarzem Frack und den weißen Backenbart sauber gekämmt; dann vergaß er seiner Thaten im Jahre 1809 und sprach von seiner alten Familie, die über dreihundert Jahre in Meran ansäßig sey, und von der Erstürmung von Belgrad, die er unter des großen Helden Gideon von Laudon Befehlen mitgemacht, und einem sehr ehrenvollen Stich im Unterleibe, den er als einzigen Lohn davongetragen. Wie wir so mit einander nach St. Valentin hinabstiegen, traf uns ein kalter Windstoß gerade aus dem vor uns liegenden Passayer Thale und trieb uns eine Staubwolke entgegen, so daß wir Beide die Augen schließen und reiben mußten. Wie mein alter Hauptmann sie wieder öffnete, sah er mich mit rothem Gesichte, wie verweint, an; ich dachte an sein Kriegerhandwerk während der Insurrektion und an Hofers grünen Hosenträger, den ich im Nationalmuseum in Innsbruck in Händen gehabt, und mir wurde ganz wehmüthig um's Herz, denn der weißhaarte Fähnrich von Belgrad, nunmehriger Schleppträger des Pfarrherrn von Untermais, erschien mir mit einem Male ganz absonderlich ehrwürdig und sein Schicksal durchaus tragisch.

So hatten wir Meran erreicht. Wir trennten uns, indem ich über die Passer ging, die brausend durch die Brücke tost, er aber abbog, um die heitern Weinberge nach Mais emporzusteigen. Auf dem Platze vor dem Kloster der englischen Fräulein war ein Altar errichtet, und dienende Schwestern waren damit beschäftigt, ihn mit hohen Kerzen, Blumen und Bildern zu schmücken, während Knaben ringsumher junge Baumstämmchen an die Häuser lehnten und mit Stricken festbanden, denn der rauhe Wind aus Passayer hatte sich noch immer nicht gelegt. Die Klosterpforte war geöffnet und selbst die Fräulein in wehenden, schwarzseidenen Mänteln gingen ab und zu, um das fromme Werk zu fördern und den Schwestern zur Hand zu geben.

Das Geläute vieler Glocken, das Schießen von den Höhen und das Herbeiströmen des Volkes deuteten an, daß die Prozession begonnen habe. Selbst volkreichere Städte haben wohl kein buntscheckigeres Gewimmel aufzuweisen, als Meran bei dieser Gelegenheit. Die Landbewohner im Etschthale, in der nächsten Umgebung der Stadt, kleiden sich in heitere, lebhafte Farben. Die braune Jacke ziert ein breiter, scharlachrother Aufschlag, fast wie die Revers einer Uniform gestaltet, und über dem Brustlatz von derselben Farbe liegt der grasgrüne, sehr breite Hosenträger von Seide, der jenen fast gänzlich bedeckt; um den Hals ist ein großes Stück schwarzen Flors locker, in künstlichen Knoten geschlungen, so daß man den starken, hohen Hals bloß daraus hervorragen sieht. Die schwarzledernen, knappen Beinkleider reichen bis oberhalb des Kniegelenks, das bis zur Wade entblößt ist; von hier an schließt sich ein dicker, weißer Strumpf; den Fuß bekleiden rund zugeschnittene Schuhe. Zu dieser auffallenden, zierlichen Tracht wird von den Junggesellen ein breitkrämpiger Hut mit niedrigem Kopfe aufgesetzt, von hellapfelgrüner Farbe, mit breiten, grasgrünen Bändern eingefaßt, worunter das lange, oft gelockte Haar hervorsieht. Die verheiratheten Männer tragen schwarze Hüte von gleicher Form. Sind nun alle Männer des Thales auf diese Weise uniformirt, so waltet bei den Weibern eine desto größere Verschiedenheit ob. Alle tragen aber sehr lange, schwere Röcke, was sie unter den andern Tyroler Trachten nicht eben sehr empfehlend auszeichnet. Der Kopfputz besteht größtentheils in den durch ganz Tyrol verbreiteten schwerfälligen Hauben von gestrickter Wolle, welche einer Grenadierbärenmütze nicht unähnlich sehen. Bald sind sie glänzend weiß, bald dunkelblau, bald schwarz. In einigen Gegenden, wie im Passeyer Thale, werden sie flacher getragen und kommen dann einem Turbane gleich; auch zieren sie dort einige schmale, buntfarbige Streifen. Viele Weiber trugen auch schwarze Filzhüte mit hohen Köpfen und schmalem Rande, wie in Salzburg und andern Gegenden. Der spitzige Tyrolerhut der nördlichen Thäler, wie ihn die Handschuhhändler aus dem Zillerthal und Andere tragen, mit den grünen Bändern und den Goldschnüren, wurde hier nicht mehr gesehen; dafür aber die alten Botzener Hauben von gesteiftem, schwarzem Flor, mit der tiefen Schneppe und den dreieckigen Fledermausflügeln, die einer hohen, zarten Stirne nicht uneben anstehen und manchmal, nach alleraltester Mode, in einer sogenannten Krone sich endigen, welche aus einem Geflechte von rothem Bande, in Schneckenhausform, besteht, von einem Strauße künstlicher Blumen mit Silber- und Goldzierrathen überragt, den eine große, dicke Prachtnadel von Silber, die Krone durchstechend, festhält. Dieser zierlichste Kopfputz war jedoch selten, weil er — nicht mehr Mode ist. Sollte man wohl glauben, daß diese auch hier so tyrannisch ihre Gesetze gibt!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 140.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 12. Juni 1834.

Dies ist ein majestätisch Schauspiel, und
Harmonisch zum Bezaubern.

Shakespeare.
Der Sturm.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

Die Verlobten.

... Mein Führer winkte mir, ihm zu folgen, und brachte mich vor Etwas hin, das ich für nichts weiter hielt, als einen großen, von Brombeerstauden zusammengehaltenen Steinhaufen. An einer Seite dieser unordentlichen Masse zeigte sich ein Loch, welches ungefähr aussah, als wäre es zu einer Eisgrube bestimmt. Es war jedoch ein langer, finsterer, durch den harten Felsen gehauener Gang, durch welchen ich meinem Führer so lange nachtappte, bis wir an einen hölzernen Verschlag kamen; er öffnete, und zu meinem größten Erstaunen und Entzücken befand ich mich in einem achtwinklichten Gemach, mit vollem Recht die bezauberte Höhle genannt.

Es war eine Höhle im Felsen mit drei Fensteröffnungen, die alle auf den Rhein hinunter sahen, der, in seinem Felsenbett eingezwängt, tief unter uns rauschte. Der plötzliche Einbruch des Tageslichts, die Pracht der heitern Landschaft im Sonnenschein, die sich so unerwartet durch die drei Fenster aufthat (ich wußte nämlich nicht, daß ich mich am Rande eines Abhangs über dem Rhein befand), Alles war wahrhaft bezaubernd, und ich gab mich dem Genusse der innern wie der äußern Anschauung desto inniger hin, da ich ganz ungestört war. Da kam es mir auf einmal vor, als vernehme ich irgendwo in den Eingeweiden des Felsens, in den ich gekrochen war, ferne schwache Töne wie von weiblichen Stimmen. Immer stärker schwollen die taktmäßigen Laute, und endlich hörte ich ganz deutlich im vollen Chore das wohlbekannte Nationallied dieser Gegend:

Bruder ich und du,
Bruder ich und du
Wir schlafen immer zu.
Still und still und immer still,
Weil mein Mädchen schlafen will.
Stille, stille!
Kein Geräusch gemacht!

Von Zeit zu Zeit erstarben diese irdischen oder überirdischen Töne, als hätten sie sich in den Windungen des Felsenganges verloren, endlich hörte man sie wieder, als verlangten sie Einlaß; mein Führer lief zu dem hölzernen Thor, und kaum hatte er es angelweit aufgerissen, da strömte, gleich einer Fluth, auf einmal die Musik in das gewölbte Gemach, und bald darauf drang zu meiner höchsten Ueberraschung ein jugendlicher Brautzug nach. Acht bis zehn junge Mädchen traten, vor dem Brautpaare zu zweien einhergehend, ein; sie hatten die Köpfe mit lichten, grünen Laubkränzen geschmückt, die mit den verschiedenen Schattirungen ihrer braunen Haare einen sehr gefälligen Kontrast bildeten,

sich aber besonders lieblich auf den rabenschwarzen Locken ausnahmen, welche die züchtige Stirne der hübschen Braut umflatterten.

Die Gesellschaft, worunter der Bräutigam der einzige Repräsentant seines Geschlechts war, hatte früh Mainz verlassen, um einen vergnügten Tag in der magischen Höhle zuzubringen, und wahrlich, ihr unerwartetes Erscheinen gab dem ganzen Auftritt einen feenartigen Reiz. Eine Zeitlang fuhren sie in ihrem vaterländischen Gesang fort, dann ließen sie die Hände, an denen sie sich hielten, los und flogen auf einmal zu den Fensteröffnungen der Höhle, und ich hörte, wie sie sich gegenseitig mit vielem Eifer Bingerloch, Rheinstein und andere wegen ihrer romantischen Lage berühmte Punkte zeigten. Sodann musterten die jungen Leute haarklein das gewölbte Grab, das uns so wonnig umschloß, und zulezt ergriff sie, was jungen Wanderern so leicht begegnet, ein unwiderstehliches Verlangen, ihre Namen in die Wand zu kratzen. Da erblickte die Braut in einer Ecke des Gemachs einen alten Mann, der einen kaum Zoll-langen Bleistift in seiner magern, welken Hand hielt, und mit reizender Schüchternheit und Bescheidenheit neigte sie sich vor mir und bat mich, ihr den Stift zu leihen. Ihr Name und der ihres Zukünftigen wurden sofort eingeschrieben, und weitere Namen würden unter gleichem Jubel sich angereiht haben, hätte ich nicht bemerkt, daß mein armer Bleistift, der in meinen Diensten noch manche Jahre ausgehalten hätte und überdies der einzige war, den ich hatte, in Folge des harten Rencontre mit der sandigen Wand, in den ungeschickten Klauen einer derben Brautjungfer allbereits in den lezten Zügen lag. Unter dem sehr artigen Vorwand, ihn wieder spitzen zu wollen, gelang es mir, ihn ihren Griffen zu entziehen, unterdessen zog ein anderer Gegenstand die junge Gesellschaft an, und der Stumpf meines armen Bleistifts war wunderbar gerettet, um seine bescheidenen Noten über die Begebnisse des Tages fortzusetzen.

Wir verließen die bezauberte Höhle und stiegen durch einen herrlichen Eichenwald aufwärts, bis wir die Ruine Rossel auf einem der berühmtesten Gipfel des Taunusgebirges erreichten; sie steht auf dem Niederwald gleich einer den Stürmen trotzenden Schildwache auf ihrem Posten und bewacht treu den Eingang jener mystischen Kluft, durch welche tief zu den Füßen der Strom im Triumph majestätisch seine Fluthen wälzt.

Die Aussicht von den verfallenen Zinnen dieses Schlosses ist sehr ausgedehnt und prachtvoll, aber der dunkle, sich sträubende Strom war mir so merkwürdig, daß er für's Erste meine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Während die große Wassermasse in ihrem Laufe dahinzog, wüthete eine Art Bürgerkrieg unter verschiedenen Theilen des Elements. An einigen Orten schien ein rebellischer Wirbel sich gegen den Strom zu stemmen, an andern floß das Wasser im Kreise zurück, hier brach es sich brausend an einem eingesunkenen Felsen, dort war es glatt wie Glas. Mitten in diesem Aufruhr lagen zwei, drei Inseln, bedeckt mit Pappeln und Weiden, gleichsam ruhig vor Anker. Auf einer standen die Ruinen des Mäusethurms, in welchem jener habsüchtige Bischof von Mainz, berühmt oder vielmehr berüchtigt in der rheinischen Geschichte, von den Ratten gefressen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lenore.

(Fortsetzung.)

Auch Lenore war von der schönen Begeisterung ergriffen, die zu jener Zeit Alles mit sich fortriß. Sie dachte, träumte, lebte für nichts anderes, als für die Befreiung des Vaterlandes. Sie entäußerte sich jedes Schmuckes, und wie erschöpft von den Mühen des Tages der Abend sie fand, so versagte sie sich doch einen Theil des Schlafs, um zu jenem Zweck zu nähen, oder Leinenzeug zum Behuf der Lazarethe einzurichten; und wie freudestrahlend ruhte ihr Blick auf Rudolf, wenn er mit mir, von den Waffenübungen zurückkehrend, in das Familienzimmer trat, wo man uns zum Mittagessen erwartete. Wahrlich, ein Blick, der ihn zum Vaterlandsbefreier hätte begeistern müssen, wäre dies anders noch erforderlich gewesen. Aber das war es nicht; ich mußte vielmehr erstaunen über die schnelle und kräftige Entwicklung, zu welcher sein ganzes Wesen in so kurzer Zeit unter dieser neuen Richtung sich gestaltete. — Es war, als sey ihm jezt ein ganz neues Daseyn aufgegangen und als habe er nun erst den Platz gefunden, für welchen er von der Natur bestimmt gewesen. Die Fortschritte der verbündeten Heere und Napoleons Gegenoperationen waren sein unablässiges Studium, und oft, wenn wir, die Karten vor uns ausgebreitet, die Heereszüge verfolgten, überraschte mich die Kühnheit seiner Ideen. Ich mußte ihm zu solchen trefflichen Naturgaben Glück wünschen und glaubte, in der militärischen Laufbahn ihm die glänzendsten Erfolge prophezeien zu können. Er dankte mir lächelnd für solche Verheißungen, in den leuchtenden Blicken aber, die in solchen Augenblicken über die Karten hinaus in eine unbestimmte Ferne gerichtet waren, glaubte ich doch auch noch andere, schönere und liebere Wünsche sich bewegen zu sehen.

Einst, als wir nach dem Abendessen auf ähnliche Weise beschäftigt noch beisammen saßen, hörten wir einen Wagen vorfahren. Ein Diener rief den Hausherrn ab, und nach einigem Verweilen führte dieser einen Fremden

zu uns ein, dessen Erscheinung uns alle auf eigene Weise überraschte, denn nie, in der That, weder zuvor, noch späterhin, sah ich jemals eine vollkommenere männliche Schönheit.

Der Oberamtmann stellte uns den Fremden als den Sohn eines seit vielen Jahren in London etablirten deutschen Kaufmanns vor, welchen der Wunsch, die Gegend kennen zu lernen, wo sein Vater geboren und seine Jugendjahre verlebt, bei Gelegenheit einer größern Reise hieher geführt habe. Zugleich verdanke er, wie er verbindlich hinzusezte, dem Wunsch Herrn Ferwills, sich mit einem erfahrnen Manne über eine Angelegenheit von Wichtigkeit zu berathen, dessen Besuch, der, wie er sich schmeichle, ihm nicht auf allzuflüchtige Weise werde zu Theil geworden seyn. Der Fremde dankte auf herkömmliche Weise, aber in herzgewinnenden Worten, und hatte zuerst der Adel und die plastische Schönheit seiner Erscheinung uns fast geblendet, so imponirte uns nicht minder die Feinheit und Vornehmheit seines Betragens, der Wohllaut der Rede und die Wahl des Ausdrucks, womit er, eben so anstandsvoll als gemüthlich, sich unserem Kreise anzupassen suchte. Wir hatten Muße, dies Alles wahrzunehmen, denn nur zwischen ihm und dem Hausherrn bewegte sich die Unterhaltung, während wir andern die Ueberraschung des ersten Eindrucks noch immer nicht überwinden konnten. Ich habe mir später zum öftern diese Erinnerung zurückgerufen, und wenn es Vorgefühle gibt, die uns beim ersten Anblick eines Menschen den wichtigen Einfluß andeuten, den er auf unsere Lebensverhältnisse haben wird, so fühlten wir in diesen Augenblicken ihre Macht.

Bald jedoch verwischte Ferwills gesellige Gewandtheit, die Feinheit seines Benehmens und das geistreiche Element seiner Unterhaltung diesen ersten Eindruck. Wir erfuhren nach und nach, daß sein Vater, ein reicher, in London angesessener Kaufmann, den sehnlichen Wunsch gehegt habe, mit den erworbenen Glücksgütern wieder in sein Vaterland zurückzukehren. Die Unterdrückung desselben unter Napoleon hinderte ihn, den Vorsatz auszuführen. „Mein Vater starb," fuhr Ferwill fort, „aber noch sterbend beschwor er mich, die ihm so theure, vaterländische Gegend an seiner Statt zu besuchen, und schlüge einst die Stunde der Befreiung für Deutschland, hiezu, auf welche Weise es auch sey, nach Kräften mitzuwirken. Ich komme jezt von einem Aufenthalt in dem Norden Europas zurück. Noch auf russischem Boden werde ich Zeuge von dem Jubel der Nation, der kein Opfer für ihren Sieg zu theuer war, höre die Nachricht von der heldenmüthigen Erhebung des deutschen Volkes, und immer höher schwellt das Verlangen meine Brust, einer so großen Sache selbst theilhaftig zu werden. Ich reise weiter, bedenkliche Nachrichten kommen mir entgegen: ein Waffenstillstand, ich werde Zeuge von der Trauer der edelsten Vaterlandsfreunde, das große Unternehmen droht an Napoleons Uebermacht zu scheitern. Ich kann den deutschen Boden nicht verlassen, bevor es zur Entscheidung gekommen. Da bricht auf's Neue der Krieg los. Die deutschen Provinzen schütteln endlich das Joch des aufgedrungenen Königthums von ihren Schultern. Nun hielt mich länger nichts, nun war der rechte Augenblick gekommen, wo ein rüstiger Arm, ein kräftiger Wille mehr für Deutschlands Sache von unendlichem Werth ist. Schon hatte ich an Geld gespendet, was ich vermochte; doch was ist Geld, wo man durch That für eine große Sache wirken kann! Ich eile in diese Gegend, die mir auch gewissermaßen als Vaterland theuer ist, und noch mit mir zu Rathe gehend, wie ich am besten mein Vorhaben in's Werk richten möchte, höre ich Ihren Namen, verehrter Mann, unter denen nennen, die am kräftigsten in dieser Provinz für den Fortgang der Bewaffnung junger Männer wirken, höre, daß unter Ihren Augen selbst und unter Ihrer Mitwirkung ein Corps Freiwilliger sich bildet, und mein Entschluß ist auf der Stelle gefaßt, dabei einzutreten."

Dies ungefähr waren Ferwills Worte, aber ich müßte zugleich den lebendigen Ausdruck, der seine Züge beseelte, die Gluth der Begeisterung, die in seinen Augen strahlte, dazu malen können, um den Eindruck zu schildern, den sie auf uns machten. Volt zog ihn an sein Herz, in den Augen der Frauen glänzten Thränen, wir alle reichten ihm in freudiger Rührung die Hand. „Sie bleiben für jezt in meinem Hause," rief der Erstere, „und sind wie Sohn und Bruder unter den Meinen aufgenommen." — Ferwill nahm das dankbar an und gestand, daß er eine nähere Befreundung gewünscht und gehofft, um Gelegenheit zu haben, sich mit Allem bekannt zu machen, was das Verhältniß, in das er treten wolle, so wie deutscher Gebrauch und Sitte erfordern dürften, um nicht unter den Waffenbrüdern als ein Fremdling aufzufallen oder gar anzustoßen. Er nahm dann Gelegenheit, auf ungezwungene Weise glaubwürdige Papiere in Adressen, Empfehlungsschreiben, Wechseln namhafter Handlungshäuser in Hamburg, Berlin und andern bekannten Orten darzulegen, welche, hätten es nicht schon seine Worte gethan, ihn uns als einen Mann von Ehre und gutem Ruf darstellen mußten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Preisvertheilung.

Die Kunstausstellung ist zu Ende, und die Regierung hat, wie gewöhnlich, eine Art von Prämienvertheilung

veranstaltet, womit, ebenfalls wie gewöhnlich, Einige zufrieden, Andere sehr unzufrieden sind. Zufolge des Journals l'Artiste bedeutet dieselbe so wenig, daß Niemand darauf achtet, es sey denn etwa, um sich darüber lustig zu machen. Allerdings scheint es sonderbar, daß sich ein Minister oder einer seiner Unterbeamten erlaubt, die Kunstwerke klassifiziren zu wollen, um Jeden nach seinem Verdienste zu belohnen; denn was für Beweise hat er von seiner Kunstkenntniß, seinem Kunstgeschmacke gegeben? Ueberhaupt taugen die Belohnungen, welche in den ministeriellen Bürraux ertheilt werden, deßhalb nicht viel, weil stets viele Ränke und Schliche mit unterlaufen und weil diejenigen, welche die eigentlichen Urheber der Gnadenlisten sind, keine Art von Verantwortlichkeit haben und daher ungestraft ihren Privatneigungen folgen können. Vor Kurzem war ganz Paris mit einem Prozesse zwischen zwei Entrepreneurs und dem dabei offenbarten Scandal beschäftigt, woraus man sieht, was Bestechung hier vermag. Die beiden Entrepreneurs sind nämlich diejenigen, welche bei der lezten Jahresfeier der Julitage ein großes Schiff auf der Seine zur Belustigung der Pariser erbaut und dabei über die Hälfte der 125,000 Franken, die es gekostet, gewonnen, aber 25,000 Franken als Geschenk an die von ihnen bestochenen Personen hatten abgeben müssen, welche durch ihr Ansehen und ihre Fürsprache die Arbeit ihnen verschafft hatten. Wie manche andere Bestechungen werden gar nicht ruchbar, weil diejenigen, die Nuzen daraus ziehen, nicht mit einander zerfallen und ihre Heimlichkeiten ausklatschen. Hätten die beiden Entrepreneurs nicht wegen ihres Gewinnstes mit einander gezankt, so wäre das Publikum von einer so köstlichen Probe der Rechtschaffenheit der Beamten gar nicht unterrichtet worden, obschon Niemand in Paris ein solcher Einfaltspinsel ist, um nicht zu wissen, daß den Leuten, deren Hülfe man bedarf, auch die Hände müssen geschmiert werden. Das Faktum selbst ist also eigentlich nichts Neues; allein es ist höchst anziehend, hier von den Begünstigten selbst die Summe, die sie die Begünstigung gekostet hat, genau angeben zu hören. Zulezt hat sich die Stadtbehörde doch geschämt und, wie es offiziell heißt, eine gerichtliche Untersuchung über den Vorfall anstellen lassen; ich möchte aber wetten, daß nicht die Bestochenen, sondern die Bestecher werden zur Verantwortung gezogen werden. Aus dieser Thatsache kann man übrigens schließen, wie es mittelmäßige Künstler anfangen, um mit den bessern belohnt zu werden und so gut als diese Bestellungen von der Regierung zu erhalten, oder ihr ihre Kunstwerke zu verkaufen. Glücklicherweise gilt doch die öffentliche Meinung stets viel in Paris. Ueber eine Kunstausstellung sprechen sich so manche freie Stimmen aus, daß man am Ende der Ausstellung ziemlich gut weiß, welche Künstler sich am meisten ausgezeichnet und die besten Stücke geliefert haben, und die Regierung nicht umhin kann, sich nach den ausgesprochenen Urtheilen zu richten. Wenn also auch hie und da ein mittelmäßiger Künstler unter den Belohnten mit durchläuft, so sehen sich doch auch andernseits die ausgezeichnetsten Künstler aufgemuntert und bringen ihre Kunstwerke an.

(Der Beschluß folgt.)

Meran, Ende Mai's.

(Fortsezung.)

Der Frohnleichnamstag.

Aus den benachbarten Thälern waren nur Wenige erschienen. Einige aus der Nachbarschaft in grellrothen Jacken fehlten nicht, und selbst von dem höchsten Berge, aus Hafling, noch hinter St. Katharina in der Scharten, hatten sich Männer eingestellt: arme Leute, in ernsterer, wilderer Tracht, mehr Nacktes an ihnen sichtbar, kurze, offene Wämser, von grobem, haarigem Zeuge, dunkelgrau, die Aufschläge schwarz, mit schmaler, gelber Einfassung, die breiten Hosenträger von Leder und die Hüte ebenfalls schwarz. Die Gesichter waren sonneverbrannt, stark gerunzelt und nicht so wohlgenährt, als bei den Weinbauern des Etschthales, die täglich ihre fünf Mahlzeiten mit Wein und Fleisch halten. Die kolossalen, schweren Passeyerer in ihren hochgelben Hüten, die herrlichsten der ganzen Tyroler Alpenfamilie, waren ganz daheim geblieben, denn sie hielten selbst ihren feierlichen Umgang zu St. Leonhard, dem Hauptorte des Thales.

In Meran finden zwei Prozessionen statt. Die erste zieht von Untermais nach der Hospitalkirche jenseits der Passerbrücke, wobei der Pfarrherr, Cisterzienserordens, fungirt; die zweite geht durch die Stadt, und der infulirte Abt von Marienberg, Benedictinerordens, hält hier die Evangelien. Die Zünfte mit ihren Riesenfahnen machten den Anfang. Ich mußte sowohl die Stärke der Träger, als die Geschicklichkeit derer bewundern, welche die langen Lenkschnüre handhabten, um die Fahne nach dem Winde zu drehen, der keine Rücksicht auf den Umzug nahm und mit unausgeseztem Ungestüm die frommen Männer belästigte. In andern Städten sah ich oftmals fünf Menschen bei einer solchen Fahne, die selbst bei ruhigem Wetter nicht damit fertig werden konnten, und durch ihr Hin- und Hertaumeln allgemeine Störung und Gelächter erregten. Hier wußte man alle Wendungen zu benuzen und segelte gleichsam stets mit gutem Winde, was einen sehr angenehmen Eindruck hervorbrachte. Der bunte Zug der Landleute folgte auf die Zünfte und dann erschienen die Schüzen des Thales. Alle hatten ihre grünen Hüte an einer Seite aufgekrämpt und mit einer weiß und grünen Kokarde und einem hohen Busche von Blumen und Pfauenfedern geziert. Von dem Rande fielen bunte Bänder nieder. Im Laufe ihrer langröhrigen Stuzer steckten ebenfalls große Blumensträuße. Voran marschirte der Kommandant, ein hochgewachsener, alter Bauer mit einem interessanten Gesichte, eine seidene Schärpe um und ein breites, kurzes Schwert in der Hand. Er war der Einzige, der den schwarzen Hut trug, die Schüzen waren insgesammt junge, wunderschöne Bursche in grünen Hüten. Nach dem Kommandanten ging der Fahnenschwenker, ihm zu beiden Seiten wurden zwei Fahnen, die eine mit dem kaiserlichen Adler, die andere mit den Tyrolischen Farben, weiß und roth, getragen; dann kamen zwei Pfeifer und ein Trommelschläger. Die Bauern waren trefflich exerzirt; sie bildeten Spalier und präsentirten, als das Hochwürdigste vorübergetragen wurde. Wie die Monstranz emporgehoben wurde, sezten sie Gewehr bei Fuß und knieten nieder, indem sie den Hut abnahmen. Alles geschah ächt militärisch und mit großer Präcision. Mein Blick fiel hier auf den alten Briganten-hauptmann, der den Schlepp niedergelegt hatte und nun, fromm betend, auf einen Schemel mit gefalteten Händen niedergekniet war. Der Wind aus Passeyer stürmte noch immer fort und wühlte in seinen weißen Haaren, und ich dachte mit einem Male wieder an alle Gräuel des Jahres 1809, an die Bergschluchten und Pässe voll herabgerollter Felsen und zerstückter und zerquetschter Feinde, und sah diese jezt so friedlichen, gutmüthigen Leute, in derselben lustigen, bunten Tracht, über den hohen Jauffen stürmen, gen Sterzing zu; aber statt der Blumensträuße steckten damals schwere Kugeln in den langen Röhren.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 141.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. Juni 1834.

> Der Himmel lächle so dem heil'gen Bund,
> Daß künft'ge Tag' uns nicht durch Kummer schelten.
>
> Shakespeare.
> Romeo und Julia.

Lenore.

(Fortsetzung.)

So ward denn Ferwill von da an als ein Glied der Familie angesehen und behandelt. Er wußte sich mit seltener Gewandtheit in den gemüthlich zwanglosen Ton des Hauses zu finden, ohne gleichwohl von der achtungsvollen Feinheit seines Betragens im Geringsten abzuweichen, und ohne in Vertraulichkeiten zu verfallen, sich mit Jedermann auf den besten Fuß zu setzen. Wollte je zuweilen ein Gefühl des Fremdseyns sich aufdringen, so wußte er durch seine glänzende Unterhaltungsgabe, durch anziehende Mittheilungen von seinen vielen Reisen und dem Aufenthalt in fremden Ländern, oder durch gemüthlichen, doch stets feinen Scherz es zu verdrängen. So ward er denn bald in der Familie mit einer gern gezollten Bewunderung betrachtet, an welcher besonders die ältern Frauen des häuslichen Kreises den lebhaftesten Antheil nahmen. Von den jüngern schien nur Lenore allein den rechten Ton gegen den Fremdling durchaus nicht treffen zu können. Sie blieb ganz gegen ihre sonstige Weise scheu und zurückhaltend, und suchte absichtlich jeder Annäherung auszuweichen. War man im Familienzimmer versammelt, so nahm sie gewöhnlich ihren Platz so weit als möglich von Ferwill entfernt. Dies hinderte sie jedoch nicht, seinen Mittheilungen die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, und oft, wenn er von seinen Reisen oder sonstigen Erlebnissen erzählte, was er mit großer Anmuth that, sah ich Lenore mit gespanntem Ohr auf jedes seiner Worte lauschen, und dergestalt in seinen Vortrag versunken, daß alles Andere von ihr vergessen schien, ein Umstand, den ich bei ihrem regen, an allem Wissenswürdigen lebhaft Antheil nehmenden Geiste mehr dem Interesse an Ferwills Mittheilungen, als an dem Mittheiler selbst zuschrieb. Er selbst, ausschließlich, wie es schien, mit dem großen Zwecke, dem er sich gewidmet, beschäftigt, schenkte den Frauen nur eine oberflächliche Aufmerksamkeit und scherzte nur hie und da auf bedeutungslose Weise mit der naiven Gertrude, der ältesten Tochter des Oberamtmanns, einer lieblichen Blondine, die aber ihr Herz bereits an Friedrich, den Sohn des Pfarrers, verschenkt, einen jungen Theologen, der aber für jezt die Bibel mit dem Degen vertauscht und sich dem Corps der Freiwilligen beigesellt hatte.

Das Ausrüstungsgeschäft schritt nun rasch vor. Es ward beschlossen, daß, da immer noch neue Ankömmlinge hinzutraten, eine Abtheilung unter Rudolfs Leitung sofort abgehen sollte. Eine zweite sollte mit den später noch Hinzukommenden nach ein paar Wochen folgen. Ferwill wollte sich der erstern anschließen. Ich selbst, in Rücksicht auf den Rath des Wundarztes, sollte mich der leztern zugesellen.

Am Morgen vor dem zum Ausmarsch bestimmten Tage stürzte Rudolf mit freudestrahlenden Blicken zu mir in's Zimmer, und mich mit Ungestüm umarmend, rief er: „Jezt, verehrter Freund, möchte ich gleich auf der Stelle in's Feld, in die Schlacht ziehen. Heut ist ein Tag des Glückes für mich, und es würde mir auch unter Schlachtruf und Kanonendonner hold seyn, und ich hätte dann erst errungen und abverdient, was ein gütiges Geschick mir im Voraus gewährt hat!“ Ich staunte ihn befremdet an und sagte: „In aller Welt, mein Freund, was kann Sie, den sonst so Ruhigen, so mächtig exaltiren?“ — „Nennen Sie es immerhin Exaltation, Schwärmerei, Ueberspannung! Es ist das Alles, und doch weit mehr! etwas viel Tieferes, viel Schöneres! Wissen Sie denn, ich komme von dem theuersten, edelsten Herzen! Lenore hat sich mir zugesagt mit Herz und Hand, und will, wenn mir vergönnt ist, aus diesem Zuge glücklich heimzukehren, die Meine seyn am Altare und für das Leben.“ Ich wünschte ihm freudig Glück, Lenorens hohen Werth aus aufrichtigem Herzen preisend. Er stimmte begeistert ein und sagte dann ruhiger: „Schon längst liebte ich Lenoren im Stillen. Doch schien mir's Unrecht, ihr Geschick an meine noch so unbestimmte Lage ketten zu wollen. Jezt, da ein ganz anderer Ruf des Schicksals an mich ergangen, forderte jedoch auch das Herz seine Rechte, und mir schien, als würde ich dort nichts Tüchtiges seyn und leisten können, wenn ich nicht zuvor seiner innersten Sehnsucht ein Genüge gethan und über meine theuersten Wünsche mir Gewißheit verschafft hätte. So wagte ich denn nach langem Kampf die Frage, und — theilen Sie mein Glück! sie ward nicht zurückgewiesen. Und wie nun auch für mich das Loos des Krieges falle, meinen Antheil an des Daseyns höchstem Glück habe ich empfangen. Ich habe, mit dem Dichter zu reden, **gelebt und geliebt**. Was ich jedoch,“ fuhr er nach einem bewegten Schweigen fort, „Ihnen, verehrter Freund, hier mitgetheilt, muß noch Geheimniß bleiben. Lenore wünschte zwar, ich möchte das Bündniß unserer Herzen im Familienkreise bekannt machen, ich aber habe sie eines Andern zu überreden gesucht, denn meine Ansicht ist eine andere. — Eine Braut ist in den kleinstädtischen Kreisen der ländlichen Gesellschaft, in einer Lage, wie sie nun eintritt, unaufhörlich beobachtet. Zu jeder guten oder schlimmen Nachricht, die sich verbreitet, will man den Commentar auf ihrem Gesichte lesen, und die verfehlte Theilnahme der Leute ängstigt sie noch mehr, als alle in Umlauf kommenden Neuigkeiten und Gerüchte. Zudem, wenn mir auf diesem Zuge, wie ja leicht möglich ist, was Menschliches begegnen sollte, dann ist Lenorens Stellung unter den Ihrigen unverändert geblieben. Sie war und ist in den Augen der Welt ein freies Mädchen. Aber sie ist auch ein starkes Mädchen, und wird, ich kenne sie dafür, in solchem Falle in dem Gedanken Trost finden, einer großen Sache ein theures Opfer gebracht zu haben, und noch Kraft und Herzenswärme behalten, in einer andern würdigen Verbindung glücklich zu seyn und glücklich zu machen. Ich aber will für jezt mein Glück im innersten Herzen tragen, wie ich bisher die stille Neigung darin verschloß. Nur Ihnen, theurer Hauptmann, der Sie mein innigstes Vertrauen besitzen, mußte ich es mittheilen, auf daß das Uebermaaß der Wonne mir nicht die Brust zersprenge.“

Ich schloß den wackern jungen Mann von Neuem in meine Arme, herzlich wünschend, daß der Himmel so verständigen und redlichen Wünschen und Entschlüssen eine glückliche Erfüllung gewähren möge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

(Fortsetzung.)

Auf der entgegengesezten Seite des Flusses stand die Rochuskapelle, ein zum Andenken an das Aufhören der Pest erbauter Thurm, das wunderschöne Schloß Rheinstein, die Residenz des Prinzen Friedrich von Preußen, das mit blauem Schiefer gedeckte Städtchen Bingen mit seiner Brücke über die Nahe, die hier, zwei rechte Winkel bildend, ihre Wasser in den Rhein entladet. Beim Zusammenfluß der beiden Gewässer ist der Unterschied der Farbe sehr auffallend: der Rhein ist klar und grün, die Nahe trüb und dunkelbraun; doch kaum ist sie in die Kluft zwischen den Taunusbergen eingetreten, so verschlingt der gewaltige Strudel jedweden Unterschied. Jezt wendete ich den Blick auf die Aussicht jenseits dieser Bilder im Vordergrunde. Gegenüber lagen die preußischen Hügel, üppig mit Wald bedeckt, links davon, so weit das Auge reichte, breitete sich die Provinz Darmstadt in brauner Fläche aus, besät mit Dörfern, welche im Vordergrunde ganz deutlich hervortraten, aber je weiter dem Horizonte zu, desto weniger zu unterscheiden waren. Im Rücken hatte ich das Herzogthum Nassau mit mehreren alten ruinirten Schlössern auf den Gipfeln waldbedeckter Hügel des Niederwaldes.

Während ich das herrliche Schauspiel ringsum und unter mir in Ruhe genoß, waren meine jungen Leute nach ihrer Art auch glücklich; sie sangen und lachten und walzten, und wie ihr Jubel von einer alten Ruine zur andern hallte, war es, als ob auf einen Augenblick in diese öden Mauern wiederum die Freude eingezogen wäre, die so lange Abschied von ihnen genommen. Endlich bestieg ich mein Maulthier und wollte mich von der Gesellschaft beurlauben; sie wollten aber durchaus

mich und meinen Führer durch den Wald begleiten und sangen dazu ihre Nationallieder im Chor, wie da sie gekommen waren. Sie hielten Schritt nach dem Takt ihrer Lieder, und die Triller der jugendlichen Stimmen hallten prächtig durch den Wald. Zuweilen brach eine wilde Melodie, wie der Verirwalzer, plötzlich ab und sie waren ein paar Schritte ganz still, da mit einemmal brausste das Lied wieder auf; kurz, man sah wohl, sie hatten, was alle Kinder in deutschen Schulen bekommen: Takt und sehr geübte Stimmen — eine natürliche, gefällige Zierde, die man nicht genug bewundern kann.

Ich machte keinen Versuch, bei den jungen Leuten nach ihren Verhältnissen zu forschen; mein Führer wisperte mir indessen — ich denke unnöthigerweise — in's Ohr, das junge Paar, welches Hand in Hand den Zug durch den Wald anführte, sey verlobt; das heißt, sie haben sich verpflichtet, einander eventuell zu heirathen. Dieses gemüthliche, halb und halb eheliche Verhältniß ist in ganz Deutschland üblich. So bald es im Reinen ist, dürfen die jungen Verlobten so ziemlich jederzeit beisammen seyn; dabei wird aber oft vorsichtigerweise ausgemacht, man wolle mehrere Jahre verstreichen lassen, bevor man zur Hochzeit schreite; gewöhnlich müssen sie warten, bis entweder ihr Einkommen groß genug ist, oder bis Butter, Fleisch, Brod, Kaffee und Tabak wohlfeil genug werden.

Ich zog auf meinem Maulthier hinter diesen soliden, artigen, allem Anscheine nach wohlerzogenen jungen Leuten her, ihren fröhlichen Chören lauschend, durch den Wald. Bei einer kleinen Pause drängte sich mir da die Betrachtung auf, wie so ganz anders es mit dergleichen Verbindungen in verschiedenen Ländern der Erde gehalten wird. Es ist bald ein Vierteljahrhundert, da fuhr ich einmal von der Insel Salamis nach Athen mit einem jungen Athenienser von Stand, der auch auf seine Weise verlobt war. Ich erinnere mich, wir brachten die Nacht in einem offenen Boote zu, und damals sah ich zum ersten- und zum leztenmal in meinem Leben, daß Herzweh bei einem jungen Manne sich ganz so äußern kann wie Magenweh. Mein Freund lag, laut ächzend vor Liebesschmerz, der Länge nach auf dem Boden des Trabaculo; sein Stöhnen war über alle Beschreibung kläglich, und nur die folgende Strophe, die er unaufhörlich zum lieben Monde hinaufsang, schien ihm einige Linderung zu verschaffen:

Quando la notte viene,
Non ho riposo, o Nice!
Son misero e infelice,
Esser lontan da te!

In Athen angekommen, bat er mich dringend, statt seiner bei dem Gegenstand seiner Liebe vorzusprechen, da die Landessitte ihm nicht gestattete, sie zu sehen, und zwar aus demselben Grunde, weßhalb das junge deutsche Paar durch den einsamen, lieblichen Forst von Niederwald schwärmen darf, nämlich weil sie verlobt waren.

Lieder von Karl Mayer.

Rosen und Rosen.

An steifer Gärten Rosenhagen
Kann ich mich kalt vorübertragen;
Doch nimmt die Rosenheck' in Arm
Des Landmanns Wiesensiedelei,
So schlägt das Herz mir liebewarm,
Die Schritte wollen nicht vorbei.

Waldhindernisse.

Fesselt nicht noch meine Kleider,
Dornenvolle Brombeeräste!
Blieb ich ja im Walde leider
Bis zum lezten Tagesreste!
Farben, Laute, Duft, Gestalten
Stritten alle, mich zu halten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Meran, Ende Mai's.

(Beschluß.)

Der Frohnleichnamstag.

Die heilige Handlung am Altare war geendet, die Schützen schlossen einen Kreis, Trommler und Pfeifer spielten den nationellen Schützenmarsch, zu dem kein König noch Worte gedichtet und den kein berühmter Hofkapellmeister je komponirt hat. Es war ein einförmiges Getön, weder künstlich, noch singbar, fast so schwerfällig, wie der polnische Bärentanz, der auch nationell ist, aber es ergriff mich doch, und der Schwenker nahm die großmächtige Tyroler Fahne zur Hand, und konnte troz des wilden Windes zu dieser Musik gar trefflich seine kunstvollen Drehungen und Wendungen ausführen. Der Zug ging nun weiter und ich eilte in die Stadt zurück, um die zweite Prozession nicht zu versäumen. Sie war zahlreicher: mehr Heiligenbilder, mehr Fahnen, Magistratsräthe in Mänteln, Beamte, Männer mit Schärpe, Degen und Claque, selbst Damen in Shawls und Modehüten; Schützen waren aber nicht dabei. Die Meßgewande, überaus prachtvoll, sind aus Würzburg hiehergekommen. Statt des Schützenmarsches hörte ich hier eine gut executirte Musik, die der Organist in Schwaz komponirt hatte. Die Musiker waren größtentheils Dilettanten. Orchester und Chor zahlreich besezt. Es machte einen schönen Eindruck, während des Evangeliums auf dem Stadtplaze die erste Prozession hoch droben über die Berge dahinziehen zu sehen, den Schützenmarsch zu vernehmen und dazwischen die krachenden Schüsse. — Um zwölf Uhr, da Alles vorüber war, kündigte eine furchtbare Böllersalve der Gegend an, daß der Herr Abt sich zur Tafel seze. Diese Salven wiederholten sich später und bezeichneten die Toasts. Nachmittags saß das Landvolk in den steinernen Lauben zu beiden Seiten der Straße oder in Weinhäusern. Musik wurde nicht gehört; getanzt wird hier nur in äußerst seltenen Fällen, etwa im Fasching oder bei einem Jahrestage. Die wandernden

Schauspieler, die hier ihr Wesen treiben, spielten an diesem Abend nicht, wodurch den guten Leuten, die das Theater sehr lieben, ein Vergnügen entzogen wurde. Ich begab mich zum Pfarrherrn in Mais, um die Marende einzunehmen; dieß ist ein Imbiß zwischen der Mittags- und Abendmahlzeit. Der Pfarrhof bietet ringsumher die herrlichste Aussicht nach den Schlössern und in die nahen und fernen Thäler. Der würdige Geistliche und sein Haushofmeister, beide in der Ordenstracht der Cisterzienser, gewährten mir eine eben so belehrende, als angenehme Unterhaltung. Die jungen Cooperatoren unterhielten sich in einem andern Gemache. Es wurde herrlicher Landwein, Kirschen und sehr gutes Brod aufgetragen, der sehr mäßige Pfarrherr genoß aber nichts davon; erst spät verließ ich ihn. Es war ein milder Abend, die Stadt war dunkel und stille, alle Landleute waren auf ihre Berge gestiegen, in ihre hochgelegenen Thäler. An einigen schroffen Felsen sah ich Lichter emporklimmen: es waren die Hofsinger, die auf ihrem Heimwege die Nacht überrascht hatte. Im Wirthshause fand ich noch einige Fremde, die, von ihren Exkursionen zurückgekehrt, allerlei Interessantes zu erzählen wußten; auch ein Schauspieler hatte sich eingestellt, der im gemeinsten Wiener Jargon von Devrient und der Kunst, vom Bauer als Millionär und dem Trauerspiel in Tyrol perorirte. Ach, das Trauerspiel in Tyrol! Seitdem ich hier im Lande lebe, von der Poesie der Berge und ihrer Bewohner umgeben, kommt mir des wackern Düsseldorfers Poesie recht e b e n vor, ich will nicht flach sagen. Und wie unwahr, wie gespreizt, wie sichtbar dabei das Bestreben, das Stück dem Theaterrahmen anzupassen, das dennoch nicht recht aufführbar ist. Der schwatzende Mime trieb mich auf mein Zimmer, ehe ich schläfrig war; dort vergaß ich bald das Immermann'sche Trauerspiel und dichtete mir einige Scenen im Kopfe von dem Jahre 1809, so gut ich sie — nach Erlebtem und Erforschtem — zu dichten im Stande war.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Der Maler Ingres. Kunstschulen.

Bei der lezten Kunstausstellung wäre die öffentliche Meinung beinahe irre geworden über den widersprechenden Urtheilen, welche das von dem beliebten Künstler Ingres ausgestellte Kunstwerk veranlaßt hatte. Seine Anhänger (und deren war eine bedeutende Anzahl) hatten seinen Märtyrer Symphorion als etwas ganz Außerordentliches und über die gewöhnlichen französischen Kunstprodukte weit Erhabenes angekündigt; in den ersten Tagen der Ausstellung konnten sie kaum Worte genug finden, um ihre Bewunderung auszudrücken. Das Journal des Débats gab den Posaunenton an und diesem folgten manche andere Journale. Nach jenem Journal mußte man unwissend oder unredlich seyn, um solch ein Meisterwerk tadeln zu können. Nun kann man allerdings Ingres ein großes Talent nicht absprechen; allein sonderbar genug ist es, daß, so lange dieser Künstler vernünftig malte, Wenige auf ihn Acht gaben und ihn gehörig würdigten. Seit einigen Jahren macht er, statt regelmäßig vorwärts zu schreiten, gewissermaßen Bocksprünge, und nun rufen die Bewunderer: welch außerordentliches Genie! Sein großes Gemälde zeugt von großem Fleiße und vorzüglicher Gewandtheit, auch die ganze Anordnung ist sehr zu loben; allein das graue Kolorit, die Fehler wider die Richtigkeit der Zeichnung, die Uebertreibung in der Darstellung einiger Theile verderben den guten Eindruck, den es Anfangs macht, und es gibt ein halb Dutzend Gemälde, die vorzüglicher sind und auf dieser Ausstellung mehr bewundert wurden. Ingres mochte geglaubt haben, nur seine Bewunderer werden laut werden; allein der Tadel sprach sich so heftig aus, daß es ihm zulezt in Paris zu enge wurde und er sich entschloß, eine Reise anzutreten, um alle dem Gerede, das er veranlaßt hatte, zu entgehen. Die Regierung hat ihm das Ordensband als Offizier der Ehrenlegion gegeben; allein vielleicht hatte er mehr erwartet. Uebrigens darf auch nicht verschwiegen werden, daß der Künstler in der Kunstakademie seine ältern Kollegen wider sich in Harnisch gebracht hat, die alles Kühne in Schrecken sezt und die es nur mit dem bestehenden Geschmacke, mit der bestehenden Mittelmäßigkeit und Flachheit halten. Nun ist Ingres allerdings ein kühner Kopf, der sich von der gewohnten Bahn entfernt und Größeres versucht; deßhalb hängen ihm auch die Jüngern, denen solche Kühnheit zusagt, weit mehr an, als die Alten. Glücklich sind die Maler, die wie Granet Allen gefallen und daher die Hände voll Arbeit haben. Wenige Künstler haben sich ihr Talent so gut zu Nutze zu machen gewußt, als er; ein einziges Gemälde, sein berühmtes Kapuzinerkloster, hat hingereicht, ihn zu einem wohlhabenden Gutsbesitzer zu machen. Dieses Gemälde hat er nämlich sechzehn- bis achtzehnmal gemalt, so daß jezt fast alle großen Fürsten damit versehen sind. In hundert oder zweihundert Jahren werden ohne Zweifel die Kunstrichter darüber streiten, welches Kabinet das ächte Gemälde besizt, und man wird vielleicht nicht begreifen können, wie so viele Kabinette zu demselben Gemälde gekommen sind. Es ist jezt eine schlimme Sache, ein bloßer Historienmaler zu seyn, man müßte denn etwa, wie Paul Laroche, bloß interessante Züge aus der neuern Geschichte malen, die Jeder, auch nicht in der Geschichte Bewanderte, leicht fassen kann. Am schlimmsten sind die alten Historienmaler daran, welche aus Davids Zeit her daran gewöhnt sind, Griechen und Römer darzustellen. Ihre goldene Zeit war die republikanische, als griechische und römische Geschichte an der Tagesordnung war. Damals hätten sie die ganze alte Geschichte an den Wänden dargestellt, wenn man sie hätte gewähren lassen, und da die Damen selbst halbe Griechinnen und Römerinnen geworden waren, so waren diese Darstellungen des Alterthums eine wahre Modesache. Allein das Kaiserthum fuhr darüber her. Die Monturen der großen Armee verdrängten die Helme, Schilder und Panzer der alten Helden. Es war aus mit dem Alterthum, und sogar David mußte Krönungsgemälde liefern, den Pabst und den Kaiser malen, anstatt Sabiner und Römer. Auch diese Monturenepoche ist vorüber, und da seitdem die sogenannten historischen Romane Mode geworden sind, so gehen die Maler jezt sehr darauf aus, die Geschichte romantisch darzustellen; ich meine die jüngern Maler, denn die ältern können sich nicht dazu bequemen, haben auch keinen Begriff von der Romantik. Und da nun zuweilen die jüngern Künstler die Korrektheit der Zeichnung etwas vernachlässigen und vor Allem großen Effekt durch Farbenspiel hervorzubringen suchen, so meinen die ältern Herren, die Kunst gehe verloren, weil man das Korrekte und Natürliche bei Seite seze. Die Romantik, oder was sie darunter verstehen, ist daher ein Gräuel in ihren Augen, und sie wähnen, sie seyen die ächten Priester und Erhalter der Kunst, weil sie ihre Figuren schulgerecht hinstellen und in der Vertheilung der Farben und des Lichts der Tradition folgen. Allein ich fürchte, die neue Schule wird den Herren über den Kopf wachsen, zumal da die Zahl dieser Alten sich zusehends vermindert.

D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 142.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. Juni 1834.

Hier, Pallas, hob sich einst dein Tempeldach,
Hebt noch sich, trotz dem Krieg, trotz Flammenglühen
Und Zahn der Zeit, dem nichts hier kann entfliehen.

Byron.

Athen.

Im August 1833.

Die Nacht war angebrochen, dunkelblau und sternhell, als wir in den Piräus einliefen. Um zwei Uhr nach Mittag hatte unser Fahrzeug die Rhede von Aegina verlassen, aber der Wind war schwach, so daß wir kaum von der Stelle kamen. Zu unserer Linken lag die Küste von Epidaurus und der Isthmus mit seinen Bergen; vor uns und rechts der langgedehnte Strand von Attika. Bis es dunkelte, behielten wir den Felsen, welcher die Akropolis der Minervenstadt trägt und die lezten Sonnenstrahlen einsog, im Gesicht; dahin waren unverwandt unsere Blicke gerichtet. Abends nöthigte der Wind uns, zu kreuzen, um in den engen Eingang des Hafens gelangen zu können; zweimal befanden wir uns dicht am „seeerzeugten Salamis“ und an der Mündung des Kanals, der die Insel vom Festlande trennt und wo die Vernichtungsschlacht stattfand, in welcher der mächtige Perserkönig für die am armen, kleinen Hellas begangenen Frevel büßte. Endlich war der Porto-Leone erreicht; unser leichtes Fahrzeug konnte dicht am Strande ankern. Es war zu spät, an's Land zu gehen, wo wir überdies auch kein besseres Unterkommen gefunden haben würden, als auf dem Verdecke, wo ich mich ausstreckte; wie ich es schon so oft gethan. Wie ging, wie flog die Geschichte des Landes, dessen Küste sich in einer unsicher gezeichneten, hie und da von einzelnen Lichtern unterbrochenen schwarzen Linie vor mir erstreckte, wie flogen alle Jugenderinnerungen und Jugendträume von Athen und Griechenland an meinem innern Auge vorüber. Stille herrschte rings umher, nur dann und wann durch den Schrei eines Bootsmanns, oder das Plätschern des Wassers um einen nahenden Kahn unterbrochen; sonst war die See lautlos, kühl die Nacht, obgleich wir den 11ten August hatten; in großer Menge fiel der Thau. Die Segel waren an den Stangen befestigt, um uns her ankerten mehrere Fahrzeuge, welche ebenfalls den Tag erwarteten.

Der Morgen brach an. Vor uns lag ein flacher Strand mit wenigen Wohnungen und Magazinen — Alles, was vom zweiten Athen geblieben. Die Mauthbeamten untersuchten Fahrzeuge und Gepäck, und es währte ziemlich lange, bis ich in Freiheit war, zu gehen wohin ich wollte, denn in der Nacht waren von Syra, von Zea, von Aegina mehrere mit Bauholz, mit Früchten u. s. w. beladene Kähne eingetroffen, und über diese mußte erst Heerschau gehalten werden. Endlich konnte ich mich nach einem Pferde umsehen, das mich nach Athen bringen sollte; zum Reiten und Lasttragen bestimmt, standen viele auf dem Platze; das schlechte Wirthshaus

hielt mich nicht lange, und bald begab ich mich auf den Weg, von einem Führer begleitet. Zur Rechten ließen wir einige kleine Anhöhen und Reste von Verschanzungen, wo der brave Karaiskaki am 4ten Mai 1827 auf dem Felde der Ehre fiel. Bald nahm die Olivenwaldung uns auf, welche die Ebene von Attika durchschneidet; durch die Lücken des Waldes und über die Bäume hinweg sahen wir die Hügel, welche die Stadt einschließen: die Acropolis, den Pnyx, die Höhe des Museiums, den Anchesmus, im weiteren halbringförmigen Umkreise das schöngeformte Gebirge, als dessen Hauptgruppe zur Rechten der honigreiche Hymettus emporsteigt. Eine Wendung führte uns an einer kleinen Kirche vorbei: die Stadt lag vor uns, dicht hinter ihrer niedrigen Mauer der Theseustempel. Bayerische Krieger bewachten das Thor.

Es ist schwer, den Eindruck zu schildern, welchen Athen auf den Wanderer macht. Der Erinnerungen sind zu viele, die Empfindungen drängen einander zu sehr. Eine ganze Jugend steigt aus dem Grabe — aber sie findet sich allein und verlassen in der Gegenwart, sie findet diese Gegenwart trauervoll und verödet. Die Ruinen des neuen Athen decken die des alten; jede der Epochen, welche der hellenischen folgten, die römische, die byzantinische, die fränkische, die türkische hat ihren Schutt auf den der zunächst vorhergegangenen gehäuft, und über diese Leichenstätte blicken die verwaisten Trümmer altgriechischen Ruhms und altgriechischer Größe seit Jahrhunderten hinaus. Das Athen, welches die griechische Revolution unsern Tagen gelassen, sieht mehr einem großen, mit Ruinen besäten Felde, als einer Stadt ähnlich; man kommt durch ganze Gassen, wo Schutthaufen die Stelle der Wohnungen einnehmen und häufig den Weg verengen, so daß man über Gerölle und niedriges Mauerwerk hinwegklettern muß und nicht selten die Richtung verliert, indem man sich in einer Art von Sackgäßchen befindet, aus dem weder Reiter noch Fußgänger hinaus kann. Ueber niedergerissene Häuser und offen gelassene Hofräume gelangt man aus einer Straße in die andere. Wer eine türkische Stadt gesehen, weiß, wie unregelmäßig und winkelig dort Alles ist, wie eng die Gassen sind, wie, nach der Straßenseite zu, die Wohnungen oft nur eine hohe Mauer scheinen und von Gärten oder freien Räumen umgeben sind; nun denke man sich dazu die Verbindungs- oder Scheidemauern niedergerissen, von den Häusern oft nichts als die nackten Wände gelassen, Massen von Steinen, zerbrochenem Gebälk, zu einem unkenntlichen Chaos verwirrtes Material aller Art oft die halbe, bisweilen die ganze Breite der Straße einnehmend, so hat man einen ungefähren Begriff von dem Labyrinthe, welches ein großer Theil des heutigen Athen bildet. Es ist ein kläglicher Anblick. Von Flamme und Rauch geschwärzt, steht einzelnes Gemäuer da, jeden Augenblick den Einsturz drohend; halb niedergerissene Kirchen zeigen ihre mit beschädigten Fresken von Madonnen und Heiligen bedeckten Wände, ihre verfallenen Gewölbe, ihre bald stehenden, bald umgestürzten Säulen und Bogen; fast kein Gebäude ist unbeschädigt geblieben, alle tragen mehr oder minder Spuren der gewaltsamen und schonungslosen Verwüstung. Der Muselmann brannte und mordete im Namen Allahs und des Propheten, der Grieche zerstörte und plünderte im Namen der Panagia und aller Heiligen seines Kalenders, und das Minaret mußte die dem Kirchthurm zugefügten Unbilden büßen. Die ehemalige Hauptmoschee ist den Soldaten eingeräumt, und von der Acropolis herab winkt die blau und weiße Fahne mit dem Kreuze.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lenore.

(Fortsetzung.)

Der Abend vereinigte uns mit der Mehrzahl der freiwilligen Jäger, die morgen ausbrechen sollten, zu einer Art von Abschiedsfest an der Familientafel. Ferwill hatte schon seit mehreren Posttagen auf bedeutende Geldrimessen gewartet, die ihm über H. zugehen sollten. Sie waren ausgeblieben, was bei dem Drange der Zeitumstände nicht auffallen konnte. Heute hatte er mit Sicherheit darauf gerechnet und einen reitenden Boten nach der nächsten Poststation gesendet, die an ihn angekommenen Briefe in Empfang zu nehmen. Der Mensch kam, als wir bei Tische saßen, leer zurück. Ferwill stampfte zornig mit dem Fuße und stieß eine Verwünschung aus. Der Oberamtmann erbot sich zu Vorschüssen. Er wies das zurück. „In einer Zeit," sagte er, „wo so große, ungemeine Aufopferungen den Staatsbürger in Anspruch nehmen, die überdies eine nicht zu berechnende Zukunft noch vermehren kann, ist es für einen Familienvater nicht rathsam, seine baaren Geldmittel zu Gunsten eines Einzelnen zu zersplittern. Auch würde es mir leicht seyn, mich aus der Verlegenheit zu ziehen, hätte ich nur noch die Zeit, durch einen Expressen nach H. zu schreiben. — Verwünscht, daß ich nicht früher daran gedacht!" — „Sie können es ja noch," fiel der Oberamtmann ein, „und bleiben für jetzt zurück, um mit der zweiten Abtheilung zu gehen. Das kommt ja auf Eins hinaus." Ferwill schien mit sich zu kämpfen, er biß die Lippen zusammen, starrte vor sich hin und sagte endlich, die Tage überrechnend, welche ein reitender Bote nach H. hin und wieder zurück bedurfte: „Ich seh' es wohl, mir bleibt nichts übrig, als Ihrem Rath zu folgen. Ich muß zurückbleiben, so weh es mir auch thut, meine sehnlichsten Wünsche noch aufgeschoben zu

sehen, und so ungern ich die Gesellschaft so lieber Kameraden für den Augenblick aufgebe."

Das Gespräch stockte etwas, und um ihm eine andere Wendung zu geben, erzählte der Hausherr einen sonderbaren Fall, den ein heute hier durchreisender Bekannter, der bei ihm eingesprochen, ihm mitgetheilt: wie nämlich ein Cavalier des jezt aufgelösten westphälischen Hofes eine kostbare Dose in augenblicklicher Geldverlegenheit veräußern wollen und sich erwiesen habe, daß die Steine, auf welche er einen hohen Werth gelegt, sämmtlich unächt gewesen, was Gelegenheit gab, über künstliche Steine zu sprechen, deren Verfertigung in Frankreich sehr vervollkommt worden. — Da nahm Rudolf das Wort und sagte mit Nachdruck: „Wenn es nur dieses wäre, was wir von Frankreich gelernt, so möchte es noch hingehen. Seit aber Napoleon die Völker so trefflich in allen Künsten der Habgier und Selbstsucht unterrichtet, hat sich die geistige Industrie des Betrugs nicht weniger als die materielle vervollkommt, und wir stoßen häufig auf falsche Gesinnungen und Gefühle, die schwer von den ächten zu unterscheiden sind, und haben unächte Liebe und Freundschaft, unächten Heldenmuth und selbst — Patriotismus." — Es war bloß Zufall, daß in dem Augenblicke, wo Rudolf diese Worte, völlig beziehungslos, wie mich's dünkte, aussprach, meine Augen auf Ferwill gerichtet waren, und so bemerkte wohl nur ich den giftig erbosten Blick, den dieser mit der Schnelligkeit des Blitzes auf Rudolf schoß, und der seinen Zügen für die Dauer eines Moments einen wahrhaft entsetzlichen Ausdruck gab. Schnell aber verwischte diesen die gewöhnliche Freundlichkeit wieder, und er sagte, verbindlich zu Rudolf gewendet: „Sehr wahr, sehr richtig beobachtet. Doch glücklicherweise gilt doch auch von diesen Kunstprodukten, was von den künstlichen Juwelen zu sagen ist: den Kenner täuschen sie nicht."

Der am andern Morgen bevorstehende Ausmarsch verursachte diesmal einen frühern Aufbruch von der Abendtafel, und Jeder von uns Fremden zog sich auf sein Zimmer zurück, der Familie noch ein ungestörtes Beisammenseyn gönnend. Mich beschäftigte jenes kurze Gespräch noch lange. Es fiel mir jezt erst auf, daß beide junge Männer einander merklich kalt gegenübergestanden, obschon Rudolfs ruhige, gehaltene Weise von der einen, so wie Ferwills hohe gesellschaftliche Feinheit auf der andern Seite dies niemals hatte besonders hervortreten lassen. Doch bedauerte ich jezt, Rudolf niemals um seine eigentliche Meinung über Ferwill befragt zu haben.

Lenore zeigte beim Abschied von Rudolf eine wehmüthige, stille Trauer, ganz wie sie der unter den Liebenden genommenen Verabredung, ihr Verhältniß noch geheim zu halten, angemessen war. Desto tiefer aber schien, als sie nun fort waren, der Gram sich in ihre Brust einzugraben. Sie ging bleich und wie träumend umher, und fuhr erschreckt zusammen, so oft man sie anredete. Mir ward ernstlich für ihre Gesundheit bange, und wirklich war sie, als wir um zehn oder zwölf Tage später nun auch aufbrachen, krank und für die Abgehenden nicht sichtbar. Ich schloß mich, da meine Gesundheit nun fast gänzlich hergestellt war, der jungen Schaar an, und schied von diesem gastlichen Hause, jedoch mit dem festen Versprechen, es nach beendetem Kampfe bei der Heimkehr wieder zu besuchen. Noch einige Tagemärsche begleitete ich das Corps, dann schied ich, um schneller wieder zu meinem Regiment zu kommen, von den jungen Freunden, unter den gegenseitigen Wünschen eines fröhlichen Wiedersehens. Was sich ferner begab, will ich hier der Zeitfolge nach mittheilen, und späterhin einschalten, wie ich zu dessen Kenntniß kam.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Löwe ohne Mähne.

Der zoologischen Gesellschaft zu London sind vor Kurzem die Felle eines Löwen und einer Löwin vorgelegt worden, die Kapitän Walter Smee in Guzurate in Vorderindien geschossen hat. Dieser Löwe unterscheidet sich von den bisher bekannten Arten dadurch, daß er am Hals und auf den Schultern keine Mähne und nur hinten im Genick auf der Mittellinie des Körpers lange Haare hat. Unten am Halse sieht man auch lange, seidenweiche Haare und die Vorderfüße haben gleichfalls einen Haarbüschel. Schon vor dreißig Jahren berichtete ein englischer Reisender, es gebe in Guzurate einen Löwen ohne Mähne, und der Reisende Olivier sah zu Bagdad ein ähnliches Thier, das aus Arabien gekommen seyn sollte; Kapitän Smee meint aber, kein Naturforscher habe bis jezt das Fell des Thiers besessen. Der Löwe ohne Mähne lebt in Guzurate nur auf einer Strecke von etwa vierzig Meilen, und man nennt ihn den Kameeltiger, wegen seiner Farbe. In den heißen Monaten hält er sich im Gebüsche der Flüsse von Ahmedabad bis an die Grenzen von Cutch auf. Er richtet große Verheerungen unter dem Vieh an, den Menschen scheint er er aber nicht anzufallen. Bekommt er einen Schuß, so zeigt er sich sehr unerschrocken, bleibt stehen, als mache er sich auf Gegenwehr gefaßt, und zieht dann langsam und drohenden Blicks ab, wogegen der Tiger unter gleichen Umständen brüllend und in großen Sätzen das Weite sucht. — Nach der Aussage eines in der persischen Armee angestellten Engländers gibt es auch in Persien, in den Forsten von Mazanderan und Ghilan, einen Löwen ohne Mähne, und auf den Trümmern von Istakhar, das man für das alte Persepolis hält, kommen Löwenbilder

vor, die mit dem genannten Thier die größte Aehnlichkeit haben. Just über diese Figuren haben sich die Alterthümler vielfältig gestritten, und weil man von einem Löwen ohne Mähne nichts wußte, behaupteten manche, das Thier solle keinen Löwen, sondern etwas ganz Anderes, namentlich einen Hund vorstellen. Ein neuer Beweis für den Satz, der vor Kurzem in diesen Blättern erörtert worden ist, daß alte Monumente zu Aufklärung naturgeschichtlicher Fragen oft überraschende und sehr willkommene Winke geben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Juni.

Vorbereitung auf die Naturforscherversammlung.

Wir leben hier im tiefsten Frieden mit Gott und der Welt. Die populäre See ist spiegelglatt und es regt sich kein demagogisches Lüftchen. Wir waren daher etwas verwundert, als wir vor Kurzem unsere Befehlshaber Vorkehrungen im Takelwerk treffen sahen, als gälte es, einem plötzlichen Windstoß zu begegnen. Man musterte den Horizont; als man aber gar nichts aufziehen sah, achtete man bald nicht mehr der außerordentlichen militärischen, gleichzeitig mit andern Regierungen getroffenen Vorsichtsmaßregeln; hatte man doch gar keine Vorstellung davon, daß eines der geladenen Gewehre anders als durch Ungeschicklichkeit losgehen könnte; denn seit jenem Oktober 1805, da Ney mit 20,000 Mann vor unsern Thoren erschien und unsern Fürsten zwang, sich zum König zu machen, weiß man in hiesiger Stadt gar nicht, wie eine Muskete knallt. Während unsere Politiker mit Gleichmuth den Veränderungen, Modifikationen und Erläuterungen entgegensehen, welche das deutsche Staatsrecht von Wien aus erleiden dürfte, ist unsere gelehrte Welt desto geschäftiger: es handelt sich darum, die deutschen und fremden Naturforscher, welche sich nächsten Herbst hier zusammenfinden werden, würdig zu empfangen. Als Vorspiel der großen wissenschaftlichen Kirchenversammlung hatten wir vor Kurzem hier ein Provinzialconcil unserer Landesärzte. Es wurde dasselbe dadurch allgemein interessant, weil sich dabei recht auffallend zeigte, daß die Homöopathie bei uns bis jezt so gut als keine Wurzeln geschlagen hat; wir haben im ganzen Lande einen einzigen Arzt, der unbedingt der neuen Lehre ergeben ist und nach ihr handelt. In der genannten Versammlung wurde eine von einem Arzte verfaßte satirische Epistel an das Publikum über die Homöopathie mit dem allgemeinsten Beifall aufgenommen, und Hahnemanns Säze sammt und sonders lachend verdammt. Es war der Fakultät zu gönnen, daß sie, die seit Molière die Zielscheibe so vieler Sarcasmen gewesen war, auch einmal über diese Species von Witz recht herzlich lachen durfte, und die Mehrzahl war wohl zu orthodox allopathisch, als daß ihnen hätte beifallen sollen, der Unglaube und Spott der Laien werde das mutato nomine de te fabula narratur in Anwendung bringen. Sollte hinfür die Kezerei immer frecher ihr Haupt erheben, so werden unsere Kardinäle unter den ersten seyn, welche darauf dringen, daß auf einem neuen Trident die alte Lehre purgirt und corroborirt werden müsse. — Um die Naturforscher, welche uns kommenden Herbst mit ihrem Besuche beehren werden, mit einem nüzlichen Andenken zu erfreuen, hat unser Stadtrath einen sehr verständigen Plan entworfen, der in den Städten, welche künftig der Schauplaz dieser Versammlung seyn werden, Nachahmung verdient. Es wird nämlich bereits, nach dem Beispiele von Hamburg, an einer historisch-medizinisch-naturwissenschaftlichen Topographie der Stadt und der Umgegend gearbeitet; das hiesige Unternehmen soll aber weit umfassender seyn, als das Hamburger, und es ist desto zweckmäßiger, da wir keine gute Monographie der Stadt besizen und die vorhandenen dazu veraltet sind. Eine Anzahl unserer angesehensten Literatoren theilt sich in die Arbeit, und dem Werke, das auch durch äußere Ausstattung beweisen soll, daß Stuttgart gegenwärtig einer der bedeutendsten Stapelpläze des deutschen Buchhandels ist, werden statistische Tabellen, eine geologische Karte der Umgegend, eine Ansicht der Stadt und der Grundriß derselben beigegeben. Die Gegend von Kanstatt, kaum eine Stunde von hier, ist als eine der vornehmsten Lagerungsstätten fossiler Knochen, namentlich Elephantenknochen, bekannt, und erst in neuester Zeit sind dort wieder in der Nähe des Orts, wo im Jahr 1816 ein sehr ansehnlicher Fund gemacht wurde, ja selbst in unserer Stadt beim Graben von Fundamenten, im Kalktuff bedeutende Spuren gefunden worden. Dies gäbe den sehr natürlichen Gedanken an die Hand, der Versammlung eine höchst passende Feier zu veranstalten. Man könnte an den Stellen, welche die meiste Ausbeute versprechen, Nachgrabungen vornehmen, sobald man auf eine ansehnliche Lagerung von Knochen stößt, die Arbeit einstellen, und dann, wie in Pompeji erlauchten Personen zu Ehren bereits aufgedeckte Mosaiken wieder verschüttet und in ihrer Gegenwart neu ausgegraben werden, vor den Augen der gelehrten Notabilitäten deutscher Nation die stummen und doch sprechenden Zeugen einer Vorwelt aus ihrer Gruft heben. Dieser artige Plan wird wahrscheinlich nur darum nicht aus mehreren Gründen unausgeführt bleiben, weil schon Einer, Verlegenheit wegen der Geldmittel, statt aller gilt.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Räthsel in Nr. 156:

Sie, Sieg. Sie, Sieb. Pip, Pipi. Jacht, Acht. Schur, Schurk. Quer, Querl. Schau, Schaum. Loh, Lohn.

Mit und ohne a bis tz.

o: Ohne mußt du mit der Woche,
Mit dem Freitag mich verbinden;
Denn bei andern Wochentagen
Wirst du nimmermehr mich finden;
Ich bezeichne schwerres Leiden
Und gar jammervolles Scheiden,
Das jedoch in wenig Tagen
Wonne ward, nicht auszusagen!
Mit kannst du mich theils auf Karten,
Theils als einen Hund mich finden;
Nennt den Jüngling so ein römisch
Mädchen, wird sie ihn verbinden;
In den Arien gesungen,
Ist dir's oft in's Ohr gedrungen.

pe: Mit von einem Schloß ein Theil,
Ohne ist ihm Alles feil.

Qu: Hinten ist q nie zu finden,
Vorne sollst du's denn ergründen:
Vorne ohne ist's ein Stab,
Mit, was viel Genuß dir gab.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 143.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. Juni 1834.

Albanien. — Du, ärger als ein Name auf der Welt,
Lies deine eigne Schande. —
Edmund. — Was Ihr zur Last mir legt, hab' ich gethan;
(Und mehr, weit mehr: das wird die Zeit enthüllen.)

Shakespeare.
König Lear.

Lenore.

(Fortsetzung.)

Das gedachte freiwillige Jägercorps war gegen Ende des Feldzugs einem Linienregiment beigegeben, und Rudolf, wegen seiner ungemeinen Fähigkeit zu diesem Posten, zum Rechnung führenden Offizier dabei ernannt worden, während er auch in jeder andern Beziehung sich rühmlich ausgezeichnet hatte. Auch Ferwill war zum Offizier avancirt, und hatte in diesem Verhältniß durch die Eleganz seiner Erscheinung, durch glänzenden Aufwand und Freigebigkeit sich viele Freunde, selbst hohe Gönner erworben. Als der Frieden erfolgt war, erhielt das Regiment Ordre zum Rückmarsch, um zur Besetzung einer vaterländischen Festung zu dienen.

Rudolf trat den Heimweg mit beängstigtem Herzen an. Er hatte, so oft er auch geschrieben, nur sehr selten und kurze Briefe von Lenoren erhalten, aus denen ein düstrer Gram, eine trübe Hoffnungslosigkeit sprachen. Unter den Unruhen des Kriegerlebens hatte er weniger Wichtigkeit darauf gelegt, als sonst wohl geschehen seyn würde, und mit Sicherheit gehofft, daß die Aussicht auf ein nahes Wiedersehen das geliebte Mädchen beruhigen und ihre frühere Heiterkeit zurückführen werde. Als aber nach geschlossenem Frieden ihre Briefe gänzlich ausblieben und er durch die Korrespondenz Friedrichs mit Gertruden erfuhr, daß sie fortwährend kränkle und man ernstliche Besorgnisse für sie hege, da stieg seine Sorge, und er wäre gern auf Flügeln der Sehnsucht und Liebe der Heimath zugeeilt, was aber seine Dienstverhältnisse nicht gestatteten.

Das Regiment hielt Rasttag bei einer namhaften Stadt. — Am nämlichen Morgen trat Ferwill zu Rudolf ein. Er hatte nach seiner Weise die Nacht hindurch geschwärmt, eine glänzende Bewirthung veranstaltet, darauf unglücklich gespielt und seine ganze Baarschaft verloren. Er kam jezt, Rudolf um ein Darlehen von fünfhundert Thalern aus der Kasse, die er führte, zu bitten, um gleichzeitig frühere Ehrenschulden, die er hatte, damit zu tilgen. In der großen Handelsstadt, wo der nächste Ruhetag zu halten war, erwarteten ihn bedeutende Wechsel und konnte er Alles erstatten. Rudolf ließ sich erbitten, obschon mit innerm Widerstreben, und zahlte, gegen Ferwills Handschrift, in Papiergeld, wovon er am nämlichen Tage eine bedeutende Summe erhalten, das Verlangte auf den Tisch. Nicht ohne eine Regung unangenehmer Art empfing er Ferwills Dank für den Freundschaftsdienst und sah ihn forteilen. — Es war die einzige nicht ganz pflichtgemäße Handlung, deren er sich in seinem ganzen Leben bewußt geworden, obschon unter den damaligen Umständen auch einigermaßen

zu entschuldigen, und er wußte, daß er im schlimmsten Fall den Verlust aus eigenen Mitteln zu decken im Stande seyn würde. Als jedoch der bestimmte Tag erschien, stellte Ferwill das Geliehene zurück, in denselben Papieren, worin er es empfangen. Der Zufall aber wollte, daß Rudolf fast unwillkührlich, und mehr einer Gewohnheit folgend, die er seit einiger Zeit angenommen, und die sein Posten nothwendig gemacht hatte, als mit Absicht, eines dieser leichten Blätter einer Prüfung unterwarf, wodurch die seit einiger Zeit häufig in Umlauf gekommenen falschen Scheine von den echten zu unterscheiden waren. — Es war falsch. Er nahm ein zweites, auch dieses, ein drittes und alle folgenden waren es; die ganze Summe bestand aus falschen, sehr künstlich nachgemachten Scheinen, die nur ein sehr geübtes Auge nach sorgfältiger Prüfung als solche zu erkennen im Stande war. Rudolf stand erstarrt. Er erinnerte sich jezt, daß überall, wo das Regiment eine Zeitlang gestanden, dergleichen Papiere zum Vorschein gekommen waren, ja daß in der lezten Zeit seines Aufenthalts in der Heimath die dortige Gegend damit überschwemmt worden war, so daß die Behörden sich genöthigt gesehen, darauf aufmerksam zu machen und die Kennzeichen der Verfälschung genau anzugeben. Rudolf hatte durch den häufigen Geldverkehr im Hause des Oberamtmanns, dem er dort vorstand, hierin eine große Sicherheit erlangt, ohne je zu ahnen, daß sie ihm auf solche Weise würde zu Statten kommen. Er fühlte sich von einer seltsamen Ahnung ergriffen. Das Regiment lag in einem benachbarten Dorfe; Ferwill aber hatte, angeblich seiner Privatgeschäfte wegen, auf eigene Kosten ein Quartier im ersten Gasthofe der Stadt genommen. Rudolf ließ sogleich sein Pferd satteln und ritt, die Papiere in der Tasche, zur Stadt. Es war sehr spät, als er ankam, in dem Zimmer aber, das man ihm als Ferwills bezeichnete, war Licht; ja er glaubte durch die hellen Spiegelscheiben dessen Gestalt sich hin und her bewegen zu sehen. Augenblicklich war sein Entschluß gefaßt. Er ließ, eine scherzhafte Ueberraschung zum Vorwand nehmend, sich den Hauptschlüssel geben und sich sachte hinaufleuchten. Seine Uniform und ein gutes Trinkgeld machten, daß man ihm willfahrte. Er öffnete die Thüre leise, aber rasch; ein innerer Riegel wich seiner Stärke, er trat ein. Welch ein Anblick!

Mitten im Gemache stand ein Tisch, auf demselben lagen alle Werkzeuge einer kleinen tragbaren Druckerei, wie sie zur Fertigung der falschen Scheine erforderlich sind, so zierlich und kompendiös, wie nur englischer Kunstfleiß mechanische Geräthschaften fertigen kann. In einem feinen Maroquinkasten, reich mit Silber plattirt, in Form einer Reisechatoulle, welcher daneben stand, hatte Alles Platz; Ferwill saß hinter dem Tische mit einem seinen Pinsel in der Hand, beschäftigt, den kleinen Mängeln des Drucks nachzuhelfen; Scheine jeder Art, fertige und unvollendete lagen um ihn her, so wie leeres, eigens für diesen Gebrauch bereitetes Papier. Er war bei Rudolfs Eintritt rasch und verlegen aufgesprungen. Dieser trat vor den Tisch, er überblickte die Gegenstände, und das Paket, welches er bei sich trug, hinwerfend, rief er: „Was ich hier sehe, überhebt mich wohl der Frage, woher die Papiere stammen, die ich aus Ihrer Hand empfing? Sie selbst, mein Herr, sind, wie ich sehe, der Fabrikant!“ Ferwill stammelte etwas von dreistem Eindringen, von scherzhaften Versuchen, ja von Ersatz, aber er hatte die Fassung so gänzlich verloren, daß Rudolf, fast ergriffen von der kläglichen Haltung des sonst so Sichern, kurz und halb abgewendet sagte: „Kleiden Sie sich an, Sie sind mein Arrestant.“ — „Um Gotteswillen!“ flehte Ferwill, „ich will ja Ersatz leisten.“ — „Das findet sich,“ entgegnete Rudolf, „jezt folgen Sie mir.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Athen.

(Fortsetzung.)

So manche Reisende haben Athen, die türkisch-griechische Stadt, die Schutzbefohlene des Kislar-Aga, gesehen und beschrieben, daß wir uns von ihrem Aeußern wohl einen Begriff machen können. Gärten mit Citronen- und Orangebäumen und den zahlreichen duftenden Blumen des Südens lagen zerstreut zwischen den Wohnungen; das Athen der Vorzeit war nie eine ausgezeichnet schöne Stadt, ungeachtet seiner großartigen, öffentlichen Monumente; das neuere mag dies eben so wenig gewesen seyn, aber Wohlstand und Verkehr herrschten unter der gegen zehntausend Seelen starken Bevölkerung, und die Bedrückung mochte geringer seyn als in einzelnen andern Theilen Griechenlands. Von dem Allen ist kaum mehr eine Spur zu entdecken. Es ist wahr, manche anständige, selbst einige schöne neue Wohnungen sind gebaut worden: im Moment, wo die Türken durch die Kraft der Verträge genöthigt wurden, Attika und Negropont zu verlassen, kaufte Mancher um geringes Geld bedeutende Besitzungen und bereicherte sich rasch; aber im Allgemeinen herrschen Armuth und Elend. Niedrige Hütten und ärmliche Buden nehmen nächst den Ruinen den größten Raum ein; mit Mühe findet der Fremde ein Unterkommen, denn es gibt nur Einen Gasthof, der diesen Namen verdient, und dieser benuzt das zufällige Monopol auf Kosten des Reisenden. Die Ungewißheit, in welcher man zur Zeit schwebte, ob Athen

wirklich bestimmt sey, die Hauptstadt des neuen griechischen Reiches zu werden, hielt die Meisten noch vom Bauen ab; dazu noch die Vermuthung, daß der größte Theil des gegenwärtigen Ortes verlassen und die höher gelegene Ebene auf der Ostseite gewählt werden solle. So ist der gegenwärtige Zustand dieser Mutter der Künste und Wissenschaften.

Es waren die heißesten Sommertage, die ich hier zubrachte. In der untern Stadt wies das Reaumursche Thermometer beinahe 32 Grad; die engen Gassen, mit Mauerschutt bedeckt, glichen einem Glühofen. Tausende von Schnaken, eine vor der Zerstörung unbekannte, seitdem aber unerträglich gewordene Plage, raubten die Ruhe bei Tag und Nacht. Während der Mitte des Tages waren die Straßen wie ausgestorben, erst gegen Abend getraute man sich auszugehen. Dann sah man Gruppen vor den Wohnungen; die Männer saßen auf den Ruinen und rauchten, die Frauen schwazten oder waren mit Handarbeit beschäftigt. Als ich an einem Sonntag Abend von einem Spaziergange über die Hügel und um die Südseite der Akropolis zurückkehrte, sah ich in der Nähe der Laterne des Demosthenes von einigen jungen Männern die Romaika tanzen. Fiedel und Mandoline begleiteten die gemessenen, verschlungenen Bewegungen des anmuthigen Tanzes, der das griechische Kostüm erheischt, wie der Bolero das spanische. Die Frauen saßen mit den Kindern umher, dem Schauspiele zusehend und sich an den kühlenden, gewürzigen Melonen labend, welche von Theben und den Cykladen in großer Anzahl hingebracht werden, und für Reich und Arm in der drückenden Hitze eine willkommene und wohlthätige Erquickung sind.

Der Raum, wo das elegante choragische Monument der Achamantiden steht — wohl der kleinste Tempel, den es gibt, einst dem Bacchus gewidmet und jezt bekannter unter dem sonderbaren Namen der Demosthenischen Laterne (vor nicht gar langer Zeit wollte ihn ein Engländer kaufen und nach seinem Vaterlande schaffen, wie einer seiner Landsleute den Sibyllentempel zu Tivoli) — ward noch vor wenigen Jahren von dem Franziskanerkloster eingenommen, welches ebenfalls das allgemeine Schicksal getroffen hat, dem in diesem Theile kaum ein Haus entging. Der einzige der Mönche, der bis zulezt aushielt, befindet sich gegenwärtig in Pera. Das Kloster war der gewöhnliche Wohnort der fränkischen Reisenden, namentlich der Engländer. Hier verweilte Lord Byron bei seinem zweiten Aufenthalt zu Athen im Jahre 1811. Man kann diesen wüsten, öden Ort nicht besuchen, ohne sich zu erinnern, daß der größte Dichter des neuern Englands hier gelebt, daß ein Theil seines Childe Harold hier geschrieben worden. Byron's Dichtungen bringen uns so manche Erinnerungen an diesen Ort: die Pilgerschaft, der Fluch Minervens, der Giaur enthalten so treue wie begeisterte Schilderungen Attika's, in die sich aber immer die elegische Stimmung mischt, deren Keiner sich erwehren kann, welcher dieses, noch jezt in seiner Verödung so interessante Land vor sich ausgebreitet sieht. Man kann diese Empfindung nicht mit derjenigen vergleichen, welche Italien erweckt; Italien hat auch seine Melancholie und seine Ruinen, aber es hat sein großes, sein blutiges, aber großes Mittelalter, es hat den vielfachen Ruhm neuerer Jahrhunderte; Griechenlands Berge hingegen scheinen vom Hauche der Verödung berührt, in seinen Ebenen hat mehr denn ein Jahrtausend lang Barbarei gehaust, über seine Städte ist der Todesengel hinweggegangen; zwischen der Vorzeit und uns liegt eine weite, düstere, grause Kluft, Jahr auf Jahr, beinahe ohne Namen, ohne Erinnerung, ohne Geschichte.

Von meinem Fenster aus, im Hause des russischen Konsuls, das auf einem der höchsten Punkte der Stadt gelegen ist, sah ich in einer durch die steilen Wände des Hymettus im Hintergrunde begrenzten Ebene vor mir das Thor des Hadrian, die Säulen des dem olympischen Jupiter geweihten Tempels, von Pisistratus begonnen, vom syrischen Könige Antiochus Epiphanes fortgesezt, von Kaiser Hadrianus, 650 Jahre nach dem Beginne des Baues, vollendet. Eine neue schöne Zeit war für Griechenland unter den Kaisern des dritten Jahrhunderts aufgegangen: nicht mehr die der Freiheit alter Tage, aber nach den Gräueln und Bürgerkriegen der lezten Dezennien der römischen Republik eine Zeit des heitern Lebensgenusses, der Liebe zu Kunst und Wissenschaft, des oft verkehrten, aber auch wieder manches Gute weckenden und fördernden philosophischen Studiums. — Nach dieser Seite hin führte mich gewöhnlich früh oder Abends mein Weg. Vor dem Thore, das noch immer als Einfahrt in die Stadt dient — aus röthlich schimmerndem pentelischem Marmor errichtet, elegant, aber schon den Verfall des reinen Baugeschmacks zeigend, mit den beiden Inschriften versehen, welche einerseits des Theseus, andernseits Hadrians Stadt bezeichnen — und bis zum Olympium hin waren täglich eine Menge Landleute versammelt, welche das Getreide durch Pferde ausstampfen ließen, wie es in Griechenland statt unsers Dreschens üblich ist. Nur sechzehn Säulen von den hundertzwanzig, welche einst den Tempel des olympischen Zeus schmückten, stehen noch auf der Platform, die mehr als zweitausend Fuß im Umfange gehabt zu haben scheint; auch zu ihnen, wie zu allen athenischen Gebäuden, lieferten die Brüche des Pentelicus den Stein, der durch sein röthliches Weiß eine so schöne Wirkung thut. In der Nähe strömt der Ilissus; wie die meisten in Mythe und Geschichte berühmten griechischen Flüsse,

ist auch er unbedeutend, und war in der Sommerzeit beinahe völlig ausgetrocknet. Die einst so gefeierte Quelle Kallirrhoe, die schönfließende, deren schon Herodot erwähnt, wo er von der rauhen Behandlung athenischer Knaben und Mädchen, welche Wasser schöpften, durch die hier das Land bauenden Pelasger redet, vereint ihren dünnen Wasserstreifen mit dem Ilissus. Dabei ist die kleine Insel, auf welcher der Tempel der Musen stand: dürres Gestrüpp und Disteln überdecken das wenige Steinwerk. Zwei Massen von Mauerwerk bezeichnen etwas weiter nördlich die Stelle, wo eine Brücke über den Strom nach dem großen Stadium führte, das, über sechshundert Fuß lang, ursprünglich den panathenäischen Spielen gewidmet, von jenem Herodes Atticus, welcher in der schönen Zeit der Antonine Kleinasien und Griechenland mit Bauten bereicherte und den größten Theil seines ungeheuren Vermögens zu solchen Zwecken verwandte, mit Sitzen aus pentelischem Marmor geschmückt wurde, und noch jezt, aller seiner Zierden beraubt, durch seinen Umfang und die weite Aussicht über die attische Ebene staunen macht. Dürr und steinig ist der Boden auf dieser ganzen Seite; vom Lyceum, von der Wasserleitung des Hadrian, die den zum Pentelikus führenden Weg durchschnitt und wovon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch Reste waren, ist fast nichts zu sehen als die Stelle, wo sie gestanden. Wie müssen die Bewohner der Stadt bedauern, daß dies großartige Römerwerk nicht unterhalten worden ist, denn in unsern wie in alten Tagen ist Wassermangel fühlbar und die Zahl der Brunnen nur gering.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Juni.

(Beschluß.)

Naturgeschichtliche und antiquarische Entdeckungen.

Bei uns wird überhaupt gegenwärtig, wenn auch nicht viel erfunden, doch Manches entdeckt. So ist erst vor wenigen Tagen im Jurakalkstein unsers Alpgebirgs durch Zufall eine neue Höhle aufgefunden worden, welche der berühmtesten und besuchtesten unserer Höhlen, der Nebelhöhle, an Größe gleich kommt, das heißt gegen sechshundert Fuß lang ist. Sie führt fossile Knochen, nach der vorläufigen Anzeige namentlich Bärenknochen, und zeigt Spuren, daß sie von Menschen bewohnt war; in welcher Periode, muß erst die wissenschaftliche Untersuchung ergeben, zu welcher zweckmäßige Vorkehrungen getroffen seyn sollen. Die menschlichen Gebeine treten übrigens auch hier mit ihren unzertrennlichen Begleitern, mit Topfscherben, auf. Dieser Fund könnte leicht bedeutender werden, als es bis jezt scheint. — In unsern, an römischen und deutschen Alterthümern so außerordentlich reichen Provinzen am obern Neckar bestehen seit einiger Zeit zwei Privatvereine für antiquarische Forschungen, zu Rotenburg und zu Rotweil, deren Ausbeute bereits sehr bedeutend genannt werden kann, während sie für die Zukunft noch weit mehr versprechen. Der Verein zu Rotenburg hat mehrere sich vielfach verzweigende Römerstraßen ziemliche Strecken weit verfolgt; es sind bei genannter Stadt Spuren von römischen Kastellen und Lagern, ja sogar, wie man bis jezt glaubt, die Grundmauern eines sehr großen Theaters entdeckt worden. — Bei Rotweil ist auf einem Hügel eine sehr große Anzahl alter, wahrscheinlich gallischer Gräber aufgedeckt worden; die Ausbeute an Waffen und Geräthe ist dabei sehr bedeutend. Alle Umstände, namentlich die Verlezungen mancher Knochen, weisen darauf hin, daß hier nach einer blutigen Schlacht die Gebliebenen — wie man vermuthet, gallische Bundesgenossen der hier von den Germanen geschlagenen Römer — beerdigt worden waren. Von noch ungleich höherem Interesse ist eine gleichfalls bei Rotweil erst vor wenigen Tagen gemachte Entdeckung, die wir vorläufig hier ankündigen; ihre Bedeutung wird uns veranlassen, später, wenn Alles ermittelt ist, wieder darauf zurückzukommen. Nachdem man früher die Fundamente mehrerer römischen Gebäude verfolgt und dabei manche interessante Eroberung gemacht hatte, ist so eben in einem römischen Bade ein großer Mosaikfußboden aufgedeckt worden. Die Ausgrabung ist noch nicht vollendet; das Mosaik ist zwanzig Fuß lang und wahrscheinlich eben so breit. Auf dem wohlerhaltenen, sechs Fuß im Quadrat messenden Mittelfelde sieht man Orpheus in zierlich drapirtem Gewand lauschenden, auf Bäumen sizenden Vögeln auf der Lyra vorspielen. Die Seitenfelder, welche mehr gelitten haben, zeigen neben Arabesken kriegerische Scenen. Alles weist darauf hin, daß sich neben diesem Fußboden noch ein zweiter ähnlicher befindet. Unter dem Fußboden läuft der Heizungsraum des Bades durch. Es wäre zu bedauern, wenn die Geringfügigkeit seiner Mittel den Verein hinderte, diesen sehr interessanten Fund, der einen neuen Beweis dafür liefert, wie fest sich die Römer bei uns niedergelassen hatten, in seinem vollen Umfange zu nüzen und die Kunstwerke unter Dach und Fach zu bringen. Das Staatsbudget, in dem neben so mannichfachen natürlichen und Gewohnheitsbedürfnissen für den Artikel Kunst nur ein ganz kleines sogenanntes Reputationsstückchen abfällt, ist leider ein nur zu getreuer Ausdruck der Budgets der meisten Steuercontribuenten; man kann aber dem Utilitätssystem so ziemlich alle seine Säze zugeben und doch der Meinung seyn, es sey eine armselige Zeit, in der es schwer fällt, oder gar unmöglich ist, ein solches Duodezpompeji auszubeuten. Wir hoffen indessen doch, den Lesern bald anzeigen zu können, daß diese Monumente eines großen Volkes, bei dem das Angenehme mit dem Nüzlichen so Hand in Hand ging, daß es sich draußen, auf den Vorposten gegen die Barbaren, alsbald mit dem heitern Schmuck der Kunst umgab, für die Wissenschaft gerettet worden sind. Auch der nächsten Herbst in unsern Mauern zusammentretende friedliche Kongreß, der keine Geseze gibt, noch selbst gemachte erläutert, der nur die Gedanken des allerhöchsten Gesezgebers in seinen Werken zu lesen strebt, wird sich überzeugen, daß wir wissen, was wir unserer und Deutschlands Ehre schuldig sind. Er findet ein lachendes Thalbecken, das auf allen seinen Höhen den Thyrsus schwingt, eine offene, freundliche Stadt, manches Sehenswerthe aller Art, Naturprodukte, für den wissenschaftlichen Sinn in's Licht gestellt, Naturprodukte, preiswürdig für den Gaumen zubereitet, Wissenschaftsmänner ohne Dünkel, ein gutes, gastfreundliches Volk, und Circenses, wie sie eben in Deutschland zu haben sind.

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 144.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 17. Juni 1834.

Wer hemmet die Gewalt der Zeit und der Vernichtung?
Und doch, wie lieblich bist du noch im Weh,
Du Land der Götter und der Göttergleichen!

Byron.
Childe Harold.

Athen.

(Fortsetzung.)

Fruchtbarer und freundlicher als die östliche Ebene ist die auf der Westseite der Stadt, welche von dem vom Berge Parnes herströmenden Cephisus und von einigen am Anchesmus entspringenden Quellen bewässert wird, wo man viele Gärten und Felder, und neben Oelbäumen manche Wohnungen sieht, unter welchen ein Landhaus des englischen Admirals Malcolm die Blicke auf sich zieht. Hier kann man an Triptolemos denken, welchen Demeter im Landbau unterwies. Dort hinaus führte einst der heilige Weg, mit den Grabdenkmalen so mancher edeln Athener geschmückt; dort lag die Akademie, wo die göttlichen Weltweisen gewandelt und gelehrt; dort sieht man den Hügel von Colonos, wohin Sophokles die Scene einer seiner unsterblichen Dichtungen verlegte. Jeder Fußbreit Landes hat hier seine große und ruhmvolle Erinnerung.

Die Alterthümer, welche die gegenwärtige Stadt in ihrem Umkreis einschließt, werden nur dabei gewinnen können, wenn das Projekt der neuen Anlage sich realisirt. Jetzt sind sie zum Theil halb versteckt; neue, mit grellen Farben bemalte Wohnungen stören allzusehr die malerische Wirkung und den günstigen Eindruck. Diese Monumente sind meist aus der Römerzeit. Der Thurm der Winde, wie man das Horologium des Andronicus Cyrrheses, ehemals zugleich als Sonnen- und Wasseruhr dienend, von den es umgebenden, hie und da etwas schwerfälligen Gestalten der acht Winde zu nennen pflegt, war einst ein Tekieh der tanzenden Derwische; obgleich von eleganter Bauart, muß er doch dem Demosthenischen Fanari bei weitem nachstehen, und verliert namentlich dadurch, daß der Boden rings umher sich so sehr erhöht hat, daß man in das Erdgeschoß hinuntersteigen muß. Die Reste der ehemaligen Wasserleitung sieht man noch an einer nahen Mauer. Ganz in der Nähe stehen die schönen dorischen Säulen des unter August gebauten Porticus der neuen Agora, und nicht weit davon, mit einer Wand und einer kleinen Kirche verbunden, zehn korinthische Säulen, wahrscheinlich die Reste der großartigen Stoa Kaiser Hadrians. Am Westende der Stadt, dicht an der Mauer und ziemlich erhöht über die nächsten Wohnungen, liegt der Theseustempel, das besterhaltene unter den Gebäuden der Stadt. In eine Kirche umgewandelt, entging er der Zerstörung. In schönem Styl, aber weniger edel in seinen Verhältnissen als die Denkmale der Pericleischen Zeit, überrascht dieses, dem athenischen Heros geweihte Werk Mikons uns jezt dadurch, daß es, mehr als ein anderes, ein vollkommenes Bild eines griechischen Tempels gibt.

Man könnte träumen, noch bestehe die alte Zeit, der Dienst der alten Gottheiten; aber der Athener unserer Tage, der in das hehre Gebäude tritt, ruft zu grell die Wirklichkeit herauf. Einige der großen Steine des Giebelfeldes der Facade wurden vor wenigen Jahren durch den Muthwillen eines Türken losgebrochen und heruntergeworfen; sie liegen nun am Fuße der Stufen, gleichsam der Wiederherstellung harrend. Dies ist der einzige bedeutende Schaden, den das Aeußere erlitten.

Man bedarf einer Erlaubniß der bayerischen Platzkommandos, um die Acropolis zu besteigen. Der Weg, an der Pansgrotte und der Quelle Klepsydra vorüber, führt durch den am meisten verwüsteten Theil der Stadt, was sich durch die wiederholten Belagerungen des Forts leicht erklären läßt. Auf drei Seiten fällt der Felsen, der die Veste trägt, steil in's Thal hinab, an seinem Fuße, am südöstlichen Abhange, lag einst das Dionysische Theater, den Volksschauspielen gewidmet, noch an Form und Umriß kenntlich, zu Aeschylos Zeiten begonnen und mehr denn 30,000 Zuschauer fassend. Auf der Westseite, wo die ganze Breite nicht mehr als 168 Fuß beträgt, ist die Klippe zugänglich. In der gegen die Stadt zugekehrten Mauer, die man die Pelasgische nennt, während die auf der Südseite nach ihrem Erbauer die Cimonische heißt, sieht man noch Reste von den Säulen des alten, durch die Perser zerstörten Minerventempels. Ueberhaupt macht die Mauer, mit ihrem Flickwerk aus allen Jahrhunderten, und den halbverfallenen Bastionen, einen malerischen Effekt. Ein hoher Thurm, der auf der Seite des Eingangs einen wesentlichen Theil der Festungswerke ausmacht, erinnert an die mittelalterliche Zeit, wo nach der Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer, während Wilhelm von Champlitte und Gottfried von Ville Hardouin Morea unterwarfen, hier eine herzogliche Dynastie durch den Burgunder Otho de la Roche (der Anfangs den Titel eines Großherrn — Megas-Kyr — annahm) und später durch Walter von Brienne gestiftet ward, dessen gleichnamiger Nachkomme auszog gegen die Florentiner (die ihn aber bald mit Schimpf und Schande verjagten), während eine florentinische Familie, die Acciaiuoli, 1364 Herzoge von Athen wurden, bis der lezte derselben, Francesko, 1456, sich Mahomet II. fügen mußte, zur Zeit, als die Paläologen Morea verloren. — Durch das Thor, durch die auch in ihrer Zerstörung noch so schönen Propyläen, Perikles großartiges Werk, Befestigung sowohl als Zierde der Burg, gelangt man auf die flache Höhe des Felsen; links hat man das Erechtheium, rechts das bewunderungswürdigste Denkmal griechischer Architektur, das unsern Tagen geblieben, das Parthenon. Aber wie ganz anders sieht es in diesen, mit Schutt und dürrem Gras und Strauchwerk bedeckten Räumen aus, als da jene „noch die schöne Welt regieret," denen diese Tempel geweiht waren, da die panathenäische Prozession, mit dem durch Räderwerk getriebenen Schiffe, mit dem gestickten Vorhange für Minervens heiliges Haus, hier ihre Pracht entfaltete und unter dem reinen Himmel, unter der leuchtenden Sonne Griechenlands — die, wie der Dichter sagt, alles ist, was ihm geblieben — Opferduft und Gebete („das Gebet ist ein süßer Geruch vor dem Herrn," sagt ein schönes Wort Mahomeds) emporsteigen ließ.

(Der Beschluß folgt.)

Lenore.

(Fortsetzung.)

Vergebens verschwendete der Elende jezt Bitten, Thränen und alle Künste der Rede, die ihm zu Gebote standen. Als Rudolf dessenungeachtet fest blieb, begann er mit verändertem Ton: „Nun wohl! können, wollen Sie mir keine Schonung gewähren, so schenken Sie solche wenigstens einem theuren, auch Ihnen nahe befreundeten Wesen! — Haben Sie Mitleid mit Lenoren!" — „Elender!" rief Rudolf im äußersten Zorn, „welch einen Namen wagst Du zu nennen! Was soll Dir Lenore?" — „Sie schenkte mir ihr Herz und ihre Neigung," winselte Jener, fast zu seinen Füßen. „Sie ward die Meine, ganz die Meine, durch die Gewalt der Liebe!" — „Nichtswürdiger!" unterbrach ihn Rudolf, „was hindert mich, daß ich Dich nicht auf der Stelle durchbohre? Verworfener Lügner!" Aber Ferwill, jezt gefaßter, entgegnete scharf betonend: „Wollen Sie Beweise? Ich kann sie geben." — „Auf der Stelle!" — Und aus einer Brieftasche nahm Jener sofort ein Paket Briefe und legte sie vor Rudolf hin. Sie waren von Lenoren! Rudolf sammelte seine sich verwirrenden Sinne und zwang sich, zu lesen. Es waren ihrer nur wenige, und der späteste von sehr altem Datum. Aber ihr ganzer Inhalt ließ keinen Zweifel, daß Lenore in jedem Sinne für ihn verloren sey. Gleichwohl waren es nicht Worte der Liebe, des Vertrauens, die da auf dem Papier standen. Es waren Selbstanklagen, wechselnd mit Vorwürfen, mit Ausbrüchen der schwärzesten Hoffnungslosigkeit und der Verzweiflung eines sich selbst verloren gebenden Gemüths. — Hätte Rudolf noch irgend ein Zweifel an seinem Unglück bleiben können, die unheilvolle Uebereinstimmung des Tons, der in diesen Briefen herrschte, mit dem der wenigen, die er von ihr empfangen, hätte ihn heben müssen. Jene schmerzlichen Klagen, in denen sie seiner treuen, reinen Liebe sich so ganz unwürdig erklärt, und jede Hoffnung auf eine frohe Zukunft zurückgewiesen hatte;

die so oft wiederholte Aeußerung, daß ihr nicht vergönnt seyn werde, ihn, den brüderlichen Freund, wieder zu sehen — das Alles, was er bisher bald mädchenhafter Empfindelei, bald körperlicher Verstimmung zugeschrieben, auf die entsetzlichste Weise ward es ihm jezt klar, verständlich, was er sich nimmer zu erklären gewußt, und selbst ihr gänzliches Verstummen und Schweigen bei der Aussicht auf ein nahes Wiedersehen, er konnte sich nunmehr auch dieses deuten.

„Sie sehen," hob Ferwill, jezt wieder zu leidlicher Fassung gelangt, an, „wie die Sachen stehen. — Wollen Sie mich verderben — es steht in Ihrer Macht; daß Sie aber auch mit mir Lenoren in's Elend stürzen, davon müssen diese Briefe Sie überzeugt haben. Mich verführten Leichtsinn, Eitelkeit, Sucht zu glänzen. Schlechte Gesellschaft that das Uebrige und weihte mich in jene Künste unerlaubten Gelderwerbes ein, doppelt verführerisch in einem Lande, wo der Mensch nur durch Geld etwas ist und gilt. Ich ging nach Deutschland, um da mit mehr Glanz von dem zu leben, was ich mir zu verschaffen wußte. — Hier, namentlich im Hause des Oberamtmanns, ging mir zwar wohl die Ahnung eines höhern Lebens auf; aber unter dem Getümmel des Kriegerlebens, unter so viel Verführungen erstickte bald die kurze Regung wieder. Doch diese Stunde, wofern Sie Schonung üben wollen, wird der lezte entscheidende Wink meines Genius seyn, der mich auf andere Wege führt. An der Seite eines Weibes, wie Lenore, in einem festgeregelten Wirkungskreise empfängt mich ein besseres Leben; und ich wäre dann wohl nicht der erste Sünder, den Menschlichkeit und Schonung, zur rechten Stunde geübt, zum bessern Menschen und rechtlichen Staatsbürger umgewandelt hätten."

Mit verschränkten Armen und fest am Boden haftendem Blick hatte Rudolf Alles angehört. In seiner Brust kämpften die widerstrebendsten Gefühle, aber mehr noch als Ferwills Beredtsamkeit drängte der eigene Edelmuth, der die pflichtmäßige Strenge gegen den Verbrecher ihm als unedle Rache erscheinen lassen wollte, ihn zur Milde. „Es sey so!" sagte er endlich streng und ernst. „Doch meine erste Bedingung: vernichte jezt gleich vor meinen Augen diese Werkzeuge Deines Vergehens und ihre Früchte." — Es geschah. — „Und nun," rief Ferwill mit anscheinender Rührung, „und nun, nicht wahr, mein Bruder? nimmst Du den Reuigen in Deine Arme auf und gibst mir zum ersten Zeichen des erneuten Bruderbundes den Schwur eines ewigen Vergessens und Verschweigens dieser Stunde." — „Einen Schwur?" rief Rudolf befremdet und aus der Umarmung, die er nur geduldet hatte, zurücktretend; „wozu? Du hast mein Wort, und ich bin ein Mann, das muß Dir genügen." — „Wohl," entgegnete der Andere nicht ohne Verwirrung, „es muß mir genügen, und genügt mir auch, denn ich kenne Dich; sonst — würde ich nicht aufhören zu bitten." — Aber es zuckte bei dem Wörtchen sonst ein so furchtbarer Blick aus Ferwills halb abgewendeten Augen, daß troz des heuchlerischen Nachsatzes Rudolfen plözlich klar ward, welch eine Hölle in Ferwills Innern koche. Ein Gefühl furchtbar unheimlicher Natur gesellte sich zu dem Unerhörten, das auf ihn eingestürmt, und drängte ihn hinweg aus dieser unreinen Nähe. Er schied rasch und mit der festen Ueberzeugung, einen unversöhnlichen Feind in Ferwill zurückgelassen zu haben.

Mehrere Tage vergingen, bevor Rudolf das, was er erfahren, nur einigermaßen bei sich zu überwinden vermochte. Es war wohl das Härteste, was ihm begegnen konnte, und wie der Lavastrom sich verheerend und vernichtend über blühende Gefilde wälzt, so drohte die unheilvolle Ueberzeugung, die ihm geworden, alle Liebe, allen Glauben an Menschenwerth und Treue aus seiner Brust auf immer hinwegzutilgen. Er kämpfte mit aller Kraft dagegen, und es gelang ihm endlich, eine männliche Fassung zu erringen, in welcher er sich vorzeichnen konnte, was ihm zu thun obliege.

Er konnte Lenoren nicht wiedersehen. Aber dennoch blieb das bedauernswerthe Opfer teuflischer Verführungskunst ihm theuer, und fürchterlich war für ihn der Gedanke, sie ungewarnt, unbewacht diesem Elenden hingegeben zu sehen. Auch schien ihm Geschwisterpflicht gegen die Unglückliche zu gebieten, daß er sie nicht gleichgültig ihrem Schicksal überlasse. — Er beschloß daher, das ganze Verhältniß dem redlichen Manne, der Vaterstelle an ihm und Lenoren vertreten, dem biedern Volt, zu entdecken. Er wollte ihn bitten, Lenorens Zukunft in der Verbindung mit Ferwill möglichst sicher zu stellen und mit aufmerksamem Blick dessen ferneres Verhalten zu bewachen. Mußte er freilich hiebei alles Vorgegangene offenbaren, so konnte er doch von Volts Klugheit und seiner edlen Gesinnung sich versichert halten, daß er Ferwill, wofern es diesem mit der Rückkehr zu einem bessern Leben Ernst sey, auch niemals die Bekanntschaft mit seinem frühern Vergehen auf das Entfernteste werde ahnen lassen. — Er wußte, in wie viel schwierigen Fällen der treffliche Volt andern durch Rath und Beistand hülfreich gewesen, ja wie manchen Verirrten er durch zweckmäßige Beschäftigung und unvermerkte Leitung auf bessere Wege geführt, und glaubte mithin die brüderliche Sorge für Lenoren am sichersten dem Manne an das Herz legen zu können, der ihm, wie ihr, ein zweiter Vater gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Juni.

Maifeier. Kunst. Wohlthätigkeit.

Wo ich hinblicke, da rührten sich die Leute im schönen Mai, und freuten sich und suchten irgend eine Veranlassung, eine Feier, eine Festlichkeit zu veranstalten, nur um mit Grund, um rechtmäßig, ja sogar um pflichtmäßig jubeln zu können. Das geschah alles dem Mai zu Ehren, sey es, unter welchem Namen es sey. In Mannheim halten sie den Maimarkt; der ist eigentlich erst Vorspiel, um warm zu werden, dann kommt das Maifest, zur Erinnerung des ersten Besuchs des Großherzogs in jener Stadt; zulezt, zur allmählichen Abkühlung, soll diesmal noch das Hafenfest folgen, als Einweihung des Freihafens, der daselbst auf den Zollverein hin erbaut wird. Die Heidelberger hielten am 15ten ein großes Musikfest; sie führten unter Theilnahme von mehr als dreihundert Musikern und Dilettanten aus den bedeutendern Städten der nähern und fernern Umgebung Haydn's Schöpfung in dem Schloßhofe der großen Ruine auf. Die Einwohner von Pforzheim begingen ein Nationalfest. Der Großherzog errichtete ihren Vorfahren, den bekannten vierhundert Pforzheimern, die in der Schlacht bei Wimpfen (am 6ten Mai 1622) bei Vertheidigung ihres Landesherrn, des Markgrafen Georg Friedrich, gegen Tilly's andrängendes Heer ritterlich gefallen waren, ein Denkmal in der Schloßkirche zu Pforzheim, „civibus in testimonium bene servatae majorum fidei, posteris gloriae et exemplo," wie die Inschrift besagt. Auf dem Steine sind die Namen der Gebliebenen, so viele davon noch aufgefunden werden konnten, etwa nur achtzig, eingegraben. Ihre unmittelbarsten Nachkommen, drei-und-sechzig bejahrte Männer, erhielten aus der Hand des Großherzogs eigens hiezu geprägte Denkmünzen zur Erinnerung des heißen Tags im Jahre 1622 und des lieblichen im Jahre 1834. Darauf Freude und Jubel, und zur Verherrlichung des Denkmals in unserer Denkmal-Zeit eine Denk-Mahlzeit, wobei so viel Champagner geflossen seyn soll, als damals Blut bei Wimpfen. So überall Maienfreudigkeit. In Stuttgart haben Sie Ihr Schillerfest, die Münchner Ihren ausgelassenen Bock, die Wiener den Wettlauf im Prater und das Konzert im Augarten. Und nur wir, nur Karlsruhe hat im Mai nichts, als was ihm der liebe Gott gibt, ein-und-dreißig Tage, Maiblümchen und Maikäfer, und jedem Einzelnen bleibt es überlassen, seinen Mai in sich und um sich so schön zu feiern, als er kann und mag, und freilich oft noch schöner, als ein Pfälzer, ein Schwabe oder ein Oesterreicher. Und wenn ihm dann ein Maiabend, sey es nun bei einer Fackelmusik oder bei verstohlenen Ständchen, lieber ist als ein ganzes Volksfest, so ist das gut für ihn, aber das kümmert das Morgenblatt wenig. — Eine **Kunstausstellung** sollten wir wenigstens haben, aber gutmüthig, wie wir sind, haben wir auch dafür den Mai den Mannheimern überlassen, die mit ihrem neugebildeten, schon recht zahlreichen Kunstverein für dieses Jahr ihre erste Ausstellung unternommen hatten. Ich sah sie nicht, aber nach dem Kataloge, der vor mir liegt, besteht sie aus 166 Kunstgegenständen, darunter 114 Oelgemälde; mehrere sollen später noch nachgekommen seyn. Viele derselben sind mir schon bekannt. Von den bedeutendsten nenne ich zwei der Cartons zu den großen Fresken in der Aula zu Bonn, die philosophische und die juristische Fakultät, von dem jezigen Galerieinspektor in Mannheim, Götzenberger. Kirners Schweizersoldat, von den Julikämpfen aus Paris zurückgekehrt, des verstorbenen Moosbruggers Maleratelier; Pferdestücke von Rud. Kuntz, Landschaften von Frommel, Helmsdorf, Meichelt zieren auch diese Ausstellung. Maria Ellenrieder hat ihre zarten Gebilde geschickt, Weller von seinen anziehenden italienischen Genrebildern, Rottmann ein Palermo. Aus Privatsammlungen kamen noch Landschaften von Ernst Fries und ein Viehstück von C. Kuntz ein, zwei Namen, die das Leben gerne noch länger gehalten hätte, wenn auch die Kunst sie nie vergessen wird. Zu diesen Künstlern, fast durchgehends Badnern, die zum Theil schon weithin rühmlich bekannt sind, füge ich noch zwei neue, Winterhalter, dessen schlafende Albaneserin in den Augen des Publikums den Preis davonträgt, und Reinbach, auf dessen Tyroler Gegenden die Kunstkenner sehr aufmerksam machen. Die besten Porträts lieferte Weber von Mannheim. Nicht genug rühmen können die Liebhaber ein Genregemälde, das später einkam, ein würdiges Seitenstück zu Kirners Schweizersoldaten: eine Judenfamilie empfängt den als Soldaten aus dem Felde heimkehrenden Sohn zu Hause am Sabbathabend. Eine treue, lebendige Charakteristik des merkwürdigen Volkes in seiner Kleinlichkeit, doch entfernt von aller so nahe liegenden Karrikirung, machen es sehr anziehend. — Für den nächsten Mai ist nun die Karlsruher Kunstausstellung festgesezt, und ich hoffe, der Mannheimer Verläufer soll ihr ein würdiger Johannes gewesen seyn. — Um für den Augenblick doch nicht ganz leer auszugehen, haben wir das lezte Werk von M. Ellenrieder zu bewundern: die Großherzogin im Kreise ihrer vier Kinder, in Lebensgröße. Ich will es Ihrem Nachbarblatte überlassen, sich einen ausführlichern Bericht darüber einzuholen; wir Laien erfreuen uns an seinen Einzelnheiten, an der wiedergegebenen Aehnlichkeit und an seiner äußerst eleganten und zarten Ausführung, meinen aber, wenn es eine Santa Famiglia mit Engeln vorstellte, so wäre der Ausdruck doch richtiger, als eine glückliche Mutter mit dem Hauche der Wehmuth und keke Knaben mit dem schwimmenden Blicke der Verklärung darzustellen. Aber der Fuß der Hauptfigur tritt so gestaltvoll und lebendig aus dem Bilde heraus, daß ihn kein Meister aus alter oder neuer Schule besser hätte malen können. — Auch noch eine Ausstellung anderer Art gab uns einstweilen Stoff zu Betrachtung und Gesprächen, und den Frauen und Jungfrauen des Landes und besonders unserer Stadt bis zur ersten hinauf Beschäftigung und Regsamkeit. Durch die heftigen Ueberschwemmungen im vergangenem Winter wurden viele Gemeinden des Oberlandes in's äußerste Elend gestürzt. Nun bedarf es wirklich nur eines Unglücks, einer Veranlassung, und mit rühmlicher Freigebigkeit sieht man in unserm Lande überall milde Gaben zusammenfließen. So auch hier. Es bildete sich ein Frauenverein, es wurde eine Lotterie veranstaltet, und in kurzer Zeit waren nicht nur 1600 Stücke, zum Theil sehr werthvolle, meist von den Geberinnen selbst gearbeitet, beisammen, sondern auch bald 18,000 Loose zu 24 kr. abgesezt. In den lezten Tagen vor der Ziehung war dem Publikum die ganze Wohlthätigkeitssammlung vor Augen gelegt, und es ist den Leuten gar nicht zu verargen, wenn sie nun auch noch glücklich seyn wollten, nachdem sie wohlthätig gewesen waren; denn hat es nicht etwas sehr Reizendes und Verführerisches, zu wissen, daß kaum eine schöne Frauen- oder Mädchenhand in der Stadt ist, die nicht hier das Ihrige beigetragen, und dies nun gewinnen zu können, wenn auch nicht aus der Hand selbst, doch auf Umwegen? Ich gestehe, hier bin ich gewinnsüchtig, aber nur darum.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 145.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. Juni 1834.

O welche tiefe Wunde!
Es bricht, es bricht mein Herz!

Goethe.

Lenore.

(Fortsetzung.)

Rudolf war über die anscheinende Verletzung seines an Ferwill gegebenen Wortes völlig beruhigt, indem er sich das Zeugniß gab, hierin einer höhern und heiligern Pflicht zu folgen, und auch versichert seyn konnte, daß dessen äußere Ehre, wofern es ihm anders mit seiner Besserung Ernst wäre, stets unangefochten bleiben würde. Er selbst wollte nun, sobald man sich der heimathlichen Gegend mehr näherte, eine andere Richtung einschlagen. Er wollte den Militärdienst aufgeben, in H. des Oberamtmanns Nachrichten, oder eine persönliche Zusammenkunft mit ihm erwarten, dann aber sich unverzüglich einschiffen, um in einem fernen Welttheil einen neuen Lebens- und Wirkungskreis zu beginnen. Hierüber mit sich im Reinen, beeilte er sich, seinen Vorsatz auszuführen; zugleich auch fertigte er eine Schenkungsakte, wodurch er sein väterliches Erbe zum größten Theil an Lenoren abtrat, in solcher Art, daß ihr ein unabhängiges, jedoch stets unter obrigkeitlicher Verwaltung bleibendes Vermögen für ihre Lebenszeit gesichert blieb. War es nun aber, daß der gewaltsame Sturz, welcher ihn so plötzlich aus seinem Himmel geworfen, alle Saiten seines Daseyns zu gewaltsam zerrüttet hatte, als daß er hätte glauben können, sie würden sich je wieder völlig befestigen; oder gestalteten sich andere dunkle, nur scheu im Bewußtseyn auftauchende Vorstellungen in ihm zum ahnenden Vorgefühl, er glaubte, seine Tage seyen gezählt und es werde ihm vielleicht nicht Zeit bleiben, jene Mittheilungen an seinen Pflegevater gelangen zu lassen. Doch war dies gerade für einen solchen Fall für ihn von der höchsten Wichtigkeit. — Da er aber diese Papiere dem gewöhnlichen Postenlauf nicht anvertrauen, noch gewärtigen mochte, daß sie im Fall eines solchen Ereignisses, als ihm in unbestimmter Ahnung vorschwebte, in unberufene Hände fielen, so übergab er das fest versiegelte Paket seinem klugen und treuen Burschen, der, mit ihm im Hause seiner Pflegeeltern aufgewachsen, ihn auch in den Feldzug begleitet hatte, und nahm das feste Versprechen von ihm, mit diesem Brief, sollte sich etwas Unerwartetes mit ihm ereignen, sofort zum Oberamtmann sich auf den Weg zu machen und ihm denselben zu eigenen Händen zu übergeben; ein Auftrag, von dessen pünktlichster Erfüllung er sich versichert halten konnte.

Das Korps unserer freiwilligen Jäger war nunmehr vom Regiment entlassen, um in die Heimath zurückzukehren und dort ihre Angelegenheiten zu ordnen, oder den Abschied aus dem Kriegerstande nachzusuchen. — Je näher man der Heimath kam, je froher wurde der

Empfang, und Alles beeiferte sich, die Wiederkehrenden zu ehren, zu erfreuen. Die in K... Heimischen blieben beisammen, und Jeder malte sich die Wonne des gemeinsamen Einzugs in die Vaterstadt auf's Heiterste aus. Rudolf blieb im düstern Schweigen meistens für sich allein. Er mied Ferwills Nähe und jedes Zusammenseyn mit ihm. — Doch erwähnte er zum öftern in dessen Gegenwart seines Vorhabens, nicht nach der Vaterstadt, sondern auf dem kürzesten Wege, den er, ein paar Tagereisen von K.... aus, einschlagen konnte, nach H. zu gehen und von dort aus Deutschland, und wahrscheinlich Europa auf längere Zeit, ja vermuthlich auf immer zu verlassen.

Etwa fünf oder sechs Tagemärsche von jenem Ziele gelangte man auf das Gebiet eines reichen Gutsbesitzers. Dieser beeiferte sich mit wahrem Enthusiasmus, den kleinen Trupp auf's Beste zu bewirthen, und bat sich sogleich ein mehrtägiges Verweilen aus. Man ließ es sich gefallen, und Alles bot nunmehr der freigebige Wirth zum Vergnügen seiner jungen Gäste auf, was ein reicher, ausgebreiteter Besitzstand nur darbieten mochte: Schmausereien, Lustfahrten in die Umgegend und zuletzt eine große, auf seinem weitläuftigen Gebiet veranstaltete Jagd. — Hier aber trübte ein Unglücksfall die allgemeine Lust. Rudolf ward durch die Unvorsichtigkeit eines der Theilnehmer, oder durch ein höchst seltenes Rückprallen einer abgeschossenen Kugel (es ließ sich durchaus nicht klar ermitteln) erschossen. Man trug ihn todt von der Stelle. Der treue Christian erfüllte nun pünktlich den dringenden Auftrag seines vielbeweinten Herrn, und langte mit der Todesbotschaft und dem Briefe einige Tage früher im Städtchen an, als die jungen Leute dort eintrafen.

Ich hatte zu der Zeit von meinem Regiment einen sechsmonatlichen Urlaub genommen, um die p—schen Bäder zu besuchen, meiner sehr geschwächten Gesundheit wegen. — Mein Weg führte mich nur wenige Meilen an dem Wohnort des Oberamtmanns vorüber, und ich widerstand dem Wunsche nicht, den kleinen Abstecher zu machen, um die mir so werthe Familie wieder zu sehen, die ich jezt, mit allen ihren Lieben wieder vereint, im Genusse einer wohlverdienten, ungetrübten Freude zu finden hoffte. Wie sehr hatte ich mich getäuscht! Christian war mit seiner Trauerpost eingetroffen. Der Oberamtmann ging in stiller Trauer, in sich gekehrt, gedankenvoll umher, und von Zeit zu Zeit erleichterte ein tiefer Seufzer die schwer belastete Brust. Seine Gattin blickte sorgenvoll auf den sonst so Gefaßten, der jezt selbst des Trostes bedürftig war. Alle Glieder der Familie, selbst das Hausgesinde, weinten um den wackern Rudolf, den alle lieb gehabt, und beklagten seinen frühen, gewaltsamen Tod. Und Lenore! Wie vermag ich zu schildern, wie ich Lenoren fand! Bleich, kraftlos, erloschen bis zum Tode, wandelte sie unter den Hausgenossen, ein trauriger Schatten ihrer frühern Schönheit und Liebenswürdigkeit. Das schöne Auge starrte glanzlos zu Boden und barg sich scheu vor jedem dreisten Blicke unter den gesenkten Augenliedern, und die sonst so klangreiche Stimme tönte heiser, kaum vernehmbar. — Sie trug Trauerkleider seit der Nachricht von Rudolfs Tode, und hatte gebeten, daß man sie allein solche möchte tragen lassen, da alle andern nur Veranlassung zur Freude fänden.

So fand ich die Freunde wieder, und als ich den biedern Hausherrn umarmte, mit nassen Blicken Rudolfs Verlust beklagend, rief er voll Wehmuth: „Ach, mein Freund! es gibt noch schlimmere Fälle zu beklagen, als den Tod! — Wollte Gott, daß —“ Ein tiefer Seufzer verschlang den Nachsatz, ich erfuhr für jezt nicht weiter. Am folgenden Morgen rückten die Jäger ein. Jung und Alt war hinausgegangen, die Heimkehrenden zu begrüßen. Die Wohnung des Oberamtmanns lag vor der Stadt dicht am Thore. Die Hausgenossen waren hinabgegangen, und auch Lenore hatte man, in guter Absicht, sie zu zerstreuen, mit hinausgeführt. Niemand von der Familie hatte, das ward mir klar, ein näheres Verhältniß zwischen ihr und Rudolf gemuthmaßt, und ich hütete mich wohl, auch nur von fern auf das, was ich davon wußte, hinzudeuten, und wenn die Andern glaubten, ihre Trauer gelte dem geliebten Stiefbruder, der ihr freilich näher als allen Uebrigen gestanden, so war ich der Einzige, welcher dieser Trauer noch einen tiefern Grund unterzulegen wußte, obschon, wie ich bald erfahren sollte, auch nicht den rechten.

Der Vater war unter dem Vorwand von Geschäften von der Empfangsscene zurückgeblieben, und auch ich begnügte mich, ihr aus einem Fenster des obern Stocks zuzuschauen; war doch der nicht dabei, der mir von allen Wiederkehrenden der Liebste gewesen! Da stand Lenore zwischen der Mutter und Gertrude hart am Wege. Ihr Arm hing schlaff am Arm der Mutter; aus ihren Zügen sprach bitterer Schmerz und angsthafte, beklemmende Spannung. Gertrude hing mit selig verklärten Blicken an den Zügen des geliebten Friedrich, der vor ihr stand und lebhaft zu ihr sprach, während die andern Reiter in's Thor zogen, mit ihnen der Volkshaufen, die glücklichen Mütter, Schwestern, Bräute. Die Blicke der Mutter strebten in die Ferne, als ob sie von dorther noch Jemand erwarte. „Wo bleibt aber Ferwill?“ hörte ich jezt Gertrude den Geliebten fragen. „Der kommt nicht mit,“ lautete die Antwort. „Der läßt Euch Alle grüßen. Er hat Verlobung gehalten mit der einzigen schönen Tochter des steinreichen Besitzers von Flinsingen. Heut oder morgen wird die Hochzeit seyn. — Eine glänzende Partie, in Wahrheit, und ein wunderschönes Paar.“ Gertrude legte die Hand auf Lenorens Schulter, ich

weiß nicht, ob vor Erstaunen über die Mittheilung, oder vielleicht war sie die Einzige, die eine Ahnung davon hatte, wie nahe dieselbe das Schwesterherz berühre, und wollte die theure Gestalt vor dem Zusammensinken schützen. Lenore sagte nichts, sie ward bloß blässer noch und ihre Lippen zuckten krampfhaft. Als aber die Glücklichen den Freund in's Haus führten, da schlüpfte sie unsichtbar an ihnen weg und auf ihr Kämmerlein. Dort schrieb sie mehrere Stunden lang und siegelte einen Brief an den Pflegevater; als dies geschehen war, legte sie sich in ihr Bette, um nicht wieder aufzustehen. Es zeigte sich das gefährlichste Nervenfieber; am neunten Tage war sie todt.

(Die Fortsetzung folgt.)

A t h e n.

(Beschluß.)

Nicht die Osmanen muß man der Zerstörung des Parthenons beschuldigen; es waren die Venezianer unter Francesko Morosini, dem Vertheidiger Candias und Wiedereroberer des Peloponneses, deren auf dem Pnyx und dem Hügel des Museiums aufgestellte Batterien am 28sten September 1687 die Südseite des Tempels in Trümmer schossen; er war Morosini, der die Verstümmelung der Pedimente verschuldete; es war Lord Elgin, der das Gebäude seines schönsten Schmuckes beraubte. Die Moschee, welche den mittlern Theil des Parthenons einnimmt, ist jezt verlassen; der Dienst Minervas mußte dem christlichen, dieser dem mohamedanischen weichen; nun ist auch an diesen die Reihe gekommen. — Eingestürzt unter einer Masse von Schutt und Erde liegt der nördliche Porticus des Pandrosiums, traurig verstümmelt sind die schönen Caryatiden des Tempels der Athene Polias, der Schutzgöttin der Stadt. Das Alles haben die jüngsten Belagerungen zu verantworten.

Es ist ein glorreicher Anblick von der Höhe der Akropolis, von Cimons Mauer aus, auf die atheniſche Ebene. Gerade vor sich, an die Südwestseite des Felsens angelehnt, sieht man die bedeutenden Reste des Odeums, das Herodes Atticus zu Ehren seiner Gattin Regilla errichtet, nach welcher es auch oft genannt wird, und zur Zeit erbaut, als Pausanias, der es als das schönste dieser Gattung in Griechenland bezeichnet, seine Reise beschrieb. Von der Akropolis getrennt durch eine tiefe Schlucht, ehedem, gleich dem Thal auf der Nordseite der Burg, mit Wohnungen, gegenwärtig aber zum Theil mit Getreide, zum Theil mit Gestrüpp bedeckt, sieht man sodann eine Reihe von Hügeln, deren östlichster und höchster der des Museiums ist, mit dem Denkmal des Antiochus Philopappus, Enkel des lezten Königs von Commagene, welchen Vespasian nach Athen versezte. Noch sieht man darauf die Reste einer Darstellung des Trajanischen Triumphes und der Bildsäulen, welche den Philopappus, seinen Großvater Antiochus und den Seleucus Nicator darstellten. Minder hoch liegt nordwestlich der Hügel des Pnyx mit der in den Felsen gehauenen Rednerbühne, vor welcher, in das Thal sich hinuntersenkend, der große Raum sich ausbreitet, wo das athenische Volk sich zu versammeln pflegte, um über die öffentlichen Angelegenheiten zu berathen. Auf diesen Höhen finden sich an mehreren Stellen Spuren der alten Ringmauer. Näher der Stadt zu sieht man den Hügel des Areopag, und darüber hinaus, nach Aufgang und Untergang vom Gebirge eingeschlossen, das sich einerseits nach Sunium, anderseits nach Megaris zieht, dehnt sich die Ebene aus, vom Oelbaumwalde wie von einem Gürtel umfangen, vom ägäischen Meere begrenzt, aus dessen Fluthen die dunkle Hügelmasse von Salamis sich erhebt, links Aegina, im Hintergrunde die peloponnesische Küste. Und auf eine solche Scene wirft die sinkende Sonne eines südlichen Himmels ihr glühendes, purpurnes Licht. Von Allem, was ich im eigentlichen Griechenland gesehen, scheint mir nur Eine Ansicht den Vergleich mit der geschilderten aushalten zu können: die vom Palamid bei Nauplia: vorne das Meer, das sich zu einer gewaltigen Bucht rundet, Hintergrund das Gebirge bei Astros, rechts die Ebene von Argos mit der Stadt, an den Hügel gelehnt, der ihre alte Burg Larissa trägt. Aber verödet ist diese Wiege der Kultur unsers Erdtheils: kein Baum grünt mehr, wo dichte Olivenwälder Schatten und Nahrung gaben.

Seit Jahrhunderten ist das Tagesgestirn über den Hymettus emporgestiegen, und hat nichts als Gräuel und Verwüstung gesehen. Wurde auch, wie wir bei Zosimus lesen, Alarich durch die Aegis-tragende Pallas und Achills zornblitzende Gestalt von der Zerstörung Athens abgeschreckt, wie Attila durch die Apostel Petrus und Paulus von den Mauern Roms: es hat zu allen Zeiten Hunnen und Gothen gegeben, die sich in ihrem grausen Werke nicht haben stören lassen.

Alfr. Reumont.

Lieder von Karl Mayer.

Entschädigung.

Die Aussicht auf des Berges Zinnen
Mag mir in Regenflor zerrinnen!
Zufälligkeit!
Zu meiner Freud'
Ist doch bei mir des Berges Geist,
Den diese Balsamluft beweist.

Zuflucht.

Nacht ward es; Waldgebirge schwellen
Aus tiefem Grund in schwarzen Wellen.
O rette, banger Muth, dich ferne
Aus der verfinsterten Natur
Durch Wolkenlücken in die Flur
Der trauten, heimathlichen Sterne!

Der aufgehende Mond.

Hinter der entlaubten Buche
Steigt der Vollmond roth heran,
Gleich, als ob auf seiner Bahn
Er sich Feuernahrung suche.

Hofft dein Herz, daß es erwarme
In der Glut, die sich entfacht?
Kalt in kalter Winternacht
Lacht der Mond zu deinem Harme!

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Juni.

(Beschluß.)

Konzerte. Gewerbsverhältnisse.

Es geht noch Mancherlei bei uns vor, wovon ich Notiz nehmen könnte: da ist eine Generalsynode der unirten evangelischen Kirche hier versammelt, um Katechismen, Agenden und Gesangbücher zu prüfen und neu zu gestalten, und Kultus und Glaubenssätze zu revidiren. Die Gebrüder Müller aus Braunschweig haben auch hier ihre bewunderns würdigen Quartettproduktionen gegeben, und wo sonst bei den Künstlern auf dem Wege von der Seele durch Arm und Finger, sey es nun in die Geige oder auf die Leinwand, so viel verloren geht, so war hier so unmittelbare Ausströmung der Seele, und nur einer Seele, und aus einem Instrumente, das ihr leichter und williger gehorchte, als der Körper oft dem Geiste, daß, wenn etwas verloren ging, es auf dem Wege zur Seele der Zuhörer geschah, aber selbst hier gewiß nicht viel. Solche Quartettspiele haben das vor andern Konzerten voraus, daß sie nur auf ein verständiges, empfängliches Publikum rechnen dürfen, weil hier alle pikanten Nebenreize wegfallen, die bei dem größern Auditorium in Konzerten oft die Hauptreize ausmachen. Festa ging es übrigens mit seinen Quartetten hier nicht so schlimm, wie Sie sich von Paris aus haben melden lassen, und dort möchte die Schuld fast am Publikum liegen. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, aber er gehört zu dem vielen Deutschen, was die Pariser noch nicht verstehen. — Die Anwesenheit Lord Stanhope's in hiesiger Stadt und dessen Ansicht über seinen Pflegesohn, den europäischen Findling, die er in drei Broschüren hier bekannt machte, erfuhren Sie schon von anderer Hand.

Wie denn von allen Seiten dem Gewerbstande in jetziger Zeit aufgeholfen wird, in gleichem Grade als die Universitäten an Frequenz und wissenschaftlicher Diktatur einbüßen, so ward auch hier erst eine polytechnische Schule errichtet, dann hat der Staatsrath Nebenius ein Buch darüber geschrieben und „über technische Lehranstalten in ihrem Zusammenhang mit dem gesammten Unterrichtswesen“ überhaupt, und nun wird der Schule ein großes Haus gebaut; es bildete sich ein Gewerbsverein, es kam ein Gewerbskalender heraus, und neulich wurde eine Gewerbsschule eröffnet, worin junge Gewerbsleute, Handwerksgesellen, bereits über siebzig, meist unentgeltlichen Unterricht über die wissenschaftlichern Grundlagen ihres Fachs und die mit ihren Beschäftigungen in näherer Beziehung stehenden Kenntnisse erhalten. Von dem Gewerbskalender von Volz, über dessen Einrichtung ich bei der ersten Herausgabe ausführlicher gesprochen, ist nun, zwar etwas verspätet, der zweite Jahrgang 1834 erschienen. Die erste Abtheilung enthält wieder Kalender und Tabellen, die zweite Abhandlungen. Von den erstern ist, besonders bei dem nächstens zu erwartenden Anschluß an den großen Zollverein, eine tabellarische Aufzeichnung aller in Baden ansäßigen Handwerker, die Zahl der Meister und Gesellen, mit Angabe des ganzen und mittlern Betriebskapitals, von vorzüglichem Interesse. Es geht daraus hervor, daß 241 verschiedene Gewerbe im Lande getrieben werden; die Summen der einzelnen und die Betriebskapitale will ich nicht anführen. Eben so zählt eine folgende Tabelle alle Fabriken und Manufakturen des Großherzogthums auf, nämlich 161 mit 2756 Gehülfen und einem summarischen Betriebskapital von 1,777,075 Gulden bei einer Volkszahl von 1,171,294 Seelen. Der Handelsstand umfaßt 8352 Etablissements mit einem Kapital von 9,759,200 fl. Nicht minder wichtig ist eine tabellarische Uebersicht über die Ein- und Ausfuhr der verschiedenen Gegenstände nach ihren Mengen. Aus dem Ganzen ergibt sich, daß Baden, das für einen hauptsächlich Ackerbau treibenden Staat gilt, eben so viele seiner Bewohner durch Handel und Gewerbe, als durch Ackerbau nährt. Wir finden 101,792 Ackerbau und 95,524 Handel und Gewerbe treibende Familien; der Unterschied von 6268 Familien wird aber durch mehr als 33,000 Gewerbsgehülfen aufgewogen. Bei alle dem hat die Industrie noch lange nicht die gewünschte Ausdehnung, denn es muß auffallen, wie viel rohe Stoffe wir ausführen und dagegen Gewerbsprodukte aus dem Auslande beziehen. Während wir Frucht in Masse ausführen, kaufen wir vom Auslande über 7000 Centner Mehl. Wir geben über 3000 Centner trefflichen Hopfen dem Auslande und kaufen uns gegen 5000 Ohm Bier. Aus dem Lande gehen jährlich über 15,500 Cntr. Hanf und Flachs, und herein kommen über 12,000 Cntr. Gespinnst und Leinwand. Also: was mag gebühren? uns rühren! Die zweite Abtheilung der Abhandlungen beschäftigt sich mit dem Auftrieb (dem Gewichtsverlust, den ein Körper im Wasser erleidet), mit verschiedenen Arten von Metern (Aräometer, Alkalimeter, Chlorometer, Acetometer), Kolbs horizontalem Wasserrade, mit dem Gebrauch der Wechsel, mit dem Torfe und mit Gegenständen der würtembergischem Industrie, der Gesellschaft zur Beförderung der Gewerbe und der würtembergischen Industrieausstellung im Mai 1833.

Sind wir nicht ein ernstes Volk? Wenn ich einmal im Jahre von festlicher Lust und öffentlicher Fröhlichkeit erzählen möchte, so muß ich mich bei den Nachbarn einladen, und unvermerkt rede ich mich vom Vergnügen in die Arbeit hinein, wenn ich mich in unsern eigenen Mauern umsehe. Wir sind auch hie und da ausgelassen, aber unsere Lust hat keine Methode, oder zu viel, darum eignet sie sich nicht zu einem offiziellen Bericht.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 146.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. Juni 1834.

Sag' Sie mir, um's Himmels willen,
Schönes Kind, was fängt Sie an?

Goethe.
Scherz, List und Rache.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

Ratten.

Außer mir befanden sich noch gegen zwölfhundert Fremde in dem kleinen Ort Langenschwalbach. Jeder Gasthof war demnach zahlreich besezt, und sobald die Dunkelheit sich einstellte, machte die plözliche, fast gleichzeitige Beleuchtung aller Häuser einen höchst romantischen Effekt. In jedweder Richtung, dort im Giebel eines Gasthofs, hier im Erdgeschoß eines andern glimmte ein Licht auf und zog den Blick an, der begierig von einem zum andern flog, bis die Menge der aufflackernden Lichter es unmöglich machte, jedes zu verfolgen. Gleich einem Schwarme Johanniswürmer funkelte es unten im Thal wirr durcheinander, aber alsbald verschwand die phantastische Unordnung, jedes Fenster (denn sie hatten keine Laden) bekam sein Licht, und Langenschwalbach ward wieder sichtbar; jedes Haus, jedes Stockwerk zeichnete sich in der regelmäßigen, sehr gefälligen Beleuchtung deutlich ab, und während ich so im tiefen Dunkel saß und die heitere, funkelnde Scene vor mir betrachtete, wurde mir recht klar, daß unter allen herrlichen Kontrasten in der Natur keiner lebendiger ist, als der plözliche Wechsel zwischen Dunkel und Licht. Wie tödtlich müßte uns ewiger Sonnenschein ermüden, wie trübselig wäre es, in schwarzer Finsterniß durch das Leben zu tappen, welchen Reiz ertheilt aber das eine dem andern! Wie herrlich war das Dunkel auf den Höhen über dem Dorfe nach einem heißen, sonnigten Tage, und wie lieblich wiederum das Flimmern, wenn auch nur von Talglichtern, wenn sie so auf einmal aus der schwarzen Nacht erstanden. Aus diesen zwei Bestandtheilen webt die Natur all ihre Bilder; und wie alle Töne Paganinis von ein paar Saiten aus Katzendarm kommen, so entstehen alle die Wechselscenen, die unserm Auge wohl thun, aus dem verschiedenen Mischungsverhältnisse von Schatten und Licht; und so macht ja auch in der moralischen Welt das Chiaro-oscuro, Licht und Schatten, allein das Glück unseres Lebens aus. Was wäre Glückseligkeit, gäbe es kein Ungemach? was wäre Gesundheit, gäbe es keine Krankheit? was wäre das Lächeln eines guten Gewissens, gäbe es nicht die Qualen der unter der Schuld sich krümmenden Reue? Doch ich will den Leser nicht länger mit den Betrachtungen behelligen, mit denen ich aus dem Waizenfelde auf die Lichter von Langenschwalbach hinunterschaute. Gut oder schlecht, genug, sie behagten mir, und nachdem ich im Dunkel verweilt, bis es weit kühler wurde, als eigentlich angenehm war, wanderte ich nach meinem Gasthofe, ging in mein Schlafzimmer, und als mein Kopf den rechten Fleck auf seinem Kissen gefunden hatte, löschte ich das Licht aus und sprach

bei mir: Aus ist's mit einem der Langenschwalbacher Talgsterne! — Sic transit gloria mundi!

So lag ich, des Schlafes gewärtig, und da das Fenster am Fuß des Bettes keinen Laden hatte, betrachtete ich die wunderlichen Gestalten der großen, spitzwinklichten Schieferdächer, die im Lichte des gerade über ihnen hängenden Vollmondes schimmerten. Eine köstliche Scene voll Heiterkeit und Stille: hin und wieder vernahm ich leise ferne Fußtritte, sie kamen näher, erschollen hart unter dem Fenster, entfernten sich wieder, immer leiser werdend, bis es endlich wieder ganz stille ward. Zuweilen zog eine Wolke über den Mond und hüllte die Dächer in Finsterniß, und dann tauchten sie mit einemmale wieder heraus im Silberschein und glänzender als je. Halb beschäftigt mit diesen Bildern, halb schlummernd, lag ich da, als ich plötzlich, und wie mir's vorkam, ganz nahe bei mir den lauten Schrei einer weiblichen Stimme hörte, der mich ordentlich durchzuckte. Ich horchte, der Schrei ward wiederholt; hastig sprang ich aus dem Bette, riß die Thüre auf und vernahm ihn nochmals; er kam aus einem Zimmer am andern Ende des Ganges. Der Laut klang so durchdringend, daß mein erster Gedanke war: es brennt im Zimmer der Dame!

Das Angstgeschrei eines Weibes hat etwas Erschütterndes, das auf das zweibeinige, federlose Geschöpf, Mann genannt, unwiderstehlich wirkt; und indem er zur Hülfe eilt, erfüllt er keine Pflicht, übt keine Tugend, sondern gehorcht einzig und allein einem instinktmäßigen Triebe, mit dem er von der gütigen Vorsicht begabt wurde, nicht um seinetwillen, sondern zur Sicherheit und zum Schutz eines schwächern und bessern Geschlechts. So mächtig nun dieses Gefühl „chez nous" wirkt, so hat doch die Natur gemeine Kleidungsstücke, als: Röcke, schwarzfaçonirte seidene Westen, rostfarbene kurze Beinkleider, Schuhe, blaue wollene Strümpfe und dergleichen nicht damit begabt, und so blieben denn, während ich dem unwiderstehlichen geheimen Trieb meiner Natur gehorchte und den Gang hinunter stürmte, diese niederträchtigen, unritterlichen Gewänder kaltblütig auf der Stuhllehne hängen; kurz, ich folgte dem Gesetze meiner Natur, sie dem der ihrigen.

Nach einiger Anstrengung gelang es mir, die Thür aufzusprengen, als eben der Schrei zum fünftenmale sich hören ließ. Ich sprang hinein, und da saß aufrecht in ihrem Bette, die Arme angstvoll mir entgegenstreckend, den Ausdruck der Todesangst im Gesicht, eine junge Dame, nichts weniger als unhübsch und, so gut ich in der Geschwindigkeit schätzen konnte, etwa ein-und-zwanzig Jahre alt. Fast unter Zuckungen fing sie auf deutsch eine lange, unzusammenhängende Geschichte an; ich that mit Gelassenheit und natürlicher Würde, was ich konnte, sie zu beruhigen; aber die Thränen stürzten ihr in die Augen, krampfhaft fuhr sie mit den Händen unter die Bettdecke, krazte ihre Füße und schrie wieder laut auf; und ich gestehe, ich konnte durchaus nicht errathen, was in des Himmels und der Tugend Namen die junge Dame haben möchte. Endlich wurde mir, weil sie mehrere Male hintereinander: Ratten! Ratten! rief, auf einmal klar, daß das liebenswürdige Frauenzimmer Ratten im Bette habe, oder sich dies einbilde.

Der Hund Billy, auch wohl mancher nicht so famöse Liebhaber, *) würden sich unverzüglich durch einen herzhaften Angriff wichtig gemacht haben; aber Ratten sind ein Ungeziefer, dessen Jagd oder Vertilgung meine Sache nicht ist. Nun erschien auch die Tante der jungen Dame, eine ältliche Person, im Nachtkleide, gelb und bleich, als wäre sie eben aus ihrem Grabe erstanden; ihr über die Schulter schaute die blühende Tochter der Wirthin, im Bettgewand, und Leonhard, der Sohn vom Haus, cum multis aliis. Was sie Alle von dem Auftritt dachten, was sie von meiner seltsamen, magern, schmucklosen Figur, was sie von dem Geschrei der Nichte dachten, was sie gedacht haben würden, hätte ich mich herbei gelassen, ihnen zu sagen, ich sey nur an ihr Bett gekommen, um Ratten zu fangen — das zu errathen, bin ich außer Stande; soviel weiß ich aber, daß ich mich nicht im Geringsten darum bekümmerte, was sie dachten. Da ich sah, daß meine Gegenwart nicht vonnöthen war, überließ ich es gravitätisch der armen Dulderin, ihre Geschichte zu erzählen. „Ratten! Ratten!!" war ihr Thema, und lange wohl, bevor ihre Angst vorbei war, lag ich sanft dem Schlaf in den Armen.

*) Der Doppelsinn des englischen Worts puppy, das einen jungen Hund und einen Laffen, Gecken bedeutet, ist schwerlich anders auszudrücken.

Lenore.

(Fortsetzung.)

Lenorens Brief enthielt das Geständniß ihrer Verirrung in einer ergreifenden Selbstanklage und am Schlusse die Bitte, in dem kurzen Zeitraum, welchen zu leben ihr noch vergönnt seyn würde, niemals mit ihr von ihrem Unglück zu sprechen. „Aber es thut," hieß es darin, „dem gequälten Herzen unaussprechlich wohl, die Last, unter der es bricht, noch einmal auf Augenblicke von sich abzuwälzen und eine offene Beichte seiner Schuld und seiner Strafe an das treue Vaterherz zu legen, und so den Schatten des tiefgekränkten Freundes zu versöhnen, der mich jezt zu sich hinunter in das Grab ruft."

„Ferwills glänzende Erscheinung," so lautete ferner Lenorens Geständniß, „übte vom ersten Augenblick an einen unwiderstehlichen Zauber über mich. Nie hatte ich einen vollkommenern Mann erblickt, nie Seinesgleichen an Körperschönheit, Geistesbildung, Feinheit und Anmuth des Betragens. Was aber mehr noch als das Alles mein Herz bestach, war seine glühende Begeisterung für die große Sache, welche uns damals ausschließlich beschäftigte und der Gegenstand unsers höchsten Strebens war. Wie edel, dachte ich, wie hochherzig muß der Mann seyn, der von einer großen Idee in dem Maaße erwärmt werden kann, um den Aufenthalt in einem fernen, sichern Lande sammt allen Genüssen des Reichthums und geselligen Lebens aufzugeben, um für jene in den Kampf zu ziehen, und Jugend, Leben und Gesundheit auf das Spiel zu setzen. — Nichts hätte ihn höher stellen können in meinen Augen, und in dem Moment, wo ich seine Blicke von Enthusiasmus für Deutschlands Befreiung glänzen sah, erschien er mir als der vollkommenste der Sterblichen. Ich hatte von da an nur für ihn Augen, Seele, Gedanken, horchte nur seinen Worten, die, auch wo es das Gewöhnlichste betraf, stets neu, anziehend, eigenthümlich für mich waren. Ich suchte auch nicht der Macht eines solchen Eindrucks zu widerstreben. Es war mir vielmehr süß, den vollen Werth einer so ausgezeichneten Erscheinung zu erkennen, zu empfinden, in mich aufzunehmen. Erst als Ferwill auf die zarteste, leiseste Weise mich merken ließ, auch ich habe einen tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht, begann ich gegen mein Gefühl zu kämpfen, indem es mir schien, als dürfe ich einen Mann von so hohem Werth nicht zu mir hinabziehen, ihn an mein unbedeutendes Daseyn fesseln wollen. — Da geschah es, daß um die nämliche Zeit Rudolfs dringende Bitten mich um das Versprechen bestürmten, nach beendetem Kriege die Seine zu werden — und ich gab es! Doch darf ich noch heute, und bald in meiner Todesstunde mir das Zeugniß geben, ihn damals nicht betrogen zu haben."

„Ich habe Rudolf nie geliebt. Was ich für ihn fühlte, war geschwisterliche Zuneigung, in unserer eigenthümlichen Stellung zu einander begründet, Freundschaft und ein uneingeschränktes Vertrauen. Ich kannte ihn genau und wußte, er würde an meiner Seite glücklich seyn, selbst wenn ich keine andere als jene Empfindungen für ihn hegte; ich aber konnte mir ein würdiges und zufriedenes Leben als Rudolfs Gattin denken, wenn auch im tiefsten Grunde meiner Seele ein unvergeßliches Bild als ein schönes, aber unerreichbares Ideal fortlebte und mit mir durch das Daseyn ging. Auch bat mich Rudolf nur um jene Zusage, von welcher sein Glück, seine Ruhe abhänge. Ich gab sie, und glaubte in ihr mir eine Schutzwehr gegen meine eigene Schwäche zu bereiten, und vielleicht wäre dies auch der Fall gewesen, hätte Rudolf, wie ich es wünschte, unser Verhältniß im Familienkreise ausgesprochen. Er verweigerte dies aus Vernunftgründen — ach! und ich glaubte ihn nicht mit dem Geständniß kränken zu dürfen, warum ich es wünschte."

„Schon der folgende Tag trennte mich von ihm. Ferwill blieb, und bald gestand er mir unter den glühendsten Betheuerungen, daß diese Zögerung sein Werk gewesen und von ihm veranstaltet worden sey, um ein paar Tage länger in meiner Nähe weilen und die höchsten, theuersten Wünsche seiner Brust mir noch eröffnen zu können. Wohl erwähnte ich jezt meines Rudolf gegebenen Worts. Aber es ward ihm leicht (und welche Macht der Rede stand ihm zu Gebote!), mich zu überzeugen, Rudolf habe sich selbst über seine Gefühle getäuscht, und für Liebe gehalten, was nur Gewohnheit eines zwanglosen geschwisterlichen Umgangs gewesen. Die Zeit, im Bunde mit dem Wechsel der Erscheinungen in der ihm noch ganz neuen Welt, werde ihn bald genug eines Andern belehren und die leichte Regung verwischen. Und freilich, wenn ich Rudolfs stille, sanfte Neigung, seine einfach herzliche Sprache mit Ferwills glühender Leidenschaft, mit der Beredtsamkeit verglich, die bald in vergötternden Worten ihren Gegenstand zum Ideal erhob, bald in den höchsten und heiligsten Betheuerungen sich ihm zu eigen schwur — ach! dann mußte ich mir wohl selbst gestehen, daß Rudolf die Liebe nicht gekannt. Ferwill gelobte sich mir durch Ring und Wort. Er versprach, sich schriftlich oder mündlich mit Rudolf zu verständigen. Er schwur mir tausendmal, nur die vollste Gewißheit, mich sein zu nennen, könne ihn bei der bevorstehenden Trennung beruhigen, und ich, ich glaubte, vertraute, opferte mein besseres Selbst, und — ward betrogen."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mittenwalde an der Isar. Ende Mai's.

Die Passion im Gebirge.

Wir sind stets so bereitwillig, die Fremde auszubeuten, um deutsche Leser mit den Schilderungen ihrer Sitten und Feste, ihrer Charakteristik und Lebensweise zu unterhalten, während wir unserm eigenen Vaterlande in dieser Hinsicht noch viel zu wenig Aufmerksamkeit und Ehre erwiesen haben. Süddeutschland ist ganz besonders stiefväterlich behandelt worden, während ein Winzerfest an der Elbe Beschreiber, und so sauer dies auch werden mußte, selbst Lober gefunden. Wer gab uns denn eine Schilderung des Stockacher Narrenfestes, wie es noch vor ungefähr zwanzig Jahren gefeiert

wurde, als Herr Philipp Moll wohlehrsamer Narrenvater war und seine Diplome, vom Narrenschreiber und Narrenbüttel unterschrieben, ordentlichen, wie Freinarren ertheilte? Hat diese gar ergözliche Innung aufgehört, oder wirkt sie noch im Stillen fort zur eigenen Erheiterung? Spricht man nicht von der Gesellschaft des Frohsinns in München und ihren Vorstellungen Hedwigs der Banditenbraut und anderer monströsen Stücke, die weder den Frohsinn beleben können, noch irgend eine andere Bedeutung haben? von allen Konzerten hier und dort, von dem Treiben der großen und kleinen Theater, von unbedeutenden Bällen u. s. w.? Wer aber sprach von jenen seltsamen, nur alle sieben oder zehn Jahre wiederkehrenden, mit großem Aufwande von Geld, Mühe, Fleiß und Eifer von schlichten Landleuten im Gebirge aufgeführten Mysterien, die unter Gottes freiem Himmel vor einer imposanten Versammlung, die von fern und nah herbeiströmt, Morgens ihren Anfang nehmen und am Abend enden? Ich will es versuchen, hier einen flüchtigen Umriß dieser Feierlichkeit zu geben.

Der Schauplaz ist in dem Markte Mittenwalde, hart an der Grenze von Bayern, wo unfern die Isar aus den Felsenklüften der Scharnitz hervorbraust. Die Gegend ist mehr rauh als wild zu nennen und hat, die hohe Karwendelspitze abgerechnet, wenig Malerisches. Drei Viertel des Jahres haben die Leute hier Winter, und selbst jezt im Mai sind die Morgen und Abende sehr nahe mit diesem verwandt. Die Einwohner sind nicht unbemittelt, sie haben Viehzucht und treiben seit langen Jahren einen weitverbreiteten Handel mit musikalischen Instrumenten, der nur in lezterer Zeit durch sächsische Konkurrenz etwas gedrückt wurde. Durch diesen Handel ist die Musik in diesem rauhen, unfreundlichen Thale recht heimisch geworden, und es gibt kein Haus hier, wo sie nicht geübt wird. Hievon sollte ich gleich am Abend meiner Ankunft die Ueberzeugung erhalten, wo eine recht stattliche Bande mit Blechinstrumenten musicirend durch den Markt zog, um das morgende Fest zu verkünden. In der Post, wo ich abgestiegen war, befanden sich außer wenigen Fremden nur einige Beamte, die sich über das Ganze mokirten, wahrscheinlich, um hiedurch einen höhern Grad von Bildung zu beurkunden. Diese Bemerkung hatte ich oft schon zu machen Gelegenheit. In keinem Orte ist man kritischer gestimmt und nimmt gutwillig dargebotene Genüsse mit stärkerm Nasenrümpfen hin, als wo Umstände und Verhältnisse sie nur mit großen Schwierigkeiten erringen lassen. Wo man kein Ballet hat, fallen die besten Tänzer durch; in kleinen Provinzstädten haben gute Schauspieler oft Mühe, zu gefallen, und in Mittenwalde, dem nur alle zehn Jahre ein Theatervorhang aufgezogen wird, wo vom Bürgermeister bis zum Taglöhner Alles Hand anlegt, um das große Werk zu fördern, rümpfen kleine Beamte vornehm die Nase und sizen lieber in der verlassenen Schenke, schwazend beim Bierkruge, ehe sie sich, gleich den tausend unbefangenen Zuschauern, rühren und erschüttern lassen wollen.

Ich war des Geschwäzes und des Tabaksqualms im engen Zimmer bald müde und ging hinaus, um mir den Schauplaz zu betrachten. Der Mond schien in's Thal und der Himmel war in ein kaltes Blaßblau gehüllt. Aus den nächtig schwarzen Föhrenwäldern erhoben sich die scharfgekanteten, beschneiten Spizen des Karwendels. Ein großer Bezirk, mit neuen Planken umzäunt, verrieth mir bald den Ort, wo das Schauspiel statt haben sollte. Von einer Erhöhung, wo ich stand, überschaute ich das Ganze. Ich wünschte wohl hier eine Zeichnung davon beilegen zu können, denn die ich mit der Feder zu entwerfen versuche, wird schwerlich einen Begriff davon zu geben im Stande seyn. Ich sah in die Arena, mit Bänken gefüllt, um die Zuschauer zu fassen. Im Hintergrunde war das Theater erbaut, vor dem sich das weite Proscenium erstreckte, mit gemalten Thürmen und Portiken von seltsamer Architektur umgrenzt, woraus der Chor zu treten hatte, und mit zwei Häusern besezt, vor denen Balkone befindlich waren, wo andern Tages Caiphas und Pilatus ihre Rollen spielen sollten. Zwischen diesen Häusern lag die eigentliche Bühne, gehörig tief, breit und hoch, mit Koulissen und Soffiten versehen, die man alle betrachten konnte, da der Vorhang aufgezogen war, um verschiedenen Arbeitern, die so spät noch dort schalteten und walteten, Raum und Licht zu gönnen. Ueber dieser Bühne war ein recht gut gemaltes allegorisches Bild, ein Halbrund, von Emblemen aller Art umgeben, angebracht, und darüber erhob sich ein Pic, kahl und grau, hin und wieder mit langen Schneerecken angethan, die im Monde glizerten und flunkerten, 5 bis 6000 Fuß hoch in die Lüfte. Ich glaube nicht, daß irgend ein Schauspielhaus in der Welt einen imposantern Anblick zu bieten im Stande seyn wird. Ich stand lange da, staunte und zeichnete, so kalt es auch geworden war, mit steifen Fingern und konnte des Anblicks nicht satt werden. Was ich im Wirthshause gehört hatte, war nicht wohl im Stande, mir von der Kunst der Leute eine gute Meinung zu geben. Ich war auf eine plumpe Dummheit gefaßt gewesen; das Theater, wie es nun aber vor mir stand, schien damit im Widerspruche zu seyn; ich wußte nicht, was ich erwarten sollte. — Die Arbeiter verließen jezt das Theater, wo sie ruhig hantiert hatten; hinter ihnen ging ein langer, bleicher Mann, der mich freundlich grüßte. Ich gesellte mich zu ihm, um über Einiges Erkundigung einzuziehen. Es war einer der Unternehmer, Herr Martin Strodel, der das Ganze leitete und dessen Personal aus ungefähr 150 Personen bestand; lauter Einwohner des Marktes und der nächsten Umgebung und das lange Decennium hindurch, von einer Vorstellung zur andern, der Kunst des Mimen und des Gesanges gänzlich fremd. Seit vielen Jahren war die Passion in Mittenwalde nicht mehr aufgeführt worden, als vor sieben Jahren einige Männer des Ortes den König auf seiner Reise nach Italien angingen, ihnen von Neuem die Erlaubniß hiezu zu ertheilen. Sie wurde für dieses eine Mal gegeben; aber die bedeutenden Kosten, welche weit über 5000 Gulden betragen haben, konnten nicht hereingebracht werden, und deßhalb erhielten die Bewohner des Ortes abermals die königliche Erlaubniß zur Aufführung in diesem Jahre, um ihre Kosten zu decken. Die Einrichtung der Scene, einige nothwendige Verbesserungen an den Kostümen und dergleichen erforderten jedoch einen abermaligen Kostenaufwand von 1000 Gulden, und da der Rückstand, worin die Unternehmer gerathen sind, dadurch so bedeutend vermehrt worden, so besorgt man, ihn auch in diesem Jahre nicht decken zu können, und nährt daher die Hoffnung, die Erlaubniß auch für die Folge zu erhalten. Und in der That ist nicht einzusehen, warum diese Hoffnung fehlschlagen sollte. Will man von Entweihung des Heiligsten sprechen? Darsteller und Zuschauer sind durchdrungen von heiligem Eifer und von Rührung, und glauben durch diese Spiele sehr verdienstliche, hochanzurechnende Handlungen zu begehen. Ist dieser fromme Wahn etwa schädlicher, als so mancher andere?

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 147.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. Juni 1834.

— Tibi maturos largimur honores,
Jurandasque tuum per nomen ponimus aras,
Nil oriturum alias, nil ortum tale fatentes.
Horat.

Aufforderung.

Schillers Denkmal.

Der unterzeichnete Ausschuß des hier bestehenden Schiller-Vereins, dessen Zweck die Errichtung eines Denkmals für unsern großen Dichter Schiller ist, erlaubt sich folgende Erklärung an das deutsche Publikum zu richten.

Eine kolossale sitzende Statue des Dichters, der Kopf nach der herrlichen Büste von unserm hochberühmten, jezt auf seinen Lorbeeren ruhenden Veteranen Dannecker, scheint uns dem Zwecke am angemessensten, und wir haben die Freude, verkündigen zu können, daß der Coriphäus der gegenwärtigen noch thätigen plastischen Künstler, Thorwaldsen in Rom, es mit der ehrenwerthesten Bereitwilligkeit übernommen hat, die Skizze dazu zu fertigen und die Ausführung des Modells zu beaufsichtigen, als einen Tribut, den er dem großen germanischen, ja europäischen Dichter zu zollen sich gedrungen fühlt. — Ob nun diese, unter solchen Auspicien sich bereitende Ausführung in Erz oder Stein, oder auch nur überhaupt in dieser großartigen, Deutschland ehrenden Weise wird stattfinden können, das hängt gänzlich von der weiteren Theilnahme ab, die sich thätig für den großen Zweck des gemeinsamen deutschen Vaterlandes beurkunden wird, und wozu wir achtungsvoll alle Deutsche, wo sie auch und weß Standes sie seyn mögen, besonders aber auch die Bühnen Deutschlands, auf's Dringendste

auffordern, wobei wir zugleich die treueste Verwendung der eingehenden Gelder und die genaueste öffentliche Nachweisung dieser Verwendung wiederholt feierlichst zusichern. Der so erfreuliche Beweis der hohen Achtung, welche ein den Deutschen und der Dichtkunst nur verwandter Künstler dem Andenken des deutschen Dichters so öffentlich darlegt, erweckte in uns den Gedanken, daß eine solche großartige Huldigung dem Unsterblichen wohl vor allem von Deutschlands lebenden Schriftstellern und Künstlern, und dann insbesondere von den Frauen, deren Sänger Schiller war, gebühre, und daß es diesen allen gewiß höchst erwünscht seyn würde, dazu eine einfache Veranlassung zu finden, und daher wagen wir voll Vertrauen folgende

I. Aufforderung
an Deutschlands Schriftsteller und Künstler.

Um den pekuniären Zweck auf eine für die Theilnehmer wie für den großen Dichter selbst, dem das Denkmal gewidmet werden soll, möglichst ehrenvolle und zugleich der Mit- und Nachwelt interessante Weise zu erreichen, beabsichtigen wir, ein

SCHILLERS ALBUM

zu eröffnen, und bitten Alle Schriftsteller und Künstler, die den unsterblichen Todten ehren, sich in dasselbe einzuschreiben, als ob dieses Zeichen der Freundschaft dem noch Lebenden gälte.

Jeder der Herren Einsender wird ersucht, in Form eines Stammbuchblattes einen kurzen, wo möglich im Druck eine halbe Oktavseite nicht überschreitenden eigenen Spruch oder Gedanken in gebundener oder ungebundener Rede, mit Beifügung seines vollständigen Namens, seines Geburtsjahrs und Tages, seines Geburts- und dermaligen Wohnorts und seines Standes, deutlich geschrieben „an die J. G. Cotta'sche oder J. B. Metzler'sche Buchhandlung in Stuttgart zu Handen des Komité für das Schiller-Denkmal" mit Buchhändlergelegenheit portofrei einzuschicken, und zwar bis zum 1ten Januar 1835 als lezten Termin. Durch jede solide Buchhandlung können die Zusendungen und Bestellungen stattfinden.

Die Originale dieser Handschriften werden wohlverwahrt in den Grundstein des Denkmals gelegt.

Jeder der HH. Einsender verpflichtet sich stillschweigend durch die Mittheilung seines Blatts, später ein gedrucktes Exemplar des Albums gegen 3 Gulden rhein. an sich zu nehmen.

Das Album wird in groß Octav schön gedruckt und mit vier-und-zwanzig Bogen geschlossen. Sollten Supplemente erfordert werden, so wird darüber erst später eine Entscheidung zu treffen seyn.

II. Aufforderung
an die deutschen Frauen.

Mit ehrerbietigem Vertrauen wagen wir es, die Mitwirkung der edlen gebildeten deutschen Frauen bei Ausführung des Denkmals deutscher Verehrung und Liebe für den Dichter besonders in Anspruch zu nehmen, der von ihnen sang:

In der Grazie züchtigem Schleier —
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand —

und von dem wohl mit vollem Rechte sich behaupten läßt, daß er vor allen deutschen Dichtern auf die Bildung der deutschen Frauen den vorzüglichsten Einfluß gehabt und unter ihnen die wärmsten Verehrer

zählt. — Was in dem Kreise männlicher Wirksamkeit gethan werden konnte, ist gethan; wir würden uns aber eines Vergehens schuldig zu machen glauben, wenn wir nicht den edlen deutschen Frauen einen Weg eröffneten, ihre Theilnahme an einem in sich so bedeutungsvollen Nationalunternehmen öffentlich und thätig zu beurkunden. — Aus diesem Grunde erlauben wir uns, ihnen einen Plan an's Herz zu legen, dessen Ausführung ganz in ihren Händen liegt.

Wir wünschen, daß in den Städten Deutschlands edle, gebildete Frauen von allen Ständen es übernehmen möchten, im Kreise ihrer Bekannten die Einsammlung von Beiträgen für das bei Stuttgart dem unsterblichen Schiller zu errichtende Denkmal zu veranstalten. — Damit aber die Mitwirkung dazu sich so weit als immer möglich verbreite, so daß recht viele Deutsche daran Theil nehmen können, so wünschen wir, daß der Beitrag des Einzelnen nicht höher bestimmt werde bei diesen Einsammlungen, und auch nicht höher angenommen werde, als zu 24 Kreuzern rhein. oder 6 Groschen Preußisch-Courant. — So kann zugleich der Beweis geführt werden, was ohne Beschwerde des Einzelnen durch ein allgemeines Zusammenwirken geleistet werden kann.

Die Art der Einsammlung überlassen wir gänzlich dem Ermessen der edlen Frauen, und bitten, die etwa durch die Aussendung von Namensverzeichnissen und ähnliches verursachten Kosten von dem Betrage abzuziehen. — Einer besondern vorläufigen Anzeige ihrer Bereitwilligkeit bedarf es nicht von ihrer Seite, um jede Mühewaltung und auch das Porto zu ersparen.

Wir wünschen aber, daß diese Einsammlungen mit dem 1sten Januar 1835 geschlossen und uns dann gütigst die kurze Anzeige gemacht werde, was eingegangen ist, da wir dann anzuweisen die Ehre haben werden, wie ohne weitere Beschwerde der edlen Frauen die Gelder uns zukommen können. — Wir werden den Empfang bescheinigen und in öffentlichen Blättern den Betrag mit Nennung des geehrten Namens der Theilnehmenden bekannt machen, damit eine Jede sich von dem richtigen Eingange ihrer Sammlung überzeugen kann.

Die Anzeigen der Sammlungen werden gleichfalls wohlverwahrt in den Grundstein des Denkmals gelegt und von der zweckmäßigen Verwendung der Gelder wird seiner Zeit öffentlich Rechnung gestellt werden.

Alle löbl. Redaktionen werden ersucht, Gegenwärtiges in ihre Blätter aufzunehmen.

Der Ausschuß des Schiller-Vereins:

Heinrich Erhard, Inhaber der Metzler'schen Buchhandlung.
Grüneisen, Hofkaplan.
Dr. H. Hauff.
Dr. Wolfgang Menzel.
Dr. Reinbeck, Hofrath und Professor.
Dr. Schott.
Gustav Schwab, Professor.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Süddeutschland, Juni.

Schiller auf der italienischen Bühne. Aus der Schreibtafel eines Reisenden.

... In Bologna, in jener sehr düstern Stadt, wo der italienische Patriotismus in den dunkeln Säulenhallen einverwandelt, auf Rache sinnend, wo der Haß gegen alles, was deutsch heißt, ungeheuer und unauslöschlich, an einem jener italienischen Sommernachmittage, wo die Hitze selbst im Schatten noch erdrückend ist, im Teatro diurno, in einem Tagstheater, wo das Tageslicht beständig an der Illusion zehrt und sie zu vernichten droht, wurde Schillers Maria Stuart gegeben. Die berühmte Pelzet spielte Maria; die übrigen Schauspieler waren alle theils höchst mittelmäßig, theils sehr schlecht, die Bretter schmuzig schwarz, die Dekorationen verwittert, die Kostüme erbärmlich, die Schminkung widerlich, die Uebersetzung des Trauerspiels in leidiger Prosa. Allein das Volk vergaß bald all dies und horchte und schaute. Leute, unter denen Wenige lesen und schreiben gelernt, Handwerker und Taglöhner mit Weibern und Mädchen ihres Standes, und Fakini, die Fakini von Bologna, jene

stämmigen, furchtbaren Brüder der Lazaroni, mit Weibern ihres Schlages füllten das Parterre und die im Halbkreise aufsteigenden Stufen; auf den Galerien rechts und links saßen Damen und Herren; aber Alle horchten und schauten gleich aufmerksam. Wagen rasselten draußen vorüber, der Rauch aus einem nahen Töpferofen wurde vom Sirokko über die Zuschauer in Wolken gewirbelt, es läuteten die Glocken der nahen Klöster; aber man horchte, man horchte in lauschender Stellung, man hing mit den Blicken an der Bühne, man vergaß den rinnenden Schweiß auf der Stirne, vergaß die Orange in der Hand, und die Knaben mit Limonade und Dolci vergaßen Dolci und Limonade. Welch ein Entzücken, welch ein Leben, welche Begeisterung! Fuori l'autore! erscholl es auf einmal wie mit Einer Stimme, fuori! heulte endlich die Menge wie wüthend. Da erschien ein junger Mann, der Poeta der Schauspielergesellschaft, in dem Hintergrunde der Bühne und stand eine Weile wie betroffen ob der gewaltigen Brandung des Applauses; dann aber trat er vor, legte die Hand an's Herz und schickte sich an zu sprechen; man schwieg, und er sprach: „Nicht mir gebührt der Zoll dieses Beifalls. Der Verfasser des Werkes, welches ich nur unvollkommen zu übersetzen vermochte, ist Schiller, der größte Dichter Deutschlands.“ Da hätte man das Volk sehen sollen! wie vom Donner ward es gerührt, wie ein Schauer durchlief es. Tedesco! zischten höhnisch grimmig alle Lippen, und ein dumpfes Gemurmel wurde laut und klang wie getäuschte Erwartung. Evviva Schiller, benchè tedesco! rief da eine Stimme, und evviva Schiller! evviva! stimmten Alle ein und jubelten und schrien, als wollten sie den Geist heraufbannen und ihn anbeten, den Geist des größten deutschen Dichters. — Schiller, der größte Dichter Deutschlands, so hörte ich alle Fremden ihn nennen und immer mit Begeisterung von ihm sprechen, und ich freute mich dessen unaussprechlich. Wie groß ist mein Erstaunen, da ich jezt, nach langer Abwesenheit in das Vaterland zurückgekehrt, von Deutschen hören muß, Schiller, weit entfernt, ein großer Mann zu seyn, sey ein untergeordneter Geist; der Schlange, die das Symbol seiner Unsterblichkeit bilden sollte, habe man den Kopf zertreten, noch ehe sie sich in den Schweif gebissen. Ich erstaune; da kommen Andere und sprechen Worte des Trostes und nennen Schiller den guten, den herzguten, lieben Schiller, den Vater aller gutgesinnten, wohlmeinenden Leute, und scheinen ihn vorstellen zu wollen, wie Rauch Goethe'n vorgestellt hat; und wie hat Rauch diesen vorgestellt? im langen Schlafrock, die Hände auf dem Rücken gefaltet, ohne ihm jedoch die Schlafmütze aufzusetzen, die dazu gehört. Schiller, dessen Verse im Munde seines Volkes in jeder Situation des Lebens widerhallen, der mit der Kunst nie ein muthwilliges Spiel trieb, ihn schimpfen sie ideal, subjektiv, aller Objektivität entbehrend. Und wer nennt ihn so? Stubensizer, die nie die Welt gekannt, oder gewisse Leute, die zwar in die Welt gekommen, die aber vor lauter Subjektivität und Egoismus, vor lauter Ich von der Welt, wie sie ist, nichts sahen, wie man oft vor dem hohen und dichten Nadelholz den schönen Laubwald nicht sieht, den es umschließt. Um Unwahrscheinlichkeiten zu finden, steigt nicht zu Schiller hinauf, bleibt unten unter denen, die sein Fußgestell umstehen, und bringt ihr es einmal dahin, daß ihr groß genug seyd, so raunt ihm euer jeziges Geschwäze wie einem Beichtiger in's Ohr, mit dem mea culpa auf der Brust, und er wird lächeln und euch vergeben, und euch nicht einmal verdammen, das zu lesen, was jezt Alles, dem guten Geschmacke und dem richtigen Gefühle und Verstande zum Troz, von euch bewundert wird.

Mittenwalde an der Isar, Ende Mai's.

(Fortsezung.)

Die Passion im Gebirge.

Ist man gesonnen, das Ganze in ästhetischer Hinsicht zu verdammen? Nie wird ein Schauspiel eine erhabenere Wirkung auf die Zuschauer hervorbringen, nie mit mehr Anstand und Rücksicht aufgeführt werden. Die Leute haben ein angebornes Regisseurtalent, und diese Gebirgsbewohner wissen Scenen zu arrangiren und zu Stande zu bringen, die viele Hoftheaterregisseurs in Verlegenheit sezen würden und bei der unzweckmäßigen Einrichtung unserer Bühnen, die zwar schon oft gerügt, jedoch noch nie abgeändert werden, gewiß Lächerlichkeiten darbieten müßten. Der Pfarrherr verwaltet das Amt des dramaturgischen Censors, und dem zu Mittenwalde kann ich das Zeugniß geben, daß er dies mit großer Umsicht gethan, und während der Vorstellung selbst machte er sehr praktische Bemerkungen in dieser Hinsicht, die er dann auch sogleich dem Unternehmer und Regisseur zu Nuz und Frommen des Ganzen für die Folge mitzutheilen eilte.

Der Tag des Festes wurde mit türkischer Musik begrüßt, die durch den Markt zog, hierauf wurde der Frühgottesdienst gehalten und unmittelbar hernach begab man sich in das Theater. Ja, das Theater in Mittenwalde beginnt gleich der großen Oper in Paris um halb acht Uhr; doch diese am Abend, jenes am Morgen. Es waren vier Pläze eingerichtet. Der erste, dicht hinter dem Orchester, wurde nach Belieben bezahlt, der nächstfolgende kostete 48 kr., der dritte 24 und der lezte 12 kr. Auf allen hatten sich ziemlich viele Zuschauer eingefunden; auf dem ersten Honoratioren aus München und Innsbruck. Die übliche Souffleurklingel wurde hier durch Böllerschüsse ersezt; bei dem dritten Schuß begann das Schauspiel. Nach der Ouvertüre trat aus den Portalen zur Seite mit raschem Schritte der Chorus auf und stellte sich im Halbkreise hin. Dieser Chorus bestehl, nach dem Ausdruck der Leute, aus Schuzgeistern. Sie waren auf eine phantastische, jedoch heitere und keineswegs geschmacklose Weise gekleidet; einige in Rosa, Lila, Himmelblau, andere weiß und roth, oder rosa und schwarz, Alles reich mit Gold verbrämt. Ein paar trugen Helme mit Federn, Andere Diademe, noch Andere, Knaben und Mädchen, volle Kränze. Der Schnitt des Kostüms näherte sich dem römischen, dabei schien Alles nach alten Gemälden gebildet zu seyn; die Stoffe waren größtentheils Sammt und Seide, Flor, Spizen und dergleichen, und das Ganze war in München angefertigt worden. Nach einem kurzen Prologe wurde ein Chor gesungen, der die Handlung und das Eröffnungstableau einleitete, dann begann das Drama, von dem Einzuge in Jerusalem bis zur Himmelfahrt, unterbrochen und verwebt mit analogen bildlichen Darstellungen aus dem alten Testamente. Von den Darstellern selbst läßt sich im Allgemeinen behaupten, daß sie einen ganz richtigen Begriff von ihren Rollen hatten und es sehr gut verstanden, ihre Individualität zu verläugnen, und ihren Charakteren anzupassen. So war Caiphas bemüht, Gleisnerei, fanatischen Eifer, einschmeichelnde Ueberredung und Stolz durch ein heftiges Geberdenspiel, durch scharfe Betonung und in Gang und Haltung auszudrücken; ein Bestreben, das dem Manne, den ich in seiner gewöhnlichen Kleidung kennen zu lernen Gelegenheit hatte, sehr schwer geworden seyn mußte.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 148.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. Juni 1834.

> Der schwache Faden, der sich aus dem so breiten Gewebe des Wissens und der Wissenschaften durch alle Zeiten ununterbrochen fortzieht, wird durch Individuen durchgeführt.
>
> Goethe.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

Von

Dr. Nürnberger.

Es eröffnen sich seit unserm lezten Berichte (Nr. 96. u. ff. dieser Blätter) neuerdings so schöne Aussichten für die Naturwissenschaften, besonders für die Astronomie, daß wir eilen müssen, unsern Lesern Rechenschaft darüber abzulegen. Die Rede sey zunächst von dem großartigen Plane der Anlegung einer großen Reichssternwarte zu St. Petersburg, zu welcher vorläufig Eine Million Rubel bestimmt worden. Mit der Ausführung dieses merkwürdigen Unternehmens ist der berühmte Astronom Staatsrath Struve zu Dorpat beauftragt, und wir erfahren eben, daß er unumschränkte Vollmacht erhalten hat, und zu der Anschaffung von Instrumenten, welche durchaus nur vortrefflich seyn sollen, persönlich Reisen antreten wird. Diese Sternwarte soll auf einem dazu geeigneten, unfern der russischen Hauptstadt gelegenen Hügel errichtet werden, und aus drei Thürmen mit beweglichem Kuppeldache, um dem Laufe der Himmelskörper folgen zu können, bestehen, mit denen man durch Galerien die Wohnungen der Observatoren, Gehülfen u. s. w. zu vereinigen gedenkt; der mittelste und größte dieser Thürme soll vorzugsweis mit Allem ausgerüstet werden, was zur Förderung der Zwecke der beobachtenden Astronomie an Ausgezeichnetem in der Welt nur irgend aufzutreiben seyn wird. Etwas Aehnliches hat keine andere europäische Hauptstadt bis jezt aufzuweisen; und jener ferne Norden, den vor wenig mehr als hundert Jahren die starke Hand Peters des Großen erst der Barbarei entriß, geht jezt den viel früher gebildeten Nationen mit einem glänzenden Beispiel voran, auf welche Weise für die erhabenste aller Wissenschaften gesorgt werden muß.

Während kaiserliche Munificenz solchergestalt für astronomische Pracht sorgt und der Wissenschaft einen zukünftigen Gewinn verspricht, hat deutscher Fleiß auf demselben Gebiete schon wieder eine andere Palme gewonnen. Zwei, durch frühere Arbeiten in diesem Fache rühmlich bekannte Berliner Himmelsbeobachter, Beer und Mädler, haben nämlich so eben das erste Blatt einer großen lithographirten Mondkarte wirklich erscheinen lassen, die ein Viertel der uns zugekehrten Hälfte dieses Trabanten der Erde darstellt, welcher seine andere Hälfte bekanntlich immer von uns abkehrt und unsern Blicken neidisch entzieht. Das Ganze wird demnach in vier Blättern, die einander schnell folgen sollen, vollendet seyn, und kostet im Subscriptionspreise bei Schropp und Comp. in Berlin fünf Thaler Preußisch. In die Darstellung ist und wird nichts aufgenommen,

was die genannten beiden wackern Männern mit den besten Instrumenten nicht selbst beobachtet und gemessen haben, und dem Ganzen liegen 106 genau bestimmte, nach einer, vom Berliner Astronomen Encke ertheilten Anweisung berechnete Hauptpunkte zum Grunde. Diese schöne Karte erscheint uns so zeitgemäßer, als eine ähnliche Unternehmung des fleißigen Dresdner Astronomen Lohrmann, von der man sich, nach dem, was Referent bei dem Unternehmer selbst davon zu sehen Gelegenheit gehabt hat, Alles versprechen durfte, aus unbekannten Gründen nicht zur Vollendung gediehen ist. Auf der vorliegenden Section (der nordwestlichen) sind namentlich diejenigen Mondlandschaften enthalten, denen die früheren Mondbeobachter die Benennungen Mare Crisium und Serenitatis, Palus Somnii und Nebularum, Lacus Mortis und Somniorum beigelegt haben; Benennungen, bei deren Wahl nicht sowohl irgend ein objektiver Grund, als vielmehr die Phantasie der Beobachter vorgeherrscht hat, die jezt aber einmal allgemein angenommen sind und also beibehalten werden mußten. Aber eine Menge neuer Details nach der eigenen Beobachtung der Herausgeber der neuen Karte sind hinzu gekommen, und besonders findet sich die Anzahl der Rillen, welche die Mondfläche durchfurchen und kanalähnlich von einem Mondberge zum andern laufen, hier bedeutend vergrößert. In jedem Falle ist diese Mondkarte ein sehr dankenswerthes Unternehmen, und mancher Käufer wird durch Betrachtung dieses treuen Bildes des vergrößerten Mondantlitzes zur Selbstbeobachtung des merkwürdigen Gestirns veranlaßt werden.

Auch der Geschichte der Sternkunde ist in der neuesten Zeit ein bedeutender Gewinn geworden durch endliche Entzifferung einer Stelle des Zend-Avesta, dieser bekannten heiligen Bücher der Nachkommen der alten Perser, welche Stelle weder Anquetil du Perron, der französische, noch Kleuker, der deutsche Uebersetzer jener Schrift, noch Bailly, der gelehrte Geschichtschreiber der Astronomie, zu erklären gewußt hatten. Es geht nämlich aus dieser Stelle hervor, daß das astronomische, unter dem Namen des „Vorrückens der Nachtgleichen" bekannte Phänomen, welches, um es so kurz als möglich zu erklären, darin besteht, daß die Sonne in dem Augenblicke, wo sie gar keine Abweichung zeigt, von Jahr zu Jahr bei andern Fixsternen erscheint, schon über 1500 Jahre vor Christi Geburt in Indien bekannt gewesen ist, während man die Entdeckung desselben bis jezt dem griechischen Astronomen Hipparchus, welcher erst 125 vor Christus starb, zugeschrieben hat. Da nun aber diese kleine Ortveränderung der Nachtgleichenpunkte wider die Ordnung der Zeichen, daher sie auch vielmehr ein Zurückgehen, als ein „Vorrücken" heißen sollte, jährlich nur etwa 50 Sekunden beträgt, und also eine außerordentliche Genauigkeit der Beobachtung erfordert, so folgt hieraus, daß die Astronomie im grauesten Alterthume viel mehr ausgebildet gewesen ist, als unsere Geschichtbücher ergeben, und daß wir uns also von der wissenschaftlichen Kultur der ältesten Welt einen ganz andern Begriff als den bisherigen zu machen haben. Diese Betrachtung, auf so unleugbare Gründe gestüzt, gehört zu den wichtigsten und interessantesten, und führt in ein Dunkel der Vergangenheit, welches ich der Einbildungskraft der Leser durch diese merkwürdige Andeutung gern erschlossen habe.

Von diesen astronomischen Betrachtungen zu einer physikalischen übergehend, bemerken wir, daß der bekannte Kapitän Roß auf seiner lezten Polarreise eine für die Theorie des Erdmagnetismus entscheidende Beobachtung gemacht hat, welche wir einer so eben zu unserer Kenntniß kommenden Privatmittheilung entnehmen. Als sich Roß nämlich über dem nördlichen magnetischen Pole, d. h. über demjenigen, vom Nordpole selbst verschiedenen, aber seiner Lage nach veränderlichen und nicht genauer angegebenen Punkte *) befand, wo die Magnetnadel gar keine bestimmte Richtung mehr zeigt, sah er dieselbe zu seinem größten Erstaunen plötzlich dem Laufe der Sonne folgen. Nun hat die neuere Physik den wunderbaren Zusammenhang zwischen Magnetismus, Elektricität, Licht und Wärme im Allgemeinen zwar schon erkannt, allein diese direkte Erfahrung darüber ist gleichwohl höchst merkwürdig, indem sie an einem Orte angestellt werden konnte, wo die Nadel, wie gesagt, vom polarischen Richtungseinflusse frei war, und also ihre Abhängigkeit vom Licht ungestörter hervortrat. Es wird jezt darauf ankommen, das Gesetz der Zunahme dieser Abhängigkeit im Maaße der Annäherung an jenen magnetischen Pol zu bestimmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Eine frühere Angabe sezt denselben nicht zu fern von der Melvilleinsel unter 72 bis 73 Grad nördlicher Breite und 102 Grad westlicher Länge von Greenwich. M.

Lenore.

(Beschluß.)

„Kaum war Fermill entfernt, als ich aus meinem Taumel erwachte. Ich begann damit, mich selbst zu verabscheuen. Gibt es, fragte ich mich oft, einen Liebeszauber, wie uns die alten Mährchen erzählen, so ist er wohl an mir verübt worden; denn wahrlich, nur der Bezauberung konnte ich die Leidenschaft vergleichen, die mich so plötzlich und unwiderstehlich ergriffen und

fortgerissen hatte. Und als nun seine Briefe an mich gelangten — ich hatte einen Vermittlungspunkt für unsern Briefwechsel ausgemacht — ach! da sank ein Schleier nach dem andern vor meinen getäuschten Blicken! Wie schaal und kahl war ihr Inhalt, wie oberflächlich und unbedeutend! — Auf meine Klagen empfing ich ein erniedrigendes Bedauern, oder freche Aufmunterungen zum Frohsinn, zum Lebensgenusse, wie und in welcher Gestalt er sich mir auch darbiete, und kühle, bemitleidende, oberflächliche Tröstungen, oft mit der äußersten Flüchtigkeit auf das Papier geworfen, waren Alles, was von der frühern vergötternden Zärtlichkeit übrig geblieben. Rudolfs fortwährend häufige Briefe mußten mir die Ueberzeugung geben, daß Ferwill nicht daran gedacht, sich ihm zu eröffnen. Sie wurden für mich zu einer unaussprechlichen Qual. Diese einem treuen und frommen Herzen entströmenden Worte, voll der zärtlichsten Besorgniß für meine Gesundheit und Gemüthsruhe, diese Ergüsse des redlichsten Vertrauens, der freudigsten Hoffnung, wie zerrissen sie mein Herz! Tausendmal ergriff ich die Feder, ihm Alles zu entdecken, aber ich vermochte es nicht, und hoffte, der Tod werde mir die Schmach ersparen, ihm wieder unter die Augen zu treten; ich hoffte es, denn täglich fühlte ich mehr, wie meine Kräfte der Seelenfolter meines Zustandes erlagen. Ich schrieb längst nicht mehr weder an Ferwill noch an Rudolf, und sah in dumpfer Verzweiflung dem Augenblick entgegen, wo der Tod den fest verschlungenen Knoten lösen müsse; denn eine andere Lösung, fühlte ich wohl, sey unmöglich. Auch hatte ich nicht geirrt. Aber Rudolfs edles, reines Leben ward das Opfer, nicht mein verwirktes Daseyn, und — möge meine Ahnung mich täuschen und nicht sein Tod noch eine Schuld mehr auf mich laden... Ich fühlte bei der Nachricht davon, mit tiefer Selbstverachtung, daß ich nicht würdig sey, ihn zu beweinen."

„Von Ferwills Rückkunft hoffte, erwartete ich nichts. Ich hatte ihn verloren, da ich ihn als einen ganz Andern kennen gelernt, als den, den ich geliebt. Aber eine unendliche Angst trieb mich dennoch ihm entgegen, um im ersten Augenblick in seinen Zügen zu lesen, ob Rudolfs Tod sein Werk gewesen. Eine innere Stimme flüsterte mir das fortwährend zu, denn ich fühlte ja, wie sehr er, kam nun Alles zur Sprache, die Rache des Schwerbeleidigten hätte zu fürchten gehabt. Auch damit ist es ganz anders gekommen. Aber wenn die Nachricht von seiner schwarzen Treulosigkeit mir anscheinend den Tod gibt, so ist es, weil meine Kraft erschöpft war: die leichte Erschütterung, welche den Wanderer in den Abgrund hinabstürzt, an dessen schroffen Rande er lange matt und ziellos weiter klomm."

Als wir Lenoren zu Grabe getragen, nahm mich Bolt in sein Kabinet, und hier erfuhr ich erst aus Rudolfs Papieren, welch ein Grad von Schlechtigkeit in Ferwill mit dem gewinnendsten Aeußern gepaart gewesen, und wünschte Lenoren Glück, daß der Tod ihr die volle Kenntniß davon erspart hatte. Aber noch nicht volle zwei Monden waren verstrichen, da erfuhren wir, daß dieser Nichtswürdige, nachdem er auf den Namen seines Schwiegervaters bedeutende Summen erhoben, sich mit diesen und mit dem reichen Schmucke seiner jungen Gemahlin aus dem Staube gemacht. Man hat nie wieder von ihm gehört."

Vielleicht war es der Hang zum Vagabundenleben, verbunden mit der Furcht vor endlicher Entdeckung, was ihn auf's Neue in die weite Welt gejagt. Wir erfuhren späterhin, daß zu jener Zeit, als er zuerst unter uns erschien, die Behörden den Spuren eines äußerst schlauen Betrügers nachgeforscht, der Deutschland unter mehr als einer Maske durchzogen und unerhörte Fälschungen verübt hatte. Wohl mochte er geglaubt haben, kein sichereres Asyl finden zu können, als unter den Fahnen des Befreiungsheeres, wo er auch für den Augenblick jeder Nachforschung entzogen blieb.

Ein Bildchen.

In einer Kirche, nett gelegen
Am Wasser und beim Hügel grün,
Dort predigt ein Student verwegen
Und schreit mit äußerstem Bemüh'n.

Der Storch steht auf der Kirche oben
Auf Einem Bein im Gleichgewicht,
Und scheint den Redner nicht zu loben
Und macht ein spöttisches Gesicht.

Die Dohlen, die den Thurm umkreisen,
Sie prophezei'n ein Unglück schwer,
Bald wird es: halt, halt Bruder! heißen,
Und weiter weiß er nimmermehr.

Friedrich Richter.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mittenwalde an der Isar, Ende Mai's.

(Fortsetzung.)

Die Passion im Gebirge.

Minder gut gelang der Ausdruck dem Darsteller des Christus: eine allerdings sehr schwierige Aufgabe; doch muß ich gestehen, daß auch er sich bestrebte, die derbe Gebirgsnatur und Athletengestalt zu weichen, runden Bewegungen zu zwingen und einen sanften, oft rührenden Ton der Rede anzustimmen. Der beste Schauspieler von allen gab die Rolle

des Judas: ein im gewöhnlichen Leben gewandter, pfiffig dreinschauender Bursche, der ohne alle Karrikatur, mit guter Bezeichnung und stets richtiger Betonung seine schwierigen Monologe hielt, worin er bald Grimm und Habsucht, bald Reue, Schmerz und Gewissensqualen zu schildern hatte. Meisterhaft nenne ich die Scene, wo er die Silberlinge empfängt, sie prüft, wägt, einige verwirft und dann die übrigen in den Säckel schiebt. Nicht minder gut wurden die wilden Kriegsknechte gegeben. Die Scene der Verhöhnung, das Würfeln, die Auferstehungsscene, die Kreuzigung, Alles war sehr fleißig eingeübt worden, und die natürliche Gewandtheit, das Zusammenspiel konnten wahrhafte Bewunderung erregen. Man wäre geneigt, das Komödienspiel für viel leichter zu halten, als es uns die Schauspieler gewöhnlich zu schildern pflegen, oder man muß diesen ländlichen Künstlern ein wahrhaft großes Talent zutrauen. Wohl zu beachten war auch die Einsicht, mit welcher man die Rollen vertheilt hatte. Man war hierin viel weiter gegangen, als die ordentlichen Theaterdirektionen; denn man fand sogar in der äußern Form die Aehnlichkeit der Darsteller mit den darzustellenden Personen ohne besondere Hülfsmittel. So sah Maria einer schönen italienischen Madonna gleich, und wenn auch Christus hier in schwarzen Haaren erschien, so drückten seine Züge doch Adel und Schmerz auf schöne Weise aus. Als Ecce homo konnte er jedem Maler als würdiges Modell dienen. — Für die Aussprache hatten die wackern Leute ebenfalls den richtigen Weg eingeschlagen. Sie bemühten sich, sehr deutlich und laut zu sprechen, und dies mußte man zuvörderst berücksichtigen, um in dem großen Raume verstanden zu werden. Dann redeten sie, mit Weglassung aller Trivialitäten, die ja ohnedies der gegebene Text schon ausschloß, in ihrem landesüblichen Dialekt, der zwar rauh und hart ist, aber eben dieser Eigenschaften wegen nicht komisch naiv klingt, wie etwa das Schwäbische und Plattdeutsche. Würden sie sich bemüht haben, die Sprache der Vornehmen und Gebildeten nachzuäffen, wie dies hie und da von rohen Histrionen geschieht, so würden sie eben so lächerlich erschienen seyn, als diese. Aber hier, wo Alle gleichmäßig sprachen, hatte man die Empfindung, als höre man eine fremde, der unsern nahe verwandte Sprache, und nichts Störendes wirkte dabei auf die Darstellung ein. Um das, was ich früher über die Kunst der scenischen Anordnung sagte, zu erörtern, führe ich hier die Kreuzigung an. Wir sehen vor unsern Augen die drei Kreuze aufrichten, die Körper daran befestigen und dann wieder abnehmen. Alles geschieht mit einer außerordentlichen Pünktlichkeit, Sorgsamkeit und Dezenz. Die Sicherheit, womit die Arbeiter zu Werke gehen, sezt uns durchaus in keine unbehagliche Stimmung der Sorge und peinigenden Angst um den Erfolg dieser Bemühungen, und wir können uns ungestört dem Eindrucke dieser furchtbaren Scene hingeben. Die Kreuzesabnahme gab ein schönes Bild. Wer da weiß, wie auf unsern großen Bühnen von den Leuten, welche die Kunst der Darstellung zu ihrem Handwerke herabgewürdigt haben, nie ein Leichnam abgetragen werden kann, ohne daß das Publikum in Gelächter über die Ungeschicklichkeit ausbricht, wird gewiß mein Erstaunen gerechtfertigt finden. Mit der größten Aufmerksamkeit wurden auch die sogenannten Stichwörter behandelt. Das Krähen des Hahns, das Erdbeben mit dem begleitenden Donner, das Auf- und Abtreten der Personen u. s. w., Alles ging ohne Störung und sehr pünktlich vor sich. Was die Einrichtung des Dramas und der Scene betrifft, so glaube ich, daß sie uns einen richtigen Begriff von dem Theater zu Shakespeare's Zeiten zu geben vermag, und daß wir wenig durch unsere, größtentheils aus Italien und Frankreich erhaltenen Verbesserungen, die ursprünglich nur der Oper wegen erfunden wurden, für unsere jezigen Stücke gewonnen haben. Man würde nach dieser ältern Einrichtung viele Werke von Shakespeare zusammenhängender und verständlicher geben können, ja Werke, wie Tieck's Octavian und eine Menge anderer, würden auf solche Weise sehr gut aufführbar erscheinen. Unsere jezigen Bühnen sind mit den Bestrebungen der meisten heutigen Dichter im vollkommensten Widerspruche. Daher ist uns so Vieles unaufführbar, daher hört man immer davon sprechen: dies oder jenes Stück sey für die Bühne eingerichtet, oder der Dichter habe die Bühne nicht im Auge gehabt, man müsse die Bühne kennen u. s. w.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung der Räthsel in Nr. 142:
Car, Caro. Kram, Krampe. Quelle, Elle.

Mit und ohne a bis z.

r: Wenn der Student handgreiflich streitt,
So rächt die Ohne oft der Mit.

s: Mit vertreibt's ein krummer Späher
Aus tief dunkelm Size;
Ohne ist es immer näher
Als sein Haus dem Blize.

t: Der Ohne treibt zur Mit
Ein manches Unglückskind,
An dessen Jammer schuld
Nur seine Ahnen sind.

u: Mit gehört's zur wilden Jagd,
Ohne puzt es jede Magd.

v: Ohne der Laut aus offenem Munde, des Gaffenden spottend,
Mit ein weiland Poet, schlechtester Verse Papa.

w: Ohne, wie mit, aus Versen der Minnesänger entlehnet,
Ist das erstere froh, aber das andre die Frau.

x: Der Prinz:
Sehr verehrte Prinzessin, ich wünschte mit Ihrer Durchlaucht
Mehr als irgend mit wem Ohne und Ohne zu seyn.

Die Prinzessin:
Ach! Sie gleichen, mein Prinz, dem Herrn ja, welcher sein Leben
In Mit schrieb und beschloß, wild und so flüchtig wie er.
Drum beruhigen Sie sich, und gönnen mir ferner, mit Ihnen,
Meiner Ruhe zu lieb, ohne das Ohne zu seyn.

y: Nenne den Dorn am Weihnachtsbaum aus Hebels Gedichten
Allemannisch, und schon hast du das Ohne genannt.
„Schön erhebt es sich“ mit „und senkt das Köpfchen herunter.
„Ist es Gefühl oder ist's Muthwill? ihr rathet es nicht.“

z: Ohne der mächtige Strom, durch Heldenthaten der Römer
Und Franzosen berühmt hinter der Alpen Gebirg.
Mit, mit Fischchen und Zahlen, mit Stern und Wetter im Bunde,
Spricht man es überrascht voller Verwunderung aus.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 149.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. Juni 1834.

Was bringt Ihr von Venedig mit? wie geht's
Dem königlichen Kaufmann? —

Shakespeare.

Reiseskizzen.

Von Karl Gutzkow.

Fünfter Artikel.

Ich befinde mich, wie am Schlusse des vorigen Briefs angekündigt worden, auf dem Weg von Triest nach Laibach, und mache, bevor ich meine Abenteuer weiter verfolge, aus dem Munde meines Reisegefährten einige Bemerkungen über Venedigs und Triests Handel.

Es ist Thatsache, daß Venedig gegen Triest in kaufmännischer Rücksicht nur eine kleinliche Rolle spielt. Allein man irrt sich, wenn man den Grund davon nur in den heruntergekommenen, zerrütteten Finanzen des venetianischen Handelstandes finden will. Der Unternehmungsgeist und der Kredit waren von jeher die Hebel der merkantilischen Spekulationen, und wenn Venedig den ersten nicht besizt, so versteht es von dem leztern keinen Gebrauch zu machen. Es sind nicht Kapitalien und reelle Reichthümer, was die Blüthe des Triestiner Handels veranlaßt hat. Nirgends wird so häufig fallirt, als in Triest; nirgends werden bei verunglückten Berechnungen so viel leere Hände sichtbar, als hier. Es gibt dort wenig Häuser, welche seit einer Reihe von dreißig Jahren allen Meeres- und Schicksalsstürmen widerstanden haben, wenig alte Namen, welche eine gepuderte Autorität aufweisen. Es ist alles so jung, wie die Waarenlager am westlichen Ende der Stadt. Allein die Lokalität, die Gewöhnung der Fremden, die Mäßigkeit und Enthaltsamkeit der Einheimischen bei ihren Gewinnsten macht hier alles wieder gut, was die im Rücken stehenden leeren Geldsäcke unter andern Umständen hätten verderben können. Das Zauberwort, mit welchem jede Unternehmung des fleißigen, thätigen und uneigennützigen Kaufmanns gedeckt wird, ist der Kredit. Nur das kaufmännische Vertrauen erhält den Triestiner Handel. Ja dieses erlaubt selbst, sich einer Abkürzung des Verkehrs zu bedienen, welche nicht einmal den Schutz der Gesetze ansprechen darf, wenn sie dazu dient, einen Betrug zu erleichtern. Die sogenannten trockenen Wechsel, welche in der österreichischen Monarchie nirgends juristische Beweiskraft haben, cirkuliren für Triest ohne Hinderniß: die Folge einer gegenseitigen Uebereinkunft.

Dagegen ist der venetianische Kaufmann dem neuern merkantilischen System ganz fremd geworden. Wer sagt, daß er verarmt sey? Nein, man wird nirgends so viel Dukaten finden, als bei ihm. Aber in seinen Adern fließt kein feuriges Blut mehr, er ist ein Wucherer, ein Geizhals, ein Jude geworden; er könnte sich nie entschließen, einige Tausende auf die Wagschale eines gut berechneten Zufalls zu legen, sondern zieht es vor,

mit seinen Millionen auf alte Kleider zu borgen. Der Venetianer ist Kapitalist, lebt von den Zinsen seines solid untergebrachten Vermögens, und wird sich nur durch die Vorspiegelung der ausschweifendsten Procente verlocken lassen, sein Geld in ein Wagniß zu stecken. Hierin liegt das vorzüglichste Hinderniß, welches der Maaßregel des Freihafens im Wege steht; alle übrigen Thatsachen, welche bekannter sind und in die Augen springen, würden besiegt werden, wenn sich jenes aufheben ließe. Selbst dem schwierigsten Punkte, der Entwöhnung der Handelswelt, der geringfügigen Absätze wegen, und besonders der Domination Genuas über Oberitalien, ließe sich abhelfen, wenn aus der eigenen Kraft Venedigs die lezten Reste gesammelt und vernünftig benuzt würden.

Wenn nun auf diese Weise Venedig seit den drei Jahren, wo es zum Freihafen erklärt worden ist, von dieser Freiheit keine Vortheile gezogen hat, so läßt sich ihm wenigstens wünschen, daß es auch von den Nachtheilen derselben befreit werde. Diese würden durch jene ersezt werden seyn, aber jezt sind sie unerträglich. Kein Venetianer kann sich an's feste Land begeben, ohne von den Douaniers die größten Belästigungen zu erfahren. Jedes Vergnügen wird dadurch gestört, und wenigstens die Konsequenz des österreichischen Systems, den Unterthanen alle nur möglichen Erholungen zu gestatten, für Venedig vereitelt. Aber noch härter trifft der Freihafen und die Mauthlinie die Industrie, welche in Venedig selbst einheimisch ist. Würden in der Stadt Felle, Juchten, Wollenwaaren, Eisen- und Stahlprodukte erzeugt, so ließen sich die rücksichtslosen Hände der Zollbeamten schon ertragen; so sind es aber die feinsten, zierlichsten Dinge, welche auf der Insel Murano gearbeitet werden, Perlen, Glaswaaren, Spiegelgläser, zerbrechliche Gegenstände, bei deren Untersuchung notorisch ein Drittel des Werths verunglückt. Was hilft es, wenn man dem Zollkommissär für seine Ungeschicklichkeit eine Ohrfeige anbietet? Seine Hände werden in Zukunft nicht behutsamer, und die gegenwärtigen Zerstörungen dadurch nicht hergestellt werden. Diese Ueberlast macht den Freihafen in Venedig verhaßt, und selbst der Einsichtsvolle kann nicht anders, als eine Beschränkung der Maaßregel wünschen. Alle Vortheile derselben würden noch immer vorhanden seyn, wenn sie nur einige Inseln den Fremden öffnete. Die Stadt würde dadurch nichts verlieren und für sich selbst sehr viel gewinnen. Es ist in Venedig allgemeiner Wunsch, daß in dieser Art eine Veränderung vorgenommen werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Während man sich mit dieser, durch das glänzende Experiment eines englischen Seefahrers angeregten Erweiterung der Magnetlehre zu beschäftigen haben wird, hat unser gelehrter Landsmann Klaproth, jezt zu Paris, denselben Gegenstand von einer andern Seite angegriffen, indem er Untersuchungen über die älteste Kenntniß der Chinesen vom Gebrauche und der Abweichung der Magnetnadel angestellt, deren Resultate in einer nächstens erscheinenden Schrift ausführlich bekannt gemacht werden sollen, worüber wir aber schon jezt Einiges erfahren. Merkwürdig ist es darnach z. B., daß die Wortbedeutung der Benennungen, mit denen die entferntesten Völker den Magnet belegen, analog sind. Der chinesische Name des Magnets „Thsü“ bedeutet liebend, und eben so der französische: aimant; ein englischer Name des Magnets loadstone, leitender Stein, erinnert an das isländische Leiderstein u. s. w. Klaproth belehrt uns ferner, daß die Chinesen den Südpol der Nadel für den vorzüglichsten halten, wie wir den Nordpol, und daß daher die magnetischen Wagen, die in der Geschichte dieses sonderbaren Volkes vorkommen, mit einer kleinen, leichten Figur versehen sind, deren Hand beständig nach Süden zeigt, welche Richtung der Wagen auch nehmen mag. Es ist gewiß, daß ein chinesischer Minister schon im Jahre 1110 vor Christus den Gesandten eines entfernten Landes fünf solcher magnetischen Wagen zum Geschenk machte, deren sie sich bei ihrer Rückreise mit Nutzen bedienten; die chinesischen Geschichtbücher aber behaupten sogar, daß ihrem Volke diese Kenntniß des Magnets schon dritthalbtausend Jahre vor unserer Zeitrechnung eigen gewesen sey. Sicherer ist, daß sich die Chinesen der Magnetnadel bei der Schifffahrt bereits im dritten Jahrhundert nach Christus bedienten, und daß ihnen die Declination der Nadel mindestens schon im zwölften Jahrhundert bekannt gewesen ist. In Europa dagegen finden sich die ersten sichern Spuren einer solchen Kenntniß der Abweichung der Magnetnadel vom Mittagskreise erst im sechzehnten Jahrhundert. Der französische Astronom de l'Isle besaß ein Manuscript eines Piloten Crignon aus Dieppe vom Jahre 1534, welches dem Admiral Chabot zugeeignet war, und worin dieses Phänomens Erwähnung gethan wird; und ein Nürnberger Uhrmacher, mit Namens Hartmann, bestimmte, wie sich nach Doppelmayers Nachrichten von Nürnbergischen Mathematicis, Nürnberg, 1730. S. 57. nicht bezweifeln läßt, im Jahre 1536, auf Veranlassung der Verfertigung einer Sonnenuhr, wobei er mit Hülfe der Magnetnadel eine Mittagslinie

ziehen wollte, die Abweichung in jener Gegend zu 10 Grad östlich. — Den Chinesen kann also die Priorität der Kenntniß in diesem Punkte kaum abgesprochen werden.

Eine andere wichtige naturwissenschaftliche Unternehmung bereitet sich jezt in **Berlin** vor, indem die **Länge des Sekundenpendels** für diese geographische Breite mit der äußersten Genauigkeit bestimmt werden soll, um somit eine, der Natur selbst entnommene unveränderliche Basis des preußischen Maßsystems zu erlangen. Wir müssen aber um Erlaubniß bitten, zu vollkommener Verdeutlichung dieses einigermaßen verwickelten Gegenstandes in einige Erläuterungen eingehen zu dürfen.

Die Idee eines solchen, der Natur selbst entnommenen unveränderlichen, und zu jeder Zeit wieder herzustellenden Normalmaßes, als Basis des Maßsystems, gehört, gleich so manchem andern, ursprünglich der französischen Revolution an. Man verfiel aber damals noch nicht auf die einfachere Bestimmung der Länge des Sekundenpendels unter einer bestimmten Breite und bei einer gewissen Temperatur, Bedingungen, auf welche wir unten zurückkommen werden, sondern man entschloß sich vielmehr, die Länge des Erdquadranten aus der Messung eines bedeutenden Meridianbogens zu bestimmen und einen gewissen Theil jener, durch eine neue Messung immer wieder zu verificirenden Länge zum verlangten Normalmaße zu wählen. Dieser Vorschlag wurde der damaligen Regierung von Frankreich durch das Nationalinstitut gemacht, und es wurde demgemäß vom Jahr 1792 bis 1799 durch die französischen Geometer Mechain und Delambre ein bedeutender Meridianbogen mit außerordentlicher Präcision gemessen, und die gesuchte Länge des Erdquadranten oder vierten Theil des Meridians zu 5,130,740 Toisen bestimmt. Der zehnmillionste Theil davon (= 3 Fuß 0 Zoll 11,296 Linien alten Pariser Maßes) wurde demnächst unter dem Namen Mètre zum gesuchten Normallängenmaß erhoben, indem man annahm, daß eine jede neue Messung desselben Meridianbogens ein gleiches Resultat geben müsse, und also glaubte, die Möglichkeit der unmittelbaren Wiederauffindung jenes Normalmaßes durch eine solche Messung immer in seiner Gewalt zu haben. Allein schon damals machte der Berliner Astronom **Bode** darauf aufmerksam, daß diese Bestimmung des Mètre doch nicht als ganz unverfälscht der Natur entnommen betrachtet werden könne, indem die Operation einer so großen Messung noch manchen kleinern Unzuverläßigkeiten unterliege, und daß die genaue Länge des **einfachen Sekundenpendels unter einer gewissen geographischen Breite** viel sicherer und bestimmter ein natürliches Normalmaß darbiete. Dies ist nun die Idee, welche man jezt in Berlin zur Ausführung bringen will, wobei es aber, wie wir schon oben vorläufig bemerkt haben, mehrfacher Correctionen bedarf, um die verlangte außerordentliche Genauigkeit zu erzielen.

Die Schwingungen des Pendels sind nämlich zunächst eine Wirkung der irdischen Schwerkraft; diese leztere wirkt aber nicht an jedem Orte mit gleicher Intensität, weil die Erde um ihre Axe schwingt, welche Schwingungsbewegung einen Theil jener Schwerkraft aufhebt. Und da der Schwung unter dem Aequator natürlich stärker ist, als auf andern Punkten, und nach den Polen zu abnimmt, woraus also Modifikationen des Zugs der Schwere im entgegengesezten Sinne folgen, so kann derselbe Pendel auch nicht an jedem Orte der Erde so schwingen, wie am andern. Man hilft dieser Unregelmäßigkeit beim Gebrauche, namentlich bei Versezung von Pendeluhren von einem Orte nach einem andern entfernten, bekanntlich dadurch ab, daß man das Pendel hier verkürzt, dort verlängert, indem kürzere Pendel schneller, längere langsamer schwingen; und der Sekundenpendel hat also für bestimmte Punkte der Erdoberfläche, wie hier für Berlin, eine entsprechende bestimmte Länge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

Der Aprilaufstand.

Ich sage: wohl denen, die noch keine vom Bürgerkrieg verheerte Stadt gesehen haben. Es ist ein trauriger Anblick, diese zerschossenen, ausgebrannten oder zusammengestürzten Häuser und Straßen, dies aufgebrochene Steinpflaster, diese schwarzen Blutspuren überall zu treffen, die nicht von fremden, eingedrungenen Feinden, sondern von Verwandten und Bekannten herrühren, welche vor einigen Tagen noch freundlich und guter Dinge auf derselben Stelle standen, wo sie sich hernach auf Parteikommando erwürgten. Nach dem alten Rom und dem in Guelfen und Ghibellinen zerrissenen Italien hat sich wohl kein Land so viel Jammer in dieser Hinsicht angethan, als Frankreich, und wir sind lange noch nicht am Ende. Erlassen Sie es mir, in diesen Blättern wieder eine Reihe Blut- und Schreckensscenen aus unsern verhängnißvollen Apriltagen gespensterartig aufzuführen. Vieles davon kennen Sie schon aus den umständlichen Berichten der französischen und deutschen Zeitungen, was aber darin mit Stillschweigen übergangen ist, gehört auch nicht für Ihre Leser; ich will es wenigstens nicht aus seinem Schlummer aufrütteln, denn es ist noch scheußlicher, als das schlangenumzischte Medusenhaupt des Bürgerkriegs selbst.

Immer aber, und das ist das Schrecklichste, müssen wir sagen: Gottlob! daß es so kam; denn hätten die Arbeiter und die nach Imperialismus strebende Republik, welche sie bewaffnete und antrieb, die Oberhand gewonnen, so wären wir heute noch mehr zu beklagen. Voyer d'Argenson, dieser Rufer im Streit, schrie ihnen ja noch wenige Tage vor dem 9ten April mit dem dämonischen Accent von 1793 zu: „Vous manquez à tous vos devoirs envers Dieu, envers vous-mêmes, envers les auteurs de vos jours, s'ils vivent encore, et surtout envers vos enfans, si, après un soulèvement suivi de

succès, vous êtes assez lâches ou assez ignorans pour vous borner à exiger une amélioration du tarif, ou une élévation des salaires; car ceux-ci, fussent ils triplés, ne représenteraient pas encore votre portion virile dans l'héritage social; et de plus, tant que vous laisserez les riches en possession de faire seuls les lois, quelques concessions qu'ils vous fassent, ils sauront bien vous les reprendre avec usure." Zur Ausführung der als Pflicht gegen Gott dargestellten Aufforderung zur Plünderung der Wohlhabenden und Reichen, zu ihrer Gleichmachung waren auch schon alle Maßregeln getroffen, und es war zweimal drauf und dran, daß sie begonnen wurde.

Fragen Sie mich nicht, ob nun nichts mehr zu fürchten sey; denn ich müßte Ihnen antworten, daß wir noch immer auf einem Vulkan leben, der uns jeden Augenblick verschlingen, unter einem Aschenregen oder unter einem brennenden Lavameer verschütten kann. Der bei weitem größte Theil Lyons gehört den Meutern durch gleiche Gesinnung, Hoffnung und Absicht, was der lezte Kampf sowohl bewiesen hat, wie die Novemberscenen von 1831. Unsere sechzigtausend Arbeiter in und um die Stadt, größtentheils junge, kräftige Männer, sind hierin nicht nur alle Eines Sinnes, sondern sie haben auch durch Affiliation weit über hunderttausend Menschen zu ihrer Disposition. Dadurch sind eine Menge Straßen und Häuser, ja ganze Stadttheile zu ihrer Verfügung gestellt, und in den großen, volkreichen Vorstädten gebieten sie als Herren. Wo ist die Garnison, wo die Forts, die gegen diese Masse in die Länge etwas vermögen, wenn sie einmal wohl vorbereitet und bewaffnet auftritt und später auch wohl bei der Linienarmee noch mehr Anklang findet? Daher mag es wohl kommen, daß diese Bewegungsleute auch durch ihre lezte Niederlage gar nicht eingeschüchtert, sondern zu neuen Versuchen entschieden und entschlossen sind, bis einmal einer gelinge, der dann alle frühern unglücklichen vergessen mache.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittenwalde an der Isar, Ende Mai's.

(Fortsetzung.)

Die Passion im Gebirge.

Nachdem die Vorstellung um eilf Uhr unterbrochen worden war, begann sie um ein Uhr Nachmittags wieder und endete Abends um fünf. Ich ging auf die Bühne, um den bescheidenen Leuten für den Genuß zu danken, den sie mit so großer Anstrengung ihren Zuschauern bereitet hatten. Sie hatten Alle mit großem Ernste ihre Partie gespielt, und die Streitigkeiten und Unziemlichkeiten, die sich sonst dabei zugetragen haben sollten, waren wohl nur Erfindungen jener gescheidtthuenden, vornehmscheinenden Beamten des Marktes, deren ich früher schon Erwähnung that. Der Schulmeister dirigirte das Orchester, der Bürgermeister spielte Cello, und es war interessant, die übrigen, ganz ländlich gekleideten Musiker so brav ihre Stimmen spielen zu sehen. In dem einen Zwischenakte wurde sogar der erste Saz einer Mozartschen Symphonie aufgeführt. Die Worte des Textes, so wie der Dialog waren einfach, klar, größtentheils biblisch und ganz für die Höhe der Zuhörerschaft berechnet; ich habe den Namen des Verfassers nicht erfahren können. Die Musik ist von einem Herrn Liebel in München komponirt. Die Solostimmen waren ein Baß, ein Tenor und drei Soprane, wovon ein ganz junges Mädchen, die noch nie öffentlich gesungen hatte, sich durch eine angenehme Stimme bemerkbar machte und gar nicht die lächerliche Angst zeigte, welche solche Anfängerinnen gewöhnlich zu plagen pflegt. Die Chöre waren in drei Wochen einstudirt worden, und zwar konnten die Knaben und Mädchen keine Note lesen; vollständige Theaterproben wurden nur drei gehalten, eine davon im Kostüm. Das Uebrige waren Leseproben und Proben einzelner Scenen in einem Winkel des Theaters, während des Hämmerns und Sägens der Zimmerleute.

Der Eindruck, den dieses Spiel auf die Menge hervorbrachte, konnte mich nicht befremden, daß aber auch ich davon so sehr gefesselt und ergriffen wurde, stimmte mich zu ernstern Betrachtungen. Alles Mangelhafte verschwand, und ich fühlte zum ersten Male, was es heißt: „an die Phantasie der Zuschauer zu appelliren;" jenes so oft mißbrauchte Wort, das von Tieck, der von weißüberzogenen Bettschirmen spricht, bis zu dem erbärmlichen Führer eines Thespiskarren, der damit seinen jämmerlichen Plunder entschuldigen will, Jeder im Munde führt. Diese feststehenden, sonderbaren und festlichen Dekorationen des Prosceniums, wo die Haupthandlung vorgeht, dazwischen das Zauberreich der eigentlichen Scene, mit dem Auf- und Abrollen des Vorhangs und dem lebendigen Wechsel von Koulissen und Versezstücken, wohin die ruhigen Auftritte, die bildlichen Darstellungen und Staatsactionen verwiesen sind, die großen Verhältnisse des Ganzen, das Ungewöhnliche des Sonnenlichts in der freien Luft, Alles das ist im Stande, unsere Phantasie zu angenehmer Thätigkeit aufzuregen. Auch trägt das religiöse Gefühl, das die meisten Zuhörer dabei empfinden, gewiß nicht wenig dazu bei. Denkt man sich eine solche Bühne mit Allem ausgeschmückt, was unsere geschicktesten Dekorateurs zu leisten im Stande sind, mit Werken, die irgend ein großes historisches Drama auf ergreifende Weise, nach dem Zuschnitte dieser Passionsgeschichte, behandeln, und von Künstlern belebt, denen neben Talent und Bildung auch Eifer und Wahrheit nicht fehlen, so ist es leicht, an eine Regeneration der antiken Bühne zu glauben. Alle Erbärmlichkeiten des niedrigen Lebens würden von selbst ausgeschlossen bleiben müssen, man würde nicht immer nur nach Neuem haschen, um von hunderttausend Einwohnern einer Stadt nur fünfhundert gelangweilte Müßiggänger, reiche Prosser oder eifernde Parteigänger auf Augenblicke anzuziehen; die ganze Volksmenge strömte dann hinzu, um das einzige, große Schauspiel zu genießen, und bevor diese nicht ganz daran gesättigt wäre, hätte man nicht Ursache, auf Wechsel zu sinnen. Für den Winter möchten dann unsere Schauspielhäuser gut genug seyn mit den unbedeutenden Vaudevilles und Possen, um die vornehme Welt zu desennuyiren und dem Pöbel einen Spaß zu machen; dies wären die eigentlichen Surrogattheater, deren Wirkung mit der des Sommertheaters durchaus nicht den entferntesten Vergleich aushielte. Ich wünschte, daß in unserer Alles unternehmenden Zeit eine Gesellschaft von Aktionären in irgend einer bedeutenden Stadt Deutschlands ein weites Amphitheater bauen ließe, daß sie dazu tüchtige Künstler, von guter Lunge und lebhaftem Ausdruck, engagirte, und vor Allem Immermann, Raupach, Holtei in's Interesse zöge; es könnte der bedeutendste Aufwand bestritten werden, da die Weite des Spectateriums, bei den niedrigsten Eintrittspreisen, dennoch eine reiche Ausbeute geben müßte, und die ersten Stände ihre Logen und Sperrsize für theures Geld so gut haben könnten, wie in den jezigen Schauspielhäusern. Doch wäre es nöthig, wollte man so etwas in's Werk sezen, die Passion im Markte Mittenwalde vorerst mitanzusehen, die während dreier Monate jeden Sonn- und Festtag gespielt werden wird, um sich von der zweckmäßigen Einrichtung des Ganzen zu unterrichten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 150.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. Juni 1834.

Es ist lustig, den Baum der wissenschaftlichen Erkenntniß, wenn auch nicht Blüthen und Früchte, doch Blätter treiben zu sehen.

Ch. Nodier.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Ferner wirkt auf die Länge der Pendel auch die Temperatur ein, da die Wärme bekanntlich alle Körper, und also auch die Pendelstangen und die zu ihrer Messung anzuwendenden Maße ausdehnt, daher eine Reduktion auf eine gewisse Normaltemperatur erforderlich ist. Endlich aber verlangt man jetzt in Berlin überhaupt nicht die Länge des physischen, d. h. eines Pendels zu kennen, wie sie in der Wirklichkeit vorkommen; sondern es soll daraus durch die allerstrengste Rechnung erst die Länge des mathematischen oder, wie es Bode nennt, einfachen Pendels gefunden werden, von dem man sich vorstellt, daß seine Stange zwar unbiegsam, aber gleichwohl nicht schwer, und die Masse seiner Linse in einem einzigen, untheilbaren Punkte vereinigt sey.

Noch mehrere andere daraus fließende Correctionen übergehe ich; man sieht aber schon hieraus, daß die fragliche Operation mit einer Menge von Schwierigkeiten verknüpft ist, und außerordentlich viel Genauigkeit und Feinheit der Handhabung erfordert, wenn ein, dem heutigen Stande dieses Theils der Naturwissenschaften entsprechendes Resultat erlangt werden soll. Das preußische Ministerium des Innern und die Akademie der Wissenschaften zu Berlin haben daher mit dieser genauesten Bestimmung der Länge des einfachen Sekundenpendels für gedachte Stadt, zum Behufe einer, der Natur unmittelbar entnommenen und daher stets wieder zu verificirenden Constatirungs- und Vergleichungsbasis des preußischen Maßsystems, den hochverdienten Königsberger Astronomen Bessel beauftragt, welcher sich auch bereits mit den Vorarbeiten beschäftigt. Derselbe hat die nämliche Operation kürzlich schon für die zweite Hauptstadt des preußischen Staates, Königsberg in Preußen, ausgeführt, und die Länge des einfachen Sekundenpendels für die geographische Breite der dortigen Sternwarte, mit einer bisher ganz unerhörten Genauigkeit, zu 440,8154 Linien Pariser Maß bestimmt, welches Resultat sich von einem früher durch ihn erlangten nur um $^{7}/_{10000}$ einer Linie unterscheidet. *) Berlin wird dann

*) Das bei diesen beiden Bestimmungen angewendete Verfahren in seinem ganzen Detail findet sich in zwei besondern Schriften: Bessels Untersuchungen über die Länge des einfachen Sekundenpendels. Berlin 1828. und Bessels Versuche über die Kraft, mit welcher die Erde Körper von verschiedener Beschaffenheit anzieht. Berlin 1832. beschrieben, wohin wir diejenigen Leser verweisen, welche Ausführlicheres verlangen, als der Raum unserer Blätter gewähren kann.

Nürnberger.

also die zweite Stadt der preußischen Staaten (oder, so viel uns bekannt ist, der ganzen Welt) seyn, wo diese Pendelmessung mit einer, der Wichtigkeit der gegenwärtigen Bestimmung angemessenen Präcision ausgeführt worden ist. Wir behalten uns vor, vom Erfolge seiner Zeit in diesen Blättern zu berichten.

Wir gehen von dieser Pendeloperation in etwas raschem Sprunge zu einem Naturphänomen über, welches sich im verflossenen Jahre auffallend oft ereignet hat, und auch in diesem Jahre schon wieder einzutreten anfängt, und dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, nämlich zum sogenannten Höhenrauch, einem trockenen Nebel, dessen eigentliche Natur immer noch nicht ganz aufgeklärt ist. Die Leser werden selbst schon häufig beobachtet haben, daß sich über größeren und kleineren Ortschaften, Städten oder Dörfern, oder auch über Gegenden in der Nachbarschaft solcher Ortschaften, meistens zur Abendzeit und vorzüglich nach großer Hitze, plötzlich dunkle Nebelschichten erheben, welche fast wie Rauch von verbrannten Substanzen riechen und aus sehr feinen, in der Luft schwebenden Partikeln solcher verbrannten Substanzen zu bestehen scheinen. Zuweilen verbreiten sich dergleichen trockene Nebel mit großer Schnelligkeit über ganze Länder, ja über ganze Welttheile, wie denn z. B. in den Jahren 1764 und 1783 der größte Theil Europas mit denselben bedeckt gewesen ist. Der gewöhnliche Name des Phänomens ist, wie gesagt, Höhenrauch, aber auch Haarrauch, Landrauch, Sonnenrauch, Heiderauch. Ueber die eigentliche Ursache der sonderbaren Erscheinung wird unter den Beobachtern viel gestritten, und es herrschen darüber, wie auch die Verschiedenartigkeit der Benennungen zeigt, die entgegengesetztesten Meinungen. Die beiden großen, oben erwähnten trockenen Nebel in den Jahren 1764 und 1783 fallen, der erstere mit einem ungewöhnlich starken Rauchen des Aetna, der andere mit großen Eruptionen der isländischen Vulkane zusammen; ich selbst habe dagegen in diesem Monate Mai, nach einem heißen Tage, einen Höhenrauch beobachtet, von dem sich schlechterdings kein so unmittelbarer Grund angeben ließ. Ein eifriger Beobachter dieser Naturerscheinung schreibt uns jezt, daß er die Ursache in einer durch große Tageshitze erzeugten Störung der Normalthätigkeit der Atmosphäre suche. Die atmosphärische Thätigkeit bestehe nämlich bekanntlich vorzugsweis darin, alle in die freie Luft emporsteigenden fremdartigen Substanzen schnell zu zersetzen und das Luftartige davon auch alsbald wieder in respirable Luft zu verwandeln. Trete aber drückende Tageshitze ein, so gehe dieser atmosphärische Prozeß nicht mehr mit derselben Energie vor sich, und es komme daher, daß eine Menge von Dünsten, wie sie von der Erde aus den mannichfachsten Ursachen beständig emporsteigen, nicht mit normaler Wirksamkeit und Schnelligkeit in Luft verwandelt werden, und somit vorerst als jene trockenen Nebel auftreten können. — Wir unterwerfen diese Hypothese denjenigen unserer Leser, welche sich für Aufhellung der Natur des merkwürdigen Phänomens des Höhenrauchs interessiren, haben aber Gründe, unsererseits die Erklärung für richtig zu halten.

Wir haben oben der Theorie und Geschichte des Magnets Erwähnung gethan, und die Bereicherungen angeführt, welche erstere durch Roß, leztere durch Klaproth erfahren hat, gehen jezt aber, nach indeß eingelaufenen ganz neuen Nachrichten, auch auf die praktische Behandlung und Benützung dieses wichtigen und interessanten Minerals und des Magnetismus überhaupt über. Zuerst nämlich ist es einem Künstler zu Brüssel, Namens Sacré, gelungen, einen künstlichen Magneten zu verfertigen, welcher, obgleich selbst nur 155 Pfund wiegend, gegen 400 Pfund trägt, und also zu den ausgezeichnetsten Leistungen dieser Art gehört, da zwar kleinere Magnete oft das Zehnfache ihres Gewichts ziehen, diese Tragfähigkeit aber bei größeren Magneten nicht in demselben Verhältnisse dieselbe bleibt. Sacrés Magnet ist daher auch in Paris, wohin ihn der Künstler geschickt hat, als eine Seltenheit betrachtet und als solche vom Professor Quetelet in seinen Vorlesungen über Experimentalphysik vorgezeigt worden.

(Der Beschluß folgt.)

Reiseskizzen.

(Fortsezung.)

Der Ort, in welchem ich mit meinem Präsidenten übernachtete, hieß Senowice. Am frühesten Morgen schon ließen wir wieder einspannen und kamen in der Nebeldämmerung des Tagesanbruches über mehrere Orte, welche in den Invasionskriegen Napoleons durch blutige Waffenthaten bekannt geworden sind. Die Höhen von Adelsberg blieben uns zur linken Hand, in einen grauen Flor gehüllt, liegen. Diese Gegend würde nicht so kahl und verödet blicken, wenn sie entschiedener den Gebirgscharakter trüge. Während es aber immer unermeßliche Plateaus sind, welche sich von einer Höhe zur andern erstrecken, tritt nicht nur das Kahle der Bergnatur auffallender entgegen, sondern das Land ist auch den Einflüssen des rauhen Klimas zugänglicher geworden. Der Schrecken dieser Gegend ist der Nordwind, die Bora, welche hier furchtbare Verheerungen anrichtet, und diese selbst bis Triest ausdehnt. Weiter hinauf wird die Aussicht waldiger und die Wege immer schlechter,

was für eine so befahrene Handelsstraße unverzeihlich ist. Selbst die Unsicherheit dieser Gegenden bestätigte sich. Wir bemerkten bald hinter Adelsberg mehrere Soldatenpiquets, welche sich querfeldein bis in den jenseitigen Wald hinein wiederholten. Die Leute hatten auf dem freien Felde ihre Bivouaks aufgeschlagen, Posten ausgestellt, und waren mit voller Bewaffnung versehen. Der erste Unteroffizier, den wir um den Grund dieser Wache fragten, gab kurzweg zur Antwort: das ist wegen der Räuber. Er sezte hinzu, daß die Slawaken, die Bewohner des Banats, von der türkischen Grenze oft im vollständigsten kriegerischen Zeuge beritten herauskommen, die Reisenden auf der Landstraße niederstrecken, plündern, und so schnell als sie gekommen, in ihre Wälder zurückkehren. Deßhalb werde fortwährend in der Richtung von Adelsberg nach Zirknitz ein militärischer Cordon von 500 Mann unterhalten, der mit der strengsten Wachsamkeit die Umgegend zu beobachten habe und alle fünf Tage abgelöst werde. Als der Unteroffizier hinzufügte, daß erst vergangene Nacht drüben auf dem Wege ein Schuß gehört worden sey, fürchtete ich für meine ungetreuen Gefährten, welchen er vielleicht gegolten haben konnte.

Das Königreich Illyrien stand in den Jahren 1809 bis 1813 unter französischem Gouvernement. Marmont, Oudinot, Bertrand, Fouché waren nacheinander die Chefs der neuen Regierung. Es muß für diese zurückgesezten, vom Schauplatz der europäischen Bildung und der Ereignisse entfernten Länder überraschend gewesen seyn, plötzlich in einem großartigen Style gouvernirt zu werden. Rechnet man das Verhältniß der Okkupation, die fremdländische Sprache und die Ausschweifungen einiger militärischen Emporkömmlinge ab, so ist im Allgemeinen das Königreich Illyrien in diesen Gegenden im besten Andenken. Die neue Regierung zeigte Energie und trug für die Wohlfahrt und die Schönheit des Landes die eifrigste Sorge. Die Früchte der Revolution, welche den blutigen Schrecken der Napoleonschen Waffen nichts desto weniger folgten, kamen auch diesen Ländern zu Gute. Der Code Civil wurde überall eingeführt, vor dem Gesetz galt Gleichheit, und die gutsherrlichen Verhältnisse wurden abgeschafft. Ich kann nicht sagen, ob diese, unter dem spätern Regime wieder aufgegebenen Institutionen von dem Volke richtig geschätzt wurden und ob sie gegenwärtig vermißt werden.

Ein schreckliches Gewitter kam zum Ausbruch, als wir uns Laybach näherten. Der Regen stoß in Strömen, und wir beklagten die Gensdarmen, welche aus ihren Wachthäusern heraustreten mußten, uns zu inquiriren. Die Stadt, welche sich offen wie ein Landflecken ankündigt, war wie ausgestorben, und auf den Wasserspiegeln, welche in den Straßen sich gebildet hatten, brachen sich hie und da die Lichter einer einsamen Laterne. Doch hinderte mich nichts, den Zweck, warum ich in Laybach einige Verzögerung wünschte, sogleich in Ausführung zu bringen. Ich glaubte hier einen theuern Jugendfreund anzutreffen, welchen das Schicksal weit von seiner Heimath verschlagen hatte. Er sollte sich unter der Schauspielertruppe befinden, welche diesen Winter in Laybach Vorstellungen gibt. Mein Herz schlug freudig, als ich erfuhr, daß so eben drei dichtbesezte Wagen voll Priestern und Priesterinnen Thaliens angekommen seyen; ich ließ mich zur Direktrice führen, und war eben im Begriffe, einem jungen Manne, der am Feuerherd der offenstehenden Küche sich Erdäpfel briet, um den Hals zu fallen, als ich meinen Irrthum einsah, und von dem Verwechselten erfuhr, daß sich mein Freund noch krank in Grätz befinde, daß er übrigens zur Oper gehöre, daß er sich sehr verändert habe, daß er noch immer den Kopf etwas auf der rechten Schulter trage — aber was interessiren das Publikum meine Freundschaften! Unter Blitz und Regen fand ich im Gasthofe in einem äußersten Zimmer auf der Galerie des ersten Stocks endlich mein Unterkommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mittenwalde an der Isar, Ende Mai's.

(Beschluß.)

Vorschlag zu einer Theaterreform.

Niemand widerspricht wohl, wenn vom Verfall der Bühnenkunst, von dem Unwesen und der Dummheit, die dabei walten, gesprochen wird; nur eine sehr geringe Theilnahme zeigt sich noch für ihre Leistungen, und der Ernst des Lebens scheint auch diese bald gänzlich verschlingen zu wollen. Die Zeit der großen Schauspieler ist vorüber; die Alten welken dahin, und nur Seydelmann ragt aus den Jüngsten hervor, einsam und überdrüssig an Stoff und Umgebung im weitesten Sinne. Nichts ist geschehen bis jezt, diesem Verfalle entgegenzuwirken. Von den Anstalten selbst, wie sie jezt bestehen, ist nichts zu hoffen. Unternehmungsgeist, auf die Sucht nach Neuem vertrauend, muß hier der guten Sache zu Hülfe kommen. Ein ganz gewöhnlicher, gemeiner Hebel wird in diesem Falle das Höchste fördern helfen. Einige Schauspieler, deren Kunst nur darin besteht, durch Gesichterschneiden und Grimassen in sogenannten bürgerlichen Stücken weichliche Zuschauer von geschwächten Nerven in Angstschweiß zu versezen, werden allerdings über Profanation und Entartung schreien, wenn auf den großen Tagestheatern, nach antikem Maßstabe, große Gefühle, erhabene Gesinnung, Heldenmuth, eine kolossale Tragik und Komik durch großartigen Ausdruck in Wort und Gesang vor einer Versammlung von Tausenden versinnlicht werden sollen; das neue Bedürfniß wird zwar keine neue Kunst, denn diese bleibt ewig dieselbe, wohl aber manch neues Bedingniß

derselben nöthig machen. Was ich hervorgerufen zu sehen wünsche, darf aber durchaus nicht mit dem verwechselt werden, was gewinnsüchtige Theaterdirektoren hie und da unter dem Titel: „Theater im Freien“ versucht haben. Rohe, unförmliche Stücke, Räuberthaten oder Militärgepränge, ermüdend und barbarisch, und nur dazu bestimmt, auch Pferde in Masse in den Rahmen zu bringen, um eine rohe Schaulust zu befriedigen. Das Bedeutendste hierin leisteten Franconi in Paris und Carl in Wien, wenn gleich in geschlossenem Raume; sie überbieten wollen, wäre fast unmöglich, diese Schauspiele nach andern Städten zu verpflanzen, wäre überflüssig, und ich würde am Wenigsten ein Wort darüber verlieren. — Einige Abende, nachdem ich der Aufführung der Passion in Mittenwalde beigewohnt hatte, sah ich die Bozener Schauspielertruppe, unter der Direktion eines Herrn Sigmund Bratsch, den „Bauer als Millionär“ von Raimund in dem schlechten Saale eines Wirthshauses spielen. Welch ein Abstand! wie gemein, wie liederlich war Alles! Alle verdorbenen Aussprachen aller Provinzen Deutschlands wurden hier gehört; Niemand wußte seine Rolle, Alle blieben stecken; Koulissenreißerei, Ziererei, Zoten und plumpe Späße wurden debitirt als geschmackvolle Würze; und wie frech war man mit dem Stücke umgegangen, welches allen Reiz der Dekoration und des äußern Schmuckes entbehren mußte, wodurch es seine besten Scenen eingebüßt hatte. Man gab eben nichts so, wie es von dem Dichter beabsichtigt worden war, und dabei machten sich alle Unarten des Publikums breit; man schrie und klatschte, und verlangte sogar, die „Jugend,“ von einem bejahrten Frauenzimmer mit kurzem Athem gegeben, solle das „Brüderlein fein“ da capo singen. Kurz, das Publikum benahm sich, als sey es das Publikum eines Hof- und Nationaltheaters. Ich konnte es nicht aushalten und mußte nach dem zweiten Akte mich schon entfernen; dabei aber dachte ich unwillkürlich an meine frommen, fleißigen und wahrhaften Gebirgskünstler und an ihre ergriffenen und andächtigen Zuhörer, und meine Ueberzeugung wuchs, daß, wenn man vom Theater eine gewaltige Wirkung in jetziger Zeit erwarte, das übliche, handwerksmäßige Spiel verbannt und eine neue, freiere und künstlerischere Ansicht bei den Darstellungen gewonnen werden müsse.

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Der Nothstand Lyons.

Lassen wir das! ich wollte ja nicht von Politik reden. Wozu auch? Lyon leidet mit geringen Modifikationen an keinem andern Fieber, als alle großen, sittenlosen Fabrikstädte in Frankreich und England; die Paroxysmen sind überall dieselben, nur etwas früher, etwas später, etwas länger oder kürzer. Zu diesem alten Industrieleiden gesellten sich nun später bei uns die Lafayetteschen Haranguen, sodann das St. Simonsfieber und der republikanische Veitstanz, jezt Frankreichs Modekrankheit. In der akuten Complikation dieser Uebel liegt die Schwierigkeit der Heilung, und der rechte Arzt soll noch kommen. Ueberdieß habe ich in diesen Blättern schon früher Lyons öffentlichen, politischen und Gewerbszustand so oft geschildert, daß ich mich, da durchaus nichts Neues hinzugekommen ist, leicht darauf berufen kann. Nichts hat sich geändert, es leben nur einige Tausend Einwohner weniger.

Das neue deutsche Zollsystem hat hier in Lyon einen eben so tiefen Eindruck gemacht, als in Bordeaux. Man kann dessen Gerechtigkeit so wenig, als den großen Nachtheil verkennen, mit dem es auf Frankreichs Handel und Fabriken drückt. In dem Bericht unserer Chambre de Commerce ist auf Freiheit des Handels mit dem Ausland gedrungen worden, die Lyon für seine Industrie eben so nützlich ist, als Bordeaux für den Absaz seiner Weine in's Ausland, welches sie jezt mit so hohen Eingangszöllen belegt, daß diese einem Verbote gleich kommen. Dazu aber wird sich die Regierung nicht verstehen, so lange ihr das Interesse des industriellen Nordfrankreichs mehr am Herzen liegt, als das agrikole und kommerzielle des Südens; allerdings dürften die Eisenfabriken, Hochöfen, Forsten, Bergwerke, Steinkohlengruben und Heerden der nördlichen Departements die Concurrenz des Auslandes nicht ohne großen Nachtheil ertragen können; aber soll der ganze Süden unter diesem Privilegium des Nordens leiden? Es ist damit bereits so weit gekommen, daß man ein gutes Weinjahr in Bordeaux für eine Landescalamität ansieht. Dahin kommt es, wenn man, wie bei uns, die Industrie reine du monde nennt und als solche verehrt. Immer ist es sehr lobenswerth, daß sich die Lyoner Commerzkammer in ihrem Gutachten an den Minister so uneigennützig aussprach, bloß weil sie den Grundsaz der Handelsfreiheit für allein richtig hielt. Man hat in Frankreich bei dieser Gelegenheit gesagt: die Lyoner können leicht so reden, ihrer Industrie kann nicht vom Auslande geschadet werden; unsere aber mit den darin steckenden Kapitalien ist verloren, wenn die englischen und deutschen Fabriken ihre wohlfeilern Waaren in Masse nach Frankreich werfen dürfen. Ersteres ist ein großer Irrthum, denn Lyon leidet gerade mehr als irgend ein Ort von der fremden Concurrenz. Freilich gab es einmal eine Zeit, und es ist noch nicht sehr lange her, wo unsere Seidenfabrik keine Concurrenz zu erdulden hatte: das war in den Napoleonschen Tagen. Als aber der allgemeine Frieden kam und überall im Auslande die Industrie entwickelte, die Napoleon, seine Kriege und sein Continentalsystem mit Macht niedergehalten hatten, standen auch bald für Lyon so gefährliche Concurrenten auf, als England, Deutschland und die Niederlande nur immer für Baumwollengarn und Baumwollenzeuge, für Steinkohlen, Wolle, Eisen und Tücher sind. Seit 1815 ist die Wichtigkeit der preußischen Fabriken um das Doppelte gestiegen; dazu sind welche in Sachsen und Rußland gekommen, und seit der freien Seideneinfuhr haben sich auch in England diese Fabriken so gehoben, daß sie uns für die niedern Qualitäten sogar den Handel mit Newyork streitig machen. So hatte der Kanton Zürich 1815 kaum zweitausend Seidenwebstühle, jezt aber besizt er deren gegen neuntausend. Daher entzieht er uns auch einen leichten Artikel nach dem andern, die doch die Hauptsache unserer Fabrikation sind, denn die schweren oder façonnirten Seidenzeuge können nur wie ein zufälliger Absaz betrachtet werden. Und wie könnte uns auch Zürichs Concurrenz nicht schädlich seyn? Dieses Ländchen hat keine Zölle, Alles wird da frei ein- und ausgeführt, es hat fast gar keine Abgaben, keinen Luxus, Alles ist da wohlfeil, so daß der Arbeiter mit fünfzehn Sous des Tages verhältnißmäßig viel besser lebt, als in Lyon mit dreißig. Außerdem ist dort Ueberfluß an baarem Geld, so daß man es leicht zu drei oder vier Prozent haben kann, während wir es hier nur mit Mühe zu sechs Prozent finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 151.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. Juni 1834.

> Die Volkspoesie, ganz Natur, wie sie ist, hat Naivetäten und Reize, durch die sie der Hauptschönheit der künstlich vollkommensten Poesie gleichkommt.
>
> Montaigne.

Finnische Runen.

In Kurzem erscheint in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, in deutscher Uebersetzung und mit beigedrucktem Original, eine kleine Sammlung poetischer Denkmäler eines der interessantesten und ältesten Völker, der Finnen. Fast unübersehbar ist der Reichthum der finnischen Volksdichtung, und noch heutzutage ist in den entlegenern, nördlichern Landschaften Finnlands die Poesie ein Element des Volkslebens; es ist keine Seltenheit, dort Landleute zu treffen, welche jede Aufgabe zierlich, mit wahrem Gefühl und bewundernswürdiger technischer Vollendung poetisch zu behandeln wissen, und ihren Gesang nach selbsterfundener Weise auf der angestammten Harfe (Kantele) begleiten. Der herrschende Charakter der finnischen Poesie ist eine kühne Lyrik, so daß das Episch-Historische nur sehr unvollkommen zur Erscheinung kommt. Hiedurch, wie durch die Menge ihrer Bilder, die feinen Schattirungen ihrer Tinten, die unübersetzbar sind, und durch den merkwürdigen Parallelismus weist sie auf orientalischen Ursprung hin, was aus der ganzen Bildung der Sprache selbst sehr einleuchtend ist. Höchst merkwürdig, leider bis jezt meistens noch sehr dunkel sind die, das Substrat der finnischen Poesie bildenden Mythen, in welchen eine überraschende Naturbegeisterung vorwaltet und die Trümmer einer uralten Poesie sich bedeutsam kundgeben.

Wir heben einige der Runen aus und bemerken hinsichtlich ihrer technischen Gestaltung nur Folgendes. Die finnischen Runen bestehen immer aus acht Sylben; eine Sylbe um die andere bekommt in der Regel den Accent, und so entsteht ein vierfüßiges, trochäisches Versmaß. Die Stelle des Reims vertritt eine Alliteration, der zu Folge in jedem Vers wenigstens zwei Worte denselben Anfangsbuchstaben haben müssen; eine andere Art, welche nur selten außer Acht gelassen wird, besteht darin, daß man zu den gleichlautenden Anfangsbuchstaben so viel als möglich ähnlichlautende Sylben hinzufügt. Dazu kommt endlich der Parallelismus, daß nämlich häufig zwei, oft drei und vier Verse hintereinander denselben Gedanken auf verschiedene Weise ausdrücken. Von all diesem poetischen Schmuck kann natürlich die Uebersetzung bloß das leztere Element berücksichtigen.

* * *

Der Sänger.

Nicht vom Runenstamme bin ich,
Auch nicht von den Zaubersängern.
Her von außen hör' ich Runen,
Weise Sprüche durch das Wandmoos,
Lieder hör' ich durch die Latten,
Spielmann durch die Wände spielen. —

Singen sollt' ich, können sollt' ich,
Wenn ich mich im Dorf nicht scheute;
Lachen werden Dorfes Dirnen,
Mich ausspotten werden Mädchen.
Wenn die Weisen ich begönne,
Mich zu Reimen ließe reizen,
Säng' ich der Seerosen Blätter,
Trillerte Meerrosen-Blätter;
Säng' ich Meere da zu Honig,
Säng' den Meeressand zu Erbsen,
Meeresgras zu grünen Bäumen,
Meeresgrus zu reinem Malze,
Meereskiesel zu Kleinoden.
Meeres Wallen müßt' sich legen,
Meeresschaum, er müßte sinken.
Wenn die Weisen ich begönne,
Mich zu Reimen ließe reizen,
Käm Heuschober her zum Hofe,
Kriegt' ich Eichen auf den Anger:
Gleiche Aeste auf den Eichen,
Auf jeglichem Ast ein Apfel,
Auf den Aepfeln goldne Räder,
Kleiner Guckuck auf Goldrädern.
Guckuck! riefe da der Guckuck;
Gold von seinem Munde schäumet,
Kupfer rinnet auf dem Kinne,
Zitternd fließen Silberflüsse.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Schon am frühesten Morgen weckten mich im Nebenzimmer all die Umstände, welche das Aufstehen einer zahlreichen und auf einen engen Raum beschränkten Familie zu begleiten pflegen. Dicht an der Thür mußte das Bett des Vaters stehen, in welches die jüngern Kinder hineinkrochen, um mit ihm zu tändeln. Die größern äußerten ihre lebhafte Begierde, das Frühstück einzunehmen, und die Mutter suchte scheltend und schaffend Ordnung in diese Wünsche zu bringen, und sie zu gleicher Zeit doch zu befriedigen. Bald aber wurden die Unterhaltungen sonderbarer, und meine Neugier fing an rege zu werden, als über Dinge gesprochen wurde, welche ich mir nicht zusammenreimen konnte. So viel hörte ich wohl, daß sich zwischen den beiden Ehegatten die Liebe oft harter Ausdrücke bediente, um sich verständlich zu machen, daß von Brodverdienen, Trägheit und einem Luftballon gesprochen wurde, und ich beschloß, mich auf die Lauer zu legen. Doch hatte sich der Mann inzwischen schon angekleidet und das Zimmer verlassen, und ich blieb in meinen Verständigungen über diese reisende Familie auf spätere Stunden angewiesen. Alsbald trat auch ich in den schönen, sonnigen, vom gestrigen Regen erfrischten Tag hinaus und suchte mir von Laibachs Oertlichkeit einen Begriff zu verschaffen. Die Stadt ist vom Flusse gleiches Namens durchschnitten und lehnt sich auf der einen Seite an einen steilen Bergrücken, auf welchem ein altes Kastell liegt, auf der andern Seite dacht sich das Ufer des Flusses allmählig hinauf und endet in einem grünen, hochgelegenen Kranze von Wäldern. Die Bauart und Anlage ist unregelmäßig und winklicht, und selbst die Hauptstraße bei jeder Quergasse über's Knie gebrochen. Schön ist das frische Grün, welches innerhalb der Stadt auf Plätzen und Alleen angetroffen wird. Dazu ist die Stadt belebt und macht einen wohlgefälligen Eindruck. Ich trat in ein Kaffeehaus und unterhielt mich mit den Erzeugnissen der Journalistik, welche auch hier dazu diente, einige müßige Stunden des Tages zu verkürzen. Auf Krainerisch und auf Deutsch war für das Vergnügen und die Belehrung gesorgt. Wie werden die Frostbeulen geheilt? Wodurch sichert man das Obst vor dem Wurm? Wie viel Menschen wohnen auf der Erde? Was läßt sich von Don Miguels Persönlichkeit erzählen? Ich frage, ob man mannichfaltiger seyn kann? Besonders interessirte mich die Laibacher privilegirte Zeitung, ein schmutziges Intelligenzblatt auf grobem, bombenfestem Papier mit alten Lettern, deren sich noch die Jesuiten zu ihrer Zeit bedient zu haben schienen; doch interessirte sie mich weniger durch das, was sie ist, als durch das, was sie war. Unter dem französischen Regime kam sie unter dem Titel Moniteur Illyrien heraus, und ich war seltsam überrascht, als mir einfiel, daß sie damals von Charles Nodier, diesem großen Meister des Gedankens, der Empfindung und des Styls, redigirt wurde.

Als ich auf einigen Umwegen in meine Herberge zurückkehrte, bemerkte ich an den Straßenecken die Ankündigungen zweier künstlerischen Produktionen, welche für den heutigen Abend angesezt waren. Eine Schnellläuferin wollte laufen und eine Sängerin singen. Ich war zufrieden, hier Zerstreuungen zu finden, welche ich in Italien vergeblich gesucht hatte. Noch dazu war die Sängerin eine Italienerin, sie kam geradewegs aus Bologna, und wurde von der hohen Aristokratie Laibachs in dem Moniteur Illyrien ausnehmend gelobt. Ob sie wahr geurtheilt hatte, davon konnte ich mich ja am Abend selbst überzeugen, und schon dadurch hinlänglich befriedigt, daß der weitere Verlauf des Tages ausgefüllt war, ging ich das Ufer der Laibach entlang, welches in seiner ganzen waldigen, üppigen Natürlichkeit gelassen und von allen Seiten zugänglich ist. Dieser Grundsatz empfiehlt sich weit mehr, als der in den großen Städten gewöhnlich befolgte, wo die Ufer der Flüsse von den zunächst anstoßenden Häusern als Fortsetzung ihrer Höfe

gebraucht werden, und wo man sich immer erst in den Besitz eines Fahrzeuges setzen muß, wenn man von ihnen einigen Vortheil ziehen will. — Daheim zogen mich wieder lebhaft die Gespräche im Nebenzimmer an. Die Frau mit ihren Kindern war allein und schien eben eine Botschaft erhalten zu haben, welche ihr nicht zusagte. „Die Polizei," rief sie mit einigen derben Flüchen, „weiß selbst nicht, was sie will! Von einem Tage zum andern werde ich hingehalten, bald fehlt es da, bald fehlt es dort. Kann ich denn dabei gewinnen? Das Publikum und der hohe Adel verlieren zulezt auch die Geduld, wie ich sie schon verloren habe. So möchte ich denn in aller Welt nur wissen, was sie von mir wollen!" Der Fremde sprach Einiges, das viel zu leidenschaftlos war, um hörbar zu seyn, das aber meine Nachbarin in ihrer Erbitterung nur steigerte. „Ich soll mich nach andern Leuten fügen," schrie sie, „welche erst gestern in diesem Neste angekommen sind, ich, die ich schon acht Tage lang mein Geld hier verzehre! Mögen die schönen Künste unter sich rangiren, wie sie wollen, darin sind sie doch alle gleich, daß sie nach Brod gehen. Ueberdies wird sich die Laibacher Polizei nicht herausnehmen, gewissen Dingen den Werth abzusprechen. Ach, du lieber Gott! ich bin in Petersburg, in Moskau, in Jassy, in Konstantinopel und Wien gelaufen, Prinzen und Grafen haben meinetwegen Wetten angestellt, und hier soll ich einer italienischen Landstreicherin nachstehen! Singen, mein Herr, das können wir Alle, aber das Laufen ist nicht Jedermanns Sache. Sagen Sie nur Ihrem Präsidenten, daß die alten Heiden schon gesungen haben, daß der Gesang eine altfränkische Kunst ist; das Laufen aber ist eine Wissenschaft von heute, neuer und frischer noch als das Seiltanzen, das Kunstreiten und der Luftballon. Sagen Sie ihm das nur!" Der Beauftragte ging und das erzürnte Weib ließ jezt ihren Aerger an den Kindern aus, welche zu schreien anfingen und dem eben eintretenden Vater ihre Noth klagten.

(Die Fortsezung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

Hinsichtlich der praktischen Anwendung des Magnetismus selbst erfahren wir, daß es dem Baumeister Jakobi zu Königsberg in Preußen gelungen ist, eine Maschine zu erfinden und ausführen zu lassen, bei welcher jene, durch den galvanischen Prozeß im Schließungsdrahte der elektro-magnetischen Kette erregte Kraft als Triebkraft wirkt, eine Idee, die wir in unsern frühern Berichten schon mehrmals angeregt haben. Es ist nämlich, um bei der allereinfachsten Anordnung stehen zu bleiben, bekannt, daß, wenn man zwischen ein Plattenpaar heterogener Metalle, z. B. Zink und Kupfer, etwa eine Tuchscheibe einschiebt, welche mit einer Mischung aus Wasser und einer Mineralsäure befeuchtet ist, so jedoch, daß sich die Platten an den Rändern noch metallisch berühren, in dieser sogenannten Kette ein elektrischer Strom entsteht, welchen man durch einen Metalldraht führen kann, der die eine Endplatte mit der andern verbindet, wodurch er die Kette schließt, daher er der Schließungsdraht genannt wird. Das Merkwürdigste ist aber, daß ein solcher Schließungsdraht, so lange jener elektrische Strom in ihm waltet, magnetisch wirkt und weiches Eisen anzieht. Diese magnetische Anziehung nun ist, wie gesagt, die Triebkraft der neuen Maschine. Wir werden, da wir sie noch nicht genauer beschrieben finden, darauf zurückkommen, nehmen aber indeß an, daß sie operire, indem der Draht, mittelbar oder unmittelbar,*) das Eisen erst anzieht, dann, bei Unterbrechung des elektrischen Stroms, d. h. bei Lösung des Drahts von den Platten, wieder sinken läßt, und so fort, womit wir indeß dem Scharfsinne unserer Leser nicht mehr als eine Andeutung geben wollen.

Indeß führt uns diese neue Maschinerie ganz natürlich zu einer andern, nämlich zu einem kürzlich auf dem Hudson in Gang gesezten Dampfboot, welches stündlich zwanzig (englische) Meilen in unruhigem Wasser zurücklegt, wogegen die größte Geschwindigkeit, welche die englischen Dampfbootbauer bis jezt haben erreichen können, nur 11¼ englische Meilen in der Stunde und in ruhigem Wasser beträgt. Dieses Boot wird mittelst eines durch Dampf getriebenen Schaufelwerkes von großem Durchmesser in Bewegung gesezt. Auch die übrige Construction soll neu und höchst sinnreich seyn, und wir hoffen, in unserm nächsten Berichte ebenfalls hierüber Genaueres mittheilen zu können. Es ist nur verdrießlich, daß das junge Amerika dem alternden Europa auch hierin wieder den Rang abläuft; eine Betrachtung, welche uns sehr weit führen könnte.

Wir lassen uns indessen darauf nicht ein, sondern bleiben vielmehr auf dem realern Gebiet des praktischen Lebens, indem wir der Entdeckung eines schottischen Hüttenmanns erwähnen, den Hitzegrad bei Schmelzfeuern dadurch bedeutend zu steigern, daß der Flamme nicht, wie bisher, kalte, sondern vielmehr erwärmte Luft zugeführt wird. Diese Idee

---

*) Die Leser erinnern sich aus einer frühern Mittheilung (Nr. 19 des vorigen Jahrg. d. Bl.), daß man die elektrisch-magnetische Erregung eines solchen „Schließungs-" oder Leitungsdrahts bis in das Unglaubliche verstärken kann, wenn man ein großes Stück weichen Eisens damit umwickelt, welches dadurch momentan zum Magnete wird und schon Lasten von zwanzig Centnern getragen hat. Die Wirkung wird aber unterbrochen, sobald man das Kreisen des elektrischen Stroms in der Kette unterbricht. N.

ist hie und da in den deutschen Bergwerken ausgebildet worden, und man hat die technischen Vortheile dabei so weit zu treiben verstanden, daß gegen 30 Prozent an Brennmaterial erspart werden. Ein Dresdener Mechaniker, mit Namen Blochmann, ist aber in dieser Beziehung noch weiter gegangen, indem er dasselbe Verfahren auch auf Stubenheizung anwendet, wobei die zur Nährung des verschlossenen Feuers erforderliche heiße Luft durch die sonst verloren gehende Wärme in den Essen erzeugt wird. Bedenkt man die merkliche Verarmung der Erde besonders an unterirdischen Brennstoffen, welche doch nimmer wiederherstellbar sind, ein Gedanke, bei dem z. B. England, wenn ihm der jährliche Verbrauch der nicht nachwachsenden Steinkohlen einfällt, eigentlich zittern sollte, so erscheint jeder ausführbare Vorschlag zur Ersparung von Brennmaterial als unendlich wichtig. Fragt man aber im vorliegenden speziellen Falle, wie die Zuführung erwärmter Luft, statt kalter, den Heizungsprozeß so mächtig unterstützen könne, so muß man zur Beantwortung dieser Frage zwei Umstände berücksichtigen. Erstlich nämlich absorbirt die kalte, zur Flamme dringende Luft, quantitativ, in der That sehr viel Wärmestoff; zweitens aber scheint die Wärmedarstellung, qualitativ, durch die Gegeneinanderwirkung der Flamme und eines Stromes erwärmter Luft auf ganz eigenthümliche Weise begünstigt zu werden. Die ganze Thätigkeit des Feuers kann in diesem Falle auf Wärmespannung verwendet werden, ohne irgend eine Beeinträchtigung durch zuströmende kalte Luft zu erfahren; und wenn auch diese Ansicht, welche an eine Undulationstheorie der Wärme streift und welche wir gern noch weiter verfolgten, sofern wir nicht den Raum und die eigentliche Tendenz dieser Blätter zu berücksichtigen hätten, den Physikern, die Alles aus der bloßen Materialität des Wärmestoffes erklären, nicht ganz zusagen sollte, so stehen wir doch nicht an, dieselbe den Lesern schließlich zur eigenen weitern Verfolgung zu empfehlen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Der Nothstand Lyons.

Unsere Fabrik stammt aus Colberts Zeit, aber was hilft uns dieser alte Adel? Allerdings haben wir in dieser langen Zeit viele Kenntnisse und Erfahrungen im Fach erworben; es wäre aber vielleicht besser, wenn unsere Fabriken, wie die deutschen, erst seit dem Frieden entstanden wären, dann würde in ihnen wohl mehr Thätigkeit, Jugendkraft und Kühnheit seyn. In dieser Beziehung hat die junge Industrie ein großes Uebergewicht über eine alte, die viel zu viel persönliche Bedenken und Rücksichten nimmt, und nicht aus dem hergebrachten Geleis herausgehen mag, wenn sie es gleich nicht mehr für gut und passend erkennt. In England ist es ebenso. Die Spitalfielder Seidenfabrik schreibt sich von der französischen Auswanderung nach der Aufhebung des Edikts von Nantes her; seitdem hat sie, obgleich von Prohibitionen begünstigt, nur eine kleinliche Existenz gehabt, während die von Manchester erst seit der ganz neuen Aufhebung der Prohibitionen angelegt worden ist, aber in einem für uns wahrhaft erschreckenden Maßstabe erstarkt. Die Seidenfabriken in der Schweiz, in Sachsen und Preußen bieten dieselbe Erscheinung dar; sie haben sich ohne Prohibitionen ausländischer Waaren erhalten und stehen jetzt voll Kraft und Leben da, während wir Lyoner aus einer drohenden Krisis in die andere versinken. Also nicht, weil unsre Industrie weiter vorgeschritten oder durch die Umstände begünstigter ist, als andere, wollen die Industrie- und Handelsrepräsentanten Lyons auf dem natürlichen, allein richtigen Weg der Handelsfreiheit wandeln, sondern lediglich, weil sie fest von der Nothwendigkeit, sich zu verjüngen, überzeugt sind, eben so wie von der Gefahr, in dem alten Geleis fortzuwandeln und sich auf einen morschen Stab zu stützen, der unsere Industrie hinter andern zurückhält. Wenn Lyon nicht wie Tyrus, Venedig, Genua, Pisa und Florenz seinen Gewerbsfleiß und Handel in Einsamkeit und Trümmer soll versinken sehen, so muß seine Industrie die bisher betretene Straße verlassen; dazu gehört aber, daß die Regierung durch ausgesprochene Handelsfreiheit für die ausländischen Waaren auch unsern Erzeugnissen den Weg in die Fremde möglich macht.

Man hat seit unsern Unruhen in den Pariser Journalen den Fabrikanten und Großseidenhändlern oft den Vorwurf gemacht, sie wollen zu viel gewinnen und den Arbeitern zu wenig Erwerb lassen; zwischen dem Arbeitslohn und dem Gewinn der Fabrikanten sey gar kein billiges und erträgliches Verhältniß u. s. w. Dies ist aber ein großer Irrthum, den ein ehemaliger Seidenfabrikant neulich durch genaue Angabe alles Einzelnen dargethan hat. Lyon zählt 28 bis 30,000 Seidenwebstühle, die 5 bis 6000 Chefs d'atelier gehören, welche entweder selbst mit den Ihrigen darauf weben, oder sie, was gewöhnlich der Fall ist, an Seidenarbeiter vermiethen. Diese heißen Compagnons. Für den Peluche — um nur einen wenig gesuchten Seidenzeug anzuführen — beträgt die vom Fabrikanten bezahlte Façon 2 Fr. 25 Ct. die Elle, deren man sehr leicht zwei des Tages weben kann; also 4 Fr. 50 Ct. Das Jahr hat aber nicht volle dreihundert Arbeitstage; denn Sonn- und Festtage, das Winden und Zusammenlegen, die Einrichtung der Webstühle u. s. w. nimmt geraume Zeit weg und diese fällt dem Chef d'atelier zur Last; rechnen wir also nur 250 Arbeitstage im Jahr. In diesen erwirbt ein Webstuhl, zu 4 Fr. 50 Ct. täglich, 1125 Fr.; davon ab die Kosten der Seide, ferner für Winden, Zusammenlegen ꝛc. des Stoffes 80 Fr. 85 Ct., bleibt als reiner Verdienst 1044 Fr. 15 Ct. Berechnen wir nun ein Atelier nur zu fünf Webstühlen und nehmen wir an, der Chef d'atelier selbst, seine Frau und drei des Webens kundige Kinder seyen hier beschäftigt, so ergibt sich (indem für die Frau wegen Besorgung ihrer häuslichen Geschäfte 250 Fr. weniger berechnet wird) die hübsche Summe von 4970 Fr. 75 Ct. jährlich. Vermiethet dagegen ein Chef d'atelier einen Webstuhl an einen Compagnon, so erhält er dafür die Hälfte der Façon, von zwei Ellen Peluche also 2 Fr. 25 Ct. Da er aber dabei auch die Kosten der Seide, des Windens, Faltens und Zusammenlegens übernimmt, so bleiben ihm nur noch 1 Fr. 93 Ct. täglich, was im Jahr auf 250 Arbeitstage 482 Fr. 50 Ct. ausmacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 152.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. Juni 1834.

O! welch ein Schatz liegt hier zu Hauf,
Wo fang' ich an! wo hör' ich auf!
Steht doch der ganze Raum so voll!
Weiß nicht, wozu ich greifen soll.

Goethe.

Noch ein Blick auf die diesjährige Ausstellung der Produkte des Gewerbfleißes in Paris.

Von G. B. Depping.

(s. Nr. 128. 129.)

Von einer so außerordentlich reichhaltigen Ausstellung, als die diesmalige ist, ließe sich nicht nur eine Reihe von Aufsätzen, sondern ein ganzes Buch schreiben; denn sie liefert die Beweise von den großen Fortschritten sämmtlicher Künste und Gewerbe, und an Betrachtungen darüber könnte man eine ausführliche Geschichte der neuern Technologie knüpfen. Die Leser haben indessen nichts zu fürchten, sie sollen sowohl mit einer Reihe von Aufsätzen, als mit einem Buche über Technologie verschont bleiben. Ich werde mir bloß erlauben, ihnen einige wenige, bei einem neuen Besuche in dem Pavillon oder Gebäude Nr. 4, dem wahren Sitze des Luxus, gemachten Beobachtungen mitzutheilen. Wenn man die drei andern Pavillons besuchen will, so thut man wohl, einige technologische Kenntnisse mitzubringen; in dem vierten aber bedarf es weiter nichts, als ein paar Augen, und da es in der Regel Niemanden daran fehlt, so ist es in diesem Pavillon auch immer doppelt so voll, als in den andern. An den Sonntagen besonders kann sich das Volk hier nicht satt sehen. Je ärmlicher es in seinen Wohnungen aussieht, desto angenehmer muß ihm dieses Lustwandeln zwischen lauter kostbaren Sachen vorkommen, die nur in den Pallästen und in den Sälen der Reichen angetroffen werden. Jeder kann sich nach Belieben einige Stunden lang im Besitze aller dieser Herrlichkeiten träumen, und wenn weiter nichts zu seinem Glücke nöthig ist, sich für den glücklichsten Sterblichen halten.

Alles, was hier glänzt, ist jedoch nicht Gold und Edelstein. Dort am Ausgange hat wieder, wie bei den vorigen Ausstellungen, ein Herr Wieland sein ganzes falsches Geschmeide ausgestellt, Rubinen, Saphire und Topasen, von denen man Klumpen für einige Franken erhandeln und sich damit vom Kopfe bis zu den Füßen wie ein König oder eine Prinzessin schmücken kann. Dieser falsche Glanz hat dem wahren außerordentlich geschadet; denn wer bürgt jetzt dem Unbefangenen für die Aechtheit der Edelgesteine, womit er eine Dame auf einem Balle oder bei einer Soirée glänzen sieht? wer weiß, ob sie diese Juwelen nicht aus Wielands Fabrik geholt hat, anstatt sie bei den Juweliren im Palais royal oder anderswo zu bestellen?

Auch in manchen andern Buden findet sich Unächtes, namentlich in der des Hrn. Romagnesi, nämlich allerlei

Kirchen= und Zimmerverzierungen, die wie Marmor, Kupfer, Porphyr, Stein aussehen, und ein sogenanntes Carton-pierre sind; aus dieser Masse oder diesem verhärteten Brei werden jezt in den Kirchen Tabernakel und große Leuchter, und in Gemächern Lampen, Gesimsverzierungen, sogar Bildsäulen verfertigt, die man für bronzene halten könnte. Auch durch dieses Mittel ist es jezt ein Leichtes, den Schein der Pracht anzunehmen und mit wenig Kosten lauter Kunstgegenstände um sich zu versammeln. Schon modellirt man auf diese Weise die schönsten Gefäße, die aus dem Alterthum oder aus der Blüthezeit der italienischen Kunst auf uns gekommen sind. So sieht man z. B. bei Romagnesi den Abguß einer schönen, von Benvenuto Cellini geschnizten Wasserkanne mit dem Becken in solchem porphyrähnlichen Carton-pierre. Und diese Abdrücke oder Abgüsse sollen dauerhafter seyn, als gewöhnliche Stukaturarbeit. Man hat jezt weder Geld noch Zeit noch Geduld genug, gothische Verzierungen in gottesdienstlichen Gebäuden anzubringen, und doch nimmt der gothische Geschmack wieder überhand. Da erscheint denn diese Erfindung zur rechten Zeit, um etwas zu liefern, was dem Altfränkischen ähnlich sieht und bei weitem nicht so viel kostet.

Schreitet man weiter in die Hallen des vierten Pavillons hinein, so stößt man auf Namen, welche keinen Argwohn des Falschen zulassen. Thomire und Odiot, sind zwei berühmte Gold= und Silberschmiede, oder vielmehr Künstler, aus deren Werkstätten und Magazinen die geschmackvollsten und ächtesten Arbeiten kommen, welche die Palläste und Schlösser der Fürsten und Reichen schmücken. Der Kunstgeschmack gibt aber diesmal dem ersten den Vorzug, denn seine Arbeiten sind in einem einfach edlen, dem antiken nachgebildeten Style ausgeführt. Die Alten würden Thomires goldene oder vergoldete Tafelsürtouts, Kandelabern, Vasen u. s. w. nicht verschmäht haben. Zwar bleibt die Menge lieber gaffend vor Odiots silbernem Laubwerk stehen, das die Mitte einer kostbaren Tafel verzieren soll, und von dem russischen Grafen Demidoff bestellt worden ist, als Geschenk für eine Dame, heißt es; ob die Idee von der Dame, vom Grafen oder vom Silberschmiede herrührt, wird nicht gesagt. Sicher ist die Arbeit dieses Laubwerks, wobei sich jedes Blatt sehr sorgfältig ausgearbeitet zeigt, sinnreich und bewundernswerth. Aber was nun weiter? Eine schöne Form macht immer Vergnügen, so oft man sie anschaut, an einem silbernen Busche hingegen hat man sich bald satt gesehen, und ein frischer Blumenstrauß in einem einfachen Gefäße nimmt sich auf einer Tafel viel hübscher aus, als Odiotsches Laubwerk, so künstlich es auch ausgeführt seyn mag. Graf Demidoff ist bei der lezten Gemäldeausstellung glücklicher gewesen: denn dort hat er zwei Meisterwerke von Laroche und Granet erstanden. Seine bei Odiot bestellte Arbeit wird bloß seinen Reichthum und Odiots Kunst im Verarbeiten des Silbers beweisen.

Noch wird Demidoffs Name bei einem andern Kunstwerke in der Ausstellung häufig genannt, das die Aufmerksamkeit um so mehr erregt, da das Volk nicht sieht, wozu es dienen soll. Es ist dies ein kleiner, runder Tempel, ungefähr 20 Schuh hoch; er besteht aus einer reich vergoldeten, und von mehreren Malachitsäulen getragenen Kuppel. Die Malachitsäulen sind zwar noch nicht da und werden bloß durch grün lakirte hölzerne Säulen dargestellt. Sie sollen aber die Hauptsache werden; denn bloß um die Malachitsäulen anzubringen, welche der Graf in seinen sibirischen Bergwerken hauen läßt, scheint der Tempel errichtet zu werden. Aber wozu der ganze Tempel? es steht ein Fußgestell darin; wer soll darauf vergöttert werden? etwa die Schöne, um deren Willen Odiot so künstliches Laubwerk in Silber geschnitten hat? Weiterhin ist auch eine silberne Kamineinfassung zu sehen; ob auch diese einer Dame zu Ehren oder zu Gefallen verfertigt worden ist, wird nicht gesagt; Uebrigens könnte Einer, der die Laune hätte, seine Kapitalien in kostbaren Kamine anzulegen, sich hier mit einem Dutzend versehen, die wahrscheinlich wenige ihres Gleichen in den Pallästen der Welt haben. Eines ist ganz von blendendweißem Alabaster, so wie die Tafeluhr, die Vasen und andere Verzierungen; ein anderes von feiner Bronze, ein drittes von stark vergoldetem Kupfer mit den schönsten Figuren, ein viertes von feiner Stahlarbeit, ein fünftes aus bemalter Lava u. s. w. Von den marmornen Kaminen will ich nicht einmal sprechen, denn dergleichen findet man in allen großen Häusern von Paris. Auch hat man die Kunst weit getrieben, den Marmor nachzuahmen, und man muß bei der Ausstellung genau Acht geben, um sich nicht durch den Anschein täuschen zu lassen und den wahren Marmor vom falschen zu unterscheiden.

Eine erstaunliche Arbeit ist ein Kronleuchter von geschliffenem Glase, in Gestalt eines Schiffes mit Wimpeln und Masten; das in der Luft schwebende und blitzende Fahrzeug mag zehn Fuß in der Länge haben; es reicht bis oben an die Decke. Zwar ist dieses Glas noch nicht so vollkommen als das böhmische oder englische; aber die übrige Arbeit ist wirklich etwas Außerordentliches, und wenn dieses Schiff, das in dem großen Saale eines der königl. Palläste aufgehängt werden soll, ganz beleuchtet seyn wird, muß es sich prächtig ausnehmen. Ein anderer Kronleuchter, an welchem Gewinde von Glasperlen nicht allein um die Arme umhergehen, sondern sich bis oben an die Decke hinaufschlängeln, ist zwar nicht so originell, mag aber nicht weniger Arbeit erfordert haben.

Etwas Riesenhaftes, und wahrscheinlich das non plus ultra der Spiegelverfertigung, sind zwei ungeheure

Platten von Spiegelglas, wovon die größte 150 Zoll in der Höhe und 98 in der Breite hat; ich zweifle, ob jemals größere verfertigt worden sind; an der größten steht als Preis 7000 Franken angeschrieben. Es hat eine ungeheure Mühe gekostet, dieselben hieher zu transportiren und aufzustellen; wie es möglich seyn wird, diese ungeheuren Spiegel mit Stanniol zu belegen, wofern man nicht ein Mittel findet, über den ungeheuren Platten zu schweben, läßt sich nicht wohl einsehen, und wenn man bedenkt, daß ein Steinchen im Stande ist, das Riesenwerk zu zerschmettern und aus den 7000 Franken eine Null zu machen, so möchte man fast bedauern, daß so viele Mühe auf ein so unbehülfliches Werk gewendet worden ist. Freilich sind die prächtigen Porzellanvasen aus der Sevresfabrik beinahe eben so zerbrechlich, aber doch leichter zu transportiren. Wahrscheinlich werden die beiden Spiegel, wenn sie mit Spiegelfolie belegt werden können, die zwei gegenüberstehenden Wände in der Galerie eines Pallastes bekleiden. Papier und Glas werden jezt zu ungeheuern Längen ausgedehnt und bedürfen keines Ansetzens, keines Aneinanderheftens mehr; denn in einem andern Pavillon sind schön bemalte Papiere zu Wandbekleidungen und Fenstervorhängen ausgestellt, so breit und lang wie jene Spiegel. Wir leben in dem Jahrhundert der großen Papiere und Spiegel, vielleicht als Entschädigung für so viele kleine Menschen, Geister und Regierungen, und die Nachwelt wird von uns sagen können: im 19ten Jahrhundert äußerte sich ein mächtiges Streben nach Größe — in der Fabrikation von Glas, Tapeten und anderem Schein und Ueberzug.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Die Erbitterung der Frau nahm jezt eine andere Wendung, und sie überhäufte ihren Mann mit Vorwürfen, welche bis auf die Zeit zurückgingen, da sie noch ledig war, und es hätte bleiben sollen. „Ach!“ sagte der Mann ziemlich ruhig und phlegmatisch, „manche Frau wird sich noch glücklich schätzen, wenn sie einen solchen Mann hat, wie ich einer bin.“ Seine Gattin fand diese Antwort aber höchst lächerlich und rief höhnisch: „Ei! wer schafft denn jezt das Brod? Muß ich nicht laufen, daß ich schwarz werde? Muß ich nicht das Unglück haben, mich für eine geborne Schnelllaufkünstlerin auszugeben, woran ich doch mein Lebtag nicht gedacht habe? Wer hat gesagt, daß er mich und die Kinder mit Seiltanzen ernähren werde?“ Der Mann erwiderte gelassen, daß er sich in den Knöchel versprengt habe und auch keine Stricke da seyen, weil sie sie in Wienerisch Neustadt an einen Mezger verkauft. „Und wo sind die Luftballons geblieben,“ fuhr seine Frau fort, „mit welchen Du uns ernähren wolltest? Sind diese in die Luft gegangen, wie Deine Versprechungen?“ Als aber der Mann ganz ruhig erwiderte, er habe ja kein Gas, fiel unfehlbar seine Hälfte über ihn her, nannte ihn einen liederlichen Strick, und schien große Lust zu haben, auf ihm zu tanzen, wenn sich jezt die Kinder nicht dazwischen gelegt und mit Heulen und Schreien die Eltern beruhigt hätten.

Nun sah ich wohl, und der Wirth bestätigte es, daß ich Karoline Paukert, kaiserlich russische Schnellläuferin aus Petersburg, dieselbe Künstlerin, welche heute Nachmittag in 45 Minuten etwas vollführen wollte, was ganz Laibach in Erstaunen setzen sollte, zu meiner Nachbarin hatte. Ich begriff die Rivalität mit der Sängerin, welche sich in dem Gespräch mit dem Polizeibedienten aussprach, und die ihr deßhalb ungelegen kam, weil sie annahm, daß die Laibacher an einem Tage nicht zwei Ausgaben machen würden. Die Frau schien mir interessant, und ich war bestimmt, ihr heute noch öfter zu begegnen; denn als ich nach Tisch in ein Kaffeehaus der Hauptstraße geflohen war und mich eben mit Zeitungen beschäftigte, von denen ich nie gehört hatte, mit der Gräzer, der Klagenfurter Zeitung, mit Charles Nodiers Moniteur Illyrien, mit dem Aufmerksamen, dem Plauderer, da ertönte vom Rathhause her der Schall einer lärmenden Trompete, die Gäste stürzten hinaus, die Fenster öffneten sich und Alles blickte neugierig auf die barokke Karavane, welche von der bezeichneten Seite langsam heranzog. Sie war es, Karoline Paukert, in einer offenen Kutsche, welche von einem Pferde ohne Fuhrmann gezogen wurde. Karoline hatte einen Anzug gewählt, welcher dem Anschlagzettel zufolge der einer Schweizerin seyn sollte. In der That trug sie ein buntes Mieder, kurzen Rock, eine mit Band besezte Schürze und einen krausen, wirren Kopfputz aus gemachten Blumen und anderm Flitterstaat. Ihr Auge glänzte wonnetrunken, sie war die Huld und Freundlichkeit selbst und warf nach allen Seiten, wie eine gefeierte Prinzessin, ihre gnädigsten Grüße, ihre Kußfinger, ihre Danksagungen für eine Huldigung, welche sie sich selber brachte. Der voranreitende Trompeter war aber Niemand anders, als ihr Gatte, der seinem Instrumente fünf bis sechs Töne entlocken konnte, welche die ganze Feierlichkeit eines Marsches ausdrücken sollten. Den Schluß bildeten noch zwei kleine Reiter auf hinfälligen, ungefütterten Rossen; es waren Karolinens älteste Söhne.

Diese Charlatanerie hatte ich bald vergessen, und es war mir sehr auffallend, als ich wieder auf's Neue mit ihr in Berührung kam. Denn während noch das

Interesse bei mir überwog, Laibachs Oertlichkeiten kennen zu lernen und die frische, waldesgrüne Umgegend aufzusuchen, kam ich am Ende der Stadt zu einer Brücke, welche dicht mit Menschen besezt war. Ich wollte hinüber, doch ein Polizeidiener hielt seinen Stock vor. Ich sah mich um, ob wo eine Stange mit einem Hute aufgepflanzt wäre, dem ich meine Reverenz hätte beweisen müssen; allein im selben Augenblicke fielen meine Augen auf Karolinen, welche die Brücke in Besitz genommen hatte und Niemanden auf die Landstraße ließ, es sey denn, daß er von ihr ein Billet lößte. Hier war es denn, wo ich mit meiner Nachbarin einige Worte wechselte, während sie mir auf einen Zwanziger herausgab, wobei ich mir einen kurzen Abriß ihres Lebens dazu geben ließ. Ich durfte jezt die Landstraße betreten, und versprach, bei ihrer bewundernswerthen Produktion heute Abend nicht zu fehlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Verhältnisse des Seidenarbeiters.

Der vermiethete Webstuhl kostet den Chef d'atelier neu für und fertig nur 80 Fr.; er bezieht also jährlich mehr als den sechsfachen Werth dafür, und solch ein Webstuhl dauert leicht zehn Jahre. Und doch führen gerade diese Chefs d'atelier die ärgsten Klagen über die Gewinnsucht der Fabrikanten und Kaufleute, so wie über ihren ungeheuern Gewinn. — Berechnen wir den Erwerb eines Chef d'atelier, der sechs Webstühle hat, wovon er selbst einen und seine Frau einen zweiten in ihren freien Stunden beschäftigen (darum sezen wir für die Frau nur 794 Fr. jährlich an), dagegen vier andere an Compagnons gegen die Hälfte Façon, also zu 482 Fr. 50 Ct. jeden vermiethet, so hat er 3768 Fr. 15 Ct. Ist er aber unverheirathet und arbeitet er also nur auf Einem Stuhl, um die fünf andern zu vermiethen, so beträgt seine Jahreseinnahme immer 3456 Fr. 65 Ct. Und wenn er lieber Kaffeehäuser, Theater und Promenaden besucht, als arbeitet, und alle seine sechs Webstühle an Compagnons vermiethet, so hat er doch jährlich davon 2895 Fr. Ziehen wir davon noch für außerordentliche Arbeitsausfälle und Unterbrechungen, für die sogenannte Saison morte und andere Kosten 400 Fr. ab, so bleiben noch immer 2495 Fr., d. h. gerade so viel für den nichtsthuenden Chef d'atelier übrig, als ein Souspräfekt, ein Richter, Untersteuereinnehmer und eine Menge Verwaltungsbeamte für unausgesezte Arbeit, Anstrengung und Verantwortung Gehalt haben. Da der Fabrikant 2 Fr. 25 Ct. für die Elle Façon zahlt, so ist es gewiß nicht seine Schuld, wenn der Chef d'atelier bloß für den Gebrauch des Webestuhls die Hälfte mit 1 Fr. 12½ Ct. abzieht und für sich einstreicht. Nimmt man nun an, was der Wahrheit ziemlich nahe kommen dürfte, daß das Ganze der von Compagnons auf gemietheten Stühlen verfertigten Zeuge sich täglich auf 100,000 Fr. beläuft, so kommt davon die Hälfte mit 50,000 Fr. an die Chefs d'atelier, und nur die andern 50,000 Fr. kommen denen zu, welche die Zeuge wirklich gewebt haben. Gewiß ein schreiender Mißbrauch, den man lange zu verheimlichen gesucht hat. Nur ein einziger Chef d'atelier in Brotteaux, der vierzig bis fünfzig Stühle vermiethet, hat bisher eingesehen, daß die Forderung der Hälfte des Arbeitslohns ungerecht und übertrieben sey; er hat sie also aus freien Stücken auf ⅓ herabgesezt, so daß sein Peluchearbeiter außer dem großen Vortheil, außerhalb der Stadt zu leben, statt der sonstigen 2 Fr. 25 Ct. nun 3 Fr. gewinnt, weil sich der billige Chef d'atelier mit 1 Fr. 50 Ct. begnügt, was bei ihm für fünfzig Webstühle an 250 Arbeitstagen doch die bedeutende jährliche Einnahme von 18,750 Fr. ausmacht. Der Chefs d'atelier aber, die nur fünf bis sechs Webstühle beschäftigen, wie wir oben angenommen haben, sind sehr wenige.

Die Anmaßung und Unwissenheit der Pariser Journale, z. B. des Constitutionnel und des Temps, über unsere Angelegenheiten und Verhältnisse übersteigt wirklich allen Glauben. Man sollte meinen, sie sprechen von einem fernen, fernen Lande, über das man sich nur mit großer Schwierigkeit Kenntniß verschaffen könne. Das Ende und der Zweck ihrer Darstellungen ist dann immer, zu zeigen: die Fabrikanten seyen unmenschliche Krösus, die sich gar kein Gewissen daraus machen, die an sich durch städtische Auflagen (Octroy), Steuern, Miethzins und geringen Lohn schon armen und elenden Arbeiter Hungers sterben zu lassen. Nun läßt sich aber mit unwiderleglichen Thatsachen und Zahlen nachweisen, daß es mit diesem Elend nicht viel zu sagen hat, und daß die Arbeiter recht gut auskommen könnten, wenn sie ordentlich, sittlich und sparsam seyn wollten. Sprechen wir zuerst von dem Octroy, das nur bedeutend ist für Lyon (153,000 Einwohner) selbst, aber nicht für die Vorstädte Guillotière (21,600 E.), Croix-Rousse (16,400 E.), Caluire (5000 E.) und Vaise (5000 E.); in diesen Vorstädten arbeiten und wohnen aber die meisten Arbeiter, und von ihnen gingen seit dem November 1831 alle Unruhen und Emeuten aus. Jene tumultuöse Croix-Rousse bezahlt an Octroy ⅔ weniger als Lyon; so z. B. für den Wein in Reifen nur 3 Fr. 20 Ct. das Hectoliter, was ungefähr 3 Centimen auf das Litre oder die Flasche macht; in Lyon bezahlt das Hectoliter 11 Fr. 66 Ct., also ungefähr ⅗ mehr. Hinsichtlich des Fleisches, des Hauptnahrungsmittels der Arbeiter, ist der Unterschied auch etwas mehr als die Hälfte. Das neue Getreidegesez hat freilich seine Unvollkommenheiten, durch dasselbe wird jedoch künftig alle Korntheuerung unmöglich. Damit will ich der Octroy durchaus nicht das Wort reden, ich erwarte im Gegentheil, daß sie vermindert werde und endlich fast ganz verschwinde. Steuern, d. h. persönliche und Mobiliarsteuern, zahlt überhaupt nur der Wohlhabende oder Reiche, dessen Miethzins sich auf 250 Fr. beläuft, durchaus nicht der Arbeiter, sondern erst der Chef d'atelier, der wenigstens drei Webstühle hat; diese Abgabe hält sich zwischen 1 Fr. 35 Ct. und 7 Fr. jährlich, ist also nichts weniger als erdrückend. Der Miethzins ist allerdings hoch, steht aber doch noch mit dem in andern großen Städten im Verhältniß, denn eine Wohnung zur Aufstellung zweier Webstühle kostet in Lyon selbst 200 Fr., in den Vorstädten jedoch nur 170 Fr. In den Abgaben liegt also nicht das Drückende für den Arbeiter, sondern lediglich in der unverhältnißmäßigen Theilung seines Erwerbs mit dem Chef d'atelier, wovon wir oben sprachen. Dieser Ungerechtigkeit, diesem Uebelstand muß durchaus abgeholfen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 153.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. Juni 1834.

Wann er anschwellet Tonesfluthen,
Wirft er in alle Herzen Gluthen;
Sein Hauch macht Seelen froh im Land,
Und wer ihn hört, kommt vom Verstand.

Fasli.
Rose und Nachtigall.
(Nach J. v. Hammer.)

Finnische Runen.

Die Geburt der Harfe.

Alter Wäinämöinen selber
Auf dem Berge hieb ein Boot zu,
Schuf auf Bergeshöh' die Harfe.
Wovon ist der Harfe Höhlung?
Von dem bunten Birkenmaser.
Woraus sind der Harfe Schrauben?
Aus gleichdickem Ast der Eiche.
Woraus sind der Harfe Zungen?
Aus dem Schweifhaar tücht'gen Hengstes,
Aus des Lempo's-Füllen Kleidung.
Alter Wäinämöinen selber
Rief Jungfrauen, rief Jünglinge,
Um zu spielen mit den Fingern:
Freude wurde nicht zu Freude,
Spiel sich nicht zu Spiele stimmte.
Rief er unbeweibten Männern,
Rief er die beweibten Helden:
Freude wurde nicht zu Freude,
Spiel sich nicht zu Spiele stimmte.
Rief er Alte aus den Weibern,
Männer in den Mitteljahren:
Freude wurde nicht zu Freude,
Spiel sich nicht zu Spiele stimmte.
Sezt der alte Wäinämöinen
Selbst sich da zu seinem Sitze,
Nahm mit Fingern sein die Harfe,
Wandt' an seine Knie die Höhlung,
Unter seine Hand die Harfe;
Alter Wäinämöinen spielte.
Wurde da erst Spiel zu Spiele,
Freude sich zu Freude stimmte.
Fand man keinen in dem Haine,
Laufend auf der Füße vieren,
Trippelnd auf den kleinen Tatzen,
Der nicht kam, um zuzuhorchen,
Als der Vater Freude weckte,
Als Wäinämöinen spielte;
Selbst der Bär stemmt an den Zaun sich,
Als Wäinämöinen spielte.
Fand man keinen in dem Haine,
Schwingend seine beiden Schwingen,
Der nicht kam, geschaart wie Flocken.
Fand man keinen in dem Meere,
Fahrend mit sechs feinen Flossen,
Hin und her bewegend achte,
Der zu horchen nicht gekommen.
Selbst die Wirthin in dem Wasser

Warf herauf sich auf das Seegras,
Zog sich auf die Wassersteine,
Auszuruhen auf dem Bauche.
Aus Wäinämöiuens eignen
Augen drang ein klares Wasser,
Rundlicher als wie Moosbeere,
Derb wie Ei des Haselhuhnes,
Auf die Brust herab, die wackre,
Von der Brust zu seinen Knieen;
Von den Knieen zu den Füßen,
Fielen nieder Wassertropfen,
Fielen durch fünf Wollenmäntel,
Durch acht lange wollne Röcke.

Die Geburt des Seehunds.

Tagesvogel, kleine Schwalbe,
Tagesvogel, Fledermäuschen
Einen ganzen Sommertag flog,
Einen Herbsttag rastlos eilte;
Suchte Land, darauf zu liegen,
Laubwald, um darin zu weilen,
Acker, drauf zu baun das Nestchen,
Blachfeld, Eier drein zu legen.
Fand sie Land nicht, drauf zu liegen,
Blachfeld nicht, um drein zu legen,
Laubwald nicht, um drinn zu weilen,
Acker nicht, zu baun das Nestchen.
Flog sie auf die Bergesspitze,
Schaut' im Meer ein kleines Schiffchen,
Mit röthlichen Masten segelnd.
Flog sie unter Fahrzeugs Decke,
Goß von Kupfer sich ein Nestchen,
In das Nestchen Ei von Golde.
Kam die Windsbraut von dem Meere,
Warf das Fahrzeug auf die Seite,
Daß das Ei in's Wasser rollte.
Das vermehrte sich zum Seefisch;
Daraus härtet sich der Seehund.
Viele Schwarze sind im Meere,
Aber Seehund' sind nicht alle.

Die Geburt der Salben.

Wuchs ein Ochse in Cajana,
Ward besonders fett ein Bulle.
Rührt' sein Haupt er in Tawastland,
Schlief sein Schwanz in Torneå.
Einen vollen Tag flog Schwalbe
Von des Schwanzes End' zum Anfang,
Eichhorn sprang 'nen ganzen Monat
Zwischen dieses Ochsen Hörnern,
Konnte doch zum Ziel nicht kommen,
Konnt' durchaus dazu nicht kommen.
Ward geschickt nach einem Schlächter;
Aus dem Meer ein schwarzer Mann stieg.
Uros hob sich aus den Wogen,
Höher nicht als wie drei Finger,
Länger nicht als wie vier Daumen;
Klafter Kohlen auf den Achseln,
Auf dem Kopf 'ne Elle Funken,
Spanne Sandes auf dem Rücken,
Steines-Mütze auf dem Haupte.
Als er seinen Mann gesehen,
Hieb er ihn flugs in den Nacken;
Fiel der Stier auf seine Knie,
Ward gewendet auf die Rippen,
Ward gerissen auf den Rücken;
Und erhielt man von dem Ochsen
Hundert Zuber voll von Fleische,
Sechs gefüllte Tonnen Talges,
Sieben Boote voll mit Blute,
Daraus Salbe ward gewonnen,
Angeschafft daraus Heilmittel,
Schmerzen damit fortzuschaffen,
Feuers Wunden fortzubrennen,
Feuers Kräfte zu besiegen,
Feuers Schaden schnell zu heilen.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Bis dahin suchte ich den günstigsten Punkt zu gewinnen, von welchem aus sich Laibach dem Auge darbietet, und fand ihn am westlichen Ende, das etwas höher als die Stadt gelegen, die anmuthigste Partie von Alleen, Wiesen und den Vorsprüngen dichter Wälder bildet. Von hier aus schneiden sich die Umrisse der Stadt sehr bestimmt aus dem Hintergrunde des blauen Horizontes heraus, das Kastell auf dem Hügel, die Kirchen, die große Kaserne zur linken Hand. Dies Alles, durchsonnt von der Glut des Augusts, konnte für meine Unterhaltung ausreichen bis zum Anfang der lauf- und gesangkünstlerischen Leistungen des Abends. Auf der Brücke fand ich es schon kaum zum Durchkommen, allein mein Billet und meine Bekanntschaften halfen mir. Ich erhielt einen freundlichen Gruß von der angestaunten Frau, welche in der That wie ein Hanswurst aussah, und drängte mich auf die Landstraße, auf welcher die Abonnenten heut

allein zu gebieten hatten. Zu Wagen und Pferd hatten sich die Freunde der Kunst eingefunden, und suchten einige am Wege liegende Häuser zu gewinnen, deren Schatten sie vor der noch nicht untergegangenen Sonne schüzte. Es währte lange, ehe Karoline erschien. Wir warten, wir legen eine Viertelstunde zur andern, sie hat vielleicht noch keine gute Kasse gemacht. Doch nein, die Köpfe bekommen alle Eine Richtung, man biegt sich vor, man steigt auf einen Stuhl, da ist sie, sie kommt im vollsten Gallop! Von Reitern verfolgt, mit einem Schnupftuche und einem Hirtenstabe ausgerüstet, springt die schweizerische Amazone an mir vorüber, sie erkennt mich nicht; ach! jezt ist sie nur mit sich und ihrem Ruhme beschäftigt. In kurzer Zeit ist sie wieder zurück, aber ihre Leistung haben wir erst halb. In der That, da kommt sie schon wieder, sie schreitet langsamer, sie glüht, sie holt aus der kochenden Lunge den tiefsten Athem. Jezt begriff ich die Grausamkeit ihres Mannes, der seine Stricke verkauft hatte, auf denen er hätte tanzen sollen, und der nichts mehr wußte, als vor ihr her einen Marsch zu blasen und jezt auf der Brücke die Kasse zu verwahren. Ich eilte, an diese Brücke zurückzukommen, wo Karoline zulezt eintreffen mußte. Sie blieb recht lange, ich bangte für ihre Ehre, für die Polizei, welche ihr gewiß das Handwerk legte, wenn sie eine Minute zu spät eintraf; aber sie kam, sie sah nach der Uhr, und sie hatte gesiegt, sie hatte um drei Minuten sich selbst übertroffen. Sie lachte, sie zeigte allen Leuten, daß sie noch gesunde Glieder habe, that aber dies Alles nicht, ohne zu gleicher Zeit den Teller zu ergreifen und noch eine Nachlese zu halten. Alles, was jezt zurückzog über die Brücke, mußte ihr noch einmal einen kleinen Tribut entrichten, und sie sagte mir offenherzig, sie habe beim Auslaß mehr verdient, als beim Einlaß.

Jezt war es aber die höchste Zeit, in das angekündigte Konzert der Italienerin zu gehen. Die siebente Stunde hatte längst geschlagen, und noch wußte ich nicht einmal das Lokal, wo ich meine neuen Genüsse sammeln sollte. Doch wenn man in Laibach, wo Alles Krainerisch spricht und das Deutsche nebenbei versteht, nur recht langsam und deutlich den ersten besten anredet, so wird man immer Bescheid finden. Ich fand ihn, den Konzertsaal und Alles. Eine alte Dame, unter dem Schutz eines jungen Menschen, welcher hinter ihr stand, bewachte die Kasse. Die Instrumente stimmten erst, und noch war nichts angegangen. Das Publikum hatte sich zahlreich versammelt; denn ich denke, dreiviertelhundert ist für Laibach eine ansehnliche Zahl; wäre der Kongreß noch nicht beendet gewesen, so würde es freilich voller gewesen seyn. Ein langweiliges, hölzernes Fortepiano stand zwischen den Fünf-und-siebzig und den Fünf oder Sieben des Orchesters. Die Primadonna erschien. Adelaide Sartori war noch jung, schüchtern, ungewandt, sie schien einzig von ihrer Musik begeistert. Sie war nicht schön, aber interessant, ihr dunkles Auge versprach sehr viel, doch verdankte sie den schwärmerischen Ausdruck desselben mehr ihrer bleichen Gesichtsfarbe und dem angebornen melancholischen Phlegma der Italienerinnen, als sich selbst. Sie sang einen vortrefflichen Mezzosopran, und die Semiramide mußte ihr besonders gelingen. Ernst und Feierlichkeit schienen ihr am meisten anzustehen, und die Sachen von Merkadante, welche sie vortrug, rissen die Fünf-und-siebzig auch am meisten hin. Es herrschte ein rauschender Enthusiasmus im Saale, die Mitglieder der philharmonischen Gesellschaft sprachen händeklatschend ihr Entzücken aus, weil sie es italienisch nicht konnten, und Adelaide schien in einem Meere von Wonne zu schwimmen. Sie hatte durchaus nichts von jener triumphirenden Miene und der gemachten Herablassung einer routinirten Primadonna, und ich würde ihr meine Theilnahme nicht verschwiegen haben, beliese sich nicht auch mein Italienisch nur auf etwa zwanzig bis dreißig Wörter, mit welchen ich wohl Butter, Käse, die Liebe, theuer, unverschämt, und einige andere Bedürfnisse und Ansichten leidlich auszusprechen vermag, schwerlich aber den Beifall eines Kenners zusammengesezt haben würde. Der Zufall wollte später, daß ich Adelaiden nichts schuldig blieb.

Am nächsten Morgen reiste ich ab. Die Versäumung einer polizeilichen Förmlichkeit, welche die Behörden um einige Kreuzer und eine Notiz im Fremdenbuche brachte, zwang mich, den Wagen erst hinter der Barriere zu besteigen. Es überraschte mich nicht, ihn von drei Personen schon besezt zu finden; aber das brachte mich zum Erstaunen, in ihnen auf den ersten Blick Signora Adelaide, die Kassenhalterin, ihre Mutter, und den Schutz der leztern, ihren Bedienten, zu erkennen. Jezt stürzten Lexikon, Grammatik und die Befangenheit über den Haufen, die alten Sprachunterschiede galten nicht mehr, eine Art Pfingstgeist kam über uns, und wir fingen an, in Zungen zu reden, die selbst für uns neu und nichtsdestoweniger verständlich waren. Adelaide sprach schlecht französisch, ich mit meinem kleinen Lexikon von dreißig Wörtern schlecht italienisch. Ein romaneskes Gemisch, wie man es aber doch in Piemont und Wallis nicht verstehen mag, bildete somit die Grundlage zu einem Sprachgebäude, welches durch Mienen, durch Gesten, durch die größere oder kleinere Belebung der Augen, durch ein halbes Lachen, ein gewagtes Spiel mit Adelaidens schöner Hand, und tausend andere Dinge, welche sich nicht aufzählen lassen, weil sie mehr auf dem Schweigen beruhten, erst seinen vollkommenen Ausbau erhielt. Ich kann sagen, daß ich mich mit meiner Reisegesellschaft drei Tage lang

vortrefflich unterhalten habe, und Niemand wird daran zweifeln.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

(Beschluß.)

Phrenologisches Basrelief. Kinderdrama.

Nun von etwas Heiterem. Lyons Künstler haben zu der lezten Pariser Kunstausstellung auch ihre Beiträge geliefert, freilich nichts von Bedeutung. Nur Ruolz Basrelief unter Nr. 1130 ist in einigen Journalen gerühmt worden. Es stellt den Dr. Gall vor, wie er den personifizirten Wissenschaften seine Schädellehre auseinandersezt. All diese Wissenschaften hören dem Doktor mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und Europa ist in der Nähe, um Galls Namen unter den Aerzten aufzuzeichnen, welche die größten Entdeckungen gemacht haben. Man hat die Anordnung des Ganzen glücklich genannt, und einzelne Figuren, z. B. die dramatische Kunst, verdienen alles Lob; ich halte aber die ganze Idee für unglücklich und unpassend für die plastische Darstellung; ja fast lächerlich möchte ich es nennen, daß sich die zuhörenden Wissenschaften und Künste durch die Protuberanzen auszeichnen, die ihnen nach dem System zukommen, z. B. die Malerei durch den Farben-, die Astronomie durch den Zahlensinn. Diese Organe sind zwar sehr deutlich an den Köpfen der Figuren ausgedrückt, man muß aber doch die Finesse wissen, um es zu bemerken. In welche Verirrungen verliert sich doch unsere bildende Kunst, gerade wie unsere Literatur!

In den vielen Täuschungen, die uns in dem französischen Leben voll Charlatanerie, Unwahrheit und Lüge aufgedrungen werden, gehören auch die Kinderreputationen. Wenn man von so kleinen Wundern hört, die der Natur voraneilen, so denkt man immer an ein Zuckerhütenverdienst, an Treibhaus- und Mistbeetzucht, an schnell aufgeschossene Pflanzen, oder an solche, die aus fernen, fremden Ländern stammen, die durch Lohe und vieles Begießen wirklich dahin gebracht worden sind, einige Blätter und Blüthen zu treiben, oder gar einige elende verkrüppelte Früchte. So ungefähr dachten Viele hier, als das Kindertheater oder das Gymnase enfantin von Paris hier pomphs angekündigt wurde. Wir dachten an kleine Schüler, die ihre Lektion recht gut gelernt haben und die in der Nachahmung der guten Pariser Schauspieler wohl abgerichtet worden sind; daß sie aber wirklich Schauspieler und zwar gute Schauspieler seyen, das fiel Niemanden ein. Wir hatten allerdings ehemals die ganz junge Léontine Fay gesehen und bewundert, aber diese schauspielerische Frühreife konnte sich, meinten wir, doch nur einzeln wiederfinden, nie in Masse, in so großer Zahl, daß eine ganze Truppe aus solchen Talenten zusammengesezt werden könnte. Und doch ist es so. Ich habe bei diesen Kinder-Mimen zwischen sieben und dreizehn Jahren eine bewundernswürdige Leichtigkeit und Anmuth in der Darstellung gefunden. Diese kleinen achtjährigen Mädchen stellen mit Glück die zartesten und mannichfaltigsten Schattirungen des weiblichen Gemüths und der weiblichen Leidenschaften dar. Und bei den Knaben, wo sich nichts so schnell entwickelt, als bei den Mädchen, war es gerade eben so; sie spielten mit Einsicht und Feinheit, wie es Erwachsenen nur nach langer Beobachtung und Uebung möglich ist, und sangen im Vaudeville mit Ausdruck und Lebhaftigkeit. Mamsell Léontine, acht Jahre alt, spielt die ersten Liebhaberinnen und naiven Mädchen, wobei ein sehr günstiges Aeußere, ihr sehr hübsches Gesichtchen, ihre blendend weiße Haut mit reichen blonden Locken über den schon abgerundeten Schultern, ihr sehr zu statten kommen; ihr Spiel ist fein und natürlich. In ihr zeigt sich schon eine vollendete Französin von fünf-und-zwanzig Jahren, dieselbe Koketterie, die es auf alle Weise versucht, dieselben Caprisen und der zwischen Heiterkeit, Frohsinn, affektirter Melancholie und Anmaßung wechselnde Ton. Mamsell Sophie ist gar nur sieben Jahre alt, aber doch schon eine naive Liebhaberin, die im Vaudeville singt, Rouladen macht, aber etwas Unangenehmes in der Stimme hat, was von einem ausgefallenen Milchzahn kommt. Das wird sich also bald geben. Mamsell Adèle ist die zweite Liebhaberin, zwölf Jahre alt, mit sehr milder, angenehmer Stimme und einem sehr glücklichen Aeußern; man sieht sie eben so gerne als naives Mädchen, als sentimentale Geliebte, wie als Mutter und alte Frau. — Monsieur Alexandre, zwölf Jahre alt, ist der erste Komiker der Truppe; sein kleines, verzerrtes Gesichtchen, mit dem er überdies machen kann, was er will, paßt trefflich zu seinen Rollen; in fader Selbstgenügsamkeit, Effronterie, kleinmeisterischer Süßlichkeit, in den Lügen und der Verdorbenheit unserer heutigen jungen Leute sucht seine Darstellung ihres Gleichen. Monsieur Ch. Lyon ist der Aelteste der Truppe, denn er wird in einem Monat dreizehn Jahre alt. Trefflich spielt er junge Rollen von gutem Ton, deßgleichen Väter, Minister, Professoren, Lehrer u. s. w. Sehr gut sind die Genannten von den Messieurs Adolphe und Eugène, so wie durch die Mamsells Eugénie und Emilie unterstüzt, so daß nicht allein in der Provinz, sondern selbst in Paris selten besser, mit mehr Leben und Zusammenklang gespielt wird, als von diesen Kindern. Fragen Sie mich aber nun, ob mir diese Darstellungen gefallen haben, so muß ich Ihnen antworten: durchaus nicht. Wie mir früher die Kinderbälle in Wien und München sehr zuwider waren, weil ich auf ihnen das unbefangene, leidenschaftslose, arglose, nichtsahnende Kind grausam in das unreine Treiben der Gesellschaft gestoßen und mit ihren Flittern und bunten Lappen behängt sah, so war es mir wahrhaft peinlich, diese Kinder durch solche Mistbeet- und Treibhauskultur aus ihrer duftenden Frühlings- und Blumenwelt herausgerissen und in die erbärmliche, leere, herzlose und verdorbene Welt der Convention und Leidenschaft gezerrt und da festgehalten zu sehen. Dies ist jedoch bei den so wenig kindlichen und ernsthaften französischen Kindern leichter als bei uns in Deutschland. In Frankreich haben die Kinder auch mehr Lust, das Gesellschaftliche zu beobachten und nachzuahmen; schon als Kinder ahnen sie dessen ganze Wichtigkeit, sie fühlen schon, daß es später einen so bedeutenden Theil ihres Lebens ausfüllen wird. Bei alle dem ist in dieser Komödie doch das Meiste angelernt, es ist nichts, als die von einem geschickten Direkteur geleitete treffliche Nachahmung guter Pariser Schauspieler in ihren Fächern. Die Kinder gucken es ihrem Vorbild ab, wie es sich räuspert und spuckt, das Eigenthümliche, Selbstgeschaffene geht ihnen aber noch völlig ab, bis sie selbst empfinden; darin aber eilen die französischen Kinder denen anderer Länder nicht voraus. Das Ganze ist also abermals eine Charlatanerie, ein Versuch, etwas Neues besser auf die Beine zu bringen, als es bisher geschehen war.

Beilage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 154.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. Juni 1834.

Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig,
Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus.

Schiller.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

Deutsche und englische Erziehung.

Eines Tags, da ich durch einen der endlosen Gänge im alten Badhaus oder Nassauer Hof zu Schlangenbad ging, drang mir aus einer Thüre ein wirres Gesumse entgegen, woran ich sogleich erkannte, daß hier eine Schule war. Kaum hatte sich meine gravitätische Mentorgestalt schweigend auf der Schwelle blicken lassen, als den Schulmeister, einen kurzen, dünnen, schwindsüchtigen Menschen von kaum zwanzig Jahren, ein seltsames Verlangen anzukommen schien, meine Bekanntschaft zu machen. Er ersuchte mich, sein literarisches Territorium zu betreten und bat sehr anständig um Erlaubniß, mich mit seiner Lehrweise bekannt machen zu dürfen, indessen die kleinen Bursche auf ihren Bänken mich fortwährend so furchtsam anblickten, als Mäuse einem Bullenbeißer in's Gesicht oder Frösche auf den schreckbaren Schnabel und den Umriß eines Storchen blicken. Ich nahm mit einer leichten Verbeugung das Anerbieten des jungen Domine an, und er begann nun, mir zu erklären, daß sämmtliche Kinder in Nassau vom sechsten bis zum vierzehnten Jahr auf Befehl des Herzogs in die Schule gehen müssen; die Eltern eines Kindes, welches böslich die Schule versäume, werden zum erstenmal um zwei, zum zweitenmal um vier, zum drittenmal um sechs Kreuzer gestraft; wenn sie zu arm seyen, diese Bußen zu entrichten, müssen sie dieselben durch Handarbeit streng abverdienen, oder sonst für die Versäumniß ihrer Kinder büßen; die Einwohner jedes Orts bezahlen für sich im Verhältniß ihrer Mittel den Schulmeister, aber der Herzog schreibe vor, was die Kinder lernen sollen, nämlich: Religion, Singen, Lesen, Schreiben, biblische Geschichte, deutsche Sprache, Naturgeschichte, Geographie und Rechnen, und die ganze Lehrmethode sey auf das Pestalozzische System gegründet.

Nach dieser Einleitung zeigte mir der junge Schulmann Proben von der Schrift seiner Kinder, wies mir ihre Schiefertafeln mit Rechenexempeln aus den Anfangsgründen der Arithmetik; sodann rief er mehrere Knaben und Mädchen auf, gab einer der kleinen zitternden Kreaturen um der andern seinen Stecken in die Hand und ließ sie auf den Karten, welche an den Wänden hingen, die großen Meere, Seen, Berge und Hauptstädte der Erde zeigen. Nachdem ich der Liebe und dem Eifer, womit der treffliche junge Mann seinem dornenvollen Lebensberuf oblag, „der niemals endet, stets von vorn beginnt,“ meinen aufrichtigen Beifall gezollt, wollte ich mich entfernen, da bat er mich inständig noch um die Gefälligkeit, seine Kinder einen Augenblick singen zu hören. Er klopfte

mit dem Stock auf den Tisch, und im Moment, als wäre der Stock eine Stimmgabel, paßte Alles auf, beim zweiten Schlag auf den Tisch schoben sie ihre Schiefertafeln und Bücher bei Seite, beim dritten rissen sie ihre Augen so weit auf, als sie konnten, und pumpten ihre kleinen Lungen voll, und beim vierten sperrten sie intonirend Mäuler auf, welche zu meiner nicht geringen Verwunderung innen so schwarz waren, als die Rachen von König Karls Hühnerhunden; hätten die Kinder Tinte getrunken, Zunge und Gaumen konnten nicht schwärzer seyn; und so einfach schön auch der Psalm war, den sie unter Begleitung des Lehrers sangen, so herrlich die jugendlichen Stimmen durch die langen Gänge hallten, ihr Anblick hatte etwas so unbeschreiblich Komisches, daß jedes andere Gesicht als das meinige sich verzogen haben müßte. Plötzlich aber fiel mir die Ursache des seltsamen Phänomens ein; denn denselben Morgen hatte ich mehrere Bauern bemerkt, deren Beinkleider an den Knien ganz schwarz gefärbt waren, weil sie kniend Heidelbeeren gepflückt hatten, welche auf den bewaldeten Hügeln Nassaus in überschwenglicher Menge wachsen. Die Kinder hatten offenbar auf demselben Anger geweidet, und sobald dies mir beifiel, sah ich auch an ihren geschwärzten Fingerchen, daß ich das dunkle Problem richtig gelöst.

Ich kehrte in mein neues Badhaus zurück; aber der interessante Auftritt, dessen Zeuge ich in der kleinen Dorfschule gewesen, kam mir nicht aus dem Sinn. Wir in England hängen alle so fest an jenem seltsamen Wörtchen, das leicht zu sagen, aber schwer zu definiren ist — Freiheit, daß wir uns schwerlich gegen etwas mehr mit Händen und Füßen sträuben würden, als gegen ein Zwangssystem der Nationalbildung, dergleichen in Nassau herrscht; und doch, wenn das Gesetz die Macht hat, das Verbrechen zu bestrafen, so sieht man nicht recht ein, warum es nicht auch durch Erziehung das Verbrechen sollte verhüten dürfen. Jeder rechtliche Vater bei uns wird gerne zugeben, daß das sicherste Mittel, aus seinem Sohn ein glückliches und brauchbares Glied der Gesellschaft zu machen, darin besteht, daß er sorgsam auf seine geistige Bildung bedacht ist. Wir alle glauben, daß hier ein guter Saame gesäet, daß Unkraut ausgerottet werden kann, daß Unwissenheit ein Kind zu Verirrung und Verbrechen führt, daß man in seinem Kopf Licht anzünden kann, wie Nachts auf der Straße, daß seine Geisteskraft, seine einzige Waffe gegen die Leidenschaften, gleich des Grobschmids Arm, durch Uebung gestärkt werden kann; und wenn somit, dem allgemeinen Anerkenntniß nach, Bildung eines der kostbarsten Güter ist, das ein vernünftiges Wesen seinem Kinde vermachen kann, so scheint daraus zu folgen, daß eine väterliche Regierung, vor Gott wenigstens, so ziemlich gleich viel Recht haben möchte, ein Kind zur Schule, als einen Uebelthäter zum Galgen zu verurtheilen. Es kann aber für einen merkwürdigen Beweis gelten, wie verschieden das Nationalgefühl ist, daß man in England allenthalben Richter und Geschworne den Leib verurtheilen sieht, während dieselben Männer schon vor dem Gedanken schaudern, dem Geist eine Buße aufzulegen; sie sehen weder vom moralischen, noch vom religiösen Standpunkt einen Grund, warum sie jenen nicht einkerkern sollten, erklären es aber sämmtlich für ein Staatsverbrechen, diesem zur Freiheit zu verhelfen. Unsere armseligen Gesetze machen es jeder Gemeinde zur Pflicht, den Ihrigen Nahrung, Obdach und Kleidung zu verschaffen; aber in England gilt es für unrecht, einem im Namen der Nation Geistesnahrung aufzudringen. Der Herzog von Nassau dagegen mag meinen, in einem civilisirten Gemeinwesen haben die Kinder so wenig ein natürliches Recht dazu, unwissend, als nackt aufzuwachsen. Ja, wenn die mildeste Regierung mit vollem Rechte einen im Namen der Schicklichkeit zwingt, seinen Leib zu bekleiden, so sollte sie ihn auch im Interesse der Wohlfahrt und der fortschreitenden Entwicklung der Gesellschaft nöthigen dürfen, seinen Geist anzubauen. Ich sage es ohne Scheu, denn es ist meine feste Ueberzeugung: unser englisches Erziehungssystem hat in politischer Rücksicht die kläglichsten Folgen gehabt und muß sie ferner haben, so lange es besteht.

Es klingt sonderbar, aber wenige, die darüber denken mögen, werden es leugnen, daß zwischen dem Menschen und dem, was man die Menschen nennt, daß zwischen dem Verstande des menschlichen Einzelwesens und dem der Species, dem es angehört, ein mächtiger Unterschied ist. Man beobachte einen ganz gewöhnlichen Menschen nur einen Tag lang, und man wird mit Vergnügen bemerken, wie gewandt er sich in all die kleinen, unvorhergesehenen Umstände des Lebens zu schicken weiß; wie pfiffig er, wie durch ein Labyrinth, seine Interessen verfolgt, und wie rasch er mit seinen Planen wechselt, oder, wie man gewöhnlich sagt, seinen Sinn ändert, so bald dies ihm ersprießlich dünkt. Man wende sich an ihn in einem einfachen Handel, und man wir finden, daß er schnell auffaßt und richtig urtheilt. Bringt man nun aber ein Dutzend solcher Leute zusammen, flugs tritt ein Gerinnen der Vernunft ein, und indem man addirte, hat man in Wahrheit subtrahirt. Der Eine kann seine Meinung nicht klar aussprechen, ein Anderer drückt ganz geläufig aus, was er eigentlich nicht meint, ein Dritter disputirt über seines Nachbars Urtheil und verabsäumt darüber sein eigenes, ein Vierter verläßt sich schläfrigerweise auf des andern Kopf; kurz, Ein Pilot brachte das Fahrzeug glücklich in den Hafen, mit zwölfen am Steuer läuft es unvermeidlich auf das Riff. Wird nun, statt einem Dutzend Leuten, etwas der Sorge, der Intelligenz, der Ehre einer großen Körperschaft, einer

uneigentlich sogenannten **Corporation** anvertraut, so ist die Apathie, die Achtlosigkeit und Trägheit noch viel ärger, und liegt die Sache vollends gar, statt auf einer Corporation, auf jenem Unding, auf einer ganzen Nation, so wird die Nachlässigkeit völlig heillos. Kurz, die Individuen einer Gemeinheit verhalten sich zu dieser Gemeinheit selbst, wie Bienen zu einem Stock, der geschwärmt hat; und wenn der Bauer die plumpe Masse vom Baum schüttelt, so glaubt man kaum, daß sie aus kleinen, verständigen, flinken Wesen besteht, deren jedes seinen Stachel als Waffe führt und Werke verrichtet, die man nicht genug bewundern kann. Ist diese Theorie richtig, so erklärt sie auch vollkommen unser unseliges Erziehungssystem: Erziehung ist Jedermanns Pflicht, und eben damit Niemandens Pflicht.

„Ein Kind, von Vielen Kind genannt,
Hat Vatersorge nie gekannt."

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Die Verständigungen waren bald gemacht. Delikate Familienumstände zwangen mein Gegenüber, von ihrem Talente Vortheil zu ziehen, sie tauschte ihren stolzen Familiennamen gegen einen nichtssagenden um, und hatte in der That gestern in Laibach ihr erstes Konzert gegeben. Der geerntete Beifall munterte sie auf, ich versprach ihr goldene Berge, nannte ihr Städte und Länder, wo sich Dukaten ersingen ließen, und mußte lachen, als Adelaide, deren Kopf ohne alle Geographie war, sich anschickte, alle genannten Namen sorgfältig in ihr Portefeuille zu verzeichnen. Berlin, Prag, Dresden und hundert andere Städte waren für sie mythologische Namen, an welche sie auch jezt noch nicht geglaubt haben würde, hätte ich nicht dazu ein so ehrliches Gesicht gemacht. Die Alte war vergnügt; sie herzte vor Freuden, daß sich in der Welt so viel verdienen lasse und man sobald nicht wieder nach Bologna zurückzukehren brauche, ihren fatalen Hund, lobte die Deutschen, und sprach noch immer ihr wirres Zeug durcheinander, als mir plötzlich ihre Gegenwart unheimlich wurde. Ihr Busen fing nämlich an, meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen: deutlich hörte ich ihn Töne hervorbringen. Ich sah die Frau verwundernd an; aber sie erwiderte meinen Blick nur mit dem vollen Ausdruck von Zärtlichkeit, der ihr zu Gebote stand, nahm dann ein Stückchen weißes Brod, steckte es halb in ihren kleinen, noch schönen Mund und neigte sich sanft zu dem tönenden Busen herab. Jezt erst klärte sich diese trügerische Erscheinung auf. Ein dummer grauer Sperling streckte sein kahles Haupt herauf, und huschte, nachdem er aus dem Munde seiner Herrin einige Brosamen gepickt hatte, wieder hinunter. Lachend sagten mir die beiden Damen, sie haben diesen Landsmann von den Feldern Bolognas mit sich genommen, um ihn so lange zu füttern, bis er sterbe. Mir schien das sehr lächerlich.

Mancherlei Rücksichten verhindern mich, in die unzähligen kleinen Details meiner dreitägigen Reise von Laibach bis Grätz einzugehen. Wir kamen durch eine einfache und bescheidene Natur: Gebirgshöhen, welche mit langen Ebenen abwechselten, der Fluß Mur und viel anmuthiges Einerlei. Die Tannen waren für Adelaiden ein ganz neuer Anblick, und ein Reh, welches ruhig vor einem Strauche, dessen junges Laub es fraß, stehen blieb, sezte sie in kindisches Erstaunen. Wie oft schickte sie mich durch einen bittenden Blick oder einen indirekten Befehl hinaus, ihr einen Stein, eine Feldblume oder ein Blatt zu holen, von dessen Form sie keine Vorstellung hatte. Beim Ausspannen der Pferde in den Herbergen, wo uns der Hunger und die Sitte des Fuhrmanns das Mahl oder Nachtlager anwies, hatte ich noch größere Noth auszustehen. Von Laibach hatte nämlich die Mutter einen Eßwaarenvorrath auf vierzehn Tage mitgenommen; dieser wurde überall von Alessandro, dem Bedienten, aufgeschnürt und mit einem entsetzlichen Heißhunger von allen Dreien verkleinert. Da sie sich nun aber doch Suppe, Wein, einen Salat um jeden Preis von den Wirthen durch meine Vermittelung geben ließen, so hielten sie diese Gegenstände für kleine Nebenzugaben, und sträubten sich mit einem beleidigenden Geize, die geforderten Summen zu entrichten. Dazu kamen die ewigen Klagen über die Zimmer, und besonders über die Betten, welche Adelaiden viel zu klein waren. Glaubt ihr, daß man diese kleinlichen Tracasserien drei Tage aushalten kann! Adelaidens Geiz und Schmutz waren unausstehlich, und ich sprach vor Grätz einen halben Tag lang nicht mit ihr.

Erst bei der Einfahrt in die Hauptstadt Steiermarks zwang mich ein ritterliches point d'honneur, der Hülflosigkeit meiner beiden Gefährtinnen beizuspringen. Doch wer hatte mir gesagt, daß sie sich verlassen, schutzlos und anständig benehmen würden? Sie konnten auf einer Reise von Bologna nach Ancona nicht sicherer seyn; sie kommandirten, sie lärmten, der Kutscher fluchte, der Spatz in seinem Vogelbauer flatterte, und nur der faule Hund und der noch faulere Alessandro duckten sich verlegen auf dem Vordersitz des Wagens. Es war schon Abend und Adelaide wollte sich mit keinem Gasthofe zufrieden geben. Der rothe Ochs, die weiße Gans, das goldene Roß, ja selbst der Kaiser gefielen ihr nicht. Bald war der Eingang schmutzig, bald das

Zimmer finster; bald die Kost zu theuer, hier wollte sie für das verlangte Geld auch Wachslichter, dort silberne Leuchter erhandeln, und für alle diese Ausstellungen mußte ich den unermüdlichen Dolmetscher abgeben. Erst nach einer Revüe sämmtlicher Grätzer Gasthöfe kamen wir zu einem Zimmer, das in dem lezten und besten Hotel lag, am theuersten war, und genommen werden mußte, weil wir nichts Besseres und Wohlfeileres mehr zu besehen hatten. Ich brachte mit genauer Noth einen Kontrakt auf acht Tage zu Stande, und war froh, endlich auch für mich ein Zimmer und Ruhe zu finden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Lafayette's lezte Tage.

Wiederum ein Trauertag in Paris; aber diesmal war es eine sanfte Trauer und vielmehr ein stilles Bedauern, als ein bitterer Schmerz. Lafayette hatte schon seit einiger Zeit seine politische Laufbahn beschlossen; von allen Staatsgeschäften frei, konnte sich der gutmüthige Mann ruhig in dem Kreise der Seinen zu seinem bevorstehenden Tode bereiten, dessen Annäherung ihm keineswegs verborgen war. Wie glücklich, wäre er einige Tage nach der Julirevolution gestorben! Damals glaubte er am Ziele seiner innigsten, so lang gehegten Wünsche zu stehen; damals war er voll Fröhlichkeit und hatte sich so zu sagen wieder verjüngt. Er glaubte nun, seine Landsleute haben endlich errungen, wornach sie seit 1789 mit mehr oder minder Erfolg gestrebt, und die Epoche des goldenen Zeitalters sey nahe, und er freute sich höchlich, zu diesem Glücke beigetragen zu haben. Damals war er der gefeiertste Mann in Frankreich; sein Name war in dem Munde aller Bürger, in ihm personifizirte sich gleichsam die neue Revolution, nur er war der einzig populäre Mann im Staate, und einige Tage lang hing die neue Regierungsform fast nur von ihm ab. Er besaß aber nicht Kraft genug, um eine Revolution zu lenken; auch war er viel zu gutmüthig, als daß er Jemanden hätte seinen Willen aufdringen wollen. Seine an Leichtgläubigkeit grenzende vortheilhafte Meinung von den Menschen überhaupt überredete ihn, es werde von nun an Alles von selbst gehen, und der Wille Aller ziele nur auf Eines ab, auf das Wohl des Staates, auf die möglich freieste Verfassung. Alle, welche damals mit ihm frohlockten, hielt er für seine Freunde, Alle, welche ihn umringten, für seine Anhänger. Mancher bittern Täuschungen ungeachtet, welche er seit der ersten Revolution erlebt, hatte er doch nie den Glauben an die Redlichkeit der Menschen verloren, und nie denjenigen mißtraut, welche in seinem Sinne sprachen. Die lezte Täuschung war empfindlicher für ihn als die frühern, denn er konnte nun nicht mehr hoffen, sein schönes Traumgebilde verwirklicht zu sehen, und diejenigen, welche diesmal seinen Wahn zerstörten, waren gerade die Männer, welche mit ihm schon jahrelang zusammen gegangen waren und zusammen gestimmt hatten, oder junge Leute, in denen er Zöglinge und warme Anhänger vermuthet, und die nun mit Ungestüm schneller vorangeschritten, als er es wünschte, und auf seinen Zuruf nicht mehr hörten. Er wurde von eben denen hintangesezt, denen er zur Macht verholfen, die er der Nation empfohlen hatte; er wurde seines Einflusses, seiner Würden beraubt, weil man es für gefährlich hielt, den allzu zugänglichen Mann einen Theil der Staatskräfte lenken zu lassen. Er mußte mit Schmerzen sehen, daß die Revolution eine andere Richtung bekam, als er gehofft, und daß die Vortheile, welche er seinen Landsleuten hatte verschaffen wollen, verloren gingen, ja daß Mißbräuche, die er schon ausgerottet wähnte, frisch wieder emporschossen, als ob kein gewaltiger Sturm darüber hergegangen wäre. Er hatte geglaubt, sich mit seiner Nation in eine neue Sphäre versezt zu haben, und er war nicht vermögend, zu verhindern, daß sie nicht zum Theil in die alte zurücksank, aus welcher man sie mit so großer Mühe herausgerissen. Er empfand dies bitter, und hatte nur noch kummervolle Tage. Vor zwei Monaten bekam er einen auffallenden Beweis von dem gänzlichen Schwinden seines alten politischen Einflusses; damals nämlich, als die Deputirtenkammer den von der Regierung gemachten und von Lafayette so lebhaft unterstüzten Antrag verwarf, Nordamerika für seinen in der Schifffahrt erlittenen Verlust mit 25 Millionen Franken zu entschädigen. Nächst Frankreich lag Lafayette sein liebes Nordamerika vorzüglich am Herzen; fast möchte man glauben, es sey ihm eben so lieb gewesen, als sein Vaterland. Diesen seiner Meinung nach so billigen Vorschlag nicht einmal mit Hülfe der Regierung durchsetzen zu können, war ein empfindlicher Schlag für ihn. Nun fühlte er, daß er weder für Frankreich, noch für Amerika mehr etwas thun könne. Sein Ende nahte schnell heran; in seinen lezten Tagen soll er noch die Ueberzeugung geäußert haben, daß es nicht so bleiben werde, wie es jezt ist, und daß das Ziel, dem er vergebens nachgestrebt, von dem jezt auflebenden Geschlechte zulezt doch werde erreicht werden.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Räthsel in Nr. 148:

Schläge, Schläger. Dach, Dachs. Fluch, Flucht. Schuh, Schuhu. Ba! Bav. Bro, Brow. Du, Dux (Schloß in Böhmen). Agle, Agley. Po, Pöz.

Rumpf-Charade.

Zu Stand, Uhr, Garten, Reich und Zucht,
Zu Teppich, Blatt, Kohl, Zwiebeln sucht
Den einzig rechten Kopf mir aus,
Dran paßt ein Glas auch, doch kein Schmaus.
Vom Reiche wißt: die drinnen wohnen,
Die tragen sämmtlich ihre Kronen,
Ein König zwar ist nicht darin,
Doch eine schöne Königin;
Schön steht die Uhr in weitem Saal,
Ihr Schlüssel ist der Sonne Strahl,
Doch ist es keine Sonnenuhr,
Hat auch von Zeigern keine Spur;
Ihr Auf- und Zugehn zeigt die Stunden,
Im Winter ist sie ganz verschwunden.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 155.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. Juni 1834.

— Magnae finis chartaeque viaeque.

Horat.

Reiseskizzen.

(Beschluß.)

Es war die höchste Zeit, wenn ich meinen Freund, den ersten Bassisten, noch auf dem Theater antreffen wollte. Ich suchte mich in den krummen Straßen von Grätz zurechtzufinden, und traf den Tempel Thaliens in einer Gegend, wo sich die planlosen Winkel und Ecken etwas lichteten und größern Gebäuden Raum gaben. Ich eilte auf das Scenar und stand zum ersten Male in meinem Leben hinter den Coulissen. Es gibt gewisse Oerter, welche ich niemals sehen mochte, selbst wenn mir die Gelegenheit dazu geboten wurde. Ich bin dem Ständehause eines Provinziallandtags, einem collegialischen Sitzungssaale, den Coulissen eines Theaters immer aus dem Wege gegangen. Es müssen durchaus einige Dinge übrig bleiben, welche man nicht sieht, um von ihnen eine bessere Meinung zu erhalten, und einige andere, um seiner Phantasie etwas Nahrung zu verschaffen. Der Begriff: hinter der Scene, war immer für mich etwas abentheuerlich. Ich malte mir hinter jeder Coulisse den Ehrgeiz, den Neid, die Leidenschaft mit den grellsten Farben, stellte mir die Schauspieler mit ihren schlechtgelernten Rollen herumwandelnd vor, und bildete mir ein, die Ankleidezimmer haben alle keine guten Schlösser. An alle diese Dinge war in Grätz nicht zu denken. Während man auf der Bühne die Schlußscene aus dem zweiten Akte des Johann von Paris spielte, drängten sich Kinder, alte Weiber und hundert Connexionen der Theaterdienerschaft in das Zimmer hinein, welches die Dekoration gerade vorstellte. Dabei sah ich den Unternehmer des Theaters mit einem großen Stock umhergehen, um die Neugier, ehe sie sichtbar wurde, zurückzuhalten, um den Statisten und Choristen, welche gerade die Zubereitungen zu einem großen Mahle treffen sollten, allerhand Warnungen zuzurufen, daß sie keine dummen Streiche trieben, lebhaft handthierten und richtig intonirten, ja selbst um der Primadonna, welche jezt vortrat, um eine schmelzende Arie zu singen, mit seinem Stocke den Takt zu schlagen. Als der Vorhang fiel, lief das ganze geschminkte Choristenpersonal mit der Primadonna und Herrn Wild, dem berühmten Tenoristen, welcher gerade in Grätz gastirte, an mir vorüber. Mein Freund war nicht darunter.

Erst als ich am folgenden Morgen den festlichen Augenblick des Wiedersehens gefeiert hatte, dachte ich daran, mich um die Lage und Eigenthümlichkeit der Hauptstadt Steiermarks zu kümmern. Das Wetter war regnerisch und trüb, die Straßen blieben überall eng und finster, und so fand ich eben keine starke Aufforderung, meinen Erkundigungen mit Eifer nachzugehen. Obschon

es lächerlich ist, daß Grätz mit Wien wetteifern will, so läßt sich die Lebhaftigkeit und das muntere Treiben dieser Provinzialstadt doch nicht in Abrede stellen. Eine große Anzahl von Beamten, ein zwar nicht sehr reicher, aber doch stolzer Adel, die stark besuchte Universität tragen dazu bei, den Flor und den Glanz derselben zu erhöhen. Man sagte mir, die hiesigen Studenten geben in den Zirkeln und im Parterre den Ton an, und ich glaubte es, weil sie zum großen Theil aus den Söhnen der angesehensten Familien bestehen. Sonst existirt allerdings eine Aehnlichkeit mit Wien, aber es ist nur die, daß man die Händln vortrefflich backt, Straußische Walzer spielt, ihnen die von Lanner und Morelly vorzuziehen anfängt, und es liebt, in die nahen Gebirge Ausflüge zu machen.

Am nächsten Tage brach endlich die Sonne durch die tropfenden Wolken, mit welchen der Horizont so lange bedeckt war. Ich schickte mich am Nachmittage an, den Berg zu besteigen, an welchen sich Grätz von allen Seiten lehnt. Hier oben hat man die herrlichste Aussicht in die steierischen Gebirge, auf welchen noch die geflohenen Nebel lagerten, und auf dem Gipfel selbst vielfache Abwechslung. Auf diesem Berge stand vor noch nicht langer Zeit eine starke Festung, welche die Franzosen von Grund aus zerstört haben. Nur einige Wachtthürme sind noch geblieben oder neu angebaut, von welchen aus die Feuersgefahren der Stadt beobachtet und durch Kanonenschläge angezeigt werden. Grätz legt sich wie ein Gürtel rings um diesen Berg, und kann bei einer solchen Planlosigkeit allerdings nur krumme und unregelmäßige Straßen haben. Als wir hinabstiegen, begegneten uns zahlreiche Spaziergänger, welche die auf dem Berge angelegten Wirthshäuser besuchten. Weiter unten war mir ein verworrenes, unartikulirtes Geschrei vor einem Hause am Fuße sehr auffallend; ich fragte meinen Freund nach der Ursache dieser thierischen Laute, und er versicherte, sie kommen aus dem Irrenhause, welches unglücklicherweise, selbst weit von der Stadt gelegen, immer noch nahe genug ist, um den Vernünftigen lästig zu werden. Das Geschrei war so schauderhaft, daß ich seiner Erklärung noch immer nicht Glauben schenken möchte.

Adelaide war mit den philharmonischen Notabilitäten von Grätz inzwischen sehr vertraut geworden. Ein Graf von Sch. hatte sich, trotz seiner Vierzig, zu ihrem Chevalier aufgeworfen, das Engagement mit dem Theater war eingeleitet, und sie war gewiß, in den ersten Tagen mit Wild im Kostüme ein Duett zu singen. Signor Carlo mußte auch hier wieder die Hand im Spiele haben. Ich mußte angeben, wie viel es schicklich sey, an Dukaten von der Direktion zu fordern, ich mußte in ihrem Dienste als Schriftsteller auftreten, einen Artikel für die Grätzer Zeitung schreiben und ein Amt verrichten, das ich doch auf einige Monate verschworen hatte. Als ich Adelaiden am Abende aus Zampa, den Wild sang, und dessen mittelmäßige Musik ihr trefflich gefiel, in unser Hotel zurückgeleitete, schwatzten wir viel von unserem Wiedersehen in Berlin, und sie versicherte in später Nacht beim Abschied, daß Allessandro in der Mitte Oktobers in Berlin den ersten Gang machen würde, um meine Adresse aufzusuchen. Es ist Oktober, es ist November, Adelaide ist verschollen. Keine Zeitung hat von ihr gehört, keine Sängerin ist auf ihren Ruhm eifersüchtig. Selbst Bäuerles Theaterzeitung, welche doch so gewissenhaft ist in den Berichten über die unbedeutendsten Winkel- und Dilettantenkonzerte, selbst diese hat von Adelaiden nie etwas vernommen. Wo blieb sie? wo blieb der Sperling ihrer Mutter? Ich kann nur einer einzigen Vermuthung Raum geben, welche in dem gefühlvollen Herzen irgend eines österreichischen Großen und in Adelaidens schwärmerischem Auge ihre Veranlassung findet. In einigen Tagen trifft Wild in Berlin ein, und ich hoffe, bei ihm eine Aufklärung zu finden.

In der dreitägigen Reise von Grätz bis Wien herrschten zwei Perioden, die dunkle, regnerische steiermärkische, und die freundliche, sonnige österreichische. Welch überraschende Veränderung, wenn man von dem steilen Semmering, den steirischen Thermopylen, in das blaue, fruchtbare Oesterreich herabsteigt! Erst ein finsteres, unfruchtbares, kaltes Land, in welchem die Kirschen jetzt reiften, Wege, wo die Wagen im Morast stecken bleiben, Flüsse, deren Wirbel die Schiffer mit Gefahr passiren, Menschen, klein, unansehnlich, kropfig, kurz ein so trauriger Anblick, daß die Durchzüge aus Gallizien kommender Polen, welche in Triest nach Nordamerika eingeschifft werden sollten, recht zu ihm paßten; dann aber Oesterreich mit seiner regen Betriebsamkeit, weiten fruchtbaren Feldern, schönen Landstraßen und frohen Menschen. Als kurz hinter dem Semmering und den Eisenhämmern, welche von den herabgeleiteten Quellen bewässert werden, der Mond aufging, schien er mir so hell zu glänzen, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. So sehr gewöhnt sich das Auge an seine düstern Umgebungen, wenn sie nach vielen Tagen immer dieselben bleiben. Um so auffallender mußte es seyn, die Gegend von Wienerisch-Neustadt bis Wien selbst so kahl und unfruchtbar anzutreffen. Hier liegt so viel Sand, von ärmlichem Haidekraut spärlich punktirt, daß sich die Fuhrleute ihre eigenen Wege machen, und lieber den Furchen vorangegangener Wagen nachfahren, als der Landstraße. Weiterhin tritt an die Stelle des Sandes ein staubiger Lehmboden, der sich bis gegen Wien selbst hinzieht. Man muß der Hauptstadt schon ziemlich nahe seyn, ehe man dem Rufe ihrer glücklichen Lage Glauben

schenkt. Die Sonne hatte sich schon halb am Horizonte wieder gegen Westen gesenkt, als ich bei der Spinnerin am Kreuz den ersten Blick auf das wirre Gewühl des unermeßlichen Wien warf. Der Stephansthurm ragte aus dieser bunten, von der Sonne erleuchteten Häusermasse mit fester, sorgloser Sicherheit heraus.

Hier nehme ich vom Leser Abschied, und danke ihm für die Geduld, mit welcher er über zweihundert Meilen mit mir im Fluge machte. Alle meine Irrthümer wird mein Freund, der vielgenannte Autor, in einem großen, dicken Buche berichtigen, welches schon seit acht Wochen unter seinen Händen wächst. Was ich aber selbst noch in Wien, in den böhmischen Wäldern, welche alle abgebauen sind, in Prag, wo der Kaiser gerade Audienz gab und der junge Bordeaux beim Spielen das Fläschchen zerbrach, in welchem das Jordanwasser des Herrn Chateaubriand, des Commis Voyageur seiner Mutter, vor seiner Taufe enthalten war, in Töplitz und in Dresden bis Berlin erlebte, das Alles sind Gegenstände, über welche ich arbeiten will, wenn mir einst die Erfindungen und die Ideen ausgehen sollten, oder es mißlich ist, über andere Dinge zu schreiben.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

Krüge.

Der Brunnen von Niederselters lag vor mir, kaum eine Viertelmeile vom Dorf. Als ich durch das große Thor in der steinernen Mauer trat, welche etwa acht Morgen Landes einfriedigt, that sich mit einemmal eine so seltsame Scene vor mir auf, daß mir Anfangs nicht anders war, als ich habe eine neue, von braunen steinernen Krügen bevölkerte Welt entdeckt; denn wo man hinblickte, sah man dergleichen rasch von einem Winkel der Anstalt zum andern wandern, sah man sie hier in ganzen Heeren auf dem Boden aufgestellt, dort in ungeheuern Lagern übereinander geschichtet. Solche Menge, solch ein Wirrwarr von Krügen geht über alle menschlichen Begriffe, und ehe ich mich so weit fassen konnte, meine Aufmerksamkeit Einzelnem zuzuwenden, blieb ich ein paar Sekunden mit aufgehobenen Armen im höchsten Erstaunen stehen. Ich ging auf einen großen, runden, mit Schiefer gedeckten, auf Pfosten gestellten und von allen Seiten offenen Schuppen zu, und befand mich an der einzigen Quelle, aus welcher jenes hochberühmte Wasser nach allen Gegenden der Welt, nach Ostindien, Westindien, in die Länder des Mittelmeers, nach London, Paris, und in alle Städte Deutschlands verführt wird... (Der Verfasser beschreibt hier den Mechanismus des Füllens, Verkorkens, Verpichens der Krüge durch Weiber und Männer.)

Diese Reihe von Operationen erscheint, wenn man eine nach der andern beschreibt, allerdings sehr einfach; man muß aber nicht vergessen, daß Alles zumal vor sich geht; und wenn man bedenkt, daß ein dreiarmiger Krahn von drei Uhr Morgens bis sieben Uhr Abends unaufhörlich, die Eßstunden ausgenommen, siebzig Krüge auf einmal heraufzieht, so sieht man leicht, daß, griffe nicht Alles so vortrefflich in einander, hie und da eine Abtheilung entweder mehr zu thun bekäme, als sie von der Hand schaffen könnte, oder aber müßig dastände; aber nein, nicht Eines braucht zu hudeln oder zu feiern, die Maschinerie geht wie von selbst, und der eigentliche Wahlspruch für diesen Platz ist des alten Goethe's: ohne Hast, ohne Rast. *)

Es schlug sieben Uhr, da ward eine Glocke angezogen, zum Zeichen, daß jezt Feierabend sey, und plötzlich stockte der ganze Prozeß; ein paar Sekunden lang liefen die Arbeiter, wie ein verstörter Ameisenhaufen, nach allen Seiten wirr durcheinander, aber über ein Kleines war Alles auf und davon. Eine kleine Weile ließ ich einsam das Gesehene noch einmal an mir vorübergehen und machte mich dann auf, mich nach einem Unterkommen für die Nacht im Dorf, oder vielmehr in der Stadt Niederselters umzusehen; aber nicht sobald hatte ich, wie ich mir fälschlich einbildete, den Krügen Lebewohl gesagt, als, gleich Birnams Wald auf Dunsinan, Krüge in allen gedenkbaren Stellungen auf mich anrückten. Sämmtliche Einwohner von Niederselters genießen, scheint es, zu Hause dieses erfrischende Wasser; weil aber der Brunnen den ganzen Tag über vom Herzog in Beschlag genommen ist, können Privaten sich nur vor oder nach dem Tagewerk versorgen. Sobald daher die Abendglocke läutet, wird jedes Kind im Dorf mit leeren Krügen zum Brunnen geschickt, und diese abentheuerliche Legion kam jezt auf mich los. Die Kinder sahen wahrhaftig nicht anders aus, als wären sie aus Krügen gemacht; einige trugen Pyramiden davon in Körben auf den Köpfen, andere hatten sie vorne und hinten über den Schultern hängen, noch andere trugen sie an Riemen um den Leib, die Hände voll hatten ohnehin alle, und kleine Buben, welche kaum gehen konnten, kamen einher mit einem einzigen Krug in den Armen. Ja, zu Niederselters bedeutet ein Kind so viel, als ein Wesen, das durchaus unfähig ist, einen Krug zu tragen; Reife und Mannhaftigkeit beweist man mit Krügen, ein starker Mann rühmt sich, daß er so und so viel tragen kann, und ein völlig abgelebtes Wesen ist so viel als eines, das hienieden — keine Krüge mehr trägt.

---

*) Der Engländer will sagen: ohne Rast und Ruh.

Die Straße, die zum Brunnen führt, und die Gräben sind buchstäblich mit Scherben besäet; und wenn der Leser vollends hört, daß in Niederselters Krüge nicht nur gefüllt und versendet, sondern gar **gemacht** werden, so wird er gestehen, daß kein Reisebeschreiber diesem Ort sein Recht kann widerfahren lassen, ohne daß in jeder Zeile seiner Beschreibung zum allerwenigsten einmal das Wort Krug vorkommt. In Niederselters wird von Krügen gepredigt: das Leben, heißt es da, ist ein ganzer Krug, der Tod ein zerbrochener; ein Alberner ist ein leerer Krug, ein Trunkener ein lecker Krug, und ein gut gezogener Mensch, der sich aller Orten und in jeglicher Gesellschaft sehen lassen kann, ist nichts anderes als ein verpropfter, verpichter und mit dem Wappen des Herzogs von Nassau gestempelter Krug.

Lieder von Karl Mayer.

Der Vogel auf dem Wiesengras.

Vögelein, nicht Baum und Wald
Suchst du dir zum Aufenthalt.
Blumenstengel geben Rast
Deinen zarten Füßen;
Eine gern getragne Last,
Wiegen dich die süßen.

Die Mißlaute.

Axtschläge durch den Eichwald hallen
Und Schüsse im Gebirge fallen:
Mißtöne für ein Dichterherz!
Sie künden Wald- und Wildesschmerz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Lafayette als Staatsmann. Sein Nachlaß.

Lafayette ist gestorben wie ein Philosoph aus dem Alterthume, mit Würde, Ruhe und mit beständigem Hinblick auf sein Vaterland. Es wäre zu wünschen, daß diejenigen, welche seine politischen Meinungen als überspannt tadeln, es so liebten, wie er es geliebt hat. Vor Allem aber ist seine große Humanität zu loben; dieser verdankte er die allgemeine Popularität und das beständige Zuströmen von Fremden aus allen Gegenden. Er war ein ächter Weltbürger; ihm lag das Wohl und Weh aller Völker am Herzen, in ihm fanden die Verfolgten aller Länder einen Schutzredner, einen Freund. Er ist die unwandelbare Stütze von hundert, ja tausend Flüchtlingen gewesen, und sein Salon war der ächt kosmopolitische in Paris. Besonders für Amerikaner war sein Haus ein Sammelplatz, für sie ist sein Tod ein unersetzlicher Verlust in Frankreich; wo würden sie auf dem ganzen Festlande die Gastfreundschaft wiederfinden, die ihnen in dem Hause eines von zwei Welttheilen gleichgeachteten Bürgers zu Theil wurde? Als Redner zeichnete er sich durch seine humanen, stets das Wohl der Menschen bezweckenden Gesinnungen und durch seine Urbanität aus, die er auch in den lebhaftesten Debatten beizubehalten wußte. Hierin that er es den meisten seiner Kollegen zuvor, und gab auch den Rednern der Regierung ein gutes Beispiel, das sie nicht immer befolgten. Wenige Zeitgenossen sind mit einer so großen Menge merkwürdiger Personen aus allen Welttheilen in Berührung gekommen, als er; er hätte daher höchst interessante Memoiren schreiben können; zwar nicht in politischer Hinsicht, denn er war nicht unbefangen und auch wohl nicht geisteskräftig genug, um die Staatsbegebenheiten von einem hohen Standpunkte zu beurtheilen; allein da er außerordentlich viel gehört, gesehen und erlebt hat, so hätte er auch sehr viel erzählen können. Er muß eine übergroße Menge von Briefen besitzen, worunter für Frankreich besonders diejenigen wichtig sind, welche ihm während der Revolutionen von Leuten geschrieben worden sind, die sich damals auf seine Popularität stützten, um emporzukommen, hernach aber, als sie diese Stütze nicht mehr brauchten, dieselbe gleichgültig fallen ließen. Es scheint, die Familie hat gefürchtet, man möchte ihr diese Briefe unter irgend einem Vorwande entreißen; denn schon mehrmals hat es sich nach dem Tode einflußreicher Staatsmänner ereignet, daß die von ihnen nachgelassenen Papiere, besonders Briefe, eigenmächtig aus ihrer Nachlassenschaft entfernt wurden, unter dem Vorwande, sie gehören dem Staate zu. Auf andere Weise ist eine bedeutende Sammlung von Briefen weggekommen, welche von den verschiedenen Fürsten Europas an Napoleon zur Zeit seiner höchsten Macht geschrieben worden waren. Diese hätten in's Staatsarchiv niedergelegt werden sollen, wie es die Absicht Napoleons zur Zeit seiner Abdankung war. Leider geriethen sie aber durch die Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit der Bourbonen in Privathände, und ein gieriger Spekulant verkaufte sie zu London an einen fremden Gesandten, welcher in seinem eigenen Namen oder in dem seines Herrn den Mächten, von denen die Briefe herrührten, diese Beweise ihrer ehemaligen Unterwürfigkeit zurückschickte und sie damit alle auf eine höchst angenehme Weise überraschte. Wahrscheinlich sind diese merkwürdigen Dokumente jezt alle vernichtet und für die Nachwelt verloren. Die Lafayetteschen Dokumente mögen wohl nicht dieselbe Wichtigkeit haben; indessen können sie noch manche Personen beschämen. Dies ist jedoch nicht der Hauptgrund, weßhalb ihre Bekanntmachung zu wünschen wäre. Sie müssen manchen Aufschluß über Begebenheiten der neuern Zeit enthalten und die Persönlichkeit vieler merkwürdigen Männer besser kennen lehren. Wahrscheinlich werden sie auch bald erscheinen, und da die Presse völlig frei und die Familie des Verstorbenen ganz unabhängig ist, so steht nicht zu fürchten, daß etwas Wichtiges davon wird unterdrückt werden. Die Beerdigung des berühmten Generals hätte ein populäreres oder nationaleres Ansehen haben können; da jedoch sein Tod so kurz auf die Empörung im April folgte, so war es nicht zu erwarten und auch nicht rathsam, daß die Trauerceremonie anders veranstaltet würde, als geschehen ist.

Dg.

Auflösung der Rumpf-Charade in Nr. 154:
Blumen-Stand, Blumen-Uhr ꝛc.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 66 und Monatsreg. Juni.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.





